





Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juli 1833.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Eilendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz, in Nauplion.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard.
Gesenius, in Halle.
Goldfufs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Erlangen.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Usteri, in Bern.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher No. 1—20.

Anzeigeblatt No. 1.

L i t e r a r i s c h e   A n z e i g e n.

Berlin, im Verlage von *Duncker* und *Humblot* erscheinen:

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's
W e r k e.
Vollständige Ausgabe

durch

einen Verein von Freunden des Verewigten:

D. *Ph. Marheinecke*, D. *J. Schulze*, D. *E Gans*, D. *Lp. v. Henning*, D. *H. Hotho*, D. *K Michelet*, D. *F. Förster*.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf.

---

16 bis 18 Bände gr. 8. in zwei Ausgaben.

Subscriptions-Preise für das Alphabet oder 24 Bogen,

für die Abnehmer sämmtlicher Abtheilungen:

Druck-Velin-Papier . . . . 1¼ Thlr.
Schreib-Velin-Papier . . . . 2 Thlr.

für die Abnehmer einzelner Abtheilungen:

Druck-Velin-Papier . . . . 2 Thlr.

Die Ausgabe auf Schreib-Velin-Papier wird nicht vereinzelt.

Fertig sind bis jetzt *drei* Lieferungen, welche enthalten:

Bd. I. Philosophische Abhandlungen; nämlich: 1. Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjektivität, in der Vollständigkeit ihrer Formen, als Kantische, Jacobische und Fichtesche Philosophie. — 2. Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie. — 3. Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. — 4. Ueber die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts, seine Stelle in der praktischen Philosophie, und sein Verhältniß zu den positiven Rechtswissenschaften. Herausgegeben von D. *K. L. Michelet.* 28½ Bogen.

Bd. II. Phänomenologie des Geistes; herausgegeben von D. *J. Schulze.* 39 Bogen.

Bd. VIII. Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse; herausgegeben von D. *Ed. Gans.* 29 Bogen.

Bd. XI. XII. Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Daseyn Gottes. Herausgegeben von D. *Ph. Marheineke.* Zwei Bände. 55¼ Bogen.

Bd. XIII. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgegeben von D. *K. L. Michelet.* Erster Band. 27¼ Bogen.

Diese 3 Lieferungen kosten bei Abnahme sämmtlicher Abtheilungen:

Ausgabe auf Druckpapier . . . . 11¼ Thlr.
Ausgabe auf Schreib-Velinpapier . . . . . 15 Thlr.

Die Subscriptions-Preise bei Abnahme einzelner Abtheilungen haben aufgehört. — Dagegen haben wir uns entschlossen, jedes der erschienenen Werke einzeln abzugeben und zwar zu folgenden Preisen:

Philosophische Abhandlungen . . . . 3 Thlr.
Phänomenologie des Geistes . . . . . 4 Thlr.
Grundlinien der Philosophie des Rechts 3 Thlr.
Vorlesungen über die Philosophie der Religion; nebst der Schrift über die Beweise vom Daseyn Gottes. 2 Bände. . . . . 5¾ Thlr.
Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 3 Bände (deren 2r 3r Band noch rest.) 9 Thlr.

Die vierte Lieferung der „Werke" wird zur Michaelis-Messe d. J erscheinen und enthalten:

Bd. III. Logik; herausgegeben von D. *Lp. v. Henning.* Erster Band.

Bd. XIV. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie; herausgegeben von D. *K. L. Michelet.* Zweiter Band.

Für die folgenden Lieferungen bleiben dann noch übrig:

Bd. IV. V. Logik. Zweiter und dritter Band.

Bd. VI. VII. Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; herausgegeben von D. *Lp. v. Henning.*

Bd. IX. Philosophie der Geschichte; herausgegeben von D. *Ed. Gans.*

Bd. X. Aesthetik; herausgegeben von D. *H. Hotho.*

Bd. XV. Geschichte der Philosophie Dritter Band.

Bd. XVI. u. folg. Vermischte Schriften; herausgegeben von D. *F. Förster.*

An Band I. der „Werke" schließt sich an:

Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen, von D. *K. L. Michelet.* gr. 8. Druckpapier ½ Thlr. — Schreib-Velinpapier ⅔ Thlr.

Ferner ist bei uns erschienen:

Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von *Karl Friedrich Göschel.* gr. 8. Druckpapier ¾ Thlr. — Schreib-Velinpapier 1 Thlr.

In dieser Schrift ist zum erstenmal der Versuch gemacht worden, die gesammte speculative Philosophie übersichtlich zusammenzustellen und dem Verständnisse näher zu bringen; sie kann so den *Hegelschen* Schriften zum Schlüssel dienen. Zugleich aber werden in der Darstellung des Verhältnisses der Philosophie zur Zeit, die theologischen, politischen, juristischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen, historischen, ästhetischen und philologischen Richtungen des Tages zur Sprache gebracht.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

I.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse. (Goethe's nachgelassene Werke. Achter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1833. 12.*)*

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren liegt zwischen dem Erscheinen der früheren Theile von Goethe's Lebensbekenntnissen und der Herausgabe dieses vierten, mit welchem nun das Ganze leider schon sich abschliefst. Diese Zwischenzeit hat uns sonstige Mittheilungen aus Goethe's Leben, gehalt- und anmuthvolle Berichte von Reisen, Feldzügen, litterarischen und geselligen Thätigkeiten aller Art, reichlich zukommen lassen; doch konnte keine dieser Gaben uns für den abgebrochenen Erzählungsfaden schadlos halten, den wir so lange vergebens hofften in dem zusammenhängenden und ausgearbeiteten Vortrage von *Dichtung und Wahrheit* fortgeführt zu sehen. Nun sind diese Hoffnungen erfüllt, und schöner und gröfser, als wir es denken konnten; dieses kleine Bändchen, dessen fünf Bücher kaum die Hälfte des Raums einnehmen, welchen die gleiche Zahl solcher Abtheilungen früher abmafs, erweist sich als ein Juwel, das im geringsten Umfange den gröfsten Werth zusammenfafst. Frühere Worte, je das Erscheinen der einzelnen Theile dieses Werkes nah begleitend, haben die seltnen und eignen Vorzüge desselben für die damaligen Leser anzudeuten gesucht, und wenigstens den heifsen Dank und Eifer ausgesprochen, mit welchen der Eindruck und Gewinn eines solchen Buches ein zustimmendes Gemüth erfüllt hatte. Nach so langjähriger Unterbrechung vermag nun noch immer die nämliche Berichterstattung, die dem schon weit entlegenen Anfange sich beigesellte, auch den Schlufs aufzunehmen, und wie der grofse Zwischenraum den Sinn und die Gestalt des Autors noch unverändert als dieselben hervorgehen läfst, so nimt auch noch jetzt unverändert derselbe Antheil und Eifer das Wort, und darf in diesem Falle gleich zuvörderst die Gunst bemerklich machen, welche mit der Treue der Gesinnungen hier zugleich die der äufserlichen Umstände so weithin hat bewahren mögen.

Ein kurzes Vorwort erinnert den Leser an die Nothwendigkeit, in welcher sich der Autor bei seiner Betrachtungsweise befindet, die Zeitfolge der äufserlichen Ereignisse bisweilen einem höheren Zusammenhange der geistigen Bestandtheile unterzuordnen, und so macht er auch gleich bemerklich, dafs die hier fortgesetzte Erzählung nicht grade das Ende des vorigen Buches, sondern vielmehr dessen Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufnehmen und weiterweben soll. Hierauf eröffnet sich der eigentliche Vortrag mit einem heiteren Blick auf die glücklichen Verhältnisse und Einflüsse, welche für den jungen Mann zuletzt dahin zusammengewirkt, nach manchen Kämpfen und Zweifeln, einen äufseren und inneren Frieden hervorzubringen. Solche Ruhepunkte sind die Höhen, die Haltungs- und Kräftigungsmomente des Lebens, das aber seiner Natur nach in ihnen am wenigsten zu weilen vermag, und so sehen wir auch hier diesen Frieden, kaum angedeutet, sogleich wieder zu wachsender Bewegung übergehen. Schon das philosophische Nachdenken, welches sich den Büchern und der Lehre des Spinoza widmet, und hiebei Beruhigung und Klarheit findet, vermag in diesem Kreise der Spekulation nicht lange auszudauern, sondern eilt, den Ertrag und die Gestalten desselben dichterisch anzuwenden. Was hier über Spinoza so schön als tief aus unmittelbarer Lebenserfahrung ausgesprochen ist, wird für jede künftige Betrachtung dieses gegen die Welt in immer von Zeit zu Zeit erneutes Mifsverständnifs untertauchenden Philosophen ein unverlöschbares, willkommenes Licht bleiben, und darf

einigermaſsen dafür trösten, daſs uns die Ausführung des so reizend als erhaben zu denkenden dichterischen Gebildes von einem Besuche des ewigen Juden bei Spinoza hat entgehen müssen. Die innige Verknüpfung, welche bei Goethe alles und jedes mit seinem produktiven Talente hat, führt ihn mit leichter Wendung aus den dunkeln und schauerlichen Tiefen wieder auf die heitre Bahn seines dichterischen Treibens, wo sich aber auch sogleich, durch fremdes Eingreifen in sein Autorrecht, durch unbefugtes Herausgeben und Nachdrucken seiner Schriften, ein widerwärtiger Zwiespalt öffnet, den er zwar für diesmal durch ein lieblich-kräftiges Gedicht wohlgemuth abthut, dessen Grund aber auch in der Folgezeit noch oft in wechselnden Miſsverhältnissen störend fortgewirkt hat.

Nach Erwähnung von ein paar muntern, den Geist und Anblick Goethischer Jugend leicht und lebhaft bezeichnenden Vorgängen, finden wir uns zu glänzender Gesellschaft eingeführt, und hier einem holden Wesen gegenüber gestellt, dessen Lieblichkeit uns fesselnd anleuchtet, noch ehe wir durch den Namen Lilli erfahren, welch schon bekanntes Gebiet anmuthiger Bezauberung uns aufgenommen. Nun kann wohl von höchstem Lebensgefühl, von reichstem Gewinn der Tage, von Glück und Segen die Rede sein, aber an jenen äuſseren und inneren Frieden, welcher sich anfangs verkündigen wollte, ist nicht mehr zu denken, und an seiner Statt waltet die erregteste Leidenschaft, von allem Wechsel begleitet, den sie erst im innern Leben entzündet, und dann unaufhaltsam auch in das äuſsere hinaustreibt. Bevor wir aber in diesen Zauberkreis völlig eingehen, doch schon mit dem ersten guten Eindruck desselben, läſst uns der Autor noch schnell die düstern und sehr betrübenden Verhältnisse zurücklegen, in welchen Jung-Stilling uns hier wiederbegegnen muſs. Mit diesen schweren, durch die angeknüpften Betrachtungen des Dichters zu den wichtigsten Bezügen erhobenen, und sogar im eignen Stoffe noch erheiterten Drangsalen schlieſst das sechszehnte Buch.

In dem siebzehnten Buche blüht, leuchtet und athmet ganz das Verhältniſs zu Lilli. Wir haben den Dichter von den frühsten Empfindungen, für welche das unschuldige Gretchen ihm Gegenstand sein muſste, mit Antheil und Mitgefühl zu den höheren Stufen begleitet, die nach und nach seine Neigung erstieg, und wir sind durch Friederikens liebliche Erscheinung mitschuldig der Unbeständigkeit geworden, die man dem Erlöschen oder Aufgeben früherer Neigung zum Vorwurfe zu machen pflegt. Nicht ganz so hell, und also minder gerechtfertigt, zeigten sich die ungenannten und wie es scheint in einiger Mischung durcheinander wogenden Leidenschaften, gegen welche Friederikens Bild zurückweichen muſste, und aus denen die Werther'schen Stimmungen sich nährten. Dagegen tritt nunmehr diese neue Leidenschaft in allem Glanz und in aller Kraft ihres vollen Uebergewichts und ihrer ureigenen Berechtigung auf. Wie gegen die aufhebende Sonne der schönste Stern, so muſs gegen Lilli selbst Friederike dahinschwinden, und da von Pflichten und Verbindlichkeiten, welche schon auſserhalb des Gebietes der Neigung liegen und dann oft unglücklich genug bedingend zurückwirken, hier glücklicherweise keine Rede ist, so darf der getroffene Sinn frei und froh dem neuen Lichte folgen. Daſs jede neue Regung in dem Dichter einen Fortschritt bezeichnet, immer nur einen höheren Gegenstand auch mit erhöhtem Gemüth erfaſst, dies thut ihn dar als der Liebe treu und der Wahrheit, in ihrer menschlich möglichen und gebotenen Entwickelung, welches eine höhere Treue ist, als die gewöhnlich dafür geltende äuſsere Beharrlichkeit bei einem zufällig ersten Begegniſs. Das Verhältniſs zu Lilli zeigt sich aber nicht nur reicher, tiefer und schöner, als alle früheren, sondern in der Reihe der Jugendneigungen auch als das höchste und letzte; ihm folgt kein ähnliches; was weiterhin von Neigungen und Leidenschaften „unseres Freundes" sichtbar wird, und gröſstentheils in Dichtungsgestalt für alle Zeiten zu verehrender, sinnender, lehrreicher Betrachtung dasteht, gehört einer neuen Folge an, worin andre Richtungen und Bezüge hervortreten, nicht geringeren Werthes, als die bisher dargelegten, aber von einem ganz verschiedenen Karakter, und daher mit jenem dargebotenen höchsten Lebensglücke, wofür Goethe selbst es erklärt hat, nicht zu vergleichen noch zu messen.

Der Verlauf dieser Liebesgeschichte, von dem ersten Sehen und Kennenlernen bis zur Verlobung, wohin diesmal die Sache wirklich gelangt, ist ein ununterbrochenes Gedicht, das den reizendsten und bedeutendsten Stoff in den schönsten Formen und Maſsen mittheilt, und gleichsam die beiden Endpunkte der Poesie zusammenschlingt; denn der Stoff ist ganz in dem Elemente seiner ursprünglichen Naivetät und Unschuld,

seiner idyllischen und lyrischen Naturfrische verblieben, und zugleich ist die Darstellung mit aller Kraft und Ueberlegenheit der höchsten, bewufsten und reifen Kunstschöpfung ausgerüstet. Achtzigjährige Weisheit und Uebersicht und fünfundzwanzigjähriges Feuer der Empfindung und des Geistes sind hier in lieblicher Gemeinschaft gegenwärtig; und beleben einander wechselseitig. Diese so zarten als gediegenen Blätter bilden in dieser Art ein Kleinod, das wahrhaft als einzig zu schätzen ist, dem keine Litteratur etwas Gleiches zur Seite zu stellen hat. An Schönheit, und Macht der Schilderung solcher innigen, lebenvollen und dabei flüchtigen Zustände, können nur einige der herrlichsten Blätter von J. J. Rousseau neben diesen noch zu nennen sein, aber an Geist und Reife schon nicht. Die Feier des Geburtstages von Lilli, die träumerische Wandernacht Goethe's, und andre solche Vorgänge, sind beinah scenische Idyllen mit plastischer und musikalischer Ausstattung geworden, und jeder Umstand und Bezug dieser glücklichen Tage ist in den goldnen Worten des Dichters zu einem selbstständigen kleinen Kunstwerk ausgeprägt. Die schon bekannten Lieder erscheinen fast neu, so sehr gewinnen sie selbst durch den Ort, wo sie nun stehen, und so sehr streuen sie Licht und Wärme auf ihre Umgebung aus.

Die Gunst der Wirklichkeit kann aber auch selten für dichterisches Erfordernifs so glücklich gefunden werden, wie hier der Fall ist. Die Lage von Offenbach, so nah bei Frankfurt, und doch abseits von dem gedrängten störenden Stadtleben, dabei selber im städtischen Werden begriffen, und schon in dieser Art gesellig, bei noch ländlichem Zuschnitt; die glückliche Mischung der Personen, ihr guter Zusammenhang, ihre nicht zu grofse Zahl, welche grade hinreicht, um den Schauplatz zu beleben, ohne ihn zu überdrängen; die eifrige Thätigkeit des heitern Musikers André, die antheilvolle Genossenschaft eines würdigen Ehepaars, des Pfarrers Ewald und seiner Frau; endlich die beiden Hauptgestalten selbst, die reizende Lilli und der schöne Jüngling Goethe, beide zu freier Entfaltung ihres reichen begabten Innern gegenseitig angezogen, und wenigstens eine Zeit lang allen Aeufserlichkeiten überlegen: diese Aufzählung allein schon läfst das beinah fertige Gedicht erblicken! Und doch ist es hier nur die wirkliche Wahrheit, welche zur Dichtung geworden, ohne ihre eigenste Gestalt aufzugeben. Wir haben hiefür ein besondres Zeugnifs beizubringen, das bei dieser Gelegenheit ausgesprochen sei. Vor vielen Jahren, als dieser Theil von Goethe's Leben noch nicht geschrieben war, pflegte der nun verstorbene Pfarrer Ewald, als Theilnehmer und Vertrauter jener Verhältnisse, uns seine Erinnerungen aus der glücklichen Zeit, die er als die schönste und belebteste seiner eignen Jugend mit froher Innigkeit gern zurückrief, vielfältig und umständlich vorzutragen, und seine Erzählungen, die sich bis zu den kleinsten Zügen und Bemerkungen verliefen, wie er denn auch die mannigfachen Gedichte an Lilli mit dem Ton und Ausdruck ihrer frühsten Recitation behalten hatte, bewirkten dem eifrigen und aufmerksamen Hörer durchaus denselben Eindruck, welchen er jetzt aus der von Goethe selbst gegebenen Darstellung empfängt, und durch alle Einzelheiten, deren er sich aus jenen Erzählungen erinnert, werden ihm sowohl die besondersten Züge als auch das Ganze dieses neuen Bildes auf das vollständigste und zustimmendste bestätigt. So dafs also auch bei diesem Theile von Goethe's Leben abermals das wichtige Wort Jacobi's gelten dürfte, der von den früheren in einem Briefe an Dohm sagt: „Ich mufs den Erzählungen Goethe's das Zeugnifs geben (ich erlebte ja so vieles mit!), dafs sie oft wahrhafter sind, als die Wahrheit selbst".

Die durch Erwiederung glückliche Liebe hatte anfangs keine Hindernisse, in ihrem Fortgange nur solche, die zu überwinden oder doch zu bestehen waren, und nahm aus ihnen, durch Vermittlung einer beiderseitigen Hausfreundin, Dlle. Delf, deren selbstwilliger Eifer in vorgesetztem Handeln trefflich bezeichnet wird, bald den Aufschwung zu der schönen Stufe, wo die Liebenden ihre Vereinigung gebilligt sahen, und sich als Braut und Bräutigam begrüfsen durften. Hier jedoch entwickelt sich in den Grundlagen der Verhältnisse, die nun näher vor Augen kommen, ein ernstlicher Widerstreit, der die schon vergönnten Hoffnungen trüb umhüllen mufs. Die Verschiedenheit der Lebenskreise, Gewöhnungen und Ansprüche, die sich vereinigen sollen, tritt für die nähere Betrachtung scharf und beängstigend hervor, und die Liebenden selbst, obwohl ihrer Neigung versichert, und ihr zu folgen entschlossen, fühlen es, dafs ihr bester Wille in den gegebenen Umständen wenig ausrichten könne, sondern lieber, mit Verzichtung auf alles Ueberkommene, einen ganz neuen Boden und Anfang des Lebens zu suchen

habe. Dies führt den Autor zu einer übersichtlichen Betrachtung der ganzen damaligen Weltlage, ihrer großen politischen Beziehungen, der Gestaltung der Standesunterschiede, der von diesen Bedingungen abhängigen Lebensaussichten, und insbesondre der ihm persönlich offenstehenden, wobei seine zwiefache Eigenschaft, die litterarische und bürgerliche, wiederholt zur Sprache kommt.

(Der Beschlufs folgt.)

II.

France provinciale. Revue des lettres et des arts. Avignon.

Diese seit dem September vorigen Jahres bestehende Provinzial-Zeitschrift, von einem Verein junger gebildeter Franzosen gegründet, schliefst sich mit einer sehr bewufsten Hervorhebung ihres besonderen Zweckes jenen originellen Bestrebungen an, die nichts anderes als eine intellektuelle Emancipation des provinziellen Frankreichs im Sinne haben, und in dieser Weise nicht nur in einer Art geistiger Opposition der universellen Alleinherrschaft der Hauptstadt gegenüber zu treten anfangen, sondern auch, um ihre eigne Selbstständigkeit zu befestigen, auf die Bedeutsamkeit ihrer provinziellen und lokalen Interessen sehr entschieden hinzuweisen bezwecken. Es sind in Kurzem eine nicht geringe Anzahl Französischer Zeitschriften, auch politische, in der Provinz entstanden, welche sogar durch ein zu ihrer Unterstützung in Paris selbst gebildetes Comité gefördert werden, aber so anerkennenswerth auch die Absicht aller dieser Unternehmungen ist, das vielfach vereinzelte und abgesonderte und in seiner Absonderung verödete Provinzialleben Frankreichs durch Erweckung eines allgemeineren wissenschaftlichen und litterarischen Verkehrs zu erhöhen und zu begeisten, so mufs man doch wünschen, dafs dies bald mit Aufwand noch bedeutenderer Kräfte geschehen möge, denn den einzigen Fonfrèda in Bordeaux, den geistreichen Herausgeber des *Mèmorial bordelais*, ausgenommen, dessen Stimme auch in Paris als eine mitzählende gehört wird, sind die Bestrebungen der übrigen provinziellen Litteratur noch theils zu einzeln, theils zu energielos geblieben, um entweder die beabsichtigte geistige Entthronung der Hauptstadt herbeizuführen, oder die intellektuelle Selbstständigkeit der Provinz kräftig genug vorzubereiten. Aber auch Fonfrède mufs es immer noch als einen kleinen Schatten in seinem Ruhm empfinden, dafs er in der Provinz lebt. Man sagt da immer noch: der Mann hat so viel Geist und Talent, er verdient in Paris zu leben!

Die Decentralisation Frankreichs wird sich schwerlich durch einige provinzielle Flugblätter erreichen lassen Der Gedanke ist zu kühn, weil die Mittel und Kräfte dazu zu schwach zu sein scheinen, denn das Centralisations-System beruht in Frankreich keineswegs blofs in einer äufserlichen und zufälligen Willkür, sondern es ist der in der Hauptstadt sich zusammenfassende Brennpunkt des Nationalcharakters, welcher sich dort nach seinen eigenthümlichsten Seiten hin in seiner geistigen Allgemeinheit entwickalt hat. Darum sagt Paris immer noch: ich bin Frankreich! und kann es sagen, weil es die Grundinteressen des Landes und Volkes nicht nur vertritt, sondern auch stets in sich zur Erscheinung gebracht hat. Die Geschichte Frankreichs ist immer in Paris gespielt worden, und wir sind der Meinung, dafs diese durch lange Jahrhunderte überlieferte Macht der Hauptstadt sich nur durch einen völligen Umsturz oder Umschwung aller Französischen Einrichtungen, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten dürfte brechen lassen. Indefs ist das Bestreben, die ungünstigen Einflüsse dieser Centralisation von den Provinzen abzuwenden, in Bezug auf diese immer ein wahrhaft humanes und patriotisches zu nennen, wenn es auch in Bezug auf Paris selbst nicht von vorn herein als ein siegreiches begrüfst zu werden Anspruch machen kann.

Namentlich die vorliegende *France provinciale* scheint ihre Tendenz, das Französische Provinzialleben durch geistreiche Auffassung und Beleuchtung der ihm angehörigen Elemente zu heben und interessanter zu machen, mit lebhaftem Eifer auszuführen. Sie wird in dieser Weise um so mehr wirken können, da es zu ihrem Plan gehört, sich der Politik ganz zu enthalten, und sie so wenigstens nicht Gefahr läuft, ihre Interessen an Parteizwecke des Tages zu verzetteln. Ja die Herausgeber, die mit begeistertem Selbstvertrauen an ihr Werk gehen, sprechen vielmehr die im Munde eines Franzosen neu klingende Hoffnung aus, dafs sich die politischen Parteien im Interesse für das Fortschreiten der Kunst und Litteratur des Vaterlandes allmälig versöhnt zusammenfinden werden, und wollen auch dies mit als eine Hauptseite ihres Strebens hervortreten lassen. Die uns mitgetheilten Nummern dieses in Monatsheften erscheinenden Journals enthalten einen Aufsatz über Goethe, von Aimé Royet, eine Lokalschilderung von Besançon, von X. Marmier, Reiseskizzen von Alphonse Rastoul, (dem Directeur des Instituts), einen Aufsatz über das Grabmal der Laura in Avignon, von demselben, eine Kritik der neuesten Englischen Romanlitteratur und Walter Scotts, von A. S. Moran, mancherlei provinzielle Lokaldarstellungen, und hin und wieder eingestreute Gedichte, Musikbeilagen, und vermischte Notizen, die eine mannigfaltige Unterhaltung gewähren. In der That begünstigen die Provinzen Frankreichs selbst, die in manchem Betracht so reich sind an geschichtlichen Monumenten, Naturmerkwürdigkeiten und nationellen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, ein Journal, das sich auf diesem Boden zu bewegen die Absicht hat, nicht wenig, und so wird es den Herausgebern nicht an Stoff zu Mittheilungen fehlen, welche immer in die von ihnen verfolgte Tendenz passend eingreifen. Soll jedoch jene intellektuelle Emancipation der Provinzen völlig entscheidend erfolgen, so müfste auch die Regierung selbst durch officielle Begünstigung der wissenschaftlichen Bildung in den Departements von oben herab erst mehr dazu thun.

№ 2.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse.

(Schlufs.)

Es braucht nicht versichert zu werden, dafs diese Schilderung durch Tiefe und Klarheit des Richtigeingesehenen und Treffendausgesprochenen abermals die ganze Meisterschaft darlegt, die wir in ähnlichen Ueberblicken der früheren Theile bewundert haben; die Biographie hat ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte nie schöner und gründlicher dargethan, und diese Abschnitte können als einzelne fertige Kapitel einer Deutschen Nationalgeschichte gelten, deren Ganzes noch fehlt, und lange noch fehlen wird. Die Stellung Goethe's im bürgerlichen Leben erscheint zwar gleich anfangs vortheilhaft und befriedigend, indem die doch engen Schranken, von welchen sie umgeben ist, dem Einzelnen kaum fühlbar geworden; allein die Bedeutung, welche er durch das Uebergewicht geistiger Fähigkeiten in einem allgemeinen Kreise mehr und mehr gewinnt, entbehrt des entsprechenden Ausdrucks in den äufsern Verhältnissen; die Wege der Litteratur gingen damals noch durch ödes Gefild, nur der eine Klopstock war auf ihnen als Dichter zu einer leidlichen Lebensstellung gelangt, und dabei hatte noch der religiöse Gegenstand seiner Dichtkunst entscheidend eingewirkt; für Goethe war eine solche Begünstigung nicht abzusehen, und seine praktische Tüchtigkeit in Geschäften, wie fertig und fruchtbar sie auch erscheinen mochte, versprach dafür keinen nahen Ersatz. Seine eignen Ansprüche, wie die seiner Geliebten, waren willig, sich in's Enge zu ziehen, um ein bescheidenes Glück zu gewinnen, welches allerdings der gröfsten Opfer werth schien. Allein im tiefsten Bewufstsein konnte man sich nicht verhehlen, dafs die Richtungen und Bilder, welche man aufgeben wollte, schon im Gemüth und Sinn unberechenbar eingedrungen sein mufsten, und auch jenseits des Weltmeeres, wohin der Blick sich gewendet hatte, unheimlich Störendes befürchten liefsen. Die Ferne als solche lockte nicht, das Nächste an und für sich stiefs nicht ab; die beiden Bahnen, welche einzeln jedem heiter und angemessen waren, wurden erst durch ihre Vereinigung schwierig, und auch der Muth und das Selbstvertrauen der Jugend konnten durch die Bilder, welche sich herandrängten, beunruhigt werden. Dabei rief kein offner Widerspruch die Geister des Trotzes und Eifers in den Kampf; ihrem eignen Gange war die Sache überlassen, nur wohlwollende Warnung und verständiger Rath wirkten ein. So konnte es geschehen, dafs die schon verlobten Liebenden, ohne ausdrücklichen Zwang und fremdes Hindernifs, durch die leise, aber mächtige Wirkung der gefühlten Unvereinbarkeit ihrer unreifen und nicht einander entsprechend ausgestatteten Zustände, sich wieder trennen liefsen, indem sie wohl nicht in die Trennung willigten, aber sie werden sahen und anerkannten. Dieser ganze Hergang, welcher im Wesentlichen für das Verständnifs keine Dunkelheit behält, ist gleichwohl von dem Autor in den einzelnen Zügen mit einem zarten Helldunkel behandelt, welches nur eben verhindert, auf das Einzelne zu scharf den Blick zu heften, und diesen grade im Hingleiten über das Ganze die Bedeutung zu suchen nöthigt. Merkwürdig sind in diesem Betreff die Worte Goethe's, die er mündlich gegen einen Freund geäufsert, dafs die Tiefe und Zartheit seines Gefühls für Lilli noch auf die Schreibart und den Ton seiner Erzählung gewirkt, und er den leidenschaftlichen Gehalt dieses Verhältnisses keineswegs ausgesprochen habe; was denn insbesondre auch von diesem wunderbaren Auseinandergehen gelten mufs.

Die Empfindungen, welche den wiederkehrenden Kämpfen dieser nur allmählichen und im Augenblicke niemals unwiderruflichen Entsagung angehören, haben

durch den Dichter zum Theil ihren lyrischen Ausdruck empfangen. Schmerz und Trauer sind in diesen Gedichten aber stets von dem Eindruck einer gegenwärtigen oder doch erreichbaren Anmuth und Lieblichkeit überwogen, und auch bittrer Verdrufs wandelt sich in wunderliche Laune, so dafs das Glück und die Heiterkeit dieses Verhältnisses auch in diesem Betreff hervorragend bleiben. Ueberhaupt aber zeigt sich in Goethe's Poesie eine kräftige Steigerung, und es ist karakteristisch, dafs er, in Deutscher Vorzeit nach Anhalt und Beispiel umherblickend, nicht zu den Dichtern des Mittelalters zurückgeht, sondern bei dem derben und tüchtigen Hans Sachs stehen bleibt, wofür denn auch die gültigsten Erklärungsgründe gegeben werden. Die Wirkung dieses Meistersängers ist bei Goethe, dem er doch mehr Liebling als Muster sein konnte, lebenslänglich merkbar geblieben, und ein wesentliches Element seines ächt-deutschen Karakters. Wir können nur beklagen, dafs grade von dieser Art so manches verloren ist, andres nur in Andeutungen noch fortlebt, oder wenigstens für jetzt nicht mitgetheilt werden soll. Wir dürfen nicht verkennen, dafs auch das Grundgedicht des Goethischen Genius, welches keinem seiner Jahre und keiner der Epochen seiner Dichtung, sondern gradezu allen angehört und sie alle umfafst, dafs der Faust, wenigstens in seinen Anfängen, aus jenem Element hervorgeht. Mit diesem gröfsen Gegenstande finden wir den Dichter auch in jener Zeit erfüllt, indem er lebhaft vermifst, dafs die Gegenwart ihm weder die Stoffe noch die Formen anbietet, deren er bedarf, und die erst eine spätere Entwicklungsstufe bringen sollte.

Mitten in die mannigfachen Bewegungen jener Herzensunruhen und dieser dichterischen Angelegenheiten trifft der Besuch der beiden Grafen zu Stolberg, die mit dem Grafen von Haugwitz auf einem Ausfluge nach der Schweiz begriffen sind, und Goethe'n leicht zur Mitreise bereden. Ein lebendiges Bild wird uns von diesen in der Geschichte Deutscher Geistesbildung höchst bedeutenden Männern gegeben; wenige Auftritte, kurz und schlicht erzählt, stellen uns ohne Mühe auf den Standpunkt, wo uns so viele spätere Verwirrungen und Mifsverständnisse völlig begreiflich werden, mehr sagen uns ganze Bücher nicht, als diese wenigen Seiten klar machen. Goethe berichtigt und ergänzt die Anklageschriften von Vofs, ohne dafs er ihm eigentlich widerspräche. Wer die Zeiten und Zustände vergleichen will, mag zu lehrreichem Nachdenken veranlafst sein, wenn er die Jünglingsgestalt betrachtet, in welcher die nachher so gesetzten und gesetzlichen und hochverehrten Männer damals jene Gegenden durchstürmten, wo doch ein regeres Lebensfeuer schon minder aufzufallen pflegt. Die vor einigen Jahren vernommene Erzählung des Grafen von Haugwitz von manchen Vorgängen jener Reise möge hier abermals für die Treue der Goethischen Darstellung als ein Zeugnifs angeführt sein, indem sie, mit dieser sonst übereinstimmend, nur die geniale Persönlichkeit Goethe's heller leuchten liefs, als dessen eigne Nachrichten es wollen zu erkennen geben. Dafs der Ungestüm der Gefährten von andrer Art war, als die Genialität des auch nicht eben zaghaften Dichters, gesteht dieser selbst, wie auch, dafs er nicht ungern, was der Scharfblick des Freundes Merk richtig vorausgesehen hatte, auf der weiteren Wanderung sich von ihnen trennte. Einiges Verwundern und Lächeln mufs es hiernach wohl erwecken, wenn man gedenkt, dafs, nur ein Jahr später, der gute Klopstock den jüngern Stolberg nicht wollte nach Weimar reisen lassen, weil er für ihn die dortige Lebensart fürchtete, und in wehmüthiger Besorgnifs sich die Autorität nahm, den versprochenen Besuch desselben unglimpflich abzusagen. —

Merk, den wir eben genannt, erscheint ferner, wie in den früheren Theilen, als ein durch Karakter und Verstand eigenthümlich ausgezeichneter Mann, dessen Freundschaft und Denkart nicht ohne Einflufs auf Goethe bleibt. Sehr wäre zu wünschen, dafs die zerstreuten Blätter und Nachrichten, welche von diesem Manne noch übrig sind, zu rechter Zeit gesammelt würden, da es doch immer denkwürdig sein wird, die wirklichen Züge näher zu betrachten, von welchen einige dem Faustischen Mephistopheles verglichen werden konnten. Nächst diesem alten Bekannten finden wir in diesem Theile auch Goethe's Schwester wieder, und zwar nicht mehr im elterlichen Hause, sondern als Schlossers Gattin. Ihr Zustand in Emmendingen, das Verhältnifs ihrer äufsern und innern Bildung, die Wirksamkeit ihrer Eigenschaften, und besonders ihr Einflufs und ihre Macht über den Bruder, dem sie die Trennung von Lilli als unerläfslich einleuchten läfst, werden mit aufserordentlichen Meisterstrichen hingezeichnet, und während der Autor fast verzichtet, das schwierige Bild zu vollbringen, so ist es ihm unter dem Zweifel schon fer-

tig geworden. In solchen Zeichnungen offenbart sich der wahre Seher, dessen Auge die tiefsten und absonderlichsten Kombinationen, die sich zu dem Wesen eines Menschen vereinigen, durch sein Hinblicken auch sogleich für Andre sichtbar macht. Eben so vollendet sich uns auch das Bild Lavaters, der, allerdings schon ein andrer, als in dem dritten Theile, doch noch genug derselbe ist, um nicht einer ganz neuen Schilderung zu bedürfen. Liebenswürdig und ehrenwerth bleibt seine Person, dagegen erscheint sein physiognomisches Talent in fast dämonischer Macht, und sein religiöser Eifer überläfst sich mehr und mehr der Ueppigkeit eines warmen und überschwänglichen Dahinwallens, das ohne feste Gedankentiefe, und selbst ohne den erforderlichen Gehalt gelehrter Kenntnifs, bei aller hineingelegten Gefühlsstärke, sich zuletzt doch nur in Schwäche verliert. Sehr wichtig und beziehungsreich ist alles, was Goethe über die Lavater'sche Physiognomik sagt, und es wäre wohl der Mühe werth, jenes Werk und die ganze Richtung aus dem heutigen Standpunkte kritisch zu beleuchten, wozu die Mittel in Hegel's Phänomenologie reichlich gegeben sind. Die physiognomische Beschreibung der beiden Stolberg ist hier aus Lavater eingerückt, und mag den Reiz wecken, das Buch selber wieder zur Hand zu nehmen.

Von neuen Personen lernen wir in diesem Theile, aufser den bereits erwähnten, nicht viele kennen. Der alte Bodmer ist mit billiger Achtung als ein guter Alter dargestellt. Goethe's Freund Passavant tritt nicht bedeutend hervor. Die Markgräflichen Herrschaften in Karlsruhe werden nur im Vorübergehen, und daselbst auch der Herzog und die Herzogin von Weimar eben nur erwähnt. Hingegen erscheint Dlle. Delf, die vermittelnde Hausfreundin, noch zuletzt ausführlich in der ganzen Thätigkeit ihres Karakters.

Die Schweizerreise ist eine der glücklichen Schilderungen, wie sie Goethe'n so einzig gelingen, in welchen Naturanschauung, äufserliche Begebenheiten und Zustände, und die tiefsten Geistes- und Gemüthsstimmungen zu dem lebendigsten Gesammteindruck sich verbinden. Die Neigung zu Lilli begleitet den Wandrer in diese Berge, haucht ihm süfse Lieder ein, und reifst ihn zuletzt, da er schon im Begriff steht nach Italien hinabzusteigen, gewaltsam in das heimische Mainthal zurück. Zwar weifs er schon, und hat mit dem Verstande schon zugegeben, dafs die Geliebte nicht mehr ihm angehören soll, allein dem Herzen und den Augen gehört sie dennoch an, und der beglückende Umgang dauert fort, wenn auch unterbrochen und gestört. Der Kampf erhöht nur die Leidenschaft, sie ringt mit Möglichkeiten und Entschlüssen, sie strömt poetisches Leben aus, mit welchem sie auch das Störende sich unterordnet und aneignet; doch zwischen allem diesen wächst unaufhörlich die Trennung, bestärkt sich nur immer die Entsagung.

Wie schon mehrmals nimt auch jetzt den Bedrängten sein produktives Talent in Obhut; ein heitrer und fruchtbarer Zeichner Kraus regt die Kunstliebe nach dieser Seite zu praktischen Uebungen an und rückt durch seine Bilder nebenher die Weimarischen Verhältnisse nah und traulich vor den Sinn. Jedoch kann diese Lockung, da kein ächter Beruf ihr gesellt ist, nicht lange festhalten, und Goethe stürzt sich in sein eigentliches dichterisches Element; wir sehen den Egmont aus den Wogen emporsteigen, und zwar aus dem tiefsten Grunde einer grofsen, erschütternden Betrachtung über das Walten eines Dämonischen, das in Natur und Geschichte sich offenbart. Was über die Erfordernisse und die nähere Behandlung dieses grofsen dramatischen Stoffes erläuternd gesagt wird, mufs jeden nachdenkenden Leser willkommen anregen. Hier wird auch der diesem Bändchen vorgesetzte Spruch: *Nemo contra deum nisi deus ipse* als der Sache angehörig entwickelt und aufgestellt.

Nun aber wird dieser vielfach erfüllte Zustand nicht länger haltbar, die höchste Spannung drängt zu Entscheidungen, zu Entschlüssen. Was aufzugeben sei, steht fest; wohin aber nun Sinn und Muth sich wenden soll, darüber schwankt alles, und doch mufs der nächste Schritt die ganze Lebensfolge bestimmen. Die Neigung ist für Weimar entschieden, wohin die dringendsten Einladungen, die günstigsten Aussichten locken, vor denen aber der Vater warnt, und bemüht ist, das herrliche Bild Italiens vorzuschieben. Dieses Schwanken verlängert sich durch nothgedrungenes Abwarten nicht gerechneter Zufälle, und setzt sich sogar in die genommenen Entschlüsse hinein unangenehm fort, die Leidenschaft sucht in dem Aufschub noch einigen Gewinn zu fassen, der aber schon entrückt ist, und so erscheint gleichsam im Schlufschor aller Elemente und Motive,

welche dieses Leben zusammenbilden, die Hauptentwicklung desselben, wodurch, nach einem letzten Kampfe, der dem Spruche ahndungsvoller Neigung über alle Gegenrede warnender Verständigkeit und lockender Vorstellungen den Sieg läfst, unser Freund und Dichter endlich dem verheifsungsvollen Weimar zugeführt wird, wo sich die gröfsten und glücklichsten Schicksalsloose für ihn erfüllen sollten.

Auf diesem Boden angelangt, bleibt uns der Dichter fortan in heitrem Tageslichte, von nun an wird seine Erscheinung und seine Thätigkeit mehr und mehr öffentlich, der Nation angehörig, und kann nicht mehr in völliges Dunkel zurücktreten. So grofs der Verlust auch in aller Hinsicht sein mag, dafs seine Erzählung uns nicht auch in die reizenden, gestaltenreichen und bewegten Anfänge dieser neuen Lebenstufe einführt, so können wir denselben doch, was den Stoff anbelangt, eher verschmerzen, als wenn uns eine der früheren Perioden fehlte; diese konnte nur Goethe selbst mittheilen, für jene dürfen allenfalls auch andre Erzähler eintreten. Ueberhaupt mögen wir bei dem Abschlusse dieser vier Theile von Wahrheit und Dichtung nicht zu sehr trauern über das, was noch fehlt. Gleich im Beginne dieses Werkes sprach sich die Meinung aus, für den wahren Vertrauten und Freund des Dichters bedürfe es dieser Erläuterungen nicht, das eigentliche Leben desselben sei vollständig in seinen Dichtungen, und Goethe selbst hat in solchem Sinne gesagt, seine Denkschriften seien ein Versuch seine poetische Konfession zu ergänzen. Wenn wir aber auch nicht zu dem Stolze jener Meinung uns erheben, sondern uns des Gegebenen sehr bedürftig und durch solches unendlich bereichert eingestehen, so dürfen wir doch hinwieder uns dabei beruhigen, und allen dringendsten Forderungen genügt finden. In der That haben wir ein wenn auch nicht geendigtes, doch vollständiges Werk vor uns; die Grundlagen sind unveränderlich, die Bestandtheile nach allen Verhältnissen bestimmt, der Aufbau bis zu gewisser Höhe durchgeführt; nun können weiter hinauf die Gebilde doch nur mit geringen Veränderungen sich wiederholen, und in diesem Sinne hätten wir, wäre die Stelle nicht schon besetzt, als Titelspruch dieses Theiles die eignen Goethischen Worte vorzuschlagen: „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen". Wirklich könnte uns die Folge fast nichts anderes zeigen, und schon bisher mufste bemerklich sein, dafs auch die gröfste Macht des Genius und die reichste Fülle des Lebens, welche den einzelnen Menschen bedeutend machen, im Grunde nur Variationen weniger einfachen Themen sind, zweier oder dreier tiefen Erschaue oder Empfindungen, mit welchen aller Reichthum der vielfachsten Erscheinungen bewirkt wird. —

K. A. Varnhagen von Ense.

III.

Eduardi Hagenbach. D. M. Disquisitiones anatomicae circa musculos auris internae hominis et mammalium, adjectis animadversionibus nonnullis de ganglio auriculari sive otico. Cum tab. aen. 4. Basileae, 1833. 4.

Nach einer historischen Einleitung geht der Verfasser zur Beschreibung der Trommelhöhle und der Gehörmuskeln des Menschen über. Er bezweifelt die Existenz des *Musc. laxator maior* und erklärt den *laxator minor* für nicht vorhanden. Nach einer Beschreibung der Paukenhöhle bei den Säugethieren, theilt er die Resultate seiner Untersuchungen über die Muskeln ihres innern Gehörorganes mit.

Nur der *Musc. tensor tympani*, den er bei Thieren aus der Ordnung der Wiederkäuer, der Einhufer, der Raubthiere, der Pachydermen, der Nager und der Fledermäuse untersucht und der *Musc. stapedius* sind vorhanden; die sogenannten *Musculi laxatores* fehlen indefs Allen mit Bestimmtheit. — Magendie's Behauptung, dafs alle diese Theile keine Muskeln seien, wird mit allen Gründen zurückgewiesen. Die zweite Abtheilung dieses Werkchens ist dem viel bestrittenen Arnold'schen Ohrganglion gewidmet. Seine Existenz wird beim Menschen und bei mehreren Thieren, namentlich dem Ochsen, der Ziege, dem Rehe, dem Pferde, dem Schwein, dem Hunde, dem Haasen nachgewiesen. Das über dies Organ, wie es beim Menschen sich findet, Angeführte ist höchst dürftig; des Zweiges zum *M. tensor tympani* geschieht keine Erwähnung, dagegen soll der Zweig zum Spanner des weichen Gaumens aus dem Ganglion entspringen. Der *Nerv. petrosus superficialis minor* ist nicht in die Paukenhöhle verfolgt. Dagegen verdienen die zootomischen Untersuchungen alles Lob und stimmen zum gröfsten Theile mit dem überein, was Ref. selbst gefunden. — Die 4 Kupfertafeln sind mit Sorgfalt ausgeführt.

ANZEIGE

über die

Fortsetzung

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Nachdem zum lebhaften Bedauern der unterzeichneten Societät durch den Tod des Freiherrn *von Cotta* die zwischen diesem und der erstern rücksichtlich des Verlags der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* seither bestandene wesentlich individuelle Verbindung aufgelöst worden, hat die Societät es für zweckmässig erachtet, auf Beseitigung der aus der weiten Entfernung der Verlagshandlung vom Sitz der Redaction erwachsenden Inconvenienzen Bedacht zu nehmen. Es ist demgemäss, nach vorgängiger Verständigung mit der bisherigen Verlagshandlung, vom 1. Julius d. J. an, der Verlag der genannten Zeitschrift der hiesigen Buchhandlung *Duncker und Humblot* überlassen worden, und hegt die Societät das begründete Vertrauen, dass die allgemein anerkannte Solidität der nur erwähnten Verlagshandlung hinfort auch den Lesern der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in allen billigen und gerechten Anforderungen werde zu Gute kommen.

Während übrigens in der anhaltend beifälligen Aufnahme, welche diesem Institute bisher im In- und im Auslande zu Theil geworden, die Societät nur die Aufforderung finden konnte, ihre statutenmässigen Grundsätze, namentlich bei Uebertragung und Prüfung der Recensionen, auch ferner mit Beharrlichkeit zu verfolgen, hat dieselbe doch zugleich geglaubt, den vielfältig ausgesprochenen Wunsch: eine bedeutend grössere Anzahl von Schriften in den Jahrbüchern angezeigt zu finden, als solches seither der Fall gewesen, um so weniger unbeachtet lassen zu dürfen, da ausser der speciellen Würdigung der wichtigern litterarischen Erscheinungen, auch die Gewährung einer summarischen Uebersicht der gesammten currenten Litteratur schon bei Begründung dieser Zeitschrift als zweckmässig anerkannt worden ist. — Die bisherige Geschäftseinrichtung sowohl, als auch die der Societät bisher zur Disposition gestandenen Mittel, haben es bis jetzt nur hin und wieder gestattet, ausser den den Hauptinhalt der Jahrbücher bildenden ausführlichen motivirten Recensionen, auch kurze kritische Anzeigen zu liefern. Gegenwärtig sieht sich die Societät durch neue Anordnungen in den Stand gesetzt, dasjenige, was in letzterer Hinsicht bisher nur beiläufig geschehen konnte, in regelmässige Ausübung zu bringen, und hofft dieselbe hiedurch dem Wunsche der Freunde dieses Instituts, eine vollständige Uebersicht des Ganges der wissenschaftlichen Litteratur zu erhalten, in genügender Weise zu entsprechen. Bei der vornämlich nur auf eine summarische Relation berechneten Fassung der kürzeren Anzeigen ist es nicht als zweckmässig erschienen, auch auf diese das hinsichtlich der eigentlichen Recensionen streng auf-

recht zu erhaltende Princip der Namensnennung der Referenten auszudehnen. Dagegen wird die Societät in Beziehung auch auf diesen Theil ihrer Zeitschrift eine Ueberschreitung der Grenzen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Schicklichkeit zu verhüten, um so sorgfältiger bemüht seyn.

Berlin, den 27. April 1833.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

Indem wir bestätigen, dass wir vom 1. Juli d. J. an den Verlag der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* übernommen haben, bemerken wir hinsichtlich der äusseren Einrichtung, des Erscheinens und des Preises derselben noch Folgendes. — Wie bisher werden, ausschliesslich der Anzeigeblätter, jährlich 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Eine andere als die bisherige Druckeinrichtung wird es möglich machen, künftig über mehr als noch einmal so viel Bücher als bisher in einem Jahrgange recensirt wurden, Beurtheilungen zu liefern. Ein *Anzeigeblatt*, das bisher nur hin und wieder beigegeben wurde, wird jetzt regelmässig, monatlich wenigstens einmal, erscheinen, und neben den litterarischen Intelligenznachrichten eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichtsanstalten der preussischen Monarchie umfassen. Ungeachtet dieser grössere Kosten verursachenden Einrichtungen wollen wir den bisherigen Preis von 12 Thalern für den Jahrgang nicht erhöhen, hoffend durch den jetzigen mannichfaltigeren Inhalt der Jahrbücher eine noch allgemeinere Theilnahme des Publicums für eine Zeitschrift zu erwecken, die wegen des bisher Geleisteten bereits zu den trefflichsten ihrer Art gerechnet wird. — Für den halben Jahrgang vom Juli bis December 1833 beträgt das Abonnement 6 Thaler.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 27. April 1833.

Duncker und Humblot.

№ 3.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

IV.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp, ordentl. Prof. u. s. w. u. s. w. Berlin* 1827. *Dümmler, gr.* 4. 360. *XVI.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp, Dr. Prof. P. O. Altera emendata Editio Berol.* 1832. *Prostat apud Ferd. Dümmler. kl.* 4. 335. *XIV.*

Indem *) wir uns zu der Anzeige der vorliegenden beiden Werke würdigen, müssen wir überhaupt auf den Standpunkt zurückkommen, von welchem der geehrte Hr. Vf. in allen seinen grammatischen Schriften ausgeht. Zwei unläugbare große Verdienste um die Wissenschaft hat Hr. Bopp sich erworben, das erste, das Indische Studium im Kontinent eingeführt, das zweite größere aber, diesem Studium eine Richtung angewiesen zu haben, durch welche es allein kräftig in unsere gelehrte Bildung einzugreifen, und sich eines dauernden Lebens unter uns zu erfreuen vermag. Und für den ersten Punkt sprechen nicht bloß die Jahre der Erscheinung des Konjugationssystems, und des Nalus, dessen Interlinearversion im Anfange dem Deutschen statt Lexicons und Grammatik dienen mußte, sondern auch die Mühe und Sorgfalt, welche Hr. B. darauf wandte, durch Herausgabe der Grammatik, eines ziemlich umfassenden Glossars und endlich der Texte, welche durch Wohlfeilheit und vollkommene Worttrennung zugänglicher als alle früheren waren, dem Anfänger das Studium dieser reichen Sprache zu erleichtern, und so deren Ausbreitung am wirksamsten zu befördern. Schwieriger und mehr dem Streite der Parteien unterliegend ist der zweite Punkt. Was soll das Studium des Indischen? dies scheint die erste Frage derer sein zu müssen, welchen überhaupt der Fortgang unserer Bildung am Herzen liegt. So viel ist nun aber zuvörderst gewiß, daß diejenigen, welche ohne weiteres die Indische Litteratur der Griechischen und Römischen zur Seite stellen, und für sie ohne alle fernere Erörterung dieselbe Berechtigung fordern, darin irren, daß sie nicht einsehen, wie der schönste Theil unserer Bildung in dem klassischen Leben wurzelt, und dies das einzige Recht jener Sprachen auf die allgemeinere Betreibung sei. Hat man also nicht bessere Gründe aufzuzeigen, so wird das Studium Indischer Sprache und Indischen Lebens, trotz seiner Fülle und seines Reichthumes, und bei aller seiner Wichtigkeit für die Geschichte der Philosophie und der Poesie, nur den Eifer einiger Wenigen erregen, deren Forschungen und Resultate dann den übrigen Gebildeten als Quellen dienen müssen. Hr. Bopp nun ist der erste, der das Studium der *Sanskritasprache* mindestens *einem Kreise* der Gelehrten, und zwar einem beträchtlichen, zur Pflicht gemacht hat, indem er, nicht etwa nur im Allgemeinen es ausgesprochen, sondern bis in die geringste Einzelnheit durch Sprachvergleichung nachgewiesen hat: *„es sei hinfort an eine wissenschaftliche Auffassung irgend einer Grammatik des Indogermanischen Sprachstammes, d. h. also irgend einer Europäischen Sprache, ohne die Kenntniß der Indischen Sprache nicht mehr zu denken"*. Indem so der Indischen Sprache ein fester Haltpunkt unter uns gegeben ward, denn das Interesse der Muttersprache muß uns, abgesehen von den klassischen Sprachen, auf sie zurückführen, konnte es Hrn. Bopp

*) Ich benutze diese Gelegenheit um einen neulichen Irrthum in Nro. 113. p. 891. dieser Blätter bemerklich zu machen. Wenn nämlich dort die Draupadi (Tochter des Drupadas, vergl. Ges. 3, 5.) Schwester der Pândavâs (Söhne des Pandus) genannt ward, so beruhte dies auf einer momentanen Verwechslung der polyandrischen Ehe mehrerer Brüder, mit der Schwesterehe. Für jene *doppelt* unsittliche Form der Ehe (Polyandrie mehrerer Brüder) gilt also das dort Gesagte, wo statt „Schwester" Schwägerin zu setzen ist.

nicht in den Sinn kommen, durch dies Hervorheben des Sprachlichen das Studium der Poesie und überhaupt der Alterthümer ausschliefsen zu wollen, denn wahrlich es bedarf wenig mehr als der Einsicht eines Kindes um zu begreifen, wie das besonnene Studium des Sprachlichen das der Geschichte und der Alterthümer nothwendig nach sich ziehe, ja oft von demselben eine sichere Begründung zu entnehmen habe. Des Verfs. Standpunkt in der Grammatik aber ist wesentlich der *vergleichende*, und es sei uns deshalb erlaubt den Charakter desselben mit wenigen Worten hervorzuheben. Die Abstraktion der Philosophie der Sprache im beginnenden Jahrhundert war nachgrade dahin gekommen, von allem positiven Inhalte der Sprache sich loszumachen und sich eine Sprache aus dem Verstande herauszukonstruiren, folgend der allgemeinen Richtung der Wissenschaft, das Positive überhaupt als Ballast wegzuwerfen, und sich alles Gehaltes baar und ledig, auf dem breiten und flachen Strome der sogenannten Aufklärung herumzutreiben. Dies nannte man die philosophische Bildung, neben welcher, da die Sachen und z. B. die Sprachen doch einmal da sind und ein gewisses Recht auf uns haben, ohne alle Beziehung die Betrachtung der speciellsten geringfügigsten Einzelnheiten und die Untersuchung über deren Herstammung einherliefen; und dies war — die historische Bildung. Solches Treiben hat nun in Deutschland gegen die Kraft der modernen Philosophie nicht Stich halten können; — aber ungerecht wäre es, wenn wir die Vortheile verkennen wollten, die beide Seiten dem Fortgange der Wissenschaften brachten; in jener lag formell das Streben, gegen die Einzelnheit das Allgemeine geltend zu machen, obwohl nicht die Kraft, jene in dieses zu erheben; dieser aber verdanken wir die freilich oft etwas abgeschmackte jedoch vollständige Sammlung und kritische Beleuchtung des Materials der Wissenschaft. Der nähere Fortgang im Sprachstudium nun war aber der, dafs man zunächst jene allgemeinen Grundsätze in den einzelnen Erscheinungen der bestimmten Sprachen nachweisen, und diese aus jenen erklären wollte. Hierbei ergab es sich indefs bald, dafs jene allgemeinen Grundsätzes selbst, von falschen Kategorien ausgehend, mindestens zum Theil der Wahrheit entbehrten; dann aber, dafs sich aus einem Kreise gewisser Sprachen allgemeine Gesetze entnehmen liefsen, die diesem allein zukamen, und seinen Unterschied von einem anderen, anderen Gesetzen folgenden, begründeten. So hatte man zwar eine Identität, aber eben so die Differenz, d. h. man war aus der *Einzelnheit* zur *Besonderheit* gekommen, wobei es indessen deutlich ward, dafs trotz der früheren Anhäufung des Materials noch bedeutende sprachliche Mittel- und auch Anfangsglieder *) fehlten. Zwei Punkte waren es, die jetzt den weitern Fortschritt bezeichneten und die Sprachwissenschaft zu ihrer gegenwärtigen Höhe führten, einmal, dafs im Fortgang des philosophischen Denkens, dies auch die anderen Wissenschaften ergriff, andrerseits dafs die nähere Bekanntschaft des Sanskrit plötzlich das bisher fehlende Glied in dem gebildetesten und ausgebreitetesten Sprachstamme nachwies. So gelangte man denn zu der Ansicht der Sprache überhaupt, die wir die philosophische nennen und deren Grundgedanken folgende sind:

1) Die Sprache ist ewige Manifestation des Geistes und zwar die erste und gewisseste, also geistig; — als solche aber ist sie wesentlich *vernünftige Entwicklung und Gliederung*; ihre Theile sind eben so wenig zufällige, neben einander liegende, als ihre Gesetze, sondern durchaus Organismus.

2) Der Geist bringt seine ihm immanente Entwicklung in der Geschichte so zur Erscheinung, dafs seine Momente in den Völkern sich darstellen als ewiges Fortschreiten des einen Gedankens. Diese Unterschiede sind seine Unterschiede. Der Fortgang des Geistes der Sprache ist aber konsequent der Fortschritt des Geistes überhaupt, und der Unterschied der Sprachen der Völker drückt nur den allgemeinen Unterschied des Geistes derselben selbst aus, so dafs mit dem Fortschritte der allgemeinen. Entwickelung auch die Entwickelung des Sprachgeistes fortschreitet. Es kann die Sprache an formellem Reichthum ärmer zu werden *scheinen*, das Verlorene ersetzt sie in gröfserem Maafse durch gröfsere Bestimmtheit der Bedeutungen des Wortschatzes und durch gröfsern Umfang des syntaktischen Gefüges.

3) Wie in der Geschichte des Geistes überhaupt sich gröfsere, umfassendere Gliederungen sichtbar machen, jenen gröfseren Sphären des logischen Gedankens

*) Dafs man diese vermifste zeigt, wie einerseits bei Erklärung des Griechischen und Römischen die stete Hinweisung auf das Pelasgische, so bei der des Germanischen auf das Altpersische.

entsprechend, so zeigen sich auch in der des Sprachgeistes grofse Gliederungen, von denen die folgende stets gegen die frühere als die höhere erscheint, jede aber in sich ihre Entwickelung hat. Dies sind die von der vergleichenden Grammatik sogenannten Sprachstämme.

Diese ist dazu gelangt, vorzüglich drei Stämme zu scheiden, deren Unterschiede sie genau angiebt, und die durchweg dem Fortgang des logischen Gedankens überhaupt entsprechen;*) es sind dies aber

1) der *Hinterasiatische* Stamm,

2) der *Semitische*,

3) der *Indogermanische*.

Diese drei Stämme bezeichnen die drei grofsen Stufen der Entwickelung des Sprachgeistes, und wenn es nicht zu läugnen ist, dafs es Sprachen giebt, die physisch, d. h. ihrer Abstammung nach nicht zu ihnen gehören, so entspricht doch das *Wesen* ihres Organismus durchaus dem des einen oder andern von ihnen. Die vergleichende Grammatik hat also wesentlich die höhere Aufgabe gehabt, nicht blofs die Aehnlichkeiten aufzusuchen, sondern den *Organismus* der einzelnen Sprachen zu durchdringen, an ihnen die Stammgesetze in ihrem Unterschiede aufzuweisen, und in diesem Unterschiede den Fortgang des Sprachgedankens darzuthun; so zeigt sich ihr Name freilich als zu eng. Wenn nun H. Bopp die vorhergehenden Gedanken niemals direct ausgesprochen hat, so trägt Rec. doch kein Bedenken, zu behaupten, dafs sie die substantielle Grundlage sind, auf die sich alle Forschungen des verdienstvollen Vfs. stützen. Fragen wir nun, wie diese Gedanken bei der Abfassung einer speciellen *wissenschaftlichen* Grammatik — denn um diese handelt es sich jetzt — ins Leben treten müssen, so werden wir folgende Anforderungen erhalten:

1) Das allgemeine Gesetz des Sprachstammes kömmt vorzüglich durch die Gliederung des Sprachstoffes zum Vorschein, denn Anführung einzelner Aehnlichkeiten oder Gleichheiten gehört nicht der speciellen, sondern der allgemeinen Grammatik des Stammes an.

2) Der Organismus der einzelnen Sprache ist als solcher darzustellen, die Erscheinungen sind aus den einfachsten Gesetzen zu entwickeln, und zwar sowohl aus den allgemeinen, dem Stamm angehörigen, als den individuellen, von den Organen und dem Charakter des einzelnen Volkes bestimmten.

3) Scheinbar unorganische Formen und Erscheinungen der einzelnen Sprachen sind durch Zurückführung auf das allgemeinere Stammgesetz, das in den einzelnen Sprachen oft nur in einigen Zügen übrig geblieben, in ihrem ursprünglichen Organismus zu erklären.

Dies sind die Grundzüge, auf welche die Bearbeitung einer nach wissenschaftlichem Standpunkte gegebenen Formenlehre zurükgeführt werden mufs, und, wir können es getrost sagen, im Allgemeinen von Hrn. Bopp zurückgeführt worden ist. Gegen diesen Standpunkt nun, der, wie wir gesehen, dem wissenschaftlichen Geist unserer Zeit entspricht, hat sich eine heftige Polemik erhoben. Es gehört freilich, um ein System der Grammatik zu begreifen, mehr dazu, als sich eine linguistische Fertigkeit im Verständnifs der Sprache verschafft zu haben, obwohl kein Mensch läugnet, dafs letztere vor allem dem Grammatiker von Nöthen ist. Denn an der Sprache, wie sie in den Denkmalen vor uns liegt, hat der Grammatiker seinen Stoff, wozu aufserdem in der Formenlehre oft alte in den Schriftstellern nicht mehr vorkommende, von einheimischen Grammatikern oder Lexicographen erhaltene Form- und Wortbildungen kommen. Wegen letzterer ist das Studium jener Grammatiker zu empfehlen, da solch eine alte Form vielfachen Aufschlufs geben kann, ganz ungehörig aber ist das Verlangen an einen systematischen Bearbeiter der Sprache, sich um die *Systeme* der alten einheimischen Grammatiker zu kümmern, vollends wenn diese, wie es kaum anders sein kann, nicht den freien Blick haben, der zur Auffassung der Sprache gehört, überdies aber an einer Schwierigkeit des Verständnisses leiden, die die Vorarbeiten lästiger und langwieriger machen würde, als nur jeder denkbare Nutzen sein könnte. Wir billigen deshalb Hrn. Prof. Bopps Weg, der, ohne sich eben um jene alten Heiligen oder Höllenrichter (denn man hat sie ja neuerdings zu solchen gemacht) viel zu kümmern, seinen Stoff aus der Sprache selbst geschöpft und dabei die modernen Vorgänger geziemend benutzt hat. Demjenigen, der Lust an den Formeln jener Alten hat, bleibt es ja hierbei unbenommen, diese nach Gefallen zu befriedigen, und etwanige Bereicherungen und Verbesserungen mitzuthei-

*) Es fehlt uns hier an Raum, dies an dem Charakter der Sprachstämme nachzuweisen, wir müssen uns diese Untersuchung für eine weitläufige Erörterung erspaten, die wir nächstens an einem andern Orte geben wollen.

len, obwohl offen zu sagen ist, dafs uns bis jetzt aufser zwei bis drei Formen nichts Erhebliches der Art zu Gesicht gekommen, und dafs diejenigen, die den *Panini* am häufigsten im Munde führen, bis jetzt auch nicht ein *Sûtra* selbständig übersetzt, sondern immer nur die bei weitem leichteren Kommentatoren gegeben haben. Dafs Hr. Prof. Bopp indefs diese Scholien zum Panini zu der zweiten Auflage seiner Grammatik fleifsig benutzt, und die abweichenden Formen verglichen habe, dies beweist der Nachtrag zu der Grammatik, wie die jetzt eben erschienene vergleichende Grammatik, in welchen auf diese alten Eigenthümlichkeiten scharfsinnig eingegangen, dabei aber auch die Zendsprache berücksichtigt wird, deren Formenlehre fast ganz und zwar ohne alte Grammatiker aufgestellt zu haben, Hrn. Bopp das unläugbare Verdienst gehört.

Wenden wir uns nun aber zu der Grammatik selbst, wie sie uns vorliegt, so müssen wir gestehen, dafs die oben von uns aufgeführten Grundsätze trefflich durchgeführt sind, und dafs namentlich die Erklärung der grammatischen Erscheinungen durch die einfachsten Sprachgesetze selten etwas zu wünschen übrig läfst. Hierbei ist natürlich, wo im Indischen sich das Gesetz nicht auffindet, die Vergleichung der anderen Sprachen angewandt. Heben wir vor allen diejenigen Punkte hervor, die von *durchgreifender Wichtigkeit für die ganze Formenlehre*, von Hrn. Bopp zuerst in ihrem wahren Lichte dargestellt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Des Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht nach Hanifitischen Grundsätzen. Aus Arabischen Handschriften, herausgegeben von Georg Helmsdörfer, Dr. der Philosophie, Fürstlich Isenburgischem Archivrathe, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris u. s. w. Frankfurt am Main gedruckt bei Heinrich Ludwig Brönner, 1832. *VII. u.* 61 *S. in* 8.

Mit Recht verwundert sich der Hr. Verf. in der Vorrede, dafs die historische und kritische Gelehrsamkeit, so wie die Rechtskunde der Moslemen so vernachläfsigt werde, während man doch der Um- und Verpflanzung der wenigen Rosenstöcke Arabischer Poesie so viel Fleifs zuwende. Bei mir soll wenigstens diese Nachläfsigkeit insofern nicht gefunden werden, als ich die Uebersetzung des ersten Buches des *Kodurischen* Eherechts, die der Hr. Verf. hier liefert, so wie seine erläuternden Bemerkungen mit der gröfsten Freude gelesen habe, und mit einer Empfindung, als wenn einem lange in einer Wüste allein Gehenden, endlich das Glück zu Theil wird, dafs sich ein Geselle, wenigstens auf eine Strecke hin, zu ihm findet. Die Bemerkungen, die der Hr. Verf. in der Einleitung macht, zeigen einen Mann, der nicht blos darauf ausgeht, die Masse der rechtsgeschichtlichen Kenntnisse mit einem neuen Stoffe zu bereichern, sondern der ihn geistvoll durchdrungen hat, und dem der Gegenstand selbst als Gedanke erscheinen mufs. Es ist vollkommen richtig, wenn er meint, dafs der Mangel der Moslemitischen Jurisprudenz nicht etwa in einer fehlenden Entwickelung, sondern grade in einem zu fixirten, fertigen und abgeschlossenen Wesen liege. Der Mohammedanismus, als chronologisch hinter dem Christenthum folgend, als, in der Meinung der Moslemen, der Schlufsstein des ganzen Geschäfts göttlicher Erlösung, hat auch dem Koran diese völlige Sättigung und Ruhe mitgetheilt, die keiner neuen Prophezeihung oder Verheifsung entgegensieht. Wenn das Evangelium die Christen verjüngt und zu immer reicherer Entwickelung hat aufsteigen lassen, so sind die Bekenner des Islam durch den Koran gealtert, und alle Lebenskeime, die bei uns neu erwachen, sind dort abgestorben. Selbst die Schismen, die im Christenthum als Katholicismus und Protestantismus eine neue geistige Regung hervorbrachten, haben, als Schiismus und Sunnismus dies im Islam nicht vermocht, und der Streit über die rechtmäfsige Nachfolge des Propheten, hat sich eigentlich weder religiös noch juristisch über die verschiedenen einzelnen Lehren und ihre Auffassung erstreckt. Die *Hanifitische* Jurisprudenz, deren ältestes Kompendium der *Mochtasser* des *Koduri* ist, unterscheidet sich daher nur in äufserer und klügerer Anordnung, von den Werken aus der Richtung des Malik, Schafii und Hanbel.

Die Uebersetzung, welche uns der Hr. Verf. von dem ersten Buche des Kodurischen Eherechts giebt, das von den verbotenen Graden und Ehen, von dem Heirathsgute und von der Behandlung der Frauen redet, ist zu gleicher Zeit von ihm mit sehr gelehrten und geistreichen Bemerkungen versehen worden, die meistens einen vergleichenden Hinblick auf das von Sir Charles Hamilton herausgegebene Hedayet und auf das Jüdische Schulchan Aruch enthalten. Das Moslemitische Eherecht erscheint hier in freierer Haltung als irgend ein Orientalisches, wie denn der Islam auch die höchste Blüthe des Asiatischen Geistes ist.

Möchte der Hr. Verf. recht bald die Uebersetzung der übrigen Bücher und den Arabischen Text folgen lassen.

Gans.

№ 4.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, von Franz Bopp.*
2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Das erste, was uns hier auffällt ist die richtige Würdigung des Werthes der Buchstaben vorzüglich im Auslaute. Zwei Zeichen, deren Werth früher ganz verkannt ward, treten durch Hrn. Bopp's scharfsichtige Sonderung in helles Licht, wir meinen das *Anusvara* und *Visarga*. Die Indischen Grammatiker, mindestens Colebrooke, der ihnen fast noch durchgehends folgt, zogen sie zu den Vokalen, obwohl ein Blick in ein Gedicht das Gegentheil dadurch beweist, dafs sie vor Konsonanten Position machen. Dann aber wurden sie stets als primäre Laute betrachtet, und grade die Laute, deren euphonische Veränderung sie sind, als die secundären; endlich ward ihre verschiedene *nothwendige*, und *graphische* Bedeutung durchweg nicht gesondert. Das *Anusvara* nun bestimmt Hr. Bopp als nothwendig, d. h. als eigenthümlichen Laut, im *Inlaute* als Nasal überhaupt nach Vokalen vor Zischlaut und *h*, im Auslaute aber nur als *euphonische Verwandlung des M* nach Vokalen und vor denselben Lauten und den Halbvokalen, (ein Unterschied, der Hrn. Lassen *Ind. Bibl. III.* 1. *p.* 40. entging) in allen übrigen Fällen ist *Anusvara* nichts als graphisches Zeichen für den jedesmaligen Klassennasal, den der folgende Buchstabe bestimmt. Hr. Bopp thut sehr wohl daran, jetzt nur dem nothwendigen *Anusvara*, d. h. dem *Laute*, das Zeichen zu geben, in allen übrigen nur graphischen Fällen, also auch in Pausa, den gehörigen euphonischen Nasal oder *M* zu setzen. Wenn Hr. von Schlegel z. B. *Anusvara* noch in Pausa anwendet, und auslautendes *m* mit folgendem Vokal verbindet, so zeigt er hiermit, dafs er sich von dem alten Irrthum, das *Anusvara* für den Grundlaut zu halten, nicht getrennt habe.

Das zweite Zeichen, das Visarga, drückt einen eigenen dünnen Laut aus, in den das *s oder r* vor den schweren folgenden Lauten des *P* und *K* oder durch das Senken der Stimme in *Pausa* übergeht; auch *sibilans* kann diese Wirkung haben, wiewohl es nicht nothwendig ist. Dafs die Schwere des folgenden Lautes die Verdünnung bewirke, zeigt sich offenbar durch die Erscheinung, dafs auch *t* durch *s* vermehrt, und *s* mit jedem dumpfen Buchstaben *Visarga* nothwendig macht. Wir können hierbei nicht unterlassen, Herrn Bopp darauf aufmerksam zu machen, dafs er in Rücksicht der Konsonanten eine wichtige Eintheilung in *leichte* und *schwere* übersehen habe, die sich in der Betrachtung des ganzen Indogermanischen Sprachstammes aufdrängt. Zu den schweren Konsonanten gehören die *Labialen* und *Gutturalen*, zu den leichten die *Dentalen* und *Lingualen*, Palatine stehen in der Mitte, neigen sich jedoch gewöhnlich zu den *leichten*. Schon in den Wohllautsregeln würde Hr. Bopp den Unterschied beider Klassen bemerkt haben, 1) im Mangel des Zischlautes, der schweren Ordnungen, da die leichten alle ihn besitzen, 2) in der Lehre des *Visarga*, welches sich nicht etwa auf jenen Mangel gründet, wie man glauben könnte, 3) bei der Lehre von der Verwandlung des *dentalen n* in das *linguale*, wo die schweren Laute als nicht hemmend erscheinen, während die leichten die Verwandlung aufheben. Aber von bedeutend gröfserer Wichtigkeit ist auch für das Sanskrit diese Scheidung in der Lehre vom Anlaut des Wortes, denn hier gilt es als bestimmtes Gesetz, dafs *schwerer* Konsonant vor *leichtem* Statt finden könne, während weder umgekehrt *leichter* vor *schwerem* sich zeigt, noch schwerer vor schwerem *pk*, *bg*, *kp*, *gb*; leichter vor leichtem *sd*, *tc*, denn nur die Palatinen mit Dentalen wären möglich, ist mir auch unbekannt. Hätte Hr. Bopp die so wichtige Lehre vom Anlaut der Worte behandelt, wie er den Inlaut und Auslaut be-

handelte, es würde ihm dieser Unterschied nicht entgangen sein. Viel wichtiger als im Sanskrit ist derselbe freilich im Griechischen und Römischen, denn diese Sprachen übertragen das Gesetz, welches im Sanskrit nur für den *Anlaut* gilt, auch auf den *Inlaut*, indem sie hierin im Allgemeinen viel beschränkenderen Gesetzen unterliegen. Die richtige Erkenntnifs dieses Gesetzes, und der aus demselben hervorgehenden Wohllauts- und Verwandlungsgesetze in den klassischen Sprachen mufs für die Etymologie, namentlich für die Wortbildung von grofsem Einflufs sein. Bei dem Visarga nun, um auf dieses zurückzukehren, kann keine Frage sein, dafs *s* und *r* die primären Formen seien, dies beweisen, wie einerseits die Flexion im Indischen selbst, indem z. B. nicht abzusehen wäre, warum ein primitiver Nominativ *waca:* im Instrumentalis nicht *wacarâ*, sondern *wacasâ* machen müsse, hingegen *gi:* (*gir*), *girâ* und nicht *gisâ*, andrerseits die Vergleichung der verwandten Sprachen. Bei den Wohllautsveränderungen des *s* hätte, um dies gelegentlich zu bemerken, ausnahmsweise angeführt werden können, dafs *as* vor langem *â* zuweilen dieselben Verwandlungen wie vor kurzem eingeht; man kann in dieser Beziehung *Ram.* 1, 16, 30. *ed. Schl.* vergleichen, *wicaranto 'rdayan sarvân*.... *mahoragân*, wo freilich das von Rosen angeführte aber nicht belegte *ard*.1,10. vorkäme. An eine Auslassung des Augments mag ich um deshalb nicht denken, weil dies gewöhnlich nur in veränderter Bedeutung des Modus geschieht, vgl. jedoch *Sund.* 417. *Ram. I*, 30, 42. 35, 18, *edit. Sriram*; dann aber weil in solchen Dingen mitunter bei den Dichtern Unregelmäfsigkeit herrscht, wie *e* vor *u* erhalten ist, *Ramayan.* 1, 34, 39; *â* nach *e* elidirt *Draup. V*, 9. wo der Vers indefs metrisch corrupt ist. So findet sich auch vor *r* Vokal manchesmal *hiatus*, *cfr. Schleg. ad Hitopad. pag.* 10. *dist.* 21.

Die zweite durchgreifende Erscheinung, die wir vom Verf. neu dargestellt finden, ist die Lehre vom Guna und Wriddhi. Früher schon hatte Hr. Bopp in der Recension der Grimmschen Grammatik diese sowohl für das Sanskrit begründet, als auch den Zusammenhang mit den übrigen Sprachen gezeigt. Fruchtbar indessen erweisen sich diese Bemerkungen besonders im Gebiete der verwandten Sprachen, dies beurkundet die neuere vergleichende Grammatik, §. 26. und §. 27. Wie sehr vor dem Verf. diese Lehre im Argen lag, davon mag sich der Unbefangene überzeugen, wenn er etwa Colebr. Indische Grammatik vergleicht, die, wie wir schon bemerkt, noch gar zu sehr an den einheimischen Gelehrten hängt; wie denn überhaupt gelegentlich zu sagen ist, dafs dort Wohllautsgesetze vorkommen, die der moderne Sprachsinn schwer begreifen dürfte, wie etwa *marut* + *tu* übergehen soll in *maruttttu*, oder auch in *maruttu*, oder auch *maruttu*. (*Colebrooke, a Grammar of the Sanskrit Lang. pag.* 22.). — *Guna* ist die Vermehrung des Vokals durch Zusatz von *a* in die einfachen Diphthongen, *Wriddhi* ist die Vermehrung des Vokals durch *â* in die starken Diphthongen, *r* bildet *ar*, *âr*; wo *guna* und *wriddhi* gleich sein würden, findet kein *guna* statt. Dies ist das einfache Gesetz, auf welches der Verf. diese ausgebreitete Erscheinung zurückführt, und wobei nur für das Verbum die Einschränkung gilt, dafs lange einfache Vokale nur im Auslaute der Wurzeln, und kurze Vokale, nur wenn sie mit *einem* auslautenden Konsonanten bekleidet sind, *Guna* annehmen. Dies letztere Gesetz nebst der Eintheilung der Formen in *schwache* und *starke*, *vermehrte* und *reine* hat eine durchgreifende organische Ordnung in die frühere unsägliche Verwirrung des Konjugationssystems gebracht. Auch das Germanische Konjugationssystem erleidet nun durch die Annahme der Erscheinung des *Guna* und den Unterschied der vermehrten und reinen Formen eine völlige Abänderung. Für das Griechische ist zwar nicht diese Ausdehnung festzusetzen, namentlich zeigt sich *guna* in vermehrten Formen als Gegensatz zu schwachen nur in *οἶδα* -*οἶσθα*, *οἶδε* gegen *ἴστον* bis *ἴσασιν*; *πέποιθα* zu *πέπιθμεν*, *ἔοικα* zu *ἔικτον*. Merkwürdig bleibt mir *guna* indessen in einer Wortreihe des Griech., wo es sich im Präsens ganz versteckt hat; wir meinen die Worte *ῥέω* (Ssk. *sru*) *πλέω* (Sskr. *plu*) *νέω* (Sskr. *snu II*, 2. nicht *snâ* wie bei Bopp Gl.) *χέω* (viell. *hu*, doch hierzu besser *θύω*) *θέω* (*d'u* 3. 5.), *πνέω*, *κάω* und *κλάω* (denn diese Formen entsprechen der alten mehr als *καίω* und *κλαίω* wo *ι* nur den Vokal stützt). In diesen Worten nun hat sich der Stammvokal *υ* vor Vokalen im Präsens regelmäfsig der Sanskritregel nach, unregelmäfsig rücksichtlich der Griechischen (vergl. *σεύ-ω* Ssk. *su* 3, 5., *σκεύ-ος* Sskr. *sku* 4, 9.) in Digamma verwandelt, obwohl auch in der Deklin. der Worte auf *ευς*, *αυς* und *ους* vor Vokalen ebenfalls *υ* als *F* ausfiel: *βασιλέFα*, aber *βασιλεῦσι*, *βοFός*, *γραFός*, aber *βουσί*, *γραυσί*; ebenso *χέFω*,

ῥέFω, κάFω, κλάFω. Bei diesem Ausfall des *F* geschah es, dafs eigentlich nur die Verstärkung übrig blieb, während im Futuro die volle Gunaform *χεύσω, κλαύσω* u. s. w. sich erhielt, im Perf. aber und den abgeleiteten Formen der Stammvokal gewöhnlich wieder eintritt. Im Römischen hat sich wohl aufser *claudo* und dem ähnlichen keine Spur erhalten, denn *cerno-* zu *crevi su-av-is*, zu *svâdus* (ἡδύς); und *gravis* zu *gurus* beruhen auf anderen Gesetzen. Ueber den Unterschied des *Guna* und *Wriddhi* müssen wir noch ein Paar Worte sagen, weil von Hrn. Lassen (a. a. O. p. 45.) ein Einwand gemacht ward, den wir kurz beseitigen wollen. Hr. L. meint nämlich, dafs nach Indischen Sprachgesetzen *â + i*, woraus nach Bopp Wriddhi sich bilden solle, durchweg nicht *ai*, oder *â + u*, nicht *au* geben könne, sondern in *e* und *o* übergehen müsse. Hr. L. glaubt nun diesem entgegen eine richtigere Theorie aufzustellen, wenn er erklärt, es seien Guna sowohl als Wriddhi nicht als Zusammensetzungen, sondern als organische Entwickelungen (läugnet das Hr. Bopp?) zu betrachten, sie seien keine Additionen, sondern Multiplikationen. Hr. Lassen hätte gut gethan uns die Faktoren zu nennen, denn nach dem Indischen Gesetze wird wohl *â + u* eben so wenig *au* geben als *â + u*, wenigstens bleibt dies eine eben so starke *petitio principii* als er bei Hrn. B. findet. Um nun aber auch unsere Meinung zu sagen, wollen wir Hrn. Lassen zunächst aufmerksam machen, dafs das Griech. für das Guna die reine mechanische Zusammensetzung aus *a + u* schlagend beweiset; denn da Sanskr. *a* dem Griech. *α, ε* und *ο* entspricht, so waren wir so glücklich alle diese Modifikationen im Griechischen in Resten von Guna für das zugetretene Skr. *a* zu finden, und zwar in den oben angeführten Beispielen, nämlich o in *οἶδα, ο + ιδα*; (eben so *πέποιθα* von *πιθ*, da dies Perf. oft Guna annimmt) *ε* in *ῥεύσω = ῥ-ε + ύσω*; endlich *αυ* in *κλαύσω = κλ-α + ύσω*; wäre nun Sskr. *a* nicht vorgetreten, sondern *ai, au* untrennbares zusammengegangenes Produkt, so würde im Gr. das *a* nicht durch alle drei Modifikationen *α, ε, ο* ausgedrückt werden können, sondern müfste sich konsequent nur an eine halten. Warum nun aber *â + u = au* und nicht *o* geworden? dies beruht ganz allein darauf, dafs ein Unterschied zwischen Guna und Wriddhi Statt finden mufste, und da in der Zusammensetzung reiner mit flüssigen Vokalen im Sscr. *a* mit *i, u, ṛ*, im Griech. *α, ε, ο* mit *ι, υ* — gewöhnlich der flüssige *) der vorherrschende und stärkere ist, so ergiebt sich konsequent, dafs selbst die Länge des früheren Vokals sich absorbirt und nur den Werth eines einfachen Tones hat; deshalb findet auch die Regel Statt: in Verbindung einfacher Vokale macht die Quantität keinen Unterschied auf den entweder entstehenden Vokal oder *Mischlaut*, denn anders ist es, wenn der *erste flüssige Vokal* sich konsonantisirt. Treten hingegen Fälle ein, wo der erste Vokal der vorherrschende ist, so kann organisch nur der lange volle Diphthong entstehen *á + u* kann organisch nicht *o* geben, sondern wird *au*, *á + i* wird organisch *ai* nicht *e*, worüber Hrn. Lassen schon Hermann belehren konnte *de emend. rat. gr. gr. p.* 53. Dafs aber Wriddhi als stärkste Vermehrung und als Unterschied gegen Guna seine Verstärkungssylbe vorherrschen lassen konnte, dies wird Hr. Lassen nicht gut in Abrede stellen wollen. Ein ähnlicher Fall übrigens, der von Hrn. Lassen ganz übersehen ist, tritt mit dem Augment ein. Denn da das Augment es ist, welches den Werth der ganzen Form bestimmt, indem es dem Verbo allein die vergangene Bedeutung giebt, so mufs es nothwendig accentuirt oder richtiger das stärkere Moment des Mischlautes sein, und so bilden sich denn aus *á + i* nicht *e* sondern *ai*, aus *á + u* nicht *o* sondern *au*, aus *á + ṛ* nicht *ar* sondern *âr*.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

***Forschungen der Vernunft.* Von F. C. Pfnor. *Erster oder theoretischer Theil. Manheim, Schwan- u. Götzische Hofbuchhandlung.* 1832. 234 *S.* 8.**

Schellings tiefdringender Blick ist im Anschaun des Abso-

*) Der Unterschied zwischen reinen und flüssigen Vokalen ist von Hrn. Bopp übersehen worden, er ist für die Diphthongirung von Wichtigkeit, da einerseits nur *reiner* vor flüssigem Vokal *Diphthong* macht, nie umgekehrt oder nie gleicher mit gleichem, (*ει* Griechisch und *ου* aus *εε*, *οο*, oder *εο* beruhen erst auf den Wechsel des *ε* mit *ι*, und *ο* mit *υ*) während andrerseits nur der flüssige Vokal die entsprechende *liquida* hat. Es ist augenscheinlich, wie diese Eintheilung vereinfachend vorzüglich auf die Sanskritische Wohllautsgesetze eingreift, an einem anderen Orte werden wir für das Römische die Wichtigkeit dieser Unterscheidung nachweisen.

luten starr geworden und scheint in dieser Erstarrung verbleiben zu wollen. Seine Lehre hat weder Anfang noch Ende, nur den Mittelpunkt, der als Convolut sich nicht gliedern kann. Er hat den Geist des Absoluten — der nun da ist und sich nicht wieder verläugnen läſst — aus der vorherigen Nacht in's rege Leben der Gedankenwelt heraufbeschworen; aber er vermochte nicht diesen allmächtigen Geist wiederum zu bannen, noch ihn festzuhalten und zu verfolgen aus dem Mittelpunkt der Urerzeugung bis in die kleinsten Fäden, in die er sich in der endlichen Erscheinung verläuft. Schelling wuſste nicht vom Wesen bis zur Erscheinung durchzudringen, noch viel weniger umgekehrt, wie es die nothwendige Stufenfolge des Gedankens erheischt, von der Erscheinung zum Wesen, von der Einzelheit zur Totalität, von dem schlichten, naiven und unbewuſsten Sein zur Idee hinaufzusteigen, die, durch die Identificirung des Begriffs mit dem Objekt, in jedem Sein eine Seite ihrer eignen Wesenheit aufzeigt, nicht so, daſs jedes Einzelne an sich, sondern durch sein Aufheben und sein Zusammengehen mit dem Weltsystem seine Wahrheit hat

Unter die Bestrebungen, den Fötus der Schelling'schen Lehre zu einer lebendigen und konkreten Geburt auszubrüten, gehört zum Theil die vorgenannte Schrift, die jedoch weit weniger ein Fortschreiten, als ein Müdewerden und Abfallen von dem Streben verräth, das ὄν mit dem ὄντως ὄν lebendig zu vermitteln. Der Verf. bezweckt nichts geringeres, als ein vollständig in sich gegliedertes System der philosophischen Wissenschaften in ihrem Vereine, ihrem Verbande und Endziel; mit gegenwärtigem ersten Theile giebt er jedoch zuvörderst „einen schwachen Versuch", wie er selbst sagt, das Erkenntniſsvermögen, die Methode des Erkennens und die Gegenständlichkeiten desselben zusammenzustellen. Die Irrthümer des Verfs. sind, wie sich gleich zeigen wird, nichts als Schwächen des Gedankens, der sein Ziel, sich selbst, nicht erfaſst. Eine Untersuchung über eine philosophische Materie *ab ovo* anzufangen, bedarf keiner *captatio benevolentiae*, wie sie der Verf. für nöthig erachtete; vielmehr kann sie, sofern sie gründlich sein will, nicht anders anheben; nur das absichtliche Sichherausstellen aus dem allgemeinen Gedankenzug macht eine solche isolirte Forschung zu einer bloſsen Winkelkrämerei, wo einer nach willkürlicher Elle messen zu dürfen vermeint; das Ignoriren des schon Gedachten, schon im Geiste Erlebten, macht die Unternehmung vollkommen überflüssig. Bei aller Bescheidenheit bläht sich der Verf. doch in seinem geistigen Winkelchen, in das seine Gedanken sich hineinverlieren, gar sehr auf, indem er meint, die Metaphysik befände sich noch in dem Zustande der Kindheit.

Als Schellingianer, irre geworden an der Möglichkeit, das Absolute zu gliedern, giebt der Verf. diese Region ganz auf, stellt die abgemattete und gebleichte Kategorie des Transcendenten auf und erklärt nicht das Absolute, sondern das Immanente, den Zusammenfluſs des Idealen (des Subjekts) mit dem Realen (dem Objekt) für das lediglich Erkennbare. „Gleich wie eine Ursache ohne Wirkung — heiſst es S. 88. — nicht denkbar, also = o wäre, ebenso wäre auch der Begriff des Absoluten ohne ein Relatives = o. Aber so wie Ursache erst in der Wirkung gegeben wird und fortlebt, und wiederum zur Ursache und Wirkung bis in's Unendliche wird; so ist auch Ursache nichts Verschiedenes von Wirkung; sie ist sie selbst, mit ihr identisch, wie Subjekt und Objekt. Das Absolute und Relative ist daher nur Eins, aber nur Letzteres erscheint für uns in dem Begriffe des Immanenten als gegeben, als positiv".

Indem nun der Verf. nichts weiter als eine Erscheinungslehre mit seinem System aufstellen will, weiſs er gar nicht was Erscheinung ist. Ueber das absolute Verhältniſs zwischen Erscheinung und Wesen herrscht hier, wie bei vielen Schellingianern, die dumpfste Vorstellung, denn Hr. Pfnor ahnt nicht, daſs das Wesen nicht etwa zufällig erscheinen kann, sondern erscheinen, sich entfalten und ausprägen *muſs*, mithin die Erscheinung nicht des Wesens Schein, sondern das in die Wirklichkeit umgeschlagene Wesen selber ist, wie ja auch die Form nicht als ein von auſsen angefügtes Kleid des Inhalts, sondern vielmehr als der in das Aeuſsere sich umsetzende Inhalt selber angesehen werden muſs. Ich kann die Form nicht begreifen ohne den Inhalt zu erfassen, ebenso wenig die Erscheinung verstehen und dabei das Wesen aufgeben, denn dieses ist nicht *hinter* jener, sondern *in* ihr als das Innere, das sein Aeuſseres selbst aus sich herausgebiert. Möchte nur der Verf. die Erscheinungen richtig zu erfassen suchen, so wird ihm das Wesen nicht entgehen. Das Subjektobjektiviren der materiellen wie der geistigen Welt, und — wie es der Verf. mit besonderer Vorliebe ausdrückt — das Ineinanderflieſsen des Idealen (Formellen) und des Realen (Inhaltsvollen) macht den ganzen Denkproceſs des Hrn. Pfnor aus, und gleichwohl kommt er nicht zur Feststellung dessen was der Begriff ist, — der wahrhafte Begriff, der nämlich der Substanz nicht gegenübersteht, sondern sie selbst, oder die sich frei fühlende Macht derselben ist. Der Verf. verräth in seiner zaghaften Weise, das was er will zu entwickeln, eine Scheu gegen Mysticismus und Dogmatismus: was ist aber Mysticismus? — nichts anderes als das bewuſstlose, aber tiefsinnige Gefühl von der Existenz des Absoluten, das uns wie ein dunkel geahnter Geist aus dem All wie aus dem Einzelnen entgegenblickt; — und was enthält das Dogma? — nichts anderes als dasselbe Gefühl, nur seiner unsäglichen Dumpfheit entnommen und zum bestimmten Gedanken verklärt und gelichtet. Wie man aber philosophiren könne oder es unternehmen wolle, ohne von jenem zu kommen in der kindlichen Einfalt der Ahnung, und ohne zu diesem zu streben als dem Ziele des innern Bewuſstseins, ist uns noch immer räthselhaft. Der Verf. will jenes nicht und dieses nicht, und weiſs doch kein Drittes. —

№ 5.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp.*
2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Ein ganz Aehnliches meinen wir erscheint im *a* negativo, denn da es das Moment ist, welches den Werth des Wortes bestimmt, so lehren die Indischen Grammatiker, die in Sachen der Aussprache einzige Auctorität bleiben, dafs es fast wie lang klänge. Nähme das *a* negat. grade um seine Kraft zu bewahren in Nominalkompositionen nicht den Bindelaut *n* an, wir würden, wahrscheinlich vor Vokalen dieselbe jetzt von uns behandelte Modifikation sehen; vielleicht dafs sich in den *Vedas* solche Beispiele finden, und einen neuen Beweis zur Identität des *a* neg. und *a* augm. geben, von der wir unten reden müssen. Dafs übrigens auch in anderen Fällen noch *au* aus *â* + *u* entstanden sei, lehrt schlagend der Zusatz bei Bopp *gr. p.* 322.

Wichtiger noch als diese phonetischen Bestimmungen, ist ein für die Formlehre durch Hrn. Bopp zuerst vindicirtes Princip, das der Agglutination. Diese kann man nicht als die Spitze der grammatischen Formbildung in den Indogermanischen Sprachen bezeichnen, denn sie theilen dieselbe mit dem Semitischen Sprachstamme; die höchste Stufe der Formentwicklung wird vielmehr in unserem Sprachstamme durch die *Komposition* erreicht. Aber nichts destoweniger war die Theorie der Agglutination kaum früher geahnet, geschweige denn bekannt. Bestimmen wir dieselbe näher, so ist *Agglutination* der Ausdruck der Entwicklung allgemeiner Verhältnisse aus dem Begriffsworte — sei es Thema oder Radix — durch Anfügung von Wurzelsylben oder deren Stammradikalen; — *Komposition* aber die Vermittelung zweier an sich der Bedeutung nach freier Elemente zu einem neuen Begriffsworte durch enges Zusammengehen beider Momente.

Wir haben mit Bedacht den Begriff der *Komposition* zugleich auseinander gesetzt, weil zu häufig der wirkliche Unterschied beider verkannt, und ihr Wesen nirgends deutlich gefafst ist. Zwischen beiden liegt indefs im Indogermanischen eine Stufe, die wir als Anfang der Komposition betrachten können, obwohl sie noch nicht als ganz freie Komposition sich nehmen läfst. Dies ist die Tempusbildung durch Augment oder selbstständige Verbalwurzeln, die zu der Radix hinzutreten. Ganz den Charakter der Komposition haben sie darin, dafs beide Seiten der Verbindung an sich der Bedeutung nach frei sind, auch zeigt das Augment formell den Kompositionscharakter, da es nicht, wie im Indogermanischen die Agglutination immer, wie es auch der *Herleitung* aus dem Begriff geziemt, hinter sondern vor das Wort tritt; den Agglutinationscharakter aber bewahren sie darin, dafs sie, obwohl sie bestimmtere concretere Unterschiede des Begriffs bezeichnen — doch immer nur Unterschiede, Verhältnisse ausdrücken, endlich aber selten unverstümmelt der Form nach oder überhaupt *frei* der Form nach — als selbstständige Worte — auftreten. Letzteres theilt auch die schon etwas freiere Zusammensetzung der Präpositionen. Solche Mittelstufen bilden sich in jeder organischen Gliederung, und es ist ein besonderes Verdienst der Physiologie auf sie aufmerksam zu machen und ihnen ihren gehörigen Platz anzuweisen. Es ist nun eine der wichtigsten Lehren Bopps, die dann später von Anderen verfolgt ist, dafs die meisten Agglutinationssylben sich auf *Pronominalstämme* d. h. auf Wurzeln zurückführen lassen, deren ursprüngliche Tendenz es war, die *drei* Beziehungen des Raums, des Wo, Woher, Wohin auszudrücken, welche das erste Erwachen sinnlichen Bewufstseins bezeichnen. Aus diesen Wurzeln heraus bilden sich in der Sprache selbst-

ständig durch Zusammengehen mehrerer 1) die *Pronomina*, die zuvörderst nichts ausdrücken, als die räumliche *Unterscheidung der Gegenstände* ohne alle *weitere qualitative* Bestimmung, d. h. nichts ausdrücken, als das Diefs, das Jenes u. s. w. Die Pronomina sind ihrem Ursprunge nach das Allgemeinere gegen die Nomina; 2) die Formwörter, zunächst Orts- und dann Zeitadverbien, Partikeln, Präpositionen, denn letztere Wortklassen sind nur Uebertragungen der ersten, die den allgemeinen räumlichen Unterschied ausdrücken, und dann ideelere Bedeutung erlangen. Neben diesen Wurzeln bildet sich die zweite Art der Wurzeln die *qualitativen*. Aus ihnen entwickelt sich, indem die Eigenschaft als *Sein* aufgefafst wird — das Nomen und zwar *a*) je nachdem die Eigenschaft in ihrer Allgemeinheit aufgefafst wird — Adjektivum; — oder *b*) indem die Eigenschaft *einem* Dinge vorzüglich zukömmt, und so sein *Name* wird — das Substantivum; wird aber *c*) die Eigenschaft, der Zustand im *Werden*, d. h. in der Bewegung gedacht, so entsteht das *Verbum*, was sich dann weiter als aktiv u. s. f. nach den bestimmten Kategorien entwickelt. Wir haben diese Auseinandersetzung des ganzen Wurzelverhältnisses — als *Raumwurzeln* und *Qualitätswurzeln* mittheilen müssen, weil der neuern Sprachwissenschaft oft vorgeworfen ist, als gehe sie nur in die Atomistik der Sylben ein, ohne auf die eigentliche Darstellung des Gedankens zu sehen, wir hoffen das Vorstehende wird hinreichen, zu zeigen, dafs innerhalb dieser Untersuchungen der vernünftigen Sprachgenesis kein Abbruch geschieht. Klar nun ist es, dafs zum Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse der Objekte zu einander, die gröfstentheils auf jene räumlichen oder, — was ein leichter Uebergang ist — zeitlichen Kategorieen beruhen, nichts dienlicher sei, als jene Wurzeln, die wir denn auch fast durchgängig angewandt finden, sowohl in den Casus, als in den Verbalunterschieden der Genera (*Atm. Parasm. Passiv*) und der Personen, (die Tempora und Modi jedoch bilden sich durch jene schwächste Kompositionsart, die wir oben betrachtet haben), endlich auch in adverbialen Endungen u. s. f. Die Untersuchung hierüber ist freilich schwierig, da es sich oft um die kleinsten Sylbentheilchen handelt, die in ihrer Proteusgestalt wandelbar täuschen, und ein durch Sprachvergleichung geübtes und geschärftes Auge fordern; erfreulich ist indessen zu sehen, dafs diese Lehre nach gerade schon ihre Geschichte sich gebildet, und unter ihren Bearbeitern auch Hrn. W. v. Humboldt's Namen zählt. Leid thut es uns, dafs Hr. v. Schlegel noch nicht, wie Hr. Lassen uns hoffen liefs, (*Ind. Bibl.* a. a. O. p.) über diesen Gegenstand geredet hat, gewifs hätten wir von ihm vielfache Belehrung erhalten, aber Hr. Lassen, der um des Versprechens des Hrn. v. S. wegen sich Stillschweigen auferlegte, hätte wahrlich gut gethan, auch seine folgenden Einwendungen zu unterdrücken, da gegen sie freilich jede Hand, die irgend über diesen Gegenstand zu schreiben vermag, *überlegen* und *meisterhaft* erscheinen mufs. Hrn. Lassens Einwendungen betreffen 1) die Anwendung, die zur Formerklärung des Verbi von Hrn. Bopp häufig vom Verbo *as* gemacht wird, und welches nach Hrn. L. ein wahrer *„alter Ueberall und nirgends"* ist; (von diesem Punkte später) 2) sodann die Erklärung der Augmentssylbe *a* als Agglutination des *a negat.* Zunächst bemerken wir nur Hrn. L., dafs er ganz und gar den Charakter beider Formbildungen verkannte, indem er sie *Agglutination* nannte, da sie, wie wir oben gesehen haben, zur *schwächsten Komposition* gehören, ein Unterschied, den freilich Hr. Lassen nicht leicht finden mochte. Die Stelle selbst aber, in der Hr. L. polemisirt, ist wirklich so komisch-naiv, dafs wir es uns zum Gewissen machen würden, unsern Lesern die heitern Augenblicke zu entziehen, die ihnen deren Lektüre sicherlich verschafft. „Die Spitze der Agglutinationslehre erreichen wir aber, sagt Hr. L., in der Ableitung des einfachen Augments vom *a privativum*. Unter allen wunderlichen Eigenschaften, womit man die urweltlichen (!) Menschen begabt hat, ist diese Logik die merkwürdigste, dafs sie statt zu sagen: *ich sah*, gesagt haben, ich *sehe nicht*. Auf die Pädagogik angewandt, würde diese Verfahrungsart so ausgedrückt werden müssen: Fange die Erziehung deiner Kinder damit an, ihnen den Kopf abzuschlagen. Ein Verbum wird erst um seine Bedeutung gebracht, um alsdann eine neue Form daraus bilden zu können." Selten mögen wohl so wenige Zeilen so viele Irrthümer, so vielen Mangel an Denken und so viele Geschmacklosigkeit zugleich in sich schliefsen. Man hätte gegen Bopps Ansicht streiten können, z. B. von etymologischer Seite einwerfen, es sei die älteste Form der Negativpartikel *an* gewesen, die vor Konsonanten ihr *n* abgeworfen, und hätte sich hierbei auf die Römische Negativpartikel *in* wie die

Deutsche *un* stützen können, und man hätte so einen Schein der Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit für sich gehabt. Aber die Waffen der Logik, d. h. der gemeinen formellen Logik, scheint Hr. Lassen so wenig je geführt zu haben, dafs ihm auch die erste gewöhnlichste Bestimmung der *Negation* ganz und gar entgangen zu sein scheint, besonders aber ihr Unterschied von dem *Widerspruche*. Hat denn Hr. L. nie gehört, dafs auch das *Andere* schon überhaupt die Negation des *Dieses* sei, und dafs vom Standpunkte der Gegenwart das Vergangene allerdings als *negirt* erscheint? Und wer in aller Welt hat denn Hrn. L. gesagt, dafs die Negation die Sache um ihre *Bedeutung* bringe? oder ist nach Hrn. L's. Logik in *nescius* die Bedeutung (!) von *scius* zerstört? und wer endlich berechtigt denn Hrn. L. zu der Annahme, dafs *a neg.* mit der Wurzel *sehen* heifse: „*ich sehe nicht*"? oder kennt Hr. L. nur diese Form des Negativen, ohne auf die vielen andern Rücksicht zu nehmen? hat er etwa noch nie darüber nachgedacht und auch nicht gefühlt, dafs es doch unterschieden gesagt sei, wenn auch in der gemeinen Sprachweise dergleichen Unterschiede übergangen werden und untergehn: er ist ein unfleifsiger Mensch, und: der Mensch ist nicht fleifsig. Dafs *apaçyam* nicht „ich sehe nicht" sei, dieser Lehre bedürfen wir von Hrn. L. nicht, *na paçyâmi* ist wohl davon unterschieden. Es ist wirklich unangenehm, solche Dinge noch vorzubringen, traurig, wenn man dazu genöthigt wird. Wir wollen nun Hrn. L. das Wahre der Sache auseinandersetzen, vielleicht gelingt es ihm, sie zu begreifen. Das Vergangene überhaupt ist nicht blofs ein *Anderes* der Gegenwart, sondern *ihr Anderes*, d. h. ihr Unterschied, also wesentlich in sich *Position* und nur Entgegensetzung zum andern — *a neg.* Diese Entgegensetzung braucht und kann die Sprache nur an dem einen der Momente ausdrücken und diese Bezeichnung des Unterschiedes und der Entgegensetzung zu dem ihm *zugehörigen* (auf es bezogenen) *Andern* drückt das *a negat.* aus und zwar *immer* aus, auch in *Nominalkomp.*, das heifst, es *setzt* an sich Positives, aber dies Positive durchaus als im *Unterschiede* zu seinem andern, (unfleifsig ist etwas sehr Positives aber doch entgegengesetztes,) und dies ist der wesentliche Unterschied von der ganz abstrakten, den Begriff total negirenden Negation -*na*-*non*. Um deshalb hat auch die Sprache fast jede Kompos. der Worte *non*-*οὐκ*-nicht, mit dem blofsen Adjectiv verdrängt, weil jedes Adj. sogleich an sich Position ist, das nur entgegengesetzt werden kann, wie denn umgekehrt *a* nur in der *Komposition* sich findet, weil die Entgegensetzung nur in beiden Momenten erscheinen kann. Dafs solche Partikeln, namentlich in der Komposition, durch welche wesentlich neue Bestimmungen hinzutreten, mit feinerer Hand behandelt werden müssen, als es Hr. L. gewohnt ist, das konnte ihm z. B. schon der Gebrauch von *na* zeigen, in Stellen, wie bei *Rosen Rig. Ved. Spec.* vergl. *pg.* 6. *v.* 1, *a. v.* 3, *b.* (*vg. p.* 7. *not.*) wozu noch *pag.* 9. *not.* (*na d'âram*) und *pag.* 10. *v.* 4, *a* und b., ein Gebrauch, der auch in der epischen Litteratur sich noch nachweisen läfst; *vg. Hidimb. Tod.* 1, 43, 6. Rosen und Bopp haben in den Stellen *na* getrennt, ich trage kein Bedenken, die Verbindung als Komp. gewöhnlich als die wahre zu halten, auch halte ich Rosens Erklärung dieses *na* als adäquat mit *iva* für nicht stark genug, es heifst vielmehr „*noch nicht ganz*", das ist „fast ganz." Denn es drückt *na* in solchen Stellen den Unterschied aus (die Negation als *Beschränkung* des totalen eigentlichen Begriffes,) der indessen so geschwächt ist, dafs er eben in die Identität des Gegensatzes übergehen will, wobei *na* als Bezeichnung der Negation überhaupt diesen Unterschied noch immer auszudrücken vermag. Doch ist es aus dem obigen begreiflich, wie solche Kompos. weder durchgreifend werden, noch überhaupt lange vorhalten konnte.

Da wir uns nun mit der schwächsten Komposition so weit beschäftigt haben, sei es uns erlaubt, hier zu der anderen Art derselben überzugehen, wir meinen die Anfügung der Verbalwurzeln zur Bildung der Modi und Tempora. Manche liegen so klar am Tage, dafs auch das schwache ungeübte Auge sie nicht zu verkennen vermag, wie das Fut. I. und das Perf. periphr. Der Begriff solcher Komposition ist nicht schwierig, mindestens ist er dem Deutschen geläufiger, es kommen bei vielen Völkern auffallendere Erscheinungen vor, z. B. die Bildung der Tempusformen durch Praepositionen. Indessen formell verkümmern sich die Wurzeln oft sehr, und so kann man das V. *as* allerdings eine Proteusgestalt voll der Veränderungen nennen, die es denn aber gewöhnlich schon im freien Zustande hat. In der Buntheit der Erscheinungen aber das Wesen der Sachen festzuhalten, ist überhaupt Aufgabe des Denkens — obwohl nicht jedes Mannes Sache.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Memoiren eines Deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788 — 1816. *Leipzig, bei Friedrich Fleischer*, 1833. 316 *S. in* 8.

Ein wirkliches Leben, das sich während eines wichtigen Zeitraums in großer Welt und Staatssachen hinreichend umgethan hat, liegt diesen Memoiren zum Grunde, die Person, an welcher sich diese Erlebnisse aufreihen, ist nicht schwer zu errathen, und wir finden es glaublich genug, daſs der Text, der vor uns liegt, grofsentheils aus des Mannes eignen Aufzeichnungen stamme. Nach diesen vorausgeschickten Angaben sollte man nun meinen, dafs eine für Unterhaltung und Belehrung ergiebige Ausbeute erfolgen müfste. Das ist aber nicht der Fall. Zwar langweilig kann man diese Memoiren nicht nennen, es wird immerfort rasch erzählt, und auf jeder Seite stehen einige Thatsachen, so dafs man die Wanderung durch so viele Mannigfaltigkeiten sich nicht eben verdriefsen läfst. Aber im Ganzen ist doch die Bearbeitung gar zu oberflächlich, und die wichtigsten Ereignisse und merkwürdigsten Personen werden aufgenommen und entlassen, ohne dafs etwas Sonderliches dabei gewonnen würde, weder allgemeine Schilderungen, noch einzelne Züge, wodurch eine hellere Beleuchtung der Gegenstände und eine bestimmtere Einsicht in ihre Beschaffenheit und ihren Zusammenhang hervorginge. Eben so, wo gesellige Verhältnisse berührt und die kleinen Geheimnisse des Privatlebens enthüllt sind, erkennt man zwar genugsam den Stoff, der durch Aergerliches und Beifsendes ergötzen könnte, aber aus Mangel gehöriger Behandlung bleibt dieser Stoff gröfstentheils ohne Wirkung, und man geniefst ihn ohne rechten Geschmack und Dank. Der Verfasser hat es doch sogar für einen blofsen Weltmann etwas zu leicht genommen, sowohl mit dem Aufschreiben, als auch wie es scheint mit dem Leben selbst, das wenig Eigenthümliches zeigt, sondern fast nur ein gewöhnliches Mitmachen dessen, was die Verhältnisse des Tages dem Tage auswerfen. Dabei können wir grofse Gesinnungen und tiefe Gedanken allenfalls missen, aber irgend eine Feinheit der Beobachtung, irgend eine Anmuth des Beschreibens haben wir dafür von dem gebildeten Weltmann zu fordern, es müfste denn sein, dafs er uns an deren Statt das noch seltnere Geschenk einer im verfeinertsten Lebenselement bewahrten Unbefangenheit des Sinnes und Naivetät des Ausdrucks brächte! Von dem allen aber ist hier nichts. Unser Graf geht durch seine Bahn, wie ein Handwerksgesell durch die seine, er läfst das Meiste dahingestellt, oder vorausgesetzt, und bemerkt nur das nothdürftigste Nächste. Dies letztere bei dem Handwerksgesellen kennen zu lernen, hat noch seinen Reiz, eben weil es uns nicht so nahe liegt, und etwas Eigenes sich darin abspiegeln kann; aber bei dem Grafen ist es nur das gleichgültige Alltägliche, dem erst ein Interesse durch besondre Ereignisse oder durch geistige Verarbeitung herzukommen müfste. In Frankreich würde der Verfasser selbst, oder auch ein Freund, ein Gehülfe, der Herausgeber, ja nöthigenfalls der Buchhändler sogar, diese Materialien, welche doch einmal eine gute Grundlage bilden, mit einigen Händen voll Salz bestreut haben, und es wären höchst geniefsbare Memoiren geworden; bei uns sind sie in ihrer ungewürzten Bereitung aufgetischt, und sie schmecken weniger, und nähren gar nicht. Dazu kommt noch der grofse Uebelstand, dafs die meisten Namen, an die sich irgend ein vorübergehender Reiz knüpfen will, fast immer nur mit Buchstaben und Sternchen angedeutet sind, für den nicht schon unterrichteten Leser eine wahre Qual, denn hundert Vorstellungen und Beziehungen, die er mit dem wirklichen Namen allenfalls verbinden und dadurch das Erzählte beleben und erhöhen könnte, müssen nun unterbleiben, und er bewegt sich zwischen Masken und Räthseln fort, deren Lösung ihm aus dem Buch allein nicht werden kann. Zu rügen ist daneben noch die Ungenauigkeit in Schreibung der wirklich mitgetheilten Namen; auf der ersten Seite wird des Grafen Hofmeister irrig Leisering genannt; er hiefs aber Leuchsenring, ein schon aus Goethe's Leben und aus Jacobi's Briefwechsel sehr bekannter Name, und es hätte sich über den Mann, der als ein sentimentaler Ordensstifter aus dem Reich nach Berlin kam, von da den Baron Labes (nachherigen Grafen Schlitz) auf Reisen begleitete, nachher eine Hofdame heirathete, und mit dieser aus Liebe zum Jakobinerthum nach Paris ging, wo er unter der Kaiserregierung und Restauration ein herbes dunkles Leben führte, und im Jahr 1827 starb, noch viel Merkwürdiges sagen lassen, so dafs der Leser gleich anfangs auf den interessantesten Boden gestellt gewesen wäre. Aus dem Gebiete der eigentlichen Staatssachen ist uns nichts vorgekommen, was als erheblich und neu zu bemerken wäre; einige Anekdoten aus dieser Sphäre mögen doch beides vielleicht für manche Leser sein. Die Nachrichten über den diplomatischen Gang der Verhandlungen wegen Sachsen auf dem Wiener Kongresse konnten im Augenblicke, als der Verfasser sie schrieb, ein gutes Zeugnifs für seine diplomatische Gegenwart und Achtsamkeit abgeben; seitdem ist die Neugier in diesem Betreff vollständiger befriedigt worden, oder auch unbefriedigt erloschen. Der Verfasser hat es auch eigentlich mehr auf seine persönliche Geschichte angelegt, und da finden sich freilich Andeutungen und Bekenntnisse genug, die aber nicht zu gehöriger Reife kommen, und sowohl Verwicklungen als Aufschlüsse auf halbem Wege stehen lassen. Wenn man auf so bedenkliche Sachen hinweisen mag, wie S. 80. in den ersten Zeilen, so sollte man mit andren Dingen nicht mehr so grofse Umstände machen. Die litterarische Gestalt und vielleicht auch der historische Werth des Buches würde allerdings gewonnen haben, wenn die darin unläugbare Richtung zum Aergernifs und Verfänglichen noch etwas mehr wäre ausgebildet worden; und dafs der moralische Werth dabei noch ungefähr eben so gut zu stehen käme, als bei der jetzigen halben Zurückhaltung, ist ganz aufser Zweifel. —

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 1.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den Geh. Justizrath und Professor Dr. *Mühlenbruch* zu Halle die nachgesuchte Entlassung aus Allerhöchst Dero Diensten zu Michaelis d. J. allergnädigst zu bewilligen geruht.

Der bisherige Prorector des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin, Professor Dr. *Engelhardt* ist zum Director und ersten Lehrer des Gymnasiums in Danzig ernannt, und durch das vorgesetzte Königl. Ministerium als solcher bestätigt worden.

Se. Majestät der König haben, auf den Antrag des Königl. Ministeriums der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, dem Professor und Herzogl. Altenburgischen Rath, Dr. *Zipser,* zu Neusohl in Ungarn, für die von ihm seit einer Reihe von Jahren für die inländischen Lehranstalten durch Versorgung derselben mit sehr schätzbaren oryctogeognostischen Sammlungen auf eine ausgezeichnete Weise bethätigte Theilnahme, den rothen Adlerorden dritter Klasse allergnädigst zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben den evangelischen Prediger und Professor *Budde* zu Düsseldorf, zum Consistorialrath und aufserordentlichem Mitgliede des Rheinischen Provinzial-Consistoriums zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Professor Dr. *Habicht* in Breslau für die Geschenke, welche derselbe der dortigen Central-Bibliothek an Arabischen oder die Arabische Sprache betreffenden Schriften gemacht hat, die grofse goldene Medaille für Gelehrte und Künstler allergnädigst zu verehren geruht.

Se. Majestät der König haben den Professor *Eduard Gerhard* zum Archäologen beim Königl. Museum in Berlin allergnädigst zu ernennen geruht.

Die bisherigen Privatdocenten Dr. *Ritter* und Dr. *Klausen* in Bonn sind zu aufserordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasium zu Münster Dr. *Stiere* ist zum Director des Gymnasiums zu Recklinghausen gewählt und bestättigt worden.

Des Königs Majestät haben die bisherigen aufserordentlichen Professoren in der juristischen Facultät der Universität zu Königsberg, Dr. *Backe* und Dr. *v. Buchholz,* zu ordentlichen Professoren in der gedachten Facultät allergnädigst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Director des Schullehrer-Seminars zu Potsdam, *Strietz,* zum Schulrath bei der dortigen Regierung allergnädigst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Ober-Consistorialrath und Professor der Theologie, Dr. *Augusti* in Bonn, das Prädicat eines Consistorial-Directors zu ertheilen geruht.

Als Privatdocenten haben sich mit Genehmigung des vorgesetzten hohen Ministeriums habilitirt, 1) an der Universität zu Berlin: der Dr. *v. Sommer* für die mathematischen Wissenschaften, der Dr. *Droysen* und der Dr. *Ulrici* für die klassische Philologie, der Dr. *Riedel* für die Geschichte und die Staatswissenschaften, der Dr. *Röer* für die Philosophie und der Dr. *Kugler* für das archäologische Fach; 2) an der Universität zu Königsberg: die Dr. *Rupp* und *Horch* für die philosophische Facultät; 3) an der Akademie zu Münster: der Dr. *Schmettinck* für das Fach der chemischen Physik und Chemie.

Der Dr. *Trendelenburg* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

Der Dr. *Stenzler* in London ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Breslau ernannt worden.

Der aufserordentliche Professor Dr. *Ritschl* zu Halle ist in gleicher Eigenschaft und zugleich als Mitdirector des philologischen Seminars nach der Universität zu Breslau versetzt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Simson* in Königsberg ist zum aufserordentlichen Professor in der juristischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Directoren und Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen für das Jahr 1833.

I. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Königsberg in Preufsen. Professor *Lobeck,* Director; Geh. Reg. Rath und Professor *Bessel;* Professor *Schubert;* Professor *Olshausen;* Director *Gotthold;* Mitglieder.

II. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Bonn. Professor *Diesterweg,* Director; Professor *Naecke*; Professor *Loebell*; Medic. Rath und Professor *Windischmann;* Ober-Cons. Director und Professor *Augusti*; Professor *Scholz*; Mitglieder.

III. Wissenschaftliche Prüfungs-Commis-

sion zu Münster. Consist. und Schul-Rath *Wagner*, Director; Professor *Grauert;* Professor *Gudermann;* Professor *Esser;* Consist. Rath und Kanonikus *Schmülling;* Mitglieder.

IV. Gemischte Prüfungs-Commission zu Greifswald. Professor *Schömann*, Director; Professor *Fischer;* Gymnasial-Director *Breithaupt*; Professor *Barthold*; Mitglieder.

V. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Berlin. Director und Professor *Koepke*, Director; Professor *Lachmann;* Professor *Heinrich Ritter;* Consistorial-Rath *Brescius;* Professor *Dove;* Mitglieder.

VI. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Breslau. Geh. Archiv-Rath und Professor *Stenzel*, Director; Professor *Braniss;* Professor *Scholz;* Domherr und Professor *Ritter;* Collegen am Magdalenen Gymnasio *Held;* Professor *Boehmer;* Mitglieder.

VII. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Halle. Professor *Scherk*, Director; Professor *Guerike*; Professor *Leo*; Professor *Bernhardy*; Professor *Rosenkranz;* Mitglieder.

Ministerial-Verfügungen.

Rescript des hohen Ministeriums der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an die sämmtlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen:

Das Ministerium macht den Königl. Prüfungs-Commissionen zur Nachachtung hierdurch bekannt, dafs nach §. 38. der von des Königs Majestät unter dem 12ten November 1832 allerhöchst vollzogenen Statuten der Akademie zu Münster den Studierenden der Theologie und diejenigen Studierenden, die sich dem Lehrfache auf Gymnasien widmen wollen, die Zeit, welche sie auf der gedachten Akademie seit ihrer Inscription bei der dortigen philosophischen Facultät zugebracht haben, auf die gesetzlichen Studienjahre anzurechnen ist.

Vom Königl. Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ist der nachfolgende Entwurf des Königl. Schul-Kollegiums der Provinz Brandenburg zu einer Verfügung wegen Beaufsichtigung solcher Zöglinge der Gymnasien, welche nicht im elterlichen Hause wohnen, genehmigt und den sämmtlichen Königl. Provinzial-Schul-Kollegien mit dem Auftrage abschriftlich zugefertigt worden, unter Berücksichtigung der vorwaltenden provinciellen Verhältnisse eine ähnliche Verfügung zu erlassen, jedenfalls aber dafür zu sorgen, dafs bei den Gymnasien eine den örtlichen Verhältnissen angemessene Beaufsichtigung solcher Schüler, deren Eltern oder Vormünder nicht am Orte wohnen, stattfinde:

Verfügung des Königl. Schul-Collegiums der Provinz Brandenburg.

§. 1. In Gymnasien und ähnliche höhere Lehranstalten können nur solche junge Leute aufgenommen werden, welche unter der Aufsicht ihrer Eltern, Vormünder oder anderer zur Erziehung junger Leute geeigneter Personen stehen. Schüler, welche ohne geeignete Aufsicht sind, sollen auf Gymnasien und ähnlichen Lehranstalten nicht geduldet werden. §. 2. Bei der Aufnahme junger Leute, deren Eltern oder Vormünder nicht am Orte wohnen, haben die Directoren der Gymnasien sich nachweisen zu lassen, auf welche Weise für die Beaufsichtigung derselben gesorgt ist. Halten sie die getroffenen Einrichtungen nicht für ausreichend, so haben sie dies den Eltern oder Vormündern zu eröffnen, und darauf zu halten, dafs eine anderweitige, dem Zweck entsprechende Einrichtung getroffen werde. §. 3. Ohne Vorwissen des Directors darf kein Schüler in eine anderweitige Aufsicht gegeben werden. §. 4. Der Director ist so berechtigt als verpflichtet, von dem häuslichen Leben auswärtiger Schüler, entweder unmittelbar oder durch Lehrer der Anstalt Kenntnifs zu nehmen, und wenn sich hierbei Uebelstände ergeben sollten, auf deren unverzügliche Abstellung zu dringen. §. 5. Findet der Director, dafs die Aufsicht, unter welche auswärtige Schüler gestellt worden, unzureichend ist oder dafs die Verhältnisse, in welchen sie sich befinden, der Sittlichkeit nachtheilig sind, so ist er berechtigt und verpflichtet, von den Eltern oder Vormündern eine Aenderung dieser Verhältnisse binnen einer nach den Umständen zu bestimmenden Frist zu verlangen. §. 6. Eltern und Vormunder, welche ihre Sohne oder Pflegbefohlenen Behufs ihrer Aufnahme in ein Gymnasium in Kost und Pflege geben, sind verpflichtet, diese Bestimmungen zu beachten und die Aufseher ihrer Sohne oder Pflegbefohlenen von selbigen in Kenntnifs zu setzen. Es bleibt auch lediglich ihnen überlassen, für den Fall, dafs eine Aufhebung des Verhältnisses von der Anstalt verlangt werden möchte, mit den Aufsehern ihrer Kinder und Pflegbefohlenen die erforderlichen Verabredungen zu treffen.

Wissenschaftliche Institute und Unterrichts-Anstalten.

Vom Königl. Ministerium der geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten sind in Gemäfsheit einer diesfalsigen allerhöchsten Cabinetsordre die Statuten der Gesellschaft für Pommersche Geschichts- und Alterthumskunde in Stettin bestätigt worden.

Durch eine testamentarische Disposition des verstorbenen Kaufmanns *Zolfel* in Breslau ist dessen schätzbare Mineralien-Sammlung der dortigen Königl. Universität zugewendet worden.

Die von dem Physikus des Nieder-Barnimschen Kreises, Dr. *Nicolai* zu Berlin, während seines Aufenthalts in Westphalen gesammelten Mineralien sind, seiner gemeinnützigen Absicht gemäfs, nach einem Rescript des Königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, dem dasigen Königl. Mineralien-Kabinet einverleibt worden.

Der Professor *Rauch* zu Berlin hat dem Königl. Mineralien-Kabinet der dasigen Universität eine Bergkrystalldruse in Cararischem Marmor von seltner Grofse und Schönheit zum Geschenk gemacht.

Das Königl. Ministerium der geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten hat das Vermächtnifs der zu Berlin verstorbenen Wittwe des Seilermeister Schäffer, gebornen Kerkow, bestätigt, wodurch dieselbe ein Kapital von 6000 Thlr. dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster mit der Bestimmung zugewendet hat, dafs von dessen Zinsen unbemittelten Schülern, welche sich dem Studium der protestantischen Theologie widmen wollen, bis zu der Zeit, wo sie das Gymnasium verlassen und zur Universität abgehen, Unterstutzungen gewährt werden sollen.

Durch eine Verfügung des Königl. Ministeriums der geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten ist die Schenkung, welche mit einem E. W. unterzeichneten Schreiben dem Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder zu Berlin für die Mädchen der Anstalt desselben zugegangen ist, bestehend in einer vierprocentigen Englischen Obligation uber 100 Pf. Sterl., bestätigt worden.

Der hierselbst verstorbene Professor der Botanik, Friedrich Gottlob Hayne, hat nach Abzug einiger Legate für entfernte Verwandte sein Vermögen zu einem Stiftungsfonds testamentlich bestimmt, von dessen Revenuen nach dem Tode seiner noch lebenden Frau, geb. Fischer, bedürftige Töchter verstorbener Professoren der hiesigen Universität, auf ihre Lebenszeit, insofern dieselben sich nicht verheirathen, eine jährliche Unterstützung von 100 Thlr. ausgezahlt erhalten sollen. Mit der Verheirathung hört die Unterstützung auf; die bedürftigern haben den nächsten Anspruch. Diese Stiftung, welche durch allergnädigste Cabinetsordre Sr. Majestät des Königs bestätigt ist, soll mit der Professoren-Wittwen-Versorgungs-Anstalt der hiesigen Universität verbunden und von dieser, jedoch als für sich bestehend, verwaltet worden.

Uebersicht
der Elementarschulen
im preufsischen Staate im Jahr 1831.

Provinzen.	Zahl der Schulen.	Zahl der Schulkinder		Zusammen.	Zahl der Einwohner.	Einwohner auf der □ Meile.
		Knaben.	Mädchen.			
Ost und Westpreufsen .	3962	158803	163837	322640	2025927	1719
Posen . . .	1384	50077	43395	93472	1056278	1968
Brandenburg	2897	118544	112974	231518	1579939	2161
Pommern . .	2388	65313	59826	125139	912223	1608
Schlesien . .	3540	194173	190576	384649	2461414	3322
Sachsen . .	2710	124825	122916	247741	1419587	3146
Westphalen .	1806	106150	102125	208275	1261996	3433
Rheinprovinz	3202	169590	154810	324400	2288596	4767
Im ganzen Staat	21789	987475	930459	1917934	13038960	2576

An sämmtlichen Elementarschulen waren im Jahre 1831 angestellt: 22211 Lehrer, 2014 Hülfslehrer und 694 Lehrerinnen; die Gesammtzahl des Lehrerpersonals belief sich somit auf 24919. —

Nach den neuesten statistischen Ermittelungen kommen in Europa auf 1000 Menschen 153 Kinder in einem Alter von 6 bis 14 Jahren. Nach Dupin's Angaben (*Forces productives de la France*) kamen in Frankreich auf 1000 Einwohner im Jahr 1820 nur 36 und im Jahr 1829 im Winter 43 und im Sommer nur 21 Schulkinder. — Obiger Uebersicht zufolge kommen im preufsischen Staat auf 1000 Einwohner 147 Schulkinder in den Elementarschulen. —

An Mittelschulen bestanden im genannten Jahr im preufsischen Staat 481 für Sohne und 342 für Töchter; aufserdem Gymnasien und höhere Realschulen 140. — Bei den Mittelschulen für Söhne waren angestellt 1172 Lehrer und 360 Hülfslehrer; bei den Töchterschulen 538 Lehrer, 280 Lehrerinnen und 471 Hülfslehrer und Hülfslehrerinnen; bei den Gymnasien und höheren Realschulen 1124 Lehrer und 369 Hülfslehrer.

Die Zahl der Schüler in den Mittelschulen betrug 56879, die der Schülerinnen 46598; die Gymnasien und höheren Realschulen wurden besucht von 26041 Schülern. Die Gesammtzahl der Schulbesuchenden in den genannten Unterrichtsanstalten belief sich somit auf 129528. — Da die grofse Mehrzahl dieser Schulbesuchenden gleichfalls in dem für den Besuch der Elementarschulen bestimmten Alter steht, so dürfte sich die Gesammtzahl der schulbesuchenden Kinder des preufsischen Staats im Alter von 6 bis 14 Jahren auf mehr als 2 Millionen belaufen.

Bibliographische Berichte.

England.

An neuen Büchern sind erschienen:

Historical Memoirs of the House of Russell; from the time of the Norman Conquest By J. H. Wiffen. London, 2 *Vol. in* 8. mit Kupfern (2 L. 2 sh. bei Longman). Das Werk enthält mehrere interessante, bisher noch nicht bekannte Briefe zur Geschichte der Zeit von Heinrich VIII. bis Georg III.

Tours in Upper India. By Major Archer. London 2 *Vol. in* 8.

Geology of the South-East of England: containing a comprehensive Sketch of the Geology of Sussex, and of the adjacent parts of Hampshire, Surrey and Kent; with Figures and Descriptions of the extraordinary Fossil Reptiles of Tilgate Forest. By Gideon Mantell. London. 1 *Vol. in* 8. (21 sh.)

Astronomical Observations, made at the Observatory of Cambridge, for the Year 1832. *By George Biddell Airy. Cambridge*, 1 *Vol.* 4. (15 sh.)

Historical Account of the Origin and Progress of Astronomy. By Narrien. London, 1 *Vol. in* 8. (14 sh.)

Practice of the Criminal Law of Scotland. By Allison. 2*d Volume. London.* 8. (18 sh.)

On Field-Fortification. By Fenwick. 1 *Vol. in* 8. (6 sh.)

Von Dr. Lardner's *Cabinet Cyclopaedia* ist der 43te Band ausgegeben worden, welcher enthält: *Treatise on Astronomy. By Sir John F. W. Herschel.*

Künftig werden erscheinen:

Von John Carne, dem Verfasser der *Letters from the East: Travels in Switzerland; in a Series of letters.* 1 *Vol.* 8. (bei H. Colburn.)

Vom Baron Haussez, dem ehemaligen Marine-Minister in Frankreich: *Sketches of Great Britain.*

Sketches of the Court of England etc. By Horace Walpole. Edited by Lord Dover.

Narrative of Voyages to explore the shores of Africa, Arabia and Madagascar. By Capt. W. F. W. Owen. 2 *Vol. in* 8. *with Charts, Maps etc.*

The internal structure of fossil vegetables described and illustrated by H. Thomton Maire Witham.

Frankreich.

Zu *Garcin de Tassy's Rudimens de la langue hindoustani* (*Paris*, 1829. 4.) ist jetzt ein *Appendice* erschienen, der Hindostanische Original-Briefe nebst einer französischen Uebersetzung enthält.

Die Zeitschrift: *l'Europe littéraire* erscheint vom 1sten Juni ab auch in einer Octav-Ausgabe. Die Redaction hat für ihr Blatt die interessanten Memoiren der verstorbenen Marquise von *Créquy* an sich gekauft und wird auch in den nächsten Nummern mehrere bisher unedirte Briefe Mirabeau's mittheilen.

Von G. G. Bredow's kleiner Weltgeschichte ist eine französische Uebersetzung erschienen.

Alf. A. L. M. Velpeau, der bekannte Chirurg am *Hôpital de la Pitié*, hat herausgegeben: *Embryologie, ou Ovologie humaine, contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'oeuf humain. Paris. in fol.* (25 frs.)

Von *Achille Murat* ist abermals ein Buch erschienen: *Exposition des principes du gouvernement républicain, tel qu'il a été perfectionné en Amérique. Paris, in* 8.

Das Feld der Geschichte wird in Frankreich noch immer vielfältig angebaut. In den letzten vierzehn Tagen erschienen unter andern: *Histoire de Napoléon, rédigée d'après les papiers d'état, les documens officiels, les memoires et les notes secrètes de ses contemporains; suivie d'un précis sur la famille Bonaparte, et précédée de réflexions générales sur Napoléon. Par M. P. F. Tissot, membre de l'académie française. Paris*, 2 *Vol. in* 8. (14 frs.) — *Histoire de France, avec des documens inédits. Par M. Delandine de St.-Esprit. Tome* 1*er. Paris, in* 8. — *Histoire des révolutions de Madagascar, depuis* 1642 *jusqu'à nos jours. Par M. Ackerman, chirurgien-major de la marine. Paris, in* 8.

Von der neuen Ausgabe des *Thesaurus graecae linguae ab Henrico Stephano*, welche *Hase*, *Sinner* und *Fix* besorgen, ist das 1ste Heft des 2ten Bandes fertig geworden.

Von *E. Lerminier* erschien so eben: *De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième. Paris, in* 8. (8 frs.). Die Jahrbücher werden in Kurzem ausführlich darüber berichten.

Litterarische Anzeigen.

Bei Ferd. Efsmann in Minden ist erschienen:

Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehungswissenschaft und Kunst. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. Oder: Platon's praktische Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. 2 Rthlr.

In dieser Schrift erhält das Publikum eine systematische Darstellung von Platon's Lehren auf dem Gebiete der Erziehung, welche bei ihm, weil er die Ethik und Politik noch ungetrennt läfst, nicht allein den Einzelnen von seiner Entstehung bis in sein späteres Lebensalter hinein begleitet, sondern auch das ganze Volk mittelst des Staates zu bilden und seiner Bestimmung entgegen zu führen hat. Daher konnte schon bei ihm die Identität der gesammten Erziehungslehre und der praktischen Philosophie von dem Vf. nachgewiesen werden; so dafs die obige Schrift, in welcher übrigens mit Ausnahme der in Form von Anmerkungen und Excursen hinzugefügten Erläuterungen, blofs Platon, unter der genauesten Nachweisung der betreffenden Stellen, redend auftritt, eben so sehr den Philosophen und Staatsmann, als den Pädagogen interessiren wird.

Kapp, Dr. Ernst: Einheit des geschichtlich-geographischen Unterrichts. Mit 1 lithog. Tafel. 8 Ggr. oder 10 Sgr.

Derselbe. Hellas: historische Bilder für den Jugendunterricht. 8 Ggr. oder 10 Sgr.

Derselbe. Leitfaden für den geschichtlich-geographischen Unterricht in den untern Gymnasialklassen, in Real- und Bürgerschulen. 6 Ggr. oder 7½ Sgr.

Neue Verlagsbücher von I. L. Schrag in Nürnberg.

I. In der Jubilate-Messe 1833 ist erschienen:

Anthon, E. F., Tabelle über die in Deutschland vorkommenden natürlichen Pflanzenfamilien. 6 Bogen in Folio auf Schreibp. 12 gr. oder 45 kr. oder 15 Sgr.

— — Dessen Reagentien-Tabelle, oder tabellarische Uebersicht der gebräuchlicheren Reagentien und der Wirkung, welche dieselben mit den bei der Analyse unorganischer Körper gewöhnlich vorkommenden Stoffen hervorbringen. 6 Bogen in Folio auf Schreibp. 12 gr. oder 45 kr. oder 15 Sgr.

Bluff et Fingerhuth, Compendium Florae Germanicae, Tom. IV. 41 Bogen in 12. 4 Thlr. oder 6 fl.

Es ist damit eine vollständige Flora von Deutschland geliefert. Der Preis der 4 Theile ist 10 Thlr. oder 15 fl.

Buff, H., Grundzüge des chemischen Theils der Naturlehre. Zum Gebrauche bei Vorlesungen, so wie zum Selbstunterricht bearbeitet. Mit 77 eingedruckten Holzschnitten. 24 Bogen in gr. 8. 2 Thlr. 3 gr. oder 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 3¾ Sgr.

Fleischmann, Fr. L., Bildungshemmungen der Menschen und Thiere. Mit 2 Kupfertafeln. 27 Bogen in gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl. oder 1 Thlr. 22½ Sgr.

Günther, J. J., physische Geschichte unserer Erde und der vorzüglichsten Länderentdeckungen, seit Colon's bis auf unsere Zeiten, in Briefen an einen Freund. 8. 15 gr. oder 1 fl. oder 18¾ Sgr.

Kittel, Dr. M. B., Grundzüge der Anthropologie oder der Lehre von dem Baue und Leben des menschlichen Leibes. 51 Bogen in gr. 8. 3 Thlr. 18 gr. oder 6 fl. 18 kr. oder 3 Thlr. 22½ Sgr.

Meyer, H. v., Tabelle über die Geologie, zur Vereinfachung derselben und zur naturgemäfsen Classification der Gesteine. 8½ Bogen in Umschlag. 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr. oder 22½ Sgr.

Nees ab Esenbeck, C. G., Genera et Species Asterearum. Recensuit, descriptionibus et animadversionibus illustravit, synonyma emendavit. 21 Bogen in gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl. oder 1 Thlr. 22½ Sgr.

Taciti, C. C., de vita et moribus Cn. Jul. Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Exkursen von C. L. Roth. 18½ Bogen. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Wallroth, F. G., Flora Cryptogamica Germaniae. Pars II. 12. 4 Thlr. oder 6 fl.

Die 2 Theile, 70 Bogen, getrennt von Bluffs Flora, kosten 6 Thlr. oder 9 fl.

II. Bis zur Michaelis-Messe wird folgen:

Anthon, E. F., Handwörterbuch der chemisch-pharmaceutischen und pharmakognostischen Nomenklaturen oder Uebersicht aller lateinischen, deutschen und französischen Benennungen der chemisch-pharmaceutischen Praeparate, so wie der im Handel vorkommenden rohen Arzneistoffe, für Aerzte, Apotheker und Droguisten. Med. 8.

Brown, R., vermischte botanische Schriften; in Verbindung mit einigen Freunden ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. G. Nees von Esenbeck. Vter Band, mit 3 Zinktafeln. gr. 8.

Zur Erleichterung des Ankaufs will der Verleger die bisher erschienenen Bände, die aus 160 Druckbogen bestehen, complett für 6 Thlr. 8 gr. oder 11 fl. 24 kr. oder 6 Thlr. 10 Sgr. erlassen. Der fünfte Band enthält unter andern einen Anhang zu Prodromus Florae novae Hollandiae etc.

Buchner, J. A., Grundrifs der Physik, als Vorbereitung zur Chemie, Naturgeschichte und Physiologie. Mit 12 Kupfern und 16 Tabellen. Zweite umgearbeitete Auflage. 8. 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr. oder 2 Thlr. 15 Sgr.

Bildet die dritte Lieferung seines Inbegriffs der Pharmacie.

— — Dessen Repertorium für die Pharmacie. Vierzigster Band. Zugleich vierter Registerband. 12. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Preis eines completten Exemplars der 40 Bände ist auf 30 Thlr. oder 54 fl. ermäfsigt.

— — Dessen Repertorium f. Ph. Vier und vierzigster Band. 21 Bogen in 12. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Dumas, J., Handbuch der angewandten Chemie. Für technische Chemiker, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende überhaupt. Aus dem Französischen mit Zusätzen von G. Alex. und Fried. Engelhart. 15te Lieferung. 10 Bogen. gr. 8. Subsc.-Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. oder 20 Sgr.

Glocker, E. F., mineralogische Jahres-Hefte. Zugleich als fortlaufende Supplemente zu des Verfassers Handbuch der Mineralogie. Erstes Doppelheft für 1831 und 1832. In Umschlag. 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr. oder 22½ Sgr.

Thibault, J. T., Anwendung der Linien-Perspektive auf die zeichnenden Künste, aus dem Nachlafs des Verfassers herausgegeben von Chapuis, und übersetzt von A. Reindel. In 4 Lieferungen, mit 54 Kupfertafeln. Royal Quart. Erste Lieferung, im ersten Subscr.-Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

III. Aus dem Frauenholz'schen Verlag angekauft.

Hoffmann, G. Fr., Vegetabilia in Hercyniae Subterraneis collecta iconibus descriptionibus et observationibus illustrata. 20 Bogen Text und 18 fein kolorirte Tafeln. Royal Folio. 1811.

Der frühere Preis dieses Prachtwerkes war 18 Thlr. Da dasselbe wenig in Buchhandel gekommen, und darum in den meisten Bibliotheken noch fehlen dürfte, so ist zur Beförderung des Ankaufs — aber nur bis Ende dieses Jahres — der Preis auf 8 Thlr. herabgesetzt, sodann aber wird der künftige Ladenpreis auf 12 Thlr. oder 21 fl. 36 kr. festgestellt.

Im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung in Münster ist erschienen:

Baader, Franz, über das Verhalten des Wissens zum Glauben. Aus einem Sendschreiben an Hrn. C. Schlüter, Privatdocenten an der philos. Fakultät zu Münster. gr. 12. Geheftet 5 Sgr.

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Viel schwierigere Erscheinungen noch bietet das Römische und Griechische dar, da hier die Einschiebungen mannichfacher sind, während im Sanscrit gewöhnlich nur *as* und *i* erscheint. Denn ich mufs mich dafür erklären, den Charakter des Potent. (Optat.) für das Verbum *i* (*i-re*) zu erkennen. Bei dieser Gelegenheit müssen wir die treffliche Darstellung des Hrn. B. rühmen, der diesen Charakter *p.* 150. *r.* 311. *gr. lat.* schön entwickelt und vorzüglich durch seine Sonderung der ersten von den drei letzten Conjugationen, so wie durch die sinnvolle Vergleichung des Griechischen auch hier vollkommenes Licht in die frühere Verwirrung brachte, man vergl. nur:

	Parasm. (*Act.*)	*Atm.* (*Med.*)
I. Conj.	*a* + *i* = *e* — *tudes*	*a* + *i* = *e tudeta*
	o + *ι* = *οι* — *τύπτοις*	*o* + *ι* = *οι τύπτοιτο*
II—IV. C.	*i* + *â* = *yâ dvis'yâm*	*i* = *î dwis'-îta*
	ι + *η* = *ιη ἱσταίην*	*ι* = *ῑ*, *ἵστα-ῖτο.*

Man sieht, es läfst sich über die Quantität des J nichts bestimmen, als nur aus der 2ten Bildung des Atm., wonach es lang wäre. Dies würde der Ableitung von *i* (*i-re*) widersprechen; sieht man indessen die Schwachheit der Form dieses Atman. an, so kann man sich nicht erwehren, zu glauben, dafs hier eine Verstärkung möglich sei. Das Griechische giebt keine Auskunft, da der Charakter nie rein sich zeigt, das Lat. scheint in den Formationen der Verba ohne Bindevokal *velis, velimus, simus* für *es-imus* (R. 365.) *du-imus* die Länge zu bestätigen. Allein auch hier gilt das oben vom Atman. Gesagte; sehen wir hingegen die Lateinische Bildung der vermittelten perfekten Conjugation an, *amaver-imus, leger-imus* u. s. w., so tritt uns kurzer Vokal konstant entgegen, denn nur metrische Schwierigkeit gestattet dessen Verlängerung. So glauben wir also sprachvergleichend die Kürze des J und somit die Annahme des Verbi *i* (*i-re*) gerechtfertigt zu haben. Wie aber stimmen die Formen des Conjunct. Praes. in den Conjugat. des Römischen? Hr. Bopp hat zwar scharfsinnig *ames, amemus* als dem Indischen entsprechend erklärt, wie aber ist es mit *legas, doceas, audias*, die dem nicht gleichkommen; wie endlich mit den Futuris *audies, leges* u. s. w.? Offenbar hat im Römischen der Charakter *i* in den Conjugationen mit Bindevokalen, in den sogenannten regelmäfsigen, zu seiner Verstärkung den Vokal *a* vorgesetzt, wie ihn die 2te Parasm.-Bildung bei Hrn. Bopp nachsetzt. Diese Verbindung des *a* + *i* giebt regelmäfsig im Römischen *a*, da es als Gesetz gilt, dafs beim Zusammenziehen ungleicher Vokale der zweite weicht und nur der erste verlängert wird;*) also *leg-a-is* = *legās, audia-is* = *as, doce-ais* = *doceas*, wobei sich *ea* nicht weiter zusammenzog, weil sonst der Indicat. vom Conjunctiv nicht geschieden wäre. Derselbe Fall bewirkte aber in der ersten Conjugation die Zusammenziehung des *ai* in *e*, regelmäfsig dem Sscr. Gesetze nach, nicht ganz regelmäfsig nach dem Römischen, daher ward *ama-a-is*, nachdem sich *a*+*a* in *ā* zusammengezogen *ames*. So stimmte also der Conjunct. regelmäfsig überein, und nur das verschiedene Römische Contractionsgesetz, stets das thuend, was Griech. nur seltener und beschränkter in *ᾳ*, *ῳ* und *ῃ* geschieht, konnte die Form und die Verstärkung *a* verstecken.

Aus diesem Tempus aber entwickelte sich in der starken Conjugation und auch in der schwachen mit Charaktervokal *i*, wiewohl in letzterer nicht ausschliefs-

*) Man vergl. dazu *doce—is* = *doces, ama—unt* = *amant, ama—is* = *amas, ama—istis* = *amastis, no(v)enus* = *nonus, ho(v)ernus* = *hornus, ma(v)ellem* = *mallem* u. s. w.

lich, eine eigene Futurform, indem diese die organische Römische Contraction mit der ungewöhnlicheren, aber in der schwachen *a* Conjugat. im Conjunct. schon gebräuchlichen, in *e* vertauschte. Denn dafs sich dies Fut. aus Conj. Praes. entwickelte, wie Fut. exact. aus Perf. Conj. identisch sich aus Perfectstamm bildet, wird wohl heut zu Tage keiner mehr bezweifeln, nur die erste Person macht in beiden Fällen Ausnahme, was indessen mehr syntaktischen als formellen Gesetzen angehört. So erhalten wir denn für diese beiden Temp. folgende Uebersicht:

I. Starke Conj.

α) Conj. Praes. lega-is = gās;

β) Fut. lega-is = gēs;

II. Schwache Conj.

a) Charakter *i*	*b*) Ch. *e*	*c*) Ch. *a*
audiais = ās;	*doceais = eas;*	*amaais = ais = ēs.*
audiais = is;	—	—

Rechnen wir hierzu die Conjugat. ohne Bindevokal mit langem *i*, und die vermittelte perfecte mit kurzem *i*, so haben wir die vollständige Bildung dieses Modus, wobei ich nur bemerke, dafs im Imperf. Conj. das Hülfswort *es* (*es-um, Sscr. as*) mit den Endungen *aim, ais,* die sich hier nach der zweiten Weise in *em, es* verwandeln, erscheint; seinen Anfangsvokal *e* wirft es weg, (*sum-sim* für *esum* u. *esim, r.* 365.), wie man dies aus der Conjugation ohne Bindevokal sieht — *vel* + *sem* = *vellem, es* + *sem* = *essem, fer* + *sem* = *ferrem;* kömmt es aber nach Charaktervokal der schwachen Conjugation, oder nach Bindevokal *e* der starken, so verwandelt sich *s* zwischen zwei Vokalen in *r, ama-r-es, legeres etc.*, (vergl. Bopp vergl. Gramm. *r.* 22.) So allein läfst sich Imperfect. Conjunct. erklären, denn es aus dem Infinit., d. h. aus einem starren Substantiv ableiten wollen, gehört wohl nur der sinnlosen Klanggrammatik und höchstens der Gemächlichkeit des Schulunterrichts an, (obwohl auch da die Länge des *e* auffallen könnte) nicht aber der Sprachwissenschaft. Aus der Form *essem* erklärt sich leicht das Plusqperf. conj. welches diese mit Verwechslung des *e* in *i* rein an den Perfectstamm anhängt.

Wir haben hier uns etwas länger verweilt um einigen solchen Bildungen des Wortes *as* und *i* auf die Spur zu kommen; noch wandelbarer zeigt sich im Römischen das Stammverbum *bhu* sein, was regelmäfsig *fio* und *fui* wird, aber, *weil im Lateinischen niemals Aspiration in grammatischen Formen erscheint,* höchst selten sogar im Inlaut überhaupt ist, sich in die entsprechenden Konsonanten d. h. *B* oder *V* verwandelt, also — *bo, bam, vi* gehören diesem Verb. an. Wir können dies Gebiet nicht verlassen, ohne die Erklärung des Griech. Aor. Pass. durch den Stamm *θη* (Sskr. *d'ā*) von Bopp und des schwachen Deutschen Präteriti durch das Verbum *thuen* von Grimm und Bopp zu erwähnen, uns scheinen beide nur *ein* Stamm zu sein. Gern hätten wir noch einiges über Agglutination zugefügt, doch gebietet uns der Raum Kürze, und wir gehen deshalb zu einem anderen Punkte über.

Der gröfste Vorzug dieser Grammatik besteht offenbar in den allgemeinen, vorangesandten Theorien, z. B. der Wohllautsgesetze, der Casuslehre und der Tempuslehre. Denn indem so geschieden wird, was allen Erscheinungen gemein ist, von dem was nur bestimmten Sphären angehört, wird es möglich dem grammatischen Gesetze genauer auf die Spur zu kommen, dann aber auch wird der Vergleichung der anderen Sprachen vortrefflich vorgearbeitet. Denn das Sanskrit bietet oft bestimmten Gesetzen gemäfs innerhalb seiner Beugung eine Fülle der Formation, die in ihm zu einem Kreise gehörend, in anderen Sprachen nur als vereinzelte Biegungsnormen sich wiederfinden. Vorzüglich gilt dies von den Unterschieden, die für die starken und schwachen Substantiv- und Verbalformen, und im Verbo dann wieder für die vermehrten und reinen Formen von Hrn. B. gemacht werden. Dabei herrscht stets die gröfste Konsequenz der Eintheilung, die neu ist, wo die alte Indische den Unterschied nicht scharf zu fassen scheint. So macht die Eintheilung der 10 Indischen Klassen in vier Conjugat. die Theorie des Verbi erstaunlich einfacher, wiewohl wir die Beibehaltung der 10 Klassen ihrer Nummer nach, trotz ihrer geringen Ordnung, wegen der Bequemlichkeit beim Gebrauch alter Lexika billigen. Manches freilich, was bei den Indischen Grammatikern figurirt, ist weggeworfen, wie z. B. die *Unadi suffixe*, eine Klasse, deren Sinn und Bedeutung schwerlich zu begreifen ist, wenn man sie nicht als alte Polterkammer betrachtet, um theils müfsige, theils nicht leicht erklärliche Erscheinungen hineinzuwerfen, und sich aus den Augen zu schaffen.

Die Casustheorie ist von Hrn. B. mit der Sorgfalt und dem Scharfsinne behandelt, welche wir schon in den Abhandlungen, die früher über den Gegenstand ge-

schrieben wurden, bewundern mufsten. Ausführlicher hat nun freilich diese Lehre in der vergleichenden Grammatik entwickelt werden können, vorzüglich da hier das Zend vieles aufklärend neu hinzugetreten ist. Indessen können wir, so geistvoll das meiste Neue dort ist, uns mit manchen nicht befreunden, obwohl man zugestehen mufs, dafs solche Formen oft so feiner Natur sind, dafs Zweifel durchaus nicht vermieden werden kann. So können wir Hrn. B. nicht zugestehen, dafs die Endung *au* des Duals eine blofse Bildung des Plurals sei, da im Sskr. sich der Dual als selbstständig erweiset, und wohl ein Abschwächen seiner Formen denkbar ist, und nach und nach ein Uebergehen in den Plural, nicht aber eine Bildung des Duals aus dem Plural. Auch beweiset uns die Neutralendung *î* die ursprüngliche Selbstständigkeit dieses Numerus, wie andererseits die Endung *os* des Gen. auf ein eigenes *U* Element des Dual führen mufs, so spafshaft auch Hrn. L. die Sache dünkt. Die Vedaform *â* erklärt sich hierbei durch einfache Auslassung des *u*, die Zendformen *âos'* vor *ca* aber sind als Plurale zu betrachten, da sie nur bei Stämmen auf *a* eintreten, nicht bei konsonantischen — was für Hrn. Bopps Annahme beweisend wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Produktion und vermehrte Beschäftigung. A. d. Engl. Lübeck 1833. 8. 10 *und* 207 *S.*

Die Vorrede, oder wie sie hier genannt ist, Einleitung des vorliegenden Werkchens, vom Uebersetzer herrührend, giebt den Titel des Originals so wenig, als den Namen des Verfs. oder des Uebersetzers an. Da uns das Original nicht vorliegt, so müssen wir uns allein an die Uebersetzung halten, und es nach dieser beurtheilen.

Das Buch ist zunächst für die arbeitende Klasse geschrieben, und hat den Zweck, sie mit dem Maschinenwesen auszusöhnen, nachzuweisen, dafs jedes Werkzeug eine Maschine sei, und dafs die Menschheit ohne die Anwendung derselben noch auf der Stufe der Thierheit stehen würde, dafs Maschinen zu den gröfsten Wohlthaten gehören, und ihre Einführung und Benutzung durch nichts verhindert werden könne; dafs sie keinesweges die Menge der Arbeit vermindern, sondern vermehren, indem sie durch wohlfeile Produktion die Fabrikate einem gröfseren Kreise zugänglich machen; dafs es thöricht sei, durch viele Arbeit zu bewirken, blofs um Arbeiter zu beschäftigen, was mit geringer eben so gut bewirkt werden könne, und endigt mit Rathschlägen an die Arbeiter, wie sie sich in solchen Zeiten helfen können, wo die Einführung einer neuen Produktionsweise sie in augenblickliche Verlegenheiten stürzt. Das Wort Maschine gebraucht der Vf. in dem ausgedehntesten Sinne, so dafs auch Landstrafsen, Kanäle, Brücken, mathematische Tafeln u. s. w. darunter begriffen werden.

Wer den Unfug der Maschinenstürmerei in England und anderwärts kennt, und weifs, wie viel Unglück die verblendete Menge durch ihr thörigtes Beginnen Anderen und sich selber bereitet hat, wird die Absicht des Verfs. nur billigen können, richtige Ansichten über das Fabriciren mit Maschinen zu verbreiten. Wer da weifs, wie verwirrt die Ansichten darüber noch in vielen Gegenden, auch in Deutschland, und nicht blofs unter der arbeitenden Klasse sind, wird es dem Uebersetzer Dank wissen, das Buch auf Deutschen Boden verpflanzt zu haben, da es wohl geeignet ist, die Ansichten zu berichtigen, und über eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen in der Menschenwelt Licht zu verbreiten. Sehen wir, wie unser Vf. dabei zu Werke gegangen ist.

Zuvörderst würde man sich irren, wenn man aus dem Zwecke des Buches folgern wollte, es könne nur dem niederen Kreise, welchem es zunächst bestimmt sei, zusagen. Der Gegenstand ist einer von denen, welche für alle Klassen der Gesellschaft von hohem Interesse sind, und der Verf. hat ihn zwar durchgängig popular, aber nirgend trivial behandelt. Die Richtigkeit der Uebersetzung vermögen wir bei dem Mangel des Originals nicht zu prüfen; allein sie ist in gutem fliefsendem und gebildetem Deutsch geschrieben, und giebt überall einen richtigen Sinn. Beides wird dem Buche einen weit gröfseren Kreis eröffnen, als für den es zunächst bestimmt war. Die Menge wichtiger Mittheilungen über ausgedehnte industrielle Unternehmungen in Grofsbritannien, das Gemälde der unzähligen Segnungen der Civilisation, deren wir uns durch Gewohnheit abgestampft kaum in dem Maafse bewufst werden, wie wir sie in dem Buche koncentrirt, gleichsam im Spiegel erblicken, macht dasselbe für jeden, der sich für grofse geschichtliche Erscheinungen interessirt, eben so anziehend als belehrend. Es ist dabei sehr klar und fafslich behandelt, reich an Rückblicken auf die Vergangenheit, und nicht selten liefert die Vergleichung mit der Gegenwart höchst überraschende Resultate.

Weniger wird man vielleicht mit der Behandlung des Stoffs zufrieden sein. Unser Vf. geht Kapitelweise die Buchdruckerei, Ackerbestellung, Mehlmühlen, Eisenfabrikation, Kohlenproduktion, die Kunststrafsen, Kanäle und Dampfschiffahrt, die Brunnen- und Röhrleitungen, die Baumwollfabrikation, die Baumaterialien, Glasbereitung, Nadelfabrikation u. s. w. durch; zeigt, welche Vortheile die Maschinen im Verhältnisse zu den gewohnlichen Werkzeugen gewähren, wie ungeheuer die Produktion dadurch gestiegen, und der Preis geringer, die Fabrikate selber aber ein Gemeingut aller Klassen geworden sind, und wie grofs die Zahl der Arbeiter ist, welche jetzt mehr als früher dadurch beschäftigt werden. Er wirft Blicke auf den früheren Zustand der Menschheit, den sie nicht hätte verlassen können, wenn man von Anfang an jede Maschine, welche Arbeit spart, also auch

das einfachste Werkzeug, zurückgewiesen hätte. Es geschicht dies *alles in jedem* der ersten 16 Kapitel, nur in jedem auf einen andern Fabrikationsgegenstand angewendet, und diese gleichförmige Behandlung, die unvermeidliche Aehnlichkeit der Gedanken in allen Abschnitten, geben dem Buche eine gewisse Monotonie und Breite, welche leicht ermüdet. Dies wäre vermieden worden, wenn er das, was er in jedem Kapitel thut, zu allgemeinen Eintheilungsbestimmungen erhoben, und die verschiedenen Fabrikationsbetriebe subsumirt hätte, statt umgekehrt zu verfahren. Seine Folgerungen und Resultate träten gedrängter zusammen, und erschienen noch schlagender, das Buch wäre kürzer geworden, oder er hätte noch Platz zu anderen Betrachtungen behalten, die hier eine zweckmäfsige Stelle gefunden hätten. Namentlich wäre es nicht nöthig gewesen, so oft darauf zurück zu kommen, wie viel wir den einfachsten Werkzeugen schon verdanken. Konsequent ist es, dafs der Vf. sie eben so gut als Maschinen betrachtet, wie die zusammengesetzten. Aber es wäre hinreichend gewesen, dies nur einmal bedeutend hervorzuheben, da auch der gemeinste Arbeiter recht gut weifs, wie viel ihm sein Messer, die Axt, der Brunnen u. s. w. nützt, und nicht diese abgeschafft wissen will, sondern nur die *neuen* Maschinen, ohne zu bedenken, dafs auch die einfachste einmal neu war, wie der Vf. selber im 16. Kap. richtig bemerkt. Von einem Hauptargumente hat der Verf. gar keinen Gebrauch gemacht, nämlich für den Satz, wie Maschinenarbeit vermehrte Beschäftigung gewährt. Es stützt sich dies auf die ungleiche Vertheilung der Güter. Ordnet man die Menschen nach ihrem Vermögen, so bilden die Individuen nach den unteren Klassen hin eine überaus divergirende Reihe. Ungefähr verhält es sich damit, wie mit den Sternen. Es giebt nur wenige von der ersten Gröfse, aber weit mehr als doppelt so viel von der zweiten, und wiederum weit mehr als das Doppelte der vorigen von der dritten Grofse u. s. w. So ist auch überall die Zahl derer, welche jährlich halb so viel ausgeben können, als Andere, weit mehr als doppelt so grofs wie diese. Wird durch irgend eine verbesserte Fabrikationsmethode der Preis eines Fabrikats, welches bis dahin nur der Reichere kaufen konnte, auf die Hälfte herabgesetzt, weil die doppelte Menge von denselben Arbeitern in gleicher Zeit erzeugt werden kann, so ist es wohl möglich, dafs der Fabrikherr die Hälfte seiner Arbeiter entläfst, weil seine Bestellungen nur das bisherige Quantum des Fabrikats verlangen. Bald aber müssen sich diese mehren; denn da der Artikel nur halb so viel kostet, als sonst, so kann ihn aufser der reicheren Klasse nun auch diejenige kaufen, welche nur halb so viel wie jene ausgeben kann, und ihrer sind weit mehr als doppelt so viel. Der ganze Bedarf dieser letzteren Klasse mufs daher, aufser dem bisherigen Bedarf, erzeugt werden, so dafs nun nicht blofs die entlassene Hälfte der Arbeiter wieder beschäftigt werden mufs, sondern auch noch eine neue und gröfsere Anzahl als die vorige. Es werden daher weit mehr Arbeiter als vorher dabei beschäftigt, und da jede Sache, sobald sie weniger kostet, auch weniger geschont wird, so wächst der Verbrauch durch ein neues Moment, und macht wiederum neue Arbeit nöthig. Noch vortheilhafter stellt sich die Sache, sobald der Preis tiefer, als bis auf die Hälfte herabgedrückt wird, weil der Mehrverbrauch immer in einem weit gröfseren Verhältnisse wächst, als die Vervielfältigung durch die verbesserte Produktionsmethode. Diesen Beweis hätte der Vf., gehörig ausgeführt, nicht übergehen sollen, da er auch dem ungebildeten Verstande begreiflich ist. Die von ihm beigebrachten zahlreichen Erfahrungsbeweise hätten dadurch zugleich ein theoretisches Element gewonnen.

Wenn indessen diese breite Behandlung dem an systematische Entwickelung eines Gegenstandes Gewöhnten nicht besonders zusagt, so wolle man doch bedenken, dafs sie für den nächsten Zweck unsers Verfs. wohl geeignet ist. Es bildet jetzt jeder Abschnitt, jedes Kapitel beinahe für sich ein Ganzes, und macht das Festhalten einer langen Gedankenreihe unnöthig. Das Buch gestattet so leichter ein aphoristisches Lesen, und zugleich eine vielfache und wiederholte Nachweisung der Sätze, auf welche es unserm Verf. besonders ankam, und die unmittelbare Folgerung aus jeder einzelnen Thatsache wirkt auf die Menge überzeugender, als summarische Folgerungen aus einer Fülle von Thatsachen. Berücksichtigt man dies, so mufs man zugestehen, dafs der Verf. mit Geschick und Ueberlegung zu Werk gegangen ist.

In den beiden letzten Kapiteln, dem 18. und 19ten, kommt der Verf. auf den schwierigen Fall, wo durch Einführung einer Maschine die Handarbeit überflüssig wird, der Kampf der bisherigen Produktionsweise mit der neuen zum Nachtheil der ersteren entschieden, und eine Menge von Arbeitern brodlos wird. Er zeigt, dafs letzteres immer nur auf eine nicht eben lange Zeit geschehen wird, wenn der Arbeiter nur sonst ordentlich, fleifsig und nicht zu unwissend ist, um erforderlichen Falls sich einem anderen Erwerbszweige hingeben zu können, dafs aber während dieser Epoche des Stillstandes seiner Arbeit allerdings von Aufsen her Hülfe geschafft werden müsse, indem eine allgemeine Wohlthat, wie die Einführung einer zweckmäfsigen Maschine nicht zurückgewiesen werden könne auch dürfe, weil Einzelne dabei leiden, letztere aber allerdings Anspruch auf Hülfe an die Gesammtheit machen können. Die Hauptsache liege jedoch im Arbeiter selber, sich in solchen Fällen zu helfen, und er empfiehlt ihm deshalb dringend das Einsammeln von Kenntnissen, namentlich von den Dingen um ihn her, so wie Sparsamkeit während der Epoche seiner Beschäftigung. In allem dem zeigt sich unser Verf. als ein Mann von Umsicht und sehr wohlwollender Gesinnung. Einige statistische Tabellen schliefsen das Werk.

Jedenfalls ist das Buch ein sehr werthvoller Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über das Maschinenwesen, und in dieser Beziehung Jedem zu empfehlen, der sich für solche Gegenstände interessirt. Es wird aber auch denen, welchen der Gegenstand entfernter liegt, eine vielfach belehrende und anregende Lektüre gewähren.

Klöden.

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Denn Dual und Plurale wechseln im Zend und wie *âos'co* als Dual bei *a* Stämmen eintritt, so stellt sich *âo* bei konsonantischen Stämmen wieder im Plural (Bopp v. Gr. S. 229.) ein. Andrerseits wirft der Sscr. Dual auch seine Endungen fort — und ersetzt sie nur durch Verstärkung des Stammes, so bei Worten auf *i* und *u* und in diesem Sinne scheint es uns unwiderleglich, wenn Hr. Bopp in der vergleichenden Grammatik gegen seine frühere Ansicht den *Nom. dual. foem.* der Worte in *â* auf *e* nicht durch *â* + *i* enstanden erklärt, sondern als eine einfache Verstärkung des Stammes — auch im Sing. verstärkt es sich in *e* — die nach dem Verlust der Endung eintrat. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin auf einen sonderbaren Ueberrest des Duals im Römischen aufmerksam zu machen, der sich in einer Form erhielt, wo man ihn kaum erwarten konnte, im Zahlworte *octo*. Dafs dies für *octau* gesagt sei beweiset die schlagende Auflösung des *o* in *av* in dem Worte *octavus*, doch würde die Sache noch zweifelhaft sein, wenn nicht alle verwandten Sprachen diese duale Endungen bewahrten Sskr. *ast'au*, Gr. ὀκτώ, Goth. *aktau*, Alt. D. *ahto*, wo *o* wieder vor Vokalen in *ow* sich auflöset Notk. bei Grimm. gr. 1. p. 762. Dafs *ambo* und *duo* Römisch und Gr. dieselbe Form zeigen ist bekannt. Woher nun diese Dualform bei der Zahl 8? Nimmt man an, dafs ursprünglich das Zählen durch die Finger der Hände nach Al. von Humboldts Bemerkung die gäng und gebe war, so darf man wohl vermuthen, dafs mit Hinweglassung der beiden Daume bis 8 in zweimal vier gezählt worden sei, wodurch die duale Endung für *octo etc.* gerechtfertigt, und auch der unläugbare Zusammenhang des *novem* mit *novus*, *navan* mit *navas*, *neun* mit *neu*, ἐννέα mit νέος erst erklärbar wird, indem nach Vollendung der Zählung der Finger, das *neue* beginnt; auch begreift sich so *pan̄ca* *) sehr einfach, beim Beginn des Zählens mit der andren Hand, als Verstümmelung aus *pân'i* + *ca* (*und die Hand*), welche Ableitung noch dadurch bestätigt wird, dafs *ca* im Griechischen und Römischen sich durch den Uebergang als Konjunktion klar beweiset, πεν-τε, *quin-que*, auch als das unwesentlichere in neuen Bildungen wegfallen kann, *quin* + *tus*.

Die sonderbare Lokativform der Masc. Worte auf *i* und *u* in *au* sucht Hr. B. jetzt so zu erklären, dafs er sie auf ein *âs* eines alten Genitives, der in den Localis übergetreten sei, zurückführt. Hierbei bleibt indessen immer die Bedenklichkeit wie *i* und *u* vor dem Stamme wegfallen konnten, was bei der Attischen Deklination nicht der Fall ist, da hier ε offenbar wechselnd mit ι dessen Stelle vertritt, bei den Worten auf υ aber, den regelmäfsig und den 4 attisch deklinirten, ist entweder ε überhaupt Stellvertreter des meist in F zu verwandelnden υ, oder man mufs Gunirung des υ in allen Formen annehmen, ευ und darauf einen Ausfall des vor Vokalen in F übergegangenen υ, wie wir dies oben bei den Verbis χέω u. s. w. bemerkten. Wie gesagt, bleibt Hrn. B's. Erklärungsweise jenes Locativs sehr problematisch, doch wüfsten wir nicht, wie wir denselben erklären sollten. Scharfsinnig aber nicht ganz unbezweifelt scheint uns ferner die Bemerkung, die Hr. Bopp über die beiden Suffixe φιν und φι macht, welche er schon früher mit

---

*) *pan̄can*, Form der Indischen Grammatiker, ist weder im Sskr. noch durch Vergleichung gesichert, was auffällt, da *saptan* im Lat. *septem* Goth. *sibun* sein *n* behalten hat. Nur der Instr. auf *ab'is* statt *ais* und Lok. *asu* für *es'u* scheinen auf *an* zu weisen, könnten indefs auch von *a* entstanden sein, wie z. B. im Lat. *duo* und *ambo*, alte Formen bewahrt haben.

dem Stamme in *b'yâm*, *b'is*, *byas* und dem Lat. *ti-bi*, *vo-bis*, *mi-hi* (= *mibhi*) *no-bis*, *si-bi* zusammenstellte. Hr. Bopp nimmt jetzt an, es sei φι und φιν ursprünglich geschieden, und zwar so, daſs jenes Locat. Singular, dieses Dativ Plural sei, dann wäre φιν ein Wechsel des φις nach Analogie des λέγομες und λέγομεν. Allein da der Verf. ganz mit Recht in ἡμῖν ὑμῖν eine Verstümmlung des *b'yam* anerkennt, welches aus dem Sing. statt des Pluralen *b'yas* in den Plural der beiden ersten Pronomina tritt, (wie denn überhaupt dieser Plural häufiger Singularendung annimmt, z. B. im Ablat. *at*,) folglich *ya* auch in ἡμῖν zu ι wird, so würde φιν der dem Pronomen eigenthümlichen Singularendung *b'yam* entsprechen, φι aber so verstümmelt sein, wie das Lat. *tibi-sibi*, was ebenfalls *n* wegwirft. Was nun im Sscr. dem Pronomen allein angehörte, hat sich im Griechischen wie häufig auf alle Worte erstreckt, und wie Sscr. *b'yam* auch dem Pronomen im *Plural* zukömmt, wird φιν und φι ohne Unterschied des Numerus gebraucht. Daſs Formen, wie τεΐν-σφῖν, ἐμίν gleichfalls zu dieser Endung gehören, darin glauben wir Hrn. Bopp gegen Max Schmidt vollkommen beistimmen zu müssen. Betrachtet man das Lat. *ubi*, *ibi*, *ali-cubi*, *ali-bi* und so fort, so könnte man leicht zu der Ansicht kommen, es sei φι die Urform und ein ursprünglicher Locat. Sing.; indessen ist einerseits die obige Annahme der Korrespondenz des φιν mit *b'yam* viel leichter, andrerseits hat sich diese Lokalform, wie von Hrn. Bopp mit Recht bemerkt ist, in der Griech. Endung θι erhalten, mit Wechsel des *d'* und *b'* der allgewöhnlich ist.

Uebersehen wir die *Tempusbildung* in ihrer allgemeinen Auffassung, so wüſsten wir bei ihrer Klarheit und Bestimmtheit kaum etwas hinzuzusetzen; feine Bemerkungen treten auch hier überall entgegen, wie z. B. die Scheidung der Haupt- und Nebentempora, nach ihren verschiedenen Personalbezeichnungen, die das Griechische schlagend beweiset, und so, wenn man nur recht die organischen Konsonantenänderungen betrachtet, die evidenteste Gleichheit der Bildung bezeugt. Doppeltes Interesse gewährt es Rec. stets, Hrn. Bopp auf dieses Feld der Vergleichung zu folgen, einmal weil man immer auf neue Belehrung rechnen kann, dann aber weil dies der Punkt ist, von dem aus vor nun 18 Jahren die neue Methode der Grammatik sich entwickelte. Geschlossen freilich können wir die Untersuchungen nicht nennen, denn noch vieles entzieht sich dem Auge, indessen sehen wir doch immer mehr das Ganze sich entfalten. Gefreut hat es uns z. B. auf eine Bemerkung in der vergleichenden Grammatik zu stoſsen, auf die Rec. auch unabhängig von Hrn. B. gekommen ist, und die eine wichtige Aufklärung für das Römische giebt. Es ist dies die Annahme, daſs das Plurale *tis* der zweiten Person ursprünglich Dualperson sei. Daſs *te*, die eigentliche Pluralendung, daneben existirte, beweiset der Imperat., der sie erhalten hat, wenn man bedenkt, daſs die 2te Person Imperat. der 2ten Person Praes. gleich ist, wobei im Sscr. z. B. der Wechsel zwischen *t* und *t'* uns nicht primär erscheint. Griechisch aber ist in derselben Dual-Person das Sscrit. *tas* so erhalten, daſs *s* mit ν in den Haupttemporibus wechselte, während in den Nebentemp. τον und την dem Ssc. *tam* und *tâm* regelrecht entspricht, diese Gleichheit aber mag eben jenen Wechsel zwischen *s* und *n* hervorgerufen haben. Ueberhaupt aber ist es wohl nirgends mehr sichtbar, als im Verbo, wie das Sscr. in seinem Formenreichthum, das gewöhnlich als feste Bildung umfaſst, was in den andern Sprachen als vereinzelte Form erscheint, oder doch in mehreren Bildungen auseinandergeht, wenn auch mitunter umgekehrt das Sscr. für seine organische Formation Licht aus dem Griechischen und Lat. erhält, wie dies z. B. bei dem Imperat. auf *d'i* von Hrn. Bopp nachgewiesen ist. Vor allem aber zeigt sich dies z. B. in der Bildung des *Praet. augm. multiform.* (*Aoristus*), der in seinen 7 Bildungen dem Griech. *Aor. I.* und *Aor. II.* entspricht. Die siebente reduplicirte Bildung mit Augm. vergleicht Hr. Bopp mit dem Plusquamperfecto. Allein wir möchten dies mindestens nicht im Vergleich mit dem Griechischen gelten lassen, denn hier finden wir in wunderbarer Uebereinstimmung eine ähnliche, obwohl nur wenig gebrauchte *Aoristform* sowohl die mit der sogenannten Attischen Reduplikation, als auch die sogenannte *epische* (Buttmann Gr. gr. Gr. §. 82. A. 10. und §. 85. Anm. 7.), wobei auch das von Hrn. Bopp sehr gut aufgefaſste System des Gleichgewichts rücksichtlich der Reduplikationssylbe und der langen Stammsylbe sich beobachtet findet, wenn ich auch nicht läugnen will, daſs selbst im Griechischen oft die Grenze zwischen *Aor. redupl.* und *Perf. cum augm.* (wiewohl *Augm.* dann wenig erscheint,) sich in solchen Bildungen nicht ganz genau ziehen läſst. Wichtiger für die Vergleichung werden einst die Sanscrit. abgeleiteten

Formen werden, die Hr. Bopp weitläufig in der Wortbildung behandelt. So weit sie in die Sphäre der bloſsen Formation der Participia, Gerundii u. s. w. gehören, ist vieles geschehen, sobald sie aber ganze Ableitungs-Konjugationen bilden, wie *Causale*, *Intensivum* u. s. w. führt die Untersuchung auf die genauere Betrachtung der Wurzeln, denn mit solchen erscheinen die Sscr.-Ableitungen in den verwandten Sprachen verwachsen. Vieles ist auch hierin klar, wer würde in der Griech. Konj. auf *ιζω*, *αζω*, das Causale verkennen? da *y* und ζ selbst im Anlaut wechselt, man verg. *ζυγ-γυj*, *jug*; *yu*, *ζαύ-νη*, *ζώννμι* u. s. w. Aber auch andere Formen sind möglich, wenn man bedenkt, in welche Modifikationen sich Sanskrit *y* in den verwandten Sprachen zeigt. So sind wir überzeugt, daſs der Bildungsbuchstabe *g*, der im Römischen dazu dient, Verba von Subst. in causaler Weise zu bilden, — wie ja auch, was dasselbe ist, im Sscrit. fast jedes Subst. sich in ein Verbum der 10ten Kl. verwandeln kann —, ursprünglich aus *y* entstand, wie *pur-gare*, *jurgare* (*s* vor *g* geht in *r* über), in beiden ohne Bindevokal selbst mit Auslassung des thematischen Vokals, gewöhnlich aber mit dessen Beibehaltung *casti-gare*, *miti-gare*,*) ja selbst von einer Partikel *negare*; am sichersten aber beweisen die Causalform, d. h. die bloſse Bildung durch Agglutination, nicht durch Antreten der Verbalkomposition, solche Worte, die sich von reinen Verbis bilden, wie von *insto*, *insti-gare*, von dem verlorenen *re* oder *ri* (vergl. *ri-vus*, *ri-pa*) *irri-gare* u. s. f. Gewöhnlicher überhaupt ist freilich die bloſse Beugung nach der ersten, ohne allen Bildungskonsonanten, *pugnare*, *caussari*, *jurare*, und hundert andere. Bei zwei Wurzeln, so viel ich weiſs, tritt die sonderbare Erscheinung ein, daſs sie mit Veränderung des Stammvokals von der starken dritten, in die schwache *e* Konjugation übergehen; sollte hier *e* das Sscr. *y* ausdrücken? Wir führen die Worte ihres seitherigen Verkennens wegen an, es sind *disco* und *memini*; *disco* beruht offenbar auf Stamm *dic*, und ist Iterativform für *dicisco*, wo wegen Häufung des *c* und *s* Lautes (nach Analogie des *dixti*, *justi*), die eine Sylbe ausfiel, dies zeigt *di-dic-i*.*) *Memini* führt auf *man* und hat zu *reminiscor* (*μιμνέσκω*) dasselbe Verhältniſs wie *disco* zu *dic*. Nun bilden sich aus *man* (*me-min-i*) *dic* (*di-dic-i*) offenbar die beiden Causale *mon-e-o*, *doc-e-o*. Wie weit andere Bildungen, z. B. des *jac-io* in *jaceo* und des *nec-are* Sscr. *naç*, (aber auch stark konjugirt im Perf.) zu *noceo* hierher gehören, werde ich an einem andern Orte weitläufiger zu erörtern haben. Wir müssen hier vieles unterdrücken, was noch bemerkt werden könnte, wollten aber diese Gelegenheit ergreifen, um zu zeigen, wie mangelhaft die Römische Grammatik trotz der dreihundertjährigen Arbeit in dieser Beziehung noch ist, vielfach glaubt man ja, es sei in diesem Felde nicht viel mehr zu thun, als Nachlese zu halten!

Auch das Passivum ist im Sscr. von Hrn. Bopp zu der Wortbildung gezogen; es ist eine sonderbare Bildung und wenig übereinstimmend in den verwandten Sprachen. Das Sscrit. hat sich durch Anfügung eines relat. Pronom. geholfen, das Griech. hat sich am armseligsten benommen und alle Passivform wegwerfend, sich nur für einige Zeiten mit der schwächsten Komposition beholfen. Anders das Römische, welches überall durch die Aktivform sich bildend, das Pronomen reciproc. *s* anfügt, bald mit Bindevokalen, bald bei Vokalende ohne dieselben, es aber am Ende vorzüglich nach dunklen Vokalen in *r* verwandelt (vergl. *honos-honor*, *arbos-arbor*); also *amo-amor*, *amas-amar-i-s* (für *amas-i-s*), *amat-amat-u-r*, *amamus-amamur* (*s* vor *r* fällt weg), *amant-amantur*. Für die zweite Person Pl. *-mini* hat Hr. Bopp früher schon eine sehr sinnige Erklärung gegeben. Das alte Sscr. *y* scheint mir indessen in einer Form des Inf. *amarier* und deren Abstumpfung *amari*, als *i* sich erhalten zu haben, die erste Form enthält nichts als die einfache Wiederholung des Verbi substantivi nach dem alten Passivcharakter *i* und dem Infinitivcharakter des Activi — ebenfalls dem Verbo substantivo, — und konnte mithin dieses wiederholenden Zusatzes leicht entbehren.

Die Suffix- und Kompositionslehre, welche das Werk schlieſst, ist mit Klarheit und Schärfe vorgetragen, manches in der ersten Ausgabe des Werkes noch Unvollkommene ist berichtigt, wie z. B. die Annahme, daſs der Zutritt der Suffixe *in* und *vat* an Possessivcom-

---

*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daſs Bildungen auf *-care* wie *claudicare* hierher gehören, wiewohl man sie auch auf den Sanskrit-Bildungsbuchstaben *p*, der so häufig in dem Causale erscheint, durch die geläufige Verwechslung des *p* in *c* zurückführen könnte.

*) Aehnlich Griechisch *διδάσκω* für *διδάκσκω*, wonach sich Fut. welches *σκω* abwerfen muſs, vollkommen erklärt.

posita sie noch als solche Composita gelten lasse, da es doch im Gegentheil offenbar ist, dafs in solchem Falle der erste Theil kein Possessiv, sondern ein Abhängigkeits- oder Bestimmungscompositum ist, welches durch Antritt jener Silben die *Bedeutung*, nicht die *Form* eines Bahubr. erhält. Doch liefse sich unserer Meinung nach die Eintheilung und Gliederung der Composita bei weitem vereinfachen, wenn man nicht strikt den Indischen Grammatikern folgte.

(Der Beschlufs folgt.)

IX.

Mysticismus, der wahrhafte historische und der heutzutage fälschlich so genannte, in ihrem Verhältnisse zum evang. Christenthum dargestellt v. Dr. J. W. Friedr. Höfling, Pfarrer zu Sct. Jobst. Erlangen 1832. *XII. u.* 70 *S.*

Der Zweck dieser Schrift ist, darzuthun, dafs die fälschlich des Mysticismus angeklagten Glaubensgenossen des Verfassers diesen Namen gar nicht verdienen, sondern, wie er selbst, den reinen evangelischen Glauben bekennen. Ohne erst zu bestimmen, was eigentlich Mysticismus sei, denn was S. 21. als Princip des Mysticismus angegeben wird, ist nur eins der einzelnen Elemente des Begriffes, deren organische Einheit erst den vollständigen Begriff ergiebt, fängt die Schrift damit an, der Reihe nach diejenigen Gründe, welche den Mystikern des 17ten und 18ten Jahrhunderts von den Vertheidigern des kirchlichen Lehrbegriffes entgegengesetzt wurden, zu beurtheilen S 1—30., welches in der Weise geschieht, dafs sowohl die Beschuldigungen, als die Gründe der damaligen Theologen für ausreichend und noch heut anwendbar befunden werden. Dies soll der wahrhafte historische Mysticismus sein. Einzelne Einwendungen, z B. dagegen, ob der Keim des Mysticismus einem Lehrer wie Origenes, dem der Ruhm der Stiftung einer christlichen Theologie mit weit gröfserem Rechte gebührt, mit so vollem Rechte zugeschrieben werden könne, als es hier geschieht, übergehen wir, um bei der zweiten Hälfte, als dem eigentlichen Ziele der Schrift, ausführlicher zu verweilen. Dafs dasjenige, was von dem „verblendeten Parteigeiste unserer Zeit", für Mysticismus ausgegeben wird, wirklich das sei, wofür es verschrieen wird, verneint dieser Theil nicht ohne Eifer, indem die Anklagepunkte der Gegner so vorgeführt werden, dafs jeder Vorwurf umgangen und auf ein ächt evangelisches Element hingelenkt wird. So kann allerdings 1) eine unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der heiligen Schrift, nur das gröfste Lob evangelischer Christen sein, wie grofs bleibt aber der Vorwurf, wenn damit engherziger Buchstabendienst und ein willkürliches Deuten des Buchstaben gemeint ist? 2) Ein *starres* Festhalten an den S. 45. vom Verf. aufgeführten Glaubenssätzen: „von dem allgemeinen sündhaften Verderben der menschlichen Natur" u. s. w. zumal wenn es auf Kosten anderer z. B. der Lehre von der allgemeinen Bestimmung aller Menschen zur Seeligkeit, von der unendlichen Liebe Gottes zu seiner Schöpfung, geschieht, ist und bleibt eine ausgemachte Eigenschaft des Mysticismus. 3) Ein Schwärmen in dunklen Gefühlen, mit einem durch die Vernunft beherrschten und durch einen festen Glaubensgrund geläuterten Gefühle, welches die eigentliche christliche Frömmigkeit ausmacht, zu verwechseln, wäre der unerhörteste Mifsgriff der Gegner des Verfs, wenn es überhaupt möglich wäre, dafs sie ihn machten. 4) Auch die Opposition gegen das Princip alles Fortschreitens, würde, als nur gegen den Zeitgeist gerichtet, lobenswerth sein, so lange sie sich nicht gegen das beständige Fortschreiten in der tieferen Erkenntnifs der Wahrheit wendet, welches der Verf. freilich seiner Partei in hohem Grade zuerkennt. 5) Wenn man ferner die Vernunft im Einklange mit der Offenbarung ihre unbestreitbaren Rechte üben läfst, so wird sich Niemand über Verläugnung ihrer Rechte beklagen können; geschieht es gleichwohl, so wird auch eine Berechtigung dazu vorhanden sein. 6) Gegen den letzten Vorwurf: der Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit reinigt sich der Verf. durch seine Berufung auf die freie Unterwerfung unter die göttliche Autorität der heiligen Schrift und auf das Gebundensein durch das Wort Gottes; nur in dem Festhalten an diesen Principien bestehe auch die seiner Partei angeschuldigte lieblose Unduldsamkeit. Der sogenannte Mysticismus, schliefst der Verf. S. 62. sei also nichts Anderes, als das wahre, das ächte, evangelische Christenthum; er verdient den Namen durchaus nicht. — Aber durch dieses blofse Zurückweisen und Umdrehen der Vorwürfe hat sich der Verf. von dem Makel des Mysticismus keineswegs gereinigt, sobald er seine Ansicht nicht in fester und klarer Weise, auf wissenschaftlichem Grunde in der Lehre, auf welcher der objektive Inhalt der Kirche beruht, darlegt, so lange entzieht er sich ihrer vernünftigen Allgemeinheit und der Vorwurf der Absonderung bleibt auf ihm haften. Dafs er übrigens S. 69. den Rationalismus des Mysticismus beschuldigt, nimmt Niemand Wunder, ist man nicht daran gewöhnt, dafs beide Parteien sich damit begnügen, einander ihre Vorwürfe zurückzugeben? Wenn er aber die neuere spekulative Philosophie, die er mit vollem Rechte die Deutsche nennt S. 66. des Mysticismus anklagt, so müssen wir glauben, es sei ihm dies irgendwoher so zu Ohren gekommen, denn wer behaupten kann, dafs diese Philosophie sich auf Jacob Böhme *stütze*, giebt hiermit seine völlige Unbekanntschaft mit ihr zu erkennen.

№ 8.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp.*
2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Schluſs.)

So können wir z. B. die sechste Klasse, die *Composita adverbialia* (*avyayîb'âva*) gar nicht als eigene Kompositenklasse fassen, sondern sie sind die reine Bildung des Adverbiums von Possessivkompositen durch den Accus. *neutrius gen.* (Bopp Gramm. r. 633. 2.) was schon der Umstand beweist, daſs sie ganz die Modifikationen des Grundvokals jener Kompositen theilen. Man versuche es nur, auf unsere Weise die zahlreichen Beispiele bei Hrn. Bopp zu erklären, und man wird nirgends Schwierigkeit finden. Auch die fünfte Klasse, die Kollektiv-(Dvigu) Komposita, kann ich nicht als besondere Art des Kompositums erkennen, sie sind offenbar eine eigene Ableitung der Determinativkomposita, (wie bei den oben erwähnten auf *in*, *vat* Hr. Bopp dies selbst anerkennt) in der das erste Wort ein Zahlwort ist, und das letzte ein substantivischer Theil, durch das Suffix *a* (*neutr.*) oder *î* foem. gebildet. So ist *trilokî* die Dreiwelt — d. i. die Einheit der drei Welten in *eine*, denn der Begriff der Einheit muſs immer vorherrschen, *tritaks'î* ist die Genossenschaft von drei Zimmerleuten, nicht bloſs drei Zimmerleute. —

Welchen Einfluſs die Theorie der Suffixlehre auf die Griech. und Lateinische Sprache haben müsse, ist unnöthig zu bemerken, wenn man bedenkt, daſs beiden noch eine Theorie der *Composita*, so nöthig und so aufdrängend sie auch sei, fast gänzlich fehlt. Wie vieles freilich hierin von dem gelehrten und geistvollen Lobeck in den Parergis zum Phrynichos geschehen sei, darf nicht verkannt werden. Indessen sind so viele einfache Gesetze, die durch die Fassung der Sanskritgrammatik fürs Griechische sich ergeben, verkannt worden, daſs man sich nicht wundern muſs über die von unserm Standpunkte aus einfachsten Dinge, — z. B. über die Etymologie von ἀγαθός, das sich als Determin. compos. (nach Regel 645. Suffix *ă*) auf θη + ος = θος, + αγα (als Form des αγαν in Comp.) = ἀγαθός überzeugend hinweist, seitenlange resultatlose Untersuchungen zu lesen.

Indem wir unserer Pflicht, das vorliegende Werk anzuzeigen, nach unsern besten Kräften genügt haben, bemerken wir, daſs es unsere Absicht nur sein konnte, die hauptsächlich groſsen und eigenthümlichen Richtungen des grammatischen Systems des Verfs. in ihrer Wirkung auf das grammatische Begreifen des Sanskrits insbesondere und der verwandten Sprachen überhaupt hervorzuheben, nicht aber gegen Einzelnheiten aus ihrer systematischen Begründung herausgehoben, streitend aufzutreten. Wie wichtig und reich nun aber die Entdeckungen des Hrn. Vfs. in diesem Felde sind, davon werden selbst die mit demselben unbekannten Leser durch das von uns Hervorgehobene sich überzeugt haben, wenn auch der Zweck unserer Blätter uns wahrlich nur eine sehr beschränkte Auswahl gestattete. Es ist von Hrn. Lassen bemerkt worden, daſs manche von Hrn. Bopp gegebene Lehren, die auch wir hier aufgeführt haben, von den Indischen Grammatikern schon gegeben würden, nur freilich in *einer andern Weise.* Bei dem Werth, den Hr. Lassen auf die Indischen Grammatiker legt, kann es freilich für Hrn. Bopp nur eine Anerkennung sein, mit diesen Heiligen übereinzustimmen; indessen sei uns die Bemerkung erlaubt, daſs uns mindestens ein System ganz auf der *Weise* der Entwicklung beruht, hier also grade jene *andre Weise* das Entscheidende ist, und daſs demnach, so lange Hr. Lassen diese, der Indischen Grammatiker, Weise, uns mitzutheilen nicht für gerathen

hält, uns bei solchen hohlen Einwendungen nur Gretchens Worte einfallen können:

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andren Worten.

Agathon Benary.

X.

Ueber Verderbnifs und Herstellung der Eidgenossenschaft. In Reden an das Schweizervolk von Severus Pertinax. Rapperswyl, gedruckt bei J. B. Curti 1832. *IV. u.* 236. *in* 8.

Unter allen geschichtlichen Bewegungen, welche in den verschiedenen Staaten Europas vor sich gehen, sind die Schweizerischen in der Regel die ungekanntesten, theils, weil sie selbst auf keine weltgeschichtliche Bedeutung Anspruch machen, theils, weil sie nothwendig nur den Reflex dessen enthalten, was im Ganzen und Grofsen bereits in den ansehnlicheren Staaten sich vollführt hat. So hat die erste Französische Revolution die eine und untheilbare Helvetische Republik von 1798. hervorgebracht, die Napoleonische Zeit hat der Schweiz die Mediationsakte zugetheilt, und der Bundesvertrag von 1815, so wie die schon vorher erfolgte Reform der Kantonalverfassungen sind nur der Nachhall der Restaurationsepoche gewesen. Auch die Pariser *Juste-milieu*-Revolution von 1830. hat der Schweiz entsprechende Umwälzungen verehrt, und mehrere Stände haben seit dieser Zeit ihre aristokratischen Verfassungen im Volkssinne umzuwandeln gesucht. Aber wenn das *Juste milieu* selbst in dem einheitlichen Frankreich ungenügend erscheint, um wie viel mehr mufs dies in der Schweiz statt finden, wo schon der natürliche Unterschied von 22 Kantonen schwerlich anders, als durch die Energie eines durchdringenden und kräftigen Gedankens zu beseitigen ist.

Und doch ist, kann man sagen, die Schweiz von jeher als Musterstaat Europäischer Freiheit aufgestellt worden. Es herrscht hier die Freiheit von Gottes Gnaden, und zu jeder Zeit haben die Europäischen Grofsmächte theils durch Anerkennung der Neutralität, theils durch Abweisung eines jeden einseitigen Einflusses, theils durch den Schutz der Verfassungen selbst, ihren Willen kund gethan, dafs auch die republikanische Regierungsform in Europa nicht ausgehen, und nicht minder, wie die monarchische ihren Kern und Inhalt bewahren soll. Auf republikanischen Boden versetzt, dürfen wir daher vom Standpunkte dieser Staatsform aus, ein Urtheil über die Zuckungen fällen, denen jetzt die Schweiz krampfhaft zu erliegen scheint.

Wird die Schweiz in ihre völkerschaftlichen Abtheilungen zerlegt, so sind es hauptsächlich zwei grofse Sonderungen, die sich hervorthun, die Deutsche und die Französische Schweiz. Denn das Italiänische Anhängsel, der Kanton Tessino, kann kaum als ein besonderer Bestandtheil genannt werden. Der Naturanschauung nach sind diese beiden Theile vollkommen von einander zu trennen. Wenn man sich die Mühe genommen hat, die hohen Berge der Deutschen Schweiz zu erklimmen, so gelangt man in liebliche Thäler, in anmuthige Gegenden, die diesen Höhen abgewonnen zu werden scheinen. Es ist das Deutsche Leben, das nur durch Mühseligkeiten dazu kommen kann seine Innerlichkeit zu erringen. Dagegen besitzt die Französische Schweiz eine äufserlich hingelegte Anmuth, die man geniefsen kann, ohne sie zu erkämpfen: die Berge umgeben diese Schönheit nur, aber hüllen sie nicht ein: es ist dies der Französische Charakter, der zwischen dem Erstreben und dem Besitz nicht gern einen langen Zwischenraum zugiebt. Minder aber, wie durch die Natur, sind diese Theile durch den Geist getrennt. Wenn auch die Sprache hier eine grofse Scheide zu machen scheint, so ist doch der Deutsche Geist auch in die Französischen Kantone hinübergedrungen. Niemals können sich wirkliche Franzosen so leicht der Deutschen Sprache bemächtigen als die Französischen Schweizer, deren Schriftsteller das Herüberwehen des Deutschen Sinnes nicht verläugnen dürfen. Rousseau ist in mehr als einer Beziehung ein Nichtfranzose zu nennen: seine Gedankenrichtung, seine Melancholie bezeichnen ihn als solchen, und lassen ihn charakteristisch genug, dem eigentlichen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire, gegenübertreten.

Die Kämpfe, die jetzt in der Schweiz begonnen haben, sind daher keine Unterschiedenheiten der beiden Volksstämme, keine abweichenden Meinungen der Französischen und Deutschen Schweizer. Vielmehr hat Waadt, und in den meisten Beziehungen auch Genf sich den freisinnigen Bemühungen von Bern, Zürich, Lucern und Thurgau angeschlossen, und es hat sich in dieser Verbindung gezeigt, wie wenig Volks- und Sprach-

verschiedenheiten heut zu Tage etwas bedeuten; die obschwebenden Streitigkeiten begeben sich jetzt zwischen zwei dem Begriffe nach verschiedenen Richtungen, zwischen der Kuh- und Mistschweiz, und denjenigen Kantonen, die durch Bildung, Geist und Bedeutung von jeher dem Helvetischen Namen Ehre gemacht, und als die Vorfechter des Schweizerischen Volkes zu betrachten waren. Es ist übrigens kein Wunder, dafs grade die Kantone, von denen die Schweizerische Freiheit sich ursprünglicherweise datirt, im weiteren Verlauf der Geschichte zurückgeblieben sind. Die ursprüngliche Freiheit ist eben nicht die fortgeschrittene, und man kann vor vielen Jahrhunderten Wilhelm Tell hervorgebracht haben, ohne irgend in den Verwickelungen sich bewegen zu können, mit denen das neuere Staatsleben umgeben ist. Nur, wenn Basel, diese reiche gebildete und gelehrte, diese um Reformation wie um politischen Fortschritt von jeher so verdiente Stadt, nicht allein sich den Kuhkantonen anschliefst, sondern eigentlich den Inhalt ihres Widerstrebens ausmacht, so kann dies lediglich in einem gewissen widerhakigen Eigensinn gesucht werden, dem auch der Bessere bisweilen verfällt, und der oft zu einem wundersamen Gefüge falscher Schritte und unzusammenhängender Maafsregeln verführt.

Die eigentliche Lebensfrage, auf die es in der Schweiz besonders ankommt, ist die: Soll die Helvetische Eidgenossenschaft eine einige und zusammenhängende sein, die in den Kantonen nur ihre Theile hat, oder sind die Kantone die wahrhafte Hauptsache, die nur in der Tagsatzung ihre willkürliche Verbindung besitzt. Die Tagsatzung hat bis jetzt in der Schweiz keine eigentliche Gewalt gehabt; sie ist nicht mehr und nicht minder als das freiwillige Zusammenkommen der einzelnen Stände gewesen: sie bildet kein Gericht, und hat kein Recht mit Gewalt zu erzwingen, was nicht etwa durch das Beistimmen der Stände geleistet wird. Sie ist, wenn man will, eine reine Nullität, und kann gar nichts dazu beitragen, den staatsrechtlichen Charakter der Schweiz zu erhöhen, und ihr eine Europäische Bedeutung zu verleihen. Soll nun der Schweizerische Bund in seinen Grundlagen verändert werden, und kommt hierauf und nicht auf die Veränderung der Kantonalverfassungen Alles an, so kann die Frage entstehen, ob diese Umarbeitung der Bundesverfassung durch die bisherige Tagsatzung geschehen solle, oder ob dazu eine aufserordentliche Versammlung des Schweizervolkes nothwendig wäre. Es läfst sich nicht läugnen, dafs es in der That etwas unpassend erscheint, wenn jeder Kanton, weil er einmal ein Kanton ist, mag er der Volkszahl nach noch so unbedeutend sein, ein eben so grofses Gewicht in die Wagschaale der Abstimmung solle legen können, als die volkreichsten, gebildetsten und wichtigsten Stände der Schweiz. Will man auch der historischen Grundlage ein gewisses Recht zugestehen, so wird doch in unserer Zeit auch ihrerseits das Recht der gröfseren Bevölkerung und Bedeutung seine Geltung haben, und die am wenigsten revolutionär Gesinnten werden mindestens verlangen dürfen, dafs beiden Beziehungen neben einander die Berathung über die wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes gegönnt werde.

In der gegenwärtig vorliegenden Schrift hat nun der Verf., der den Namen Severus Pertinax führt, verschiedene Aufsätze gesammelt, die er in Form von Reden an die Eidgenossenschaft richtet. Mit einer Beredsamkeit, wie sie im Deutschen selten gefunden wird; mit einer sich dem Volke oft derb anschmiegenden Weise, verbindet derselbe eine tiefe Kenntnifs der Schweizerischen Geschichte, eine philosophische Anschauung, die ihn die historischen Thatsachen bewegen läfst, und vor allen Dingen einen praktischen Blick in die Hindernisse und Parteiungen, welche die Eigensucht erregt, und die politische Philisterei lebendig erhalten hat. Man hat es hier mit einem Schweizer zu thun, der ein Staatsmann genannt werden kann, der der Kantönlisucht, der „Schweizerischen Cholera", kühn und männlich entgegentritt, und der nur in der vom Schweizerischen Volke, und nicht von den Kantonen als solchen ausgehenden Berathung eine Bürgschaft für den künftigen Werth der hier zu erschaffenden Bundesverfassung erblickt. Es mufs zum Lobe dieser Schrift hinzugefügt werden, dafs sie rein Schweizerisch gehalten ist, und dafs sie es für unwürdig hält, mit dem, was lediglich das Helvetische Volk angeht, Herabsezzungen benachbarter Regierungen und Ausfälle auf dieselben zu verbinden. Wenn der Charakter des Verfassers in der neuesten Zeit von Gegnern häufig hat Anfechtungen erleiden müssen, so zeigt er sich in dieser Schrift in der ungetrübtesten Reinheit, als von Vaterlandsliebe durchdrungen, als wahrhaft gesinnungsvoll und begeistert. Wie viele haben nicht seit dem Wiener Kongresse ihre Ansichten nach den Begebenheiten

geändert, und ihren ganzen politischen Anzug umgeflickt! Von unsrem Verfasser läfst sich dies nicht sagen: er ist immer beharrlich bei dem geblieben, was das Recht ihm eingab, und die Pflicht ihm zu gebieten schien. Und so wollen wir denn in diesen Reden hauptsächlich die mannhafte Stärke preisen, die sie eingab, und die aus den einzelnen Ruthen ein Gebinde von gewaltig züchtigender Kraft zusammensetzte.

Gans.

XI.

Der Mysticismus nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle höher Gebildeten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von D. Georg Christ. Rud. Matthäi. Göttingen 1832. 195 S.

Schon das in unserer Zeit so viel besprochene Wort Mysticismus, noch mehr aber der streng wissenschaftliche Charakter des gegenwärtigen Bearbeiters dieses Gegenstandes, welcher bisher einer scharfen und klaren Darstellung mehr als irgend ein anderer von gleicher Wichtigkeit entbehrte, mufs die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese ebenso belehrende als interessante Schrift um so mehr lenken, als die Umtriebe der heutigen Mystiker die Gefahr täglich mehren und ernstlich zu Mitteln, sowohl der eigenen Sicherung als des Kampfes gegen sie ermahnen. Möge folgende Inhaltsanzeige dazu beitragen, dem an sich werthvollen Bestreben dieses Werkes viele Leser und Beherziger zu verschaffen.

Theil I. der *Begriff* des Mysticismus.

Nach der Einheit der vier Elemente des Begriffes ist Mystic.: „der 1) aus einem phantastischen Gefühle hervorgehende und von ihm geleitete Glaube, an 2) eine offenbarungsreiche Gemeinschaft *einzelner* Geweihter mit Gott, welche zugleich 3) gewisse Lehren als höchst wesentlich betrachtet und 4) auf Geheimlehren sich richtet. Diese Elemente zeigen sich in den Denkarten der Völker und der Einzelnen *a*) in *gröberen und feineren* Potenzen. Die gröbste erscheint im Heidenthume, die minder grobe im Muhamedanismus, die mindest grobe im Judenthume. Auch im Christth. erscheinen die Potenzen aller Elemente in groben, feineren und feinsten Gestalten. *b*) In *schwächeren und stärkeren* Potenzen und zwar nur nach dem ersten Elemente hin. Sie sind sehr hoch potenzirt im *schwärmerisch*-myst. Fühlen, welches sich zu äufsern ringt; höher im *fanatisch*-myst. Fühlen, welches zu bekehren und zu verfolgen strebt; hochst potenzirt im *wahnsinnig*-myst. Fühlen, welches das ganze Seelenleben des Menschen verrückt, ja verwüstet. *c*) In *allgemeineren und bestimmteren* Potenzen. Diese sind die Arten des Mystic.; sie sind *α*) der *theoretische* (betrachtende) und zwar entweder der *schlechthin theoretische* d. i. ein phantastisches Betrachten Gottes ohne Anspruch auf Untrüglichkeit, oder der *theoretisch-theosophische* mit diesem Anspruche; *β*) der *praktische*, welcher *entweder* ein *asketischer* (übender) und zwar 1) ein *nihilistischer* der auf die Vernichtung der menschlichen Kraft ausgeht, 2) ein *quietistischer*, der auf das Ruhen derselben dringt, 3) ein *pietistischer*, der sich frömmelnd vom Menschlichen zurückzieht, oder ein *theurgischer*, der nach Wundern strebt". Alle diese Potenzen aber, in der Wissenschaft zwar unterschieden, vermischen sich im Seelenleben einzelner Mystiker und erzeugen mancherlei Formen und Vermischungen. Hierauf werden alle möglichen Vermischungen nach ihrer Erscheinung in der Geschichte von den ältesten heidnischen Mystikern bis auf die neuesten herab betrachtet, der konkreteste und interessanteste Theil des Buches, wobei die schwerere sachliche Ordnung neben der chronologischen beobachtet wird.

Theil II. der *Ursprung* des Mysticismus.

A. Der *geschichtliche* Ursprung der vier Elemente liegt schon in der Urzeit, ihr erstes Hervorteten ist nicht bestimmt geschichtlich nachzuweisen, wohl aber die bestimmteren Potenzen B. der *psychische* Ursprung umfafst 1) ihre *Quelle*, welche die sinnliche, selbstsüchtige Seele ist; 2) ihren *Grund*, er ist die vermeintliche Selbstbefriedigung im Mystic.; beide aber steigern erst 3) ihre *Anlässe*, die von aufsen kommend, im Innern der Seele wirken. Sie sind *a*) Anlässe *in der Natur* *b*) in der *Menschenwelt*, und zwar ausgehend von Einzelnen: in Erziehung, öffentlichen Reden sowohl durch Form als Inhalt, Schriften (Traktaten), Sektirern und Gemeinschaften. *c*) Im Leben des Einzelnen: Uebersättigung und aufserordentliche Schicksale, aber nur durch eigene Schuld. Der psychische *Ursprung der Potenzen* ist von dem der Elemente nicht verschieden, denn die Potenzen sind die Steigerungen oder die näheren Bestimmungen der Elemente. Die Potenzen entstehen auch nach dem Maafse des Temperaments der Individuen.

Theil III. der *Unwerth* des Mysticismus

Unwerth der Elemente. Aus dem phantastischen Gefühle stammt alles Falsche in der Rel.; ein ursprünglich relig. Gefühl giebt es nicht; das Gefühl ist nur werthvoll, wenn es der Gedanke vergeistigt; werthlos aber an und für sich; verderblich wenn es nur immer mehr die Seele versinnlicht. Eben so christwidrig als das erste sind die anderen Elemente, denn die Offenbarung ist allgemein. Alle Lehren sind gleich wesentlich, Mysterien hat das Christenth. nicht. Vollends aufser Zweifel ist der *Unwerth der Potenzen*, denn sowohl die theoretisch-theosophische, als die asketische und theurgische widerstreiten der Schrift und sind unchristlich. Der Unwerth endlich *aller* Elemente und Potenzen überhaupt, erhellt aus den mehr oder minder gemeinsamen theoretischen Fehlern und praktischen Folgen. *Jene* bestehen im Verendlichen des Menschen und Gottes, woraus der Ruin aller Wissenschaft von Gott im Bewufstsein des Menschen und in der heil. Schrift folgt; *diese* sind *theils* allgemeine, in allen Elementen und Potenzen mehr oder weniger gemeinsame, *theils* besondere d. i. aus einzelnen Potenzen hervorgehende und nur in einzelnen Individuen erscheinende. Beide bestehen aber in Folgen für Gesinnung: Selbstsucht und Dünkelhaftigkeit; für Gesinnung und Handlung zugleich: Unduldsamkeit; für Selbstbewufstsein: Blindheit; für Selbstbewufstsein und Handlung zugleich: Verrücktheit und die gröbsten Verbrechen.

Als Mittel wider den Mysticismus giebt der Anhang an 1) Mittel der *Verhütung:* Vermeiden der vier Elemente; Unterricht dem Begriffe des Geistes gemäfs; Meiden der Anlässe, besonders im akademischen und Kanzel-Vortrage. 2) Mittel der *Heilung*: Nachweisen des Ursprungs des Mysticismus aus der Selbstsucht; wirksamer: die Auslegung (nicht Deutung) der heiligen Schrift; am wirksamsten: die Beispiele aus der Geschichte; endlich: das Zerstören der Konventikel.

№ 9.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

XII.

Meister Franz **Rabelais**, *der Arzenei Doctoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von* 1533, *auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben durch Gottlob* **Regis** *B. RR. Bacc. Erster Theil. Text. Mit des Autors Bildnifs. Leipzig* 1832. *Verlag von Joh. Ambr. Barth.* 8. *S.* 981.

Unsere gesellige Unterhaltung ist, wenigstens in den gröfseren Städten, eine zu häufige, als dafs neben ihr noch irgend etwas naturwächsiges bestehen könnte. Stille Naturen, die diese Unterhaltung entweder überhaupt meiden, oder nur passiven Antheil daran nehmen, sich aber unbefangen an Erlebnissen und Empfindungen freuen, sind theils in zu geringer Anzahl vorhanden, theils haben sie auf die Entwickelung der Unterhaltung und des Stoffes derselben eben ihres Wesens halber keinen Einflufs. Die gesellige Mittheilung und Beurtheilung bemächtigt sich in ihrer Armuth also sofort aller eben sich entwickeln-wollenden Erscheinungen, macht sie zum Gegenstand der Reflexion und dadurch zu etwas natürlicher Weiterentwickelung entrissenem. Selbst natürliche Ansätze religiöser Stimmung werden dadurch sofort zur *Fratze*. Göthe braucht das Wort: „Alles keimt getrocknet auf", und nichts ist geeigneter, um dieses mumienartige Geistesdasein zu bezeichnen. So oft Ref. das Glück oder vielmehr Unglück hatte, der Ehre zu geniefsen der Gesellschaft von Damen, denen es nicht gut mehr möglich war, das Wort „Liebe" zu gebrauchen, weil ihnen das Wort „Neigung" in eben dem Grade angemessener schien, als jene krausen, salatartigen Garnirungen ihrer Kleider geschmackvoller, denn einfache Linien der Abschnitte und Näthe; — so oft ihm das Glück oder Unglück beschieden war, am Abend die ganze winzige Unendlichkeit der religiösen oder vielmehr irreligiösen Antheilnehmung des Fräuleins an der Frühpredigt und somit zugleich den Werth oder Unwerth des Frühpredigers selber als anatomisches Präparat vorgelegt zu erhalten; so oft er Leute über den künstlerischen Gehalt eines Landschaftsgemäldes reden hören mufste, die bei aller Bildung doch nicht einmal im Stande waren, auch nur die lumpigste, täglichste Erscheinung in der Natur, etwa das lustige Zittern eines schlanken Pappelbaumes im frischen sonnigen Morgenwind, oder den architektonischen Reichthum einer Petersilienpflanze mit wahrhaft natürlicher Freude zu bemerken; so oft von irgend einem verfluchten Geiger oder Pfeifer oder Sänger, der kastrirt war, oder kastrirt zu werden verdiente, die Rede war, als bezeichne er einen welthistorischen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit; — so oft —; so oft —; so oft auch wandelte ihn ein unwiderstehlicher Naturreiz, ein Jucken und Brennen, oder wenn der wohlgezogenere Leser lieber will, eine übermannende Teufelsversuchung an, trotz aller sonstiger Achtung vor keuschen Seelen und vor dem Vorzug einer keuschen, reinlichen Zunge, mit faustdicken Zoten dareinzuschlagen und für die unnatürliche Verkrüppelung jener chinesischen Porzelanbildung Rache, kecke, höhnende Rache zu nehmen an den Verbildnern und dem Lumpengeschlecht ihrer Nachtreter durch eine recht übernatürlich-natürliche Flegelei und Ungezogenheit. Es ist dies ein Standpunkt, auf welchem die tolle, spukhafte Ausgelassenheit, ja! die im Schmutz der Sinnlichkeit wühlende Zotenlust *ehrwürdig* wird, weil sie sich als die einzige Waffe darstellt zum Schutz wahrhaftiger, unmittelbarer, reiner Empfindung gegen das Gift jener alles lähmenden, austrocknenden, anfressenden Mumienbildung kraftloser Zierpuppen. Wahrhaftig! wer einmal in seinem innersten Herzen die Rührung

nachempfunden hat, mit welcher Aristophanes von der altväterlichen Sitte spricht in den Zeiten der marathonischen Schlacht, und dem Jammer über die raupenartige Verwüstung, die die Bildung der folgenden Jahrzehnte an jenem edlen Gewächs hervorgebracht hatte — wahrhaftig! der erkennt das Edle, das Sittlichtiefe auch, was Aristophanischer Uebermuth einschliefst, und ihm ekelt nicht mehr vor dem πέος und dem χέζειν.

Verzeihe uns der Leser diese wenigen, derben Einleitungsworte, welche wir vorausschicken zu müssen glaubten, um unseren Rabelais zu Ehren zu bringen — nicht dafs wir seinen Namen erst berühmt zu machen brauchten; jeder Wisch von Abrifs (— wir möchten rabelaisirend lieber sagen: Abschifs) der französischen Litteratur nennt ihn ja! — aber anpreisen möchten wir die so seltene, die noch seltener verstandene Lektüre der Schriften dieses modernen Aristophanes, dieses Aristophanes über alle Aristophanes, denn eine Mumie sieht im Wesentlichen der andern ähnlich, wie ein Ei dem andern und der lustige, kräftige, selbst wie seine Helden mühlstein- und ambosgeharnischte Riese, der die Mumien, die ihm zu seiner Zeit aufstiefsen, in dem Leben des Gargantua und Pantagruel wie zu einem grofsen Scheiterhaufen aufschichtete und mit der Leuchte seines Wizzes in helllodernde Flammen, zuletzt in Asche verwandelte, dieser Riese, wenn ihn, in dem seligen Leben, was Gott ihm zweifelsohne beschieden hat, die Andacht der Leser, der vielen, vielen Leser rührt, er kann auch uns helfen, *Creaturen* aller Art, *invita Minerva* gemachte Professoren, schnurbartdrehend - plempenanwatschelnde Officiere, Predigtmaschinen, Tausendkünstler, blauangelaufene Keuschheiten und wie die Bestien, die das Leben in unseren so wohlfahrtspolizeilich eingerichteten Zeiten verunsichern, weiter heifsen mögen, vom Leibe zu halten oder auf den Scheiterhaufen zu bringen; es sind diese gefährlichen Personen nämlich nichts als aus der Asche phönixartig erstandene Magistri Thubal Holofernes und Jonas Fochtelnburg, Hauptmänner Dünnschifs u. s. w. wie sie leibhaftig in unserem Buche (mit Angebung der Urtheilskrücken zu Hülfe ihrer Erkennung unter allen Verkappungen) abkonterfeit sind.

Wo Witz und Spafs so centnerweis weggewogen werden, wie in Rabelais' Schriften, ist es ohnehin nicht gut möglich, dafs sie von jener Art sind, welche ohne einen soliden Kern der Achtung und Verehrung vor achtbaren und verehrungswürdigen Dingen, an jedem beliebigen Gegenstand nur die (durch jedes bestimmte, also bornirte Dasein nothwendig auch bei den achtbarsten Dingen gegebene) *schwache Seite*, die Kehrseite hervordreht und carikirt; — solchen grundlosen, sich überall nur an Einzelnes hängenden Humor, würde weder irgend ein Leser, noch der Schriftsteller selbst in solchem Maafse ertragen können. Schon der Umfang des Buches ist also ein Beweis, dafs hier jener Humor zu Grunde liegt, wie er freilich in nicht so reichem Umfange und nicht so leidenschaftlich, aber von noch schönerem, genialerem Gemüthe zeugend in Cervantes waltet — jener Humor der eigentlich *ein tiefer Schmerz ist über fratzenhafte Verzerrung und mumienhafte Austrocknung ursprünglich schöner und lebendiger Gestaltungen und Intentionen.* Es ist nothwendig, naturnothwendig, dafs in Rabelais' innerstem Herzen ein schöner, reiner Diamant wahrhaften, ächten Gefühles lag — ein Diamant, dessen Lichter so hell aus ihm heraus und auf die umgebenden Gegenstände strahlten, dafs diese letzteren (wie die Hand des Menschen zu Nacht vor eine Flamme gehalten) durchscheinend wurden und so statt der äufserlich affektirten Gelehrsamkeit, Urtheilstüchtigkeit, Tapferkeit und Keuschheit auch die einwohnende Unwissenheit, Dummheit, Feigheit und Bestialität offenbarten. Rabelais reifst den Menschen, die ihn umgeben, ihre Larven, ihre Puppenkleider ab und stellt sie — der tapfere Ritter der Wahrhaftigkeit des Gefühls und der Natürlichkeit des Lebens! — *in puris naturalibus* hin. Richtungen, die in ihrer Scheufslichkeit im wirklichen Leben nicht ganz erkannt werden, weil die sie tragenden noch nicht Muth des Handelns und Kraft des Denkens genug besafsen, alle Konsequenzen derselben zu entwickeln, deckt Rabelais schonungslos auf. Dafs wir doch nur *Einen* Schriftsteller hätten, der so genial, wie er die leeren politischen und gesellschaftlichen Ideale der Vornehmen seiner Zeit in seinem Kloster Thelam verhöhnt, jene letzte Consequenz der atomistisch-liberalen Ansicht unserer Zeit entwickelte, der zu Folge die Menschen wesentlich dazu da sind geistig und körperlich sich anzustrengen, um Produktion und Fabrikation sicher und ungestört so weit als möglich zu treiben, und demnächst selbst so viel Mist zu machen als menschenmöglich! Wie schön würde Rabelais *diese kolossale Miststätte des liberalen Civilisationsstaates* beschrieben haben! hat er ja doch ähnliches auf das Ergötzlichste durchgeführt:

so kömmt z. B. in der „*Lobrede auf die Schuldner und Borger*", nachdem auseinander gesetzt ist, wie das ganze Weltgebäude auf Leihen und Schuldigsein beruht, eine Stelle vor, die auch den Menschen nicht bloſs des Leihens und Schuldigseins wegen dasein, sondern selbst daraus bestehen läſst; es heiſst daselbst: „nach diesem Muster denkt Euch itzt unseren Mikrokosmus, d. i. die kleine Welt, den Menschen, in allen seinen Theilen als Borgern, Schuldnern, Gläubigern d. i. in seinem Naturstand; denn nur zum Leihen und Borgen schuf Natur den Menschen. Gröſser kann nicht die Harmonie der Sphären als seines Haushaltes sein. Des Stifters dieses Mikrokosmi Absicht war: die Seel darinnen, die er als Gast hineingethan, zu erhalten und das Leben. Das Leben bestehet im Blut. Blut ist der Sitz der Seelen: *Blut demnach zu brauen in einemfort, bezielt allein all Müh und Arbeit dieser Welt*".

(Der Beschluſs folgt.)

XIII.

Report of the Commission appointed by the sanitary board of the city councils to visit Canada, for the investigation of the epidemic Cholera, prevailing in Montreal and Quebec. Philadelphia 1832.

Die groſse Frage über die Natur der Seuche, deren Erscheinen vor Kurzem noch Schrecken über Europa verbreitete und dessen stolzen Wahn vernichtete, als vermöchte seine Weisheit durch polizeiliche Vorkehrungen einen anderswo so gefürchteten Gast leicht zu bannen, oder doch durch ärztliche Kunst seiner Wuth bald Schranken zu setzen, sieht ihrer Beantwortung noch immer entgegen. Durch das Studium ihrer Erscheinung in unserem Welttheile, dem Viele, und nicht Alle fruchtlos, ihre Kräfte gewidmet, ist erst ein Theil der Aufgabe gelöset: den Zusammenhang zwischen ihrem und anderer Naturereignisse Auftreten zu ermitteln, ihren Kampf mit der Menschheit, wie er unter den verschiedensten äuſseren Bedingnissen Statt hat, zu betrachten, die Reaction menschlicher Natur, wie sie unter den mannigfachsten Verhältnissen die mannigfachsten Charaktere angenommen, gegen den Angriff der Krankheit zu beobachten.

Wenden wir jetzt daher den Blick nach jenem Welttheile, dessen Bewohner, schon der Europäer Nebenbuhler, nun erst, später als diese, der schrecklichen Seuche zum Opfer fallen. Folgen wir Samuel Jackson, Charles Meigs und Richard Harlan, den Aerzten, die Philadelphia's Gesundheitsrath, die Cholera zu beobachten, nach Canada sandte. Montreal und Quebec, des Landes Hauptstädte, sind es, die vorzugsweise uns interessiren. Beider Städte Bevölkerung, dort 25000, hier 27000 Seelen, besteht aus Französischen Canadiern, aus Engländern, Schotten, und aus Ankömmlingen, die schon 1 bis 5 Jahre seſshaft sind; sie mehrt sich täglich durch Irländer und Deutsche, die Europa, zum Theile von gröſster Noth gedrängt, verlassen, die meistens jedoch nur einige Stunden in den Städten verweilen, um in groſsen Massen den Lorenzstrom aufwärts zu fahren, zu den Seen hin, oder auf dem Ottawa ins Innere zu schiffen, oder über La Prairie, St. Johns und Lake Champlain nach Vermont sich zu begeben. Die Zahl dieser Ankömmlinge ist ungeheuer; vom 2. bis zum 23sten Juni 1832. waren deren in Quebec 30494, in Montreal binnen 6 Tagen (vom 7ten Juni bis zum 12ten) 7308 aus Europa angekommen. Ihnen folgten bald in Quebec 5000, in Montreal 3000 ungefähr. Dürftig, wie sie sind, nehmen in ihrem Vaterlande schon nur schlechte Schiffe sie auf, die, des Gewinnstes wegen ausgesendet, eine möglichst groſse Zahl Auswanderer fortzuschaffen streben. Die Fahrt geht langsam vor sich; 50 bis 60 Tage lang müssen die Leute im engen Schiffsraume zusammengepreſst, unverdauliche Speisen genieſsend — verdorbenes Wasser ist ihr Labetrunk — auf der See zubringen. Am Lande angekommen, sind sie, erschöpft von den Mühen der Reise, allen Einflüssen eines fremden Klima's ausgesetzt. Ihnen wird keine Pflege, kaum ein Obdach zu Theil, das, aus dünnen Brettern zusammengesetzt, der Fremden Viele zugleich beherbergen muſs. Immer müssen Einige längs den Ufern des Lorenzstromes auf freiem Felde lagern, vor dem verderblichen Wüthen der Stürme durch wollene Decken nur kümmerlich geschützt. Andere werden in niedrige Häuser eingesperrt, welche dicht aneinandergereihet, enge Gassen bilden, zu denen Strömungen frischerer Luft kaum Zugang finden. Den gröſsten Schmutz duldet die nachlässige Polizei. Es ereignete sich in Montreal, daſs 6, 8, ja 10 Familien einen Raum bewohnten, der für eine einzige bestimmt war. In einem Hause von 2 Zimmern lebten im letzten Jahre 50 Menschen, von denen 27 am Typhus daniederlagen, eine Krankheit die jährlich dort viele hinrafft. So zu Montreal, am St. Lorenzstrome gelegen, der den Prudhomme aufnimmt, in welchen viele kleine Nebenflüsse dort sich ergieſsen. Ueberschwemmungen sind nicht selten und nicht allen Bewohnern wird das klare Trinkwasser aus dem Lorenzstrome zu Theil; Viele genieſsen das Wasser des ihnen näher strömenden trüben Ottawa. Mittags pflegt die Hitze drückend zu sein, Morgens und Abends Kälte zu herrschen.

Von Dublin aus war die Brigg Carricks mit 133 Passagieren im April des Jahres 1832. abgesegelt. Innerhalb 15 Tagen verlor sie deren 39 durch den Tod. Am 9ten Mai, 30 Tage vor dem Ausbruch der Cholera zu Quebec, 25 Tage vor ihrer Ankunft zu Grosse Isle, das 39 (Engl.) Meilen von jener Hauptstadt entfernt ist, starb der Letzte der Kranken. Obwohl seitdem kein Erkrankungsfall auf dem Schiffe sich ereignet, wurden die Ankömmlinge sogleich in das Kontumazhaus zu Grosse Isle geschickt. Keine Kommunikation mit Quebec hatte Statt, keiner der Fremden erkrankte, keiner auf der Insel. So berichtete Dr. Morin, der in Begleitung des Secretairs, Hrn. Young, die Quarantaineanstalt am 7ten Juni besuchte.

Am 8ten Juni erkrankten zu Quebec in einem Wirthshause Auswanderer, die früher auf unverdächtigen Schiffen, so weit irgend ermittelt werden konnte, angekommen waren. Am Bord des Dampfschiffes Voyageur hatten sie sich zu Quebec eingeschifft, um nach Montreal zu gelangen. Das Schiff hatte aber der Reisenden so viele aufgenommen, das Wetter war so fürchterlich, dafs Alle in Gefahr schwebten, unterzugehen. Von Europa waren sie mit Mühe vor kurzem angelangt, um hier glücklicher zu leben, als sie im Vaterlande vermochten. Mancher vielleicht hoffte Grofses vom neuen Welttheile: hier sollten sie sterben. Schrecken, Entsetzen überfiel Alle, die solches bedachten; allgemein wurde die Verwirrung auf dem Schiffe; seinem Führer schien es unter solchen Umständen bedenklich, die Reise fortzusetzen; er entschlofs sich nach Quebec zurückzukehren, das er Nachts erreichte. Etwa 150 bis 200 Passagiere, von den Mühen der ersten Reise noch nicht erstärkt, aufgeregt, erschreckt und ermüdet von den Ereignissen des Tages, stiegen ans Land; Manche waren ganz durchnäfst. Am nächsten Morgen wurden mehrere dieser Unglücklichen Opfer der Cholera. Zur selbigen Zeit wurden ein Canadier, der an Bord eines Schiffes arbeitete und eine Frau zu Point Black von der Krankheit ergriffen.

Das Dampfschiff Voyageur hatte sich unterdefs nach dem 180 Engl. Meilen entfernten Montreal begeben, wo es am 9ten Juni anlangte. Ein Passagier erkrankte während der Fahrt und starb zu Montreal in derselben Nacht. Am folgenden Tage ereigneten sich viele Erkrankungsfälle in der St. Lorenzvorstadt; an den verschiedensten Punkten zeigte sich die Cholera, am häufigsten in der St. Lorenz- und Quebecvorstadt, auch in der zwischen beiden gelegenen St. Louisvorstadt, seltener in der Stadt selbst, am meisten noch in den am Wasser gelegenen Strafsen und längs dem Ufer des Stromes, wo die Ankömmlinge lagerten. Bis zum 15ten Juni waren in der Stadt, die 2500 Einwohner zählt, 1204 derselben erkrankt, 230 gestorben, nach 24 Stunden wieder 431 erkrankt und wieder 82 Todesfälle mit Bestimmtheit nachzuweisen. Nachdem abermals 24 Stunden verflossen, verkündeten die Behörden, dafs abermals 475 Menschen erkrankt, 162 aber gestorben. Solche Nachrichten vermehrten den Schrecken der Bewohner, die durch Zwietracht sich entfremdet, ohne Vertrauen zur Obrigkeit an die Errichtung von Spitälern nicht gedacht, wozu jetzt die bretternen Verschläge genommen wurden, die früher den Ankömmlingen schlechten Schutz vor Wetter und Kälte gewährt hatten. Jemehr Todesfälle die Regierung publicirte, desto grofser wurde die Aufregung; mit ihr aber stieg die Zahl der Erkrankungen. Auch in Quebec verbreitete sich die Seuche mit reissender Schnelligkeit; sie zeigte sich bald in jedem Punkte der Stadt. Binnen drei Tagen waren 70 Menschen ihr zum Opfer gefallen. Zugleich hatten binnen dieser Zeit Erkrankungen in Point Levi am entgegengesetzten Ufer des Lorenzstromes, in Beauport und in Little River Statt gefunden.

Längs des St. Lorenz, der grofsen Strafse der Einwanderer, ging die Krankheit in die Dörfer über; sie erreichte Kamouraska, 80 Meilen von der Stadt, sie ergriff die Bewohner von Rivière Ouelle, von Bertha, von Point Levi und Beauport. Sie setzte die von Lotinière, Berthier, Point au Trembles, Longpoint und vielen andern Oertern in Schrecken. Von Montreal aus ging sie am Lorenzstrom hin, wandte sich rings um die Ufer des Ontario bis nach Buffalo. La Prairie, Lachine, Caugnawagha, die Indianische Niederlassung, Chateauguay, St. Regis, Cornwall, Prescott, Ogdensburgh, Brockville, Kingston und York wurden nicht verschont. Die grofsen Nebenflüsse des St. Lorenz wurden Wege für ihre Verbreitung. Sie ging den Richelieuflufs hinauf. Sie zeigte sich in Plattsburgh am Champlainsee, wo 7 Fälle vorkamen und dann keine mehr. Aus inficirten Orten kamen Leute nach Burlington, Montpellier, Vermont, Whitehall, Fort Miller, Mechanicsville, New-York. Sie erkrankten, aber nur sie; der Keim der Krankheit, den sie in sich trugen, erstarb mit ihnen. Der grofse oder Ottawaflufs, der von Nordwest her in den St. Lorenz strömt, öffnete der Cholera den Zugang gen Cornwall, Greenwich und Bytown. Die Seuche erschien eben sowohl in einzelnen und abgesondert gelegenen Pachthöfen, als in bevölkerten Dörfern und vollgepfropften Städten. So erstreckte sich die Cholera binnen 20 Tagen über 600 bis 700 Meilen längs dem Lorenzstrom, über 100 längs dem Ottawa und 100 längs dem Richelieu.

Nicht Menschen allein starben dahin, auch auf die Vegetation erstreckte sich der tödtliche Einflufs des Giftes, das sich entwickelt. Ein sonst nie bemerktes Absterben einer grofsen Menge von Waldbäumen mehrte das Unglück.

Tiefgelegene Orte, wo Nebel herrschen, litten mehr als erhabene, mit sandigen Boden, die freien Luftzug geniefsen. So kam es, dafs Plätze, nie von Einwanderern besucht, Krankheitsheerde wurden, Andere, wohin die Europäer strömten, verschont blieben, oder nur Ankömmlinge zu begraben hatten. In den am Ufer der Flüsse gelegenen Theilen der Städte wüthete die Seuche am heftigsten, Menschen, die den Tag über in freier Luft arbeiteten, starben hier häufig, vorzüglich, wenn sie dem Trunke ergeben waren. Grofse Reinlichkeit, strenge Diät schützten am sichersten: in Quebec, wo die höchste Sorgfalt auf die Truppen gewendet wurde, die doch auch in den niedrigen Theilen der Stadt den Dienst verrichteten, starb nur ein, früher schon entkräfteter, Soldat.

Als die Epidemie erschien, erstreckte sich ihr Einflufs zugleich auf die Ankömmlinge und die Französischen Canadier, welche den Sitten ihres Landes treu, vegetabilische Kost lieben, aufserdem unreinlich und oft unmäfsig sind und lebhaftes Temperament haben. In Quebec starben mehr Ankömmlinge als Canadier, in Montreal wurden diese häufiger und heftiger ergriffen, als jene. Am wenigsten litten immer die Engländer, die den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens ruhigen Sinnes nachstrebend, gut und mäfsig leben; animalische Kost aber lieben. Die höheren Stände wurden, besonders zu Quebec, wo der Schrecken weniger grofs war, als in Montreal, viel seltner befallen als die Armen, welche mit dem Schrecken Sorge und Noth niederdrückten.

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doctoren, Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben durch Gottlob Regis.

(Schlufs.)

„Bei diesem Brauwerk nun hat jedes Glied und Theil sein beschieden Amt und dies ist ihre Hierarchie, dafs sie ohne Unterlafs eins dem anderen leihen, eins dem anderen borgen, jedes des anderen Schuldner sein soll". Dies Thema wird dann mit skurriler Anwendung physiologischer Gelehrsamkeit in allen körperlichen Funktionen des Menschen bis zum Zeugungsakt durchgeführt — dies Thema, dafs der Mensch nur da sei um zu leihen und zu borgen, und dafs er leihe und borge nur um Blut zu machen.

Die ernste Tiefe des Rabelaisischen Scherzes bricht in verschiedenen Formen zu Tage, z. B. so dafs ihn mitten im tollen Lauf der Rede eine edle, herzdurchschneidende Rührung erfafst. Wer in seinen jungen Jahren einmal zu Dorfe gestiegen war, in die Nacht hinein lustig geschwärmt und getrunken hatte, und nun beim Heimgehen durch die kühlschaurige, unheimliche Nacht mit einemmal von den lockendnachklingenden Geigenstrichen ergriffen im tiefsten Ernst der Nichtigkeit und Wüstheit dieser jugendlichen Lust gewahr geworden ist; wem dann die lustigen Weisen des Tanzes zu blutigen Schnitten durch sein Inneres, und wie einen Augenblick vorher Ursache heiteren Frohsinns so nun der Rührung geworden sind — der wird etwa jenes Herausflammen eines gewissermafsen wilden Ernstes mitten unter scheinbaren Faseleien bei Rabelais verstehen. Wir führen als Beispiel einen Vers aus der Aufschrift des grofsen Thors zu Thalem an, der recht als Beleg dienen kann:

„Hie kommet her, die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tort mit flinkem Geist verkündet.
Hie sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschliefst und verspündet.
Kommt! gründet hie den Glauben, weckt und zündet!
Alsbald verschwindet, wann ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworen wider Gottes Recht" u. s. w.

Anderen Orts zeigt sich der Ernst Rabelais' vermittelter; so z. B. in dem Beschlufs des zweiten Buches, wo sich der Autor also vernehmen läfst:

„So ihr etwann zu mir sprächet: lieber Meister, uns dünkt, ihr seid nicht allzuklug, dafs ihr uns solche Pfifferling und schnakisch Fetzwerk auftischt, so antwort ich euch: und ihr seid traun nicht klüger als ich; was hebt ihr's auf und leset's? Gleichwohl wenn ihr's aber zu eurer Lust und Kurzweil leset, wie ich mir schreibend mein Zeit und Weil damit gekürzt hab, werden wir wohl beiderseits viel eher dafür Vergebung finden als ein ganz Heer Sarabaiter, Blindschleicher, Kuttner, Hypokriter, Tuckmäuser, Stock- und Stiefelbrüder und andere des Gelichters mehr, die sich vermummeln und die Welt mit ihren Larven zum Besten haben. Denn während sie dem gemeinen Volk einbilden als wenn ihr ganzes Thun nur eitel Beschaulichkeit, Andacht, Fasten und Ertödtung des Fleisches wär, aufser was zu Erhaltung und Nothdurft ihres armen, sterblichen Leichnams erforderlich, verführen sie gleichwohl ein Leben, des Gott bewufst ist, *et Curios simulant, sed bacchanalia vivunt.* Ihr könnts an ihren Polakenbäuchen, an ihren rothen Goschen könnt ihrs mit feuriger Schrift geschrieben lesen, wenn sie sich nicht etwann mit Schwefel weifs brennen und räuchern" u. s. w.

Wenn aber auch solche bestimmtere Stellen nicht vorhanden wären, in denen der Autor selbst seine Absicht, bei aller Ergötzung des Augenblicks das über den Augenblick erhabene zu suchen, ausspricht — der Geist des Buches selbst würde davon zeugen. Wenn Rabe-

lais also in dem Capitel „von des Gargantuā Studien unter seinen sophistischen Lehrern" so recht cynisch genial das ungeschlachte Leben eines adeligen Rülpses verhöhnt hat —, wenn er erzählt hat, wie Gargantua, wenn er nach langen Faulenzerumständlichkeiten aus dem Bett gekommen: „schifs, pifst, kotzt, rülpst, farzt, jähnt, spie, hustet, räuspert, niest und rotzt wie ein Archidiaconus" und dann: „den bösen Thau und Nebel zu legen, schöne Karbonädel, schöne Brotkutteln, schöne Schunken, leckere Rebhuhntunken und Primsuppen vollauf frühstuckt" wenn dann nach mancherlei anderen interessanten Details über seine Lebensweise von dem zu Mittag am Tisch sitzenden Gargantua ergötzlich gesagt wird: „mittlerweil warfen ihm vier seiner Leute ohn Unterlafs einer nach dem andern Mustrich mit vollen Schaufeln ins Maul" — und wenn, nachdem diese Darstellung durchgeführt ist, dann beschrieben wird, „wie Gargantua beim Ponokrates solcher Lehrzucht theilhaft ward, dafs ihm nicht eine Stunde vom Tag verloren ging" — wenn diese Darstellung uns eben so ergötzlich einen Ausbund von Pedanterei und eine so aberwitzig raffinirte Erziehung sehen läfst, wie sie *in rerum natura* in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts und im 16ten wohl häufiger vorgekommen war und wie sie unglücklicher Weise unser vortrefflicher Kaiser Max erhalten hatte, wenn bei *der* Gelegenheit eine besondere Tagesordnung mitgetheilt wird für das schöne und eine besondere für das Regenwetter, wenn das eine Capitel schliefst: „um Mitternacht, bevor sie sich zur Ruh begaben, stiegen sie auf den freiesten und höchsten Söller ihres Hauses, des Himmels Antlitz zu beschauen; und gaben da auf die Cometen acht, wanns ihrer hätt, auf die Figuren, Aspecten, Stellung, Oppositionen und Conjunctionen der Gestirn. Dann recapitulirt er kürzlich nach der Pythagoräer Art mit seinem Lehrer, Alles was er im Laufe des Tages gehört, verkehrt, erstört, gethan und gelesen hätt. Und ruften Gott den Schöpfer im Gebet an", u. s. w. ein anderes hieher gehöriges Capitel aber: „wenn sie dann banketirten, schieden sie von dem gewässerten Wein, wie *Cato de re rust.* und Plinius lehren, mit einem Becher von Epheu das Wasser, wuschen den Wein in einem vollen Wasserbecken, zogen ihn darauf mit einem Trichter wiederum ab, vermachten das Wasser aus einem Glas ins Andere, bauten vielerlei kleine Automata" u. s. w., so sieht jedermann, dafs Rabelais recht wohl eine dritte gesunde, natur- und geistgemäfse Erziehung und Lebensweise kennt und ehrt, aber die Carricaturen sowohl sinnlich-natürlicher Flegelei als hypergeistiger Schulmeisterei und Tausendkünstelei als elende Mumien und Geistlosigkeiten verhöhnt.

Zuweilen, besonders wo sich der gute Sinn des Rabelais persönlich *feindlicher* ausspricht, wie so oft (und namentlich im 40sten Capitel des ersten Buches) gegen seine eignen Standesgenossen die Mönche, wird sein Vortrag fast dogmatisch. Mit leichterem, fröhlicherem Scherz als die Mönche geisselt er überall pedantische Gelehrte, so ist die Satire auf die academischen Disputationen in dem Capitel: „wie ein grofser Gelahrter aus Engelland mit Pantagruel argumentiren wollte und vom Panury überwunden ward" unbeschreiblich lustig und schön. Doch nicht blofs in solcher mehr oder minder reflectirter Geisselung der Gebrechen, Geistlosigkeiten und Heucheleien seiner Zeit, sondern auch in unmittelbareren Scherzen in Verhöhnung geschmackloser Schriftsteller seiner Zeit durch Verwendung der Eigenthümlichkeiten ihrer Darstellung zu Beschreibung lächerlicher und der Natur dieser Schriftsteller ganz widersprechender Gegenstände oder eben in so lustiger Ausführung sophistischer Themata wie die Lobrede auf Borgen und Schuldenmachen ist, tritt einem immer im letzten Hintergrund eine grofse sittliche Tiefe entgegen. In unserer deutschen Litteratur ist niemand, der mit Rabelais einigermafsen verglichen werden kann, als zuweilen Abraham a Sta. Clara, der oft ganz in ähnlicher Weise seine Zeitgenossen auffafst und ihnen ihr Porträt mit ähnlichen Wendungen und in ähnlichem Sinne vorhält als Rabelais den seinigen. Aber wer könnte beide auf eine Linie setzen wollen — denn bei aller Verhöhnung pedantischer Gelehrsamkeit beurkundet Rabelais eine so ausgebreitete, durch und durch geistreiche und wahrhaft erstaunenswürdige Gelehrsamkeit, dafs man sieht er hat, so viel dies damals möglich war, die ganze historisch entwickelte Bildung der Vor- und Mitwelt in sich aufgenommen und so bezwungen, dafs sie zum Werkzeug in seinen Händen wird. Er ist ein durch und durch gebildeter Geist, der ganz über der aus erhabenen und gemeinen Bestandtheilen gemischten Mafse schwebt, die er in seinen Schriften zu ergötzlichen Figuren verknetet.

Wenn wir es gewagt haben mit obigen wenigen Worten die Summa des Vergnügens, der Belehrung

und der wahren sittlichen Besserung, die jeder aufmerksame, andächtige Leser in Rabelais' Schriften finden wird, aussprechen zu wollen — jene Summa die ein in das Werk eingereiheter Vers weit schärfer noch so ausspricht:

So Du dies thust (nämlich das Buch andächtig liest), wirst
Du Dich trefflich letzen,
Und Dein Gewinn wird überschwenglich sein.
Es mufs ein so vergnügliches Ergötzen
Dem Geist zu allen Stunden wohl gedeihn" —

so bleibt uns noch übrig von der Uebersetzung als solcher zu sprechen — aber indem wir dies unternehmen, fällt uns aller Muth. Nichts kann beleidigender für den tüchtigen sein, als das Lob seiner That aus dem Munde eines solchen, der ähnliches Grofses zu vollbringen auch entfernt nicht im Stande ist — und in der That, wer Rabelais, wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten alle einer Uebersetzung dieses Schriftstellers, einer Uebersetzung dabei in gutes, lebendiges grunddeutsches Deutsch, einer Uebersetzung, die den Sinn des Einzelnen und den geistigen Hauch des Ganzen wieder geben soll — wer dies alles kennt, und nur Ein Capitel dieser Uebersetzung mit dem Original vergleicht, der wird unsere Erklärung verstehen — dafs wir vor *so* vollbrachtem Werk wie die vorliegende Uebersezzung ist, uns in Demuth beugen, und nicht einmal zu loben wagen, weil ein Lob aus unserem Munde, was sich über die Leistung stellen wollte, nur Anmafsung sein könnte. Der Uebersetzer mufs so gelehrt sein als Rabelais — und weit, weit gelehrter noch; er mufs einen so tiefernsten Sinn haben wie er, und dabei eine Macht über die Sprache besitzen, die unser Lob nicht erreichen würde. Auch der Herr Herausgeber hat Alles gethan, was nur irgend nöthig und möglich war, Rabelais würdig auf deutschem Grund und Boden anzusiedeln.

Heinrich Leo.

XIV.

Beiträge zur Anatomie und Physiologie von Dr. M. J. Weber, Prof. zu Bonn. Ersten Bandes erste Nummer. Mit 2 lithographischen Tafeln. Bonn, bei Henry und Cohen. 1832. 4.

Kaum möchte Etwas im Stande sein, fester von der Beschränktheit unserer Kenntnisse über die thierische Organisation uns zu überzeugen, als der Umstand, dafs täglich noch die interessantesten Entdeckungen über Formation und Funktion der bedeutendsten Theile der am häufigsten bei uns vorkommenden Thiere gemacht werden. Wer hätte es für nöthig erachtet, das Herz der Reptilien einer neuen Untersuchung zu unterwerfen? Und wie viel des Neuen ist aus einer solchen hervorgegangen. Wie interessant sind die Mittheilungen die Hr. Weber in dem ersten Aufsatze vorliegenden Heftes über diesen Gegenstand uns macht! Es sei uns gestattet, die überaus scharfe und bittere, gegen Hrn. Meckel gerichtete Polemik, von der jede Seite dieses Buches voll ist, hier unberücksichtigt zu lassen und sogleich zur Mittheilung der vorzüglichsten Facta zu schreiten.

Im Jahre 1826 schon hatte J. Davy in Corfu die interessante Entdeckung gemacht, dafs die Frösche nicht, wie man gewöhnlich annimmt, einen einfachen Herzvorhof, sondern zwei, durch eine vollständige Scheidewand getrennte Vorhöfe des Herzens besitzen. Mehrere Jahre lang blieb die in dem *Edinburg New philos. Journal* enthaltene Notiz über diesen Gegenstand unbeachtet, bis neuerlich in Frankreich Martin Saint-Ange und in Deutschland Hr. Professor M. J. Weber, Beide selbstständig, aufs Neue diese Thatsache entdeckten.

Das Herz der Batrachier (untersucht sind: ein amerikanischer Frosch, *Rana esculenta, R. temporaria, R. paradoxa*, Salamander, der Axolotl; *Rana pipa* und *Proteus anguineus*) besteht also aus zwei Vorkammern, einer rechten und einer linken, die durch ein vollständiges aber zartes Septum getrennt sind, und aus einer einfachen Herzkammer. Da die Scheidewand der Vorhöfe in die einfache Herzkammer hineinreicht, so sind zwei kleine *Foramina venosa* vorhanden. Die Vorkammern stehen nicht mit ihrer ganzen Basis, oder nach ihrer ganzen Ausdehnung mit der Herzkammer in Höhlenverbindung, sondern diese findet nur an einer kleinen Stelle Statt. In den rechten Vorhof mündet ein gemeinschaftlicher Venenstamm, der nur durch die beiden vorderen Hohlvenen und durch die hintere Hohlvene gebildet wird. In den linken Vorhof dagegen mündet ein gemeinschaftlicher Stamm, der durch die beiden Lungenvenen gebildet wird. Die Grenze zwischen den Vorkammern und der Herzkammer macht ein kallöser Muskelring, an dem sich die vielen Muskelbündel der Kammer gleichsam koncentriren oder befestigen. Von Klappen an den venösen Mündungen ist keine Spur vorhanden. Aus der rechten Seite der untern Fläche der Herzkammer entwickelt sich ein gemeinschaftlicher arteriöser Stamm, welcher zwischen den Vorkammern einige Linien nach vorn verläuft und dann in 2 Aeste sich theilt, deren jeder in eine Aorta und eine Lungenarterie sich spaltet. Schneidet man den *Truncus arteriosus communis* auf, so bemerkt man zuerst an seinem Ursprung zwei kleine halbmondförmige Klappen, und dann, dafs ein halbes Septum, seiner ganzen Länge nach, aus dem Grunde hervorragt und ihn so unvollkommen in zwei Hälften theilt.

Das Körperblut gelangt also bei den Batrachiern durch die Hohlvenen, zum rechten Vorhof und von hier in die einfache Herzkammer. Das Lungenblut strömt in den linken Vorhof und von da gleichfalls in die einfache Herzkammer, in der also beide Blutarten zusammentreffen. Doch auch in ihnen findet

keine Vermischung derselben Statt. Denn wenn man einen Frosch lebendig öffnet, so unterscheidet man sehr bestimmt in der einfachen Kammer die beiden Blutarten und zwar nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch einen weifsen Streif, der von der Basis gegen die Spitze des Herzens verläuft. Besonders unter Wasser, jedoch, dafs der Frosch noch athmen kann, macht sich dies Experiment deutlich. Die Vereinigung oder die innige Mischung beider Blutarten findet also wohl erst im gemeinschaftlichen arteriösen Stamme Statt, doch ist hierbei wohl zu beachten, dafs derselbe an der rechten Seite der Kammer entspringt und dafs er im Innern durch eine halbe Scheidewand abgetheilt wird. Durch diese zwei Punkte nämlich ist die Möglichkeit gegeben, dafs die beiden Blutarten auch hier zum Theil eine bestimmtere Bahn einschlagen, nämlich so, dafs das Körperblut zuerst durch den Arterienstamm zur Lunge strömt und dann erst das Lungenblut, als das vom Arterienstamme entferntere Fluidum, seine gewöhnliche Bahn verfolgt, wodurch denn auch kein oxydirtes Blut zu den Lungen gelangen könnte. Beide Blutarten sind ja ferner nicht nur materiell, sondern auch vital von einander verschieden und fliefsen daher vielleicht ein Moment neben einander, ohne sich zu vermischen. Auch glaubt Weber wirklich beobachtet zu haben, dafs, wenn man den gemeinschaftlichen Arterienstamm durchschneidet, noch helles und dunkles Blut zugleich zu unterscheiden sei. Jedenfalls ist aber in anatomischer Hinsicht der Körper- und Lungenblut-Kreislauf der Batrachier unvollkommener geschieden, als es bei den übrigen Amphibien der Fall ist, bei denen keine Vermischung des Blutes Statt findet. Die Ursache davon ist einzig und allein die, dafs die Batrachier in ihrer ersten Entwickelungsperiode ununterbrochen im Wasser sich aufhalten und durch Kiemen athmen. Sie besitzen eigentlich nur ein Körperherz und im linken Vorhof die erste Anlage zum Lungenherzen.

Für die Anatomie des Herzens der übrigen Amphibien, ist des Interessanten viel geleistet, das hier aber nicht ausführlich mitgetheilt werden kann. Wenden wir uns daher zur Darstellung der Art, wie bei ihnen der Kreislauf von Herzen aus geschieht. Das Körperblut gelangt bei diesen Thieren durch die Jugular- und Hohlvenen zum rechten Vorhof und von da in die rechte Kammer. Das Lungenblut strömt in den linken Vorhof und von da in die linke Kammer. Beide Vorhöfe sind durch eine vollständige Scheidewand von einander getrennt. Auch zwischen beiden Kammern findet sich eine Scheidewand, die von der Spitze des Herzens gegen die Grundfläche vortritt, das *Septum atriorum* aber nicht erreicht, so dafs zwischen dem hinteren, freien Rande des *Septum atriorum* und dem vordern Umfang des *Septum ventriculorum* eine ovale Oeffnung übrig bleibt, wodurch der rechte und der linke Ventrikel mit einander kommuniciren. In dem Momente, wo die beiden Vorhöfe ihr Blut in die entsprechenden Kammern ergiefsen, schlagen sich zwei halbmondförmige Klappen, Fortsetzungen des *Septum atriorum*, am *Ostium venosum* gelegen, zusammen gegen die ovale Oeffnung, welche beide Herzkammern vereinigt und bewirken dadurch deren Schliefsung, so dafs in diesem Momente zwei vollkommen getrennte Kammern vorhanden sind. Es ist also jetzt unmöglich, dafs venöses und arterielles Blut sich mischen. In dem Momente, wo sich die beiden Kammern zusammenziehen, heben sich wieder die beiden halbmondförmigen Klappen des *Septum atriorum*, entfernen sich von einander und legen sich vor die *Ostia venosa*, wodurch sie den Rücktritt des Blutes aus den Kammern verhindern. Aus der rechten Herzkammer tritt das venöse Blut in die Hohle des von ihr durch eine scharfe Muskelleiste getrennten *Conus arteriosus*, woraus die Lungenarterie sich entwickelt, durch die nun das Körperblut zu den Lungen gelangt. Zu der Zeit, wo das venöse Blut aus der rechten Herzkammer ausgetrieben wird, strömt das arterielle Blut durch die Kommunikationsoffnung der Kammern aus der kein Gefäfs abgebenden linken Kammer in die rechte. Es kann dies arterielle Blut nur zu den Aorten gelangen, indem die Muskelleiste des *Conus arteriosus* in dem Verhältnifs, als die rechte Kammer des Blutes sich entleert, an die Wandung des Ventrikels sich anlegt und so das oxydirte Blut hindert, in die Lungenarterie zu gelangen. Dies ist also die Funktion der Muskelleiste und darum ist die Abtheilung der rechten Herzkammer in zwei Räume gegeben. Zugleich werden, in dem Verhältnifs, als die Kammern sich zusammenziehen, die Oeffnungen der Aorten der Kommunikationsöffnung der Kammern und dadurch dem linken Ventrikel selbst näher gebracht und die Muskelleiste des *Conus arteriosus* selbst bildet an ihrer obern Fläche eine Rinne, wodurch der oxydirte Blutstrom seine bestimmte Richtung erhält, so dafs also auch in den Kammern keine Mischung des arteriellen und venösen Blutes Statt finden kann. Diese Angaben werden zu unumstöfslichen Lehrsätzen erhoben durch die Resultate von Vivisektionen. Wenn man nämlich bei Schlangen das Herz blofs legt, so sieht man, dafs in dem rechten Vorhof, in der rechten Herzkammer und in der Lungenarterie nur schwarzes Blut sich befindet, dafs dagegen im linken Vorhofe, in der linken Kammer und in den beiden Aorten nur rothes Blut strömt. Sammelt man durch vorsichtiges Oeffnen der verschiedenen Herzhöhlen und Gefäfse dies Blut, so kann man sich noch fester überzeugen, dafs keine Mischung der beiden Blutarten Statt findet. Warum sind aber sowohl das Herz als die Gefäfse so gebaut, dafs eine solche Mischung Statt finden kann. Wenn diese Thiere nicht athmen und somit, wenn sie sich unter Wasser aufhalten, oder wenn man bei ihnen das Athmen absichtlich unterbricht, findet auch in der That eine Mischung beider Blutarten Statt. In diesen Fällen strömt nach kurzer Zeit kein Blut mehr durch die *Arteria pulmonalis* zu den Lungen, sondern fliefst in die linke Aorte. Der linke Vorhof und die linke Kammer werden von oxydirtem Blute leer und dadurch geschieht es, dafs das venöse Blut auch in die linke Kammer einen Weg sich bahnt. Alle Räume des Herzens und die Gefäfse sind dann voll schwarzen Blutes. Und auch hierin ist die von den höhern Wirbelthieren abweichende Herzform der Amphibien begründet.

Nach dieser Darstellung geht der Verf. in eine Widerlegung der von Meckel in seiner pathologischen Anatomie aufgestellten Eintheilung und Vergleichung der beim Menschen vorkommenden abnorm gebildeten Herzen mit den Herzbildungen niederer Thiere ein.

Den Schlufs machen Notizen über das Vorhandensein der hinteren Kapselwand der Krystalllinse, über Varietäten der Venen und Arterien und über die zwei Penes des Krokodils. — Die lithographischen Tafeln sind mit sehr grofser Sorgfalt ausgeführt. —

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

XV.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung. 1830. *u.* 1832.

Zweiter Artikel.

III. Eben so inhaltsreich und für jeden Freund der Kunst, nicht allein für den Reisenden in Rom interessant ist das dritte Buch, oder die *kunstgeschichtliche Einleitung*, welche den gröfsten Theil dieses ersten Bandes, von S. 277 bis 617 einnimmt. Sie behandelt im ersten Hauptstücke die antiken Bildwerke Roms, im zweiten die Steinarten dieser statuarischen und der architektonischen Ueberreste, im dritten und vierten die Katakomben und Basiliken als Einleitung für die christlichen Alterthümer, im fünften endlich das reiche Gebiet der neuern Kunst in Rom. Dabei vermifst Ref. dann doch noch einige einleitende Bemerkungen über antike Mahlerei auf Thon und Kalk und über die Mosaikfufsböden, besonders aber eine Darstellung der architektonischen Grundsätze der Alten bei Anlegung der Tempel, Fora und Thermen, da die spezielle Beschreibung immer wieder auf das Allgemeine bei denselben zurückkommen mufs und selbst von christlichen Basiliken nicht eher recht verständlich gesprochen werden kann, ehe nicht von der Einrichtung der alten zum gerichtlichen Gebrauche bestimmten geredet worden. Allerdings hätte dabei vieles aus den abhandelnden Schriften über die alte Architektur entlehnt werden müssen: indefs ist dies überhaupt bei dergleichen Einleitungen unvermeidlich und es würde durch die lokale Anwendung auf Rom einen eigenthümlichen Werth bekommen haben.

Bei dem überaus grofsen Sachreichthum besonders des ersten und fünften Capitels wird Ref. sich begnügen müssen, die eigenthümlichen Ansichten und nächsten Zwecke der Verf. hervorzuheben, so schwer es ihm wird nicht auf das Einzelne mit derjenigen Ausführlichkeit einzugehen, welche das tiefe Studium der Verf. bei dem Interesse der Sache verdient, und welche dem Ref. selber am leichtesten sein würde, da er das Glück gehabt hat, nach der Publikation dieses ersten Theils der Beschreibung Roms und mit derselben vertraut die Resultate jener Forschungen mit den Eindrücken, welche die Sachen auf ihn gemacht haben, vergleichen zu können.

In der ersten Abhandlung trägt Hr. Gerhard seine Ansichten über Zeit, Bestimmung und Darstellungskreise der in Rom vereinigten antiken Bildwerke im Allgemeinen vor, da im Fortgange des Werks die Beschreibung der einzelnen Museen, bei gröfster Vollständigkeit in Angabe alles Vorhandenen, nicht sowohl eine archäologische Auslegung oder Beurtheilung des Kunstwerthes bei der Masse des Mittelguts, als eine genauere Angabe der äufseren Verhältnisse, wie Fundort und Ergänzungen sind, enthalten und durchweg eine schärfere Terminologie aufstellen soll. Hr. Gerhard hat die ganze Masse der Römischen Antiken vor Augen und ordnet das Einzelne mit bewundrungswürdiger Gedrängtheit seinen allgemeinen Ansichten unter, zugleich befindet er sich häufig im Widerspruche gegen gangbare Vorstellungen, die er berücksichtigt und widerlegt, jedoch aus Abneigung gegen Polemik nur seitwärts blickend und andeutend, oft auch im Ausdrucke scheinbar nachgebend, die Assertion zurückhaltend oder versagend. Durch jene sachliche Zusammendrängung und diese Vorsicht im Ausdruck der eignen Ansicht wird die Lectüre des reichhaltigen Aufsatzes etwas schwierig. Der Verf. hätte ihm leicht durch eine etwas ausführlichere Charakteristik sei es der Kunstperioden oder der Klassen von Gegenständen, oder der einzelnen Werke, auf welche Bezug genommen wird, mehr Licht geben können, und schwerlich würde ihm ein unbefan-

gener Leser aus der entschiedener auftretenden Assertion einen Vorwurf gemacht haben, der vielleicht durch den schwebenden Ausdruck vermieden werden sollte, da niemand verkennen wird, mit welcher Gewißheit auch eine Behauptung ausgesprochen wird, dafs es sich dabei um Bestimmungen sehr zarter Natur handelt. Hr. Gerhard hat es nämlich, wo es sich um die Zeit und die Bestimmung der Römischen Bildwerke handelt, hauptsächlich mit der Zurückweisung von mancherlei überschwänglichen Ansichten der Kunstfreunde zu thun, indem er auseinandersetzt, dafs wir in Rom sehr wenige Werke echt Griechischer Kunst besitzen, das Vorzüglichste den ersten Kaiserzeiten zuzuschreiben sei, die bei weitem gröfste Masse aber aus nach-Hadrianischer Zeit herstamme, ferner dafs der geringste Theil der Römischen Bildwerke dem religiösen Cultus angehörte, ein bei weitem gröfserer der müfsigen Pracht diente, sogar auch mehr vormahliger Privatbesitz als der öffentlichen Beschauung bestimmt war. Gegen diesen letzten Satz würde sich vielleicht am meisten im Allgemeinen einwenden lassen, da Hr. Gerhard selber anführt, dafs die Thermen, öffentliche Vergnügungsörter, sehr viel schönes Bildwerk erhalten haben, und der gegenwärtige Bildervorrath durch den Schmuck der städtischen Brunnen sehr vermehrt ist, da die kaiserlichen Gärten und Villen gewisser Maſsen auch öffentlich waren, da selbst Gräber zu Tempeln ausgeschmückt ihren Statuenschmuck zur Beschauung ausstellten u. s. f. Auch geht der Verf. wohl auch darin zu weit, dafs er die Ausschmückung der Tempel mit den Statuen verwandter und nicht verwandter Gottheiten, wofern nicht ein *äufserer* Grund zu einer solchen Annahme nöthigt, in Abrede stellt. Aber worauf er vorzüglich dringt, eigentliche Tempel- oder Cellenbilder, welche der Anbetung geweiht gewesen, nicht anzunehmen, ohne dafs äufsere Anzeichen und vorzüglich Hieratische Anordnung dazu berechtigen und so zu sagen zwingen, darin wird man ihm unbedenklich beipflichten müssen, und man wird noch den Grund hinzufügen können, weil bei der Verfolgung des heidnischen Gottesdienstes gerade diese Bildwerke am meisten, wie wir wissen, zerstört wurden. Auch in Bezug auf die Zeit der Hervorbringung und die grofse Zahl der gewöhnlich mit dem Worte *alt-Griechisch* bezeichneten Bilder dringt Hr. Gerhard mit Recht auf Unterscheidung dessen, was wirklich alt-Griechisch ist, von dem was späterer hieratischer und Römisch-hieratischer Stil ist: im Einzelnen wird man mit ihm rechten können, aber ohne Zweifel ist seine Gewissenhaftigkeit hierin vorzüglicher als die unüberlegte Vermischung der Zeiten. Wenn er jedoch zu Anfang der Abhandlung den Satz aufstellt, „Wenige Denkmähler ausgenommen, die der *Zufall* aus Etruskischer und Campanischer Nähe herbeigeführt, sind die Bildwerke Roms *nur aus Römischem Boden* hervorgegangen und tragen in dem gleichförmigen Ausdruck mannigfaltiger Religions- und Kunstelemente *das entschiedene Gepräge dieser Herkunft* an sich", so möchte dieser Satz sowohl von Seiten des Ausdrucks einer Mifsdeutung unterliegen, als auch in der Sache eine Beschränkung erleiden müssen. Durch die Verbindung beider Bestimmungen, Fundort und Ursprung, könnte Hr. Gerhard selbst gegen seine Absicht leicht zu viel behauptet haben. Allerdings sind die aufserhalb der Stadt und ihrer unmittelbaren Nähe gefundenen Statuen ganz unerheblich an Zahl: aber was thut der Fundort zur Herkunft, da es ja bekannt ist wie der Staat und die einzelnen die Stadt mit den Spolien des Erdkreises auszuschmücken sich bemühten? Nimmt doch Hr. Gerhard selber im Fortgange der Untersuchung noch eine verhältnifsmäfsig nicht geringe Zahl von Werken Griechischer Kunst an. Alsdann geben wir dem Vf. zwar unbedenklich zu, dafs von den Werken der *blühendsten* Griechischen Kunst das Meiste nur in mehr oder weniger entfernten Nachbildungen auf uns gekommen ist. Wie sollte auch der Zufall bei der Erhaltung dieser im alten Rom vereinigten Meisterwerke bei der unendlich gröfseren Menge anderer Bildwerke so glücklich gewaltet haben? Die Nachweisung dieser Nachbildungen von Werken des Phidias, Polyklet, Myron, Skopas u. a. bildet einen sehr interessanten und lehrreichen Abschnitt der Abhandlung, und Hr. Gerhard ist dabei noch geneigt, in dem stehenden Discuswerfer der vatikanischen Sammlung das Original des Naukydes, und in der Niobide des musei Chiaramonti ein Werk des Skopas zu erkennen. Aber wenn wir auch von den wirklichen, uns sonst aus dem Bericht der Autoren bekannten Originalen jener Kunstheroen nur weniges und zerstreutes besitzen, so vermögen wir doch theils unter jenen Nachbildungen, theils in andern Werken immer noch Denkmähler der gereiften und sich ihrer Höhe bewufsten *Griechischen* Kunst zu erkennen, zumahl aus jener Zeit von Alexander bis auf die Zerstörung von

Korinth und die Verpflanzung der Kunst nach Rom, aus der sich so wenige *Nahmen* von Künstlern erhalten haben, offenbar nur deswegen weil keine Ideale mehr selbständig zu *schaffen* waren, sondern die Kunst auf der erreichten Höhe sich in den gegebenen Kreisen fortbewegte. Aus welcher Zeit anders füllten sich die Sammlungen Römischer Grofsen, wenn sie kaufen, nicht öffentliches Gut an sich bringen wollten? Hier beginnt aber der Zwiespalt der neusten Kunstansicht, der auch auf die Darstellung unsers Verfs. nicht ohne sichtbaren Einflufs geblieben ist. Hr. Gerhard macht eine Anzahl Werke nahmhaft, die man jener späteren Zeit der gereiften Griechischen Kunst zuschreiben *könnte*. Aber gleich darauf wendet er sich lieber dahin, den Unterschied jener Kunstperiode und der früheren Kaiserzeiten in Abrede zu stellen, und sich dafür zu entscheiden, dafs „fast alles, was den Beschauer in Rom durch vorzüglichs, obwohl nicht rein Griechische Kunst überrascht, den früheren d. h. vor-Hadrianischen Kaiserzeiten angehöre". Dabei scheint er unter rein-Griechisch jene strengere, mäfsige, an sich haltende Schönheit zu verstehen, wie wir sie allerdings als den Charakter der älteren Griechischen Kunst anerkennen. In dem Laocoon und in dem Apollo von Belvedere findet er diesen Charakter nicht: der Laocoon verräth ihm eine mehr elegisch künstliche, als eine anspruchlos tragische Auffassung; der Apoll ist ihm für die *beste* Griechische Zeit zu bewegt, poetisch, nicht plastisch genug, für ein Tempelbild (was wir ihm zugeben können, wenn ein Cellenbild verstanden wird) wegen der triumphirend vorschreitenden Stellung nicht geeignet, er glaubt ihn, als Original also, wie wir voraussetzen müssen, für die Prachtsäle des Nero zu Antium verfertigt. Ref. theilt nicht das Vorurtheil, welches Hr. Gerhard bestreitet, von dem schnellen Sinken der Kunst in der Kaiserzeit; ein genügendes Zeugnifs von der Vortrefflichkeit späterer Kunstpraxis geben noch viele Werke, wie Tiberius' Togastatue im Vaticanischen Museum und die Familie des Balbus aus Herculaneum. Aber es wird doch ein wesentlicher Unterschied zwischen der kunstreichen Nachbildung der Wirklichkeit und dem belebenden Hauch der Idealität in jener freien und ungetrübten in sich befriedigten Kunstübung zu machen sein.

Hr. Gerhard fühlt dies auch wohl und er drückt sich sogar sehr hart für eine in der Kunstübung noch so mächtige Zeit aus, „es scheine fast ein Frevel neben der Erwähnung jener im Steine neu gebornen Natur der Kaiserzeiten zu erwähnen". Sehen wir also nur, was ihn dazu nöthigt. Es wird nicht eine gewisse vorgefafste Meinung von einem stehen gebliebenen Charakter der Griech. Kunst sein, sondern es ist nur weil er sich aus *historischen* Gründen veranlafst sieht, die Gruppe des Laocoon in dieselbe Zeit des Nero und Vespasian zu setzen, und dies ist allerdings der Mittelpunkt seiner Ansicht über die Zeitbestimmung der Röm. Bildwerke. Er eignet sich, wie auch schon bei der Bestimmung des Apollo sichtbar, das Resultat der von Hrn. Thiersch wieder aufgenommenen und glänzend durchgeführten Untersuchung über die Zeit des Laocoon an. Ref. hat ihr alle Aufmerksamkeit gewidmet, aber er kann nicht umhin als sein philologisches Urtheil eben so entschieden auszusprechen, dafs Plinius in jener Aufzählung berühmter Bildhauer (XXXVI, 4, 11.) die Meister des Laocoon durchaus *nicht* als seine *Zeitgenossen* betrachte. Man könnte aus der Ordnung, in welcher er sie erwähnt, allenfalls auf die letzte Zeit der Römischen Republik schliefsen; aber es hindert in seiner Aufzählung gar nichts, dafs sie selbst bis an die 120ste Olympiade herangerückt werden, indem Plinius die ganze Zeit der durch die grofsen Erfinder der Ideale ausgebildeten Kunst zusammenfafst und einen besonderen Grund hatte, die drei Künstler wegen ihrer den Ruf der einzelnen verdunkelnden Mehrheit zuletzt zu nennen. Ueber die Augustische Zeit geht er aber überhaupt in diesem Theile seiner Kunstgeschichte nicht hinaus. Wenn er dessen ungeachtet ein Werk des neuesten Tages hätte erwähnen wollen, welches alle früheren Werke der Skulptur und Mahlerei nach seiner Meinung *überträfe*, was würde er bei der Verehrung der *veteres*, die ein für alle Mahl Ton der Kaiserzeit geworden ist, für einen Anlauf haben nehmen müssen, um die Kunsthöhe der Gegenwart gebührend zu preisen? Er erwähnt an einem andern Orte bei den Verfertigern der Kolosse des Zenodorus *aus unserer Zeit*, der *keinem* der Alten in einem Theile seiner Kunst *nachgestanden*, aber in einem andern Theile, in der Mischung des Erzes, habe er desto mehr den Vorzug jener bethätigt. Keine solche Beschränkung des Lobes bei den Verfertigern der Gruppe des Laocoon. Und wie hätte nun dem Rufe der Künstler ihre Mehrheit schaden können, wenn sie *so eben erst*, (denn Plinius publicirte ja sein Werk noch zwei Jahre bevor Titus

Kaiser wurde,) in Rom, im Auftrage des Mitregenten ein so gepriesenes Werk verfertigt hätten? Auch der Ausdruck *qui est in domo Titi Imperatoris* zeigt nur eine jetzige Aufstellung, nicht eine Darstellung für den Ort (wie nachher *decoravit*) an.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVI.

Notice sur Goethe. Genève, 1832. 62 S. 8.

Einige hin und wieder durchblickende Zeichen lassen mit Sicherheit als den Verfasser dieses schätzbaren Aufsatzes Hrn. *Soret* erkennen, welcher den edlen und reichen Stoff, der für uns bereits so glücklich durch den Kanzler Fr. von Müller bearbeitet worden, mit geschickter, taktvoller Hand abermals aufgenommen, und von neuem Standpunkt aus für einen besondern Lesekreis eigenthümlich dargelegt hat. Die Genfer *Bibliothèque universelle*, für welche der Verf. zunächst schrieb, bezeichnet in der That ein eignes Gebiet, das nicht mehr das Deutsche, und noch nicht das Französische ist, aber aus seiner Zwischenstellung nicht nur in diese beiden, sondern vorzüglich auch nach England und Italien stark einwirkt, und es war sehr zweckmäfsig, auch von solchem Orte her ein gehaltreiches und verständigendes Wort über den Mann auszusprechen, dessen Gröfse weit über seine dichterischen Eigenschaften hinausgeht, und noch immer zu neuen Enthüllungen Anlafs giebt. Dem Bedürfnisse seiner Leser gemäfs, versucht der Verfasser einen raschen gedrängten Abrifs von Goethe's Lebensumständen mit eben solchen kurzen und festen Hauptzügen der inneren Geschichte desselben zu verbinden, und auf solche Weise ein vollständiges, klares Bild dieser persönlichen und geistigen Krafterscheinung hervorzurufen. Dies ist ihm vortrefflich gelungen, durch ruhige, milde, Anreihung der Thatsachen, durch heitre, partheilose Erörterung, durch einfache, lichtgebende Ausdrucksweise. Sehr natürlich kann für uns nicht alles neu sein, was der Verfasser mittheilt, weder in den Sachen, noch in den Urtheilen und Betrachtungen, die sich damit verbinden, allein auch das Bekannte gewinnt in so gebildeter Hand einen neuen Reiz, und man vernimt gern eine solche Wiederholung, die denn doch in ihrem Zuschnitt und Zweck eigenthümlich ist, und neue Verknüpfungen theils giebt, theils veranlafst. So empfängt in dieser Darstellung alles, was Goethe's wissenschaftlichen Geist und Gang betrifft, eine besonders helle Beleuchtung, wie es sich von dem Verfasser allerdings erwarten liefs, der sich als sinnvoller und thätiger Gefährte seines hohen Freundes in manchen Wegen jener Richtung bereits öffentlich dargethan hat. Auch nach andrer Seite jedoch überrascht uns diese Schrift mit unerwarteten und bedeutenden Neuigkeiten. Einige Nachrichten, die Verbindung Goethe's mit Lilli betreffend, müssen wir als vorläufige Aufschlüsse, die uns auf weitere vorbereiten, sehr willkommen heifsen. Eben so die merkwürdigen Aeufserungen über Mirabeau's angefochtene Selbstgröfse und Ursprünglichkeit, auf Anlafs der neuerlich von Dumont herausgegebenen Erinnerungen an diesen Revolutionshelden; sogar ein Streiflicht aus den Memoiren des Fürsten von Talleyrand blitzt hier auf, wodurch zum erstenmal das bisher zweifelhafte Dasein ächter Denkschriften des Erzdiplomaten unsrer Zeit durch ein unbestreitbares Zeugnifs erwiesen wird. Die noch sonst aus Goethe's Gesprächen beigebrachten Urtheile und Bemerkungen sind wichtig und anmuthig, und regen, wie alles von ihm, das eigne Nachdenken still und mächtig auf. Ueberhaupt wird Goethe's Wort, wie sehr sich die Menge der theils schon alten verstockten, theils auch jungen verwahrlosten Kinder der Zeit dagegen sträubt, noch weithinaus das wirksamste und mächtigste in unsrer Nation verbleiben, und auch die Gegner werden sich wider Willen vorzugsweise mit ihm beschäftigen müssen, und grade an ihm ihre gefährlichsten Proben bestehen. Sind doch diejenigen, welche so sehr über Mangel an Religion in ihm klagen, durch den lieblosen Eifer, den sie bei dieser Gelegenheit zeigen, mit ihrer eignen Frömmigkeit schon im zweideutigsten Lichte! und machen doch ebenso diejenigen, welche wohl noch den früheren Goethe gelten lassen, aber den späteren für schwach geworden erklären, nur gefährlich aufmerksam auf die Schwäche, in der sie selber längst haben still stehen müssen, und den ungestört und kräftig Fortschreitenden weder aufzuhalten noch zu begleiten vermochten! Denn in Wahrheit, wer von seinen jetzigen lauten oder heimlichen Verunglimpfern dürfte sich rühmen, an lebendigem Antheil, an vielseitiger Thätigkeit und frischer, stets neuer und wechselnder Produktivität bis in das hohe Alter hinein mit Goethe gleichen Schritt gehalten zu haben? Unser Verfasser kann von dem Greise, dessen letzte Lebenszeiten er mit angesehen, mit vollem Rechte sagen: „*Son esprit était resté créateur, observateur et productif jusqu'à la fin, et ne s'arrêtait dans son action que là où s'arrêtaient les forces physiques; celles-ci étaient tout ce qu'elles pouvaient être à cet âge. Non, Goethe n'a point eu le douloureux avertissement de sa fin prochaine par le sentiment du déclin de ses facultés; mais il l'a pressentie en supputant le nombre de ses années, et à la vue des vides cruels qui se formaient autour de lui*". —

Hier sei zum Schlusse noch des artigen schlimmen Streiches gedacht, der den Widersachern Goethe's neulich von einer Seite gespielt worden, woher sie ihn am wenigsten erwarten mochten. *Heine* trat aus den Reihen, wohin man ihn schon sicher zählte, plötzlich hervor, und erklärte, die Triebfedern der Andern zur Feindschaft gegen Goethe kenne er nicht, von sich selbst aber wisse und gestehe er, dafs ihn der *Neid* getrieben; durch welches schalkhafte Bekenntnifs nun gleichsam von selbst die umgekehrte Probe von Cendrillons Pantoffel erfolgt, denn dem feinen gewandten Fufse, welcher den plumpen schmierigen Stiefel unter die Menge geschleudert, kann dieser nimmermehr passen und angehören, aber die vielen Andern — mögen zusehen, wie sie das Auprobiren vermeiden! —

V. v. E.

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Vielmehr ist der Umstand, dafs die Gruppe *gemeinschaftlich* von mehreren verfertigt ist und nunmehr zur Ausschmückung eines kaiserlichen Wohnhauses dient, Veranlassung, dafs der Autor in seiner Aufzählung der merkwürdigsten Kunstgebilde in Rom an die älteren Meister diejenigen Künstler anreiht, welche für die Palatinischen Häuser der alten Cäsaren arbeiteten, (man kann an Gajus und Lucius, Tiberius und Germanicus denken,) wonach er wieder auf die letzten Zeiten der Republik zurückgeht. Auf dieser Verknüpfung durch *similiter* beruht die ganze Beweisführung, und da scheint es denn doch sehr gewagt, darauf wieder eine so durchgreifende Behauptung zu stützen. Jedenfalls dürfte, wovon wir ausgingen, jene zu Anfang aufgestellte Bemerkung über die entschieden Römische Herkunft der jetzt in Rom vereinigten Bildwerke zu streng und zu allgemein ausgedrückt sein. Im Folgenden charakterisirt Hr. Gerhard die Künstler der Hadrianischen Zeit als „hocherfahren die streitenden Formen des Cultus, so wie die ungünstigsten Bildungen der Individuen den Forderungen der Kunst anzupassen", erklärt aber von seiner etwas strengen Ansicht aus ihre zierliche Uebertragung fremder Götterbilder dennoch für flach und charakterlos, während sie den Kunstkreis (nur) noch mit der Idealbildung des Antinous, jenes früh vom Leben geschiedenen Jünglings, bereichert hätten. Zum Schlufs dieses Abschnitts macht er auf die Wichtigkeit der Sarkophagbilder (nach den Antoninen) aufmerksam, aus denen man am sichersten auf die Erfindungskraft der Römischen Künstler schliefsen, und selbst, wie gering auch zum Theil ihr Kunstwerth sei, noch mannigfache Erläuterung des Alterthums ableiten könne.

In Betreff der *Kunstvorstellungen* führt Hr. Gerhard aus, wie einer Seits anzuerkennen sei, dafs der Sagenreichthum Römischer Bildwerke mit sehr geringen Ausnahmen Griechischer Abkunft ist, jedoch nicht jener ganze reiche Apparat Griechischer Mythologie, in dessen bildliche Darstellung Pausanias uns einen Blick vergönnt, sondern aufser dem Sagenkreise Homers mehr die allgemein verständliche Idee der göttlichen Natur, als die Besonderheit bestimmter Zeitumstände und Verhältnisse. Ander Seits sei allen Kunstvorstellungen die symbolische Andeutung zu vindiciren, welche nahmentlich in Bezug auf Römische Antiken das frische Leben der Bildwerke noch im Verfall künstlerischer Technik aufrecht erhalten habe. An Sarkophagen dürfe man nichts für müfsigen Zierrath halten, und müsse auch der Annahme persönlicher Beziehungen, die nur zu bedeutungsloser Willkühr führen könne, widersprechen. In den meisten Fällen haben wir in denselben nur allgemeine Hindeutungen auf die Härte des Schicksals und auf die religiöse Beruhigung der Verstorbenen zu erkennen. Diese ist besonders in den Bacchischen Mysterien ausgesprochen, in denen der Eingeweihte die Bürgschaft eines reineren Jenseits erblickte, und deren persönliche Aneignung häufig in den Mittelfiguren ausgedruckt wird. Hr. Gerhard weist sehr schön an mehreren Bildwerken den ungemeinen Reichthum symbolischer Ideen nach, der sich dabei ausspricht. Demnach dürften auch jener Leichtigkeit, historische Vorstellungen in Scenen des gewöhnlichen Lebens besonders auf Reliefs anzunehmen, welche durch Zoega zu vielen Vorschub erhalten habe, bedeutende Schranken zu setzen sein. Das meiste Ikonische, mit Ausnahme der Kaiserbüsten, stamme nur aus Gräbern, anderes werde durch seine Bestimmung als Weihgeschenk gerechtfertigt; und was sonst noch übrig bleibe, zeige durch Maske oder

übertriebenen Ausdruck Nachbildung theatralischer Scenen an, die von jeher die Aufmerksamkeit des Alterthums auf sich zogen.

Das *zweite Hauptstück* behandelt die Steinarten an Roms Gebäuden und Bildwerken. Die Marmorpracht der Römer nicht nur in Bildwerken, sondern zum Schmuck der Gebäude seit dem 7. Jahrhundert der Stadt ist bekannt, und durch das Eingehen der meisten Steinbrüche in den Römischen Provinzen werden viele Steinarten nur noch unter den Trümmern Roms gefunden. Die Aufstellung dieser verschiedenen Marmor-, Alabaster- und Granitarten und die Vergleichung der vorkommenden alten Nahmen mit den heutigen Benennungen ist daher sehr interessant und wird für den Kunstfreund in Rom noch besonders durch die Nachweisung lehrreich, welche Bildwerke oder Baureste diese oder jene Steinart darstellen.

Im *dritten Hauptstück* erörtert Hr. Röstell das Allgemeine über die *Katakomben* Roms und ihre Alterthümer, gröfstentheils nach der *Roma subterranea* von Bosio und Arringhi und Bottari's *sculture e pitture estratti dai cimeteri*, da die eigne vollständige Untersuchung dieser unterirdischen Gänge jetzt mancherlei Hindernisse hat und die Denkmähler selbst zerstreut sind. Der Vf. läfst sich auf die bestrittene Ableitung des Worts nicht weiter ein, aber aus seiner Erklärung sieht man, dafs er es für Griechisch, κατὰ κύμβας d. i. *ad cavernas, apud cryptas*, hält. Der Nahme ist ausgegangen von den Sand- und Puzzolangruben in der Gegend der Basilika S. Sebastiano, welche deshalb *ad arenas* hiefs, deren sich die Christen zur Bestattung ihrer Verstorbenen bedienten. Späteren Ursprungs sind die regelmäfsigen Grabgewölbe, wie die bei *Torre pignatarra*, dem Mausoleum der Helena, und die eben so regelmäfsigen Erweiterungen der eigentlichen Katakomben bei S. Sebastiano. Die Gräber bestehen in länglich viereckigen Oeffnungen, die von beiden Seiten des Ganges in den Tuf hineingehauen, und mit Tafeln von Marmor, *terra cotta*, oder Backsteinen verschlossen sind. Auffallend aber und auch dem Verf. unerklärlich ist ihre geringe Gröfse, indem es bei den meisten unmöglich scheint, dafs sie den ausgestreckten Leichnam eines Erwachsenen aufnehmen konnten. Zur Erklärung dieses Umstandes bedürfte es allerdings einer Untersuchung sämmtlicher Gräber, woraus ermittelt werden könnte, ob nicht etwa jene meist zunächst dem Eingange durch die Kirche S. Sebastiano befindlichen für Kindergräber zu halten sind. Die Sitte gemeinsamer Begräbnifsstätten führt der Verf. auf die Märtyrerverehrung zurück, „indem man auch nach dem Tode ihrer heilbringenden Gemeinschaft und des Gebets der Christen an ihrem Grabe theilhaftig werden wollte." Wenn die Idee der kirchlichen Gemeinschaft der Christen nicht hinreichte, hätte auch an die Art jüdischer Begräbnifsörter erinnert werden mögen. Es verdient bemerkt zu werden, dafs das älteste mit Sicherheit als christlich anzunehmende Grab erst vom Jahre 111 ist. Durch die Erweiterung und Ausschmückung jener alten Krypten vom Papst Callixtus (im Jahre 218) und durch die Gewohnheit, seine Nachfolger hier zu bestatten, wurde die Sitte allgemein: im vierten Jahrhunderte wurden die meisten Märtyrerfeste dort begangen. Ueber den anderweitigen Gebrauch dieser Oerter zu Verstecken bei Verfolgungen, zur gottesdienstlichen Feier und Taufhandlung wird das Dafür- und Dawidersprechende auseinandergesetzt. Christlich sind die Gräber gewifs, aber die Unterscheidung von Märtyrergräbern, die noch zuletzt im J. 1668 durch ein Dekret der Congregation so festgestellt wurde, dafs das Zeichen der Palme und ein sogenanntes Blutgefäfs am Kopfende des Leichnams gestellt, für das sicherste Zeichen eines Märtyrergrabes zu halten sei, widerlegt Hr. Röstell, so wie diese Annahme auch schon früher starken Widerspruch erfuhr. Die Palme ist ein allgemein christliches Symbol, und der rothe Absatz auf dem Boden jener gläsernen Gefäfse ist wahrscheinlich nicht Blut, sondern Abendmahlswein, der entweder den Todten mit ins Grab gegeben wurde, wovon sich Zeugnisse finden, oder auch als ein Todtenopfer dem Grabe mag hinzugefügt worden sein. Die Bogengräber und sogenannten Märtyrerkapellen sind wahrscheinlicher für Familiengrüfte zu halten. Was die fernere Geschichte der Katakomben betrifft, so wurden sie lange zu Heiligenfesten und zur Abendmahlsfeier am Grabe eines Märtyrers benutzt: als dies allmählich aufhörte, seitdem man die bedeutendsten Märtyrergebeine in die Kirchen versetzte und die Sitte allgemeiner wurde, sich in dieser beerdigen zu lassen, verehrte man sie nur als Denkmähler der ersten christlichen Kirche, sicherte sie vor Verfall und schmückte vorzüglich hoch gehaltene Stätten aus: noch bis zum 9ten Jahrhunderte treffen wir gottesdienstliche Feier darin an, und einzelne Heiligenfeste noch später.

Der seit Sixtus V. angeregte Untersuchungseifer führte zu ihrer genaueren Untersuchung, um die Märtyrergebeine dem Untergang zu entziehen: man verfuhr aber dabei nicht mit gleicher Sorgfalt in Hinsicht der Bildwerke und Inschriften: vieles kam in den Besitz von Privatpersonen und wurde zerstreut; das *Museum Christianum*, welches Benedict XIV. in der Vaticanischen Bibliothek anlegte, ist nur ein geringer Theil des vorhanden gewesenen Reichthums. Die allegorischen Sinnbilder der Christengräber und die häufigsten Darstellungen an Sarkophagen und in Deckengemälden werden angegeben, letztere nach Hrn. v. Rumohr, in dessen Italiänischen Forschungen Theil I. und im Kunstblatte vom Jahre 1821.

Das *vierte Hauptstück*, überschrieben: Roms Basiliken und deren Mosaiken, von H. Platner, handelt 1) von der Form der christlichen Kirchen, wie sie sich in einer Zeit, wo die schöpferische Kraft der Architektur erloschen war, durch Aneignung der Basilikenform bildete; 2) von der inneren Einrichtung der Kirchen, insofern sie durch die gottesdienstlichen Verrichtungen und die Kirchenzucht bedingt wurde. Die älteste Absonderung der Kirche in *narthex*, *aula* und *sanctuarium*, in der *aula* der Chor mit den beiden Ambonen, in dem *sanctuarium* der Hauptaltar mit der unterirdischen Confession, werden beschrieben und wo sie sich noch jetzt nach alterthümlichem Gebrauche finden, nachgewiesen.

Das *fünfte Hauptstück* enthält eine historisch-kritische Uebersicht der Kunst in Rom von ihrer Wiederbelebung im 13. Jahrhundert an bis auf unsere Zeiten. Der Verf., Hr. Platner, eröffnet diesen ungemein klar und anziehend geschriebenen, verhältnifsmäfsig auch sehr ausführlichen Aufsatz (von S. 44[illegible]—614) mit einigen einleitenden Bemerkungen über das Verhältnifs der neuern Kunst zu der des Alterthums. Er bezeichnet den Gegensatz beider dadurch, dafs in der alten Kunst Schönheit der Form und Ausdruck der Gattung, in der neuern Ausdruck der Seele und Darstellung des Individuellen überwiegend sei; die Plastik herrsche im Alterthum, die Mahlerei in der christlichen Zeit vor, dergestalt, dafs Bilder als Gegenstände der Verehrung im Alterthum nur plastische Werke, in der christlichen Zeit nur Mahlereien sind; die Mahlerei der Alten halte sich in mehrerer Hinsicht innerhalb der Grenzen der Skulptur, ihre Composition entspreche dem Charakter des Reliefs, die neuere Plastik strebe oft thörichter Weise nach dem Mahlerischen. Aber bei aller Verschiedenheit habe die antike Plastik einen heilsamen Einflufs auf die neuere Mahlerei, zuerst und vornehmlich in Italien, geübt. Mit der Annäherung an das Ziel ihrer Vollendung erkannte die Mahlerei die Aufgabe, auf ihrem eigenen Boden mit dem Antiken in plastischer Schönheit, harmonischem Verhältnifs, Fülle und Ausbildung des Körperbaues zu wetteifern, und sie verstand ihr Wesen so richtig, dafs die Mahler des 16ten Jahrhunderts auch in der Darstellung des alten Mythus glücklicher als die sich ihrer Studien rühmenden Künstler des 18ten Jahrhunderts gewesen sind.

Was die Schicksale der Kunst im christlichen Rom betrifft, so ist auch die neuere Kunst in Rom mehr eine fremde, dahin versetzte Pflanze, als ein einheimisches Gewächs, und von einer *Römischen Kunstschule* im gleichen Sinn wie von einer Florentinischen oder Venetianischen zu sprechen ist unpassend. Aber Rom ist durch die Macht und Kunstliebe der Päpste, zugleich durch die neu erstandene antike Kunstwelt der Mittelpunkt von *Europa* eben sowohl für die bildenden Künste, als für die Alterthumskunde geworden: der in Rom herrschende Geschmack erhielt durch den Zusammenflufs von Künstlern der gebildetsten Europäischen Nationen einen entschiedenen Einflufs; alle neuern Richtungen der Kunst haben sich vom 16. Jahrhundert an vornehmlich von Rom aus über andere Länder verbreitet. In Italien erhielt sich nur in Venedig bis zum Schlufs des 16. Jahrhunderts eine eigenthümliche Mahlerschule, und im 17. Jahrhundert entwickelte sich in den Niederlanden eine nationale Richtung: auf die Französische Kunst wirkte Rom bedeutend ein, obgleich sich allerdings der eigenthümliche Nationalgeschmack, der in Frankreich mehr als in andern Ländern durch das Theater bedingt würde, nicht minder geltend machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVII.

De Tabulis Eugubinis. Dissertatio Philologica auctore Carolo Ricardo Lepsio, Numburgensi. Berol. 1833. *Typis Acad. Reg. Scient. (Doctordissertation).*

Schriften, die wie die vorliegende zunächst nicht dem gröfseren Publiko bestimmt sind, sobald sie einen inneren Werth

haben, anzuzeigen, ist um so gerathener, als sie oft der Aufmerksamkeit dessen entgehen, den der Gegenstand interessirt. Betrachtet man die Geschichte der Litteratur dieser Ueberbleibsel, des vielleicht ältesten Restes Italischer Sprache, so darf man den Verf. nicht ungerecht nennen, wenn er in der Einleitung behauptet, dafs in vier Jahrhunderten ihrer Kenntnifs fast nichts zu ihrer wahrhaften Würdigung geschehen sei. Es ist leicht begreiflich, woher dies gekommen sei. So lange das Sprachstudium auf weniger wissenschaftlichen Principien beruhte, als es jetzt der Fall ist, konnte jede Vergleichung nur dem *Laute* nach, keinesweges aber nach organischen Sprach-Gesetzen geschehen, und so blieb man bei Enträthselung solcher Ueberbleibsel wesentlich beim Rathen und Umtappen nach Gleichklängen stehen. Das vorliegende Buch geht nun mit wahrhaftem Ernst an die Untersuchung, und stellt zunächst im ersten Kapitel die Geschichte dieser Tafeln dar. Das Jahr der Auffindung ist ungewifs. Concioli erzählt: es seien im Jahre 1444 9 erzene Tafeln in einer *subterranea Concameratione apud Theatrum ubi antiquitus Eugubium sedebat*, gefunden worden; von diesen neun seien 133 Jahr vor Concioli (1673 — also 1560) 2 nach Venedig unter Bedingung der baldigen Rückgabe gesandt worden, nie aber zu den übrigen 7, die im „*Archivio secreto Palatii communis*" bewahrt würden, zurückgekehrt. Andere erzählen anderes. Passarius spricht von einem Kaufe dieser Tafeln, der im Jahre 1456. geschehen sei, wo indessen nur von 7 Tafeln die Rede ist, er stützt sich hierin auf die Stadtregister „*Civitatis Eugubii librum Reformationum*". Der Verf. neigt sich der ersten Erzählung zu, und charakterisirt im Laufe des ersten Kapitels die Bemühungen der einzelnen Gelehrten um die Entzifferung dieser Tafeln, vom ersten *Bernardinus Baldus* bis zum gelehrten Lanzi. Spät erst wurden die Tafeln vollständig und in ihrer eigenthümlichen Schrift gedruckt.

Das zweite Kapitel enthält eine gedrängte Darstellung der Umbrischen Schrift überhaupt.

Umbrische Monumente zeigen doppelte Schrift, entweder Römische oder sogenannte Etruskische. Von den Eugubinischen Tafeln sind 5 mit Etruskischen, 2 und zwar die gröfsern so wie einige Zeilen einer Etruskischen mit Lateinischer Schrift geschrieben; wie denn dieser Unterschied sich auf anderen Münzen und Inschriften wiederholt. Woher diese Erscheinung? Steht sie ohne alle Beziehung zu der Sprache. Der Verf. ist nicht dieser gewöhnlichen Ansicht, und stellt für die Betrachtung aller Italischen Inschriften folgende Sätze auf: 1) Etruskische Inschriften sind immer älter als die Lateinischen desselben Ortes, 2) die Etruskische Schrift der verschiedenen Italischen Völker ist diesen, wie den Etruskern eigenthümlich und ursprünglich, 3) der Unterschied der Schrift der Lateinischen und Etruskischen Inschriften drückt zugleich einen Unterschied der Sprache aus. Diese drei Sätze sucht der Verf. in den folgenden Seiten näher zu begründen, da namentlich vom dritten der Gang seiner Untersuchung abhängt. Freilich sieht man, dafs die zu grofse Bestimmtheit, die diesen Sätzen gegeben wird, durchaus nicht leicht erweisbar ist. Demnach scheidet der Verf. zwischen Lateinisch- und Etruskisch geschriebenen Tafeln, und führt den Unterschied derselben auf den der *zeitlichen Veränderung* der Sprache zurück. So handelt denn das folgende Kapitel über die Aussprache der einzelnen Buchstaben, ihren Werth und Gehalt für Bezeichnung der einzelnen Formen, in steter Vergleichung aller Tafeln. Wie schwierig eine solche Untersuchung sei, da oft eine Bestimmung nur nach einem vorliegenden Worte gegeben werden kann, wird derjenige leicht einsehen, der sich mit solchen Gegenständen beschäftigt hat; Scharfsinn und genaue Beobachtung zeichnen hier den Verf. durchweg ebensosehr aus, wie eine genaue und sichere paläographische Kenntnifs.

Ist so der Laut der Buchstaben und ihr Werth für den Ausdruck bestimmt, so geht der Verf. zu der Zeit über, in der die Tafeln geschrieben sind. Form der Buchstaben, so wie die Form des Wortes müssen hier leitend sein, um zunächst das relative Alter der einzelnen Inschriften unter sich zu bestimmen (p. 80.). Dafs dies der wahre und einzige Weg, wiewohl ein sehr schwieriger sei, wird niemand dem Verf. abläugnen wollen. Am sichersten ist freilich die bei weitem konstantere und minder der Hand des Zufalls preisgegebene Spracherscheinung, und diese ist es auch, die den Verf. zu seinen Annahmen bestimmt. Solche Erscheinungen z. B. wie die Verwandlung des *s* in *r* zwischen Vokalen, von denen mit ziemlicher Genauigkeit die Zeit angegeben werden kann, dürfen natürlich zu dem festesten und bestimmtesten Resultate führen, vorzüglich wenn sie nicht vereinzelt dastehen. Bei den Lateinischen Tafeln bleibt für den Ausdruck der Schrift auch die Vergleichung mit älteren Monumenten übrig, die oft mit gewissem Erfolg vorgenommen werden kann. So kömmt der Verf. endlich zu dem Resultate, es seien die Umbrischen Tafeln von den Lateinischen fast um zwei Jahrhunderte geschieden, und letztere ungefähr um die Mitte des 6ten Jahrhunderts *a. u. c.* zu setzen. Das letzte Kapitel nun enthält die Stellung der einzelnen Tafeln, und es wird der Zeit gemäfs die Ordnung derselben unter sich gegen die Dempstersche Anordnung gegeben. So weit reicht die vorliegende Dissertation, die nur der Anfang eines gröfseren Werkes ist. Im Allgemeinen zeigt sich beim Verf. eine reiche Belesenheit und Gelehrsamkeit, Scharfsinn zur Kombination und namentlich Vertrautheit mit den neueren grammatischen Studien. Recht interessante grammatische Fragen behandelt das Werk, z. B. ob das Umbrische, die dem Indogermanischen sonst nur im Pronomine eigenthümliche Endung des Neutrums auf *d* überall aufgenommen statt des gewöhnlichen *m*, sich somit dem deutschen Adjectivo ganz nahe verwandt zeige, wobei der Verf. uns indefs viel zu schnell zu urtheilen scheint. Herzlichen Dank also dem Verf. für seine Gabe, möge er ja nicht säumen, uns das Werk bald in seinem ganzen Umfange zu geben.

Agathon Benary.

№ 13.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Hr. Platner giebt darauf in allgemeinen Umrissen die Entwickelungsperioden der Italiänischen Kunst an: Giotto und Masaccio machen ihm die Epochen der beiden ersten, von Leonardo da Vinci bis zu Tizians Tode rechnet er die Zeit der Vollendung. Um jene zu studieren ist besonders Florenz der Ort: für Rom ging die bedeutende Periode der Entwicklung Italiänischer Kunst wegen der Abwesenheit der Päpste fast ganz verloren, und aufserdem vernichtete spätere mit falscher Kunstansicht verbundene Verkennung jener Meister viele ältere Mahlereien in Rom. Hr. Platner charakterisirt die grofsartige Simplicität und Bedeutsamkeit des Giotto, die andächtige Kunst des Angelico da Fiesole, das technische Verdienst des Pietro Perugino nach Verdienst, und weist nach, was von ihren Arbeiten noch in Rom zu finden ist.

Aus der Periode der vollendeten Kunst besitzt Rom nur *ein* sicheres Gemählde von Leonardo da Vinci, wenig und zu ihrer Würdigung nicht hinreichendes von Tizian und Paolo Veronese, nichts von Correggio. Es blieben also hauptsächlich nur Michelagnolo und Raphael mit seiner Schule zu charakterisiren übrig, und über diese Meister, deren Werke den Glanz Roms ausmachen, verbreitet sich Hr. Platner ausführlich und sehr belehrend. Er betrachtet die Composition, den Ausdruck, die Zeichnung und das Kolorit in Raphaels Werken, mit Hinweisung besonders auf das in Rom Vorhandene. Raphael ist ihm der Shakespeare unter den Mahlern, der am vielseitigsten und poetischsten die Schönheit menschlicher Natur erfafste, der nur weil er die Mahlerei in ihrem eigenthümlichen, von der Plastik verschiedenen Wesen auf die umfassendste Weise ergriff, auf das Nackte nicht das vorherrschende Gewicht legte wie Michelagnolo, der auch als Mahler mehr auf dem Standpunkt des Bildhauers blieb. Dafs Raphael auch in der Bildung seiner Madonnen den Charakter der ihn umgebenden Natur, den Ausdruck individueller Schönheit, nicht verliefs, rechtfertigt Hr. Platner dadurch S. 492 „weil er bei den häufigen Darstellungen dieses Gegenstandes, wozu ihn das religiöse Bedürfnifs seiner Zeit veranlafste, durch Wiederholung derselben Bildung in Einförmigkeit verfallen sein würde, wie es dem Francia erging, dessen Madonnen tiefen Ausdruck der Frömmigkeit zeigen, aber einander vollkommen ähnlich erscheinen. Raphaels mannigfaltiger Geist hingegen gewährt uns in seinen zahlreichen Vorstellungen sogenannter heiliger Familien den Charakter der heiligen Jungfrau als das Bild weiblicher Sittlichkeit und mütterlicher Liebe in mannigfaltigen Graden und Annäherungen des Menschlichen zum Göttlichen. Dafs er dabei auch diese Idee in ihrer höchsten Erhabenheit darzustellen wufste, hat er mehr wie je ein anderer Künstler in dem Bilde der Dresdener Gallerie auf das Unwidersprechlichste bewiesen". Tizians Fleischfarbe ist im Ganzen blühender und, so zu sagen, sinnlicher, Raphaels dem historischen Stile angemessener; in Betreff der Zartheit der Carnation, wodurch sich die Venetianer vor andern Italiänischen Mahlern auszeichnen, bringt Hr. Platner die provinzielle Verschiedenheit der im Norden feineren und weifseren Haut in Anschlag; hinsichtlich der changeanten Farben in den Gewändern folgte Raphael nur dem Beispiel der älteren Mahler. Seine Beleuchtung ist einfach und natürlich, Correggio's Kunst hierin hängt mit dem ganzen originellen Stile dieses Meisters so zusammen, als sie dem Charakter von Raphaels Kunst widersprechen würde. Zuletzt wird Raphael als Bildnifsmahler betrachtet, wo er in hohem Grade Treue und Sorgfalt mit Schönheitssinn vereinigt; er

erfafst die Natur in dem Moment ihrer völligen Befriedigung und setzt alles Nebenwerk mit der Hauptidee in Verbindung.

Von Michelagnolo handelt Hr. Platner von S. 499 bis 515. Er läfst ihm zwischen den entgegengesetzten Meinungen übertriebener Bewunderer und einseitiger Tadler volle Gerechtigkeit widerfahren, und führt die Parallelle zwischen ihm und Raphael, zu welcher ihre im Vatican vereinigten Meisterwerke auffordern, sehr befriedigend durch. So wie er den Raphael wegen seiner Kunst im Ausdruck dramatischer Handlung und des menschlichen Gemüths mit dem Shakespeare verglichen, so findet er eine Verwandtschaft des Michelagnolo mit dem Dante, den er selber unter allen Dichtern am meisten verehrte. Der Charakter seiner Kunst ist Idealität, nicht der Schönheit, sondern der Kraft, Kühnheit und Stärke; daher gelang ihm die Versinnlichung überirdischer erhabener Gegenstände (des alten Testaments) am besten; seine Propheten und Sibyllen in der Sixtina sind unübertreffliche Vorbilder. In der ungemeinen Gründlichkeit der Zeichnung und vollendeten Darstellung der Form erkennt man, dafs er als Mahler aus dem Bildhauer hervorgegangen; aber sein Trieb, die schwierigsten Aufgaben der Zeichnung zu lösen, verleitete ihn zuweilen, der Mannigfaltigkeit der Stellungen die Angemessenheit aufzuopfern, so wie seine Vorliebe für die Bildung des Nackten ihn veranlafste den Typus der christlichen Kunst in der Darstellung des Heiligen hintanzusetzen. Hr. Platner erkennt daher den Preis der Meisterschaft nicht dem jüngsten Gericht, in welchem jene Mängel hervortreten, sondern den Deckengemählden der Sixtina zu, eine Ansicht, für welche sich erst die neuere Zeit und nahmentlich Deutsche Kunstrichter bekannt haben.

Raphaels Schüler werden charakterisirt, von denen Giulio Romano sich in mythologischen Darstellungen selbst vor seinem Meister auszeichnete, aber vollständig nur in Mantua erkannt werden kann: Garofalo wird mit Recht besonders nur wegen seines kräftigen und klaren Colorits gelobt. Correggio behandelt der Verf. in dieser Abhandlung nur wegen seines Einflusses auf die spätere Kunst: er charakterisirt ihn als den Gegensatz des Michelagnolo bei gleicher Meisterschaft in der Kunstübung, aber nicht gleicher Würdigkeit, indem Michelagnolo den Geist zu erheben, Correggio den Sinn durch Gefälligkeit und den Reiz der Farbenwirkung zu ergötzen strebte.

Von diesem hohen Standpunkt der Vollendung, den die Kunst langsam erreicht hatte, sank sie darauf schnell um die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Die Keime dieser Erscheinung findet Hr. Platner selbst schon in Michelagnolo und Correggio, insofern ihr origineller Stil nicht selten an Willkühr streift, „durch welche der Künstler ein durch seine Selbstheit erschaffenes Ideal an die Stelle der Idee der Natur setzt, nicht von dieser beherrscht sein will, sondern sie vielmehr zu beherrschen strebt, und dadurch in dasjenige verfällt, was man unter Manier im mifsbilligenden Sinne des Wortes versteht" S. 526. Ihre Nachahmer ergriffen gerade dies, die des Michelagnolo zeigten gesuchte und gewaltsame Stellungen ohne den Ausdruck des mächtigen Lebens in den Gestalten jenes Künstlers und prunkten mit dem Nackten ohne wahre Gründlichkeit, die des Correggio geriethen in entschiedene Ziererei und Weichlichkeit, indem sie das Reizende und Sanfte des bewunderten Meisters zu erreichen suchten. Baroccio mit der Unbestimmtheit seiner Formen, seiner willkührlichen Farbengebung und seinem affektirten Lächeln zeigt diese verunglückte Nachahmung des Correggio am deutlichsten, während die Schule des Michelagnolo in einzelnen Mahlern wie Sebastian del Piombo, Vasari u. a. und in einzelnen Werken noch gröfseres Verdienst behauptete. Im Verlauf der Zeit aber verlor sich der Sinn für das Erhabene, der doch der einseitigen Bewunderung des Michelagnolo noch immer zu Grunde lag, mehr und mehr, und der Geschmack neigte sich, vornehmlich im 18ten Jahrhundert, zum Weichlichen und gemeinen Reiz der Sinne hin.

Wiederum behandelt Hr. Platner ausführlicher die neue Epoche der Italiänischen Mahlerei, welche durch die Bemühung der drei Caracci bezeichnet wird, die Kunst von den Abwegen der Manieristen zur wahren Bahn zurückzuführen. Auch sie gingen von der Nachahmung aus, strebten aber die Vorzüge des Antiken und der ihnen vorausgegangenen neuern Künstler dadurch in sich zu vereinigen, dafs sie jeden derselben in dem Theile der Kunst nachzuahmen suchten, worin er ihrer Meinung nach als vorzüglich ausgezeichnet betrachtet werden konnte. Hr. Platner betrachtet ausführlich den Charakter ihrer Kunst, Gruppirung mehr

in äufserer Anordnung bestehend als hervorgegangen aus dem Ausdruck der Handlung; gründliche Zeichnung, aber mehr negative Correktheit nach dem Modell, als positive Vollkommenheit in richtiger Auffassung des lebendigen Moments; die Formen und Massen Annibal Caracci's grofs, aber nicht grofsartig. Ueber die Farbengebung der Caracci und überhaupt der nachfolgenden Meister macht der Vf. S. 537 eine beachtenswerthe technische Bemerkung: „die früheren Meister gaben der Untermahlung nicht den Ton, den sie beabsichtigten, sondern brachten denselben erst durch die vereinigte Wirkung der beim Uebermahlen angewandten Lasurfarben und der durchscheinenden Unterlage hervor. Dadurch erhielten die Gemählde ein klares, durchsichtiges Ansehn, und die Mahlerkunst vermochte durch diese Methode die technische Verfahrungsweise zu verbergen, und ihren Erzeugnissen das Gepräge von Naturwerken zu ertheilen, in denen die Farbe nicht von Aufsen aufgetragen, sondern mit dem Stoff vermählt erscheint. Die Caracci hingegen bedienten sich zur Anlage wie zur Vollendung gewöhnlich nur dick aufgetragener Erdfarben, und wenn sie ja noch zuweilen lasirten, so ging die vortheilhafte Anwendung davon verloren, weil sie die Unterlage nicht darauf zu berechnen und zu präpariren verstanden. Dadurch erhielten die Gemählde ein schweres, undurchsichtiges und materielles Ansehen, wobei man, mit der Kunstsprache zu reden, die Pallette bemerkt, nähmlich die bestimmten und rohen Farben, deren sich der Mahler bediente." Zugleich ist seitdem auch in der allgemeinen Harmonie der Farbenwirkung ein von dem früheren verschiedenes Prinzip eingetreten: früher suchte man sie durch eigentliche Zusammenstimmung der Farben hervorzubringen, jetzt durch einen, das Ganze beherrschenden dunklen Schattenton. Der Sinn für die Composition schöner und kräftiger Farben verlor sich demnächst immer mehr nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben: grau und schwarz wurden die Modefarben, lebhafte und bunte Farben erschienen unverträglich mit der verfeinerten Kultur. In der Oelmahlerei erhielten die Niederländer den Vorzug, obgleich die Kunst der Zusammenstimmung der Farben sich auch bei ihnen verlor: nur die Freskomahlerei behauptete sich in Italien noch in einem gewissen Grade der Vollkommenheit.

Neben den Caracci verdient als Begründer der neuen Periode Caravaggio zu stehen, der sich ebenfalls den Manieristen, obgleich auf andere Art durch den Grundsatz, die Wirklichkeit mit allen ihren Mängeln nachzuahmen, entgegensetzte. Seine Tüchtigkeit im Technischen ist anerkannt, so wie die nationelle Wahrheit, die er seinen Scenen des gemeinen Lebens zu geben gewufst hat, während seine Darstellungen heiliger Geschichten roh und ohne Ausdruck der Erhabenheit sind. Dabei verfiel er aber selbst wieder in Manier durch die neue Art der Beleuchtung mittelst einer in der Höhe angebrachten Oeffnung, wodurch seine Gemählde eine starke, aber nicht wahrhaft schöne Wirkung durch Farbe, Licht- und Schattenmassen erhielten.

Von den Schülern und Nachfolgern dieser Meister werden Spagnoletto, Calabrese, Valentin in Bezug auf Caravaggio eben nur genannt; aus der Caraccischen Schule erhalten Domenichino und Guido Reni eine etwas ausführlichere Würdigung, jener wegen seines redlichen Strebens nach dem Höheren bei beschränkter Phantasie und nicht glücklicher Leichtigkeit, Guido Reni wegen seines grofsen aber im Alter vernachlässigten Talents und seines ausgezeichneten Rufes bis in die neueste Zeit, die er doch nach Hrn. Platner eben nur einer gewissen Anmuth, welche dem Geschmack der Späteren entsprach, verdankt. Es könnte scheinen, dafs Hr. Platner, durchdrungen von der Vortrefflichkeit der Raphaelischen Kunstperiode, diese spätere immer noch glänzende Periode der Italiänischen Mahlerei zu sehr von ihrer negativen Seite betrachtet, wie er denn zunächst auch an dem Guercino geneigter ist das Mangelhafte, als seine Vorzüge hervorzuheben: denn er kann es schwerlich ganz im Ernste gemeint haben, wenn er sagt, dafs der früheren dunklen Manier dieses Meisters *vielleicht nicht mit Unrecht* der Vorzug vor seiner späteren lichten gegeben werde, wobei Ref. nur an die vortreffliche Färbung in dem Bilde der heiligen Petronilla der Sammlung Camuccini erinnern möchte. Ref. kann den Grundsätzen der Beurtheilung im Allgemeinen nur beipflichten, und er überläfst sich der belehrenden Führung des Hrn. Platner unbedenklich viel lieber, als den unbedingten Lobpreisungen Fiorillo's. Doch kann es nicht fehlen, dafs der Beschauer in der Freude des Kunstgenusses bei den vielen ganz oder gröfstentheils gelungenen Bildern der Caracci und ihrer unmittelbaren Nachfolger die Partei dieser Meister gegen den strengen Beurtheiler nimmt, der mehr ihren Abfall von der Kunsthöhe, als ihren Werth

an sich zum Gegenstand seiner Betrachtung genommen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVIII.

Die Rechtfertigung durch den Glauben. Ein Versuch von Herm. Friedr. Geiße, Prediger zu Neukirchen u. s. w. Marburg 1833. 204 S.

Alle einzelne lichtvolle Punkte dieses, von einem namhaften Gelehrten *) schon als das Werk eines scharfsinnigen Kopfes anerkannten Buches hervorzuheben und zu würdigen, verbietet der Raum. Im Allgemeinen ergiebt sich dem Unbefangenen folgendes Bild. Es zeugt diese Schrift nicht nur (im ersten exeget. Th.) von einem geistigen Eindringen in den Genius der heiligen Schrift, welches schon an sich den Bearbeiter über die gewöhnlichen exegetischen Produkte unserer Zeit erhebt, und frei von aller Prunksucht gelehrten Vielwissens in alle Wahrheit jener unerschöpflichen Fundgrube leitet; sondern sie verräth auch einen philosophischen Forscher, der den Begriff des Dogma, den Geist der Kirchenlehren, denkend erfaßt hat. Denn wenn auch die gegenwärtige Form des zweiten philosophischen Theils noch unvollkommen ist, — sowohl hinsichts der Sprache, (sie ist oft zu weichlich süß, die Perioden schwer gebaut und überladen, der philosophische Ausdruck oft nicht bestimmt genug, einzelne Stücke sind zu weitläuftig), als auch hie und da in der Unter- und Ueberordnung der einzelnen Elemente der Begriffe und der genetischen Auseinanderfolge der Gedanken; — so ist doch die Aufgabe der philosophischen Begründung des in der Bibel und Kirche Gegebenen, nach der Seite des Inhaltes, würdig gelöst. Ein freilich nur magerer Gedankenanzeiger der 2ten Abth. mag hier eine Stelle finden.

Wer das Menschenleben kennen lernen will, muſs in die stille Welt der eigenen Seele einkehren, sie unmittelbar erfassen und die Bestätigung des dadurch erworbenen Wissens in der Beobachtung des Lebens anderer Menschen suchen. So lernt er das Wesen der Immoralität in dem Menschen kennen, so erforscht er auch das zarte Leben im Kindheitszustande, und die Art und Weise des Erwachens des klaren, selbstbewuſsten und selbstthätigen Lebens: der Individualität und in ihr der Sünde. Vor diesem Erwachen ruht die Seele des Kindes noch in den Dingen, es ist alles objectiv; sie ist 1) ohne Sünde, unschuldig; 2) fern von Irrthum und Zweifel, es ist ihr Alles Wahrheit, ihr Glaube ist der absolute Glaube selbst; und 3) frei von allen Leiden des Lebens als der Folge des Irrthums und der Sünde. So ist das Kind unfrei mit Gott innig verbunden, erhaben über die Gebrechen des Lebens, ohne Selbstsucht. Dennoch entspricht dieser Zustand der Bestimmung des Menschen nicht, die unbewuſste, unfreie Unschuld muſs durch den Sieg über die Sünde bis zur kindlichen Unschuld zurück emporsteigen, und diese Freiheit wird nicht ohne das Lostrennen vom Himmel der Unschuld, nicht ohne Selbstsucht, Haften an der Individualität, welches Sünde, Irrthum und Zweifel, und Leiden erzeugt, erlangt. Dies Versinken in den Zustand eines individuellen Wesens ist der *Sündenfall*, er ist 1) wie das Erwachen des Bewuſstseins der Individualität selbst, ein allmähliger; 2) er ist der Inbegriff aller Unvollkommenheiten des leiblichen und zeitlichen Lebens, der Tod und alles Uebel eine Folge desselben; 3) er ist nothwendig und frei zugleich, denn beim Entstehen des Selbstbewuſstseins war die Freiheit wenigstens im Entstehen, daher Zurechnung; 4) er ist die Bedingung des vernünftig freien Lebens und wird so 5) die Quelle des himmlischen Zieles der Menschheit: der freien Wiedervereinigung mit Gott nach dem Siege über die Sünde. Eine unmittelbare Folge des Sündenfalles, so wie die Quelle alles Strebens der Menschheit, ist die Sehnsucht nach *Erlösung*. Das gesammte Streben des Menschen ist der nothwendige Ausfluſs dieser Sehnsucht, auch im Lasterhaften, weshalb die Vorstellung der Erlösung nicht einseitig, oder durch Einfluſs von auſsen her bestimmt sein darf; die heilige Sehnsucht muſs die Vorstellung wecken, und zugleich von ihr geweckt werden, nur aus Beiden strebt der Mensch frei nach der Erlösung: der freien Wiedererlangung der Würde des Lebens, d. i. der Freiheit von der Naturgewalt, von der Sünde und dem Irrthume, den drei frei-nothwendigen Folgen des Sündenfalles. Sie ist das Leben in der Seeligkeit, in der Heiligkeit und in der Wahrheit. Sie ist das Leben in der Liebe. Die Vorstellung der *Erlösung* wird nothwendig zur Vorstellung des *Erlösers*, oder: *die Vorstellung der Erlösung ist der Erlöser* *). Er ist der selbstbewuſste Mensch in Gott, welcher den Unterschied von Gott nicht erfahren hat, er ist aber auch der selbstbewuſste Gott im Menschen, die Gottheit und die Menschheit des Erlösers ist gar nicht verschieden. Er ist in der Liebe, in Gott und in dem Menschen zugleich seit Anfang der Zeiten, wie die Erlösung auf Erden nie vollendet wird. Die äuſserliche Erscheinung des Erlösers, der der Mensch bedarf, ist vollendet in Jesus, dem äuſseren Bilde des inneren, wahren Christus. Die Erlösung wird bedingt durch die *Rechtfertigung*. Wahre, nicht auf Selbsttäuschung beruhende Rechtfertigung (Darstellung der Straflosigkeit) vor sich selbst in dem Urgrunde des Lebens, ist die Rechtfertigung vor Gott, weil der Mensch vor Gott nie anders, als in sich selbst gerechtfertigt sein kann. Sie gründet sich auf die *Quelle* des menschlichen Strebens, nicht auf das Streben selbst, das aber mit jener ewig verbunden sein muſs. Diese Quelle des Strebens ist der Glaube, durch die Tugend geschicht keine Rechtfertigung, weil der Mensch nie alles Gefühl seiner Individualität vernichten kann, sie würde sich auch auf Ansprüche gründen, nicht auf Gnade. Glaube ist wahre Belebung vom Göttlichen; und Liebe, Hinneigung zu ihm, Streben, sie immer mehr und wahrer zu erlangen, Glaube an Christum ist das wahrhafte Beseelt- und Belebtsein von dem Geiste des Erlösers, er rechtfertigt durch das Bewuſstsein der Verbindung des inneren Lebens mit dem Göttlichen.

*) Dr. Suabedissen, vergl. d. Vorrede vorliegender Schrift.

*) Ueber diese Worte vergl. Suabedissens Urtheil a. a. O.

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Es ist offenbar, dafs bei dem Drange der Bestellungen in jener friedlich wohlhabenden und prunkliebenden Zeit Italiens der sichtbare Wechsel in der Behandlung der Farben weniger in einem Mangel an Einsicht und Kenntnifs, als an Sorgfalt und Zeit seinen Grund hat, wonach sich dann der Kunstfreund lieber an den sorgfältigeren Werken erfreut, als bei den übereilten tadelnd verweilt. Und so können wir auch von dem unparteiischen Kunstsinn des Vfs. erwarten, dafs er im Fortgange des Werks bei dem Gelungenen um so heiterer verweilen wird, je mehr er in der wissenschaftlichen Einleitung das nachtheilige Verhältnifs der Künstler zu dem Ideale der Kunst ins Licht gesetzt hat.

Nachdem Hr. Platner noch kurz Albani und Lanfranco, etwas ausführlicher Poussin charakterisirt hat, welchem sein Studium der Antike und seine theatralisch ausdrucksvolle Composition die unbedingte Werthschäzzung der Neueren, besonders seiner Landsleute, trotz seines auffallenden Mangels an Farbensinn, erworben hat, geht er zur Periode des Verfalls der Kunst über, die er von dem noch talentvollen Pietro da Cortona datirt. Man verliefs die Gründlichkeit der Früheren, begnügte sich mit einem oberflächlichen Effect für den Sinn, und würdigte dadurch die Mahlerkunst zu einer völlig gehaltlosen unbedeutenden Verzierung herab.

Gesuchter und bedeutungsloser Gruppeneffect (der Maschinisten), willkührlich angenommene Beleuchtung, Streben durch Handfertigkeit und Virtuosität des Pinsels zu glänzen, charakterisiren diesen Zeitraum. Die Versuche, die Kunst zu verbergen, offenbarten sich bei der Zurücksetzung der alten Meister höchstens noch durch Annäherung zu dem Stile der Caraccischen Schule, und nur Carlo Maratta verdient unter seinen Zeitgenossen dadurch, dafs er sich am meisten dem Guido Reni näherte, mit Auszeichnung genannt zu werden.

Wir übergehen den Abschnitt über Landschaftsmahlerei, welche abgesondert nur von Fremden in Rom auf eine ausgezeichnete Art betrieben wurde, und über die Schicksale der neuern Skulptur bis auf den geistreichen, aber durchaus manierirten Bernini, um den Verf. zum Ziele seiner Abhandlung zu begleiten. Rafael Mengs und Winkelmann setzten sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dem von Pietro da Cortona und in der Skulptur von Bernini verbreiteten Geschmack entgegen. Mengs' Einflufs war nur ein negativer, es fehlte ihm an fruchtbarem Genie, selbst an leichtem Talent: er legte eine eklektische Ansicht dar, die, weil sie die Kunst als ein Angelerntes und aus Theilen Zusammengesetztes betrachtet, das innere Leben derselben aufhebt. Seine und besonders Winkelmanns theoretische Schriften wirkten zur Hervorbringung der neuern Französischen Mahlerschule Davids, welche mit der genauern Nachahmung der Antike das Theatralische, worin der eigenthümliche Charakter der Französischen Kunst besteht, verband. Canova gebührt die Anerkennung, dafs die Skulptur durch ihn wieder in Aufnahme gebracht ist, aber der Ruf, der ihn nicht nur über alle Neuern erhob, sondern den Alten gleichstellte, ist bedeutend einzuschränken. Er ist doch nur ein verbesserter Bernini, der den eigenthümlichen Charakter seines Zeitalters, die Sentimentalität, zu treffen wufste, manierirt, am glücklichsten noch in der Darstellung weiblicher Grazie, aber verfehlt in ernsten heroischen Darstellungen, und demnach mit Recht noch vor dem Ende seines Lebens Thorwaldsen nachgesetzt, der die Kunst in ihre alten Rechte wieder einsetzte. Wie die

Mahlerei durch und seit Mengs geübt wurde, stellt Hr. Platner anschaulich dar. Es war eine mühselige Zusammenstellung des Einzelnen nach lebenden und künstlichen Modellen, bei hohen Ansprüchen Mangel an dem Poetischen der Kunst, welches in der Darstellung von Ideen besteht, die durch unmittelbare Anschauung im Geiste erwachen, und welches auch allein nur wahre Form und Stil erzeugt; dabei immer noch die durch die Caracci eingeführte schwere und undurchsichtige Behandlung der Farben. Als Urheber einer lebendigeren Kunstansicht in Rom gedenkt Hr. Platner rühmend der Deutschen Mahler Carstens und Schick, von denen des ersteren Compositionen eine fruchtbare und wahrhaft dichterische Einbildungskraft zeigen, obgleich er in der Verschmähung des Modells zu weit ging, und dadurch manchen Tadel derjenigen rechtfertigte, die negative Correctheit für das höchste anzusehen gewohnt sind; Schick, in Davids Schule nach dem Modell geübt, Richtigkeit und Freiheit bei Porträten und idyllischen Compositionen zeigte — beide bei ihrem kurzen Leben das Höchste der Kunst nur anstreben, nicht erreichen konnten. Jedoch habe seitdem dies Bestreben, die Kunst auf den Geist als ihre Wurzel zurückzuführen, fortwährend bei den Deutschen Künstlern in Rom immer mehr Raum gewonnen: nur bei mehreren sich damit aus einer nicht richtig gefafsten Werthschätzung der sogenannten vorraphaelischen Periode ein verfehltes Bestreben der Nachahmung mittelaltriger Kunst verbunden.

Seine Darstellung der Geschichte der neuern *Architektur* in Rom eröffnet der Verf. mit einigen geistreichen Bemerkungen über die Verschiedenheit dieser Kunst von den andern bildenden Künsten, insofern sie zunächst einen aufserhalb der Kunst liegenden Zweck befriedigt und sich demnach zur Skulptur und Mahlerei wie die Beredsamkeit zur Poesie verhält. Geschichtlich hat sie in der neuern Zeit darin einen verschiedenen Gang genommen, dafs sie, während jene beiden Künste bis zum 13. Jahrhundert noch in roher Gestalt ohne erhebliche Fortschritte blieben, in jener Zeit schon bedeutende Werke hervorgebracht hatte. Insbesondere war im Norden, in dem sogenannten *Gothischen*, richtiger Deutschen Geschmack eine ganz eigenthümliche und in ihrer Art höchst vollendete Baukunst erschienen. Diese fand um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Italien Eingang, verlor aber daselbst mehr oder minder ihre ursprüngliche Reinheit. Durch die noch bestehende Macht des antiken Elements ging ein aus beiden vermischter Stil hervor, der auch äufserlich durch den Ueberflufs von Säulen und andern architektonischen Zierrathen alter Gebäude Nahrung erhielt.

Im 15. Jahrhundert verschwand dieser Geschmack der Baukunst in Italien, und es entwickelte sich aus dem Studium der alten Architectur eine dem Charakter des neuern Italiens eigenthümliche, keineswegs in sklavischer Nachahmung der alten bestehendo Baukunst. Sie zeigte sich jedoch vollkommner in Pallästen als in Kirchen, denn die Meisterwerke nicht nur des Gothischen, sondern auch des Italiänisch-Gothischen Stils entsprechen immer noch mehr als die Kirchen der vorzüglichsten Italiänischen Baukünstler des 15. und 16. Jahrhunderts dem Charakter des christlichen Gottesdienstes. Man hätte dafür nur die einheimische Basilikenform beibehalten und gehörig ausbilden sollen, weil sie der Mahlerei ein besseres Feld gewährt, als der allerdings sonst der Erhabenheit des christlichen Glaubens vollkommner entsprechende Gothische Stil.

Rom selbst betreffend, so steht diese Stadt an wahrhaft schönen Werken der neuern Baukunst unter Florenz, Venedig und mehreren andern Städten Italiens. Doch bietet das Ganze keiner andern Stadt einen so grofsen und erhabenen Anblick dar, die hüglichte Lage bringt ungemeine Abwechselung in Formen und Linien hervor, das Mangelhafte der Gebäude verschwindet in der Ferne durch die herrschende Grofsheit in der Anlage des Ganzen. Der Verf. macht die bedeutendsten Reste des Mittelalters nahmhaft. Als die schönsten Denkmähler der neuern Baukunst in Rom erkennt er die Werke des Bramante und Peruzzi am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts (z. B. die Cancellaria, die Loggien im Vatican, die Farnesina). Schöne Verhältnisse findet man auch in den nach den Angaben Raphaels und des Giulio Romano aufgefürten Gebäuden. Aber ein überladener, wahrscheinlich von den Werken der späteren Kaiserzeit abgeleiteter Stil zeigt sich schon in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Bauwerken des Sangallo und des berühmten Michelagnolo. Vignola, Fontana, Ponzio und andere des 16ten Jahrhunderts zeigen noch einen ziemlich guten, wenn gleich nicht von Ausartung völlig entfernten Geschmack. Aber im 17ten Jahrhundert trat die Ausartung der Baukunst in dem gesuchten mahlerischen Effect und in der Ueberhäufung der Gebäude

mit Säulen, Pilastern, Schnörkeln, Muscheln, Ausladungen und Giebeln hervor. Hr. Platner erwähnt hiebei nur diejenigen Baukünstler, die in der Geschichte des Verfalls der Kunst Epoche machten und in ihrer Zeit vorzüglichen Ruf erlangten, wie Carlo Maderno, der die Façade der Peterskirche aufführte und dadurch das ungeheure Werk nach einem von dem Entwurfe Michelagnolo's wesentlich abweichenden Plane vollendete. Immer aber sind ihre Werke noch ausgezeichnet vor den in heutiger Zeit aufgeführten Werken, die bei gänzlichem Mangel an Sinn für gute Verhältnisse Armseligkeit des Geistes verrathen. „Die Architektur im Allgemeinen, schliefst der Verf. S. 614, möchte sich gegenwärtig in einem Zustande befinden, demjenigen nicht unähnlich, worin sich die Mahlerei in der Epoche des Mengs befand. Die gepriesene Wiederherstellung des guten Geschmacks dürfte nur im negativen Sinne zugegeben werden können, und hinter dem sogenannten reinen Stil sich gewöhnlich Charakterlosigkeit und Dürftigkeit des Geistes verbergen."

Das *vierte Buch*, betitelt: *Topographische Einleitung*, kehrt zur antiquarischen Untersuchung zurück, und behandelt die wechselnde *Befestigung* und die *Thore* der Stadt. Die erste Befestigung der aus einzelnen befestigten Hügeln bestehenden Stadt Rom kann nur hypothetisch angenommen werden. Hr. Bunsen macht hierbei die Bemerkung, dafs die Befestigung der Hügelstädte Latiums sich von der Befestigung der Volskischen, Hernikischen und Marsischen Städte dadurch unterscheidet, dafs bei ihr kein Bau von Polygon- oder sogenannten cyklopischen Mauern vorkomme. Ueber die Servische Befestigung verbreitet er sich ausführlich. Sie bestand bekanntlich aus einem Walle und Graben zwischen der *porta Collina* und der *p. Esquilina*, und aus einer Mauer am Rande des Quirinalischen, Capitolinischen, Aventinischen und Cälischen Berges bis an die südwestliche Spitze der Esquilien. Trotz der Umgestaltungen der Zeit ist es möglich gewesen, ihren Gang zu verfolgen und zum Theil ihre Substructionen noch jetzt nachzuweisen. Betreffend den Gang der Mauer vom Capitolinischen bis zum Aventinischen Berge verläfst Hr. B. die gewöhnliche Annahme der Römischen Topographen seit Nardini, dafs die Servische Mauer vom Capitol bis an die Tiber gegangen und sich von dem Flufs erst unterhalb des *pons sublicius* wieder den Aventinischen Berg hinaufgezogen habe. Er beweist vielmehr, dafs die Mauer vom Capitol hart am Circus vorbei parallel dem Flusse nach dem Aventin lief, dafs die *porta flumentana* in dieser Richtung bei dem sogen. *Janus quadrifrons* gelegen, und die sonst ebenfalls auf der kurzen Strecke vom Capitol bis zur Tiber gesetzte *porta triumphalis* nichts anderes als das grofse Eingangsthor des *Circus maximus* gewesen sei. Dies sind die räthselhaften *duodecim portae* bei Plinius, welche der alte Autor als *eines* zu setzen sich befugt hielt. Längs dieser Thalmauer waren zwei Marktplätze, aufserhalb das *forum piscatorium*, innerhalb das *forum boarium*. Ref. trägt kein Bedenken, diese Untersuchung für die gelungenste Partie dieses Abschnittes zu erklären.

Die Flufsseite des Aventin war abgeschroffter Fels. Da, wo die Mauer von dem *forum boarium* nach dieser Felswand hinaufsteigt, setzt der Verf. die *porta trigemina*, von ihrem dreifachen Thorwege so genannt. Die ganze Fläche von dort am Flusse hin, bis zur Wendung des Berges heifst die Gegend vor *porta trigemina*, wo das *Emporium* lag. Die Mauer wendet sich alsdann mit und auf dem südwestlichen Rande des Berges: dort ist die *porta navalis* und die Ebene vor ihr, wovon die Wiesen des *monte testaccio* ein Theil sind, waren die *Navalia* der alten Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XIX.

Ueber Goethe's Faust, als Einleitung zu Vorträgen darüber. Von Dr. K. E. Schubarth. Hirschberg, 1833. 4.

Wir dürfen diese kleine Schrift nicht mit Stillschweigen übergehen, obgleich der Anlafs, ihren Inhalt vollständig zu beleuchten, hier nicht dringend genug ist. Hr. Schubarth hat sich bisher durch Schriften ausgezeichnet, welche ein eigenthümliches kritisches Talent kund geben, das aber in einer gewissen Einsamkeit verharrt. Diese Einsamkeit besteht indefs nicht darin, dafs er in öde, noch kaum besuchte Orte vordringt, und hier einen mühsamen, dankenswerthen Anbau versucht: nein, er verkehrt auf den belebtesten Plätzen unsrer Kritik, behandelt deren schon am meisten bearbeitete Gegenstände, und gründet und stützt sich auf alle besten Vorarbeiten. Das Eigenthümliche und Einsame, das Reizvolle und Ungenügende, welches in seinem Streben verbunden ist, gründet sich auf die besondre Richtung, die er sich gegen das Vorhandene gewählt hat. Diese Richtung schneidet quer durch über alle bisherigen Wege, und indem er, ohne andern Ausgangspunkt, als den einer ziemlich willkürlichen Wendung, und ohne rechtes Ziel,

jener Richtung folgt, ist er in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf den gangbaren Strafsen, welche Lessing, die Schlegel, Tieck und Andere gebaut und geschmückt haben, aber auch dazwischen auf ödem Feld und mühsamem Gestein. Hiebei fehlt es nicht an scharfen Wahrnehmungen, geistreichen Ueberblicken, feinsinnigen Einzelheiten. Aber eine sichre, feste Grundlage, die zugleich für Nachfolgende brauchbar wäre, mangelt überall. Diese Kritik ist für eine philosophische nicht philosophisch genug, für eine historische nicht genug historisch, auf eine dieser Seiten aber mufs jede ästhetische Kritik sich wahrhaft gründen, wenn sie nicht blofs eine humoristische, sondern eine wissenschaftliche sein will; und die geniale wird sogar beide vereinen. Sollten wir den Verfasser mit einem schon bekannten Schriftsteller vergleichen, so müfste es mit *Adam Müller* geschehen, der eine ähnliche Erscheinung war, und eigentlich durch die blofse Stellung, welche er querein gegen die vorhandenen Richtungen nahm, — indem er diese sämmtlich benutzte, — alles Glänzende, Geistreiche, Wirksame gewann, worin seine schönen Gaben auftraten. Dabei hat unser Verfasser zwar nicht den elegaaten Schwung verführerischer Beredsamkeit, aber statt deren mehr Ernst und Tiefe der Betrachtung selbst. Die kritischen Andeutungen Adam Müllers über manche Stücke Shakspeare's, und die Standpunkte, welche er sich für Goethe'sche Werke zu wählen pflegt, dürfen hier der Erinnerung im Ganzen nicht abzulehnen sein.

Zuvörderst will der Verfasser den Karakter der Deutschen in ihrer geistigen Entwicklung, sodann die Stellung Goethe's in dieser nach seinen vorzüglichsten Erzeugnissen, endlich ihn als Dichter des Faust betrachten. Die Art, wie er zu ersterem Behufe mit Hermann, Theodorich, Karl dem Grofsen, sodann mit Luther gebart, kann unmöglich befriedigen, ja kaum läfslich hinhalten; auch die Versuche, aus der Lage und den Bedingungen des Allgemeinen die Nothwendigkeiten der Gestalt Goethe's begriffsmäfsig zu konstruiren, entbehren des festen Grundes, auf welchem sicher aufzutreten ist, man eilt darüber hin, wie über ein noch zu dünnes Eis, dem man nicht trauen kann. Mit den Annahmen über Roman und Drama kömmt es nicht auf's Reine, diese Formen der Poesie wollen sich so nicht einfangen lassen, hier wird Walter Scott ohne Fug und Recht mit eingepackt, dort bleibt Cervantes vergessen liegen, und da fällt der ganze Byron aus dem Netze heraus! Jemehr der Verfasser seine gegensätzigen Schemata verläfst, und auf das Einzelne kommt, desto fruchtbarer und gehaltvoller wird er. Die Bemerkungen über Shakspeare'sche Karaktere sind in ihrer Einzelheit schätzbar, eröffnen weiteren Einblick und Nachdenken. Dagegen verleitet ihn sein Schema zu völligem Mifskennen der Iphigenia und des Tasso, in denen er alle tragischen Mächte verabschiedet meint! Ueber den Werther sagt er Treffendes, Tiefeindringendes. Wir erwähnen hiebei vor allem eines wichtig-sonderbaren Umstandes mit den eignen Worten des Verfassers: „Aus mündlicher Mittheilung — sagt er — erinnere ich mich, wie Goethe erzählte, *Napoleon* sei der einzige gewesen, der ihn, den Dichter, auf ein Mifsverhältnifs im Werther aufmerksam gemacht, das bis dahin den schärfsten, kritischen Blicken entgangen, weil er es allerdings so künstlich versteckt, wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Stück Tuch irgendwo ein Rifs kommt. Als ich um nähern Aufschlufs bat, erwiederte er mir, ich sei durch das, was ich über Werther in meiner Beurtheilung bereits gesagt, auf bestem Wege es selbst zu finden; er wolle mir daher nicht vorgreifen". Sollte hiemit das von dem Verfasser kurz vorher Angemerkte gemeint sein, dafs es auffallen müsse, wie Werther so ganz und gar nichts dafür thut, in den Besitz Lottens zu gelangen, da es noch möglich und erlaubt, und sie noch durch kein entschiedenes Band ihm entzogen war, so könnten wir dies doch nicht unbestritten gelten lassen, und müfsten, wenn darin wirklich Napoleons von Goethe zugestandene Bemerkung bestehen sollte, auch diesen beiden Autoritäten fürerst noch zweifelnd gegenüber bleiben. Auch über die Wahlverwandtschaften sagt der Verfasser Würdiges und Klares, woran viel albernes Geschrei, das man noch heutiges Tages über das angeblich Unsittliche dieses Romans verführt, völlig zerschellen mufs. In Wilhelm Meisters Lehrjahren eine Verlaufsähnlichkeit mit dem Alten Testamente zu finden, wo denn für die Wanderjahre, was zwar nicht ausdrücklich gesagt ist, das Neue Testament zur Vergleichung sich von selbst bietet, ist wenigstens neu und seltsam genug; der Verfasser wird uns erlauben, erst mehrmals Athem zu holen, ehe wir über einen solchen Gegenstand mitreden. Das verfehlteste Wort scheint uns das über Eugenien, mit welcher eine Art Apologie der mittlern Stände gemeint sein soll.

Ueber den Faust, den eigentlichen Gegenstand der Schrift, finden wir unter vielem andern Gutgedachten die Kernbemerkung, der Dichter lege in diesem Werke nicht das Geständnifs ab: *so sei der Mensch, weil er so sein müsse*; sondern habe nur sagen wollen: *so sei der Mensch, weil er die Freiheit sich nimt, es zu sein, ohne zu müssen.* Doch wird jetzt, da das vollendete Gedicht unsern Augen und unserm Nachdenken eröffnet liegt, die Kritik dieses kolossalen Werkes einen ganz neuen Aufschwung zu nehmen haben, und schon ist dazu in diesen Blättern ein so gründlicher als geistreicher Anfang gemacht worden, wie er in so frühem Augenblick nur irgend zu erwarten sein konnte.

Der Verfasser schliefst damit, dafs die neidlose, wahrhafte Anerkennung unseres Dichters in seiner ganzen Gröfse, Herrlichkeit und Einzigkeit auch eine Art sittlichen Problems sei, und übergiebt die in Widerspruch und Verneinung verharrenden Gegner ihrer eignen, trostlosen Verdammnifs.

Eine wichtige Zugabe ist der von Goethe selbst entworfene Plan zu einem zweiten Theile von Pandora's Wiederkunft, wo man über den Reichthum, welchen der Dichter in dieser grofsartigen Dichtung noch entfalten und ordnen wollte, mit Recht erstaunen mufs. —

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 15.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Weiter weicht Hr. Bunsen, und wir glauben mit Recht, darin von der gewöhnlichen Annahme ab, dafs er durch die Servische Mauer die beiden Nebenhöhen des Aventinus, die von S. Saba und S. Balbina ausschliefst, und nur den eigentlichen Aventinus und das Thal zwischen demselben und der Höhe von S. Saba umfassen läfst, ferner dafs er die Ordnung der drei Thore in dieser Strecke so annimmt, dafs er die *Naevia* zunächst der *navalis*, die *Lavernalis* zunächst der folgenden *Capena* setzt. *Porta Capena* ist sicher, die *Caelimontana* wird etwa bei dem Hospital von *S. Giovanni* anzunehmen sein, *p. Esquilina* ist in der Gegend des *arcus Gallieni*. Bei der Bestimmung des Ganges der Mauern bis dahin behauptet der Vf. dafs die Höhe, auf welcher die Titusthermen liegen, im eigentlichen Sprachgebrauch nicht zu den Esquilien gehöre, sondern die *carinae* seien, wogegen die *Subura* ein Thalbezirk unterhalb des Erdwalls der Carinen war.

Den Wall des *Servius Tullius* zwischen der *p. Esquilina* und der *Collina*, welche bei der Vereinigung der jetzigen *strada di porta Pia* und der *via di porta Salara* zu setzen ist, eine Strecke von 7 Stadien, weist Hr. Bunsen in einer Erhöhung nach, die sich noch jetzt sichtbar durch die *villa Negroni* bis zu den Thermen Diokletians hinzieht. Nähmlich Plinius spricht von Wall und Graben als noch bestehend, und Dionysius beschreibt das gewaltige Werk, einen Graben von 100 Fufs Breite und 30 Fufs Tiefe und den Wall entsprechend. Wahrscheinlich sind auch noch unberührte Reste dieses uralten Baus zu finden, der wie alle Trümmer der Königszeiten mit Bewunderung erfüllt.

800 Jahre nachdem Servius Tullius die Stadt durch Wall und Graben zur Einheit einer Stadt verbunden, als durch die unaufhörliche Erweiterung der Stadt seine Befestigung ganz in derselben verbaut war, sah sich Aurelian genöthigt durch eine neue Befestigung für die Sicherheit Roms zu sorgen. Sie wurde von Probus im J. 276 nach Chr. vollendet. Nibby in seinem Werke *le mura di Roma* hat die Meinung aufgestellt, die Aurelianische Mauer sei gänzlich zerstört, die jetzt noch vorhandene von Honorius neu in beschränkterem Umfange aufgeführt worden. Hr. Bunsen widerlegt ihn genügend und zeigt, dafs durchaus nur an Ausbesserung derselben und Aufräumung des zusammengehäuften Schuttes zu denken ist. Wenn Vopiscus den Aurelianischen Mauern einen Umfang von 50 Millien zuschreibt, so sei eine Emendation (etwa 15) nothwendig und gerechtfertigt. Die Construction der Mauern wird nach einer Mittheilung des Architecten Hrn. Stier dargestellt, der ganze Lauf und der jetzige Zustand der Aurelianischen Mauer, ihre Thore und Erneuerungen beschrieben, und eine tabellarische Vergleichung der Servischen und der Aurelianischen Thore mit den davon auslaufenden Heeresstrafsen gegeben. Ein Anhang behandelt nur kurz die Erweiterung der Stadtbefestigung auf dem rechten Tiberufer, da dieser Gegenstand eine genauere Ausführung in der Beschreibung jenes Stadttheiles selbst erhalten soll.

Nach dieser grofsartigen und gelehrten Einleitung beginnt im *zweiten Theile* die spezielle Stadtbeschreibung, durchaus jeder Erwartung nach so gründlicher Vorarbeit entsprechend. Sie soll von dem merkwürdigsten, reichsten und heiligsten Theile des christlichen Roms, dem jetzigen Stadtviertel des Borgo, beginnen und mit dem daran stofsenden Viertel Trastevere schliefsen. Da Borgo und Trastevere, wie die Verf. selbst bemerkten, ein topographisches Ganze bilden, so liefse

sich mit ihnen rechten, ob sie nicht lieber auch in der Beschreibung hätten verbunden werden müssen. Indefs mögen hiebei wohl mehr Rücksichten auf das, was jeder der Mitarbeiter zur Zeit fertig hatte, vorgewaltet haben. Uns ist es gleich, wo die Beschreibung anfängt, und wir wünschen allerdings nach dem Vatican und der Peterskirche sogar lieber den Capitolinischen und Palatinischen Berg als den Janiculus beschrieben zu sehen.

Das erste Hauptstück enthält als Einleitung die *Geschichte des Vaticanischen Gebiets* von Hrn. Bunsen. Der Verf. handelt darin zuerst über die natürliche Beschaffenheit und die Begränzung desselben nördlich vor der *via triumphalis*, südwestlich von der neuen Aurelischen Strafse. Er findet jene herabsteigend von dem *monte Mario* in der Richtung auf *porta Angelica* und von dort auf den *pons triumphalis* laufend, den er oberhalb des Hadrianischen *pons Aelius* in Trümmern bei Tordinona nachweist. Dazu gehört im Anhang näher bestimmend die Ausführung, dafs keine *via triumphalis* auf dem Marsfelde dem *pons triumphalis* entsprach, sondern dafs dies vielmehr, nachdem der *pons Aelius* gebaut, die *via Aurelia* war. Die Triumphalstrafse beginnt erst innerhalb der Stadt mit dem Eintritt in das Triumphal- (oder Circus-) Thor und ist der bei den Triumphzügen gewöhnlich genommene Weg, um die *meta* herum, über das *forum boarium* und das *Velabrum*, das Thal zwischen dem Palatin und Circus entlang, dann links umgebogen zwischen Palatin und Cölius hin, in die *via sacra* hinein und auf derselben nach dem *forum Romanum* und den *clivus* zum Capitol hinan.

Aus der Zeit der Republik wissen wir nur, dafs im Vatic. Gebiet die *prata Quintia* gewesen. Hr. Bunsen sucht sie in den *prati di Castello*. Reicher werden die Nachrichten aus der Kaiserzeit. Die Gärten der ältern Agrippina oder des Nero sind vor Allem auf dem reizenden Hügel der *villa Barberini* zu suchen, erstreckten sich aber wahrscheinlich auch auf den Vaticanischen Berg. In dem Thal zwischen beiden Hügeln wird der in der Christenverfolgung berüchtigte *circus* des Nero unter und neben der Peterskirche nachgewiesen und nach den Angaben Grimaldi's und Fontana's untersucht. Am andern Ende dieses Bezirks lagen die Gärten der Domitia, in deren Umfang Hadrian sein Mausoleum errichtete, und wo ein anderer Circus, wahrscheinlich ebenfalls von Hadrian, bestand. Die verschwundenen noch im Mittelalter berühmten Reste, namentlich die Pyramide (Grabmahl des oder eines Africanus nach dem Scholiasten Acro zu Horaz *Epod.* 9.) werden berücksichtigt, der Vatican als Sitz des Geheimdienstes der Cybele aus Inschriften noch bis zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Chr. nachgewiesen.

Mit der Erbauung der Basilika über dem Grabe des heil. Petrus auf dem Circus des Nero beginnt die christliche Periode für diesen Bezirk, denn eine Menge heiliger Oerter und bald auch eine Wohnung für den Römischen Bischof ward damit verbunden. Ein Porticus führte von der Burg (dem Mausoleum Hadrians) bis zur Peterskirche. Angelsachsen, Friesen, Lombarden und Franken siedelten sich um Carls des Grofsen Zeit im Borgo an. Leo IV. schlofs diese Stadt, die nun mit Recht von ihm *civitas Leonina* hiefs, im Jahre 852 gegen die von den Reichthümern der Peterskirche angelockten Sarazenen mit Mauern und Thürmen. Hr. Bunsen verfolgt den Gang derselben, weist die Reste derselben nach und bestimmt die Thore auf 3 Seiten, denn die vierte sicherte die Tiber und die gegenüberliegende Stadtmauer. Weiter verfolgt er den Zustand des Borgo durch die unruhigen Jahrhunderte des Mittelalters. Interessanter ist die Geschichte des neuen Vaticans vom 16ten Jahrhundert und der Regierung des grofsartigen Julius II. an. Der Borgo wird erweitert und der Stadt Rom einverleibt.

Das *zweite Hauptstück*, behandelt die *St. Peterskirche*, und zwar wieder zunächst die älteste Peterskirche. Constantin baute sie auf der Martyrstätte des Apostels; und damals zuerst wurden, wie Hr. Bunsen darthut, die Gebeine des Apostels aus den Katakomben dahin versetzt, die Sand- und Thongruben des Berges hinter der Basilika als christliche Begräbnifsstätte zu benutzen angefangen. Aus den zahlreichen Nachrichten über die alte Kirche, welche meist zur Zeit ihrer Abtragung niedergeschrieben wurden, entwirft Hr. B. zuerst eine Beschreibung der Basilika Constantins, wie sie um das Jahr 800 war. Bemerkenswerth dabei ist das viereckige *atrium*, der Vorhof der Kirche, mit Säulengängen umher, in denen ausgezeichnete Personen ihre Grabstätte fanden, während die Päpste des 5ten bis 8ten Jahrhunderts in dem Porticus der Kirche selbst ruhten. Die Säulen im Innern waren ungleich, das Dach wurde unter Honorius mit den vergoldeten Bronzeziegeln des herrlichen Tempels der Venus und Roma

gedeckt. Unter dem *arcus triumphalis* war ein Querbalken mit Silberbekleidung, auf demselben das Bild des Erlösers, darunter ein Kreuz mit Lampen, der Ursprung aller Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel. Alsdann folgt die Beschreibung der Peterskirche des Mittelalters mit den Veränderungen und Anbauten, welche die alte Constantinische erlitt, da Zerstörungen durch feindlichen Angriff und Brand vielfach Statt fanden. Der Plan soll den Zustand des Jahres 1506, wo der Bau der Kirche begann, darstellen; er fehlt leider noch und dadurch wird die spezielle Beschreibung unverständlich.

Die *neue Peterskirche* beschreibt Hr. Platner. Die Geschichte des Baues derselben ist durch das ausführliche Werk des Pater Bonanni bekannt. Man weifs, dafs, abgesehen von früheren Veränderungen, Michelagnolo's Construction in der Form eines Griechischen Kreuzes durch die Verlängerung von 223 Palm, welche Maderno angab, leider zu einem Lateinischen Kreuz umgestaltet wurde, wodurch die Hauptkuppel, das Vorzüglichste des ganzen Gebäudes, so weit zurücktritt, dafs sie nur aus bedeutender Entfernung in ihrer ganzen Gestalt erscheint. Noch mehr verschwinden die beiden kleineren Kuppeln, und die Ausführung der hinteren unterblieb mit Recht, weil sie gänzlich versteckt geblieben wären. So ist denn dieses gröfste und prächtigste Gebäude der Welt hinsichtlich des Stils keinesweges das vorzüglichste: dazu kommt, dafs die Skulpturen meist den verdorbenen Geschmack der Berninischen Zeit zeigen, und die höchst ausgebildete Kunst der Mosaik mit Ausnahme weniger (wie der bewundrungswürdigen Transfiguration Raphaels) zu Copien unbedeutender Gemählde verschwendet worden ist. Eine verdiente Anerkennung findet aber Bernini's ausgezeichnetes Bauwerk, die halbzirklichen Säulengänge, welche den Platz vor der Kirche von zwei Seiten einschliefsen. In der Beschreibung der Kirche selbst, nach Ordnung der Schiffe hält Hr. Platner ein sehr richtiges Maafs der Ausführlichkeit: der Freund christlicher Alterthümer wird ihm besonders für die Sorgfalt danken, mit der er die mittelaltrigen Denkmähler der sogenannten Vaticanischen Grotten, d. h. der unterirdischen Kirche, worin sich die Confession befindet, beschreibt. Dabei aber vermifst man wieder schmerzlich den Plan, auf welchen die Beschreibung Bezug nimmt.

Bei der Beschreibung des Petersplatzes führt der Verf. aus, dafs der *Obelisk* in der Mitte desselben, der einzige, der von den Zierrathen des alten Roms noch aufrecht stand, und der erst im J. 1586 durch Domenico Fontana von seiner alten Stelle auf der *spina* des Neronischen Circus auf seinen jetzigen Platz gebracht wurde, schon ehemals unten beschädigt und oben abgebrochen und deshalb neu zugespitzt worden ist, woher es gekommen, dafs er, so wie die beiden des Augustischen Mausoleums, von denen das *pyramidion* abgenommen ist, keine Inschrift habe.

Das *dritte Hauptstück* enthält den Vaticanischen Pallast. Die eigentliche Residenz der Päpste war von Anfang an der Lateran, daneben hatten sie, wie bei anderen Kirchen, so besonders auch bei St. Peter ein Wohngebäude, aber erst von Nicolaus III. gegen 1280 kann ein noch jetzt bestehender Theil des Vaticanischen Pallastes nachgewiesen werden. Dort nahmen sie bei der Rückkehr von Avignon ihre bleibende Residenz, und die nach Beilegung der langen Kirchenspaltung in den Päpsten erwachte Prachtliebe offenbarte sich vornehmlich im Aus- und Umbau des Vatican. Leider fehlt uns zur Verfolgung dieser Veränderungen auch hier der im Text angeführte Plan und Aufrifs.

Bei der Beschreibung des Pallastes beschäftigt Hrn. Platner zuerst die *scala regia* und die *sala regia* mit ihren Bildern, den Triumph der päpstlichen Hoheit über die weltliche Macht darstellend, alsdann die *sala ducale* und die *capella Paolina*, vor allen die *Sixtinische Capelle*, das Meisterstück der Beschreibung in Hinsicht der bewunderten Wand- und Deckengemählde, besonders des jüngsten Gerichts von Michelagnolo. Es folgt der Hof der Loggien, das *appartamento Borgia* und dessen Ausmahlung, Pinturichio's umfassendstes, obgleich nicht sein bestes Werk, dann die Beschreibung der Loggien des zweiten Stockwerks mit Raphaels Compositionen der biblischen Geschichte in den Deckenfeldern. Am ausführlichsten, wie sie es verdienen, werden sodann die päpstlichen Wohnzimmer des alten Palastes beschrieben, ein Saal und drei Zimmer, der Schauplatz der Feste Leo's X., die durch die Kunst am meisten verherrlichte Wohnung eines christlichen Fürsten, die von der berühmten Freskomahlerei Raphaels den Nahmen *stanze di Rafaelle* erhalten haben, von S. 317 bis 379. Ref. hat das Glück gehabt, die Beschreibung des Hrn. Platner zur Hand oder frisch von der Lectüre derselben diese unsterblichen Arbeiten

zu betrachten: er kann nur die Deutlichkeit der Beschreibung und die anspruchslose Gründlichkeit der Beurtheilung rühmen. Den Beschlufs macht die Capelle des heiligen Laurentius mit den Gemählden des Angelico da Fiesole, welches die bedeutendsten Werke aus der früheren Periode der Mahlerkunst in Rom sind.

(Der Beschlufs folgt.)

XX.

Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte von Dr. F. S. Leuckart. Stuttgart, Schweizerbarts Verlagshandlung. 1832. 8. *Erste Lieferung der: Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Bischoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. von Leonhard und F. S. Leuckart, academischen Lehrern zu Heidelberg.* —

Mehr und mehr erscheint es nothwendig, dafs das, was der Naturforscher Eifer, seit einem Jahrhundert vorzüglich, zu Tage gefördert, durch des Faches kundige Männer auf eine wahre und würdige Weise dargestellt, den Gebildeten aller Nationen zugänglich gemacht werde. Des vorwaltend praktischen Interesses wegen, das Physik und Chemie gewähren, sind diese beiden Zweige der Naturwissenschaft mehr schon Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, als es den übrigen, namentlich der eigentlich sogenannten Naturgeschichte hat gelingen wollen. Vielleicht nur, weil es an einem Werke mangelte, welches die Ergebnisse aller Forschungen in lebendiger treffender Schilderung Allen mittheilte. Ein solches Werk nun zu liefern, welches zugleich das Nützliche und Wichtige aus dem werthlosen Detail heraushebt, dem noch Uneingeweihten verständlich ist und dem weiter Vorgeschrittenen die neusten Entdeckungen aufführt, haben mehrere der ausgezeichnetsen Lehrer der Heidelberger Academie begonnen. Die Oryctognosie behandelt Hr. Blum, der Geognosie und Geologie hat Hr. von Leonhard sich angenommen, das Pflanzenreich ist Hrn. Bischoff angewiesen, die Thiergeschichte wird Hr. Leuckart behandeln und welche Ueberbleibsel vergangener Erdperioden der Boden verschliefst, wird Hr. Bronn uns zeigen. Dem Ganzen eine Einleitung zu geben, hat Hr. Leuckart übernommen und diese ist es mit der wir den Leser bekannt zu machen, uns vorgesetzt.

Eine Rede schickt der Verf. voran, mit der er einst beim Beginne seiner Vorlesungen die Zuhörer begrüfst. Wie der Menschen Sinn, kindlich und einfältig, der Natur sich zugewendet, wie diese denen, die sie göttlich verehrten, ihre Geheimnisse zum Theil erschlossen, wie endlich der reflektirende Geist in ihr ein Ganzes von Wesen und Kräften erkannte, welches Zusammenhang, Ordnung und Zweckmäfsigkeit nur durch die Thätigkeit der höchsten Intelligenz erhalten konnte, dieses schildert uns kurz der Anfang der Rede. Wir gelangen zu Platon's Schüler und Nachfolger, dem aus der Naturbetrachtung Erfahrungen erwachsen, der allgemeinere Resultate gewinnt. Theophrast, sein Nachfolger. Später Wenige, die in seinem Sinne wirkten. — Vesal und Theophrastus Paracelsus in tiefer Dunkelheit leuchtende Sterne! Sie wirken belehrend und anregend. Conrad Gefsner, Aldrovandi, Brunfels und Severini zeichnen sich aus. Dann Harvey! Baco von Verulam, Leibnitz und Wolff wecken für philosophische Betrachtung der Natur den Sinn. Ray, Jung, Morison, Charleton, Jonston bereiten Linné's Erscheinen vor. Linné, seine Zeitgenossen, seine Schüler und seine Nachfolger. Endlich die neuere Zeit mit ihren grofsen Geistern. Cuvier, dem Pallas voranging. Das Verhalten der Philosophie zur Erfahrung wird am Schlusse kurz erörtert und die Naturphilosophie bestimmt als das Denken über die Natur, als die rationale Erkenntnifs einer Einheit in der Natur, gestützt auf Naturbetrachtung und Erfahrung. Dann noch Einiges über den Werth der Naturgeschichte. Nach der Rede wendet sich der Verf. zu allgemeinen Betrachtungen über die Natur, diese mit Oken bestimmend, als die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum. Die Erde, ihr Verhalten zur Atmosphäre, ihre Bildungsepochen werden betrachtet; ihrer Veränderungen in neuerer Zeit geschieht Erwähnung. Dann wird die Art der Bildung der Massen, die wir auf ihr finden, erörtert. Darauf wendet sich der Verf. zur Entstehung der organischen Natur. Urzeugung, geschlechtliche Zeugung, Zeugungstheorieen werden kurz, doch genügend abgehandelt.

Die allgemeine Betrachtung der Naturreiche beginnt mit einer Erörterung über Systematik und deren Weisen. Es folgen Andeutungen über Unterschied des Organischen vom Unorganischen bei Bestimmung des Begriffs der Mineralien. Das Leben, wie es sich äufsert, erklärt der Verf. als ein Sein, das durch sich selbst thätig ist; mannigfache Einflüsse der Aufsenwelt aufzunehmen, mehr oder weniger zu verändern und sich zuzueignen, so wie dieser mitzutheilen fähig; mithin ein stetes Schaffen, Fortbilden und Umändern aus sich.

Hieran schliefsen sich Grundzüge einer allgemeinen Physiologie. Dann wird das Wichtigste über das Verhalten der Organismen zur Erde und ihre Verbreitung angeführt. Zuletzt folgen Betrachtungen über den Charakter der Pflanze und des Thieres.

Im Allgemeinen ist es dem Verf. gelungen, das Wichtige und Interessante vor dem minder Bedeutenden hervorzuheben; doch hätte Manches weniger aphoristisch behandelt sein sollen. Die Schilderung ist lebendig und wahr; interessante Facta werden immer hervorgehoben. Tadelnswerth aber ist es, dafs Manches, worüber noch Zweifel obwaltet, was sogar höchst unwahrscheinlich ist, als gewifs und faktisch in einem Buche aufgeführt wird, das dem Laien bestimmt ist. So ist doch z. B. die Geschichte vom Wiederaufleben der getrockneten Räderthierchen und Kleisteraale von Sachverständigen längst als unrichtig erkannt.

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Schlufs.)

Es folgt die Beschreibung der Mosaikfabrik im Erdgeschofs unter dem Corridor der Inschriften, wo die grofsen Mosaikarbeiten zur Ausschmückung der Kuppel und der Altäre der Peterskirche verfertigt wurden, und noch jetzt, obgleich mit verminderter Thätigkeit und Zahl der Arbeiter, fortgesetzt werden. Das Verfahren dabei wird beschrieben, jedoch nur kurz. Auch über das Zeughaus und die Münze in Nebengebäuden des Vaticanischen Pallastes geht der Verf. rasch hinweg und verweilt nur etwas länger bei dem Garten des Vatican und seinen antiken Denkmählern, dem Postament der Ehrensäule Antoninus des Frommen und den Skulpturen im Gartenhause.

Im *vierten Hauptstück* beschreibt Hr. Platner die wichtigsten Gebäude des Borgo und Hr. Bunsen in einem wiederum antiquarisch vorzüglich wichtigen Aufsatze das Mausoleum Hadrians. Dieses Bauwerk, der Grabstätte der Augustischen Familie gegenüber, wurde im Jahre 140 nach Chr. vollendet: Honorius zog es in die Befestigung Roms und seitdem hat es nicht aufgehört die Hauptfestung der Stadt zu sein, aber durch wiederholte Zerstörung entsetzlich gelitten. Die eigentliche Zerstörung fällt jedoch erst in das Jahr 1379, als die Bürger Roms die Festung, welche für den Französischen Papst besetzt gehalten wurde, durch Hunger zur Ergebung gezwungen hatten. Die Ausräumung der damahls absichtlich verschütteten inneren Gänge in den Jahren 1822—26 hat unerwartete Aufschlüsse über die Anlage des ungeheuer festen Baues gegeben; aber die Fortsetzung der Arbeiten ist unterblieben, und selbst ihr Ergebnifs dem Publikum gröfstentheils wieder entzogen worden. Der Plan des Grabmahls von Herrn Knapp, der diesem Bande beigegeben werden sollte, beruht auf den damals dem Herausgeber verstatteten Messungen. Ueber der Erde, auf einem viereckten 15 Palm hohen Basement aus Travertinquadern, welches jetzt der Befestigungsmauer zur Grundlage dient, an dessen Ekken ohne Zweifel Bildwerke standen, erhob sich der Rundbau 329 Palm im Durchmesser, dessen entstellten und seiner Marmorbekleidung beraubten Kern wir noch vor Augen haben. Oben nimmt Hr. Bunsen einen Fries mit den gewöhnlichen Stierköpfen und Festgewinden an, darunter einen Architrav und unter ihm die Inschriftenschilder der in dem Mausoleum beigesetzten Personen. Der Eingang war der Tiberbrücke gerade gegenüber, der Mitte des Unterbaues entsprechend. Er führte in einen hohen gewölbten Gang, 66¼ Palm lang, 15¾ breit, dessen Wände mit Giallo antico bekleidet waren. Am Ende desselben windet sich sanft ein schnekkenförmiger gewölbter Gang herauf, 13 Palm breit, 24 hoch, der nach vollendetem Kreislauf von 600 Palm in einen dem Eingange entsprechenden horizontalen Gang führt, der als Fortsetzung der Richtung des untern Ganges gerade in das Centrum des Gebäudes leitet, wo sich die Grabeskammer befindet. Diese ist viereckt, 37 Palm ins Gevierte bei einer Höhe von 48¼ Palm bis zur Mitte des Gewölbes. Hiemit schliefst jetzt alles sichtbare Antike des Gebäudes ab. Hirt, dessen versuchte Restitution in der Geschichte der Baukunst als die gelungenste aller bisherigen nach Verdienst gelobt wird, setzt den Thurm in demselben Umfange bis zu einer bedeutenden Höhe fort, und nimmt oben einen kuppelförmig geschlossenen Tempelbau an mit einem äufseren Porticus und dem bronzenen Pinienapfel auf der Spitze. Hr. Bunsen läfst den ersten Stock mit dem Gewölbe der Grabkammer schliefsen: oben war eine freie Ter-

rasse, darauf ein engerer Rundbau mit Schneckengang und Grabkammer wie unten. Er beweist dies durch die Entdeckungen bei den oben erwähnten vorübergegangenen Untersuchungen. Er nimmt ferner über dem oberen Gewölbe noch einen dritten engsten Rundbau, mit dem das Ganze abschlofs, an: Stufen hätten auf die Plattform geführt, und auf derselben sei noch am ersten die *Quadrige* anzunehmen, von welcher ein späterer Griechischer Autor, Joannes Antiochensis, spreche, den Salmasius zum Leben Antonins des Frommen anführe. (Nicht so, sondern zu Spartianus' Leben Hadrians Cap. 19 S. 180 der Hackischen Ausg.)

Die Beschreibung des modernen Baus, der *torre di Borgia*, ist kürzer gehalten. Als Festung hat die Engelsburg ihre schönste Wehr mit den von Murat weggeführten 100 bronzenen Canonen verloren, die Urban VIII. aus dem ehernen Gebälk des Porticus am Pantheon hatte giefsen lassen, „*und welche Ferdinand VII. für besser hielt zu behalten, als dem Papste, wie es wohl noch jetzt billig wäre, wieder zu geben*".

Den Band beschliefst die Beschreibung des *monte Mario*, seiner geologischen Beschaffenheit von Hrn. Fr. Hoffmann, seiner alten und jetzigen Bebauung von Hrn. Bunsen. Auf dem Gipfel desselben liegt die *villa Mellini* mit der weitesten Aussicht über die Weltstadt, jenseits nach *ponte molle* zu am Abhang die *villa Madama*. Das Gartenhaus derselben von Giulio Romano gebaut und mit schönen Mahlereien geschmückt, geht seinem Untergange mit raschen Schritten entgegen, da die Neapolitanische Regierung, der die *villa* aus der Farnesischen Erbschaft anheimfiel, sie nur als nutzbares Eigenthum behandelt und verpachtet.

Wir schliefsen unsere Anzeige mit der Nachricht, dafs an der zweiten Abtheilung dieses zweiten Theils, welche die Beschreibung der so überaus reichhaltigen Vaticanischen Museen enthalten soll, gedruckt wird, wiederholen aber dabei unsere Bitte an die Verlagshandlung, dafs den Käufern des Buchs die versprochenen Pläne nicht länger vorenthalten werden mögen.

C. G. Zumpt.

XXI.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erster Band: Tunisias, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1832. *gr.* 8.

Die einzelnen Gattungen der Poesie sind ebenso sehr Kinder ihrer Zeit, als die Poesie selbst es ist, und es darf nicht für zufällig angesehen werden, welche Kunstformen vorzugsweise in einer Zeit von den schaffenden Geistern ergriffen werden. Es giebt epische, lyrische und dramatische Zeitalter, wie es ruhende, thatenlustige und träumende Völkerstimmungen in der Geschichte giebt. Bei den Alten treten die Kunstformen am reinsten und entschiedensten gegen einander heraus; dagegen ist es merkwürdig zu sehen, wie oft sich die Neueren in der Wahl der Gattungen vergriffen haben. Wenn man ein sinnreich auseinandergelegtes System erblicken will, wie sich die Gattungen der Poesie stufenweise mit dem Volksgeist fortentwickeln, so mufs man das schöne Bild der Griechischen Litteraturgeschichte sich vergegenwärtigen; diese ist in der That ein wahres System der Entfaltung der Kunstformen. Welcher Dichter hätte zur Zeit der Perserkriege noch unternehmen können, den Hellenen ein *Epos* zu dichten! In den Perserkriegen war der Griechische Volksgeist *dramatisch* geworden, und der Tag der Schlacht bei Salamis erblickte bekanntlich zugleich die drei gröfsten Dramatiker, indem Aeschylus da kämpfte, Sophokles den Siegesreigen tanzte und Euripides geboren wurde. Der Mythus, der früher nur in der Form des Epos überliefert worden war, trat jetzt seine Seelenwanderung in das Drama hinüber an, und verkörperte sich in festen Gebilden der Tragödie vor den Augen seines Volkes. Was früher Ohr gewesen war, wurde jetzt Auge; das Volk wollte sich nichts mehr episch erzählen lassen, es wollte schauen; es wollte Gestalten, Handlung, Thaten der Menschen und Götter haben, und seine Dichter wurden *Dramatiker*. Vordem war aber das Epos ein nicht weniger nothwendiges Moment des ganzen Lebens gewesen, als es jetzt das Drama wurde. Das Epos war die mythische Einheit aller Richtungen des Volkslebens; es war die unmittelbare Volksnatur selbst, wie sie dachte, anschaute, sich bewegte und in sich selbst träumerisch versunken war; im Epos ging der Mensch noch im Volksleben auf, im Drama erwachte er, hob sich aus der Masse und befreite sich zu einer selbstständig heraustretenden Gestalt.

Es war daher bei den Griechen die jedesmal herr-

schende Gattung der Poesie auf jeder einzelnen Stufe fast die ganze Poesie selbst, und so erblickt man bei ihnen das seltene Schauspiel einer innersten Nothwendigkeit der hervortretenden Kunstformen, mit der Geschichte ihres öffentlichen Lebens wunderbar schön zusammenhängend. Die Neueren sind darin schon deshalb nicht so glücklich, weil ihre Poesie von jeher weniger Sache des öffentlichen Volkslebens gewesen war, und darum hat ihre Litteratur so viele gekünstelte Treibhausblüthen aufzuweisen, die, zu den lebendigen Bedürfnissen ihrer Zeit nicht passend, nur aus einer theoretischen Grille gepflanzt zu sein scheinen. Es ist unglaublich, was besonders die Deutschen in der Wahl der Formen geirrt haben. Sie sind im Stande, noch im neunzehnten Jahrhundert Epen im ganz antiken Stil zu dichten!

Darin ist Johann Ladislav Pyrker gewissermafsen berühmt geworden. Er hatte es sich einmal vorgenommen, mitten in unserm unheroischen Jahrhundert gleichwohl ein grofser Heldendichter zu werden. Seinen Homer hatte er gut gelesen, die Vossische Uebersetzung davon nicht minder fleifsig studirt, und so erschien er, mit einer tüchtigen Sattelfestigkeit des Hexameters angethan, auf dem Kampfplatze und ersah sich einige gute Stoffe zu seinem epischen Kreuzzug. Er führte sie ohne Zweifel mit einer gewissen begeisterten Arbeitsamkeit des Talents aus, wie sie in unsern Tagen nicht häufig mehr angetroffen wird, und da er zugleich seiner äufsern Stellung nach ein vornehmer Prälat war, hallte es bald in ganz Oesterreich wieder: „Es ist uns halter ein grofser Epiker auferstanden“! Es wurde Nationalsache, die Epen des Ungarischen Bischofs schön zu finden, sie erlebten viele Auflagen; wurden endlich zu gesammelten Werken zusammengedruckt, und jetzt entsteht bei ihrem Anblick die Frage: Was sollen wir aber heutzutage eigentlich mit einem Epiker anfangen? Was will die *Ilias post Homerum?* Was soll uns der verspätete Homeride mit seinen künstlich nachgemachten Tönen in dem heutigen romantischen Zeitalter der Poesie bedeuten?

Der Irrthum Pyrkers, der seine Bestrebungen als verfehlte erscheinen läfst, beruht darin, dafs er uns ganz antike Epen hat dichten wollen. Das wahre Epos der modernen Literatur ist der *Roman*; er ist die zeitgemäfse Form des Epos, und in dieser Bedeutung eine der wesentlichsten Grundrichtungen der heutigen Poesie. Aber selbst früher als der Roman hatte sich bereits ein romantisches Epos gezeigt, von den grofsen Dichtern der Italiener eigenthümlich hervorgebildet. Dante's riesenhaftes Gedicht gab durch das Element der christlichen Religion, das er zur Aufgabe seines Epos machte, der modernen Poesie für immer eine selbstständige Grundlage, auf welcher sie, von der Antike befreit und aus der unlebendigen Form wiedergeboren zu einer schöpferischen Entwickelung, zu neuen Zielen fortschritt. Dies christliche Element klärte sich zu einer äufserlich anmuthigeren und populaireren Dichtungsform in dem abenteuerlich-romantischen Epos der Italiener, wie es, von Pulci und Bojardo begonnen, durch Ariost und Tasso zu jener beispiellos in der Dichtkunst dastehenden Glätte der Vollendung sich ausbildete. Diese Form wenigstens hätte Pyrker seinen Epen geben sollen, wenn er seine Stoffe nicht etwa in der zeitgemäfseren Gestalt des Romans darstellen wollte. Aber statt dessen fand er sich bewogen, ein Homerisches Epos zu schreiben, und die antiken Falten, die selbst einem Goethe nicht so zu Gesichte standen wie den Alten, in strengster und schulgerechtester Weise sich anzulegen. Die Buhlerei mit einer todten Form, an der das Zeitinteresse verschwunden, rächt sich immer in der Poesie am empfindlichsten und wirkt selbst lähmend auf den Inhalt zurück, an dem sie keine rechte Freudigkeit und Fülle aufkommen läfst, denn die wahre Form sondert sich im Kunstwerk nicht als ein Anderes, sondern ist vielmehr die eigentliche sichtbar gewordene Harmonie aller seiner Zwecke. Was in den Pyrkerschen Dichtungen, und in ihnen ähnlichen Productionen *Form* ist, mit wie bewundernswürdiger Meisterlichkeit es auch angeeignet scheinen könnte, möchten wir daher lieber nur *Apparat* nennen, da es nichts als ein äufserlich angekünstelter Mechanismus ist, den kein wahres Seelenband an den eigentlichen Geist der Dichtung fesselt. Des ganzen epischen Apparats, wie ihn das antike Epos überliefert und vornehmlich Vofs ihn für die Deutsche Diction durch seine Uebersetzungen gewonnen, hat sich nun Pyrker in der That mit vieler Feinheit, Tact und Sprach- wie Vers-Geschicklichkeit zu bemächtigen gewufst, doch ist mitten unter diesem epischen Apparat auch die bekannte epische Langeweile freilich nicht ausgeblieben. —

(Der Beschlufs folgt.)

XXII.

Sophokles Oedipus auf Kolonos, im Versmaafse

der Urschrift übersetzt mit Anmerkungen von Friedrich Stäger. Merseburg 1833. 8. 177 *S.*

Uebersetzungen sollen Fremdes in unserer Litteratur heimisch machen, sie sollen ein Schriftwerk der Vergangenheit vergegenwärtigen, sie sollen in dem Leser dieselben Eindrücke hervorbringen, die das Original zu machen beabsichtigte. Natürlich ist diese Aufgabe nur approximativ zu lösen; jedenfalls erwarten wir von dem Uebersetzer, dafs er uns mit den wesentlichsten Beziehungen, für die und von denen sein Original bestimmt war, bekannt macht. Namentlich ist eine Sophokleische Tragödie nicht ohne lebendige Vergegenwärtigung ihrer Aufführung zu verstehen; die Eigenthümlichkeiten des Costumes, die Lokalitäten der Bühne, die Verhältnisse theatralischer Effekte hat Sophokles vor allen sorgfältig berechnet. Leider hat der Hr. Verf. hierauf wenig Rücksicht genommen; die einzige Stelle, wo er es mit einiger Ausführlichkeit gethan (p. 160, über Ismene's Auftreten) zeigt, wie viel von ihm in dieser Beziehung zu erwarten gewesen wäre. — Nicht minder wichtig ist es für Sophokleische Tragödien, die Zeit ihrer Aufführung und die politischen Verhältnisse, auf welche der Dichter so häufig anspielt, zu kennen; so wurde der Philoktet in der Zeit, wo sich alles um die Rückkehr des Alcibiades handelte, aufgeführt, und der Aias, an einer anapästischen Parodos als eine der frühsten Stücke kenntlich, ist voller Beziehungen auf die Rivalität des Cimon und Perikles; der erste Oedipus, der wie die Medea des Euripides bald nach der grammatischen Tragödie des Kallias (Ol. 87. 1.) aufgeführt und nicht von Euphorion in den Dionysien Ol. 87. 2., sondern von Philokles wahrscheinlich in den Dionysien Ol. 87. 3. oder 4., den beiden gräfslichen Pestjahren, besiegt worden ist, gewinnt durch dieses Synchronismus für seinen Prolog eine wahrhaft erschütternde Bedeutsamkeit. Es ist bereits von Boeckh und Reisig nachgewiesen worden, wie der Koloneische Oedipus auf das Privatleben des Dichters und auf die öffentlichen Verhältnisse mannigfache Beziehungen enthält, und jedenfalls gehört es zum weiteren Verständnifs der Tragödie, diese möglichst genau zu kennen; aber der Hr. Vf. übergeht dies alles mit Stillschweigen. Die Anmerkungen, die er von p. 147—177. zusammengestellt hat, enthalten gröfstentheils Studien zum Verständnifs oder zur Verbesserung des Griechischen Textes, und der Philologe wird sie nicht ohne Interesse lesen; sie zeigen, und die Uebersetzung bestätigt es, dafs der Hr. Vf. mit aller Gewissenhaftigkeit den Sinn des Originals zu erforschen bemüht gewesen ist.

Bei Uebersetzungen kommt aber aufser der Treue des Wortes namentlich die Treue und Schönheit des Verses und des Stiles zur Sprache; und hier findet Ref. nicht alles so preiswürdig, wie er bei dem redlichen Bemühen des Hrn. Verfs. wünschen möchte. Es ist sehr störend, vs. 1025, vs. 1418. und ich weifs nicht gleich an welcher dritten Stelle Trimeter von 3½ Dipodien zu lesen, noch störender, dafs die Trimeter sehr oft mehr nach Art der Senare gebaut sind und an den Stellen, wo eine Kürze nothwendig wäre, nicht selten accentuirte Längen haben (z. B. vs. 16. als Schlufs eines Trimeters „dicht voll", vs. 28. an gleicher Stelle „nicht mehr" u. s. w.) Vor allen hat Ref. beim Vorlesen die stillhinfliefsende Ruhe, die den Sophokleischen Trimeter auszeichnet, gar sehr vermifst. Glücklicher sind im ganzen die Chorverse behandelt, und die Art, wie der Hr. Vf. statt metrisch unausführbarer Nachbildung Analogien des Rhythmus wiedergegeben hat, ist durchaus zu billigen. Die stilistische Vollendung der Uebersetzung anlangend gesteht Ref. dem Hrn. Vf. gern den Vorzug vor Solger zu; sein Deutsch ist minder gräcisirend, meist klar und selten durch eine platte Wendung gestört; aber freilich, von dem süfsen Zauber, von der durchsichtigen Atmosphäre der Sophokleischen Rede ist nicht viel erhalten.

Joh. Gust. Droysen.

XXIII.

Die Kranken- und Versorgungs-Anstalten zu Wien, Baaden, Linz und Salzburg in medicinisch-administrativer Hinsicht betrachtet von Anselm Martin, Dr. med. und phil. nebst einer Vorrede von F. X. v. Häberl. München, Franz. 1832. 8.

Vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung einer Reise, welche ihr Verf., der früher als Arzt im allgemeinen Krankenhause zu München gewirkt, auf Veranlassung der Kön. Baier'schen Regierung nach Wien hin unternahm, um die dortigen Krankenanstalten kennen zu lernen. Sie ist schätzbar wegen der genauen Schilderung dieser Institute eines Staates, über dessen öffentliche Anstalten wir, bei dem Schweigen, das seine Bewohner darüber beobachten, so wenig erfahren. Besonders hat der Verf. Alles, was das Administrative und Oekonomische betrifft mit Sorgfalt verzeichnet. Die Mittheilung officieller Papiere, wie der Instruktionen für die Angestellten, der Contrakte mit den Lieferanten, der Speiseordnung u. s. w. ist alles Dankes werth. Die Zahl der in den einzelnen Instituten verpflegten Kranken, das Verhältnifs der Gestorbenen zu den Genesenen sind meist angegeben; über die klinischen Anstalten der Universität und der Josephsacademie, die Zahl ihrer Säle und Betten, die Methode der sie dirigirenden Lehrer finden sich interessante Notizen. Ausflüge nach Baaden, Salzburg, Linz, setzten den Vf. in den Stand über die Kranken- und Versorgungsanstalten dieser Städte genaue Erkundigungen einzuziehen, deren Resultate er mittheilt. — Eine Beilage liefert die Ordinationsnorm zum Gebrauche der Aerzte und Apotheker im allgemeinen Krankenhause zu Wien. Unwichtig sind die Bemerkungen über die Krankheiten, die während des Verfs. Anwesenheit in Wien herrschten, und über deren Behandlungsweise; die in Menge aufgeführten Formeln sind oft höchst ungenau und hätten ganz wegbleiben können. — Der Sprache des Verfs. hätten wir mehr Geläufigkeit und Reinheit gewünscht.

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erster Band: Tunisias, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

(Schlufs.)

Es kann keinen schöneren Stoff für ein modernes Epos geben, als die Expedition Karls V. nach Tunis, welche unser Epiker in seiner *Tunisias* zum Gegenstand dieses Heldengesanges genommen. Aber was hätte nicht aus diesem Stoff werden können, wenn sich ein wirklicher Dichter auf eine freie Weise daran begeistert hätte! An sich gehört dieser Zug des Kaisers allerdings nur zu den Nebenpartien der Geschichte, aber es fehlt ihm gleichwohl nicht an welthistorischen Interessen. Der Kampf um die Freiheit der Mittelländischen Meeresstrafse, die Errettung der gefangenen Christen aus der Sklaverei der Barbaresken, stellen sich als beziehungsreiche Grundtendenzen heraus. Dazu kommt die anziehende, etwas sentimental angehauchte Gestalt Karls, der, den verwirrten und ihn verstimmenden Verhältnissen Europas den Rücken kehrend, auf das frische Meer hinausgeschifft ist mit einem glänzend versammelten Geschwader aller Flaggen und Nationen. Karl V. in seiner gemüthvollen Ritterlichkeit und zugleich in der heimlichen Melancholie, die an seinem Herscherglück langsam zehrt, in seiner lebensmüden Reflexion, die ihn schon immer krankhaft mahnt, von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens sich zurückzuziehn, und in der edlen Aufwallung seiner Thatkraft, in der er doch wieder für das Wohl seiner Völker ein Held sein möchte, in diesem Schwanken zwischen Reflexion und Heroismus ist er mir immer eine der interessantesten Gestalten in der Geschichte gewesen. Jetzt, nach Afrika ziehend, um dem vertriebenen König von Tunis, Muley Hassan, sein Reich wiederzuerobern, hat ihn zugleich ein schwärmerischer Glaubensenthusiasmus, der ihm etwas Liebenswürdiges giebt, erfüllt. Ein Hort des Christenthums, dünkt er sich ausersehen, um selbst über die Weiten des Meeres hin gegen die fernen Heiden die Banner des Glaubens siegreich zu tragen. Für die Einzelmalerei ist dem Dichter dieser Stoff nicht minder günstig. Da giebt es Seeschlachten, Stürme, Wunderphänomene einer fremden Natur, Meeresabenteuer, Nationalschilderungen, frappante Gestalten und Thaten der Gläubigen und Ungläubigen, und Bilder und Gruppen aller Art, welche sich um jene Hauptelemente des Stoffs naturgemäfs herumlegen müssen.

Wie ist es gekommen, dafs aus solchen Elementen Pyrker kein eindrucksmächtigeres Ganze hat entstehen lassen? Weil er sich, wie uns dünkt, ganz in die Unwesentlichkeiten der Darstellung verloren, und seine Kraft am Technischen des Gedichts erschöpft hat, ohne sie der innern Ausbildung des Stoffs gleichermafsen zu Gute kommen zu lassen. Schon die poetischen Grundzüge zu des Kaisers Gestalt hat der Dichter schlecht zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen verstanden. Seine Persönlichkeit wird uns nicht nahe genug gerückt, dafs wir uns hier für sie lebendig zu interessiren vermöchten, und seiner Zeichnung ist überhaupt zu wenig historischer Zeithintergrund als Folie beigegeben, so dafs Karls Erscheinung etwas nebelhafter Schatten geblieben ist. Der Dichter hätte ihn bei weitem mehr in den Vordergrund der Darstellung führen sollen. Aber es scheint ihm überhaupt am Talent individueller Zeichnung zu fehlen und nirgends findet man bei ihm vollkommen individualisirte Gestalten, die ein deutliches Charakterbild abgäben. Dazu kommt, dafs, wie im Homer die Götter Partei nehmen für und wider die Streitenden, so auch Pyrker, um in der Vollständigkeit des epischen Apparats nicht zurückzubleiben, ähnliche Machinationen, die auf die Angelegenheiten und Gemüther seiner Helden vor Tunis zu-

rückwirken, ersonnen hat. Olympische Götter waren indefs zu dieser Zeit an der Küste von Afrika nicht mehr gut aufzutreiben, und so kam der Dichter auf den an sich nicht übeln Gedanken, die Geister der abgeschiedenen Heroen, welche einst an diesen Stätten gewaltet, für seinen Endzweck in Bewegung zu setzen. So bevölkerte er den obern Luftraum seines Epos mit dem Geist Hannibals, des Karthagers, mit dem Geist des standhaften Römers Marcus Attilius Regulus, der einst in der Schlacht von Tunis gefangen worden; ferner mit dem Geist Muhameds, der über die heranziehenden Koranfeinde ergrimmt ist, und gegen das christliche Heer Partei nimmt. Aber auch der Geist Hermanns, des Sohnes des Cheruskerfürsten, erscheint unverhofft oben in den Lüften und gesellt sich schutzreich zu den Bannern Karls; auch Attila, weiland König der Hunnen, läfst sich blicken, und wüthet noch als Geist nach alter Art zum Besten der Barbaren. Diese Geisterschaaren umschweben die streitenden Heere und gehn darauf aus, Unfug zu stiften; Muhamed und Attila sind die tollsten, und besonders der edle Muhamed, der als Geist wohl seiner würdiger hätte silhouettirt werden können, weifs sich vor Tobsucht nicht zu lassen. Endlich kriecht er im letzten Ingrimm mit seinem Freund Attila zusammen in den giftigen Leib einer Riesenschlange, um ein zum Holzfällen ausgesandtes Häuflein Christen unglücklich zu machen, und beide Geister müssen es erleben, dafs Karl V. die Schlange mit eigner ritterlicher Hand erlegt. Es ist seltsam, dafs dies Alles nur einen possirlichen Eindruck beim Leser hervorbringt, aber wer kann über unwillkürliche Eindrücke gebieten? Noch nachtheiliger ist diese Machination indefs den Menschen geworden, die unser Epiker unter dem Einflufs derselben handeln und sich bewegen läfst, indem sie ihre an sich schon geringen individuellen Lebensäufserungen noch mehr beschränkt hat. Der Dichter scheint z. B. für epischer gehalten zu haben, wenn er seinen Helden ihre besten Gedanken und Thaten durch jene waltenden Geister im Schlaf einflüstern läfst, statt dieselben als ein Product ihrer Gesinnungen, ihres Charakters hinzustellen; und in dieser Weise erscheinen Muhamed, Attila u. s. w. oft als die eigentlich wirksamen Triebfedern der vorgehenden Handlung. Wenn ähnliche Einflüsse auf die Handlungen der Helden auch im Homer vorkommen, so nimmt man indefs bei diesem nicht minder wahr, wie entschieden und selbständig er dennoch die Individualitäten zu charakterisiren weifs. Achill, Hektor, Odysseus, Thersites, welche verschiedene Gestalten, die alle in ihrer Art so von Leben und Persönlichkeit durchdrungen und mit so voller Plastik ausgearbeitet sind, dafs sie sofort, wie sie da erscheinen, im Drama auftreten könnten. Keine einzige der Pyrkerschen Figuren besitzt dagegen dramatische Repräsentation; man sieht, man hört sie nicht, und glaubt deshalb auch nicht an sie. Das *Interesse* fehlt ihnen, wie es überhaupt dem ganzen Gedicht fehlt. Eine Dichtung kann viele Schönheiten haben und doch gar keinen Eindruck machen, wenn ihr jener besondere Nerv abgeht, das *Interesse,* welches vornehmlich in der Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit der Charaktere und im energischen Zusammengreifen der Handlung gegründet sein mufs. An ein Zusammengreifen der Handlung ist in diesem Epos gar nicht zu denken; es fällt in lauter Einzelnheiten auseinander, so dafs man fast auf den Gedanken kommen könnte, es wäre, wie das Homerische, ebenfalls aus Rhapsodieen aneinandergefügt. Künftige Kritiker, wenn unter ihnen wieder ein Wolf aufersteht, werden daraus nach Jahrhunderten einmal zu beweisen suchen, dafs es keinen Epiker Pyrker in Person gegeben hat, sondern dafs seine Gesänge, wie die des ebenfalls zweifelhaften Vater Homer, nur aus einzelnen Compilationen entstanden seien. Aber seltsam, dafs dennoch in dem Homerischen Epos, zu welchem ein schaffender Vater bezweifelt wird, jene Einheit des Fadens, trefflich zusammengeschlungen, vorhanden ist, welche dem Pyrkerschen Epos, zu dem wir ja unsern leibhaften Verfasser in völlig unbezweifelter Existenz haben, gerade, wie wir rügten, zu seinem grofsen Nachtheil abgeht. Wir wollen indefs den glänzenden Reichthum gewählter und geschmackvoller Diction nicht verkennen, welche über die vielen einzelnen und vereinzelten Schilderungen des Verfassers wie ein kostbarer Schmuck ausgestreut ist, aber solche Schilderungen sind doch immer nur kalte Küche in der Poesie; es sind die *hors-d'oeuvres*, über die man sich endlich hinwegsehnt, um an dem solideren Theil des Gastmahls den wahren Zweck zu erreichen. Sollen wir aber eine schöne Nebenpartie hervorheben, so ist es z. B. die im elften Gesange, wo Karl V. prophetischen Geistes in einem Gesicht die Schicksale der späteren Deutschen Geschichte vorausschaut, unter Andern den dreifsigjäh-

rigen Krieg und die über den Rhein herüberdringenden Revolutionsgräuel. Als Proben der Manier des Verfs. mögen folgende Verse daraus hier stehen:

„Ha, ein Gesicht, erst jüngst in des Heiligthums Dunkel enthüllet,
Sträubte das Haar an der Scheitel mir auf! Ich zitterte, bebte:
Deutschland sah ich erwürgt nach dreifsigjährigem Wuthkampf,
Rauchend in Schutt die Burgen, die Hütten und Tempel, und ringsum
Heiliges schändlich entweiht, voll Schmach vernichtet der Künste
Mähler, verödet die Gaun. Wo vordem die goldenen Halme
Wogten im schimmernden Abendroth; wo blökende Heerden
Hüpften im lachenden Grün — der Mensch in seliger Unschuld
Gleichbeseligte Menschen ersah, und sich freute des Daseins,
Herrschte nur Grabesstill; und im dornumwucherten Saatfeld
Bleichte das nackte Gebein weithin erschlagener Völker.
Spät erst wagte, mit schüchternem Blick, der Verscheuchte
aus dem Schutte
Sich zu erheben, und sah er nun dort den Schüchternen kommen,
Dacht' er, „Wefs Glaubens er sei?" und brütete Hafs und Verfolgung.
Sieh', Jahrhunderte flohn! Da lag auf den Fluren der Heimath
Finstres Gewölk; zuweilen erhellten röthliche Blitze
Hinter der Wolkennacht der Zukunft Jammergefilde.
Ueber den Rhein scholl Mordausruf; bald wirbelten endlos
Auch in die Deutschen Gaun, vernichtend, herüber des Aufruhrs
Flammen und laut umher ertönte Gebrülle von Freiheit!
Gleichheit! Doch von dem Wagen des lautumjauchzeten Siegers
Klirrten die Fesseln schon entehrender, schimpflicher Knechtschaft." u. s. w.

Solche prophetische Gesichte gehören ebenfalls mit zu dem epischen Apparat und sind nach dem Vorgange der alten Epiker aufgenommen. Auch an der häufigen Wiederkehr gewisser epischer Lieblingsepitheta, deren jeder Epiker ein besonders auserlesenes in seiner Diction zu haben pflegt, hat es unser Dichter nicht fehlen lassen. Virgil liebt bekanntlich nichts mehr, als sein *ingens*, das er gern, wo er nur irgend kann, figuriren läfst. So mufs auch Pyrker sein Epitheton haben, das er immer mit sichtlichem Wohlgefallen vorbringt, und er hat sich dazu das Beiwort *schimmernd* erkoren, das er denn aber auch fast zu oft anwendet. Es findet sich gewifs mehr als tausend Mal in diesen zwölf kurzen Gesängen der Tunisias.

Fast ein ungetheiltes Lob mufs man der Verskunst des Verfs. zuerkennen. Seine Hexameter sind, wenn auch ohne originelle Manier in der Rhythmik, da sie hierin ganz dem durch Vofs ausgebildeten Typus folgen, doch so schön, graziös und wohlklingend, dafs sie den lebhaften Wunsch erregen können, unsere heutigen Dichter möchten dies vielbewegliche ausdrucksfähige Metrum nicht so ganz aussterben lassen, als es fast den Anschein hat. Nachdem es sich die Deutsche Sprache so viele Mühe hat kosten lassen, sich diesen Vers anzueignen, nachdem sie sich sogar zu manchen gewagten, aber ihr gut bekommenen Wendungen verstanden, um sich für die Rhythmik des Hexameters eigens zu organisiren, ist es zu bedauern, dafs derselbe jetzt so schnell wieder aufser Gebrauch bei uns gekommen zu sein scheint, um so mehr, da sich dagegen kein anderes Metrum geltend gemacht hat, als etwa die kurzen, springenden, aber höchst unrhythmischen Verschen in Heine's Reisebildern, die bei unsern jungen Lyrikern seitdem so beliebt geworden sind, aber vor keiner Metrik bestehen können.

Bei der glänzenden Gediegenheit, mit welcher Pyrker diesen Vers handhabt, ist es ihm nur einige Male widerfahren, dafs ihm mitten in dem schönhingleitenden Wohllaut seiner Hexameter *siebenfüfsige* Monstra untergelaufen sind, welche sich selbst der mehrmaligen sorgfältigen Feile, die der Verf. an sein Gedicht in den verschiedenen Auflagen gewandt zu haben scheint, zu entziehen gewufst, z. B.

Ges. III. Vs. 426:

„Aber ach, ihm treu noch im Tod, erduld' unendlichen Jammer."

und Ges. XI. Vs. 359:

„O, so seufzt' ich tief, nicht fühlt er die herzzernagenden Sorgen." — —

Beim Abschlufs dieser Anzeige der Tunisias sehen wir auch den eben erschienenen zweiten Band der sämmtlichen Werke Pyrkers, seinen *Rudolph von Habsburg* enthaltend, angekündigt. Scheinen wir übrigens einen strengen Mafsstab bei der Beurtheilung dieses Dichters angelegt zu haben, so ist nicht zu übersehen, dafs sein vielfach wiedererklungener Ruf als grofser Epiker unabweislich dazu aufgefordert hat.

Th. Mundt.

XXIV.

Die obliquen Casus und die Präpositionen der Griechischen Sprache, dargestellt von Dr. Ernst August Fritsch. Lehrer zu Kreuznach. Mainz, bei C. G. Kunze. 1833. *gr.* 8.

Allerdings erfordert der Standpunkt, zu dem sich die Ansicht unserer Zeit über die syntaktischen Verhältnisse der Sprachen überhaupt, und besonders der Muttersprache erhoben hat, auch für die Griechische Satzlehre eine tiefere Begründung, wie dies mit Recht der Verf. in der Vorrede auseinandersetzt. Allein ob die Einsicht, die zur Begründung solchen Standpunktes erforderlich ist, den Verf. durchaus in Anfertigung seines Buches geleitet habe, dies wird der Leser schon aus dem gewählten Stoffe gehörig beurtheilen können. Es ist nämlich klar, dafs in einer Satzlehre, die den Anforderungen jetziger Bildung genügen will, der einzig einzuschlagende Weg der ist, den Satz aus seiner unmittelbaren Einfachheit des Anfanges durch seine volle reiche Entwicklung bis er sich in der Periode schliefst, zu verfolgen, und dafs hierin jede einzelne Stufe ein nothwendiges Moment in dem systematischen Ganzen bilden müsse. Sieht man aber die Funktionen der Casus an, die in der Grammatik nur in der Formlehre ihre Stellung neben einander mit Recht einnehmen, in der Syntax aber nach der Gliederung der einzelnen Satzfunktionen durchweg getrennt sind, so wird man leicht einsehen, dafs eine Zusammenstellung des syntaktischen Gebrauches derselben nicht viel mehr sein könne, als die empirische Zusammenfassung einzelner Spracherscheinungen, die ihrer eigentlichen inneren Lebendigkeit entnommen sind. Dies ist dem Verf. indessen so wenig entgangen, dafs er gerade die wichtigsten Casusfunktionen, als von andern Lehren abhängig von seiner Untersuchung ausschliefst.

Die Einleitung erstreckt sich über allgemeine Bedeutung der Casus, und es liegt dem dort Gesagten mindestens die richtige Ansicht zu Grunde, dafs die ursprünglichen drei lokalen Beziehungen des Wo, Wohin, Woher die Anschauung des Volkes in Darstellung der Fälle geleitet habe; wo es aber weiter zur Ausführung bestimmterer Kategorien kömmt, verläfst den Verf. Schärfe der Dialektik, und die kaum aufgezeigten Unterschiede verschwinden oder verdampfen in dem Aufgehen ganz allgemeiner Bestimmungen, aus denen sie kaum hervorgetaucht waren. So geschieht es, dafs dem Verf. Casusfunktionen identisch erscheinen, denen die Griechische Anschauung jene bestimmten Unterschiede unterlegt, und deren wir uns in der Auffassung und Würdigung des Allgemeinen sowohl wie des einzelnen Gebrauchs nicht entfremden sollten. Dabei ist der Verf. der Sprachgeschichte etwas fremd geblieben, oder wie sollten wir sonst Aeufserungen verstehen, wie die auf der ersten Seite aufgestellte, dafs nur eine Sprache, die einen gewissen Grad organischer Ausbildung überschritten habe, mehr als drei Casus bilden könne. Zeigen nicht gerade die ältesten Zweige unseres Sprachstammes, das Sanskrit, Zend, eine Fülle der Casus, die nur daraus zu erklären ist, dafs die aus jenen Unterschieden hervorgehenden näheren Bestimmungen verallgemeinert als eigene Casuskategorien gefafst wurden, und dafs erst das spätere Bewufstsein fühlend, dafs jene Bestimmungen zu allgemein seien, um jeden bestimmten Unterschied berühren zu können, den Casusgebrauch beschränkend, zu anderen Mitteln griff, zunächst zur Verwendung der vom Verbo getrennten Präpositionen, um solche Verhältnisse darzustellen; — ein Weg, den wie das Sanskrit ihn einerseits in der noch völligen Verwachsung der eigentlichen Präposition mit dem Verbo bezeugt, so andrerseits die ganze moderne Sprachwelt dadurch beweiset, dafs sie die allgemeineren Casuskategorieen aufgebend, zur bestimmteren Auffassung durch Präpositionen schreitet, an Formreichthum ärmer, an logischer Bestimmtheit reicher werdend. Nach dem vorhergesagten wird es unserem Leser nicht auffallen, dafs wir mit der Darstellung der Casus nach ihrem verschiedenen Gebrauch, wenn es die Zurückführung auf Gedankenbestimmungen betrifft, nicht befriedigt sein können; doch müssen wir gestehen, dafs das Buch im Allgemeinen Gelehrsamkeit und wackere Belesenheit in den Autoren zeigt, nur freilich handelt es sich in vielen Belegstellen um exegetische Auffassung, und da möchte Zweifel und Streit nicht zu meiden sein.

Die Entwicklung der Präpositionen steht wie wir oben gesehen haben, im engen Verhältnisse mit den Casus. Zur richtigen Bestimmung ihrer Bedeutung führt vorzüglich die Betrachtung der Zusammensetzung im Verbo, in der der ursprüngliche Sinn reiner und schärfer ausgeprägt liegt. Diese Untersuchung, so schwierig sie anfänglich scheint, löset sich leicht, sobald man im Griechischen nur den epischen Gebrauch namentlich festhält, andererseits aber die Vergleichung anderer verwandten Sprachen nicht abweiset. Aber der Verf. hat sich in eine Prüfung der Verbalkomposition nicht eingelassen, und dies ist der wesentlichste Mangel dieses Theiles, welcher sonst im Einzelnen scharfe Blicke und richtige Einsicht durchweg verräth. Ehe der Verf. an die *vergleichende* Darstellung der Casus in den verwandten Sprachen geht, wie er in der Einleitung wohl vermuthen läfst, möchten wir ihm rathen, jene von uns berührten Fragen in reifliche Erwägung zu ziehen, damit ihm nicht, wie in dem vorliegenden Werke, das Mifsgeschick widerfahre, nur nach der Seite materiellen Reichthums hin, dem wissenschaftlichen Leser zu genügen.

Agathon Benary.

№ 18.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

XXV.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub, Geh. Kirchenrath und öffentl. ord. Prof. d. Theol. an der Univ. Heidelberg. (Mit der Dedication: Dem Andenken Hegels, seines verewigten Freundes, in der Aussicht auf baldige Nachfolge freudig gewidmet.). Heidelb. 1833. XIV. u. 510 S. 8.

Erster Artikel.

Wenn die Wissenschaften ein Stadium ihrer Entwickelung zurückgelegt, ein neues angetreten haben, so ist es in der Ordnung, dafs zunächst ein kritischer Rückblick in ihnen eintritt, sowohl um sich mit den verlassenen Standpunkten auseinanderzusetzen und den neuen zu rechtfertigen, als auch in dem abgelaufenen Zeitraum die wesentlichen und bleibenden Momente von den nichtigen und vergänglichen gehörig zu sondern. Auch die Theologie, welche kraft ihres Begriffes nächst der Philosophie am meisten Anspruch auf den Namen der Wissenschaft hat, konnte diese Nothwendigkeit nicht umgehen und unternahm es daher vor etwa dreifsig Jahren, in eben dem Maafs, als sie dem wissenschaftlichen Geist Raum in sich gab oder ihn vorbereitete, eine alte Zeit, sei es durch *eine Kritik der Offenbarung* oder auch nur durch *eine Censur des protestantischen Lehrbegriffs*, abzuschliefsen und sich eben damit die neue Bahn offen und frei zu machen. Ist aber das Bestreben, wie das zuletzt genannte, selber nur dieses kritische und bleibt es auf dem Standpunkte der Kritik, wie wenn er der letzte und höchste wäre, stehen, oder ist die Meinung, mit Meinungen nur sei in den Meinungen der Menschen zu vermitteln und an ihnen diese formale, negativ-vernünftige Dialectik auszuüben, um den Begriff der christlichen Theologie, wie wenn sie selber nichts weiter wäre, als Empirie und Kritik oder ein Gemisch von beiden, zu realisiren, so trägt es eben damit selbst schon die Anwartschaft auf seine Vergänglichkeit und das Bedürfnifs eines weiteren Fortschrittes in sich zu einem Punkte, an welchem auch dieses nur als ein, wenn gleich nothwendiger Durchgangspunkt, doch auch nur als ein solcher erscheinen kann, der sich zu einem abstracten Moment des Begriffes herabsetzt. Die Kritik, welche nun eintritt und die Theologie zum Gegenstand habend die zerstreuten Momente des Begriffes sowohl an ihrem Ort gelten läfst, als auch aufhebt, um an ihrer Totalität erst den Begriff in seiner Wahrheit zu haben, ist eine andere und die wahrhafte, es ist die, welche nicht der abstracte Verstand für sich und nur in *seinem* Interesse treibt, sondern welche die freie Vernunft selbst an ihr hat; so ist sie die speculative.

Eine solche speculative Kritik aller bisherigen dogmatischen Theologie ist es, welche in dem vorliegenden Werk und zwar in der grofsartigsten Weise enthalten ist. Es sind nicht kleinliche Bilder und Bestimmungen, die uns hier, etwa wie in einem Gukkasten vorgeführt werden, ohne alle Bedeutung und Nothwendigkeit kommen und verschwinden, sondern diese Kritik hat den widersprechenden Geist in diesen Gestalten zum Stehen und Redestehen gebracht, ihn auch erst überall vollständig ausreden lassen, um das Mangelhafte daran aufzuzeigen. Möglich war eine solche Kritik nicht eher, als bis die Theologie der neuern Zeit in ihrer Zerrissenheit als Supernaturalismus und Rationalismus und in beiden Kategorien als mancherlei Modification und Gestalt von dem einen oder andern Prinzip, dort als strenge und weite, als buchstäblich gelehrtere oder geistigere, hier als die abstract raisonnirende, psychologisirende, ohne Philosophie und im Gegensatze zu ihr philosophirende, sich völlig er-

reicht und erschöpft hatte. Aber nothwendig war sie alsdann und unausbleiblich, sowohl um zu zeigen, wie diese dogmatische Denkarten im Widerspruch mit einander und mit sich selbst mufsten zu Grunde gehen, als auch den Grund nachzuweisen, in den sie gehen, um einer neuen Gestaltung der Wissenschaft Platz zu machen. Berufen dazu war der verehrte Hr. Vf. nicht nur durch den Standpunkt der Wissenschaft, auf welchem allein eine solche Untersuchung gelingen konnte und gründend in der Wahrheit zu führen war, sondern auch durch die umfassende Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit allen Gestalten älterer und neuerer Theologie, obgleich diese unverkennbar genaue Kenntnifs nicht von dem gewöhnlichen geistlosen Citaten-Geräusch begleitet ist. Nicht leicht ist dagegen irgend ein Moment des Begriffes dieser verschiedenen Denkarten unausgeführt geblieben — welche vollständige Darlegung der Begriffsmomente die Verstandes-Flachheit „das Construiren in der Hegelschen Schule" zu nennen pflegt. Aber wer sieht nicht, dafs mit einer solchen Kritik die schon vorhandene Krisis in der Wissenschaft selbst erst vollendet wird, und die Folgen davon für das Leben in der Kirche selbst unübersehlich sind. Sie betrifft nichts Geringeres, als die Prinzipien der Theologie und eine davon unzertrennliche neue Gestaltung der Wissenschaft, deren Bedürfnifs dies Werk an allen Seiten fühlen läfst, ohne jedoch auch das Wesen und den Unterschied derselben gegen alle bisherige Theologie ausführlicher, als es im 3ten Theil freilich den Hauptpunkten nach geschehen ist, zu entwickeln.

Die auf die einfachsten Formeln zurückgeführten Prinzipien, in welche die neuere Theologie mit allen ihren Modificationen zurück-, oder aus denen sie selbst hervorgeht, sind die Autoritäten des Objects und Subjects, dort die Kirche einerseits mit ihrer behaupteten Unfehlbarkeit, andrerseits mit der heiligen Schrift, hier die Vernunft mit *ihren* Ideen und Ansichten; dort ist es das heilige Orakel, welches befragt, hier die Büchse der Pandora, aus der alles hervorgelangt wird. Das Dritte ist dann die äufserliche Vereinigung beider Autoritäten, so dafs an der einen, der göttlichen Offenbarung und heiligen Schrift sich die andere in Prüfung und Beurtheilung nach den Ideen der gesunden Vernunft und in der Auslegung der Schrift geltend macht. Wie hinter der einen und andern Autorität sich die Selbstsucht versteckt oder zum Vorschein bringt, ist hier mit einer Klarheit und Tiefe, Schärfe und Bündigkeit, Gedanken-Fülle und -Macht entwickelt worden, welche selbst bei denen, die, es sei aus welchem Grunde es wolle, sich von dem Inhalt des Buches wegwenden, nicht ohne Anerkenntnifs und Bewunderung bleiben wird. Es mufs sich wenigstens dem Gefühl des Befangensten verrathen und aufdrängen, dafs die Schwächen und Mängel der modernen Theologie noch nirgends so, wie hier, aufgedeckt sind, und dafs von derselben fernerhin kein Heil für die Kirche und ihre Wissenschaft der Religion zu erwarten steht. Jetzt, wo diese *Wissenschaft* mit allen ihren grofsen Rechten und Ansprüchen noch immerfort, theils in dem angelernten Glauben der Frömmelei, theils in dem angeklügelten der Vernünftelei gefangen liegt, ist es kein geringes Verdienst, auf die Knechtschaft, welche sich selbst für Freiheit ausgiebt und in die nicht der christliche Glaube sich, sondern nur das Subject sich mit ihm begeben hat, aufmerksam zu machen. Dies lügenhafte Prinzip der Theologie in allen seinen Winkelzügen und Abstufungen vom unbefangenen Selbstbetrug an bis zur äufsersten Selbstbelügung hin ist wohl durch dieses Werk hinreichend an den Tag des Bewufstseins gekommen und was allein nur noch zu wünschen und zu thun ist, wäre, dasselbe, wie es aus solcher Wissenschaft auch in die Praxis eingedrungen und besonders auf den Kanzeln als die äufserste Eitelkeit und Heuchelei zu den schauderhaftesten Erscheinungen kommt, gleicherweise aufzudecken. Denn wer kann sich verhehlen, wie sehr sich hier im Leben sowohl als dort in der Wissenschaft, das Subject vor der Sache hervordrängt, und welche der Sache selbst fremde Gewalt hiemit dem Object angethan wird. Es ist die unendliche Anmaafsung der Subjectivität, dafs sie voraussetzt, es werde ja, was sie vorbringt, immer interessant und gut genug sein für andere, die auch nur subjectiv interessantes zu wissen begehren: gleich aber sind sich beide darin, dafs es ihnen um die Sache selbst noch gar nicht zu thun und kein Ernst damit ist. Das Subject hat allein Recht, die Sache selbst hat keines. Dagegen ist dies Werk das vollständige Bewufstsein des Widerspruchs, worin sich die neuere Theologie mit sich selbst befindet, Bewufstsein der Knechtschaft und Freiheit zugleich. Es ist der theologische Beweis dessen, was Calderon sagt:

dafs Ich sich selbst die gröfste Krankheit ist; aber auch der speculative Commentar zu dem Ausspruch Christi: *ich bin die Wahrheit*; *die Wahrheit wird euch frei machen.* Auf diese Freiheit, in der alle wahre Autorität begründet ist, auf diese Unabhängigkeit des Gedankens von aller Sub- und Objectivität ist es allein abgesehen.

Die Untersuchungen über das protestantische Prinzip der Dogmatik, dessen einzelne Momente hier ihre scharfsinnigste Würdigung finden, sind von vorzüglicher Bedeutung und Wichtigkeit und gehen zuletzt zu einem Abschlufs und Resultat, welches anzuerkennen sich wohl nur noch die völlige Befangenheit oder Bewufstlosigkeit weigern kann. Nicht zu erinnern an die gewöhnliche gedankenlose Verwechselung von Norm und Prinzip, nach welcher man die Bibel, in den Glaubensbekenntnissen der evangelischen Kirche stets und äufserst genau *norma fidei* genannt, zum Prinzip des Glaubens machte, kann man es doch unmöglich länger läugnen, dafs der Grundsatz: die Bibel sei die Offenbarung und Quelle unseres christlichen Glaubens, noch gar vieler Bestimmung bedarf, um gegen den Mifsverstand und Unverstand geschützt zu sein, der sich fortwährend noch daran knüpft. Denn was ist die Bibel ungelesen, unverstanden, unausgelegt? ist es nicht so gut als wäre sie gar nicht da? Gehört aber das Lesen, Verstehen und Auslegen so wesentlich mit zu ihr selbst, dafs sie ohne dasselbe nicht kann Quelle aller göttlichen Offenbarung und christlichen Religionserkenntnifs sein, so mufs sie wohl der wahren Hermeneutik, als ihres Schlüssels, bedürftig sein, und das Prinzip vielmehr so lauten: die Bibel, *so, wie wir sie verstehen und auslegen*, ist diese Offenbarung und Quelle u. s. f. Da ist sie aber die Bibel nicht mehr an und für sich, sie kommt mit ihrem göttlichen Inhalt auf ein ganz menschlich Gebiet herüber, ist ein von der Kritik und Gelehrsamkeit abhängiges und in alle Abwechselungen und Zufälligkeiten menschlicher Bildung und Unbildung, in alle möglichen Voraussetzungen und wirkliche Folgerungen daraus verflochtenes. Indem jeder so die Bibel anders und nach seinen Ansichten interpretirt, steht an der Stelle der objectiven Autorität, die wir an ihr zu haben dachten, eine ganz subjective. Man wird dem Hrn. Vf. nicht den Vorwurf machen können, dafs er der Bibel nicht alle Ehre, die ihr gebührt, gelassen hätte; er hat sie vielmehr nicht nur in dem Dienst, den sie gegen die objective Autorität der kirchlichen Unfehlbarkeit geleistet, sondern er hat sie auch in ihr selbst begriffen als das, was sie *wahrhaft* ist. Höher allerdings, als die Bibel, ist der Glaube gestellt, den sie lehrt. Aber ist es nicht so und mufs es nicht so sein? Ist der historische Glaube mehr, als die *äufsere* Bedingung des religiösen? Gegen den Glaubensinhalt der Bibel tritt sie selbst zurück als das ihm untergeordnete. Kommt es nun vollends zur Wissenschaft, so ist sie das wahre Wissen allerdings nur so, dafs es vom Glauben, dem wesentlichen Inhalt der Bibel, nicht ab- und loslâfst; es hat an diesem Glauben selbst allein seinen Gegenstand; aber es ist doch wohl als Wissen ein anderes, als wieder nur Glauben; wozu sonst die Wissenschaft? wäre sie nicht eine blofse Illusion? Der Gegenstand aber, den der christliche Glaube hat, ist Gott, als der Dreieinige. Der Glaube ist es, worin das Berichten der Bibel seine Wahrheit hat, aber die Erkenntnifs ist es, worin der Glaube seine wissenschaftliche Wahrheit und Rechtfertigung hat, und um des Glaubens und der Erkenntnifs willen ist es, dafs die Bibel uns von Gott, als Vater, Sohn und Geist Bericht gegeben hat. Durch diese *erkannte* Wahrheit erst ist die Welt frei geworden, und an die Stelle der Freiheit tritt die Unfreiheit, wenn, „statt dafs geglaubt werde, was gesagt worden, *weil es wahr ist* — was wahr ist, geglaubt werden soll, *weil es gesagt worden*". S. 330. „Aus der Erkenntnifs Gottes, wie sie die des denkenden Subjects in der Unterwerfung seiner selbst unter *das* Denken ist, so, dafs *erst* hiemit dasselbe zu *dem seinigen wirklich* wird, rechtfertigt sich denn auch die Behauptung, dafs das, was nach dem Bericht der Bibel, Christus und seine Apostel lehrten, *darum, weil* sie es lehrten, wahr sei: denn die Erkenntnifs enthält, dafs er, indem als Gott und Mensch die substanzielle Wahrheit selbst, spricht und lehrt, was wahr ist *darum, weil* es wahr ist.". S. 332. „Und nicht nur *ein* Mittel ist sie, welches zweckmäfsig und sogar das zweckmäfsigste wäre, sondern vielmehr *das* Mittel und neben der Taufe und dem Abendmahl das *einzige*, wodurch von der Wahrheit die Selbständigkeit der Kirche äufserlich und so begründet ist, dafs aus der erkannten Wahrheit seine *innere* Nothwendigkeit, wie die der beiden andern, somit die Bibel, wie die Taufe und das Abendmahl als *Gnaden*mittel d. i. als das der Welt für ihre Freiheit *von der Wahrheit Gegebene* und nicht von

der Subjectivität oder Knechtschaft *Gemachte*, zu begreifen steht." S. 333. Die affirmative Seite dieser kritischen Untersuchung ist also, dafs die Dogmatik am *christlichen* Glauben ihren Gegenstand und in ihm die Kirche ihre Autorität hat, beide aber, Glaube und Gemeinde der Gläubigen, ihre Autorität in der *erkennbaren Wahrheit an und für sich* haben. Indem eben darin erst zur wahren Freiheit zu gelangen steht, ist eben dieses Prinzip *das wahrhaft protestantische*. Mit diesem Prinzip, unbefangen und unbewufst ausgeübt der Anfang der evangelischen Kirche vor 300 Jahren, dann durch mancherlei Entstellung im Supernaturalismus, durch mancherlei Verstellung im Rationalismus hindurch gegangen, ist der Protestantismus jetzt erst zu seiner vollen Wahrheit gelangt.

Es handelt sich demnach jetzt in der Wissenschaft und in Ansehung ihres Prinzips um nichts Geringeres, als um das Recht, welches Gott selbst habe, von dem Menschen erkannt zu werden. Dieses Recht mufs von Allem, was nur Parthei ist und jedem, der nur einer Parthei angehört, geleugnet werden, mit der Anerkennung dieses Rechts aber würden sie alle zugleich der wirklichen Erkenntnifs Gottes theilhaftig sein, weil sie es nur *aus* Gott *in* Gott erkennen könnten. Wie lange man sich daher auch der Scheu befleifsige vor einer Untersuchung des Prinzips oder des Grundes und Bodens, worauf die Theologie gegenwärtig steht, und die Fragen und Zweifel umgehe, ob sie auch wohl fest und sicher darauf stehe, oder mit untergeordneten Interessen sich beschäftige, wie wenn das Allgemeine längst in der nöthigen Ordnung und abgemacht sei, endlich mufs sich die Aufmerksamkeit doch auch darauf lenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Die Juden im Preufsischen Staate, eine geschichtliche Darstellung der politischen, bürgerlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Juden in Preufsen, nach den verschiedenen Landestheilen von C. F. Koch, Königl. Preufs. Oberlandesgerichts-Assessor und Director des Land- und Stadtgerichts zu Culm. Marienwerder 1833. *Im Verlage bei Albert Baumann IV. und* 306. *in* 8.

Wer eine Geschichte der Juden schreiben will, mufs grofse Eigenschaften besitzen, die einem sonstigen Historiker abgehen können. Es kommt nämlich hier nicht blufs auf Thatsachen, und auf eine treue Wiedergebung derselben an, sondern wesentlich auf den Standpunkt und den Geist des Geschichtschreibers. Wie die alte Jüdische Geschichte nur als heilige, nicht als profane eine Bedeutung hat, so kann von der neueren gesagt werden, dafs sie nicht in ihrer eigenen Selbstständigkeit, sondern nur als Reflex und Wiederspiegelung der Weltgeschichte einen Werth besitzt. An sich ist die Geschichte der Juden nicht wichtiger, als die gründliche Aufzählung der verschiedenen Marterwerkzeuge, als die gelehrte Betrachtung der Daumschrauben wäre, die bei Hinrichtungen gebraucht worden sind. Will man diesem Stoffe ein dauerndes und ewiges Interesse geben, so mufs man ihn als das weiche Element betrachten, auf dem die Weltgeschichte ihren Druck hat auftreten lassen: alle Leidenschaften, die sich hier bewegten, werden darin ihre negative Seite haben, und die harmonische Auflösung aller jener Qualen, ist nur die Verallgemeinerung und die Gedankenmäfsigkeit des Weltgeistes selbst.

Was sollen wir nach diesen Ansichten zum vorliegenden Buche sagen? Die ganze Aufgabe, eine statistische Geschichte der Rechtsverhältnisse der Juden im Preufsischen Staate zu schreiben, ist an sich so leer, dafs man die unendliche gelehrte Abmühung des Verfassers, sein eifriges und emsiges Quellenstudium, nur bedauern kann. Welche Wichtigkeit liegt in der That in der gründlichen Erörterung, über den Begriff, die Erwerbung und den Verlust des Judenschutzes, (S. 32 — 47.) in der sehr fleifsigen Ausführung über die Einschränkungen und Zurücksetzungen der Juden in bürgerlichen und rechtlichen Verhältnissen, (S. 48 — 125.) und in der Abhandlung über die eigenthümliche gesellschaftliche Verfassung und das nationelle Recht der Juden (S. 125 — 163.), wozu dem Verfasser doch nur äufsere und dürftige, aber keine inwendige Quellen zu Gebote standen. Die Eigenschaften, welche wir oben von einem Geschichtschreiber der Juden verlangten, hat derselbe nicht, und konnte sie auch nicht haben. Es war ihm gerade um die Beziehungen zu thun, die wir nur als sekundaire betrachten, um den Druck der Gesetze, als einen absoluten, den wir nur rücksichtlich seiner Wirkungen dargestellt sehen möchten. Wenn auch die Entwickelung des heutigen Zustandes seit dem Jahre 1812, und seiner Rechtsverhältnisse (S. 171 — 221.) so wie der Lage der Juden in den wieder eroberten und neuen Provinzen (S. 222 — 306.) von dem Verfasser mit eben so vieler juristischen Wichtigkeit und nicht minderem Ernst, als die vorigen Abschnitte, vorgetragen ist, so fehlt ihr doch der weltgeschichtliche und philosophische Sinn, die gemüthvolle Erschlossenheit für alles was Emancipation gedrückter Klassen heifst, ohne welche solche Versuche einen peinlichen Eindruck zurücklassen. Was soll man sagen, wenn der Verf. Paulus, den geistlosen Mitreder über Alles, einen Riesen und Löwen nennt? Mufs man nicht in der That meinen, dafs *Basnage's histoire des juifs* eine bis jetzt noch unübertroffene Geschichte sei!

Gans.

№ 19.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

Niemand wird läugnen, es stehen hier die höchsten Interessen des Geistes, der Religion und ihrer Wissenschaft auf dem Spiel und wie man auch über den Inhalt dieses Buches denke, Niemand wird wohl dem Hrn. Vf. das Verdienst streitig machen, sie zur Sprache gebracht zu haben und zwar in einer Weise, die es auch verbürgt, dafs sie nicht unberücksichtiget bleiben werde. Es steht vielmehr zu hoffen, sie werde noch manche Untersuchung, sei es für oder wider, nach sich ziehen, wobei die Erkenntnifs der Wahrheit nur gewinnen kann. Die Vernachlässigung aller Notiznahme von diesem Buch würde entweder nur Erklärung absoluter Schwäche oder das Geständnifs sein, dafs man in demjenigen, was es der heutigen Theologie zum stärksten Vorwurf macht, beharren *wolle*. Das Ignoriren ist zwar eine oft schon in solchen Fällen angewandte Waffe, die aber doch nicht auf die Länge vorhält und die unausbleibliche Folge davon würde doch nur sein, uns, die wir älter und vom Fach sind, durch das jüngere Geschlecht, von welchem dies Buch ohne Zweifel begierig ergriffen werden wird, bald beschämt und überflügelt zu finden. Dabei mufs man ferner dem Hrn. Vf. den Vorzug zugestehen, dafs er selber von demjenigen, was er an dem Thun der temporären Theologie tadelt, dafs mittelst ihrer nicht die Sache sich selbst begreife, sondern das Subjekt nur darin sein Wesen treibe, sich zur Hauptsache, die Sache zur Nebensache mache, sich vollkommen frei und rein erhalten und den Leser überall in den innersten Kern des Gegenstandes versetzt hat. Aber diese Abstraktion ist das Schwere des Buchs und so ist, was es beseitigen will, um zur Erkenntnifs der Wahrheit zu führen, eben das, was ihm am meisten zur vollen Anerkennung und Wirksamkeit hinderlich sein und im Wege stehen wird. Anstatt aber dieses aufrichtig zu gestehen, wird man nur sagen, das Buch sei zu schwer *geschrieben*, am Stil, an dem schwierigen Periodenbau, an dem *Verf.* liege die Schuld, dafs man keinen Gebrauch davon machen könne. So hat das Ich am Ich, auch wenn das zweite ein Du ist, den scheinbaren Vorwand gewonnen, sich selbst zu behalten und gegen alle Einreden bestens zu erhalten. Wollen wir es nun zwar keineswegs läugnen, dafs schon um dieser Gegenreden willen, zu wünschen gewesen wäre, es möchte, durch den verehrten Hrn. Vf. keine Veranlassung dazu gegeben worden sein, so ist es doch andrerseits eine ungerechte Forderung, dafs in und mit der Zumuthung und dem Beweis der Nothwendigkeit, dafs das Ich von sich abstrahire und unabhängig werde, nicht das Experiment selbst gleich an dem Ich gemacht werden und es dasselbe nicht an ihm selbst vollziehen soll, um zu sehen, ob und wieviel es in dieser Hinsicht zu leisten oder über sich zu gewinnen vermöge. Der Hr. Vf. bleibt auch darin nur seiner Aufgabe getreu und hat es durchgängig weder mit dem Subjekt des Schriftstellers, noch des Lesers zu thun. Hieraus ist dagegen zugleich der grofse Vorzug und Vortheil für das Buch und den Leser selbst entstanden, dafs der Hr. Vf., den Blick allein auf die Sache geheftet, es nirgends in diesem Buch mit bestimmten Personen und Namen zu thun hat, obgleich sie dem, der mit dem Zustand dieser Wissenschaft bekannt ist, während des Lesens unaufhörlich zwischen den Zeilen herumlaufen, als die lebendigen Conterfeis der hier mit wahrer Meisterschaft allein in ihren bestimmten Denkarten geschilderten Gestalten.

Wie nun selber ein Werk des Gedankens in einem Sinn, als es wenige sind, so verlangt es auch von dem Leser den Gedanken und die Mühe des Denkens in einer Weise, wie wenig andere, besonders die Stetigkeit, welche nicht sich übereilend bei jedem Schritt verwei-

len kann, eben so sehr als die Beweglichkeit, welche sich in jeder Entwickelung zum Fortschritt aus dem Anfang in das Ende entschliefsen, aber jenen in dieses mitnehmen und so das Ganze sich vergegenwärtigen kann. Es greift dabei in viele andere Wissens[illegible]haften hinüber und bringt uns diese in grofsen Zügen [illegible] Zusammenhängen vor die Augen: die reichen Ge[illegible]te der Natur und Geschichte sind die allgemeinsten Sphären, in denen und durch die sich hier der Gedanke bewegt und der tiefsinnige, philosophische Geist, der das Ganze durchweht, macht es auch nicht allein für den Theologen zu diesem Werk von so grofser Bedeutung.

Ist aber weder das äufsere Ignoriren, noch das innere Ermangeln der Lust und des Entschlusses zum Denken zu befürchten, so bleibt noch ein Vorwurf zu besorgen, womit man dann zugleich viel anderes abgemacht und abgelehnt zu haben denken kann. Man wird sagen: auf das moralische Gebiet habe der Hr. Vf. eine an sich ganz wissenschaftliche Untersuchung gespielt; eine Anklage der gegenwärtigen Theologie habe er aufgestellt; den Vorwurf der Selbstsucht habe er ausgesprochen zwar immer nur über Denkarten, aber man wisse doch wohl, dafs die Denkart auch ihre Vertreter und Organe habe, ihr Ich und Du, sogar ihr Wir! Ist diese Rede nun an und für sich schon eine Bestätigung der Anklage und ihrer Nothwendigkeit, da auch damit das Ich nur sich und sein Princip im Auge hat, sich gegen die Sache selbst ganz gleichgültig zeigt, sich nicht, wie der Hr. Vf. darüber vergessen kann, so sollte billig schon gegen jene Einwendung die Erklärung in dem Buche selbst genügen, dafs die vorkommenden Anschuldigungen in dem ganzen Verlauf der Untersuchung nicht Ausdrücke seien zur Bezeichnung eines Unmoralischen, sondern des Unwissenschaftlichen. S. 375. So durchgängig *bewiesen* ist mit dem Ausdrucke: Selbstsucht nicht geschimpft. Wann ist das Denken selbstsüchtig? wenn Ich nur dessen Princip ist, nur sich sucht, in allen seinen Gedanken, selbst bewufstlos, nur sich beabsichtigt. Ist davon ein moralisches Verhalten unzertrennlich, so ist es von wegen der Identität des Denkens und Wollens, welche sich schon in der Aufmerksamkeit zeigt. Sie ist das Wollen am Denken, wie ihr Mangel das Nicht-Wollen. Nimmt sich das Ich das Recht, ein Denken oder Nicht-Denken, ein So- oder Anders-Denken sein zu *wollen*, so hat es in der Wissenschaft, als dem gemeinsamen Boden, ihm das Recht gegenüber, ihm auch die Pflicht vorzuhalten, dafs es zum Denken sich nicht nur entschliefse und dasselbe wolle, sondern von da an auch sein Denken von aller Ab- und Zu-Neigung rein erhalte, seinen Blick allein der Sache, der Wahrheit und ihrer Erkenntnifs zu-, nicht aber stets nur auf sich zurück-wende, wenn es dem gerechten Vorwurf der Selbstsucht ausweichen will. So sehr mit diesem und ähnlichem Tadel der Hr. Vf., durch die Sache berechtigt und von aller Hinsicht auf die Persönlichkeit frei, sich rein auf dem intellektuellen Gebiet gehalten hat, so spricht doch die tägliche Erfahrung laut genug darüber, wie sehr noch zur Zeit das Denken in der Wissenschaft in den Fesseln des Willens, selbst des ganz bewufstlosen und weiter hinab sogar der Begierde liegt, dafs der Wunsch, etwas möchte wahr oder unwahr sein, vielen weit mehr, als eine rein objektive Untersuchung am Herzen liegt und dafs die Ich- und Wir-Sucht (die Selbst- und Parthei-Sucht) nicht anders kann, als ungerecht zu sein, wie sich genugsam an so vielen Urtheilenden zeigt, die es selbst an der ersten Bedingung der Berechtigung dazu, an der historischen Notiznahme von demjenigen, worüber sie absprechen, fehlen lassen. Unberechtigt ist der Vorwurf der Selbstsucht in der Wissenschaft, wenn er allein aus dem Sollen hervorgeht, wenn der, der ihn macht, die Wahrheit ganz unbeachtet und unbewiesen läfst; aber der moralische Anstrich des Urtheils kann Niemanden abhalten, es zu fällen; es ist, wie wenn einer sagte: dieser oder jener Standpunkt in der Wissenschaft, etwa der von dem an- und für-sich-Wahren abstrahirende, über gesammelte Stellen der Bibel oder über subjektive Gefühle nur raisonnirende sei ein *schlechter* Standpunkt für die Dogmatik. Darf man das nicht sagen? Läfst sich das nicht beweisen? Der vollständige Beweis ist enthalten in diesem Buch.

Doch selbst wenn die theologische Seite dieses Werkes Manchen vielleicht zu unangenehm berühren oder zu schwer vorkommen möchte, so wird er gewifs um so mehr Interesse nehmen an einer andern, welche man die politische nennen könnte: denn auch auf das Gebiet des Staats geht der Hr. Vf. hinüber, indem er ihn zuletzt noch in dem Zusammenhange mit der rationalistischen Theologie und mit allen Folgen von dieser für denselben betrachtet. Nach einer unübertrefflichen Schilderung der liberalen Ansicht und der abstrakten, Staat und Kirche reformirenden Freiheit zeigt er, dafs, wie weit auch die Selbstbelügung in einzelnen Individuen und Corporationen gehe, doch die Wahrheit der Unabhängigkeit des Staats eine im Nationalbewufstsein und Wort so unüberwindliche Macht sei,

dafs die sich ihr entgegensetzenden sich vor ihr beugen müssen und zuletzt nur die Redensarten von aufgeklärter Gottesverehrung, volksthümlicher Regierung, republikanischer Freiheit und dem noch nicht Reifsein für dieselbe übrig behalten. Gelänge es freilich einer moralisirenden, durch Gelehrsamkeit imponirenden und vernünftelnden Theologie, sich zur Institution für die kirchlichen Lehrer, Prediger und Beamten überhaupt zu machen und mittelst ihrer die Kirche in einen *Verein* zu verwandeln, so würde allerdings die Einheit im Glauben an die gottgleiche Majestät des Weltheilandes erlöschen und die Macht der Wahrheit im nationalen Bewufstsein und Wort eine nur vorgebliche und nichts weniger als unüberwindliche, die Wahrheit aber, deren Macht sie ist, blos ein weit verbreiteter Irrthum zu sein scheinen. Indefs läfst sich das gegen die Freiheit überhaupt gerichtete Thun solcher Theologie nicht verkennen und kann die Ahnung dessen, was von ihr zu erwarten sei, nicht ausbleiben. Es wird in eben dem Maafs die Aufmerksamkeit der Kirche auf das gegen sie gerichtete Streben gröfser und wird hiemit „da sie, dasselbe zu beschränken oder zu unterdrücken keine Gewalt hat, auch eine solche, wenn sie ihr, etwa vom Staate, angeboten würde, in Folge ihres Princips von freier Forschung, verschmähen müfste, endlich wohl das Gefühl der Nothwendigkeit einer Wissenschaft rege — die auf die Anerkennung der Kirche, als der im Willen Gottes ewig begründeten und des Staats, als des durch eben diesen Willen in ihr, dem Reiche Gottes auf Erden bestehenden und zugleich von ihr unabhängigen geht. Ist dann insbesondre von der *allein* aus der Majestät Gottes erkennbaren Majestät des Fürsten als eine solche, der nichts substituirt werden könne, die Rede, so werden freilich jene dieser Wissenschaft die unedelsten Absichten Schuld geben und während sie selbst dem, was ihnen *Volk* heifst, den Hof machen und die Ichheit mit ihren Attributen für die Gottheit nehmen, jene als Hofphilosophie, pantheistische Theologie zu stigmatisiren nicht ermangeln". S. 456. Zu dem (jesuitisch) pfäffischen Element dieser Theologie und dem Mangel aller Aufrichtigkeit gegen die Kirche, wovon hierauf der Hr. Vf. noch handelt, gehört insonderheit die grofse Industrie, die Anhänger dieser abgestandenen Demagogie und Theologie zu ganzen Haufen in die Kirchenämter zu bringen, wie auch die Freigebigkeit mit moralischen Dispensen von Haltung des Worts und amtlicher Zusage, z. B. bei Annahme einer vorher unter grofssprecherischen Versicherungen, man wolle eher sein Amt aufgeben, verworfenen Liturgie und nachmaliger kindischtrotziger Erklärung, man habe sie zwar angenommen, glaube aber nicht an den Inhalt derselben.

Für eine nähere Anzeige dieses Buches entsteht aufser der allgemeinen Schwierigkeit, die in der Sache selbst und ihrer Entwickelung liegt, auch noch die, dafs sie mit wenigen Worten den Hauptinhalt desselben darlegen müfste. Der gröfste Vorzug des Werkes aber ist gerade dies methodische Fortschreiten von den entferntesten Puncten zu den nächsten, das Zurückgehen auf die einfachsten Momente des Begriffs und das Vorwärtsgehen zu den höchsten, concretesten, der ununterbrochene, äufserst fein verwebte Zusammenhang. Dieser, der gerade erst den Beweis enthält, mufs in einer solchen Darstellung, die so nur Behauptungen zu enthalten scheint, gänzlich verloren gehen und in dieser Hinsicht müssen wir einen Jeden, dem es um die Sache selbst zu thun ist, an das Buch selbst verweisen. Es bliebe sonach kaum mehr übrig, als eine blofse historische Relation über den Hauptinhalt und Gedankengang des Buchs, welche sich höchstens noch durch eine Auswahl von Proben einzelner vorzüglicher Stellen aus jedem Abschnitt dem Leser empfehlen könnte. Der beste Nutzen aber von einer solchen Uebersicht und Uebersetzung des ausgeführten Details in die einfachsten Elemente könnte nur sein, den Zugang zu dem Buch desto leichter und einladender zu machen.

In einer kurzen Einleitung sind zunächst die Begriffe des Selbstlosen, des Selbstischen, des Selbsts und Selbstgefühls erörtert. Als animalisches schliefst das Selbst mit Empfindung und Vorstellung ab und sich in sich ein. Das Es-selbst-Sein und sich-das-Wahre-Sein sind noch eins und dasselbige. Diese Gewifsheit und Wahrheit ist die des Selbstgefühls, seine Wesenheit. Ihrer wird das seiner sich bewufste Selbst, das Ich inne; es erinnert sich ihrer: denn das Selbst*bewufstsein* war zuerst blofses Selbst*gefühl* und fährt auch, nachdem es Bewufstsein geworden, fort, dasselbe zu seinem Inhalt und als *sinnliches* in ihm seine Haltung zu haben. Von diesem Punct ist sogleich der Uebergang gemacht zu der auf diesem Standpunct möglichen Behandlung der Wissenschaft und dem gemeinsamen Charakter aller in diesem Prinzip befestigten dogmatischen Systeme. „Diese Erinnerung (des Ich) könnte ihm nun wohl, wenn von ihm etwa die Frage nach der Gewifsheit und Wahrheit der Religion oder der Wissenschaft oder beider,

gestellt wird, Veranlassung geben, dafs es versuche, ob nicht mit der einen oder andern, oder mit beiden, wie mit einem Zwillingspaar, im Selbstgefühl als ihrem Prinzip, oder falls dieses weiter sich dahin bestimmen sollte, im Abhängigkeitsgefühl, als eben solches, anzufangen und ob nicht dasselbe, beim Fortsetzen der Arbeit zur Antwort auf besagte Frage, stets zu beachten, und in ihrem endlichen Ergebnifs, in der Antwort selbst, auf immer festzuhalten sei.

(Der Beschlufs folgt.)

XXVII.

Die schöne Litteratur Europa's in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen, gehalten vor einer gebildeten Versammlung, von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. an der Universität zu Jena. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. 1832.

Der Zweck solcher Vorlesungen, den man als einen ästhetisch-gesellschaftlichen bezeichnen konnte, läfst sich verschieden in seinem Werth anschlagen, je nachdem man die eigentlich kritischen Ansprüche mehr oder weniger dabei fallen zu lassen geneigt ist. Es ist ohne Zweifel verdienstlich, wenn routinirte Litteraten, wie Hr. Wolff in Jena, ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit dazu benutzen, um durch Vorträge dieser Art auf eine gewisse gesellige Weise Litteraturkenntnisse und Geschmack an schöner Kunst in die gröfseren Kreise des sogenannten gebildeten Publikums zu bringen. Etwas nützen werden sie immer, wenn auch nicht gerade der Litteratur selbst. Die gesellschaftliche Manier derartiger Unternehmungen verführt immer dazu, der Gefälligkeit der Unterhaltung, welche vor Allem dabei erstrebt wird, die gründlichere und eigenthümlichere Litteraturbetrachtung zum Opfer zu bringen, und so verbindet sich mit der einschmeichelnden Leichtigkeit solcher Darstellungen immer nur zu bald die Seichtigkeit ihres eigentlichen Gehalts. Hiermit haben wir auch schon die Tugenden und Schattenseiten des vorliegenden Werks charakterisirt. Aeufsere Leichtigkeit und innere Seichtigkeit begegnen sich darin zu einer gewissen Harmonie, der man Eleganz und Haltung, wie sie zu einem guten gesellschaftlichen Auftreten gehören, nicht absprechen kann. Dies ist eine Litteraturgeschichte im sogenannten guten Ton, eine Aesthetik im conversirenden Gesellschaftsstil, in dem man sich Alles eher erlauben darf, als ein zu tiefes Eingehen in den eigentlichen Zusammenhang der Dinge; es ist ein litterarhistorisches Komplimentirbuch, aus dem man sich mit der Litteratur bekomplimentiren lernen kann, ohne dadurch, nach der leidigen Natur aller Komplimente, zu einem soliden freundschaftlichen Umgange mit ihr zu gelangen. Ref. darf nicht fürchten, den Absichten des Hrn. Prof. Wolff hiermit Unrecht zu thun; derselbe weifs und fühlt es ebenso gut wie wir, welchem Standpunkt sein Buch angehört, und er hat sich deshalb in der Vorrede eigens alle *Kritik* dieser Vorlesungen, der sie auch in der That nicht anheimfallen können, gewissermafsen verbeten. Aber dennoch müssen wir gestehen, dafs das Werk selbst für den bescheidenen und begränzten Zweck, den es sich gestellt, doch etwas besser und gründlicher hätte ausfallen können.

Der Verf. beginnt seine Darstellungen der neuesten schönen Litteratur Europas, nach kurzen allgemein einleitenden Bemerkungen, mit einer Vorlesung über die Französischen Dichter der letzten Zeit. Lobenswerth sind die Andeutungen über die Geschichte der Sprache, welche der Verf. dem Ueberblick der einzelnen Litteraturen vorangehen zu lassen pflegt; und was in diesem Betreff zur Einleitung der Französischen Litteratur gesagt wird, ist um so besser ausgefallen, da Hr. W. hier bekanntlich am gewiegtesten und umsichtigsten ist. Dagegen macht sich das Unbefriedigende der litterarischen Ausführungen selbst schon in diesem Abschnitt fühlbar und steigert sich mit den folgenden. Unter den Romantikern, die der Verf. besonders heraushebt, erhielt mit Recht Victor Hugo die umständlichste Würdigung. Nach ihm werden Lamartine, Méry und Barthélémy, Beranger, Désaugiers, Cas. Delavigne u. A. in mehr oder weniger ausgeführten Zügen vorübergeführt. Aber man erhält dadurch kein rechtes anschauliches Bild von dem ganzen beweglichen Thun und Treiben der heutigen Französischen Litteratur. Ein solches kann auch unmöglich entstehen, wenn man blofs die schöne Litteratur vereinzelt und abgezweigt, wie es hier nur die Aufgabe des Verfs. war, ins Auge fassen soll, da gerade das bunte Durcheinander der politischen, philosophischen, historischen, poetischen und wissenschaftlichen Richtungen, wie sie oft seltsam ineinander übergreifen, den gegenwärtigen Litteraturzustand der Franzosen originell charakterisirt. Unter den Engländern wird besonders Byron ausführlich besprochen, aber nichts Neues gesagt. Aufserdem sind Thomas Moore, Walter Scott, Southey, Campbell, Crabbe, Rogers, Milman, Montgomery, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Lady Morgan, Cooper u. A. beurtheilt, und meistentheils mit Proben aus ihren Dichtungen belegt. In dem Abschnitt über die Holländische Litteratur wirft der Verf. zugleich einen Rückblick auf die früheren Perioden der Poesie der Holländer; unter den neueren Dichtern dieser Litteratur werden Bilderdyk, der Lyriker Tollens, der Kantisch-philosophische Poet Kinker und Feith, als die bedeutendsten Erscheinungen hervorgehoben. Sodann folgen kürzere Abschnitte über Spanische, Italienische, Portugiesische, Russische, Ungarische, Schwedische, Dänische und Polnische Litteratur. Den Beschlufs macht eine Vorlesung über die Deutsche Poesie der neuesten Zeit, welche leider zu den schwächsten Partieen des ganzen Buches gehört. Die Abschnitte über die ausländischen Litteraturen erhalten noch durch die reichlich gespendeten Auszüge einigen Werth, obwohl das, was der Verf. selbst übersetzt hat, auch meistentheils sehr flüchtig gemacht ist. Wo aber, wie bei den Betrachtungen über die Deutsche Poesie, das Urtheil des Verfs. allein vorwaltet, mögen wir ihm nicht gern länger als Führer folgen.

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Schlufs.)

Fällt der Versuch, wie zu erwarten steht, da ein und das nämliche Selbst das sich fühlende und seiner sich bewufste ist, zu Gunsten des Selbstgefühls aus, so ist bereits hiemit die *Selbstsucht* zum Prinzip der Religion, ihrer Dogmen und Präcepte und der Wissenschaft beider erkohren; denn seiner sich gewifs und sich wahr, strebt, wie das Selbst, so das Ich — wie der Hund, so der Mensch — sich in der unmittelbaren Identität mit sich zu erhalten und ist eben dies Streben die Selbstsucht, jedoch mit dem Unterschied, dafs die Selbst- oder Thierheit, *als solche*, bei sich und in ihr beharren mufs, *als die Ichheit* hingegen dieses *Mufs* in sich aufgehoben — diese Nothwendigkeit überwunden — hat und gleichsehr von sich abzulassen, wie bei sich und in ihr zu verbleiben vermag." S. 3.

Das Werk selbst handelt in drei Theilen *zuerst* von diesem temporären Prinzip der dogmatischen Lehre, *hierauf* von dieser selbst und *endlich* von dem dogmat. Lehrbegriff.

I. Vom Prinzip. Der Zweck ist, zu sehen, wie die Selbstsucht überhaupt in der Wissenschaft hervorkommt. Das Selbstgefühl, sich selbst das Wahre gegen das Empfundene, als seine Unwahrheit gehend, ist der Trieb, diese aufzuheben und sich in dem Geschlechts-, Gesellschafts- und Vernichtungs-Triebe als das Wahre zu setzen und zu erhalten. Als solches zum Ziel gelangt, vermag es jedoch sich nicht bei sich zu behaupten. Damit, dafs das Selbstgefühl jenes Gefühl von Etwas wird, hört es auf, ein nur Fühlen oder blofses Gefühl zu sein, wozu es sich hergegeben hatte; das Fühlen so zum Empfinden geworden ist das sich durch das Gefühl von Etwas bereichernde Selbstgefühl geworden. Allein kein Thier beharrt in seiner Empfindung; es hebt sie auf, wiewohl nur durch andere Empfindungen, höchstens durch Vorstellungen der gehabten; so ist und bleibt es stets in den Anfang der Wahrheit wie gebannt und kann „den um es gezogenen Kreis der Unwahrheit nicht verlassen. Darum auch ist das Thierleben ein ängstliches und in ihm Furcht, Schrecken und dergl. unüberwindlich; denn die Wahrheit allein ist es, welche über Empfindung, Gefühl und Selbstgefühl erhaben, von aller Angst und Furcht befreit; — die Ehrfucht vor Gott ist keine solche Furcht: denn sie kommt nicht aus der Empfindung, auch nicht aus dem Gefühl, sondern aus *der* Wahrheit, die kein Gefühl und in Ansehung deren das sich thätig Verhalten kein Fühlen, sondern das Erkennen ist." S. 16.

a. Die *Empirie.* In der Erfahrung hat die Wahrheit anfangs- und endlosen Fortgang. Das experimentirende, observirende Selbst kann ihr nur hoffen immer *näher* zu kommen. So durch mühsames Forschen, anhaltendes Beobachten sich den reichsten Inhalt gebend, spricht das denkende Selbst, als Ich: kommt zur Erfahrung und seht das Wahre! Der Gelehrteste ist der Bewährteste. Es kommt ihm aber auch die Frage: wie es dazu komme, dies ins Unendliche hin Erfahrungen machende Selbst zu sein und darunter sogar die Religion zu haben? Sie wird dem durch Experienz und Erudition mächtig gewordenen Gefühl seiner selbst durch den Widerspruch, sich das Wahre zu sein, an jeder seiner gründlich gemachten Erfahrungen eine Wahrheit zu haben und dennoch dessen zu bedürfen, dafs es ins Unendliche fort die Wahrheit suche, also das Wahre und zugleich nicht das Wahre zu sein, aufgedrungen. Sich selbst, dessen wesentlicher Inhalt Leben und Denken und die Erfahrung beider ist, erfährt Ich nicht und bleibt daher als es selbst — als die synthetische Einheit der Apperception — im Hintergrunde dieser Selbst- und aller Erfahrung überhaupt. Dies Wahrnehmen ist ein Unterscheiden des Lebens und Denkens von einander — die Vorstellung von Leib und Seele; beide setzet das Ich als die seinigen. Aber Ich greift über beide hinaus; es begreift sie *in sich.* Diefs

Denken ist kein Erfahren und in dieser Reflexion steht das Ich in steter Gefahr, melancholisch zu werden. So sich selbst verborgen, kann ihm und aus ihm die Frage noch gar nicht kommen, wie es selbst wohl *sich zu sich* verhalte, sondern nur, wie doch wohl Leib und Seele *mit einander* zusammenhängen mögen, „insbesondere aber, ob nicht, da, wie die Erfahrung lehrt, der Leib sogar einbalsamirt und zur Mumie eingedörrt, dennoch *als Leib* zu Grunde geht, wenigstens die Seele übrig bleibe oder unsterblich sei. Sie haben liebe Angehörige und Freunde durch den Tod verloren, und müssen, wie sie wissen, selbst sterben; die Frage kann ihnen nicht gleichgültig sein; sie verlangen, sich und die lieben Ihrigen wieder zu sehen d. h. zu erfahren. Ueber dem Eifer aber, beide Fragen zu beantworten, also Hypothesen zur Einsicht in das Commercium des Leibes und der Seele auszudenken und durch Erfahrungen zu bewähren und die Seelen, d. h. sich wo möglich, mit Beweisen ihrer Unsterblichkeit zu trösten, fassen sie den Widerspruch ihres Vorstellens d. h. ihrer selbst nicht, der darin enthalten ist, dafs beide, Leib und Seele, als Selbständige einander gegenüber, also von einander unabhängig und doch auch — in ihrem gegenseitigen Commercium — von einander, der Leib von seiner Seele, die Seele von ihrem Leibe, abhängig seien; sie ahnen ihn wohl, aber beachten ihn nicht — und erhebt sich diese Ahnung allenfalls nur zur Erbitterung oder stolzen Verachtung gegen die vermeintliche Frechheit des Vorwurfs, dafs hier, wo mit hundert Augen unzählige Dinge und zwar aufs schärfste und genaueste gesehen werden, gleichwohl das Gesicht mangele." S. 34. Da die Gefahr, hypochondrisch zu werden, theils von unten, durchs Empfinden, theils von oben, durchs Wahrnehmen kommt, so nimmt das Ich, mittelst seiner Erfahrungen gegen die Gefahr, mitten in *ihrer* Solidität zu Grunde zu gehen, die Flucht aus der Erfahrung und Gelehrsamkeit theils in das Gefühl, theils aus ihr in den Gedanken: es wird das mystische.

b. Die *Mystik*. Das Gefühl ist jetzt nicht mehr nur Selbstgefühl, ebenso wenig Gefühl als solches, sondern Gefühl dessen, was in allem, welches erfahren worden und wird, nicht empfunden, nicht wahrgenommen, mithin auch nicht erfahren, mithin gar nicht gewufst wird; es ist ein *es weifs nicht was* fühlen. Der Mensch hat diese Macht vor dem Thier voraus, dafs das Selbst diese Meinung haben oder eigentlich sein kann, dafs eben diefs reine Gefühl das Wahre sei, wiewohl es nicht ohne das leise Gefühl ihrer Unwahrheit, daher in der Sehnsucht das Verlangen hat, aus dem Widerspruch herauszukommen: denn das Meinen ist, als nicht das Fühlen, schon ein Denken. So auch können Gefühle vollends nicht besprochen werden ohne ein Denken. „Das Selbst wird also schon dadurch, dafs ihm fortan, mystich so gut wie völlig stumm zu bleiben, unmöglich ist, und mehr noch durch die Schwäche, so Vieles zu wissen und ins Unendliche wissen zu können und doch für das ihm Bedeutendste darin keine bedeutende Rede zu haben, besonders aber dadurch, dafs ihm, dem Erfahrungsreichen und Gefühlvollen, zu seiner ins Unendliche sich fortsetzenden Vervollkommnung nur noch das zu mangeln scheint, dafs es auch das *Geistreiche* sei, genöthigt, von seinem reinen Gefühl aus sich zu dem reinen Gedanken hin zu wenden u. s. w." S. 41. Indem aber das durch Erfahrungen bewährte Gefühl in das reine Denken mit hinübergenommen und nur einstweilen unbeachtet gelassen wird, so ist das ein Abstrahiren und dieses ist ja ein Denken. Zuerst zu dem sich wendend, was in allem, was erfahren werden mag, ein nur Fühlbares und nur Gefühltes ist, findet es die *Materie*; aber sie und den Gedanken, den Materialismus abhorrirt es, als sei sie das, woran das reine Gefühl des es weifs nicht was seinen ins Unendliche hin erkennbaren Gegenstand hätte. Es wendet sich zweitens dem reinen Gefühl zu, wie es Gedachtes, das *Ewige* ist: es wird von dem erfahrenen Selbst sein Gefühl gedacht und sein Gedanke gefühlt; das Reine des Gefühls, welches nicht nur gedacht, sondern sogar selbst gewufst wird, ist das *Heilige*. Das Selbst hat nicht nur den Gedanken von ihm, sondern weifs auch, dafs das Heilige dem reinen Gedanken von ihm im Fühlen selbst entgegen komme — daher sein Respect vor *sich*, *dessen* Gedanke er, *dessen* Wissen es und *welches* selbst das reine Fühlen ist. Wie ihm für den Gedanken des Ewigen die Natur mit ihren Erfahrungen zu statten kam, so für den Gedanken des Heiligen die Geschichte, wobei freilich der Widerspruch, so lange es geht, versteckt wird, dafs die Erkenntnifs des Heiligen keine Erfahrung und doch Erkenntnifs ist. Endlich beiden zugleich, dem nur fühlbaren und reinen Gefühl den reinen Gedanken entgegenbringend hat es das *Göttliche* vor sich; der Inhalt desselben ist als das Ewige und Heilige gefühlt und durch Natur und Geschichte bewährt; so hat das Selbst den Verdacht nicht, dafs doch dasselbe etwa nur ein Gedanke sei. Natur- und Geschichts-Kunde, je tiefer und weiter sie geht, wird uns dem Göttlichen ins Unendliche hin immer nä-

her bringen, obgleich dasselbe nimmer erfahren werden kann; auf diesem nimmer, wärs auch nur der Erfahrung zu lieb, ist zu bestehen: Denn wird das Göttliche erfahren, so bleibt nichts weiter zu erfahren übrig: die Natur hat ein Ende und die Geschichte ist aus. Individuen, deren Selbstheit die betrachtete ist, finden wohl eine Zeitlang, manche vielleicht zeitlebens, in diesem Schein ihre Beruhigung. Die Empirie und Erudition wirft sich in eine anfangs- und endlose Mitte, worin sie für ihr Gefühl und Erkenntnifs und für ihren reinen Gedanken den Gegenstand bei der Hand und zugleich ins Unendliche fort zu suchen, worin sie ihn mithin zugleich habe und nicht habe. Es entsteht der Zweifel, ob das Selbst an seinen Erfahrungen, wiewohl sie einzeln und insgesammt Wahrheiten seien, die Wahrheit habe oder nicht. Dies Bezweifeln ist das, dafs die Erfahrung überhaupt *die Wahrheit* sei; das Ich ist das kritische geworden.

c. Die *Kritik*. Das empirische Selbst zieht sich auf das: *ich denke* zurück; an sich hängend hat es von seinen Erfahrungen sich losgemacht: denn es fragt nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit und es ist die Wahrheit selbst, die so fragt, weil sie verschmäht, ins Unendliche nur gesucht zu werden und vielmehr sich finden lassen will. Wie jedoch das Ich keinesweges aufhört, das fühlende zu-sein, so hat es auch seine Erfahrungen vor sich, um sich, in sich und söhnt sich, als das empirische, gar bald mit sich, wie es das kritische ist, wieder aus. An die Frage nach der Möglichkeit, wie der Erfahrung, so der Selbstheit selbst ist aber hier noch nicht zu denken. Das Selbst hat und behält das Denken noch immer als das seinige. Ein Sclav der Erfahrung ist freilich das Selbst nicht mehr, aber der Sclav seiner selbst ist es, das kritische, um so mehr. Das Resultat der Kritik ist das transcendentale Wissen, dafs das Wissen unmöglich sei. Dieses enthält den Widerspruch, dafs es das Wissen von der Unmöglichkeit des Wissens ist. Dies Thun ist ein der Kritik nothwendiges Verstellen. So sich anhängend ist das Ich das von sich abhängige und da es nicht umhin kann, zugleich ein sich fühlendes zu sein, sein Gefühl das der Abhängigkeit. Das Bewufstsein des Gefühls seiner Abhängigkeit ist es, wodurch ihm, so lange es an sich dem Denkenden hängt, das vorhin genannte Verstellen Bedürfnifs wird. Denn Abhängigkeit und Gefühl derselben ist wohl dem lebenden Individuum jeder Art, das nur da ist, frifst u. s. f. angemessen, aber dem denkenden Selbst nicht. Als blos empirisches Selbst hat es nur das Bewufstsein des Gefühls seiner Abhängigkeit und zwar zunächst nicht von sich, sondern nur von dem Gegenstande seiner Empfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen, hat auch kein Hehl damit, gesteht sie ein, rühmt sich wohl gar derselben, wie wenn beides an sich ein Ehrenwerthes sei, nicht ahndend, dafs dahinter die Selbstsucht verborgen sei und als solch Gefühl nur die Maske der Bescheidenheit vorgenommen habe. Die Selbstsucht der Kritik hingegen ist gegen diese zwiefache der Empirie die nur einfache, aber zugleich die um so tiefere, entschiednere. Das Selbst ist sowohl seiner Unabhängigkeit von Allem sich bewufst — die Sinnenwelt ist *sein* Werk, die übersinnliche *sein* Gedanke, das Gesetz des Rechts, der Pflicht das *allein von ihm* gegebene, als auch des Gefühls seiner Abhängkeit von sich und wenn dem ersten nicht das andere zur Seite ginge, so wäre es das Bewufstsein seiner absoluten Selbständigkeit. Das *Bewufstsein* seiner Selbstsucht hat das kritische Selbst vor dem blos empirischen, dem sie auch nicht mangelt und welches nur das Gefühl der Abhängigkeit beschönigt, voraus. Die Anhängigkeit seiner an sich, genannt synthetische Einheit der Apperception, ist zugleich, als die Unabhängigkeit seiner von Allem, was Nicht-Ich wäre, die entschiedenste Abhängigkeit seiner von sich und wie sehr es sich über seine Selbstsucht in dem Gefühl seiner Abhängigkeit von seinen Gefühlen, Begierden u. s. f. entrüste, über diese seine Abhängigkeit *von sich selbst*, über sie, die doch das Princip seiner Selbstsucht ist, entrüstet es, so lange es das kritisirende bleibt, sich nicht. Die Voraussetzung der Kritik ist die Skepsis; das skeptische Subjekt, als *kritisches*, hebt mit der Gewifsheit an: ich denke, und endiget mit der Verstellung; sie ist seine Religion und seine Lehre von *dieser* bleibt, so lange es an dem: ich denke, an *sich*, als dem Prinzip des Wissens und Gesetzes, fest hält, in der Verstellung befangen. Statt mit der *Verstellung* kann die Skepsis aber auch, mittelst der Verneinung der Möglichkeit des von der Erfahrung und ihren Bedingungen unabhängigen Wissens mit der *Verzweifelung* endigen. „Zu dieser schnöden und trotzigen Verneinung verhält sich allerdings die bescheidene Versicherung des mittelbar mystischen Empirismus in seiner Beschränktkeit und ihrer Anerkenntnifs, d. i. eben in seiner Bescheidenheit, dafs kein erschaffener Geist ins Innere der Natur dringe, wie ein selbstgefälliger Seufzer des mit sich zufriedenen — zu dem derbsten Fluch eines gegen sich empörten Menschen". S. 87. „Eben darum aber,

weil dieser mystische Empirismus, wie er das sich abstrakt-denkende und so das absolutselbständige und seiner schlechthin gewisse Subjekt ist, selbst in der Entschiedenheit seines Unglaubens und in der kältesten Gleichgültigkeit gegen Sitte, Gesetz und Recht geradeaus, ohne Rückhalt und Winkelzüge verfährt, besonders aber darum, weil er, ob zwar in der Verzweifelung, seine Anhängigkeit an sich, mithin das Abhängigkeitsgefühl zu vertilgen anhebt, hat und behält er, so sehr von ihm Vernunft und Wissenschaft verachtet werde, das Interesse der Vernunft für sich und eignet er, als Doctor Faust, sich zum Subjekt einer Tragödie, dergleichen die *Goethesche* ist. Welches alles von dem sich abstrakt-denkenden Subjekt, wie es das durch Vermittelung mystisch-, besonders aber, indem diese die Vernunftkritik ist, das moralisch-empirische ist, oder vom moralischen Empirismus nicht gesagt werden kann. Dieser, auch wenn er in der Keckheit oder Bescheidenheit seines Selbstdünkels sich überredet, durchaus vernünftig oder der ächte Rationalismus zu sein und z. E. aus seinem Glauben das Wunder, von welchem jener sogar in seinem Unglauben noch sagt, es sei

des Glaubens liebstes Kind,

weit weg und in das Gebiet der Dichtung, wenigstens in das der Phantasie verweiset, kann doch bei der Zähigkeit, womit er, wie der Geizhals an seinen Schätzen, als sich abstract denkendes, mithin absolut selbständiges Subject und als irgend ein seicht- oder tiefgelehrtes Individuum an sich festhält, sei's, daſs er Briefe über die Bibel im Volks- oder über den Rationalismus in seinem eignen Ton edire und der Kirche seinen Glauben mit unverschämter Zuversicht aufzudringen, oder mit zarter Schonung und schlauer Bescheidenheit zu insinuiren suche, die Stimme und Zustimmung der Vernunft nicht für sich gewinnen." S. 91.

D. Marheineke.

XXVIII.

Zohrab, the hostage. By the Author of the Hadji Baba. London, 1832. 3 *Vol.* 8.

Morier, der angenehm unterhaltende Verf. des vorliegenden Romans, der schon in seinem Hadji Baba den glücklichen Versuch machte, auch noch über den Orient die einmal als gute Fangstricke erprobten Netze des Walter-Scottismus zu ziehn, nimmt gewissermaſsen eine solide Mittelstufe in dem historisch-romantischen Fabrikwesen der neuesten Englischen Romanlitteratur ein. Um wahren Kunstwerth sich ebenso wenig als alle Andern bekümmernd, bemüht er sich doch etwas mehr, rein poetische Bestandtheile in seine Darstellungen zu verweben und dieselben gegen das historische Element, das er aus der gegebenen Wirklichkeit entnimmt, überwiegen zu lassen; sowie auf der andern Seite die Weltgeschichte, die er mit seinem Roman in Berührung bringt, bei ihm weniger Verunglimpfungen und Verunstaltungen ausgesetzt ist, da er ihr Gebiet nur sehr behutsam betritt und es nicht in seinem Plane liegt, unmittelbar, wie Walter Scott, auf ihr offenes Meer hinauszuschiffen. Der Ruhm, den sich Morier bei seinen Landsleuten und bei uns so schnell erworben, so daſs er sich bereits in Deutschen Uebersetzungen mehrfach zu verbreiten anfängt, berechtigte wohl dazu, seiner auch in diesen Blättern zu gedenken, obwohl wir seine Leistungen keineswegs für so bedeutend ansehen, als es die Kritik oder Unkritik Englischer und Deutscher Tagesblätter behaupten möchte.

Schilderungen orientalischer Lokalität, Natur- und Landessitte machen den eigenthümlichen Grund und Boden der Morierschen Romane aus, und vorzugsweise ist es, wie auch in seiner vorliegenden neuesten Dichtung, *Persien*, das der Verf. zum Lieblingsschauplatz seiner Darstellungen erkoren, und das er, wie schon die Lebhaftigkeit und der Reichthum seiner Auffassung an den Tag legen, aus eigner Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, da er bekanntlich als Mitglied der Brittischen Gesandtschaft längere Zeit in Persien verweilte. Diese Seite seiner Romane, auf eine noch wenig verbrauchte Lokalität sich stützend, wird sie immer anziehend und werthvoll machen, selbst da, wo man von der zu wenig durchgearbeiteten psychologischen Entwickelung der Charaktere unbefriedigt bleibt.

In diesem „Zohrab", der um eine an sich einfache und kunstlose Katastrophe eine buntgeschilderte Mannigfaltigkeit Persischer Lebenszustände herumzulegen weiſs, treten auch einige wirkliche historische Personen des Orients auf. Dies ist vornehmlich die in der Mitte stehende Hauptfigur des Persischen Shahs Aga Mohamed, dessen blutdürstiger Charakter jedoch vielleicht etwas zu ausführlich und nicht ohne Wiederholungen hingestellt ist. Eine freundlichere Erscheinung ist der Prinz Fatteh Ali, der Liebling und Beschützer der Musen, in welchem der Verf. den gegenwärtigen König von Persien vorgeführt hat. Andere einzelne historische Verhältnisse sind ebenfalls aus der Zeit des Vorganges der Handlung aufgenommen, oder unmerkbar in das poetische Gewand verhüllt. — Eine gelungene Deutsche Uebersetzung dieses Romans erschien von Johann Sporschil. (Braunschweig, 1832.) —

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1833.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1833.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz, in Nauplion.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard.
Gesenius, in Halle.
Goldfufs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Erlangen.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Usteri, in Bern.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher No. 21—40.

Anzeigeblatt No. 2.

No. 3.

Im Verlage von *Duncker und Humblot* in *Berlin* sind folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

De La Beche, H. T., Handbuch der Geognosie. Nach der zweiten Auflage des Engl. Originals bearbeitet von H. von Dechen, Königl. preufs. Ober-Bergrathe, etc. Mit 23 eingedruckten Holzschnitten. 8. 1832. 3 thlr.

Keines der bisher über Geognosie erschienenen Werke dürfte so geeignet wie das vorliegende seyn, den Anfänger in die Wissenschaft auf eine gründliche Weise einzuführen, und ihn mit demjenigen bekannt zu machen, was bisher für dieselbe geleistet worden ist, und worauf er weiter bauen kann. In der deutschen Bearbeitung des schon durch andere Schriften in Europa rühmlichst bekannten Herrn von Dechen sind die für Deutschland wichtigeren und näher liegenden Verhältnisse mehr hervorgehoben, und dem Anfänger zugänglichere Beispiele gegeben worden.

Beiträge zur Revision der Preufsischen Gesetzgebung; herausgegeben von Dr. Ed. Gans. 6 Abtheilungen. gr. 8. 1830—32. $3\frac{1}{3}$ thlr.

Die Namen des Herausgebers, von welchem der gröfste Theil der Aufsätze herrührt, und seiner Mitarbeiter: Artois, Bornemann, Pfeil etc. bürgen schon für den Werth dieser Zeitschrift für die Wissenschaft des Preufsischen Rechts.

Gärtner, G. F., Kritik des Untersuchungs-Princips des Preufsischen Civil-Processes. gr. 8. 1832. geh. 1 thlr.

Nach dem Urtheile gewichtiger Männer, wie Gans, Mittermaier etc., eine der scharfsinnigsten kritischen Schriften, welche über Preufsisches Recht erschienen sind.

Hartig, G. L., die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange, in gedrängter Kürze. Ein Handbuch für Forstleute, Kameralisten und Waldbesitzer. gr. 8. 1831. $3\frac{1}{3}$ thlr.

„So richtig die Bemerkung des einsichtsvollen und thätigen Verfassers ist, (heifst es in einer Beurtheilung dieses Werks in dem Repertorium der Literatur 1831. No. 14.), dafs den meisten Forstbeamten, die viele Dienstgeschäfte zu besorgen haben, wie den Studirenden, weitläuftige und theure Werke nicht brauchbar und angenehm seyn können, so gewifs ist es, dafs das gegenwärtige Werk über alle Gegenstände des Forstwesens von der geringsten Forststelle bis zur Direktion des Ganzen die nothwendigsten Belehrungen, auf erprobte Grundsätze und Erfahrungen gegründet, mit Weglassung alles nicht Wesentlichen und der Hülfswissenschaften, in fruchtbarer Kürze vorgetragen und wohlgeordnet, zusammengestellt hat". Auswärtige bedeutende Forst-Lehranstalten haben es bereits beim Unterrichte eingeführt.

Hirt, A., die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. gr. 8. 1833. 2 thlr.

„Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten in diesem Fache, und empfiehlt sich besonders durch die Klarheit der Thatsachen, einfache fafsliche Darstellung derselben, und ungewöhnliche Kenntnifs der alten Denkmäler, allen Freunden der alten Kunstgeschichte. Namentlich möchten diejenigen, welche eine Hauptübersicht der alten Kunstgeschichte sich klar zu vergegenwärtigen wünschen, dieses in keinem uns bekannten Werke so leicht und gründlich zugleich erreichen". (Museum, 1833. No. 32.)

Kunth, K. Sgm., Handbuch der Botanik. 8. 1831. $3\frac{1}{2}$ thlr. — Velin-Papier $4\frac{1}{2}$ thlr.

Es fehlte bisher an einem Werke, das geeignet wäre, dem Anfänger und vorzüglich dem angehenden Arzt, welcher oft nur wenig Zeit auf das Studium der Botanik zu wenden hat, schnell zu einer allgemeinen Uebersicht des Wesentlichen davon zu verhelfen. Dieses Bedürfnifs zu befriedigen, ist der Zweck des vorliegenden Werks, in dem das Wichtige und Nothwendige aus der Botanik klar und deutlich zusammengestellt ist, und das, wie als Grundlage zu Vorlesungen, so auch wegen seiner Fafslichkeit Liebhabern der Botanik als Handbuch zu empfehlen ist.

Lessing, Chr. Fr., Synopsis generum Compositarum earumque dispositionis novae tentamen monographiis multarum capensium interjectis. Accedit tabula aenea incisa. 8 maj. 1832. $2\frac{1}{2}$ thlr.

Berühmte Naturforscher, wie Chamisso, Kunth, Schlechtendal etc, haben sich bereits ausgezeichnet günstig über dieses Werk geäufsert.

Marheineke, Ph., Geschichte der teutschen Reformation. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erster bis dritter Theil. 8. 1831. $4\frac{1}{2}$ thlr.

Dieses Werk hat durch die darin versuchte eigenthümliche Darstellung der Reformation in dem ursprünglichen Lichte und der alterthümlichen Denk- und Redeweise, mit Verläugnung alles eigenen vorgreifenden Urtheils räsonnirender Klugheit, — wodurch die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte dieser denkwürdigen Begebenheit nur zu oft und zu sehr entstellt ist, — eine solche Theilnahme bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden, dafs die erste nur zwei Bände umfassende Auflage sehr schnell vergriffen wurde. — Die gegenwärtige zweite Auflage ist nicht nur durchgängig verbessert und mit Zusätzen bereichert, sondern in ihr wird auch die Geschichte bis zu Luthers Tode und dem Religionsfrieden herabgeführt, und damit das Werk zugleich beendigt worden. — Der neue, dritte Band, ist für die Besitzer der ersten Auflage des Werkes auch einzeln zu 2 thlr. zu haben.

Mohammedi filii Choudschahi vulgo Mirchondi Historia Gasnevidarum persice. Ex codicibus Berolinensibus aliisque nunc primum edidit lectionis varietate instruxit latine vertit annotationibusque historicis illustravit Fridericus Wilken. 4 maj. 1832. cart. $7\frac{1}{2}$ thlr.

Pohl, G. F., der Elektromagnetismus, theoretisch-praktisch dargestellt. Erste Abtheilung. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. 1830. 2 thlr.

Der Verfasser beabsichtigte bei diesem Werke, nicht nur die Freunde der Naturwissenschaft mit einem möglichst einfachen, durch Erfahrung erprobten Apparat zur Anstellung aller Arten elektromagnetischer Versuche bekannt zu machen, sondern auch die hierher gehörigen Beschreibungen mit der theoretischen Uebersicht der Hauptgesetze der elektromagnetischen Erscheinungen also innigst zu verketten, dafs jenen die Klarheit der Einsicht und die erforderliche Veranschaulichung stets zur Seite geht, — und nach einem Urtheile in Kastner's Archiv für Chemie, Bd. IV. Heft 1 hat er seine Absicht vollkommen erreicht.

Psychrometertafeln. 4 Blatt Median und 1 Blatt Quarto. 1832. $\frac{2}{3}$ thlr.

Ranke, L., über die Verschwörung gegen Venedig, im Jahre 1618. Mit Urkunden aus dem Venezianischen Archive. gr. 8. 1830. geh. $1\frac{1}{6}$ thlr.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 21.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

XXIX.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. XL. u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 306 S. Leipzig, Brockhaus 1832. 8.

Der vorstehende Titel verschweigt nicht nur den Namen des Verfs., sondern auch dafs das anzuzeigende Buch ein Roman ist. Das Letztere erfährt der Leser aus der Zueignungsschrift „an Herrn Walter Scott, Baronet in Schottland", die zugleich als Vorrede dient und in apologetischer Form über Entstehung, Zweck, Stoff und Behandlung des Werkes, so wie über die obwaltenden Anonymitätsgründe ausführlich Rechenschaft giebt.

Die Entstehung des Buches schreibt der Verf. dankbar und ehrfurchtsvoll der Belehrung, Erhebung und Begeisterung zu, die er in den Werken des grofsen Brittischen Romanendichters gefunden hat. Zu einer Zeit, wo er in einem Zustande tief zerrütteter Gesundheit unter der Last der furchtbarsten hypochondrischen Uebel litt, nach verschiedenartiger Lektüre umhergreifend, las er, obschon Romanen abgeneigt, auf den Wunsch einer ihm theuren Person den Waverley, fand sich, nachdem er die ersten Seiten mühsam überwunden, bald ergriffen, erweicht, erschüttert und vermochte sich von einem Werke W. Scotts nur loszureifsen, um zu einem anderen überzugehen, so dafs er sie in einem Paar Jahren alle zweimal und öfter gelesen hatte. So wohlthätig wirkte der Eindruck dieser Schriften, so sehr war dem Verf. das Leben in jener poetischen Welt zum Bedürfnifs geworden, dafs er in einer Zeit, wo er mit den gröfsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, auf den Einfall gerieth, das vorliegende Buch zu schreiben, welche Beschäftigung ihn denn in seinen Bedrängnissen aufrecht erhielt. So sehr wir auch dem Verf. zu dieser heilsamen Wirkung Glück wünschen, so finden wir doch, dafs diese Art der poetischen Erzeugung durch eine Anregung von aufsen her etwas Mifsliches hat, nothwendig die Originalität gefährden mufs, und seinem Buche wirklich nachtheilig geworden ist. Wir geben zu, dafs die Bewunderung eines grofsen Dichters ein poetisches Gemüth zu trefflichen Werken zu erwecken vermag. So erkennt Virgil in Homer, Dante in Virgil seinen Meister; in beiden aber sucht man vergebens eine Spur des Nachtretens auf den von ihren Vorgängern gebahnten Pfaden. Durch ungeheure Zeiträume, durch eine völlig veränderte Welt- und Sittengestaltung von ihren Vorbildern getrennt, von eigenthümlicher Dichterkraft belebt und von der Bildung ihrer Zeit und ihres Volkes durchdrungen, waren sie, um auf dieses zu wirken, zu ursprünglichen Schöpfungen unwiderstehlich genöthigt. In einem ganz anderen Verhältnisse steht Sir Walter zu unserem Verfasser. Jener schafft eine Welt von Gestaltungen, der Bildung, dem Sinn, der Auffassungsweise seiner Zeitgenossen zusagend. Unser Verf. fühlt sich von diesen Gestaltungen erfüllt und begeistert; er lebt und webt in dieser Welt und empfindet das Bedürfnifs, in ihr fortzuwirken, sie mit, wenn auch neuen, doch gleichartigen Gestalten zu beleben. Zeit und Mitwelt sind die Nämlichen, auf die auch Walter Scott gewirkt. Kann er andere Elemente dazu wählen, als die sein Meister ihm dargereicht; kann er in einer anderen Form auftreten, als die, worin er seinen Geist hineingebildet hat? Als ein gläubiger, von unbedingter Bewunderung durchdrungener Jünger sich darstellend kann er nicht anders erscheinen, als beherrscht von dem Einflusse seines Meisters; seine Poesie kann nichts anderes sein, als ein Werk der Schule. Den Maafsstab zur Beurtheilung desselben werden wir also in Walter Scotts Dichtungen zu suchen, und die seinige wird für die Welt soviel Werth haben, als sie in dieser Schule und die Schule in der poetischen Welt hat. Betrachten wir nun die Methode des englischen Dichters, so finden wir, dafs er das Leben eines Volks

in irgend einem bestimmten Abschnitt der Geschichte in seinen verschiedenen Hauptbeziehungen dergestalt zur Anschauung zu bringen sucht, dafs es gleichsam als ein Erlebtes an uns vorübergehe. Dies ist der Stoff seiner Romane. Durch eine blofse Beschreibung würde der Zweck lebendiger Gestaltung nicht erreicht werden. Der Dichter erfindet also Personen und Begebenheiten, in denen sein geschichtlicher Stoff sich entwickelt. Für den blos instruktiven Zweck wäre dies hinreichend; allein er will noch mehr. Sein Werk soll nicht blos den Reiz des Neuen, des Belehrenden und Unterhaltenden haben, es soll durch seine Schönheit das Gemüth anziehen und erheben, eine Idee soll darin hervortreten; mit einem Wort, es soll ein poetisches Kunstwerk sein. Da nun eine auf beliebige Weise verflochtene Reihe von Personen und Begebenheiten noch keine Dichtung ist, so bildet er seinen Stoff zu einer harmonischen Einheit, indem er eine Person, oder eine Gruppe von Personen als Hauptgestalten in bedeutenden Handlungen und Schicksalen sich bewegend vor uns auftreten läfst, an die sich alle übrige Personen und Ereignisse in untergeordneter Mitwirkung anschliefsen, so dafs seiner Absicht nach ein künstlerisches Ganze enstehen soll, in dem kein nothwendiger Theil fehlt und kein vorhandener überflüssig ist. Indem wir dies als Princip von W. Scotts Methode aufstellen, sagen wir nicht, dafs er dasselbe in allen seinen Werken gleich glücklich oder auch nur in einem vollständig durchgeführt habe. Auch liegt in diesem Princip selbst eigentlich schon eine Sünde gegen die Poesie, indem dasselbe die Belehrung zum Hauptzweck macht und diesen der poetischen Schöpfung nur scheinbar unterordnet, so dafs durch eine Umkehrung des richtigen Verhältnisses das Ganze dem Theile dient. Daher geschieht es denn, dafs in W. Scotts Werken das innere Gemüthsleben der Personen, als die eigentliche Seele des Romans, nur selten in künstlerischer Vollendung hervortritt. Hier fehlt es ihm oft an der poetischen Feinheit und Tiefe, die nur so wenige Dichter zum vollen Eigenthum besitzen. Eben daraus entsteht die unverhältnifsmäfsig genaue und weitläuftige Ausführung des Einzelnen, die allzu bequeme Breite in Schilderungen und Gesprächen, das der Geduld des Lesers so oft beschwerliche Aufhalten der fortschreitenden Handlung. Dagegen besteht der Hauptreiz dieser Dichtungen in der feinen und schönen Ausführung und vor allem in der überraschenden Wahrheit der Scenerie, und da die grofse Mehrzahl des unabsehbaren Romanenheeres gerade an dem entgegengesetzten Fehler der Unbestimmtheit und Unklarheit in Raum und Zeit von je gelitten hat, so darf uns der unermefsliche Beifall nicht in Verwunderung setzen, der in und aufser Europa den Werken des Schottischen Barons entgegenrauschte. Wollen wir nun untersuchen, inwiefern unser Verf. die Methode seines Meisters sich angeeignet und in Hinsicht der Wirkung ihn erreicht hat, so müssen wir den faktischen Inhalt des Romans im kurzen Umrifs an uns vorübergehen lassen.

Scipio Cicala, ein neunzehnjähriger Jüngling aus einer der ersten Neapolitanischen Familien, eine hohe, kräftig freie, schöne Naturgestalt, geistig und körperlich zum Eintritt in die Welt sorgfältig und glücklich vorbereitet, ist von seiner Mutter Renata bestimmt, in den Malteser Orden einzutreten. Sein Vater, früher ebenfalls Malteser-Ritter, hatte diese, die Tochter eines vornehmen Türken, eine Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit, beim Sturm von Modon vom Tode gerettet, zum Christenthum bekehrt und, nachdem sein Ordensgelübde vom Pabst gelöst worden, geheirathet, wenige Jahre nachher aber durch einen unglücklichen Zufall sein Leben verloren. Durch dieses Unglück, welches Renata als eine Strafe des Himmels für das Austreten ihres Gemahls aus dem geistlichen Stande ansah, wurde sie bestimmt, ihren Sohn gleichsam als Ersatz dem Orden zu widmen. Jetzt aber, wo dies eben zur Ausführung kommen soll, findet sich, dafs zwischen ihm und einer mit ihm aufgewachsenen und von Renata als Tochter geliebten Verwandtin, Porzia Sersale, ein Band der Neigung sich geknüpft hat, das nur mit Aufopferung ihres beiderseitigen Lebensglücks getrennt werden könnte. Die Liebe zu ihrem Sohn und zu Porzia überwindet jede andere Betrachtung. Renata entschliefst sich, in die Verbindung der Liebenden zu willigen und hält bei Porzias Mutter um sie an. Die adelstolze Spanierin aber, die ihre Tochter schon einem Grande von Castilien bestimmt hat, auch Scipio derselben nicht für ebenbürtig hält, verweigert ihre Einwilligung und nun gilt es, da der bestimmte Bräutigam, von welchem Porzia bisher durchaus nichts wufste, schon angekommen ist, ihre Verlobung mit diesem durch eine rasche Maafsregel zu verhindern. Es wird daher der von Renata sowohl als von Porzia gebilligte Entschlufs gefafst, dafs Scipio seiner Geliebten beim Her-

austreten aus der Kirche in Gegenwart aller Verwandten und des Volkes öffentlich einen Kufs geben solle. Man mufs wissen, dafs nach der in Neapel damals herrschenden strengen Volkssitte ein solcher Kufs die Empfängerin desselben entehrte, dergestalt, dafs sie nur durch eine Heirath mit demjenigen, der ihn gegeben hatte, wieder zu Ehren gebracht werden konnte. Man kann leicht denken, dafs diese Sitte nicht nur von der verzweifelnden Liebe, sondern auch von Rachsucht, Eigennutz und anderen Leidenschaften oft mifsbraucht wurde und dafs ein Schimpf dieser Art blutige Rache gegen den Beleidiger und unauslöschliche Familienfeindschaften hervorrief. Gleich nach der Ausführung dieses Entschlusses sollte Scipio den gewaltigen Eindruck, den eine solche That hervorbringen mufste, benutzen, um sich auf das eben im Golfe von Neapel liegende unter dem Befehl befreundeter Führer stehende Ordensgeschwader zu begeben. Der spätere Rücktritt aus den Diensten des Ordens konnte, so lange kein Gelübde abgelegt war, nicht schwierig sein und wurde, so wie die Verbindung mit Porzia, der Zukunft vorbehalten. So ward es ausgeführt. In dem Augenblick seiner Abfahrt von Sorrento, wo dieser Auftritt stattfand, wird aber Scipio in eine neue Verwickelung hineingerissen. Ein Spanischer Zollbeamter hatte eine junge Neapolitanerin mit dem Schaft seines Speeres zu Boden geschlagen, so dafs der umherstehende Volkshaufe sie für todt hielt und in Geschrei und Verwünschungen gegen den Spanier ausbrach. Als Scipio, der um sein Boot zu besteigen so eben nach dem Ufer hinabging, die Ursach des Lärmens erfuhr, rief er aus: „Und das ertragt ihr geduldig, ihr Niederträchtigen? So steht ihr da und begnügt euch mit Schreien und Schelten"! Und da er in demselben Augenblick seinen Degen zog, so wuchs Allen so schnell der Muth, dafs sie augenblicklich gegen den Spanier anstürzten und ihn sogleich ermordeten. Da nun aber das geschlagene Mädchen sich inzwischen erholt hatte und nun wieder lebend vor ihnen erschien, so ward die Masse eben so plötzlich von Furcht, als vorher von Wuth ergriffen und zerstreute sich eiligst nach allen Richtungen. Scipio begab sich auf die Ordensflotte; obgleich er aber von dem Grofsprior von Pisa sowohl, als von dem Grofsbaillif von Deutschland sehr freundlich aufgenommen wurde, auch in der nächsten Nacht Gelegenheit fand, sich beide durch Rettung ihres Lebens vor einem Türkischen Ueberfall im höchsten Grade zu verbinden, so konnten die Maltesischen Oberbefehlshaber es doch nicht über sich nehmen, ihn auf der Flotte zu behalten, da der Spanische Vicekönig Don Pedro de Toledo, der wegen des erregten Aufruhrs schon ein Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen hatte, seine Auslieferung verlangte und offener Schutz für den Verurtheilten eine Feindseligkeit des Ordens gegen die Krone Spanien gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXX.

Ueber eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. Vote der Dioeces Leipzig und amtliches Gutachten von D. Christ. Gottl. Lebr. Grofsmann, *Superint. u. ord. Prof. d. Theol. Leipzig,* 1833.

Die politischen Bewegungen, die seit der Pariser Julirevolution in Kurhessen, Sachsen und Hannover entstanden, veranlafsten bald auch die dortige Geistlichkeit zu Aeufserungen eines lebhaften Kirchenverbesserungsdranges, und deren Bestrebungen richteten sich auf das Formelle der Kirchenverfassung, indem sie das repräsentative Princip in derselben durchgeführt wissen wollten.

In Sachsen geschah der erste Schritt dazu von Seiten der Leipziger Diöces, die, auf Anregung des Hrn. Superint. Gr. unterm 12. Nov. 1830. an den damaligen Königl. Geheimenrath eine Petition um „Verleihung einer Presbyterial- und Synodalverfassung" einsandte. Eine Menge Broschüren eröffneten sofort ein heftiges Räsonnement *pro* und *contra*; so dafs, am Ende, das neu errichtete Ministerium des Cultus nichts Besseres thun zu können glaubte, als zunächst nur die Ansichten sämmtlicher Geistlichen über den bewegten Gegenstand kennen zu lernen. Es erliefs daher an die Ephorieen des Königreichs ein Rescript, wodurch diese aufgefordert wurden, die *vota* der Geistlichen ihrer Inspektion darüber einzusammeln. Vorliegende Schrift nun enthält (v. p. 5 an) den von dem Hrn. Superint. über diese Abstimmung in seiner Diöces an das Königl. Konsistorium in Leipzig erstatteten Bericht. Er meldet zuvörderst, dafs wider Presbyterien und Synoden, so wie wider Synoden und für Presbyterien nur 1 Stimme, wider Presbyterien und für Synoden 5 Stimmen, für Presbyterien und Synoden aber 43 Stimmen sich erklärten (p. 5. 6), beleuchtet sodann die *pro* und *contra* angeführten Gründe (p. 6 — 29), erwähnt die in Bezug auf die Ausführung im Einzelnen gemachten Vorschläge (p. 29 — 34) und fügt endlich „die Privatansicht des Referenten" hinzu (p. 35—82).

Die Schrift ist so zunächst nur ein Aktenstück zur neusten Kirchengeschichte. Allein die Publikation desselben von Seiten des Hrn. Berichterstatters bezweckt wohl nicht nur eine historische Mittheilung, sondern auch (nach p. 1) eine Rechtfertigung des gethanen Schrittes vor dem öffentlichen Urtheil. Gerechtfertigt aber wäre er, wenn die *Nothwendigkeit* der That bewie-

sen d. h. gezeigt wäre, dafs wirklich der jetzige Zustand der Sächsischen Landeskirche es dem Geistlichen zur *Pflicht* mache, auf Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung zu dringen. Dieser Beweis nun würde einerseits die genaue Schilderung jenes Zustandes fordern, andrerseits aber aus dem Verhältnifs der erstrebten Verfassung zu jenem Zustande die Dringlichkeit der Einführung derselben deduciren müssen. Hiedurch würde die Untersuchung von dem unmittelbar praktischen auf das theoretische Gebiet geführt und von der allgemein-wissenschaftlichen Frage abhängig gemacht, in welchem Verhältnifs die genannte Verfassung zu dem Begriff sowohl der Kirche überhaupt, als der Lutherischen insbesondere stehe. Theologisch also d. h. wissenschaftlich hätte der Hr. Verf. den Schritt, den er von seiner kirchlichen Stellung aus gethan hat, rechtfertigen müssen; nämlich so, dafs er bei Darlegung seiner „Privatansicht" vor Allem die obige kirchenrechtliche Frage erörtert und dann erst, nach der empirischen Kenntnifs, die ihm sein Amt verschaffen konnte, die Anwendung davon auf den gegebnen Zustand der Sächsischen Kirche gemacht hätte.

Allein an eine wissenschaftliche d. h. begriffsmäfsige Deduktion des kirchenrechtlichen Theiles seiner „Privatansicht" hat der Hr. Vf. auch nicht im entferntesten gedacht. Er hält sich fortwährend auf dem Standpunkte des Räsonnements. Von Nützlichkeit, Ausführbarkeit, „Modalität" u. s. w. ist viel die Rede. Eine Bestimmung der Begriffe: Kirche, Staat, Verfassung u. s. w. findet sich aber nirgends auch nur versucht. 2 Stellen zeigen jedoch, was dem Vf. die *Kirche* ist. Nach p. 39. nämlich ist sie „eine vom Staate anerkannte Korporation", insofern also nicht verschieden von jedweder löblichen Zunft; nach p. 18. 19 „der Organismus der Gesellschaft, welcher vermittelst des Glaubens und der Gewissensfreiheit Erziehung zur Gottseeligkeit bezweckt", also ein Verein zu Beförderung der religiösen Erziehung; denn „Gesellschaft" ist doch wohl nichts weiter als eine zufällig sich zusammenthuende Anzahl von Individuen; „Organismus" aber, in dieser Verbindung, nur die beliebige Form, in der sich jene Individuen zusammenthun; der Zweck „Erziehung zur Gottseeligkeit", derselbe also, den z. B. die Traktatengesellschaften verfolgen; die Mittel zu Erreichung desselben „der Glaube und die Gewissensfreiheit", d. h die individuelle Ueberzeugung und das Nichtgezwungensein zu solcher Ueberzeugung. Dafs nun für eine „Gesellschaft" dieser Art „Autonomie" d. h. die Erlaubnifs, *pro lubitu* sich einzurichten, gefordert wird, ist ganz natürlich. Denn höchstens würde dem Staate die „Beaufsichtigung" solcher Gesellschaft von Interesse sein. Nicht minder erklärlich ist es, bei jener Vorstellung von der Kirche, dafs der Hr. Vf. p. 56 die Juden beneidet, weil sich um *ihre* Liturgie u. s. w. der Staat nicht sonderlich kümmere. Denn wenn die christliche Kirche von einer Zunft, von einer Traktatengesellschaft u. s. w. nicht verschieden ist, so kann der Staat sich unbedenklich zu ihr in ein so äufserliches Verhältnifs stellen, wie er etwa zur jüdischen Synagoge hat. Noch weniger darf man bei solcher Ansicht erwarten, dafs etwa der Hr. Vf. besonders das Wesen der *lutherischen* Kirche und *ihr* Verhältnifs zum Staate in's Auge gefafst hätte. Nein! er meint, der Staat verhalte sich zu ihr und sie sich zum Staate, gerade so, wie die katholische und reformirte (p. 42 sqq.). Was also bisher dem Staate zur höchsten Ehre gereicht, ein durch und durch evangelisch-lutherischer zu sein, und was die lutherische Kirche bisher für ihren schönsten Segen erachtet, den Staat mit sich zu durchdringen und ihm als Seele sich einzuverleiben: das hält der Hr. Verf. für schmähliche Knechtschaft der Kirche und „tyrannische" Ungerechtigkeit des Staats (p. 37 sqq.). Er will vielmehr, dafs der Staat sie nur „negativ" regiere d. h. im Zaume halte, wie etwa eine anabaptistische Sekte.

Die so vom Staate nun losgerissene und dadurch zur Sekte gewordne Kirche soll sich durch Presbyterien und Synoden regieren. Das, meint der Hr. Verf., verlange die Verfassung der *apostolischen* Kirche (p. 47 sqq.). Allein, wie kann man jetzt zu den ersten, schwachen Anfängen der Kirchenverfassung zurückkehren, nachdem diese eine 1800jährige Entwicklung durchlaufen? — Das, meint der Hr. Verf. ferner, rathe die „*Erfahrung*", indem da, wo obige Verfassung gelte, wie in Schottland, Holland u. s. w. viel kirchlicher Sinn, viel Sittlichkeit im Volke herrsche (p. 54 sqq.). Allein der kirchliche Sinn daselbst entspringt aus dem noch unverkümmerten alten Glauben, und die öffentliche Sittlichkeit aus der Strenge der Kirchenzucht. Die letztere nun verwirft der Hr. Verf. geradezu (p. 13. 67 *etc.*), und dafs der erstere nicht durch die Form der Kirchenverfassung in die Herzen komme, ist klar. Wenn also schon Beispiele überhaupt nichts beweisen, so noch viel weniger jene. Beweisen aber kann überhaupt nur der *Begriff*, und zwar hier der Kirche, näher der *lutherischen* Kirche. Schwerlich aber möchte aus *diesem* die Nothwendigkeit der *reformirten* Kirchenverfassung (in so abstrakter Einseitigkeit) sich deduciren lassen.

Ist also der wissenschaftliche Theil der Schrift nichts weniger, als von Bedeutung: so ist es um so mehr der praktisch-empirische. Denn es erhellt daraus deutlich der wahrhaft klägliche Zustand der Sächsischen Kirche. Der Herr Verfasser gesteht offen ein, dafs, wenn es so fortgehe, entweder „die Herrschaft eines trübsinnigen Pietismus" oder „eine allgemeine moralische Verwilderung" drohe (p. 37). So weit also hat es der Rationalismus gebracht! Dies führt denn handgreiflich genug auf die wahre Wurzel des Uebels. Es fehlt an einer tüchtigen *Theologie*. Dahin also sollte das Streben der Geistlichkeit gerichtet sein und nicht auf das Formelle der Verfassung. Wie wenig aber der Hr. Verf., dessen gute Gesinnung zu achten, jenes Bedürfnifs auch nur gefühlt habe, ergiebt sich schon daraus, dafs der Bildung der Geistlichen nicht mit Einem Worte gedacht wird. Hier allein aber ist die Abhülfe zu finden. Von *jener* heraus nur läfst sich der kirchliche Zustand heben. Der *Glaube* ist es, worauf Christus seine Gemeinde gegründet (Matth. 16, 18.), und nicht die Presbyterial- und Ephoralverfassung. Ihn also wieder durch eine tüchtige Theologie zu Ehren zu bringen, ist die Aufgabe. *Hic Rhodus; hic salta!*

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. XL. u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 306 S.

(Fortsetzung.)

Sie mufsten sich daher darauf beschränken, ihn mit Hülfsmitteln versehen heimlich an's Land zu setzen und dem Schutze vertrauter Personen bis dahin zu empfehlen, wo es ihnen gelungen sein würde, durch ihren Einflufs bei dem Vicekönige die Aufhebung des Todesurtheils und seine fernere Sicherstellung zu erlangen. Die Personen, denen er empfohlen wurde, waren aber, mochte dies nun den Malteser Oberen bekannt sein oder nicht, mit dem Plan beschäftigt, ihr Vaterland von dem Druck der Spanischen Herrschaft zu befreien. Der Prinz von Salerno war der Mächtigste und Angesehenste in diesem Bunde; mannigfache Verbindungen im Inneren des Landes wie nach aufsen hin waren angeknüpft und selbst Uludsch Aly, der kühne Türkische Seeräuber, spielte eine Rolle in diesem Unternehmen und stand mit den Unzufriedenen zu Theilnahme und Hülfe im besten Vernehmen. Scipio wurde dem Fürsten von Salerno zu Schutz und Dienst empfohlen. Dieser nahm ihn mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit auf und es kostete keine Mühe, den jungen Mann, der die Tyrannei der Spanier ohnehin aus tiefster Seele hafste, in die Unternehmung zu verwickeln, die freilich, leichtsinnig angelegt, ungeschickt ausgeführt, und auf allzukünstlichen Kombinationen beruhend, nicht gelingen konnte. Narzissa, eine Tochter Uludsch Alys, eine wunderbare phantastische Erscheinung, die der Vf. mit der schalkhaftesten Liebenswürdigkeit und den höchsten sinnlichen Reizen ausstattet, streift von einer abentheuerlich eigensinnigen Laune getrieben an den Küsten umher. Scipio findet sie bei dem Fürsten in Salerno, der ihm aufträgt, sie verkleidet unter seinem Schutze seiner Gemahlin nach Neapel zuzuführen. Sie wird von Liebe zu dem Jüngling hingezogen und Scipio, wiewohl sein besseres Selbst noch immer an Porzia hängt, wird doch von ihrer Anmuth unwillkürlich hingerissen, fällt, da die von Gewissensangst ergriffene Porzia den Schleier genommen hat und der Befreiungsplan völlig gescheitert ist, zuletzt in ihre Netze, und folgt ihr zu ihrem Vater Uludsch Aly, wo er den Islam annimmt. Erst nach einem Zeitraum von eilf Jahren sehen wir ihn als Muselmann unter dem Namen Sinan Pascha wieder auftreten. Er ist zu hohem Rang emporgestiegen und ein bedeutender Theil der unter Piale Pascha an Neapels Küsten kreuzenden Flotte steht unter seinem Befehl. Wie sich sein Verhältnifs zu Narzissa gestaltet oder aufgelöst hat, erfahren wir nicht, aber seine Neigung zu Porzia ist wieder erwacht und er unternimmt es jetzt, sie mit einer Schaar von Türken aus ihrem Kloster zu entführen. Dies Kloster und der ganze Wohlstand der überfallenen Stadt Sorrento geht, wiewohl gegen seinen Willen, dabei zu Grunde; er selbst wird durch einen Zufall schwer verwundet und obgleich es ihm gelingt, Porzia, die Priorin des Klosters und einige andere Nonnen gewaltsam zu entführen, so entziehen sich diese doch sämmtlich durch eine kühne Flucht der Gefangenschaft. Späterhin macht er noch einen Versuch, seine Mutter, die inzwischen ein Kloster gestiftet hat, zu versöhnen und zu überreden, ihm nach dem Orient zu folgen, aber auch dieser Versuch scheitert an ihrer unerschütterlichen Frömmigkeit. Bald darauf besteht die Türkische Flotte ein Gefecht gegen die Maltesische; die Türken siegen, der Grofsprior von Pisa und der Grofsbaillif von Deutschland fallen von Scipio's Hand. Von der Zeit an stieg dieser, wie der Vf. uns am Schlusse noch kürzlich mittheilt, unter dem Namen Tschigalasade von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines Grofs-Veziers und beschlofs seine Laufbahn in hohem Lebensalter als oberster Feldherr auf einem Kriegszuge gegen Persien.

Der faktische Grundstoff an sich ist, wie man sieht, so dürftig, dafs er kaum zur Ausstattung einer kurzen Novelle hinzureichen scheint, und das erste nothwendige Element des Romans, nämlich eine bedeutende abgeschlossene Handlung als epische Grundlage fehlt so gut wie ganz. Der Verf. hat daher um Abwechselung und Bewegung hineinzubringen, eine Menge von Zwischenbegebenheiten erfunden, wozu ihm die Gefahr Gelegenheit giebt, in welche der Held durch sein Verhältnifs zur Spanischen Regierung gerathen ist. Wirklich wird derselbe von dem Augenblick an, wo er zu der Ermordung des Spanischen Zollbeamten Veranlassung giebt, bis dahin, wo er zu den Türken übergeht, in einen solchen Strudel von Lebensgefahren und Bedrängnissen hineingerissen, dafs weder er selbst, noch der Leser einen Augenblick zur Ruhe gelangt. Hier ist er nun nothwendigerweise mehr Ambofs als Hammer, welches für einen Romanhelden kein vortheilhaftes Verhältnifs ist. Auf den Fortgang und die Entwickelung der Begebenheiten hat Scipio durchaus keinen Einflufs, bleibt vielmehr fortwährend in untergeordneter Stellung und wo er nicht in der Macht seiner Feinde ist, wird er von seinen Freunden immer geleitet, ohne jemals recht in Thätigkeit zu kommen. Freilich wird er durch seine mannigfachen Fährlichkeiten auch viel zum Handeln genöthigt, aber diese abgedrungene Aktivität ist mehrentheils eine rein äufserliche. Bald mufs der Held dem Strome der auf ihn eindringenden Begebenheiten nachgeben und erzeigt sich dann, wenn auch nicht schwach, doch wenigstens rein passiv, bald wieder überwindet er die ihm entgegenstehenden Hindernisse, wo er dann allerdings Muth, Festigkeit, Entschlossenheit und neben einigem Stolz auch Grofsmuth und hingebende Aufopferung entwickelt, diese an sich zwar trefflichen Eigenschaften sind aber doch wohl zu allgemeine Bedingnisse des männlichen Charakters, um zur Charakteristik einer ausgezeichneten Individualität hinzureichen. Als eine solche erscheint Scipio Cicala nicht und so fehlt dem Romane denn auch das zweite seiner nothwendigen Elemente: die Darstellung eines merkwürdigen und bedeutenden Charakters als Hauptperson und dessen psychologische Entwickelung. Wie das Loslassen von seiner Jugendliebe, von seiner Mutter, von der abendländischen Welt und Bildung, die ja nach des Verfs. Darstellung tief in ihm wurzelt, von Allem, was seiner Seele das Theuerste sein mufste, wie das Hingeben an Narzissa und das sich Hineinstürzen in die rohe Türkische Welt in Scipio's Gemüth als psychische Nothwendigkeit sich ausbilden konnte, dieses faktisch darzustellen, wäre die würdigste Aufgabe des Dichters und um so nothwendiger gewesen, als die unmotivirte Entwürdigung des Helden den Roman auf die ungünstigste Weise abschliefst, und der Leser sich verletzt fühlen mufs, eine so lange Reihe bis zum Unglaublichen wunderbarer Handlungen und Begebenheiten zu nichts führen zu sehen, als zum moralischen Versinken des Helden, der, man weifs nicht wie und warum, aus einem hochherzigen und hochgebildeten jungen Edelmann plötzlich sich selbst zu einem blutgierigen rohen Türken macht. Eben so wenig sahen wir in der Mutter und in der Geliebten Scipio's neue und originelle Charakterbildungen auftreten. Dagegen sind in der zahllosen Menge von Nebenfiguren, die der Verf. an uns vorüber gehen läfst, einige sehr wohl gelungen, in welchen verschiedenartige Gestaltungen des Spanischen und Italienischen Nationalcharakters glücklich zur Anschauung gebracht werden. So sind z. B. Don Pedro de Toledo, der Fürst von Salerno, der gefangene Greis Pomponius Gauricus, der hundert und zwanzigjährige Abt des Camaldolenser Klosters, der Lazarusritter Don Taddeo Pellegrini und mehrere andere theils historische, theils erfundene Personen, wiewohl in W. Scottscher Weise sehr in's Einzelne und Kleinliche ausgemalt, doch durch bestimmte Züge und lebhaftes Kolorit mit dem Reiz lebendiger Wahrheit begabte Charakterbilder. Anderen Figuren aber hat der Verf. aus einer gewissen Vorliebe für psychologische und historische Curiositäten eine so wunderbar phantastische Gestaltung gegeben, dafs sie mehr in den Kreis des romantischen Epos als in den des historischen Romans gehören, in welchem letzteren Personen und Ereignisse, wenn auch merkwürdig und ungewöhnlich, doch die Grenze des Wahrscheinlichen selten, die des Möglichen niemals überschreiten dürfen. Figuren aber, wie die Griechische Amme Melantho und jener republikanisch schwärmende Nachkomme Johanns von Procida, bedürfen, um für wahr oder auch nur für möglich zu gelten, einer so entschlossenen Resignation des Glaubens, wie man sie heut zu Tage bei keinem verständigen Leser zu finden hoffen darf. Jene giebt mit ihren leeren Augenschaalen und ihrer krankhaften magnetisch-prophetischen Seher- und Zaubergabe ein widriges Bild, und dieser, der über-

dies noch der eigentliche Hebel des ganzen Romans ist, wird durch die ihm beigelegte übermäfsige Verstellungsgabe, zu deren Anwendung ein rechter Zweck nicht einmal sichtbar wird, ein leeres Schattenbild. Er gilt nämlich der gesammten ihn umgebenden Welt, Jahre lang für drei Personen, indem er blos durch Toilettenkünste bald als Kommandant von Ischia, bald als Hauptmann der Küstenwächter und bald als verzückter in achttägigem todtenähnlichen Schlaf liegender Camaldolensermönch erscheint, und nach seinem Belieben für eine dieser drei Personen von Jedem, ja selbst von dem Vicekönige von Neapel gehalten wird, vor dem er doch in den ersteren beiden Eigenschaften öfter erscheinen mufs.

Haben wir nun die Gestaltung des Werks als eines Ganzen betrachtet und dasselbe weder den Forderungen, die an einen Roman überhaupt zu machen sind, entsprechend, noch mit den Vorzügen der W. Scottschen Technik ausgestattet, dagegen aber die Fehler derselben, jene oft so lästige als unnöthige Breite und Weitschweifigkeit in der Behandlung von Nebendingen und Aeufserlichkeiten und jenes Vorherrschen des Einzelnen über das Ganze in vergröfsertem Maafsstabe darin gefunden, so wenden wir uns nun zur Anschauung des Einzelnen und finden hier den Verf. mit so glücklichen Gaben ausgestattet, dafs wir um so mehr bedauern müssen, seinen guten natürlichen Wuchs durch ein fremdes Modekleid verunstaltet zu sehen. Es ist augenscheinlich, dafs derselbe die Länder, Gegenden, Menschen, Institutionen und Verhältnisse, die er beschreibt, theils aus eigener Anschauung, theils durch fleifsiges Studium und ausgebreitete Belesenheit genau kennt und richtig aufgefafst hat; dafs eine lebhafte und anmuthige Darstellungsweise vollkommen in seiner Gewalt steht, und dafs er die Geschicklichkeit besitzt, den erworbenen Stoff zu bedeutenden und anziehenden Lebensbildern verschönend und belebrend zu verarbeiten. In vielen dieser Bilder offenbart sich eine nicht gewöhnliche Phantasie, ein Schönheitssinn, der nur auf falsche Bahn gerathen ist durch unbedingte Hingebung an eine fremde Manier, durch langjähriges, ausschliefsliches Insichaufnehmen jener ausländischen Dichtungsweise, deren Neigung zum Grellen und Ueberladenen dem eigenthümlich deutschen Sinn für ruhige Maafshaltung und geistige Tiefe eigentlich fremd ist. Betrachten wir die mannigfachen, in reicher Fülle und Abwechselung aneinander gereihten Scenen und Ereignisse als Bestandtheile eines Romans, so finden wir wenige darunter, die zur Harmonie des Ganzen nothwendig wären, die nicht ohne sonderliche Störung wegbleiben könnten, viele sogar, die den freien Gang und Eindruck der Hauptbegebenheit hemmen, betrachten wir sie aber jedes für sich, so erblicken wir in vielen eigenthümliche und neue Gestaltungen einer fremden Welt voll Reiz und vielartigen Lebens. Ist die alte Amme Melantho nach W. Scottscher Weise in das Wundersüchtige und Geisterheimliche hinein karikirt, und dieses zwar ohne wie Meg Merilies ein nothwendiger Hebel zur Bewegung des Ganzen zu sein, so geben doch ihre prophetischen Ahnungen, ihre zaubergläubigen Anstalten und Cerimonien ein interessantes Bild neugriechischen Nationallebens. Ist jene abergläubige Dreigestalt des Bruder Sperantius, der zugleich Festungskommandant und Hauptmann der Küstenwächter ist, auch ein unwahrscheinliches, ja unmögliches Phantom, so sind doch die Scenen in den Grotten und Gemächern von Ischia, im Wachtthurm, im Camaldolenser- und im Franziskanerkloster, in welche durch sein Treiben und Wirken der Held verwickelt wird, von mannigfachem Reiz und kräftigem Eindruck. Ist der Fürst von Salerno auch als mitwirkende Person für die Fortbewegung der Handlung von geringer Bedeutung, im Verhältnifs zu seiner Wichtigkeit aber, wie so viele andere Auftretende viel zu genau und ausführlich gezeichnet, so giebt uns doch die Schilderung seiner Haus- und Hofhaltung ein ansprechendes Bild von dem damaligen Leben der grofsen Lehnsherren, und manche geschichtliche Personen jener Zeit, wie der gelehrte Don Agostino Nifo de' Medici und der Räuberhauptmann Marco Sciarra werden uns, wiewohl wieder mit einiger Vorliebe für das Curiose, in artiger Portraitzeichnung dargestellt. So folgen wir dem Helden, wie er seinem launenhaften Schicksal, bald in Hofgemächer, bald in Trinkstuben, in Wachthäuser und Gefängnisse, in das Marktgewühl des aufgeregten Volkes und in die einsamen Klosterzellen, wir sehen ihn mit Wohlgefallen im glücklichen Kampfe mit den Gefahren des Meerstürmes, der Land- und Seegefechte, der Vergiftung, des Meuchelmords, der Hinrichtung und des Absturzes von der mühsam erkletterten Felswand. Vielfache Natur- und Kunstschönheiten jenes Paradieses von Europa werden uns genau und lebhaft in einer

Reihe poetischer Panoramen vor Augen gestellt und auch seine damaligen Bewohner aller Klassen und Gegenden gehen in ihren regen Beschäftigungen, Vorurtheilen und Leidenschaften in vielartig kräftiger Bewegung an uns vorüber, wobei denn freilich mitunter auch der Ueberflufs ermüdet, Manches kürzer und Manches weg zu wünschen bleibt.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXI.

Memoiren eines Preufsischen Offiziers. Herausgegeben von C. Herlofssohn. Leipzig, 1833. *Litterarisches Museum. Zwei Theile. kl.* 8.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verständiger Einsicht den nicht zu verkennenden Werth solcher Denkschriften an, welche auf untern Stufen des Lebens und der Bildung dennoch ein eignes und in seiner ächten Wirklichkeit stets betrachtungswürdiges Dasein abspiegeln, und selbst den gröfseren Geschichtsereignissen im Widerscheine der persönlichen und örtlichen Einzelheiten oft eine ganz neue und überraschende Färbung leihen, die den Gang und Gehalt des Geschehenen nicht selten besser einsehen läfst, als manches weitausholende Darlegen und Erklären in's Allgemeine hin. Aus diesem Gesichtspunkte zeigen wir dieses kleine Buch gern als eine Vermehrung der schon bekannten Familie der Feldjäger, des Deutschen Gil-Blas u. s. w. an, um welche sich Goethe fast zuerst ein so grofses Verdienst erworben.

An der Aechtheit dieser Memoiren haben wir keinen Zweifel; als Dichtung wären sie das gröfste Beispiel von Enthaltsamkeit, das ein Autor je geben könnte, denn überall herrscht darin das Wirkliche nur als solches, und verschmäht jeden Zusatz von Abentheuerlichem und Reizendem, das nicht schon in jenem läge; auch bleibt das geistige Auffassen der Dinge fortwährend im gleichmäfsigsten Verhältnisse mit diesen selbst, und so macht das Ganze den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewiesenen Kreise treu verbleibenden Unbefangenheit. Das Buch ist bei dieser Beschaffenheit für geschichtliches Interesse wie für blofse Unterhaltung am rechten Orte und zu seiner Zeit empfehlenswerth genug, und möge mit vielen Brüdern, die auch nichts Ueberschwengliches bringen und ansprechen, unverkümmert dahingehen.

Der Sohn eines Bürgermeisters von Neustadt bei Neifse in Schlesien ist es, der hier seine Lebensgeschichte erzählt; im Jahre 1770 geboren, sah er noch die letzten Ereignisse der Regierung Friedrichs des Grofsen, wurde durch jugendliche Unbesonnenheiten frühzeitig dem Kriegsdienste zugeführt, und durfte in Berlin mit guten Aussichten bei der Artillerie eintreten. Hier hatte er einen Vetter, den Mahler Rode, dessen Hauswesen und Künstlerart geschildert wird. Als Bombardier zog unser Autor mit nach Polen, wo die unglücklichen Verhältnisse des Landes und der Einwohner den guten Sinn des Mannes nicht gleichgültig liefsen, auch eine ordentliche Liebschaft sich anund abspann, alles aber in Mafs und Schranken blieb, ohne Abentheuer und Katastrophe. Der Krieg gegen Frankreich bricht aus, und führt uns zuerst in die Champagne, später, nach dem fürchterlichen Rückzug, zur Belagerung von Mainz, und nachdem diese Festung erobert worden, kehrt alles im Frieden zur Heimath. Unser Autor, der inzwischen Offizier geworden, wird in Schlesien angestellt, und leistet daselbst bei dem Einbruche der Truppen Napoleons in den Jahren 1806. und 1807. treffliche Dienste, besonders bei der Vertheidigung der Festung Silberberg, die auch von dem Feinde nicht erobert wird. Mit dem Frieden von Tilsit hören die Denkschriften auf, obwohl der Verfasser erst viel später gestorben zu sein scheint.

Ein wackres Gemüth, von keinen ausgezeichneten Fähigkeiten, aber von gutem leichten Sinn und thätiger Lebhaftigkeit getragen, bildet hier eine Art mäfsigen Deutschen Karakters, wie er uns in den mittlern Regionen des Lebens oft und leidlich genug zu begegnen pflegt. Auch sein Mittheilungstrieb gehört ganz in diese Sphäre, und wird in seinem einfachen Zuge nur bisweilen gestört durch etwas gesteigerte, kostbare oder auch geschmacklos muntre Ausdrucksweisen, die theils noch von der Schule Zeugnifs geben, theils als zufällige Beute aus dem Weltverkehr aufgehascht sind. Die Betrachtungen, die unser Verfasser häufig anstellt, wollen sich gern erheben, und sind meistens gut und brav, ohne doch ihren Flug sonderlich auszudehnen. Seltsam aber nimt sich ein Abrifs der Französischen Revolutionsgeschichte aus, den er in aller Kürze nach damaligen flüchtigen Auffassungen mittheilt. Man sieht wenigstens, welche Thatsachen zumeist, und in welcher Gestalt diese, sich im Publikum festgesetzt hatten. Die meisten Namen sind dabei grausam verstümmelt, welches der Herausgeber wohl mit ganzem Recht so gelassen hat. Nur an ein paar Stellen wird eine spätere Handanlegung sichtbar, z. B. wo im Revolutionskriege ein Grofsherzog von Baden genannt wird, und nur ein Prinz von Baden gemeint sein kann. Manche Anführungen aus dem Kriegszug in der Champagne konnten fast aus Goethe entlehnt scheinen, wenn nicht die Uebereinstimmung weit besser noch sich daraus erklärte, dafs gleichzeitig und unter gleichen Umständen von derselben Sache geredet wird.

Die höchsten Punkte des Büchleins sind gleich im Anfange das persönliche Erscheinen Friedrichs des Grofsen — wo dieser Namen vorkommt, fühlt man gleich eine stärkende Luft —, und späterhin die tapfre Gesinnung und der treue Eifer für die Sache Preufsens. Man möchte wünschen, die glänzenden Ereignisse der nachfolgenden Kriege gleichfalls diesem Leben zu Gute kommen zu sehen.

Wir rechnen es dem Herausgeber zum Verdienst, dafs er diese Blätter, zu welchen er in dem Vorworte seine eignen Gefühle und Empfindungen nicht ganz übereinstimmend andeutet, dennoch mit Billigkeit gewürdigt und litterarisch gefördert hat. —

V. v. E.

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. XL. u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 306 S.

(Schlufs.)

Wäre das Buch als eine Sammlung solcher Bilder, als ein Gemälde von Neapel im sechzehnten Jahrhundert behandelt und angekündigt, so könnten wir uns nach beliebiger Auswahl bald hier bald dort aufschlagend oder überschlagend daran ergözzen, was denn auch dem künftigen Leser als beste Genufsmethode für diesen Fall hiemit empfohlen, ja selbst von dem Autor hin und wieder halb anrathend freigestellt wird. Da dasselbe aber nach Intention, Anlage und Gestaltung mit den Ansprüchen und Verpflichtungen eines Romans auftritt, so sind wir genöthigt, es stets in dieser Beziehung fortzulesen und finden uns dadurch überall gestört, gehemmt und endlich völlig getäuscht, indem es als Roman nichts ist, als eine Reihe mehr oder minder interessanter Episoden. So legen wir das Werk denn mit dem Eindruck aus der Hand, mit dem wir eine überfüllte und unvortheilhaft geordnete Gemäldegallerie verlassen, wo neben schönen und interessanten Bildern auch manches Unbedeutende und nicht dahin Gehörige aufgestellt ist, die uns aber von dem dienstbeflissenen Gallerieinspektor in vorgeschriebener Reihefolge gezeigt, sorgfältig und weitläufig erklärt wird. Müssen wir nun die kräftige Phantasie, die gewandte Darstellungsweise, die reiche Belesenheit und den emsigen Fleifs des Vfs. gebührend anerkennen, so haben wir zugleich doch lebhaft zu bedauern, dafs er seine Kraft und sein schönes Talent, statt sie in eigenthümlich freier Bewegung walten zu lassen, in die stereotypen Formen des Walter Scottschen Kunstgebrauches eingezwängt hat.

Was endlich noch die von dem Verf. angeführten Anonymitätsgründe betrifft, so könnten wir diese, da sie auf das Werk keinen Einflufs haben, unberührt lassen; der Verf. nöthigt uns jedoch darauf einzugehen, indem er über ein in der deutschen Litteratur bestehendes Verhältnifs eine Ansicht aufstellt, die, wenn sie begründet wäre, oder auf seine Autorität hin für begründet angenommen würde, den Fortschritten der litterarischen Bildung entschiedenen Nachtheil bringen müfste. Dafs er die ansehnliche Zahl von Menschen, mit welchen er in täglichen persönlichen Beziehungen steht und von welchen die Meisten von seinem Buche mit ihm zu reden für unvermeidlich, ja es zu loben sich für verpflichtet halten möchten, vor dieser Verlegenheit bewahren will, lassen wir als einen Beweis zugleich von Bescheidenheit und Humanität gelten; auch dafs er, falls das Buch als trefflich anerkannt und in Folge dessen berühmt würde, den Verlegenheiten der Celebrität, dem lästigen Gefühl, hinter sich sagen zu hören: „das ist der berühmte Verfasser des Scipio Cicala!" durch die Anonymität zu entgehen sucht, ist als eine löbliche Vorsicht anzuerkennen, die sich auf alle Fälle vorbereitet. Dafs er uns Deutsche aber bei Sir Walter Scott eines Vorurtheils, einer Beschränktheit anklagt, die uns diesseit und jenseit des Meeres wenig zur Ehre gereichen würde, dürfen wir nicht stillschweigend vorübergehen lassen. Seiner Angabe nach würde nämlich uns Deutschen, die wir einmal gewohnt sein sollen, Alles wie ein Handwerk anzusehen, ein Geschäftsmann, der ein Dichter ist, wie ein Hufschmidt vorkommen, der zugleich Barbier sein wollte. Wenn in Deutschland Jemand in seiner öffentlichen Stellung einigen Ruf als Geschäftsmann geniefse, so sei es, sagt er, in den Augen seiner Landsleute schon im Voraus entschieden, dafs er unmöglich einen guten Roman schreiben könne, und wenn ein Staatsbeamter ein Buch von vier Bänden schriebe, so würde man es für unmöglich halten, dafs er sich nur im Geringsten mit seinen öffentlichen Geschäften befafst haben könne, wogegen jedermann es

natürlich finden, ja für einen Beweis gröfserer Anstrengung in Berufsarbeiten halten würde, wenn derselbe Geschäftsmann sich Nächte hindurch mit Tänzerinnen und Schauspielerinnen herumtriebe. Ja, sogar über einen Gegenstand aus der Sphäre seiner Berufsarbeiten ein Buch herauszugeben, will dem Verf. zu gewagt scheinen, weil man auch alsdann noch sagen würde, er habe entweder zu wenig in seinem Amte zu thun, oder hänge es an den Nagel und weil er fürchtet, Jeder werde dann glauben, den Schlüssel seines Charakters und seines Systems in Händen zu haben und sein öffentliches Leben mit dem Buche in der Hand controliren zu können. Er würde, meint er, darauf gefafst sein müssen, jeden seiner Sätze, je nachdem man ihn vorwärts zu treiben oder zu hemmen gedächte, gegen sich selbst gekehrt zu sehen und sonach übler daran sein, als derjenige, der bei den alten Lokriern ein neues Gesetz vorschlagen wollte, welches nur mit dem Strick um den Hals geschehen durfte, womit der Proponent, falls das Gesetz nicht durchging, sofort erdrosselt wurde. Wären diese Behauptungen begründet, so hätten wir billig Bedenken tragen müssen, über das vorliegende Buch zu berichten. Können wir in Abrede stellen, uns ernstlich und anhaltend damit beschäftigt und ihm einen ansehnlichen Theil unserer Mufse zugewandt zu haben? Sollten Kritiken über poetische Werke der von dem Vf. für herrschend gehaltenen Beurtheilungsweise weniger anstöfsig erscheinen, als diese Werke selbst, und hätten wir nicht sonach durch unsere kleinen *parerga critica* unsere bescheidene amtliche Stellung mit Recht für gefährdet zu halten? Nachdem wir uns aber durch einen Blick in das Handbuch des Preufsischen Hofes und Staats gestärkt haben, worin wir unter den Beamten aller Behörden, in den höchsten wie in untergeordneten Stellen, Namen erblicken, die in Poesie und Wissenschaft mit Ruhm genannt werden, und zwar zum Theil in Gebieten der Litteratur, die ihren Berufsgeschäften nicht weniger fremd sind, als die wissenschaftliche Kritik den unsrigen, so fassen wir frischen Muth und bleiben der freudigen Ueberzeugung getreu, dafs bei uns Preufsen die Tüchtigkeit der Staatsdiener nicht nach ihren aufseramtlichen Beschäftigungen, sondern nach ihren dienstlichen Leistungen billige Beurtheilung findet und dafs eine wissenschaftliche und künstlerische Bildung des Beamten, auch wenn sie auf die Erfüllung seiner Berufspflichten keinen unmittelbaren Einflufs hat, als eine ehrende und empfehlende Zugabe betrachtet wird. Suchen wir aber die Zustände, deren Druck der Verf. so schwer beklagt, in anderen Deutschen Gebieten auf, so vermögen wir sie dort so wenig als hier zu entdecken; vielmehr zeigt uns ein Blick in den Leipziger Mefskatalog sogleich eine grofse Anzahl von Namen geachteter und fleifsiger Dichter und Schriftsteller, die in allen zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern mehr oder minder wichtige Staatsämter bekleiden und unter den von dem Verf. geschilderten Verhältnissen keineswegs zu leiden scheinen, da sie ihre litterarische Thätigkeit seit längerer Zeit schon emsig fortsetzen. Möge derselbe sich daher auch von dieser Besorgnifs, die vielleicht nur ein kleiner Rest älterer Hypochondrie ist, losmachen und befreit von dieser, wie von den W. Scottschen Fesseln, das Vorurtheil, das seine Anklage gegen Deutschlands litterarischen Bildungszustand leicht erregt haben könnte, wieder zu vertilgen suchen, indem er ein selbstständiges Werk seiner freien Muse mit geöffnetem Visir uns darbringt.

Wilh. Neumann.

XXXII.

Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, ein dogmatisches Repertorium für Studirende von Dr. Karl Hase. 2te verb. Aufl. Lpz. b. Leich. 1833. *XIV.* 406.

Die Zeit, wo die ganze Dogmatik nur aus scholastischen Formeln und Distinctionen bestand, und spitzfindiger Scharfsinn den dogmatischen Stoff immer mehr anhäufte, ist vorüber. Speners u. A. segensreicher Einflufs haben das Todte einer solchen Dogmatik erkennen, und nicht nur im Leben, sondern auch in der Dogmatik einen lebendigern Quell suchen lassen, als die alten Compendien ihn boten. Anderntheils sind durch die Revolutionen auf dem Felde der Philosophie die Anforderungen des denkenden Geistes andere geworden, so dafs dieselben, in welchen man früher die Ecksteine der lutherischen Dogmatik anerkannte, von der einen Seite nicht fromm, von der andern nicht wissenschaftlich genug erscheinen. In beiden Beziehungen hat die Dogmatik unseres Jahrhunderts gewonnen, sie kann sich rühmen, dafs ein mehr lebendiger, ein das religiöse Gefühl mehr befriedigender Geist in ihr herrsche, dafs sie für die tiefere wissenschaftliche

Begründung der Glaubenslehren mehr gethan habe, als Jene. —

Der Verf. vertritt in diesem Werke ein System, welches nicht das seinige ist (vgl. Dedikation). Er stellt es nur auf, so wie etwa Hutterus, wenn er itzt lebte, es aufstellen und verheidigen würde. Darum ist der anfangs seltsam erscheinende Titel gewählt. Dies theologische System nun des *Hutterus redivivus* soll das *kirchliche System* sein, und der Titel nennt denn auch dies Werk eine „Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche". Es sei dem Ref. erlaubt, diesen Ausdruck einer genaueren Erörterung zu unterziehn, weil das Verhältnifs der Kirche zur Dogmatik in unsern Tagen so wenig berücksichtigt wird, und auch bei dem Vf. darüber Mifsverständnisse obzuwalten scheinen. — Wie auch von den verschiedenen Dogmatikern der Begriff der Dogmatik (und auch der Theologie überhaupt) festgestellt werden möge, so kommen Alle darin überein, dafs sie *Wissenschaft* sei, und so sagt der Verf. auch, dafs die Dogmatik sei *„eine (!) Wissenschaft von der in der Kirche geltenden Religion"*. — Jede Wissenschaft hat aber, wie schon das Wort besagt, eine Beziehung auf das Wissen, und mag man auch eine noch so verschiedene Vorstellung vom Wissen haben, so wird es doch gewifs auch von Allen vom Glauben *unterschieden*. Eben so sind denn endlich auch Alle *darin* einig, dafs die Religionswissenschaft (die Dogmatik) nicht etwas ganz Anderes zum Inhalt haben könne, als die Religion. Und so ist denn von den Meisten dies Verhältnifs so gefafst, dafs die Religion einen gewissen Inhalt in unmittelbarer Weise habe (als etwas unmittelbar Gegebenes, d. h. *Glaube*), dafs dagegen die Wissenschaft der Religion diesen selben Inhalt auch habe, aber als einen wiedergewonnenen, vermittelten, begriffenen oder dgl. Alle diese verschiedenen Ausdrücke haben wenigstens das eine Gemeinsame, dafs, da Wissen und Wissenschaft im Vergleich mit dem Glauben als etwas durch Reflexion Modificirtes erscheint, dem also ein Zustand des Gegensatzes vorausgegangen sein mufs. Denn jede Reflexion setzt ein wenigstens momentanes Aufhören des Zustandes voraus, über den reflektirt wird, ein Reflektiren also über die Wahrheit des Glaubens, ein (momentanes) Ungewifssein, jedes Beweisenwollen setzt ein für problematisch Halten, jedes Wiedergewinnenwollen ein Verlorenhaben voraus. Kurz immer mufs dem Wissen ein Schwanken, ein Ungewifssein (wir nennen es Zweifel) vorausgehn. Das Erste ist so der unbefangene Glaube, wo das glaubende Subjekt mit seinem Glaubensinhalt vereint ist, das Zweite ist das Bewufstsein des Zwiespalts zwischen beiden, das Zweifelhaftwerden, oder die Reflexion, in welcher, um den theologischen Ausdruck zu brauchen, die *fides qua* und die *fides quae creditur* unterschieden werden, das Dritte, dafs beide wieder in Einklang gebracht werden. So geht die Wissenschaft aus dem Zweifel hervor, und wer nie gezweifelt hat, kann nie Bedürfnifs nach Wissenschaft haben, weil der Anfang der Wissenschaft schon ein Problematischsetzen, d. h. Zweifeln ist. —

Wenn nun, um das Verhältnifs der Kirche zur Theologie zu bestimmen, darauf reflektirt wird, was die *Kirche* ist, so wird wohl für die Vorstellung keine bessere Bestimmung sich finden lassen, als die in der h. Schr. gegebene, dafs sie der Leib Christi sei. Die Kirche ist der fortlebende, fortgesetzte Christus, ist eine moralische Person, welche dasselbe Amt hat, welches der hatte, auf den die Kirche gegründet ist. Wie kann und mufs sich nun diese Person zur Wissenschaft verhalten? Jeder sieht ein, dafs bei der völligen Wesenseinheit Christi mit dem Vater, bei *ihm* nie eine solche Trennung vom Vater vorkommen konnte, wie sie nothwendig war, um in Christo Zweifel an seiner Einheit mit Gott zu begründen. Konnte nun dieser, die Bedingung, unter der allein nach Wissenschaft Bedürfnifs entsteht, bei Christo nicht Statt finden, so auch sie nicht; wie denn wohl Niemand darin einen Mangel finden wird, dafs der λόγος τοῦ θεοῦ kein θεόλογος war. Er steht über der Theologie, weil er nicht zweifeln kann. — Ganz eben so verhält sich's nun mit der Fortsetzung Christi, mit der Kirche, *als einem Ganzen*. In sofern sie aber aus Einzelnen besteht, und es weifs, dafs in diesen Einzelnen es zu einem solchen Zwiespalt zwischen der gegebenen Lehre (der Kirche) und dem subjektiven Denken (des Einzelnen) kommen wird, aus diesem aber nur durch Wissenschaft Rettung ist, — hat sie ihre indifferente Stellung gegen die Wissenschaft aufzugeben, und Veranstaltungen zu treffen, dafs jeder Einzelne Gelegenheit habe, sich so von Zweifeln zu befrein. — Diesen beiden scheinbar entgegengesetzten Anforderungen genügt die Kirche darin, dafs sie ihre Diener erstlich verpflichtet nur auf die Kirchen*lehre* und nicht auf ein wissenschaftliches System, zweitens

aber keine andere verpflichtet, als solche, die in der Prüfung gezeigt haben, dafs sie gesucht haben, den Zweifel, dessen Vorhandensein im Gebildeten vorausgesetzt wird, zu widerlegen, d. h. wissenschaftlich gebildet sind. — Ein ganz ähnliches Verhältnifs zeigt sich im Staat. Der Staat giebt seine Gesetze ohne irgend einen Zweifel an ihrer Vernünftigkeit, er *weifs*, dafs sie vernünftig sind. Er weifs aber auch, dafs bei dem Einzelnen Zweifel an ihrer Vernünftigkeit entstehn werden, und dafs diese Zweifel nicht eher gehoben werden, als bis man in irgend einer Weise die Vernünftigkeit der bestehenden Gesetze sich bewiesen hat.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXIII.

Uebersichtliche Darstellung des Preufs. Staatsrechts, nebst einer kurzen Entwickelungsgeschichte der Preufsischen Monarchie, von Alexander Mirus. Berlin, 1833. *Verlag von Fr. Aug. Herbig. VIII. u.* 384 *S. in* 8.

Es giebt Bücher verschiedener Art. Die einen zeichnen sich durch geistige Auffassung, wenn auch eines gegebenen Stoffes aus: die anderen sind fleifsige Zusammentragungen, und haben den Werth das Lesen mancher Werke, die sie enthalten, zu ersparen. Wieder andere, und es thut uns leid zu sagen dafs das gegenwärtige dazu gehört, haben weder das eine, noch das andere Verdienst: es sind Schöpfungen, die entweder durch buchhändlerischen Machtspruch an das Licht traten, oder deren Unbrauchbarkeit durch den praktischen Nutzen entschuldigt wird, den sie in Ermangelung von Ideen (S. Vorwort S. 5.) besitzen sollen. Wenn es überhaupt zweifelhaft ist, ob man schon jetzt im Stande sein kann, ein Preufsisches Staatsrecht zu liefern, da das Staatsgebäude der Vollendung seines Ausbaus noch entgegen sieht, so ist doch so viel gewifs, dafs will man diesem Titel Ehre machen, ein andres Resultat, als das von unserem Verfasser gewonnene, hervorgehen mufs. Es kann nicht genügen, statistische Zusammenstellungen, wie sie in jedem Staatshandbuche, und in den vielen populären Hülfsbüchern von Rumpf zu finden sind, für Staatsrecht auszugeben. Es ist nicht hinreichend in den vorangeschickten Hauptmomenten der Entwickelung des Preufsischen Staates mit Claudius Drusus begonnen und mit Friedrich Wilhelm dem Dritten geschlossen zu haben, wenn man von Aufang an nicht weifs, was der Preufsische Staat ist, wenn man weder seinen Charakter, noch seinen unterscheidenden Geist kennt, und wenn im Grunde das gegebene Material wohlfeil aus jeder Geschichte der Mark Brandenburg aufzugreifen ist. Aber wollten wir auch nur von der Forderung der statistischen Gründlichkeit ausgehen, so dürfte hier mancher bittre Tadel auszusprechen sein. Wie kommt es, dafs der Hr. Verf. in einem Staatsrechte, das im Jahre 1833. publicirt ist, bei Abhandlung der Städteordnung blofs des Gesetzes vom 19ten November 1808. Erwähnung thut, von demselben als von einem solchen spricht, das in den neuen und wiedervereinigten Provinzen keine Gültigkeit habe (S. 81.) und auch im Geringsten keine Kenntnifs von der revidirten Städteordnung vom 31sten März 1831. zu haben scheint, die nicht *einmal* in der ganzen Auseinandersetzung citirt ist? Wie kommt es, dafs der Verfasser S. 124. meint, dafs die Juden noch heute academische Lehrämter bekleiden können und dafs die aufhebende Cabinetsordre vom 18ten August 1822. sich blos auf Schulämter beziehe, da diese doch notorisch eben so von academischen Lehrämtern handelt?

Doch wie wollten wir Gründe für diese Fehler finden, ehe uns die Gründe für das ganze Buch angegeben sind?

Gans.

XXXIV.

De morbo pulmonum organico ex respiratione neonatorum imperfecta orto. Auctore Eduardo Joerg. Philos. Med. et Chir. Dr. Lips. 1832. *apud Barth.* 8.

In dem Gebärhause zu Leipzig hatte der Verf., als Sekundärarzt seines Vaters Gelegenheit, eine partielle Verwachsung der Lungenzellen bei solchen neugeborenen Kindern zu beobachten, welche seit der Geburt nur unvollkommen respirirten. Zwei Ursachen dieser mangelhaften Respiration glaubt er erkannt zu haben: die Eine in der bei zu schnellen und leichten Geburten erfolgenden zu schwachen Zusammendrückung der *Placenta* und der Folge dieses Umstandes: dem zu geringen Oxygen-Bedürfnisse für das Kind; die Andern in zu starkem Druck des sich gewaltsam kontrastirenden Uterus oder des Beckens oder der Zange auf das Gehirn des Kindes und in Dehnung seines Rükkenmarkes.

In beiden Fällen ist die Respiration kaum wahrnehmbar, schwach, oberflächlich, kurz, ängstlich, aussetzend. Die atmosphärische Luft dringt nicht in alle Theile der Lungen. Einzelne Theile derselben werden nicht ausgedehnt, und verwachsen völlig. Sie gleichen, was Farbe und Festigkeit anbetrifft, den Fötus-Lungen, können durchaus nicht aufgeblasen werden und sinken im Wasser unter. — Doch ist der Zustand der Kinder, je nachdem das eine oder das andere Moment Veranlassung ihres Krankseins ist, verschieden und erfordert ein verschiedenes Verfahren vom helfenden Arzte. Doch vermag dieser selten dem Fortbestehen des Uebels, der Obstruktion der Lungen und daraus entspringender Blausucht, noch seltener dem Tode, der durch Apoplexie, Stickflufs, Entzündung der Lungen und Bronchien oder Atrophie erfolgt, zu wehren.

Sorgfältig schildert der Verf. den Verlauf der Krankheit, hebt die prognostischen Momente hervor und bestimmt das therapeutische Verfahren. Sieben ausführlich mitgetheilte Krankheitsgeschichten sind dem Werke beigegeben.

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, ein dogmatisches Repertorium für Studirende, von Dr. Karl Hase. 2te verb. Aufl.

(Schlufs.)

Diesen Nachweis giebt die Rechtswissenschaft. Wenn nun der Staat einerseits diese (relative) Nothwendigkeit der Rechtswissenschaft für den Einzelnen kennt, andererseits aber in seinem guten Vertrauen auf sich, *über* jeder Rechtsphilosophie steht, — so verlangt er von seinen Staatsdienern zwar, dafs sie wissenschaftlich gebildet (Rechts*gelehrte*) seien, verpflichtet sie aber nicht auf irgend ein rechtsphilosophisches System, sondern auf seine Gesetze, deren Vernünftigkeit ihm *per se* bekannt ist.

Das vorliegende Werk nun vertheidigt das supernaturalistische dogmatische System, und spricht das, aufserdem dafs die ganze Darstellung es zeigt, unverholen aus, §. 73, wo es die Rationalisten und „*wir*" sich entgegensetzt. Nun könnte es, da man weifs, dafs das vorgetragene System nicht das des Verfs. ist, allerdings seltsam erscheinen, dafs er sich zum Vertreter eines *fremden theologischen* Systems aufwirft; es wird aber erklärlich, wenn man bedenkt, dafs der Vf. die supranaturalistische Dogmatik für die erwiesener Massen von der Kirche recipirte, hält, (vgl. §. 47. pg. 133.) ein Mifsverstand, den er mit den meisten Supranaturalisten theilt, die bei allen Erörterungen *dies* als erwiesen voraussetzen, dafs die *Kirche* zu *ihrer* Parthei gehöre. Sie sagen, dafs ihr System lehre die Kirchenlehre in Einklang bringen mit den Anforderungen und Bedürfnissen ihres Geistes. Dasselbe sagen die Rationalisten; (keiner hat sich noch für unkirchlich erklärt), „ihr System enthalte das Wesentliche der Kirchenlehre mit den Anforderungen ihres Geistes in Einklang gebracht, was sie verwerfen sei eben nicht Kirchenlehre, dies entscheiden nicht nur die symb. BB., sondern der herrschende Glaube" u. s. f. Wenn die Kirche die *fides salvifica* lehrt, und die Einen darin nur die *fides quae*, die andern nur die *fides qua creditur* sehen, so können sie mit gleichem Recht sich auf die Kirche berufen und ein *Teller* oder *Tieftrunk redivivus* können mit eben dem Recht (oder vielmehr Unrecht) ihre Systeme „kirchliche Dogmatik" nennen. Die, itzt beinahe verschollene Frage, ob die Kirche nicht die Rationalisten von sich ausschliefsen müsse, so wie die neuerlich in Anregung gebrachte, ob sie nicht die akademischen Lehrer unter ihre Controlle nehmen müsse, gründet sich, manches Andre, Unreinere abgerechnet, mit auf solch eine Verwechslung von Kirchenlehre und supranaturalistischem System.

Und so glaubt der Ref. durch diese Erörterung das wenigstens gezeigt zu haben, dafs das vorliegende Werk, eben weil es ein *Hutterus redivivus* ist, und nicht etwa eine *Confessio rediviva*, unter das Panier der Kirche sich nicht stellen darf. Dabei ist aber dem Vf. zuzugestehn, dafs er den Supranaturalisten itziger Tage einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Dafs dies System auch das des Hrn. Vfs., ist gleichgültig, genug, ein bedeutender Schatz von Gelehrsamkeit, grofser Scharfsinn und eine nicht oberflächliche Bekanntschaft mit den philosophischen Richtungen unserer Tage (Dinge die nicht oft sich vereint finden) sind durch das vorliegende Werk dem supranaturalistischen Theologen zu Diensten gestellt, und der Verf. mufs des Dankes gewifs sein von allen denen, die dieser Richtung angehören, wenn es sie gleich schmerzen wird, dafs sie den Verf. nicht *ganz* zu den Ihren zählen können. —

Wenn der Ref. aus den angeführten Gründen den Titel des Werkes: „Dogmatik der evangel. Kirche" nicht kann gelten lassen, so mufs er dagegen dem anderen: „dogmatisches Repertorium" seinen vollen Beifall geben. Es ist eine an Inhalt und Form möglichst

gedrängte, dabei nicht zerrissene Uebersicht der hauptsächlichsten Richtungen in der Dogmatik, immer aber so, dafs die andern Meinungen vom Standpunkt des Supranaturalismus aus, bestritten, und auch blofs angeführt werden, um wo sie mit ihm streiten, widerlegt zu werden. Ueber die Eintheilung des Werks äufsert sich der Vf. selbst §. 16. so: „Eine Dogmatik auf dem Standpunkt der unverlornen (natürlichen) Religion würde das religiöse Gemüth zum Princip haben, auf dem Standpunkt der verlornen hat sie eben so nothwendig die unmittelbare Thatsache seiner Wiederherstellung zum Grundgesetze, dort die Liebe, hier die Versöhnung. Hiernach ergeben sich in einfach logischer Theilung mit Rücksicht auf den historischen Stoff fünf Theile des Systems: die Lehre von den Urkunden (*Bibliologia*) vom Objekte (*Theologia*) dem Subjekte (*Anthropologia*) der Anstalt (*Soterologia*) und der jenseitigen Vollendung (*Eschatologia*) der Versöhnung durch Christum". Diesen fünf Theilen gehen die wichtigen *Prolegg.* voraus, die in den 3 *locis* von der Religion, von der dogmatischen Theologie, und der Geschichte derselben handeln. Namentlich ist hierin der dritte *locus* bemerkenswerth. Denn wenn man auch dem Vf. nicht Recht geben kann in seinen Urtheilen namentlich über die neueren Dogmatiker, wenn ferner unter diesen die unter *III.* angeführten *philosophischen* und die *kirchlich-philosophischen sub IV.* nur willkürlich scheinen unterschieden zu werden, so ist doch die geschichtliche Entwicklung mit wahrhaft historischem Sinne erkannt, und nicht in jeder Abweichung nur Unsinn und Gotteslästerung erblickt. Darauf folgen denn nach der oben angegebnen Eintheilung in 22 *locis* die Lehren des vertheidigten Systems über die wichtigsten dogmatischen Begriffe. — Was nun die Ordnung der Theile betrifft, so ist sie die bei den meisten (bei fast allen supranaturalistischen) Dogmatikern gewöhnliche, dafs nämlich angefangen wird mit den Begriffen, Offenbarung, Inspiration u. s. f., und, nachdem durch diese die Glaubwürdigkeit der Schrift begründet ist, die Lehren dann nachfolgen. Dadurch entsteht der Mangel, dafs der *locus de verbo divino* aufser der *Bibliologia* nochmals vorkommen mufs, in der *Soterologia*, und die Schrift einmal als Erkenntnifsquelle, das andere Mal als Gnadenmittel (als sei beides zu trennen) behandelt wird. Aus „einfach logischer Theilung"! möchte sich auch schwerlich die Lehre von den Urkunden als ein der Lehre vom Objekte (s. oben) koordinirter Theil ergeben; und so möchte, was von der *Bibliologia* nothwendig vorausgeschickt werden mufs in den *Prolegg.* am besten seinen Platz finden, das hauptsächlichste aber in der *Bibliologia* abgehandelte erst später vorkommen dürfen, wie es denn wohl sonderbar ist, dafs die Lehre von den symb. BB. im §. 119 fehlt, wo von der Kirche und den *eccl. particularibus* gehandelt wird, weil sie auch schon im ersten Theil vorgekommen. Auch möchte die „logische Theilung" — schwerlich einen Grund abgeben, die Lehre von den Urkunden an den Anfang zu stellen. Die einzelnen *loci* sind nun so behandelt, dafs meistens zuerst kurz und deutlich die Kirchenlehre ausgesprochen, dann die dogmatischen Bestimmungen der ältern Dogmatiker angeführt, und wo nöthig die entgegengesetzten Ansichten der neuern Dogmatiker widerlegt werden, so z. B. *loc. IX. de trinitate.* In andern *locis* fehlt die einfache Kirchenlehre und sie fangen gleich mit den theologischen Definitionen der Dogmatiker an, so *loc. X. de angelis.* Besonders ausführlich in jeder Hinsicht, mit Rücksichtnahme auf die wichtigsten Meinungen auch der Neuern ist *loc. VII. de notione Dei* behandelt, freilich nicht ohne die Unbestimmtheit und Ungenauigkeit, die bei dem Gebrauch solcher Klassen-Namen, wie Pantheismus u. s. w. immer vorkommen wird (§. 55.) — Es ist, dem Zwecke des Werks gemäfs, natürlich, dafs die neuern, von dem vertheidigten abweichenden, dogmatischen System nur da angeführt werden, wo ihre Widerlegung nöthig scheint. Indefs ist hierbei ein Mifsverhältnifs nicht zu verkennen. Wenn in den *Prolegg.* und in den ersten *locis* ihre Ansichten sehr häufig angeführt werden, so treten sie dagegen im weitern Verlauf gar zu sehr zurück. Ganz auffallend ist dies an solchen Orten, wie *loc. XI.* und *XII. de statu integritatis* und *de statu corruptionis.* Hier schweigen solche Citate fast ganz, und wo sie vorkommen werden sie nicht wie sonst (wie etwa §. 30—34.) aus sich selbst, sondern *lediglich* aus der h. Schr. widerlegt, wodurch diese *loci* eine ganz andre Färbung erhalten, als die übrigen. Und gerade hier, beim Ursprung des Bösen, war doch vor Allem der Ort, Rücksicht zu nehmen auf viele neuere Ansichten, die pg. 224 mit den einzigen Worten: „die Pantheisten und neuern Dogmatiker" abgefertigt werden. Eben so tritt dieser Mangel auffallend entgegen in dem *locus de novissimis*, wo auch nur pg. 372 beiläufig der neuern Philosophie der Vorwurf gemacht wird,

dafs sie ein „blofses Untergehn in Gott" lehre, — (der Verf. hat in seiner Gnosis doch selbst gesagt, dafs dies aus dem Schellingianismus nicht folge), sonst aber die Meinungen der neuern Dogmatiker fehlen.

Alle diese Ausstellungen haben ihren Grund in Mängeln des Werks, die nur dadurch hervorgebracht sind, dafs der Vf. ein bestimmtes fremdes System vertheidigte, — daher die fehlerhafte Anordnung, daher der zuletzt gerügte Mangel, da auch bei der hieroglyphisch compendiarischen Kürze es an Raum gebrach. Hätte der Vf. nur ein Repertorium gegeben, oder eine Darstellung der Entwicklung der Dogmen, — so würde sein ohnehin werthvolles Werk noch mehr gewonnen und weniger den Anschein des Eklekticismus haben, der nothwendig entsteht, wo der Verf. das vertheidigte System auf Augenblicke im Stich läfst.

Dr. Eduard Erdmann.

XXXV.

Caedmons Metrical Paraphrase of parts of the Holy Scripture in Anglo-Saxon; with an English Translation, Notes and a Verbal Index, by Benjamin Thorpe, Fr. S. A. Honorary Member of the Islandic Literary Society of Copenhagen. London, published by the Society of Antiquaries of London and sold by Black, Young and Young. 1832. *gr.* 8. *XXXV. et* 341 *S.*

Im siebenten Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte in Northumbrien unfern der Caledonischen Grenze beim Kloster Hilda (neben dem jetzigen Whitby) ein Hirte, dessen dürftiges Dasein durch den Mangel der gewöhnlichsten Talente noch neidloser erschien. Eines Abends, bei dem Biergelage aufgefordert von seinen Freunden gleich ihnen ein Lied vorzutragen, mufste er wiederum seine Unfähigkeit bekennen und schlich tief betrübt hinweg, sah nach seinem Vieh und streckte sich auf das nächtliche Lager. Und siehe! vor dem Unglücklichsten in allen Angelsächsischen Reichen wölbte sich plötzlich ein Lichtglanz, aus welchen ein himmlischer Bote hervortrat. Noch auffallender als diese Erscheinung, war dem Hirten deren Geheifs: Auf! Caedmon, dichte mir ein Lied vom Anfange aller Dinge! Nach vergeblichen Entschuldigungen gehorchte er und wufste auch am folgenden Morgen das Gedicht seinem Dorfschulzen herzusagen. Dieser wie alle die es vernahmen, staunten ob des ungewohnten Wohlklanges; andere Gegenstände aus der heiligen Schrift und der Kirchenlehre wurden ihm aufgegeben, welche er am nächsten Morgen im reichsten Dichtungs- und Sprachschmucke, harmonievollsten Rhythmus und reinster Allitteration vortrug. Die Aebtissin von Hilda beredete bald den neuen Dichter, den Kühen und der Welt zu entsagen und in ihrem Kloster einem höheren Leben und der Entwicklung der Wundergaben seiner Dichtkunst im frommen, gottergebensten Wandel, vollkräftigen Hasses gegen Christi Feinde, ausschliefslich sich zu weihen. Hier lebte er, sang den Herrn und die Erschaffung der Welt, die Wanderungen des Volkes Israels, die Fleischwerdung, Leiden und Himmelfahrt Christi, so wie seine und der Apostel Lehren, aufser vielen andern Liedern vom jüngsten Gerichte, den Strafen der Hölle, den Freuden des himmlischen Reiches und ähnliche Gesänge, wodurch er unzählige Seelen vom Pfade des Lasters zurückgeschreckt und auf die Bahn der Tugend gelenkt hat; bis zu seiner im Jahr 680 erfolgten Todesstunde die wunderbarsten Offenbarungen des poetischen Sinnes hervorsprudelnd.

Also berichtet ein Landsmann und jüngerer Zeitgenosse, der ehrwürdige Bäda in seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen, von dem Hirten Caedmon, dessen poetische Paraphrase der Genesis mit dem Buche von den gefallenen Engeln — denn viel mehr ist uns von jenem reichen Dichtungs-Horte nicht verblieben — mit des ehrwürdigen Bäda's wissenschaftlichen Leistungen das schönste Erbtheil jener Jahrhunderte für Europa geworden sind. Jene merkwürdigen Gedichte blieben dem Volke des Dichters nicht verborgen und König Aelfred in seiner Uebersetzung der Kirchengeschichte Bäda's giebt uns sogar jenen ersten nächtlichen Dichtungsversuch des Caedmon, von Bäda in Lateinische Sprache verdollmetscht, welcher nicht für eine andere Version des Anfanges des grofsen Werkes des Caedmon gehalten werden darf. Sie wurden einst von Franz Junius, ohne Uebersetzung und Erläuterungen, im J. 1655 zu Amsterdam herausgegeben, doch wurde dieser Abdruck im Laufe der seitdem bald verflossenen zwei Jahrhunderte so sehr selten, dafs wenige Bibliotheken dieses wichtigste Sprachdenkmal der Angelsachsen und demnach eines der wichtigsten der Germanischen Völker besizzen. Die bedeutenden Mängel des Abdruckes möchten

für Hickes, welcher die Handschrift vergleichen konnte, nicht zur Entschuldigung dienen, dafs er dem Werke die ursprüngliche Authenticität absprach und es für eine spätere Umarbeitung in einem von ihm so benannten Anglo-Dänischen Dialekte erklärte: welche Meinung nebst den früher angedeuteten ungünstigen Umständen dem näheren Studium des Caedmon sehr hinderlich werden mufste. So geschah es, dafs die gröfste Dichtung des Volkes, dem die Germanische Bildung ihren Ursprung vorzüglich verdankt, mit der übrigen Angelsächsischen Litteratur in ihrem Vaterlande, wie bei den verwandten Völkern gar wenig beachtet wurde. Erst in neuern Jahren wurde man in England auf so manche dem Untergange entrissene Denkmäler seiner frühsten Eigenthümlichkeit aufmersamer und die Nachricht, dafs selbst Milton in seinem verlorenen Paradiese Ideen des Caedmon, welche Junius ihm mittheilte, benutzt habe, wandte auch mehr Aufmerksamkeit auf Caedmon, von dem hie und da Bruchstücke mitgetheit und übersetzt wurden. Der durch seine Verdienste um die Angelsächsische Litteratur rühmlichst bekannte Hr. W. D. Conybear verhiefs eine Ausgabe des Altvaters der Germanischen Dichtkunst und die Universität zu Oxford übernahm es, dieselbe würdig auszustatten. Dieses Unternehmen ist jedoch nicht ausgeführt, so wie auch bisher die vom Herrn Dr. Grundtvig von Kopenhagen angekündigte *Bibliotheca Anglo-Saxonica* nicht erschienen ist, in welcher Caedmons Paraphrase neben dem bisher so sehr entstellten Gedichte von Beowulf den Ehrenplatz eingenommen haben würde. Dem lange schwer empfundenen Mangel korrekter, brauchbarer und billiger Ausgaben der vorzüglichsten Denkmäler der Angelsächsischen und Altenglischen Litteratur abzuhelfen, bildete sich daher kürzlich in London ein Verein gleichgesinnter Männer, wodurch die K. Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London veranlafst wurde, die Unterlassungen ihrer Vorgänger, welche so bedeutende Mittel zu so geringem Nutzen oft verwendet haben, auf ausgezeichnete Weise wieder gut zu machen.

Die Ausführung dieser Arbeit in Beziehung auf Caedmon ist Hrn. B. Thorpe zugefallen, welcher durch verwandte Bestrebungen, unter andern durch die Uebersetzung von Rask's Angelsächsischer Sprachlehre in das Englische bekannt ist. Er hat sich die Ansichten dieses verdienstvollen, vielseitigen Sprachforschungen leider zu früh entrissenen Gelehrten durchaus angeeignet, und erwähnt, wie er dessen Lehre von der Accentuation in den Handschriften bestätigt fand.

Hr. Thorpe hat die einzige vorhandene, doch dem zehnten Jahrhunderte angehörige, Handschrift des Caedmon neu verglichen und ist dadurch in den Stand gesetzt, die vielfachen Mängel des alten Abdruckes zu verbessern und auf manchen Fehler der Handschrift, namentlich die von dem alten Abschreiber, so wie von Junius nicht bemerkten Lücken der letzten Abtheilung aufmerksam zu machen. Neue Handschriften, welche die vorhandenen Lükken ergänzten, sind jedoch bis auf eine kleine Ausnahme nicht gefunden, und wir erhalten also nur die früher bekannten Fragmente. Diese Ausnahme besteht in einem andern Texte des Gesanges des Azariah, aus dem durch des verstorbenen John Conybear (*Illustrations of Anglo-Saxon poetry*) Mittheilungen besser bekannt gewordenen Grofsen Buche zu Exeter. Von dem Gedichte selbst hat Herr Thorpe eine Englische Uebersetzung geliefert, welche wörtliche Anschliefsung an den alten Text mit leichtem Verständnisse für den heutigen Leser vermittelt: welches Verfahren Engländern unentbehrlich scheint, deren heutige Sprache durch den Einflufs des Normannisch-Französischen bekanntlich weit mehr, als die heutige Deutsche der Sprache ihrer frühern Jahrhunderte entfremdet ist.

Ein Glossar, vom Herausgeber neu ausgearbeitet, enthält Angelsächsische Worte unter Verweisung auf die bezügliche Stelle, doch ohne fernere Erläuterung. Dafs die Verweisung auf die Seitenzahl der gegenwärtigen Ausgabe, und nicht vielmehr auf die Abschnitte des Gedichtes gemacht ist, möchten wir jedoch nicht loben. Führt Hr. Thorpe doch selbst an, dafs ein von Junius hinterlassenes Glossar zum Caedmon ihm unbrauchbar gewesen, weil es sich auf dessen Abdruck und Paginirung bezogen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 25.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Caedmons Metrical Paraphrase of parts of the Holy Scripture in Anglo-Saxon; with an English Translation, Notes and a Verbal Index, by Benjamin Thorpe, Fr. S. A.

(Schlufs.)

Der Herausgeber erklärt sich, wie es auch Grundtvig gethan hat, unumwunden für die Aechtheit des vorliegenden Werkes, einzelne Verstümmelungen, Einschaltungen und andere Willkürlichkeiten des Abschreibers, wie alle Werke in den Landessprachen des Mittelalters so häufig erfahren haben, zugestanden: und verwirft gleich jenem die Hypothese des Hickes über den neuern Dänisch-Sächsischen Dialekt dieses Gedichtes, über welchen Dialekt er einige andere Ueberbleibsel nachweist, die aber zu Caedmons Zeit noch nicht enstanden und in den Tagen des Abschreibers nicht sehr ausgebildet sein konnten. Er legt gröfseren Werth auf die Sonderung Angelsächsischer Manuscripte nach den Provinzen, in welchen sie geschrieben und bezeichnet uns in seiner Vorrede den Herrn Joseph Stevenson, von welchem wir die sehr wichtige Sonderung der Angelsächsischen Handschriften nach den Provinzen, in welchen sie entstanden, zu erwarten haben. Jenen Dänisch-sächsischen Dialekt glaubt er nur sehr selten zu finden. Doch möchte vielleicht die Opposition gegen Hickes jetzt seine Gegner zu weit führen. Es erscheint undenkbar, dafs die zahlreichen Dänen, welche in England mehrere Jahrhunderte hintereinander sich niederliefsen, nicht einen wichtigen Einflufs auf die Bildung der Sprache ausgeübt haben sollten, und wird daher die Entstehung der Dialekte in den von den Dänen Jahrhunderte lang bewohnten Provinzen des mittlern und nördlichen Englands gröfstentheils durch die Dänischen Ansiedler erklärt werden können, und über die ursprüngliche Verschiedenheit der Anglischen und Sächsischen Dialekte sich bei dem Mangel alter Handschriften durch Kombinationen nur Weniges mit Gewifsheit sich ermitteln lassen.

Einen zuverlässigeren Gewinn für die Geschichte der Englischen Sprache, der auch auf die Angelsächsische Zeit Schlaglichter zurückwerfen wird, dürfen wir von dem neuen Bestreben der Engländer erwarten, Handschriften an den Tag zu fördern, welche nach der Normannischen Eroberung abgefafst sind, und noch während dreier folgender Jahrhunderte mehr als Halbsächsisch erscheinen. Manche dieser Werke sind auch durch ihren Inhalt werthvoll und die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London hat daher beschlossen, sofort Layamons Brittische Reimchronik, eine Uebersezzung oder vielmehr Nachbildung von *Wace's le Brut* mit dem gleichfalls noch ungedruckten Originale, Englischer Uebersetzung und Anmerkungen, durch Herrn Frederik Madden, welcher durch die Herausgabe des Anglo-Normannischen Gedichtes Haveloke seinen Beruf für eine ähnliche Aufgabe bewährt hat, verfafst in zwei, den vorliegenden ähnlichen Bänden herausgegeben. Möchte sodann bald der Beowulf, welchen so viel Mifsverständnifs und Mifsgeschick verfolgt hat, endlich in einem korrekten Abdrucke mit einer durchgehends so vollendeten Englischen Uebersetzung erscheinen, als es die von Price gegebenen Berichtigungen sind, und wie nach Grundtvig's Verdiensten um jenes Gedicht diese Aufgabe unstreitig gelöset werden kann. Die Sammlung der kleineren Angelsächsischen Gedichte wird leider zu leicht zu machen sein; doch bleibt eine grofse Arbeit übrig, die nicht geringe Zahl Angelsächsischer Homilien, von welchen nicht wenig Licht über die Zeiten, in welchen sie geschrieben sind, zu erwarten steht, an den Tag zu fördern. Sehr wenige derselben sind gedruckt; die im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Elstob und seiner gelehrten Schwester beacsichtigte Sammlung ist unterbrochen worden, und seit jener Zeit

sind manche neue Auffindungen gemacht. Die Handschrift des Angelsächsischen Homiliariums zu Vercelli, mit dessen unerwarteter Entdeckung das Glück, welchem der alte Staar längst gestochen, wenn es gleich etwas linkisch geblieben ist, den unermüdlichen Eifer und scharfsichtigen Blick unseres F. Blume belohnt hat, wird zu jener Sammlung ohne Zweifel wichtige Beiträge liefern.

Wir haben noch zu berichten, dafs dem angezeigten Bande ein Heft in Quartfolio beigefügt ist, welches vier und funfzig Blätter mit vielen Zeichnungen der alten Handschrift des Caedmon, die sich auf dessen Gedicht beziehen, so wie Facsimiles der Initialbuchstaben, so wie der gewöhnlichen Schrift enthält. Die Zeichnungen selbst sind gröfstentheils sehr roh, während die kunst- und geschmackvolle Initialen, gleich der Baukunst des frühern Mittelalters beweisen, welch ein Riesenschritt von den sinnreichsten und lieblichsten Ornamenten bis zur Gestaltung einer Malerschule noch übrig bleibt.

M. Lappenberg.

XXXVI.

Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 *bis* 1783. *Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Nebst einem Anhang und zwei Facsimile. Leipzig,* 1833. 174 *S.* 8.

Diese Sammlung hat überall grofse Theilnahme gefunden, weil sie uns in eine Periode des Dichters versetzt, wo er noch selbst „im Werden war". Späterhin stand er dem Publikum sieggewohnt gegenüber und in dem Briefwechsel mit Schiller ist es gerade der alle Regungen der Litteratur überschauende Blick und die stolze, ihrer selbst bewufste, in den schönsten Produktionen sich bewährende Kraft, welche den Grundton seiner Verhandlungen angeben. Hier ist er noch nicht zu dieser in sich allseitig durchgebildeten Selbstständigkeit gelangt; er ahnt die Gewalt, mit der er das Publikum, in höherem Sinne, das Volk zu bestimmen fähig sei, allein er hat selbst noch unendlich viel mit den wechselnden Erscheinungen des Lebens zu thun, sich von ihnen nicht zu sehr bestimmen zu lassen, ihren wahren Werth zu erforschen, im Gedränge des Weltlaufs die höchsten Anforderungen an sich nie aus den Augen zu verlieren und unter jeder Bedingung dem produktiven Vermögen Raum zu schaffen. Auf das Lebendigste mit der unmittelbaren Wirklichkeit verwachsen; die Natur, die Interessen der Gesellschaft, die Bildung der Kunst und Wissenschaft, die Eigenthümlichkeit der Charaktere, die in seine Nähe kommen, dies Alles mit einer fast gleichmäfsigen Energie in sich aufnehmend; versteht er zugleich, die stillen Augenblicke göttlicher Besinnung zu erlauschen und den eingesammelten Stoff zu ewiger Gestaltung zu fixiren. Die Frische, mit welcher die vorliegenden Briefe uns diese kämpfende, bald in die Breite des Aeufseren sich versenkende, bald in die Tiefe des Gemüthes und Geistes hinabtauchende Stimmung versinnlichen, ist überaus reizend; in wenigen Worten ist sie oft ein Gedicht; z. B. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel; es mag so lang währen, als es will, so hab ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdrufs, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Hafs, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft". Oder: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See". Oder auch eine Nachschrift, wie folgende: „Nachts in meinem Garten, da mir drau-fsen über Schnee und hellen Mondenschein, Waldhörner über's Thal herüber blasen".

Die Briefe, die fast ein Decennium umfassen, sind an Lavater gerichtet. Ueber diesen und über Goethe's Verhältnifs zu ihm weitläuftiger zu sein, ist unnöthig nach dem, was Goethe selbst jetzt in „Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben" darüber gesagt hat. Aus diesen Briefen heraus und in Bezug auf sie liefse sich etwa Folgendes sagen. Das Verhältnifs ging von der Begierde aus, welche die damalige Zeit so eigenthümlich charakterisirt, das Ewige, das wahrhaft Geistige in einzelnen Menschen gleichsam verkörpert zu wissen, woraus eine fast vergötternde gegenseitige Verehrung und Liebe der Individuen entstand, die da nicht mehr Statt haben kann, wo die Gewifsheit von der Existenz der Idee — sei es in der Kunst und Wissenschaft, oder im Staat und in der Kirche — sich verwirklicht hat. Solche aus der Sehnsucht nach absoluter Befriedigung entspringende Anhänglichkeiten, Freundschaften und Lie-

besbündnisse bedurften aber zur Befestigung eines ideellen Gehaltes. Wo sie im Gefühl verharrten, nahmen sie gewöhnlich ein schlechtes Ende, weil es an concreter Bewegung ermangelte. Ein solch objektives Band zwischen Goethe und Lavater war nun hauptsächlich die Physiognomik. Sowohl von Seiten der Natur, ihre Abweichungen in der Gestaltung des Kopfes, als von Seiten der Geschichte, in der Architektur der Züge den individuellen Geist ausgeprägt, seine ganze in tausend Momenten auseinandergestreuete Geschichte in einen so engen Raum einfach auf bleibender Weise zusammengenommen zu sehen, nahm Goethe lebhaften Antheil daran und widmete diesem Studium viel Zeit und Mühe. Jedoch sehen wir, dafs er späterhin das physiognomische Tasten nach den Charakterzügen eines Menschen u. s. w. mehr in den Hintergrund schiebt und die Kupferstiche, Portraits, Gemälde, Holzschnitte mehr vom rein ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten anfängt. In diesem Punkt fanden sich also Goethe und Lavater auf gleichem Boden. Aber im tiefsten Inneren waren sie sich fremd; sie hatten keine gemeinsame Religion. Lavater sah die Religion nur, wo sie auch als Religion sich fühlte und aussprach; Goethe suchte ihr Wesen in den verschiedensten Formen zu entdecken, ging damit über den nur kirchlichen Kreis ihrer Existenz hinaus und begrenzte sich gegen den prophetisch-priesterlichen Mann eben durch diese Universalität. Bei Lavater war die Physiognomik mit seiner Religion auf das Genaueste verschwistert. Er hatte sich von Christus ein Ideal entworfen, nach welchem als Kanon er alle menschlichen Gestalten als ihm sich nähernd oder als von ihm sich entfernend beurtheilte. Weil Gott selbst die Knechtsgestalt an sich genommen hatte, war ihm das Studium derselben bedeutend; sonst würde es ihm wahrscheinlich als Zeitverschwendung erschienen sein. Bei Goethe dagegen war diese Beschäftigung eine rein objektive, in die er auch ohne solche Zurückbeziehung auf die Religion sich einliefs. Wenn nun Lavater sein eigenes Leben mit höchstem Ernst dem Leben Christi nachbildete, wenn er in seinen Schriften beständig auf die Nachahmung des Erlösers zurückkam und wenn ihm endlich im Umgang mit seinen Freunden nichts Angelegentlicheres zu thun war, als auch sie zu einer solchen treuen Nachfolge zu ermahnen, so verhielt sich Goethe gegen ein solches Streben allerdings ehrerbietig, in vollstem Maafse anerkennend, aber es war ihm zu enge. In diesen Briefen erscheint dies besonders in seiner Beurtheilung der Lavaterschen Schriften; sie stofsen ihn ab, er findet seinen theuren Freund darin nicht wieder, ja, sie reizen ihn zum Spott. Dann aber fängt er an, ein solches Urtheil zu bedingen; er entdeckt Dies und jene Vortreffliche und scheint sich mit den Büchern zu versöhnen; wie es uns aber vorkommt, mehr aus Achtung vor der Gesinnung, die in ihnen sich ausspricht, als aus innigster Ueberzeugung. Darum sind ihm auch Lavaters Briefsammlungen und historische Versuche lieber und er lobt sie mit wärmerem Beifall, als die Offenbarung, die Messiade und besonders den Pilatus; das erste verletzende Urtheil über diese Schriften war gewifs das Goethe'sche: die ferneren Belobungen gingen unstreitig mehr aus der Zärtlichkeit hervor, den wackeren, tüchtig strebenden Freund über die erste scharfe Kritik zu begütigen und durch Anerkennung seiner biblischen Phantasie zu weiterem Thun zu ermunteren. In der Physiognomik reichen sie sich nach solchen Differenzen wieder brüderlich die Hand. Interessant ist es dabei, dafs Goethe zu keiner positiven Bestimmung seines Glaubens gelangt. Lavater ist ihm eine stete Aufforderung dazu, doch bleibt es beim Abweisen des seiner Gesinnung nicht Angemessenen. Er hat es kein Hehl, dafs er im Glauben mit dem Freunde uneinig sei, allein er will ihn in den Mifsgriffen, die er bei der Darstellung seiner Religiosität in künstlerischer und anderer Hinsicht begeht, schonen, eben weil der Inhalt der Sache ihm heilig ist. Hierbei kommen sehr schöne recht aus dem Herzen gerissene Aeufserungen vor, wie z. B.: „Nur ist das Gleichnifs vom ungerechten Haushalter, vom verlohrnen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. f. göttlicher (wenn je was göttliches da sein soll) als die sieben Bothschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher". — Ueberhaupt sind diese oft sichtbar eilig geschriebenen Briefe voll der tiefsten und geistreichsten Bemerkungen über Menschen, Bücher und Verhältnisse. Selbst bekannte Erfahrungen sind durch kräftige Fassung neu gemacht, z. B. „In der Jugend traut man sich zu, dafs man den Menschen Palläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist

beiseite zu bringen. Es gehört immer viel Resignation zu diesem ekeln Geschäft, indessen mufs es auch sein". — Die Charakteristik der Personen ist meist sehr kurz, aber Vieles andeutend, wie wenn es von Herder heifst, er fahre fort, sich und Andern das Leben sauer zu machen. Ueber Wieland und Jacobi findet sich mehr; die sich täglich steigernde Liebe und Verehrung Goethe's für den Herzog ist aber der Theil solcher Mittheilungen, der den reinsten und erhebendsten Eindruck hinterläfst.

Der Anhang enthält einige Briefe an den Buchhändler Reich, die als unbedeutend wohl ungedruckt hätten bleiben können. Der erste von 1770 zeigt uns noch den jungen Autor, der durch die Aufmerksamkeit des Buchhändlers sich geschmeichelt fühlt.

Karl Rosenkranz.

XXXVII.

Biographische Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmarck. Erzählt von Dr. Friedrich Cramer. Mit einem Facsimile. Quedlinburg und Leipzig, 1833. 8.

Die Staats- und Kriegsgeschichten aus den Zeiten des Ablaufes des siebzehnten Jahrhunderts und des Ein- und Vorschreitens des achtzehnten sind uns hinlänglich bekannt. Auch das Privatleben aus jenem Zeitraum kennen wir bei den Franzosen sehr reichlich und vielartig, wenig aber das der Deutschen, und auch da fast nur denjenigen Theil, der sich als Nachahmung des Französischen Lebens darstellt, und in Französischer Sprache überliefert worden ist. Die damalige Stufe der Gesellschaftsbildung in Deutschland, wie die der Deutschen Sprachentwicklung verwiesen das augenblickliche Lebensbedürfnifs nothwendig auf die Hülfsmittel des Auslandes, welches sie bequem und schmeichelnd darbot. Für die Schilderung der Deutschen Höfe und der höheren Gesellschaft, ihrer Tagesverhältnisse, Vergnügungen, Liebschaften, Geistesarten, Beschränkungen und Freiheiten war die Thätigkeit des Baron Pöllnitz überall voran, und fast ohne Mitbewerber, das ganze Fach in seinen verschiedenen Unterabtheilungen versah er fast allein; er schrieb ernste Denkschriften der Regierungs- und Hofgeschichten, leichte Reisenachrichten zur launigen Unterhaltung, und die Herzens- und Liebes-Geschichten wufste er in ein romanenhaftes Bild angenehm zusammenzufassen, in dem berühmten Buche, das unter dem Titel *la Saxe galante* unsere Vorfahren einst allgemein anzog und bezauberte, und noch bis in die späte Zeit hinein gern gelesen wurde. Die Geliebte des Kurfürsten von Sachsen Augusts des Starken, die schöne und geistreiche Gräfin Aurora von Königsmarck trat in dieser Darstellung besonders anmuthig und bedeutend hervor, weit über den Kreis der gewöhnlichen Maitressen hervor, und gab ein Gegenbild zu den berühmten Französischen Frauen dieser Art, denen der Historiker nicht umhin kann, wie sehr es ihn auch verdriefsen möge, eine grofse und anhaltende Aufmerksamkeit zu widmen. In Auroren schien sogar die zwiefache Rolle einer la Vallière und einer Maintenon einigermafsen verbunden zu sein, und die Mutter des tapfern Grafen von Sachsen schien auch den Ruhm einer Montespan sich aneignen zu dürfen, so dafs die drei Hauptmaitressen Ludwigs XIV gleichsam hier in Einem Bilde vereinigt scheinen durften. Dieses Bild fand ungemeine Gunst, und selbst unter den Deutschen, wo die Sittenstrenge, auch wenn die That ihr gar oft wie anderwärts entschlüpft, doch öffentlich gern und stark das Wort führt, ist Aurora fast immer mit besonderer Milde und Nachsicht beurtheilt worden; man glaubte für sie fast eine Ausnahme zulässig. — Indefs hat diese Gunst ihr bisher keinen eignen Geschichtschreiber wecken können, ihre merkwürdigen Schicksale und Verhältnisse blieben in dem Helldunkel, in welches Pöllnitz sie gestellt hatte, auf welchen als einzigen Gewährsmann der gäng und gäben Nachrichten man sich gläubig verliefs. Erst jetzt verkündet sich ein ganz neues Licht über dieses bewegte Leben, seitdem ein glücklicher Zufall viele wichtige und ausführliche Denkschriften, die Familie Königsmarck betreffend, in die Hände des Hrn. Dr Cramer gebracht hat, dem als sorgfältigen Erforscher und Mittheiler historischer Denkmale wir schon für mehrere wichtige Gaben Dank schuldig geworden sind. Von diesen schätzbaren Urkunden empfangen wir in vorliegender kleinen Schrift vorläufig im Auszuge den wesentlichen Ertrag, und wir sehen daraus, dafs die Erzählungen von Pöllnitz durchaus ohne feste Grundlage, theils willkürlich ersonnen, theils unzuverlässig aufgegriffen sind, und fast in allen Beziehungen wesentliche Berichtigung erfahren. Das Merkwürdige, Bedeutende und Romanhafte verschwindet defshalb aber keineswegs aus dieser Lebensbeschreibung, im Gegentheil sie gewinnt fast eben so an Reiz wie an Gehalt, und die Wahrheit der Geschichte ist hier so phantasiereich wie nur die erdichtete Fabel es sein mochte. Durch den abentheuerlichen Ausgang ihres Bruders, der in Hannover plötzlich verschwand und nie wieder zum Vorschein kam, wird Aurorens eignes Schicksal mitbedingt, und die gesammte Familie erscheint in Ereignissen und Karakter als ein zusammengehöriges Ganze. Im Interesse der Geschichtskenntnifs jener Zeit und Verhältnisse können wir daher nur eifrigst wünschen, dafs der Verfasser die umständlichen Königsmarckischen Denkwürdigkeiten, auf welche diese Schrift zurückweist, baldigst herausgeben möge, in der Gestalt und Bearbeitung, wie es die Sache erfordert. Die gegenwärtigen Blätter beweisen zur Genüge, dafs der Verfasser sorgfältige Forschung und eindringende Kritik in gefälligen Vortrag glücklich zu verflöfsen weifs; doch würde man immer von den urkundlichen Schriften selbst eine nicht allzu sparsame Mittheilung wünschen dürfen. —

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 2.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben dem Professor Dr. *Lobeck* zu Königsberg das Prädikat eines Geheimen Regierungsraths beizulegen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Oberlehrer *Steiner* an der Gewerbschule zu Berlin das Prädikat eines Professors beizulegen geruht.

Der Königliche Geheime Medicinalrath Dr. *Trüstedt* ist zum aufserordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Maurenbrecher* in Bonn ist zum aufserordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Bei der juristischen Fakultät der Universität zu Berlin hat sich der Dr. Otto *Goeschen* als Privatdocent habilitirt.

Dem Oberlehrer Dr. *Kapp* am Gymnasio zu Soest ist der Titel eines Prorektors beigelegt worden.

Der Professor der Mathematik an der Universität zu Greifswald Dr. *Fischer* ist am 23sten Mai d. J. in Folge eines Schlagflusses gestorben.

Der Privatdocent und Repetent in der juristischen Fakultät der Universität zu Berlin, Commissionsrath Dr. *Roßberger* ist am 16ten Mai d. J. verstorben.

Zu Halle ist der Professor an der dortigen Universität Dr. *Mußmann* am 30sten Juni d. J. verstorben.

Am 30sten Juni starb zu Berlin der wirkliche Geheime Ober-Finanzrath und Direktor im Finanz-Ministerio *Villaume*.

Am 1sten Juli starb ebendaselbst der wirkliche Geheime Rath und Präsident des Ober-Census-Kollegii, Karl Georg von *Raumer*. (Vergl. über ihn: Gelehrtes Berlin im J. 1825. S. 205.)

Am 21sten Juli starb ebendaselbst der Geheime Hofrath Dr. med. Jeremias *Wolff*, 75 Jahr alt.

Im Juli starb Lord *Dover*, der Verf. des auch ins Französische übersetzten trefflichen Werkes: *the life of Frederick 2d., King of Prussia*.

Am 10ten Juli starb zu Prag der Professor der Physik am dortigen polytechn. Institut, Johann Joseph *Steinmann*.

Am 14ten Juli starb zu Amsterdam der berühmte Arzt *a Roy*, im 83sten Jahre seines Alters.

An demselben Tage ebendaselbst der Holländische Dichter *Barbaz*, im 63sten Jahre seines Alters.

Seine Majestät der König haben dem Hauptmann Dr. Moritz *Meyer* für sein Werk: Vorträge über Artillerie-Technik, 2 Thle., die goldene Medaille für Künstler und Gelehrte zu verleihen geruht.

Am 24sten Juli beging der berühmte Veteran der medicinischen Wissenschaften, der Königl. erste Leibarzt, Staatsrath und Professor Dr. Christoph Wilhelm *Hufeland* sein 50jähriges Doktor-Jubiläum, bei welcher feierlichen Gelegenheit ihm von Sr. Majestät dem Könige der rothe Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub verliehen wurde.

Se. Majestät der Kaiser von Rufsland haben dem Chemiker *Berzelius* den St. Annen-Orden 2ter Klasse zu verleihen geruht.

Am 16ten Juli feierte der hochverdiente Arzt, der Königl. Sächsische Leibmedikus, Hof- und Medizinalrath Dr. Johann August Wilhelm *Hedenus* sein 50jähriges Amtsjubiläum, wobei ihm von Sr. Königl. Majestät von Sachsen ein prächtiger Ring verehrt wurde.

Wissenschaftliche Institute.

Der im September 1832 verstorbene Pastor *Wilde* zu *Schlawe* hat die Universität zu *Greifswald* zur Universalerbin seines aus 12500 Thaler Geld und einigen Grundstücken und Mobilien bestehenden Vermögens mit der Bestimmung eingesetzt, dafs die Zinsen dieses Vermögens namentlich zur Vermehrung der Universitäts-Bibliothek verwendet werden sollen.

Die öffentliche Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 4ten Juli zur Gedächtnifsfeier von Leibnitz, eröffnete der erste Sekretär der physikalisch-mathematischen Klasse Herr Erman und las die Gedächtnifs-Rede auf das verstorbene Mitglied, Herrn Seebeck. Zu Korrespondenten der Akademie wurden ernannt die Herren Farraday in London, Liebig in Giefsen, Neumann in Königsberg und Wöhler in Kassel für die physikalisch-mathematische Klasse, und Herr Marquis de Chambray in Paris für die philosophisch-historische Klasse. Die physikalisch-mathematische Klasse hatte im Jahre 1831 für das Jahr 1833 die Preisfrage gestellt: *welche sind die wesentlichen Unterschiede der verschiedenen Kohäsions-Zustände*" Eine mit dem Wahlspruch: *errare humanum est* eingegangene Ab-

handlung genügte nicht, da sie weder neue Thatsachen bringend, noch neue Ansichten eröffnend, den fraglichen Gegenstand in ein fast noch unbefriedigenderes Schweben zwischen Empirie und Spekulation versetzt, als es ohnedies war. Eine zweite Schrift mit dem Motto: *sed omittatur totum si totum fieri non potest*, konnte den Statuten gemäfs nicht konkurriren, weil sie nach Ablauf des streng einzuhaltenden Termins einlief. Als eine klare und ziemlich vollständige Zusammenstellung alles über diesen Gegenstand bereits bekannten hätte sie Anerkennung verdient, doch hätte der Mangel eigenthümlicher empirischer Forschung nicht unbemerkt bleiben können. Zu dem durch Legate gestifteten Preise für Oekonomie und Agronomie war der Gegenstand: „*Darstellung der Veränderungen, welche die Pflanzen beim Uebergang in Torf erleiden.*" Eingegangen ist eine Schrift mit dem Wahlspruch: *non verbis sed factis* Sie löst die Frage nicht in ihrem ganzen Umfange, so dafs für den Prozefs der Torfbildung aus Pflanzen eine ganz allgemeine Form des Chemismus dieser Metamorphose festgesetzt wäre: doch giebt der Verfasser eine schätzbare Approximation hiezu, indem er einzelne Pflanzen vor und nach der Torfbildung analysirt, woran sich vorbereitende Schlüsse anknüpfen lassen. Einiges liefse sich allerdings gegen das Detail dieser an sich guten Analysen einwenden, so wie gegen einige Hülfshypothesen des Verfassers, namentlich gegen die postulirte Mitwirkung des Gefrierens durch Zersetzung der Humussäure, da eines Theils diese Zersetzung nicht erwiesen ist, andern Theils Torfbildung statthadet in Ländern, wo der Boden nie gefriert. Da jedoch diese Arbeit viele mit Umsicht und Sachkenntnifs durchgeführte Untersuchungen enthält, namentlich eine künstliche Bereitung von Torf, und da der Erblasser seine Stiftung eher bestimmte, im Allgemeinen die auf Agronomie gerichtete echt wissenschaftliche Forschung zu beleben, als dafs er streng erschöpfende Lösung einzelner Probleme gefordert hätte, so glaubt die Akademie in diesen Sinn einzugehen, wenn sie dem Verfasser den Werth des Preises zusagt, als Anerkennung seiner reellen Verdienste um die Sache, als gebührende Entschädigung für nicht geringe und nicht erfolglose Arbeiten, und in der Hoffnung, dafs wenn der Herr Verfasser diese Abhandlung dem Publiko darbringt, sie auch ohne das Prädikat einer ganz unbedingt gekrönten Preisschrift, belehrend und anregend wirken werde. Der eröffnete Zettel enthielt den Namen des Herrn Dr. A. F. Wiegmann, Professor in Braunschweig. Die philosophisch-historische Klasse bringt für das Jahr 1835 die Preisfrage: Aus den über das Alexandrinische Museum vorhandenen sehr fragmentarischen Nachrichten mit Hülfe einer kritischen Kombination ein Ganzes zusammenzustellen, das eine anschauliche Idee von dem Zweck, der Organisation, den Leistungen und den Schicksalen dieser berühmten Anstalt gewähre. Die Abhandlungen müssen namenlos eingesendet werden, aber mit einem Motto überschrieben, welches auch ein versiegelter Zettel führt, welcher den Namen des Verfassers enthält. Der späteste und ausschliefsende Einsendungstag ist der 31ste März 1835, und der Preis von 50 Dukaten wird desselben Jahres am Tage der Leibnitz-Feier ertheilt. Hr. H. Ritter las eine Abhandlung: *Ueber das Verhältnifs der Philosophie zum wissenschaftlichen Leben überhaupt.*

Preisaufgabe der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, für das Jahr 1834, in welchem die Gesellschaft die erste 50jährige Epoche ihres öffentlichen Bestandes feiert. Bekannt gemacht im April 1833.

Die zur Analysis gehörige Frage: ob eine allgemeine Auflösung vollständiger literaler Gleichungen, welche von einem höhern als 4. Grade sind, vermittelst eines endlichen Ausdrukkes möglich sei, mufs man noch immer als unentschieden betrachten. Denn einerseits sind die meisten der bisher erschienenen Versuche einer solchen Auflösung allgemein als mifslungen anerkannt worden, andererseits aber läfst sich auch der neuerlich von *Ruffini* gelieferte Beweis, dafs eine solche Formel unmöglich sei, nicht für befriedigend erachten. Gewifs ist es aber ein Uebelstand, dafs man bei so vielen glücklich besiegten Schwierigkeiten in diesem Gebiete der reinen Mathematik, und selbst nachdem der so lange vergeblich gesuchte Beweis des Satzes von der Zerlegbarkeit jeder ganzen rationalen Funktion vom n Grade in n einfache Faktoren, durch Herrn Cauchy's Scharfsinn erfunden, und so echt elementarisch geführt worden ist, — über die obige Frage allein noch so im Dunkeln sein solle. Die Gesellschaft wünscht also, dafs man nach vorausgeschickter kurzen und kritischen Würdigung einiger auf die obige Aufgabe sich beziehender Schriften, und namentlich der „*Analyse des équations determinées, par M. Fourier*", Eines von Beiden leiste: „entweder auf eine vollkommen strenge Art erweise, dafs nicht möglich sei, den Werth der Unbekannten in „einer vollständigen literalen Gleichung, die eines höhern als „des 4. Grades ist, durch einen geschlossenen Ausdruck darzustellen; oder man soll im Gegentheil eine dergleichen Formel „angeben, oder doch ihre Möglichkeit darthun."

Der Preis für die beste Bearbeitung dieser Aufgabe besteht in 50 Dukaten in Gold nebst 250 Exemplaren von der auf Kosten der Gesellschaft gedruckten gekrönten Preisschrift. Die in deutscher, lateinischer, französischer oder italienischer Sprache verfafsten Aufsätze der Herren Konkurrenten müssen von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto, dann mit einem, dasselbe Motto führenden, den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel vor Ende des Jahres 1834 an den unterzeichneten Sekretär der K. Gesellschaft postfrei eingesendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt, die Handschriften aber auf Verlangen den Einsendern nach dem Motto zurückgestellt.

Prag, den 25. April 1833.

Dr. Mathias Kalina v. Jaethenstein,
Sekretär d. K. G. d. W.

Litterarisches.

Rüge.

Nicht ungerügt kann der Unterzeichnete die Zuversichtlichkeit des Hrn. Prof. Weifse in Leipzig hingehen lassen, welcher schon zu wiederholten Malen öffentlich hingeworfen, die in den ersten Band der Hegel'schen Werke aufgenommene Abhandlung „Ueber das Verhältnifs der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" sei nicht von Hegel, sondern von Schelling. Glaubt Hr. W., dafs Schelling schweigen würde, wenn man ihm seine Schriften als Werke eines Anderen abdruckte? Ehe Hr. W. so etwas in die Welt hineinspricht, hätte er doch Erkundigung bei dem einziehen sollen, dessen litterarisches Eigenthum zu vertheidigen er so unberufener Weise übernimmt. Nicht ohne die unwiderlegbarsten äufseren Beweise ist diese Abhandlung als ein Werk Hegels abgedruckt worden. Es ist also eine ganz aus der Luft gegriffene Behauptung des Hrn. W., dafs der Herausgeber sich nur nach inneren Gründen der Kritik entscheiden konnte. Was nun diese aber selbst betrifft, so sind sie in der That auch unabweislich. Und Hr. W., der doch mit beiden Philosophien so vertraut zu sein vorgiebt, bekundet einen grofsen Mangel kritischen Taktes, wenn er lange über die Autorschaft in Ungewissen bleiben konnte, und nicht Schritt vor Schritt in diesem Aufsatze, ungeachtet einer scheinbaren Annäherung an Schelling, Hegel'schen Periodenbau und Gedankengang wiederfindet.

Michelet.

Bibliographische Berichte.

Deutschland.

Der Hofrath Dr. *Förster* zu Berlin, welcher bereits vor mehreren Jahren in seiner Jugendgeschichte Friedrichs II. eine

Charakteristik der Regierung und der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. gab, ist damit beschäftigt, jene frühere Skizze weiter auszuführen und eine nach Möglichkeit vollständige *Regierungs- und Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms I.* zu bearbeiten. Um diesen Zweck zu erreichen, spricht der Hr. Verf., welcher zufolge einer von der Verlagshandlung ausgegebenen Anzeige sich bereits im Besitz eines reichhaltigen historischen Materials befindet, die angelegentlichste Bitte aus, ihm auch aus *Familien-Archiven* und *Privatsammlungen* Mittheilungen für sein Werk zugehen zu lassen. Der Umfang desselben ist auf zwei Bände in gr. Oktav, wovon der erste noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, bestimmt. Beide Bände sollen gegen 50 Bogen in gr. Oktav enthalten. Subscriptionspreis auf feinem Papier 4 Thlr., auf weifsem Druckpapier 2 Thlr. 25 Sgr.

Der Hr. Prof. Dr. *Strahl* zu Bonn wird „*Nestor's Chronik* nach der laurentischen Handschrift *Slawonisch* und *Deutsch*, nebst angefügten erläuternden Wort- und Sach-Erklärungen und einer Völkerkarte von Rufsland im 9ten Jahrhundert, herausgeben und ladet in einer ausführlichen Anzeige zur Subscription auf dieses wichtige Werk ein. Der Subscriptionspreis ist auf 2 Thlr. und der Ladenpreis auf 3 Thlr. festgesetzt.

Der historische Verein zu Bamberg läfst jetzt einen Abdruck der Erlanger Pergamenthandschrift des *Renners* von Hugo von Trimberg, vom Jahre 1347, besorgen, von welchem bereits drei Bogen ausgegeben sind.

Belgien.

Neu erschien: *Principes de Logique, suivis de l'Histoire et de la Bibliographie de cette Science. Par le Baron de* **Reiffenberg**. *Bruxelles*, 1833. *Haumann et C.*

England.

Neu erschienene Bücher:

Narrative of the Expedition to Portugal in 1832, under the orders of his Imperial Majesty Don Pedro, Duke of Braganza. By G. Lloyd Hodges, Esq., late Colonel in the service of her most faithful Majesty the Queen of Portugal. London, 2 *Vol.* in 8. (21 sh.)

Miß Aikin's Memoirs of Charles the First. London, 2 *Vol.* in 8. 1 L. 8 sh.

Fletcher — On the Influence of the Mind on the Health. London, 8. 12 sh.

Account of the manufacturing Population of England, its past conditions, moral, social and physical, and the changes which have arisen from the use of Steam Machinery. By P. Gaskell, London, 8. (9 sh.)

Sketches of Canada and the United States By W. L. Mackenzie, Member of the legislative Assembly of Upper Canada. London, 8. (10 sh.)

Narrative of two Expeditions into the Interior of Southern Australia, made by order of Government during the Years 1828, 1829, 1830 *and* 1831; *with Observations on the Soil, Climate, and general resources of the Colony of New South Wales; a description of the country that was explored, and of the several streams that were discovered, including the Darling, the Murray, and the Lindsay; also, an account of the inhabitants, interspersed with numerous interesting anecdotes; the whole replete with the most valuable and general information. By Capt. C. Stuart. Illustrated with a large Map and beautiful Plates. London*, 2 *Vol.* in 8.

Sketches of the Court of England. Comprised in a Correspondance with Sir Horace Mann, by Horace Walpole. Now first published from the Originals in the possession of Lord Waldegrave. Edited by Lord Dover. London, 3 *Vol.* in 8.

Sharpe's Peerage of the British Empire; exhibiting its present state, and deducing the existing Descents from the ancient Nobility of England, Scotland, and Ireland. 2 *Vol* in 8. (1 L. 16 sh.)

Tropical Agriculturist; a practical Treatise on the Cultivation and Management of various Productions suited to tropical Climates. By G. R. Porter. With numerous highlyfinished botanical plates. London 8. (1 L. 1 sh.)

Turkey and its Resources; its Municipal Organisation and Free Trade; the State and Prospect of English Commerce in the East. The New Administration of Greece, its Revenue and National Possessions. By David Urquhart. London, 8.

Miller, on Typhus Fever. London, 8. (5 sh.)

Transactions of the Provincial Medical Association. London, 8. (12 sh.)

Sir J. P. Smith's physiological and systematical Botany, by Hooker. London, in 8. (16 sh.)

Roscoe's Life of the late William Roscoe. London, 2 *Vol.* 8. (1 L. 10 sh.)

Memoirs of Mrs. Inchbald. Including her Correspondence with celebrated Persons, together with several dramatic Pieces now first published from the originals. By James Boaden, Esq. London, 2 *Vol.* in 8.

Das im vorigen Berichte zum Erscheinen angekündigte Werk des Capt. *Owen* ist nun herausgekommen.

Neue Romane: *The Headsman of Berne, by J. F. Cooper.* 3 *Vol.* — *England and the English, by E. L. Bulwer*, 2 *Vol.* — *Eben Erskine, or, the Traveller, by John Galt.* 3 *Vol.* — *Gale Middletown, by Horace Smith.* 3 *Vol.*

Die so eben erschienene No. XXIII. des *Foreign Quarterly Review* enthält Recensionen folgender Deutschen Bücher: *Goethe's* nachgelassene Werke. Bd. 1—5. — Die Poesie der Troubadours und Leben und Werke der Troubadours von *F. Diez*. — *Wolfg. Menzel's* Reise nach Oesterreich im Sommer 1831. — Sämmtliche Schriften von *A. v. Tromlitz*. — *Retzsch* Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke.

Frankreich.

Neue Bücher:

Histoire des duchés de Lorraine et de Bar, et des trois évêchés (Meurthe, Meuse, Moselle, Vosges). Par E. A. Begin. Tome Ier. in 8. *Nanci.*

Conséquences du système de cour établi sous François Ier., contenant l'histoire politique des grands offices de la maison et couronne de France; des dignités de la cour, et du système nobiliaire depuis François Ier. Par P. L. Roederer. in 8 *Paris.*

Mémoires du Maréchal Ney, duc d'Elchingen, prince de la Moskwa, publiés par sa famille. Tomes 1. 2. in 8., *avec* 2 *cartes. Paris.* (16 fr.)

De la Vendée militaire, avec cartes et plans. Par un Officier supérieur. Livre premier. Statistique et historique in 8. *avec* 5 *cartes et* 1 *tableau. Paris.* (5 frs.)

Lettres de Napoléon à Josephine, pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire, et lettres de Josephine à Napoléon et à sa fille. 2 *Vol.* in 8. *Paris.* (15 frs.)

Machiavel, son génie et ses erreurs Par A. F. Artaud. 2 *Vol.* in 8. *Paris.* (20 fr.)

Histoire du prix fondé par le comte de Volney, pour la transcription universelle des langues, en lettres européennes régulièrement organisées, et pour l'étude philosophique des langues; contenant: 1. *l'examen critique du système des transcriptions de Volney etc., etc. Par M. de Brière. Paris* in 4. mit 4 *Kupfern.*

Lettres écrites d'Egypte et de Nubie, en 1828 *et* 1829. *Par Champollion le jeune. Collection complète, accompagnée de trois Mémoires inédits et planches.* in 8. *avec* 6 *pl. Paris.* (8 frs.)

Voyage de découvertes de la corvette l'Astrolabe, exécuté pendant les années 1826, 1827, 1828 *et* 1829, *sous le commandement de M. Jules Dumont d'Urville. Observations nautiques, météorologiques et de physique. (Publié par le ministre de la marine.)* in 4. *Paris*

La Grande-Bretagne en 1833. *Par M. le Baron de Haussez, dernier ministre de la marine sous le Roi Charles X.* 2 *Vol.* in 8. *Paris.* (15 frs.)

Souvenirs de Choléra, en 1832. *Par M. Hellis, médecin en chef de l'Hôtel-Dieu.* in 8. *Paris.* (3 fr. 50 c.)

Nouvel Aperçu sur la physiologie du foie, et les usages de la bile:

de la digestion considérée en général. Par Benjamin Voisin. in 4. *Paris.* (3 fr. 50 c.)
Essai sur l'étude de l'homme considéré sous le double point de vue, de la vie animale et de la vie intellectuelle. Par Ph. Dufour. 2 *Vol.* in 8. *Paris.* (12 frs.)
Etudes des passions appliquées aux beaux-arts. Par J. B. Delestre. in 8. *Paris.* (7 frs.)
Physiologie de l'homme aliéné, appliquée à l'analyse de l'homme social. Par Scipion Pinel. in 8. *Paris* (6 frs.)
Traité complet d'anatomie chirurgicale, générale et topographique du corps humain, ou Anatomie considérée dans ses rapports avec la pathologie chirurgicale et la médicine opératoire. Deuxième édition, entièrement refondue et augmentée, en particulier, de tout ce qui concerne l'anatomie générale. Par Alf. A. L. M. Velpeau. 2 *Vol.* in 8. *avec un atlas in 4.* *Paris.* (25 frs.)
Synonymia insectorum, oder Versuch einer Synonymie aller mir bisher bekannten Insekten. Von *C. J. Schoenherr.* Erster Band: *Eleutherata* oder Käfer. Vierter Theil: Fam. *Curculionides.* in 8. *Paris.* (9 frs.)
Mélanges et correspondance d'économie politique. Ouvrage posthume de J. B. Say; publié par Charles Comte, son gendre. in 8. *Paris.* (7 fr. 50 c.)
Leçons d'algèbre. Par Lefebure de Fourcy. in 8. *Paris.* (7 fr. 50 c.)
Questions sur l'Astronomie, suivies de la proposition d'un nouveau système. Par J. P. Anquetil. in 8. *avec 2 pl. Paris.* (3 frs.) Zugleich ist auch eine Ausgabe in englischer Sprache erschienen.
Traité de Chimie appliquée aux arts. Par M. Dumas. *Tom.* 4. in 8. *avec la troisième et quatrième livraison de l'Atlas in 4. Paris.*
Almanach royal et national pour l'an 1833. in 8. *Paris.* (10 frs.)
Von *V. Cousin Fragmens philosophiques* ist die zweite Ausgabe erschienen. (8 frs.)

Künftig werden erscheinen:

Synglosse européenne, ou Étude comparative des quinze principales langues de l'Europe, considérées dans leurs rapports entre elles et avec la langue sanscrite de l'Inde. Par J. G. Eichhoff.
Histoire de la Révolution françoise depuis 1814 jusqu'en 1834, par J. A. Dulaure, auteur de l'histoire de Paris. 4 *Vol.* in 8.
Notices et extraits des Manuscrits italiens de la Bibliothèque du roi, par M. le docteur Marsandi, professeur émérite de l'université de Padoue.
Mémoires sur les quinze années de la restauration en France. 8 *Vol.* (Werden zu London gedruckt. Der Verf. soll mit mehreren hohen Personen in näherer Verbindung gestanden haben.)

Rufsland.

Im nächsten Jahre wird ein Wörterbuch der mongolischen Sprache, mit russischer und deutscher Erklärung, vom Professor *Schmidt* in Petersburg erscheinen.

Literarische Anzeigen.

№ 26.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

XXXVIII.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz. Erster Theil 1832. *Zweiter Theil* 1833. *Berlin, bei Ferd. Dümmler. Oktav.* Auch unter dem Titel: *Hinterlassene Werke des Gen. Carl v. Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Erster und zweiter Band u. s. w.*

Als eines der schmerzlichsten Opfer, welche die vom Orient her ganz Mitteleuropa verheerend heimsuchende Seuche dem Preufsischen Staate abgedrungen, wurde der Verf., (seinem auf gleiche Art kurz vorangegangenen Freunde, dem Feldmarschall Grafen Gneisenau, allzuschnell nachfolgend,) in der Blüthe seiner Jahre abberufen, ehe er diesem Werke, das ihn seit längerer Zeit vorzugsweis beschäftigt hatte, die letzte Ausbildung und äufsere Vollendung zu geben vermochte. Nicht nur von nähern Freunden, sondern als eine Zierde des Heeres von der Gesammtheit seiner Standesgenossen mit gleich reger Theilnahme betrauert, mufs man es ihm Dank wissen, dafs er, gleichsam im Vorgefühl seines frühen Scheidens, darauf bedacht gewesen ist, wenigstens dies Ergebnifs vielseitiger Erfahrung und unausgesetzten Nachdenkens, in den letzten Jahren seines Lebens so weit zu Tage zu fördern, dafs sein geistiges Wirken noch für späte Zeiten dem Staate und der gebildeten Welt lebendig forterhalten wird.

Es giebt hochbegabte und vom Schicksal ungewöhnlich begünstigte Naturen, welche das Erstaunenswürdige vollbringen, ohne sich der Beweggründe ihres Handelns selbst klar genug bewufst geworden zu sein, — am wenigsten auf solche Weise, dafs sie vermöchten, es in Form allgemein ansprechender Lehre in Worte zu kleiden. Insonderheit gehört es zur Eigenthümlichkeit des Krieges, dafs die, welche sich seinem Dienste geweiht, selten Mufse, Neigung oder äufseres Geschick besitzen, dieses für die menschliche Gesellschaft so bedeutsame Phänomen, (welches sich doch wiederum fast allen Anderen, die sich nicht unmittelbar in seinen Strudel stürzen, ganz unzugänglich und verborgen erhält) seinem ursächlichen Zusammenhange und innerem Wesen nach dermafsen zu ergründen und offenbar zu machen, dafs es dem menschlichen Geiste, als Gegenstand der Erkenntnifs und eines zweckgemäfsen Handelns, gehörig und in gleichem Maafse wie andere Verhältnisse des Lebens unterworfen würde. In dem Verfasser fanden sich zwei zum militärischen Schriftsteller gleich nothwendige Hauptelemente auf glückliche Weise vereinigt: einmal, eigne *Erfahrung* im persönlichen Geschäftsbereiche eingesammelt, und im Umgange mit den erleuchtetsten und bewährtesten Sachverständigen geläutert; und zweitens, ein solcher Grad *allgemeiner wissenschaftlicher Bildung*, um nächst dem genugsamen Erkennen des der Praxis eigenthümlichen Bedürfens, die Ueberzeugung von der Möglichkeit und Unentbehrlichkeit einer diesem Bedürfen entsprechenden Theorie in sich fest begründet zu haben.

Das Werk liefert unzweideutige Beweise einer scharfsichtigen und tiefeindringenden Beobachtungsgabe, und eines nicht blofs natürlich gesunden, sondern auch zu nahmhafter Reife gediehenen Urtheils. Solchen Urtheils nämlich, das von dem Ballast, der durch verjährte Vorurtheile festgewurzelten (oder wie eine Art Modethorheit selbst die Mehrzahl der ausgezeichnetsten Feldherrn und Kriegsgelehrten influenzirenden,) theoretischen und praktischen Pedantismen frei geworden, und alle illusorischen Verbrämungen des wirklichen Sachverhältnisses verschmähend, nur nach Wahrheit und innerlich konsequenter Begründung strebt. Das Werk zeichnet sich aus durch originelle und zum Theil geniale Ansichten, durch einen erhabenen Standpunkt, und durch einen Schatz praktischer, nicht nur aus dem engeren Kreis des speziell

militärischen Berufes geschöpften, sondern auch dem weitern Gebiete der Menschenkenntniſs und Lebensklugheit abgewonnenen Notizen, die man anderswo vergeblich sucht.

Trotz solcher entschiedenen Vorzüge mit denen das vorliegende Werk ausgestattet ist, würde es Referenten nicht Wunder nehmen, wenn es sich eines weniger lauten und allgemeinen Beifalls erfreuen sollte, als er vielen andern, weit hinter ihm zurückbleibenden, Produktionen der Militärlitteratur zu Theil geworden ist. Ein Werk über die höhere Kriegskunst hat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Zuvörderst mit einem *Publikum*, das zum gröſsern Theile aus Leuten besteht, die in Ermangelung aller dazu schlechthin erforderlichen Bedingungen, eines Urtheils über die Materie selbst eigentlich gar nicht fähig sind, obschon sie dazu eine ganz besondre Befugniſs zu besitzen meinen, — die, obgleich das Lernen zur Zeit noch ihr einziger Beruf wäre, dennoch von dem Dünkel ergriffen und durchdrungen sind, in Hinsicht auf das zu Lernende vorweg den Meister meistern zu dürfen; — nächstdem aus solchen Lesern, die aus Uebermaaſs des Halbwissens und im blinden Vertrauen auf gewisse, ihrer eignen Schwachköpfigkeit imponirende Gemeinplätze, einer gründlicheren, in das Wesen und den wahren Sachbestand der Dinge eindringenden, Belehrung gänzlich unzugänglich sind. Sodann mit einem *Stoff*, der an und für sich zu dem Groſsartigsten und Schwierigsten gehört, weil er, nur Wenigen direkt zugänglich, sich einer ruhigen und stetig fortgesetzten Betrachtung theils gewaltsam entzieht, theils seiner Natur nach nicht durch beliebiges Experimentiren erforscht werden kann. Ferner mit dem bereits vorhandenen Bestande, einer angeblichen, aber auf die usurpirte Gewalt zufällig erschlichene Autorität trotzenden *Theorie*, die einerseits als bloſses Flickwerk gelegentlicher Meinung, und vermeintlicher Erfahrung, aller eigentlich wissenschaftlichen Basis, selbst einer für die Praxis fruchtbaren und für die Darstellung bequemen Terminologie entbehrend, sich nur als ein fortwährend zu überwältigendes Impediment aller vernunftgemäſs zu begründenden Erkenntniſs und methodisch geregelten Doktrin entgegenstellt. Und endlich, mit dem eben durch die Unzulänglichkeit, Dürftigkeit und Verkehrtheit der bisherigen dogmatischen Militärlitteratur unter dem achtbarsten Theile der Leser aufrecht erhaltenen und gerechtfertigten *Unglauben*, an die Möglichkeit einer solchen, im Augenblick der beabsichtigten Anwendung zureichenden Theorie überhaupt.

Es läſst sich hiernach wohl voraussehen, daſs gerade die Hauptvorzüge des Werks; die individuelle Eigenthümlichkeit der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils nämlich, das Streben nach ächter Wissenschaftlichkeit und die Differenz von andern strategischen Doktrinen einerseits, — so wie die von diesen Richtungen unzertrennliche Beschaffenheit, des Inhalts sowohl als der Form, andererseits, — nur einem geringen Theile der Leser so recht zusagen möchten. Die bei weitem gröſsere Mehrzahl derselben, welche in der Regel viel weniger nach philosophirendem Räsonnement, als nach positiver Didaktik verlangt, und ohnehin den Geist der Kriegführung im höheren Styl und in ihrer erhabensten Beziehung, von dem der niedern Kriegskunst und ihren subalternen Geschäftskreisen entsprechenden Bedarf an Belehrung, nicht gehörig zu sondern vermag, dürfte dagegen häufig sich in ihren Erwartungen getäuscht, und wenigstens durch diesen Theil der litterarischen Verlassenschaft des Verfs. nicht vollständig befriedigt fühlen. Hierzu kommt noch, daſs das, was am Ende doch zu den untergeordneten Rücksichten gehört, die äuſsere Politur der Darstellung nämlich, die Feile des Ausdrucks, der Fassung und Anordnung, die quantitative und qualitative Gleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Materien u. dergl. für Viele einen sehr groſsen Reiz besitzt, und einen entschiedenen Einfluſs auf ihre Kritik ausübt. Wo in dieser Beziehung hier und da Manches zu wünschen übrig bleiben mag, wird dies nicht nur durch die Umstände, unter denen das Werk zum Dasein gelangt, hinlänglich erklärt und entschuldigt, sondern wir sind auch der geistreichen Herausgeberin (— der liebenden und geliebten Gattin des Verfassers —) Dank schuldig, daſs sie durch einen richtigen Takt geleitet, jeder Verlockung zu einzelnen Verbesserungsversuchen widerstanden, und sich einzig auf eine unverstümmelt und ungeändert treue Ueberantwortung des hinterbliebenen Textes beschränkt hat.

Der unbefangene Scharfblick des Verfs. hat sich auf eine überraschende Weise auch in der Charakteristik seines eignen Werkes bewährt, und wir würden uns vergebens bemühen, darüber etwas treffenderes auszusprechen, als sich in der Vorrede von ihm selbst darüber mit soviel Offenheit und Anspruchslosigkeit aus-

gesagt vorfindet. „Ich betrachte" (so heifst es daselbst) die ersten sechs Bücher, welche sich schon ins Reine geschrieben finden, nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll. — Die Materialien sind ohne vorher gemachten Plan entstanden. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, schwebte mir dabei dunkel vor, und nächstdem ein geistreicher, schon mit der Sache bekannter Leser. Meine Absicht war anfangs, ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang über die wichtigsten Punkte dasjenige in ganz kurzen präcisen, gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich darüber mit mir selbst ausgemacht hatte. Allein meine Natur, die mich immer zum Entwickeln und Systematisiren treibt, hat sich am Ende auch hier wieder hervorgearbeitet, und später ist meine Eigenthümlichkeit völlig mit mir durchgegangen; ich habe entwickelt was ich gekonnt habe, und mir dann natürlich dabei einen mit dem Gegenstand noch nicht bekannten Leser gedacht. Das Manuskript über die Führung des grofsen Krieges, welches man nach meinem Tode finden wird, kann, so wie es da ist, nur als eine Sammlung von Werkstücken betrachtet werden, aus denen eine Theorie des grofsen Krieges aufgebaut werden sollte. Das Meiste hat mich noch nicht befriedigt und das sechste Buch ist als ein blofser Versuch zu betrachten; ich würde es ganz umgearbeitet und den Ausweg anders gesucht haben. Mit einer solchen (erst nach Vollendung des achten Buchs vorzunehmenden) Umarbeitung werden die sechs ersten Bücher manche Schlacke loswerden, manche Spalte und Kluft wird sich zusammenziehen, und manche Allgemeinheit wird in bestimmtere Gedanken und Formen übergehen können. Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die, unaufhörlichen Mifsverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird. Allein die Hauptlineamente, welche man in diesen Materialien herrschen sieht, halte ich für die richtigen in der Ansicht vom Kriege; sie sind die Frucht eines vielseitigen Nachdenkens mit beständiger Richtung gegen das praktische Leben, in beständiger Erinnerung dessen, was die Erfahrung und der Umgang mit ausgezeichneten Soldaten mich gelehrt hatten. Trotz der unvollendeten Gestalt glaube ich doch; dafs ein vorurtheilsfreier, nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstender Leser darin die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte".

Referent, aus derselben Schule hervorgegangen, und dem Verf. sowohl in mehrfacher Geschäftsberührung als langjährigem vertraulichen Umgange befreundet, theilt diese am Schlusse ausgesprochene Ansicht nicht nur vollkommen, sondern er geht in seiner Befangenheit und Eingenommenheit für die den Abhandlungen des Verf. zum Grunde liegende Theorie des gemeinsamen Lehrers selbst so weit, dafs er sie für die einzige hält, in der bis jetzt der Geist der neuen Fechtart, und der durch Friedrich den Grofsen, Napoleon und seine Ueberwinder praktisch entwickelten höhern Kriegskunst übergegangen und zu einer konsequenten, und für dereinstige Praxis anwendbaren Gestaltung gediehen ist.

Die sechs Bücher, deren der Verf. in den obigen Andeutungen gedenkt, machen den Inhalt der beiden ersten Bände des gesammten Werkes aus, dessen zweite Hälfte eine kritische Geschichte mehrerer Feldzüge *neuester* Zeit enthalten wird, da nach der gewifs richtigen Ansicht des Verfs. nur diese eine dem gegenwärtigen Bedürfnisse genugsam entsprechende Belehrung gewähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens, nebst Aufzählung aller eingesammelten, und im K. K. Brasilianer-Museum in Wien aufbewahrten, einfachen und zusammengesetzten Fossilien. Von Dr. Joh. Em. Pohl. Besonderer Abdruck aus dessen Reise im Innern von Brasilien. Erste Abtheilung. Mit einer lithographirten geognostischen Ansicht. Wien, 1832. *gr.* 4. 64 *Seiten.*

Bei der Durchsicht dieser geognostischen und mineralogischen Reisebemerkungen wird man nur sehr theilweise eine klare Ansicht über die Lagerungs-Verhältnisse der Gebirgsarten Brasiliens in den von dem Vf. bereisten Gegenden erhalten können. Um in einzelnen Fällen die Beobachtungen von v. Eschwege, von Spix und von Martius zu ergänzen, haben die „Beiträge" allerdings Werth; wir wünschen nur, dafs sie sich über die Art des Zusammen-Vorkommens der angeführten Felsarten und einfachen Mineralien im Allgemeinen bestimmter und genauer ausliefsen. Vollständigkeit und Präcision vermissen wir sehr häufig und Vieles wird gar zu generell abgethan; namentlich gilt dieses von dem Verhalten der massigen Gebirgsarten zu den

geschichteten. Der Vf. hat freilich von den neuern bezüglichen geognostischen Ermittelungen in Europa zur Zeit seiner angestellten Beobachtungen noch keine gehörige Kenntnifs gehabt. Aus diesem Standpunkte müssen wir daher auch im Allgemeinen seine Leistungen beurtheilen. Daneben mag man auch wohl in Betracht ziehen, dafs in Brasilien das Geognosiren nicht so leicht wie bei uns in Europa zu bewirken ist; die üppige Vegetation und noch viele andere Verhältnisse führen Erschwerungen mancher Art herbei. Wer Wahrheit-liebend dasjenige und *nicht mehr* giebt, als er hat, verdient schon Anerkennung, wenn man auch wohl annehmen kann, dafs derjenige, welcher auf Geognosie sein alleiniges oder sein Hauptaugenmerk in Brasilien richtete, sehr bedeutende Thatsachen festzustellen im Stande sein würde.

Wir unterlassen es, die sämmtlichen Mittheilungen des Vfs. im Einzelnen durchzugehen, und müssen deshalb um so mehr auf die Schrift selbst verweisen, weil Kürze und Gedrängtheit fast durchgängig zu ihrem wesentlichen Charakter gehört. Nur Einiges heben wir näher aus.

Ueber das Verhalten der Lager und Gänge in den Graniten von Rio de Janeiro, welche Beryll, Spargelstein, Rosenquarz, Bergkrystall, Peliom, Chlorit, Titanit, Schörl, Eisenkies, Spatheisenstein, Granat u. s. w. enthalten, hätten wir sehr gerne Näheres erfahren. Auch von Eschwege's neuere Mittheilungen sind in dieser Beziehung leider noch zu allgemein gehalten.

S. 43 f. wird eine allgemeine Charakteristik des in Brasilien so sehr verbreiteten Quarzschiefers (Itakolumits) gegeben, dessen „regelmäfsige (gleichförmige) Ueberlagerung auf Talkschiefer, seltener auf Glimmerschiefer und Thonschiefer, am seltensten über Chloritschiefer und die beobachtete ausgedehnte Verbreitung durch die Capitanie Minas Geraës und Goyaz bestätigen, dafs er zu den jüngern Urgebirgen und zwar zu dem Talk-Glimmer- und Urthonschiefer gehöre, auf welchen er die flachen Kuppen bildet".

Gebirgsarten und Mineralien hat Hr. P. in reicher Zahl gesammelt und es in dieser Hinsicht gewifs nicht an Fleifs fehlen lassen. Diese, welche sich im K. K. Brasilianer Museum zu Wien aufgestellt befinden, sind mit den Nummern der reichen Sammlung an den Stellen der Schrift, wo ihres Vorkommens gedacht wird, in den Noten näher angegeben. Auf diese Weise kann die Schrift zugleich als Katalog der Sammlung dienen und wird für diesen Zweck dem Beschauer der Sammlung eine angenehme und nützliche Erscheinung sein. Gerne hätten wir es aber gesehen, dafs bei manchen einfachen Mineralien die Krystallgestalten, worin sie vorkommen, näher in einer neuern genauern krystallographischen Sprache angegeben wären. Die Diamanten machen in dieser Beziehung eine Ausnahme; sonst mufs man sich oft mit der blofsen Bemerkung „krystallisirt" begnügen.

Ungeachtet von Eschwege (Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens. 1832. S 344.) sich erst neuerlich wieder auf Fundstücke von „mit reinem Brauneisenstein eingewachsenen Diamanten" und von „einem Diamant mit Quarz verwachsen" berufen hat und daraus den Schlufs zieht, dafs die Diamanten wahrscheinlicherweise ursprünglich jetzt zertrümmerten Lagern von Brauneisenstein mit Quarznestern angehörten, welche im Itakolumitquarz sparsam vorhanden waren: so sagt hingegen Hr. P. S. 58. sehr bestimmt: „Das Vorkommen der Demnanten (Schreibart des Hrn. P.) in der Gebirgsart oder in seinem Muttergestein ist uns noch immer ungewifs. Die in Sammlungen aufbewahrten Stücke, welche dafür ausgegeben wurden, sind wohl nicht dafür anzunehmen. *Denn dieses ist ein Konglomerat der neuesten Bildung*, welches besonders aus mehrern Quarzstückchen und Sand durch thonigen Brauneisenstein gebunden, an den Flufsufern sich tagtäglich bildet und deutlich gesehen werden kann. Hieher gehören auch alle von Wilhelm von Eschwege (Geognostisches Gemälde von Brasilien 1822. S. 42.) angeführten Stücke". Wir wagen es nicht über diese Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der ursprünglichen Lagerstätte der Diamanten, ohne Ansicht und Vergleichung jener Fundstücke, zu entscheiden, und es frägt sich noch sehr, ob nuch diese die Entscheidung möglich machen. In dem Verzeichnisse der Diamanten am Schlusse der ersten Abtheilung ist uns noch als besonders interessant, ein graulichweifser Diamant aus dem Rio Claro aufgefallen: „ein sehr unvollkommener Krystall mit vollkommen matter Oberfläche und *eingesprengten Goldpunkten*". Es scheint dieses wenigstens zu beweisen, dafs die Diamanten mit dem Golde einer und derselben ursprünglichen Lagerstätte angehören.

Uebrigens sind Folgendes die Rubriken der vorliegenden Abtheilung: *Geognostisch-mineralogische Bemerkungen, der Umgebung von Rio de Janeiro. Gegend zwischen Rio de Janeiro, Villa de Barbacena, bis S. João d'El Rey. Gegend von der Villa S. João d'El Rey, bis Villa Paracatú do Principe. Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Gegend von Villa Paracatú do Principe, bis Villa Boa oder Cidade do Goyaz. Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Umgebungen von Villa Boa.*

Die dem Hefte beigefügte Steindrucktafel giebt uns, neben dem Umrifs des Talk- und Quarzschiefer-Gebirges der Serra de Crystaes, einen illuminirten „Durchschnitt der Krystallgrabung (Bergkrystall-Lagerstätte) auf der Serra de Crystaes", welcher aber auch in Verbindung des erläuternden Textes nicht vollkommen ausreicht, um eine klare und genaue Anschauung des dortigen, wie es scheint, sehr interessanten Vorkommens zu liefern.

Beiträgen zur Geognosie aus einem verhältnifsmäfsig noch so wenig bekannten entfernten Lande wird man immer mit Interesse entgegensehen, wenn sie selbst nur *einige* Verhältnisse näher aufklären, und deshalb sind wir auf die Erscheinung der folgenden Abtheilungen des Werks, welche vielleicht auch mehr als die erste Abtheilung darbieten werden, sehr gespannt.

Schönes Papier, schöner Druck, jedoch von Druckfehlern nicht ganz rein, so steht z. B. S. 3. u. 8. oftmals *Peliom* statt *Peliom*.

Nöggerath.

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Folgende Materien werden in jenen Büchern abgehandelt: 1) *Ueber die Natur des Kriegs.* 2) *Ueber die Theorie des Krieges.* 3) *Von der Strategie überhaupt.* 4) *Das Gefecht.* 5) *Die Streitkräfte.* 6) *Vertheidigung.* — In dem nächsten dritten Bande haben wir hoffentlich zu erwarten, was von dem siebenten Buche: *vom Angriff* und dem achten: *vom Kriegsplan* sich unter den Papieren des Verewigten noch vorgefunden hat, aber nach den hier gegebnen vorläufigen Andeutungen, nur fragmentarischer Natur zu sein scheint. „Das erste Kapitel des ersten Buchs ist (sagt der Vf. Vorrede S. XIX.) das einzige was ich als vollendet betrachte; es wird wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen, die Richtung anzugeben, die ich überall halten wollte". Es wird demnach auch dasjenige sein, dem wir eine vorzugsweise Erwägung zu widmen haben.

Fassen wir den wesentlichen Inhalt dieses Kapitels kurz zusammen, so ist nach des Verfs. Ansicht „der *Krieg* ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unsres Willens zu zwingen und das Ziel des gesammten Bestrebens: die Wehrlosmachung des Feindes. Seiner Natur oder äufsern Erscheinung nach ist der Krieg nichts als ein *erweiterter Zweikampf*; Sieg der Gegenstand dieses Kampfes, sein letzter Zweck der beabsichtigte Friede (vergl. II. 386.). Dieser Kampf wiederum mufs betrachtet werden als *Wechselwirkung* zweier sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig beschränkenden lebendigen Kräfte. Die Bedeutsamkeit der respektiven Wirksamkeit ist bedingt durch die Gröfse der vorhandenen Mittel und die Energie des Willens, durch welche dieselben in Thätigkeit gesetzt werden, daher das Maafs der Vermöglichkeit jeder handelnden Partei ein *Produkt* aus mannichfaltigen Faktoren von theils physischer, theils moralischer Natur, so wie andernseits ein *Aggregat* mehrfacher dem Raum und der Zeit nach isolirter Akte. Die ursprüngliche oder für sich betrachtete Wirkungsfähigkeit jeder Partei wird modificirt *a*) durch die Gegenwirkung des Gegners, *b*) durch mancherlei von beiden Theilen unabhängige grofsentheils nicht einmal vorauszusehende Einwirkungen, und der Erfolg beruht daher auf einem blofsen *Wahrscheinlichkeitscalcül*. In ihrer absichtlichen Verwendung wird die Wirksamkeit nächstdem noch geregelt: durch die constante Abhängigkeit von einem höchsten, durch die *Politik* gegebnen Endzweck, vermöge dessen — der nach äufserster Kraftentwicklung strebende, zunächst auf die Ueberwältigung des Gegners und die Verachtung der feindlichen Streitkräfte gerichtete rohe Naturtrieb, oder die sich, theils als Leidenschaft theils als Neigung vom Glücke abhängig zu werden, äufsernde Tendenz der im Konflikt des Kampfes begriffenen Personen, — bedingt und ermäfsigt wird, durch die obere Leitung des Feldherrn, dessen Anordnungen Resultat einer *Verstandeskombination* sein sollen: welche Mittel, Zweck und wahrscheinlichen Erfolg gegeneinander abwägt, und die einzelnen Faktoren in ein richtiges Verhältnifs zu setzen, die einzelnen Partikularakte und Effekte in ein auf das gemeinsame Ziel hinwirkendes Gesammtresultat zu vereinigen bemüht ist".

Die weitere und bis ins Einzelne verfolgte Entwicklung und Anwendung der in dieser Definition enthaltenen und in abstrakter Allgemeinheit ausgesprochenen Grundansicht von der Natur und Tendenz des Krieges, in ihrer Beziehung auf die mannichfaltigen Vorkommenheiten und praktischen Aufgaben, reicht unserm Ermessen nach hin: um für das gesammte Thun und Wirken einen konsequenten Anhaltspunkt, für die deshalb anzustellenden Ueberlegungen eine sichere Richtschnur zu geben, mithin in allen ungewissen verwickelten und zweifelhaften Fällen als Orientirung zu dienen.

Wer sich die Mühe nehmen will zu vergleichen, wird sich einerseits von der durchgreifenden Analogie dieser Grundansicht mit den Principien überzeugen, welche Ref. in seinem „Handbuch für den Offizier" in Bezug auf den kleinen Krieg und die Wirkungssphäre der untergeordneten Befehlshaber aufzustellen und im Detail durchzuführen versucht hat, und darin zu gleicher Zeit eine Bestätigung der dort ausgesprochenen Behauptung finden: dafs grofser und kleiner Krieg, die kleinste Patrouille, das unbedeutendste Vorpostengefecht, und Hauptschlachten oder Operationen ganzer Armeen, auf einer und derselben Theorie derselben innern Gesetzlichkeit und ihnen entsprechender äufsern Anordnung beruhen. Andrenseits aber wird sich eben so leicht und vollständig die wesentliche, und dem, der überhaupt einen Sinn für Methodik und wissenschaftliche Begründung besitzt, unmittelbar einleuchtende Differenz, zwischen diesen Fundamentalsätzen und den allgemeinen Argumentirungen nachweisen lassen, auf denen die Lehrsätze und Deduktionen der meisten andern bisjetzt zu öffentlicher Kenntnifs gekommenen strategischen Doktrinen gestützt zu sein pflegen.

Wahrscheinlich würde der Verf. bei der beabsichtigten nochmaligen Ueberarbeitung seines Werks noch ein wenig deutlicher gemacht haben, wie er das, was er den *absoluten* Krieg nennt, verstanden wissen will, und wie sich die dabei zum Grunde liegende Idee, bei dem Uebergange aus der Abstraktion in die Wirklichkeit, oder bei ihrer Auflösung in concrete Fälle, auf eine in sich homogene Weise und mittelst einer sich in nothwendiger Schlufsfolge ergebenden Procedur, als praktisch brauchbare Regel gestalten läfst. Eben so würde unzweifelhaft der Inhalt der folgenden Bücher noch vollständiger und augenscheinlicher mit der im ersten Buche ausgesprochenen Grundansicht in direkte Beziehung gesetzt, und die Ableitung der speziellen Behauptungen aus dem allgemeinen Hauptgesetze für das leichtere Verständnifs der minder befähigten und orientirten Leser noch anschaulicher herausgehoben worden sein. Aehnlich verhält es sich mit dem *Princip der Polarität*, welches S. 20. in wenigen allgemeinen Andeutungen zur Sprache gebracht, und dessen weitere Ausführung einem besondern Kapitel vorbehalten ist, das sich jedoch in dem Inhaltsverzeichnisse der bisjetzt bekannt gewordenen sechs Bücher noch nicht vorfindet. Diese Polarität oder das gegensätzische Verhalten und wechselseitige Sichbedingen oder Paralysiren aller Elemente, Faktoren, Potenzen und Richtungen des Krieges, diese in allen seinen Bestrebungen und Ereignissen nachweisliche, sich offenbarende und bewährende Analogie, recht vollständig begriffen sie in ihrer Causalverbindung erkannt und zum Angelpunkt der militärischen Diagnose sowohl, als zur Basis der gesammten dem Feldherrn obliegenden Verstandeskombination gemacht zu haben: — hält Ref. für das Haupterfordernifs aller Kriegs-Theorie und Praxis. Nur auf diese Weise mag es gelingen: eine der wahrhaften Natur des zu behandelnden Stoffes entsprechende Einsicht und Beurtheilung der jezeitig vorliegenden Verhältnisse und Umstände zu gewinnen, welche als die unentbehrliche Basis jedes einzelnen Entschlusses zu betrachten ist, und gestützt auf sie, (soweit dies immer in den Gränzen der Beschränktheit menschlicher Organisation und Vermöglichkeit liegt), der Kriegführung den Charakter eines völlig vom Zufall abhängigen Hazardspiels abzustreifen, und sie zu einer vernunft- und zweckgemäfsen Praktik umzugestalten. Gehen wir aber von dieser Voraussetzung aus, so vermag Ref., bis eine weitere Aufklärung erfolgt, hiemit das, was am angeführten Orte über die Polarität gelegentlich beigebracht ist, und namentlich die Behauptung nicht in Einklang zu setzen: „Angriff und Vertheidigung, diese beiden Hauptformen des Krieges, sind Dinge von verschiedener Art und ungleicher Stärke, die Polarität kann also *nicht* auf sie angewendet werden; die Wirkung der Polarität wird oft durch die Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff vernichtet". Dinge verschiedener, und selbst der verschiedensten Art (— das Wesen der Polarität besteht ja seiner Einen Grundbedingung nach in der Entgegengesetztheit, also Verschiedenheit, der auf einander bezogenen Momente —) werden eben dadurch polarisch, dafs sie durch irgend ein vermittelndes und verknüpfendes Element oder Zwischenglied in Wechselbeziehung gesetzt werden. Dieses Mittelglied ist hier der kriegerische Akt, die auszuführende Operation, die in Thätigkeit gesetzte Streitkraft selbst. Dadurch nun, dafs der naturgemäfsen Beschaffenheit des Kriegswesens und der Kriegführung nach, in allen Beziehungen und Erwägungen, durchweg eine zwiefache in ihrer Modalität schlechthin entgegengesetzte Möglichkeit gegeben ist, durch ein völlig abweichendes Verfahren oder auf ganz verschiedenen Wegen und Weisen dieselben

Zwecke zu realisiren, dasselbe Ziel zu erreichen, — ist auch allein die Wirklichkeit einer *Kunst* des Krieges oder nach jewelchen gegebenen Zwecken und vorhandenen Umständen abgemessenen Kriegführung, begründet; mittelst welcher sich die Absichten und Kraftäufserungen des Gegners vereiteln, und so das Hindernifs aus dem Wege räumen läfst, was der freien Ausübung des eignen politischen Willens, und des durch denselben vertretenen Staatsinteresses negativ als Widerstand, oder positiv als Gewaltstreich entgegentritt. Darin allein, (oder mindestens allem andern zuvor) dafs: — jede der handelnden Parteien nicht nur eine den Gegner verletzende Kraft besitzt, sondern nebenher auch mit einer verletzlichen Schwäche behaftet ist, — dafs zwar zum Siege überall ein positives Uebergewicht von virtueller Kraft erforderlich ist, dieses Uebergewicht aber auch dadurch wieder ausgeglichen werden kann, dafs jener Kraft die Gelegenheit vorenthalten wird, die ihr innewohnende Vermöglichkeit zu realisiren, — dafs bei der diversen, und meist zeitlich veränderlichen Natur der zur Entscheidung mitwirkenden Potenzen und Ursachen, die Mangelhaftigkeit jedes einzelnen Faktors durch eine Steigerung der übrigen Faktoren in gewissem Grade ersetzt werden kann, — dafs nicht blofs von dem Dasein der Streitkraft an und für sich die Gröfse des effektiven Erfolges abhängt, sondern auch von der angemessenen Richtung, von der Wahl des Augenblicks, und dem Zusammenstimmen mit andern nicht reinmilitärischen Influenzen, — dafs die zu Gebot stehende und in Bewegung gesetzte Streitkraft nicht blofs durch physische Waffengewalt absorbirt werden kann, sondern auch durch die Friktion, das nie ruhende Restaurationsbedürfnifs und die moralische Entgeistigung der eignen Maschine — u. s. w. u. s. w.; — an alle diese in sich *polarischen* Bedingungen sind die Mittel und Auskünfte gebunden, in ihnen und ihrer sachgemäfsen Handhabung liegt das Geheimnifs verborgen, auf wirklich kriegskünstlerische Weise zu operiren und selbst, mit an sich oder ursprünglich untergeordneten Streitkräften, blofs durch die vom Schicksal nicht anderweit paralysirte Macht der Intelligenz und geschickten Benutzung zufälliger Umstände, und durch die Potenzirung der, auf kein bleibend unveränderliches Kraftmaafs beschränkten, moralischen Einflüsse ein den politischen Calcülen und Intentionen angemessenes Kriegesresultat herbeizuführen.

Diese gegensätzische Natur und der veränderliche Charakter der Elemente des Krieges und der Kriegführung, ist ein Haupthindernifs für diejenigen, welche bei dem Versuche, die Kriegskunst wissenschaftlich zu lehren, darauf ausgehen: überall allgemeingültige positive Regeln zu geben, d. h. solche, die für *alle* Fälle gelten, oder für einen gegebenen Fall *unbedingt* die entschiedenen Erfolge sichern sollen. Eben so ist die allgemeine positive Form, in welcher man die Kriegsvorschriften zu geben pflegt, aus demselben Grunde ein Hauptgebrechen der gewöhnlichen Theorieen, eine Veranlassung zu unsäglichen Mifsverständnissen und Fehlgriffen, weil es zu einer vermeintlichen Consequenz verleitet, die durch ihre Einseitigkeit zur Inconsequenz (d. i. zur absoluten Unangemessenheit für den vorliegenden concreten Fall) Veranlassung giebt. Das Bemühen diesen Uebelstand auszugleichen, und verkehrte Anwendungen zu verhüten, führt sodann zu einem Uebelstande andrer Art: zu widerstreitenden Verhaltungsregeln, zu dem Räsonnement, in dem sich nach der Ausdrucksweise des Verfs., „das *pro* und *contra* rein aufzehrt" und so der des Rathes Bedürftige vollends den Anhalt und alle sichere Orientirung verliert.

Das vorliegende Werk ist eines von den Büchern, zu deren richtigem Verständnifs ein oberflächliches Durchlesen, selbst ein gedankenloses Auswendiglernen seines Inhaltes, nicht ausreicht. Man darf sich nicht pure an die einzelnen Worte und an isolirte Aussagen halten, sondern man mufs in den Geist desselben eindringen, und es in seiner Totalität begreifen. Mit einem Worte: es will studirt, *cum grano salis* aufgefafst, durchdacht und geistig verarbeitet werden. Wenn z. B. im zweiten, dritten, vierten Buche der Accent vorzugsweis auf das numerische Uebergewicht der Combattanten und auf die blutige Entscheidung durch den unmittelbaren Waffengebrauch gelegt wird, so könnte man leicht zu dem Wahne verleitet werden, dafs der Verf. alle anderen Auskünfte zur Erreichung der Kriegszwecke gering geachtet wissen wolle, und den Werth der übrigen Faktoren, welche das Produkt der gegenseitigen Kriegsenergie bilden, ganz übersehen habe: während doch unzählige Stellen den augenscheinlichen Beweis vom Gegentheil liefern. Die polarische Natur der Kriegführung bringt es mit sich, dafs ein in seinem wahren Verhältnisse zu entgegengesetzten Umständen und Aufgaben mifsverstandenes, an sich ganz rich-

tiges Princip in seinen Extremen jederzeit auf *doppelte* Weise zu falschen Maximen und einseitiger Verkehrtheit führt, wie ja überall durch das *Zuviel* das erforderliche Maafs eben so sehr verfehlt wird, als durch das *Zuwenig*. Dies hat zur Folge, dafs man kaum einen Irrwahn, ein herrschendes Vorurtheil mit einer gewissen Lebendigkeit und Bestimmtheit bekämpfen kann, ohne dadurch scheinbar der umgekehrten Verirrung das Wort zu reden. So hat sich denn auch in manchen strategischen Doktrinen aus mangelhafter Erfahrung und ungemessenen Folgerungen die dem allverbreiteten Widerwillen gegen Gefahr, Anstrengung und persönliche Aufopferung so wohlbehagliche Ansicht herausgestellt, als ob sich durch allerhand Vorspiegelungen und Kunstgriffe die ernste Entscheidung durchs Gefecht füglich umgehen, der Gefahr gegenüber Muth durch blofse List aufwiegen, gewissermafsen aus dem Wissen und Denken ein menschenfreundliches Surrogat fürs Können und Handeln ermitteln lasse: eine Ansicht, die auf den Geist der Heere, und die Anordnung der Feldherrn in der frühern Periode der Kriege gegen Frankreich den beklagenswerthesten Einflufs geübt hat. Der Verf. eifert mit Recht und siegreichem Erfolg gegen diese gefährlichste von allen militärischen Illusionen, gegen dergleichen strategische Dekorationen und demonstrative Gaukeleien, welche ein Napoleon wie Spinngewebe zerreifst, und die kaum einen Daun zu beschwichtigen vermochten. Aber wer sich blofs in diese einzelne Richtung der Polemik des Verfs. vertiefen wollte, ohne zugleich den Theil seiner Darstellung zu beherzigen, worin die Ueberschätzung dieses Hauptfaktors der Siegesvermöglichkeit, und die ausschliefsliche Berücksichtigung dieser an sich unentbehrlichen Richtung der kriegerischen Bestrebungen ihre Ermäfsigung erhält und in das gehörige Gleichgewicht gesetzt wird, der würde Gefahr laufen, auf einen zwar seltener vorkommenden aber, wo er sich zur Unzeit wirksam zeigt, dennoch nicht minder bedenklichen Abweg zu gerathen. Hat doch selbst Napolen, der aus der durch falsche und unzureichende Theorieen irregeleiteten Ansicht seiner Gegner so grofsartige Resultate zu ziehen gewufst, am Ende selbst das Opfer einer ihn auf umgekehrte Weise bethörenden Verblendung werden müssen! —

(Der Beschlufs folgt.)

XL.

Allgemeine Anleitung zum Kinder-Krankenexamen von J. E. Löbisch, Dr. und Professor in Wien. Wien, bei Carl Gerold. 1832. 8.

Vorliegendes Buch zeigt, dafs der Geist der Swieten, Stoll, Frank, Hartmann, in Wien noch fortlebt. Durch dasselbe will der Verf., Director des Wiener Kinder-Kranken-Institutes, jüngeren Aerzten, die nicht längst erst ins praktische Leben getreten, einen sichern Wegweiser geben für ihr Verhalten am Krankenbette der Kinder, des köstlichsten Kleinodes ihrer Eltern, der Blüthen und Hoffnungen des Staates, der Pflanzschule der Menschheit. Nach einer kurzen Einleitung folgt ein Abschnitt über die Disposition zu Krankheiten, an den der zweite, die Gelegenheitsursachen betrachtende sich anschliefst. Alter, Körperkonstitution, Geschlecht, Temperament, Lebensart, äufsere Körperbeschaffenheit, ererbte Anlage, Idiosyncrasie, vorausgegangene Krankheiten, Wohnung, Klima, Jahreszeit, Endemie und Epidemie, Nahrung, Bewegung und Ruhe, Schlaf, Bekleidung, Gemüthsbewegungen, insofern sie theils zu Krankheiten disponiren, theils Gelegenheitsursachen abgeben, werden ohne Weitschweifigkeit vom Verf. aufgefafst und gewürdigt. Besonders ausgezeichnet ist der dritte Abschnitt, der der Untersuchung der Symptoms gewidmet ist. Ueber den Werth derselben spricht sich der Verf. mit Recht dahin aus, dafs jedes Symptom trügen müsse, wenn es allein ins Auge gefafst wird, da es die Wirkung ganz verschiedener Ursachen sein, da es mit ganz verschiedenartigen andern Symptomen sich verbinden könne. Nur im Verein mit anderen erhalte jedes seine wahre Bedeutung. Zuerst wird der Habitus untersucht, dann werden die einzelnen Theile des Körpers nach ihrem äufsern Verhalten betrachtet, zuletzt die Anomalieen in den Functionen berücksichtigt. Trefflich ist, was über die Haltung des Körpers, über die Augen, über die Respiration mitgetheilt wird. Ueberall erkennt man in dem Verf. den treuen Beobachter des gesunden, wie des kranken Zustandes, überall den umsichtigen Praktiker, der nicht auf unwichtige Zeichen, deren Zusammenhang mit der Krankheit nicht nachgewiesen werden kann, den Werth legt, den alte Weiber und rohe Empiriker ihnen so gern ertheilen, sondern dem die Dignität des ergriffenen Organes, die Art seines Leidens und des Leidens der zu ihm in besonders inniger Beziehung stehenden Organe für Prognose und Diagnose das wichtigere Moment abgiebt. Gerne hätten wir in dem der Würdigung des Pulses gewidmeten Kapitel über das Numerische der Pulsschläge bei Kindern, über das Billard so manches früheren Ansichten widersprechende mitgetheilt, von dem trefflichen Verf. etwas Näheres erfahren. Noch machen wir darauf aufmerksam, dafs für die Erkenntnifs mancher Kinderkrankheiten, wie namentlich der akuten Hirnwassersucht viele wichtige Andeutungen hier und da in diesem Buche gegeben werden.

№ 28.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz. Erster und zweiter Theil.

(Schlufs.)

Der Verf. versteht unter *Taktik:* die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, unter *Strategie:* die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges. — „Die Eintheilung in Taktik und Strategie (sagt er I. S. 103.) ist jetzt im Gebrauch fast allgemein, und Jeder weifs ziemlich bestimmt, wohin er ein einzelnes Faktum stellen soll, ohne dafs er sich des Eintheilungsgrundes klar bewufst sei. Wo aber solche Eintheilungen vom Gebrauch dunkel befolgt werden, müssen sie einen tiefen Grund für sich haben". Nach der Betrachtungsweise des Refer. sind die Ausdrücke *strategisch* und *taktisch* eine in sich unbestimmte und mit ihrem ursprünglichen Wortverstande dissonirende Bezeichnung von Begriffen, die nicht generisch unterschieden sind, und daher keinen strikten Gegensatz bilden. Sie beruhen, was auch selbst durch die scharfsinnige Deutung des Verfs. nicht vermieden wird, auf einer Unterscheidung, welche einen geringen praktischen Werth besitzt, und in Hinsicht auf die wissenschaftliche Begründung der Theorie ganz entbehrlich ist: da es für die aufzustellenden Principien und daraus abzuleitenden Maximen ohne Einflufs bleibt, ob die bezüglichen Ereignisse und Anordnungen ins Gebiet der Taktik oder der Strategie gewiesen werden. Allerdings sind diese Ausdrücke, so wie sie einmal in dem alltäglichen Sprachgebrauch cursiren, häufig ganz bequem, um sich im Allgemeinen und da, wo es auf keine scharfen Distinktionen ankommt, ohne weitläufige Umschreibung verständlich zu machen. Allein sie müssen bei wissenschaftlichen Erörterungen mit Vorsicht gebraucht werden, weil sie häufig Veranlassung werden, in Leuten von an sich schwachen Begriffen und geringer Urtheilskraft, die Verworrenheit der Vorstellungen noch zu vermehren. Dafs dem Vf. dieses Verhältnifs nicht entgangen ist, läfst sich aus folgenden Aeufserungen entnehmen: „Die Kriegskunst im *engern Sinne* zerfällt nun wieder selbst in Taktik und Strategie. Jene beschäftigt sich mit der Gestalt des einzelnen Gefechtes, diese mit seinem Gebrauch. Beide berühren die Zustände von Märschen, Lägern und Quartieren nur durch das Gefecht, und diese Gegenstände werden taktisch *oder* strategisch, je nachdem sie sich auf die Gestalt oder auf die Bedeutung des Gefechts beziehen. Gewifs wird es viele Leser geben, die diese sorgfältige Unterscheidung von zwei einander so nahe liegenden Dingen für sehr überflüssig halten, weil sie auf das *Kriegführen selbst* keinen unmittelbaren Einflufs hat. Freilich müfste man ein grofser Pedant sein, um von einer theoretischen Eintheilung die unmittelbaren Wirkungen auf dem Schlachtfelde zu suchen". S. 112. Und: „Unsre Eintheilung trifft und erschöpft *nur den Gebrauch der Streitkräfte.* — Dafs hier zweifelhafte Fälle vorkommen können, nämlich solche, wo mehrere Gefechte auch allenfalls als ein einziges betrachtet werden können, wird unseren Eintheilungsgrunde nicht zum Vorwurfe gereichen, denn das hat er mit allen Eintheilungsgründen wirklicher Dinge gemein, deren Verschiedenheiten immer durch *abstufende Uebergänge* vermittelt sind". S. 104.

Interessant und beherzigenswerth sind die Ansichten des Verfs. über *Reiterei*, über das richtige Verständnifs der *Kriegsgeschichte*, und über den Beruf zum *Feldherrn.* Diese letztern sind zum grofsen Theil in der Ueberzeugung gegründet, dafs die höhere Kriegführung im genauen Zusammenhange mit der Politik steht, und dafs es fast eben so thöricht ist, diese beiden Momente des Staatslebens isolirt von einander betrachten und betreiben zu wollen, als wenn der Feldherr seine strategischen Kombinationen ohne Kenntnifs und Berücksichtigung der taktischen Verhältnisse und Eigen-

thümlichkeiten des eignen wie des feindlichen Heeres oder ohne Erwägung der Terrainbeschaffenheit seines Kriegstheaters entwerfen und dirigiren wollte.

Die alte immer wiedertönende Frage: was der Krieg sei, ob Kunst oder Wissenschaft? Beantwortet der Vf. dahin: „Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens". Jedoch gesteht er auch zu: „Alles Denken ist ja Kunst, und wo das Urtheil anfängt, da fängt die Kunst an. — Nach allem dem ergiebt sich von selbst, dafs es passender sei Kriegskunst, als Kriegswissenschaft zu sagen". Man könnte noch hinzufügen, dafs gerade das Leben, d. h. nicht blofs die süfse Gewohnheit des Daseins und Wirkens, wie es Goethe im Egmont nennt, sondern das den eintretenden Umständen und gegebnen Zwecken, Sach- und Vernunft-gemäfse Handeln die erhabenste und schwierigste von allen Künsten sei. „Das einer hochgestellten kriegerischen Thätigkeit nöthige Wissen, (heifst es S. 136 u. ff.) zeichnet sich dadurch aus, dafs es in der Betrachtung, also im Studium und Nachdenken, nur durch ein eigenthümliches Talent erworben werden kann und dafs es neben Betrachtung und Studium auch durch das Leben zu erwerben ist *). Es ist für das Wissen der Kriegführung dringender als für irgend ein anderes: dafs es ganz in den Geist übergehen, und fast ganz aufhören mufs, etwas Objektives zu sein. Es mufs sich durch eine vollkommene Assimilation mit dem eignen Geist und Leben in ein wahres Können verwandeln. Das ist der Grund, warum es bei den im Kriege ausgezeichneten Männern so leicht vorkommt, und — (*dafs?*) — Alles dem natürlichen Talent zugeschrieben wird". Die Ansicht des Verfs. über *Theorie* stellt sich insonderheit klar in der Vorrede S. XX u. XXI. heraus: „Die Theorie des grofsen Krieges, oder die sogenannte Strategie, hat aufserordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl sagen, dafs sehr wenig Menschen von den einzelnen Gegenständen deutliche, d. h. bis auf

*) Was der Verf. hier aussprechen wollte, dürfte sich vielleicht durch folgende Fassung noch schärfer bestimmen lassen; „das zur höhern Kriegführung erforderliche Wissen zeichnet sich dadurch aus, dafs es nicht ohne eigenthümliches Talent, nicht ohne Studium und Nachdenken, aber auch nicht ohne die vertrauteste Bekanntschaft und den unmittelbaren Verkehr mit dem thätigen Leben selbst, erworben werden kann".

das Nothwendige in beständigem Zusammenhange zurückgeführte Vorstellungen haben. Beim Handeln folgen die meisten einem blofsen Takt des Urtheils, der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie in ihnen ist. So haben alle grofse Feldherrn gehandelt, und darin lag zum Theil ihre Gröfse und ihr Genie, dafs sie mit diesem Takt immer das Rechte trafen. So wird es auch für das Handeln immer bleiben, und dieser Takt reicht dazu vollkommen hin. Aber wenn es darauf ankommt, nicht selbst zu handeln, sondern in einer Berathung Andre zu überzeugen, dann kommt es auf klare Vorstellungen auf das Nachweisen des innern Zusammenhanges an: und weil die Ausbildung in diesem Stück noch so wenig vorgeschritten ist, so sind die meisten Berathungen ein fundamentloses Hin- und Her-Reden, wobei entweder ein Jeder seine Meinung behält, oder ein blofses Abkommen aus gegenseitiger Rücksicht zu einem Mittelwege führt, der eigentlich ohne allen Werth ist! Die klaren Vorstellungen in diesen Dingen sind also nicht unnütz, aufserdem hat der menschliche Geist nun einmal ganz allgemein die Richtung auf Klarheit und das Bedürfnifs, überall in einem nothwendigen Zusammenhang zu stehen. — Die grofsen Schwierigkeiten, welche ein solcher philosophischer Aufbau der Kriegskunst hat, und die vielen sehr schlechten Versuche, welche darin gemacht sind, hat die meisten Leute dahin gebracht, zu sagen: es ist eine solche Theorie nicht möglich, denn es ist von Dingen die Rede, die kein stehendes Gesetz umfassen kann *). Wir würden in diese Meinung einstimmen, und jeden Versuch einer Theorie aufgeben, wenn sich nicht eine ganze Anzahl von Sätzen ohne

*) Die Hauptschwierigkeit liegt nach der Ansicht des Ref. darin, dafs wie bei jeder Kunst zur musterhaften Ausführung der Theorie, Genialität, persönliches Geschick und begeisterte Stimmung, nächstdem aber in der Kriegskunst noch ein ganz besondrer Grad von Schnellkraft des Entschlusses und Energie des Charakters erfordert werden, deren Mangel durch die scharf- und tiefsinnigste Einsicht in das Verhalten der Dinge und deren vollendete wissenschaftliche Begründung allein nicht ersetzt werden kann. Aber auch in der Theorie selbst ist ein Hauptstein des Anstofses nicht sowohl das Ausfindigmachen der Principien und Maximen, sondern vielmehr deren präcise Darstellung auf solche Weise, dafs das Verhältnifs einer jeden Regel zu ihrer, durch eine Gegenregel bestimmten, *Ausnahme* zum rechten Verständnifs gebracht werde.

Schwierigkeit ganz evident machen liefse". — Hier ist von *philosophischem* Aufbau die Rede, auf der folgenden Seite von System und philosophischer Konsequenz, Th. II. S. 174 „von philosophischer Wahrheit und dem Werthe dessen, was die Philosophie für die Allgemeinheit der Fälle ausmacht" — und sonst noch finden sich analoge Behauptungen, deren Paradoxie wohl manchen Leser in die Versuchung führen möchte, lächelnd zu fragen: „was doch hat Saul unter den Propheten zu schaffen"? Wir meinen dagegen, den Verf. entschuldigend, dafs der Philosoph von Sanssouci und der unmittelbar aus der Schule des Aristoteles hervorgegangene Eroberer des Persischen Weltreichs doch wohl ein einigermaſsen günstiges Vorurtheil für den Einfluſs der Philosophie auf die höhere Kriegführung erwecken sollten; — und sodann; dafs es wenigstens als ein ganz unausführbares Unternehmen erkannt werden müsse, eine in sich konsequente und auf Strenge der Beweisführung Anspruch machende Theorie ohne philosophische und mathematische Grundlage zu Stande zu bringen.

Ob der Vf. die *mathematische* Grundlage für eben so nöthig erachtet habe, möchten diejenigen wahrscheinlich in Zweifel ziehen, welche beherzigt haben, was Th. I. S. 119 u. 180 über die Unzulässigkeit gesagt ist, bei kritischer Darstellung der Kriegsbegebenheiten mittels Konstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien eine Art von Wahrheitsapparat zu bilden, und über die, wegen ihrer blofs geometrischen Natur, einseitigen und praktisch unzureichenden Principien der *umfassenden Basis* und der sogenannten *innern Linien*. Allein die Mangelhaftigkeit einzelner konstruktiver Lehrsätze kann eben so wenig, wie gelegentliche Verstofse in der Berechnung, einen zureichenden Grund abgeben, den Calcül und die intuitive Konstruktion als an sich ungründlich und schlechtweg untauglich zu verwerfen. Ueberall wo von Wahrscheinlichkeitscalcülen und Kombination polarischer Elemente die Rede ist, und diese ein Hauptmoment der Beurtheilung bilden, befindet man sich in der Wirkungssphäre mathematischer Spekulation, und der Verf. selbst rühmt S. 82 die Richtigkeit der Aussage Napoleons; „dafs viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Calcüle bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig". —

Zu den gelungensten Abschnitten des Werkes gehört unstreitig das sechste Buch von der Vertheidigung. Mit siegreicher Beredsamkeit und schlagenden Gründen wird darin als ein Fundamentalprincip der, für das Interesse der gesammten Menschheit, und für die Rechtfertigung des Krieges aus Gründen der Politik und Moral, so wichtige Satz durchgeführt: „*dafs von den beiden Hauptformen des Kriegführens die vertheidigende Form an sich stärker sei, als die angreifende* und dies sowohl in taktischer als in strategischer Beziehung, d. h. sowohl in Beziehung auf das einzelne Gefecht, als in Beziehung auf den Kriegsplan und die Operationen ganzer Feldzüge. Der *Volksbewaffnung* ist darin ein eignes Kapitel gewidmet, demzufolge „der Volkskrieg im Allgemeinen als eine Folge des Durchbruches anzusehen ist, den das kriegerische Element in unsrer Zeit durch seine alte künstliche Umwallung gemacht hat; als eine Erweiterung und Verstärkung des ganzen Gährungsprozesses, den wir Krieg nennen, wodurch in der Allgemeinheit der Fälle derjenige Staat, welcher sich desselben mit Verstand bediente, ein verhältnifsmäfsiges Uebergewicht über diejenigen bekommen würde, die ihn verschmähen". —

Und wenn im vierten Buche, wo von dem Gebrauch der Schlacht die Rede ist, mit Recht die Feldherrn verspottet werden, die ohne Menschenblut zu siegen wähnen, und die grofsen Schlachten als Hauptentscheidungen und als das dem Angreifenden natürlichste und vorzugsweis zusagende Mittel gerechnet wurden, so erhält der dort erörterte Satz: „die Hauptschlacht ist als der concentrirte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzugs anzusehen; — ihr ist im Kriege Nichts an Wichtigkeit zu vergleichen, und die höchste Weisheit der Strategie offenbart sich in der Beschaffung der Mittel zu ihr, in ihrer geschickten Feststellung nach Ort, Zeit und Richtung der Kräfte und in der Benutzung ihres Erfolges", — hier im sechsten Buche durch den eben so richtigen Gegensatz seine Ausgleichung und Ermäfsigung: „Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidenste, abhängig glauben, denn der strategische Vertheidigungsplan kann die Mitwirkung der Volksbewaffnung auf zwei verschiedenen Wegen in sich aufnehmen: entweder als ein letztes Hülfsmittel nach verlorner Schlacht, oder als ein natürlicher Beistand ehe eine entscheidende Schlacht geliefert wird". Wir getrauen uns die Behauptung hinzuzufügen: die defensive Form der Kriegführung erhält in einem durch

weise Gesetze, gerechte Regierung und treue Vaterlandsliebe politisch cimentirten Staate ihren Schlufsstein und ihr ganz entschiedenes Uebergewicht über die mit der offensiven Form vergesellschafteten Vortheile der Ueberraschung, der Initiative, des durch brillante Eröffnung der öffentlichen Meinung imponirenden und das eigne Vertrauen steigernden ersten Aktes u. s. w. ganz vornämlich erst in der, mit dem gesammten Staatsorganismus, und einem grofsartigen Befestigungssystem geschickt kombinirten und in vollständige Harmonie gesetzten, Bewaffnung des Volkes. Nicht blofs in den beiden oben genannten extremen Fällen: sondern in allen untergeordneten einzelnen Verhältnissen, wie auch in den höchsten allgemeinen Beziehungen der Kriegführung, läfst sich daraus ein unberechenbarer, durch kein andres Surrogat aufzuwiegender Gewinn erzielen.

Rühle v. Lilienstern.

XLI.

Petrefacta Musei Universitatis Regiae Borussicae Rhenanae Bonnensis nec non Hoeninghusiani Crefeldensis iconibus et descriptionibus illustrata. — Abbildungen und Beschreibungen der Petrefakten des Museums u. s. w., von Dr. August Goldfufs, ordentl. Prof. der Zoologie und Mineralogie u. s. w. — Düsseldorf, bei Arnz und Comp. Dritte Lieferung. 1831. *gr. Folio. Von Seite* 165—240 *und* 26 *lithographirte Tafeln.*

Die Anzeige von dieser dritten Lieferung des musterhaften Werks kömmt allerdings etwas spät: wir geben sie aber um so mehr gerne jetzt, als wir damit die zuverlässige Nachricht verbinden können, dafs die vierte Lieferung nun auch ganz bald in den Buchhandel kommen wird. Was wir im Allgemeinen in unserer Beurtheilung von den beiden ersten Lieferungen des Werks gesagt haben (vergl. Jahrbücher 1831, Mai, S. 655.) pafst auch auf das vorliegende dritte Heft. Plan und Ausführung sind dieselben geblieben. Die trefflichen Zeichnungen auf Stein sind wieder von dem für solche Ausführungen ungemein geeigneten Universitäts-Zeichenlehrer Hohe ausgeführt. Es ist eine grofse Erleichterung für den Hrn. Verf. und gewifs für das Werk sehr nützlich, dafs die Hoeninghaus'sche Sammlung jetzt in die Universitäts-Sammlung übergegangen ist. Des Neuen in dem dritten Hefte ist ganz besonders viel; 151 Arten sind beschrieben und abgebildet, und davon sind nahe an ⅔ neue, wenigstens bis jetzt noch nicht beschriebene; 4 ganz neue Genera sind dabei aufgestellt.

Wir finden zuerst vier Tafeln des vorigen Hefts, Bilder von Echiniten, in einer andern Manier umgezeichnet. Die Darstellung derselben in Kreidemanier liefs eine Unvollkommenheit des Ausdruckes der Fühlergänge so wie der kleinen Täfelchen und Stachelwärzchen bemerken. Deshalb sah sich der Hr. Verfasser bewogen, mehrere dieser Tafeln, in Federumrissen gezeichnet, hier als Supplemente beizulegen. Um den Nachtheil, welcher hinsichtlich der Zahl neuer Tafeln dadurch den Abnehmern erwächst, zu beseitigen, ist ein gruppirtes Bild von den Thieren und Pflanzen der Juraformation beigefügt worden. Dieses Heft liefert daher, statt 25, 26 Tafeln. Es ist interessant, auf solche Weise in einem Bilde die wesentlichsten organischen Formen einer Erd-Periode überschauen zu können. Wenn diese Art der Zusammenstellung der organischen Körper einzelner Formationen Beifall finden möchte, so ist der Verfasser geneigt, deren in der Folge mehrere zu geben.

Die Crinoideen (Eugeniacriniten, Solanocriniten, Pentacriniten, Encriniten, Apiocriniten, Cupressocriniten, Eucalyptocriniten, Platycriniten, Cyathocriniten, Actinocriniten, Melocriniten, Rhodocriniten) sind durch unsern Verfasser ungemein vervollständigt worden; die Eifel hat dazu sehr viel Neues geliefert. Miller's Leistungen auf diesem Felde haben für Hrn. G. eine tüchtige Vorarbeit abgegeben: aber zweifelhaft bleibt es, wem von beiden in dieser Hinsicht eine gröfsere Verdienstlichkeit zukömmt. Nur durch eine also vervollständigte Kenntnifs der mannichfaltigen Formen einer so reichen Familie wird es möglich, deren wahre naturhistorische Bedeutung zu erfassen.

Dann folgen die Asteriden mit den Geschlechtern *Comatula* (4 Arten), *Ophiura* (4 Arten) und *Asterias* (10 Arten). Von Ringelwürmern (Anneliden) enthält die Lieferung die Geschlechter *Lumbricaria* und *Serpula* (sehr reich). Aufserdem finden wir in derselben nachträgliche Bemerkungen und Bilder von neuen Arten und Varietäten, deren Geschlechter und Arten in den frühern Lieferungen schon charakterisirt sind.

Das Werk macht der Deutschen Forschung und dem Deutschen Fleifs alle Ehre; durch grofse Gründlichkeit und Vollständigkeit ist es ausgezeichnet. Text und Bilder gehen hierin gleichen Schritt. Niemand, der sich mit Versteinerungen ernstlich beschäftiget, kann es entbehren. Die Abfassung und Herausgabe ist mit unsäglichen Mühen und grofsem Aufwande verknüpft. Möge ein und anderes durch recht zahlreiche Abnehmer belohnt werden! Bei dem wachsenden Werthe des Petrefakten-Studiums in der neuern Zeit dürfte dieses wohl keinem Zweifel unterworfen sein.

Nöggerath.

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

XLII.

Statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Freiherrn von Hauer, Königlich Preufsischem Landrathe. Köln, 1832. bei Dü-Mont-Schauberg. 8. 339 S.

In dem oben angeführten Werke hat der Landrath des Solinger Kreises, Hr. Freiherr von Hauer uns eine genaue Beschreibung eines der interessantesten Theile des Preufsischen Staats geliefert. Klarheit der Darstellung, tiefe Kenntnifs des Einzelnen, Mittheilung übersichtlicher und doch sehr specieller Zahlen-Verhältnisse, vorsichtige Anwendung des Gefundenen und Bestehenden auf allgemeinere Betrachtungen sprechen überall für die Geschäftserfahrung und die Bildung des Hrn. Verfassers.

Die zunächst gegebene geognostisch interessante Beschreibung der Lage und natürlichen Beschaffenheit des Kreises Solingen, der, 5,17 Preufsische Quadratmeilen enthaltend, zum gröfseren Theile aus den Abhängen des Westerwaldes und der Gebirge der Grafschaft Mark, zum andern Theile aus dem Uferthale des ihn begränzenden Rheins besteht und aufser der Wupper und der Dünn durch 36 Bäche und Flüfschen in seinen vielen Thälern und Schluchten durchschnitten wird, ist wichtig für die Betrachtung, dafs für die Entwickelung des menschlichen Geschlechts und den Wohlstand in einer bestimmten Gegend, der gegebene Naturfonds höchster Beachtung werth ist. Der Kreis Solingen hätte schwerlich die hohe Cultur und gerade die Art der Cultur erhalten, die ihn auszeichnet, wäre nicht die Beschaffenheit des Landes so gewesen, als sie eben ist. Der breite Rhein auf der einen Seite zum Vertrieb aller Producte und Waaren, die vielen Gewässer im Innern des Landstrichs, „die Pulsadern des industriellen Lebens des Kreises Solingen", waren hier wesentliche, wenn nicht nothwendige Bedingungen der Cultur und Verhältnisse unter den Menschen, wie sich solche gestaltet haben. —

Die Lage und natürliche Beschaffenheit des Kreises Solingen ist ferner wichtig zum Verstehen der Seite 7 bis 15 folgenden, nicht ohne sichtliche Zeichen genauerer Kenntnifs der Special-Geschichte des Landes aufgezeichneten „Geschichtlichen Andeutungen". Wegen der in frühester Zeit sumpfigen und waldigen Beschaffenheit des Kreises Solingen, liefsen die Römer auf ihren Zügen in das nördliche Deutschland höchst wahrscheinlich die Gegend unberührt und zogen über den Taunus und an der Batavischen Grenze. Daher fafste Römische Bildung hier nicht Wurzel; Anklänge derselben sind hier nicht nachzuweisen; die Entwickelung der Verhältnisse gehört ausschliefslich neuerer Zeit. Denkmale Römischer Baukunst, Erinnerungen an eine berühmte Vergangenheit fehlen; Klöster und niederer Adel setzten sich im 11ten, 12ten u. 13ten Jahrhundert in Monheim, Richrad, Solingen, Leichlingen u. s. w. aber nirgend mit grofsem Grundbesitz, sehr früh entstanden einzelne Höfe, wo das durchschnittene Terrain die Niederlassung begünstigte. Das ganze Ländchen fiel nach und nach an die Grafen von Berg; aber überall bei Klöstern und Gutsbesitz ward dem Arbeiter von früh an ein unabhängiges Loos; — für kleinen Besitz zu cultivirenden Landes, wo es strichweis vorhanden, ward Zins und Rente stipulirt; — eigentliche Frohndienste kommen nicht vor, — es hatte jeder freien, uneingeschränkten Gebrauch seiner Kräfte und seines Vermögens zum eigenen Vortheil; schon im 13ten Jahrhundert lebte in diesem, so lange ungekannten Landstriche eine recht thätige und nicht dürftige Bevölkerung. — Wenn in dem Kreise Solingen im Mittelalter reiche Bisthömer und Klöster, grofser Territorialbesitz nicht entstand; überhaupt die Natur nicht begünstigte, erworbenes Kapital stehend in Grund und Boden leicht

und sicher anzulegen; deshalb auch in grofsen Städten, oder sonst in Centralpunkten ein mehr contemplatives Leben, oder auch irgendwo ein rein wissenschaftliches Streben weniger Platz griff; so ist es andererseits die durch Natur-Verhältnisse bedingte praktische Seite der örtlichen Geschichte dieses Kreises, dafs jede Thätigkeit des „kleinen Mannes" stets ihren Lohn fand, und diese Vielen möglich machte, mit Wenigem auszureichen, ohne zu darben, weshalb der Kreis das Bild des Wohllebens und mäfsigen Glückes in sehr vielen Familien giebt, hier eine zusammengedrängte Bevölkerung voller Regsamkeit und Leben gefunden wird.

Es sind im Kreise Solingen:

Morgen	Ruthen	Fufs	
28,901 Morgen	126 Ruthen	20 Fufs	Waldfläche,
7,205 —	71 —	30 —	Haiden,
108 —	— —	20 —	Oeden,
85 —	120 —	60 —	Sümpfe und Moräste.
36,300 Morgen	138 Ruthen	30 Fufs	unbebautes Land.

Da dieses meist strichweis zusammenliegt, die Bevölkerung, wenn sie auch grofsentheils auf einzelnen Höfen wohnt, immer doch in den Ortschaften und auf dem kultivirten Boden zusammen wohnt, so bleiben nach

Abzug jener . . . . . 36,300 M. 138 R. 30 F.
von d. ganzen Fläche d. Kreises von 114,952 — 9 — 20 —
78,651 M. 50 R. 90 F.

oder 3,91995 geographische Quadrat-Meilen, die im strengeren Sinne des Wortes eigentlich nur bewohnte Gegend; wonach auf jede bewohnte und bebaute geographische Quadrat-Meile des Kreises Solingen 13,230 Menschen fallen. — Wenige Landstriche in Europa möchten in gleicher Art dicht bevölkert sein! — Westflandern in Belgien zählte 1815 auf der Quadrat-Meile 11,000 Menschen und bei dem Abfalle von Holland 13,000, nachdem es 15 Jahre in dem Besitz des Hauses Oranien gewesen. Aber in Westflandern liegen Brügge, Ostende, Ypern u. s. w.; schwerlich ist dort eine Fläche von fünf Quadrat-Meilen, bei welcher nicht die Bevölkerung einer oder mehrerer beträchtlicher *Städte* von Gewicht sind für das Populationsverhältnifs einer Quadratmeile. Im Kreise Solingen sind nur 3 Städte und ähnliche Orte, von denen die Hauptstadt Solingen nur 3,880 Einwohner hat, und 16 Kirchdörfer. Die ganze übrige Bevölkerung wohnt zerstreut in 754 einzelnen Niederlassungen. Eine solche Zersplitterung der Wohnenden macht die bürgerliche Eintheilung nothwendig, nach der um gewisse Orte, die nicht einmal Kirchdörfer sind, wie z. B. Dorp, Höhscheid, — die Bewohnenden zum Verbande als Bürgermeistereien überwiesen sind. Nach diesen, 12 an der Zahl, sind alle Listen aufgenommen, und so auch die Bevölkerungen und alle Verhältnisse in dem Werke des Herrn von Hauer angegeben. Dies war allerdings nach den amtlichen Verhältnissen auch richtig und angemessen; — dennoch hätten wir gewünscht, dafs der Hr. Verf. die oben erwähnten 3 Städte und 16 Kirchdörfer namentlich und mit ihrer Bevölkerung besonders angegeben hätte. Dies ist nirgend geschehen. Wir dürfen aber nach anderweitigen Notizen annehmen, dafs in den 19 gröfsesten Ortschaften etwa 15,000 Menschen wohnen; alle übrigen — etwa 36,000 Menschen — wohnen demnach in ganz kleinen Ortschaften, in Gruppen von etwa 10 Häusern und einzelnen Niederlassungen, auf einem Raume von vielleicht kaum 3 Quadratmeilen.

Diese Wohnungsverhältnisse versinnlichen uns auf der einen Seite das Bild, welches schon Tacitus von den zerstreuten Wohnsitzen unserer Vorfahren gab, und bringen andrerseits der Gegend ein freundliches Ansehen, beleben und verbreiten mehr allgemein den Verkehr, und verschaffen den Betriebskräften eine mehr ausgedehnte, gleichwohl ungetrennte Wirksamkeit. — Es ist das Wupperthal; es sind die Ufer der vielen Flüfschen und Bäche; — die Landstrafsen und Kommunikationswege, die von fleifsigen Menschen eng bewohnt sind; und wohl mag der Reisende auf den belebten Strafsen und auf den bebauten Feldern und Wiesen den ganzen Tag den Kreis durchstreifen können, ohne einen Augenblick bewohnte Stellen aus dem nahen Gesichtskreise zu verlieren.

Wir heben aus den genau angegebenen Bevölkerungsverhältnissen (S. 23.) noch hervor:

dafs die männliche Population von . . 26,435
die weibliche — — . . 25,325
um 1,110

übersteigt. Im Jahre 1817 stand die männliche Bevölkerung gegen die weibliche im Preufsischen Staate wie 62 : 63; wenn dies auch in den vorhergegangenen Kriegen seinen vorzüglichsten Grund hatte, so ist doch ein umgewandtes Verhältnifs von 100 zu beinahe 105 auffallend und findet vielleicht in der Schwierigkeit, eine Familie zu erhalten und in dem deshalb bei den Arbeitern in den Fabriken oft ehelosen Stande einige Erklärung. Dahin gehört auch, dafs wenn sonst auf

23 Lebende wohl eine Geburt durchschnittlich im Preufsischen Staate fällt, im Kreise Solingen auf 28 Lebende eine Geburt kommt. Dessenungeachtet ist auch im Kreise Solingen die Population fortdauernd im Steigen. Sie wächst durchschnittlich um $1\frac{1}{4}$ pro Cent jährlich (die Durchschnittszahl für den gesammten Preufsischen Staat war etwa $1\frac{3}{5}$ im Jahre 1817) und der Verfasser erwähnt mit Recht (Seite 26.) als ein erfreuliches Resultat der segensreichen jetzigen Regierung, dafs während der letzten 15 Jahre von 1816 bis 1830 der jährliche Zuwachs beinahe ein Drittheil mehr gegen alle vorherige Zeit beträgt. — Aeufserst günstig stellt sich das Verhältnifs der unehelichen Geburten. Im Jahre 1817 war im Preufsischen Staate die Durchschnittszahl der unehelichen Kinder 2 von 27 gebornen, im Kreise Solingen fällt auf 32 Geburten nur eine uneheliche. — Mit grofser Sorgfalt hat Hr. von Hauer ferner die Zahl der Einwandernden und Auswandernden, auch in Zahlen angegeben, wie viel unter der ganzen Bevölkerung Erwerbsunfähige, Blinde, Wahnsinnige, Taubstumme sind. Da es nicht möglich ist, hier alle Verhältnisse zu verfolgen, so wollen wir nur noch *eine* Betrachtung statt vieler folgen lassen. Taubstumme waren im Preufsischen Staate im Jahre 1828 — 8,223. Nach der damaligen Bevölkerung von 12,726,823, also im Verhältnifs wie 1 : 1548. — Provinzenweis stellt sich das Verhältnifs verschieden; am ungünstigsten war es für Ostpreufsen und Litthauen, woselbst 1 von 1078 taubstumm war. Im Kreise Solingen sind 18 taubstumm von 51760. — Während also in Ostpreufsen und Litthauen von 10000 Menschen 9,2; in der Gesammtzahl im Preufsischen Staate durchschnittlich 6,4; sind im Solinger Kreise von 10000 Menschen nur 3,5 taubstumm. Es ist wohl eine Erfahrung unter den Aerzten, dafs von den Taubstummen weniger Individuen verhältnifsmäfsig so unglücklich geboren werden, als vielmehr sehr viele Kinder, ehe sie sprechen lernen, durch scrophulöse Krankheiten, Masern und dergleichen taub werden und dann taubstumm aufwachsen. Sollte der Kreis Solingen nicht beweisen, dafs, wenn der gemeine Mann sich besser befindet, und für seinen Hausstand gehörig sorgt, ärztliche Hülfe zu guter Zeit geholt, die Kinder wohl gepflegt werden, überhaupt wenn Kultur und Wohlstand sich verbreiten, auch die Zahl jener Unglücklichen unter den Menschen abnehmen werde?

Ueber die Darstellung der Verhältnisse der *Produktion* verweisen wir auf die über diesen Abschnitt des von Hauerschen Buches bereits von Meisterhand erschienene Anzeige in der allgemeinen Preufsischen Staatszeitung vom 16ten März d. J. No. 75. — Das allerwichtigste Resultat bei der Produktion ist die schon oben bei den Wohnungsverhältnissen berührte Betrachtung, dafs, während das in Kultur genommene Areal des Kreises so sorgfältig bebaut ist, dafs der Acker meist mit dem Spaten bearbeitet wird, und mehr Land, als vielleicht irgendwo im Preufsischen Staate, rein als Gartenland in Nutzung gebracht ist, 0,31563, d. h. beinahe $\frac{1}{3}$ der gesammten Grundfläche des Kreises als Waldfläche, die theils wirklich ganz von Holz entblöfst, theils doch fast überall nur sehr schlecht bestanden ist, als Haiden und Oeden, als Sümpfe und Moräste zu geringer Nutzung im natürlichen Zustande verbliebenes Land ist. Der Grund dieser für den ersten Augenblick in einem so bevölkerten und von so betriebsamen Menschen bewohnten Kreise auffallenden Erscheinung ist sehr einfach. Es fehlt an grofsen und wohlhabenden Gutsbesitzern und Landwirthen, die Striche unbebauten Landes in Cultur nähmen, Kapital zur Urbarmachung verwendeten, und erst nach Jahren den eingesetzten Vorschufs mit Interessen zurückziehen. Der reiche Fabrikherr nutzt sein Kapital rascher umlaufend in seinem Geschäft. Der kleine Wirth aber, in dessen Besitz der gröfseste Theil des Ackergrundes sich befindet, nutzt die seiner Wohnung nahe liegende Fläche durch immer fleifsigere Bearbeitung, so hoch er immer kann; — um entfernter liegendes Haide- oder Waldland in Cultur zu nehmen, kann er auch nicht das geringste Kapital aufwenden; — er schafft sich nur seinen Bedarf; er lebt aus der Hand in den Mund; auf irgend weitere Spekulation für Agricultur hat er durchaus nicht Mittel und Zeit sich einzulassen. Deshalb ist auch von einem allgemeiner befolgten Ackersystem im Kreise Solingen eigentlich nicht die Rede; — ein jeder treibt *freie Wirthschaft*.

6229 Familien bewirthschaften die in Cultur genommenen 60,011 Morgen Ackerland. — 3055 Familien leben ausschliefslich vom Ackerbau; 2241 besitzen Acker neben bürgerlichem Gewerbe, Anstellung als Lehrer u. s. w. 933 neben dem Verdienst durch Tagelohn. Es benutzen aber nur 2,285 Familien mehr als 10 Morgen und wird angenommen, was noch nicht einmal feststeht,

dafs alle diese zu der Kategorie derer gehören, die lediglich vom Ackerbau leben, so müssen noch 770 Familien mindestens, die nicht 10 Morgen benutzen, lediglich vom Ackerbau sich nähren. In der Mark Brandenburg, in Pommern, im Magdeburgschen benutzte der Bauer sonst in der Regel 4 Hufen; nach der freien Eigenthums-Verleihung hat ein jeder im Durchschnitt 2 Hufen, wenige 1½ Hufe; nur in sehr guten Gegenden kann der kleinste Landbesitzer in den zuletzt genannten Provinzen von 1 Hufe Land — wenn er allein vom Ackerbau leben soll — bestehen; — d. h. da die Hufe 30 Morgen enthält, mindestens 3 Mal, meist 5 und 6 Mal so viel Land, ist in den mittlern und östlichen Provinzen der Monarchie zur Erhaltung einer Familie nothwendig, als im Kreise Solingen. Mit welcher Sorgfalt mufs dort der kleinste Landbesitz cultivirt werden! 13 Gutsbesitzer nur haben ein jeder mehr als 300 Morgen Grundbesitz. Der Verf. hat nicht angegeben, wie grofs ein jedes dieser 13 Güter nach seinem Flächen-Raume sei. Aus den Bemerkungen über die Grundsteuer Seite 160 ist abzunehmen, dafs *ein* Gut 1200 Morgen etwa enthalte; die zwölf übrigen werden nach niedriger Schätzung des Besitzes der 6,216 Familien, die weniger als 300 Morgen Land haben, zusammen kaum 4,000 Morgen besitzen, d. h. einer oder zwei 400 oder 500 Morgen, alle übrigen 10 oder 11 nur etwas über 300 Morgen, oder eben 300 Morgen Land.

In Pommern, den Marken, in Schlesien gehört ein Landgut von 1000 Morgen gar sehr zu den *kleinen*. Wie hoch immer die Bodencultur im Kreise Solingen getrieben werden mag; ein Gut von 300 bis 400 Morgen kann nicht so viel Bodenrente abwerfen, dafs der Eigenthümer, ohne selbst thätig zu sein, *en Seigneur* von der Pacht leben könne. Ein zahlreicher *Herren*stand, der ohne Landwirth zu sein, von dem Ertrag seiner Güter lebe, mufs im Kreise Solingen fehlen; und würde es doch eine Wohlthat für denselben sein, wenn mehrere gröfsere Güterbesitzungen vorhanden wären, auf denen gröfsere Versuche in der Agricultur den Fortschritt der letzteren im Ganzen beförderten, und unbebautes Land in Cultur genommen würde.

Die Seite 50 u. 51. tabellarisch gegebene Darstellung der Resultate des Ackerbaus im Kreise Solingen nach den verschiedenen Fruchtgattungen ist höchst interessant, und die Vergleichung der Zahlen ergiebt bemerkenswerthe Verschiedenheiten nach den Bürgermeistereien. Je südlicher und milder das Klima ist, um so mehr lebt sonst der Mensch von Weizen. Im Kreise Solingen aber nährt bei weitem nicht der Weizen die Einwohner; ja Weizen, Roggen und Gerste, — das gewöhnliche Brodgetreide wird nicht so viel gebaut, dafs die Einwohnerzahl nach sonstigen Erfahrungssätzen, davon leben könnte.

Weizen wird gewonnen . . .	18,754	Scheffel,
Roggen — — — . . .	148,668	— —
Gerste — — — . . .	7,240	— —
in Summe:	174,662	Scheffel,

der Durchschnittssatz des Bedarfs eines Menschen ist für Brodtgetreide 5—6 Scheffel pro Kopf jährlich; d. h. für 51,760 Einwohner mindestens 258,800 Scheffel, wenn die Nahrung auf Getreide hauptsächlich beschränkt ist. Der Kreis Solingen gewinnt an Weizen, Roggen und Gerste aber nur 174,662 Scheffel; und hierbei ist das vom Ertrage doch jedenfalls zunächst abzunehmende Saatgetreide noch nicht gerechnet; — also hilft Hafer, der viel gebaut, und als Grütze und Mehl zur menschlichen Nahrung verbraucht wird; — Buch-Weizen in Klöfsen und Kuchen; — und Kartoffeln, deren 516,600 Scheffel d. h. 10 Scheffel pro Kopf jährlich, oder $\frac{2}{7}$, etwas mehr als eine halbe Metze täglich pro Kopf producirt werden; oder den Scheffel zu 100 ℔ gerechnet 1,000 ℔ pro Kopf jährlich oder 3 ℔ täglich, wie Herr von Hauer Seite 53 angiebt! Die Wiesenfläche beträgt etwa $\frac{1}{4}$ der Ackerfläche. Der Umfang der Hütung ist ganz unbedeutend; und das Vieh wird hauptsächlich im Stalle gefüttert. — Der Pferdebestand ist im Kreise Solingen verhältnifsmäfsig sehr bedeutend, beinahe 300 für die Quadrat-Meile; welches zum Theil sich durch den lebhaften Verkehr erklärt; an Rindvieh werden 10,818 Stück angegeben, worunter 9,067 Kühe d. h. fast eben so viel, als Familien, deren 9,718 im Kreise sind, und würde daher, wenn die Raçe, wie nicht der Fall ist, recht gut wäre, jede Familie von ihrer Kuh, dieser Säugamme der Völker, wie sie in der Anzeige der Staatszeitung vom 16. März c. treffend bezeichnet wird, die nöthige Milch haben. Auch hier schadet die gar zu grofse Zerstückelung des Bodens, da der kleine Wirth lieber ankauft, als zuzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Freiherrn von Hauer.

(Fortsetzung.)

Schaafe sind aus eben dem Grunde nicht so viel, und namentlich nicht so veredelt, als in andern Theilen der Monarchie, z. B. Schlesien. In den gebirgigen Gegenden des Kreises ersetzen die Ziegen, deren 3,020, also etwa 600 auf der Quadratmeile vorhanden sind, auch in Betreff der Milch zum Theil die Kühe. —

Der Naturfonds, der Grund und Boden, der Ackerbau, die Viehzucht, sind es nicht; was Menschen Hände, Menschen Fleifs, Menschen Arbeit hervorbringen können, was Gewerbe oder vielmehr Fabrication vermag, ist es, was den Kreis Solingen in Europa und bis jenseits des Weltmeeres bekannt und berühmt gemacht hat. Wir wenden uns zu diesem interessanten Abschnitte in dem Werke des Hrn. von Hauer.

Es ist zunächst keine Frage, dafs bei der Fabrication die Theilung der Arbeit zu einem Grade getrieben werden kann, bei welchem die Waare von einer Güte und in einer Menge geschafft werden kann; wie nicht möglich ist, wenn solche selbstständig von einem Gewerbtreibenden, einem Meister mit Gesellen und Lehrling geliefert wird. Indessen wäre es doch kein wünschenswerthes Verhältnifs, wenn in einem Lande oder einer Provinz das Fabrikwesen dergestalt sich ausdehnte, dafs *alle* Waare nur fabrikmäfsig gearbeitet würde, weil es für manche Waare wichtig sein kann, dafs ein einzelnes zu einem bestimmten Zweck bestelltes Stück von demselben Manne vom Anfang bis zu Ende gefertigt wird; aufserdem aber — wenn alles Gewerbe Fabrik wird — sich im Lande ein sehr beachtenswerther Mittelstand verliert, der Bürger und Meister, dessen Verschwinden in vieler Beziehung nicht wünschenswerth ist. Es ist erfreulich, dafs in einem Fabrikländchen, wie der Kreis Solingen, neben den Fabriken noch recht viel freie Handwerker, als solche, bestehen. Nach Seite 67. sind deren 1,791, und da man in der Hauptsache diese als Familien rechnen mufs, und der Kreis 9,718 Familien zählt, so kommen also etwa auf 100 Familien, 18 Handwerker, oder wenn man einen bedeutendern Theil der 9,718 auf Gesellen rechnet, immer doch auf 100 Familien gewifs 15 Handwerker; ein Verhältnifs, wie es da, wo keine grofse Fabrication neben den Gewerben besteht, nicht erreicht wird. Im Regierungsbezirk Danzig kamen 1818. auf 100 Familien 13 Handwerkerfamilien. Im Regierungsbezirk Minden auf 100 Familien etwa 11 Handwerkerfamilien.

Die Hauptfabrication im Kreise Solingen ist die der Klingen, die so weit und so lange berühmt ist, die Eisen- und Stahlfabrikation in der Stadt Solingen selbst und deren Umgegend. Es sind geschichtliche Andeutungen vorhanden, nach denen nach einem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs I., den ein Graf von Berg begleitete, Steyermark oder Damascus die Wiege der Solinger Fabrik ist. Auf Cypern lag ein Ort, der Soli — σόλο, — hiefs — und seiner Metalle wegen berühmt war. — Im Jahre 1401 erhielten die Genossen dieses Gewerbes in Solingen das erste landesherrliche Privilegium mit einer zunftähnlichen Verfassung, auffallend ähnlich derjenigen, welche ungefähr 100 Jahr früher den Eisen- und Stahlarbeitern zu Sheffield in England gegeben ward.

Ueber die jetzt bestehende Fabrication der Klingen giebt Hr. von Hauer nähere Notizen über die Theilung der Arbeit bei derselben. Wird die Klinge montirt, so durchläuft sie bis zu ihrer Vollendung 13 Stadien.

Der Preis der einzelnen Klingen steigt von wenigen Groschen bis zu 50 und mehr Louisd'oren. Man kann annehmen, dafs im Ganzen jährlich 100,000 Klingen zu einem Fabricationswerth von 300,000 Thlr. gefertigt und zu diesen 4000 Centner Eisen verbraucht werden.

An die Fabrication der Klingen reihet sich die der Messer. Durch sieben verschiedene Hände gehet dies Fabricat, ehe es fertig wird; der Preis der Messer steigt von 12 Sgr. das Dutzend bis zu 40 Thlr. Feder- und Zulege-Messer steigen von 1 Sgr. bis zu 2—3 Louisd'or. Chirurgische Werkzeuge werden nur einzeln und selten verfertigt. „Die grofse Genauigkeit, sagt Herr von Hauer, welche hierfür erfordert wird, schreckt die Arbeiter, denen es an regelrechter Anleitung und deshalb an Ausdauer fehlt".

An die Messerfabrication schliefst sich die der Scheeren; bei diesen theilt sich die Arbeit in fünf Abschnitte; und die Preise variiren von 1 Thlr. bis 30 Thlr. und das Gewicht von 6 ℔ bis ½ ℔ pro Dutzend.

Als Nebenartikel, die jedoch in vielen Fällen Hauptgewerbe mancher Individuen werden, kommen noch vor: Korkzieher, Sporen, Feuerstahle, Stiefeleisen und dergleichen.

Diese Eisen- und Stahlgewerbe sind im Besitz von 81 Häusern, von denen jedoch einige blofse Handwerker mit Selbstverlag sind; sie ernähren 2136 Familien, fast ¼ der ganzen Bevölkerung. — Arbeiter, Männer und Jünglinge (so dafs also mehr als einer auf die Familie kommt), können 4000 angenommen werden; auch *Knaben* werden oft sehr früh als Lehrlinge angenommen, wie selbst für die Entwickelung ihrer körperlichen Kräfte nicht zuträglich ist. Diese bekommen sehr geringen, oft gar keinen baaren Lohn, und sie mit eingerechnet, kann der Tagelohn, — der überall stückweis gewährt wird — höchstens auf 10 Sgr. angenommen werden.

An diese Hauptmetallgewerbe des Kreises reihen sich seit einigen Jahren zwei Fabriken von messingenen Regenschirmbeschlägen, die zum Theil mit erfreulicher Schnelle fortschreiten. — Aufser diesen Metallgewerben sind noch Webereien, Spinnereien, eine Bleiweifsfabrik, 2 Tabaksmanufakturen, 2 Papiermühlen im Kreise Solingen. Hr. von Hauer versucht das Resultat aller dieser Fabrikationen in eine Tabelle zusammenzudrängen.

Wie mifstrauisch wir auch im Allgemeinen gegen dergleichen Berechnungen sind, so ist doch der Verf. bei seinen Angaben sichtlich mit Vorsicht verfahren; und wir glauben folgende Schlüsse aus der gegebenen Darstellung um so mehr mit Sicherheit ziehen zu können, als bei vielen Betrachtungen die einzelnen Positionen der Hauptsummen auf bestimmten Datis beruhen:

1) Der Gewinn aus der Fabrikation ist im Kreise Solingen sehr erheblich und der baare Ertrag gewifs gröfser, als was an baarem Gelde aus Grund und Boden gewonnen wird.

2) In grofsem Verhältnifs alle übrige Fabrikation überwiegend ist die Eisen- und Stahlfabrik im Kreise Solingen, 75 von 104, d. h. ¾ aller Fabrikation — Wie in einer Stadt für den einzelnen Gewerbtreibenden es ein oft unberechenbarer Vortheil ist, wenn schon von Vater auf Sohn seit langer Zeit sein Geschäft bestand, und der neu sich etablirende dagegen schwer aufkommt, — wenn jener nur mit den Zeitbedürfnissen fortschreitet — so ist es auch mit der Fabrikation im Grofsen. Dafs Klingen und Stahlfabriken in Solingen seit fünf bis sechs Jahrhunderten bestehen, sichert gar wesentlich deren ferneres Bestehen. Dadurch gründet sich Ruf und Absatz in weite Entfernungen hin, danach ordnen sich alle Verhältnisse im Inlande. Und so mächtig ist die Gewalt eines solchen Bestehens einer bestimmten Fabrikation in gewisser Gegend, dafs sie den Nachtheil weit aufwiegt, der eben durch ein so langes Bestehen für den Fortschritt der Fabrikation in sich herbeigeführt wird. Der Hr. Verf. führt an mehreren Stellen an, dafs die Arbeiter bei den Eisen- und Stahlfabriken von ihrer gewohnten Art und Weise schwer ablassen, zu Verbesserungen oft nicht Geschick haben, gegen solche meist ein Widerstreben Statt findet. Wie nahe liegt es, dafs chirurgische Instrumente in Solingen gefertigt werden, und wie wenig werden fabricirt, wie schwer ist der Uebergang zu dieser Arbeit, der doch in sich so leicht sein könnte. — Nur langsam treten bei solchen Fabrikationen kleine Verbesserungen ein, greifen dann aber um so sicherer Platz.

3) Neue Fabrikationen gedeihen in einem Landstrich wie Solingen, offenbar am besten, wenn sie sich an schon bestehende anlehnen. Die Regenschirmbeschlagfabrik — ein an sich so unbedeutendes Objekt der Fabrikation — schliefst sich den kleinen Stahl- und Eisenfabrikationen an, zahlt mehr Lohn als die Eisen- und Stahlfabriken, 120 Thaler statt 100 Thaler jährlich; und 2 Fabriken schaffen für 45,000 Thaler Geldwerth.

4) Durch die Fabrikationen erhalten im Kreise Solingen 5,638 Arbeiter jährlich 502,988 Thaler Lohn;

d. h. ein Jeder jährlich 89 Thlr. 6 Sgr. $5\frac{34}{5650}$ Pf., beinahe 90 Thlr., und täglich à 300 Arbeitstage 8 Sgr. $11\frac{17}{300}$ Pf. oder ganz nahe 9 Sgr. Die Fabrikherren haben hauptsächlich zwei Wege, ihre Waare wohlfeil zu stellen und Konkurrenz zu halten, das Niederdrükken des Arbeitslohns und die Anwendung von Maschinen. In der Regel greifen sie zunächst zu dem ersten Mittel, setzen den täglichen Lohn so niedrig, als immer möglich, und erreichen dies nebenbei auch durch Heranziehung der Kinder, die viel weniger erhalten. Es ist unglaublich, wie weit hierin gegangen wird, wie die Schlesischen Weber lehren mögen, und ein Glück, wenn die Art der Fabrikation nicht gestattet und sonst Umstände verhindern, dafs hierin zu weit gegangen werde; wie dies im Kreise Solingen auch der Fall nicht ist. Der Lohn stellt sich verschieden nach den verschiedenen Fabrikationen. Bei der Tabacksfabrikation, bei der 28 Kinder und 8 Männer gebraucht werden, auf 44 Thlr. jährlich pro Kopf; bei Baumwollenzeug und Tuchfabrikation, wo gleichfalls Kinder gebraucht werden, auf resp. 60 Thlr. und 80 Thlr.; bei der Eisen und Stahlfabrikation, der bei weitem gröfsesten, auf 100 Thlr.; bei der Regenschirmbeschlagfabrik auf 120 Thlr. — So grofs auch die Neigung sein mag, bei der Eisen- und Stahlfabrikation Kinder zu benutzen, so ist es doch physisch unmöglich, den Lehrling zu diesen Arbeiten in Metall allzufrüh anzunehmen, weshalb bei der hauptsächlichsten Fabrikation das Arbeitslohn à 10 Sgr. pro Arbeitstag auch ganz angemessen bleibt. Bei der Regenschirmfabrik wird eine Dampfmaschine gebraucht, und das Arbeitslohn steht höher, als bei der übrigen Eisen- und Stahlfabrikation.

Günstig für die Klasse der Fabrikarbeiter im Kreise Solingen ist ferner, dafs — wie weit die Theilung der Arbeit in der Eisen- und Stahlfabrikation geht — diese doch dem Arbeiter meist eine gewisse Selbstständigkeit und im schlimmsten Falle die Möglichkeit läfst, von seiner Arbeit zu einer andern überzugehen. Der Schleifer, der keine Klingen zu schleifen hat, kann Messer und Scheeren schleifen u. s. w. Günstig endlich ist der Grundbesitz, der neben dem Arbeitslohn Nahrungsquellen gewährt.

5) Wenn wir auch mit dem Hrn. Verf. der Meinung sind, dafs bei der Fabrikation man möglichste Freiheit gestatte und keinesweges hindere, dafs Fabrikationen — wie die von Baumwollenzeug und Taback — aufkommen, die ihr Material meist vom fernen Auslande beziehen; so ist es andererseits doch günstig, wenn bei den hauptsächlichsten Fabrikationen die Hauptstoffe im Inlande sich vorfinden. Schwedisches Eisen wird gar nicht mehr verarbeitet; die Siegener und Eifeler Hütten liefern das Eisen und den Stahl zu der Solinger Fabrikation; das Material zu allen Solinger Fabrikationen ist dem Geldwerthe nach 251,953 inländisch, 86,543 ausländisch, wie 3 : 1, wobei die wichtigsten ausländischen Stoffe Baumwolle und Tabak bleiben; — für die Hauptfabrikation in Stahl und Eisen wird im Inlande geliefert 184,405. vom Auslande 19,200, also 96 : 10, — vom Auslande kommen fast nur die Polirstoffe, feine Hölzer zu den Griffen, Perlenmutter u. s. w. zu Verzierungen.

6) Wenn man von den von Herrn von Hauer berechneten Geldwerthen der Fabrikate das Arbeitslohn und den Preis der in- und ausländischen Materialien abrechnet, so erhält man:

für 81	Stahl- und Eisen-Fabrikherren	146,395
— 2	Regenschirmbeschlag- — —	20,708
— 6	Baumwoll- — — — —	21,197
— 15	Tuch- — — — — —	14,725
— 4	Sayetspinnerei- — — —	1,700
— 4	Bürstenmacher- — — —	800
— 2	Tabaks- — — — — —	10,220
— 2	Papier- — — — — —	7,400
für 116	Fabrikherren . . .	223,145 Thlr.

also im Durchschnitt einer 1,924 Thlr. —

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Ueber die Sündlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung von Dr. C. Ullmann, ord. Prof. d. Theol. zu Halle. Zweiter verbesserter u. vermehrter Abdruck. Hamburg 1833. 8.

Das Christenthum mufs einerseits einen festen, historischen Grund, andrerseits einen innerlichen und idealen Charakter haben, sagt der Verf. Man mufs deshalb die Totalität des geistigen Lebens Jesu als den Mittelpunkt des ganzen Christenthums ins Auge fassen. Zwar haben die Apostel die göttliche Sendung und Messianität Jesu durch Wunder und Weissagungen bewiesen, nach dem Bedürfnifs ihrer Zeitgenossen. Weil aber die Betrachtung der geistig-sittlichen Erscheinung Jesu jetzt mehr Wirkungskraft besitzt, so ist unser Bedürfnifs: uns an diese zu halten. (Wo bleibt aber der obige streng historische Grund des Christenthums bei dieser Betrachtungsweise, ist das

nicht ein blofs willkürliches Zurechtmachen eines Christenthums für unsre Zeit!) Doch sollen wir auch diesen Weg der Betrachtung nicht für den allein richtigen halten, sondern es giebt mehrere Beweise noch und es kommt als gleichgültig heraus, auf welchem Wege man zur Anerkennung christlicher Wahrheit gelangt, wenn nur das Gemüth ergriffen wird. Diesen paränetischen Zweck seiner Abhandlung nennt der Vf. einen apologetischen; einen dogmatischen soll sie nicht haben, sie will daher den Glauben an die Heiligkeit Christi nicht von einer Idee, sondern von der geistvoll (?) und lebendig aufgefafsten historischen (?) Erscheinung, von einem Factum aus begründen, sie will nicht aus der Göttlichkeit Christi seine Unsündlichkeit ableiten (was allein der richtige Weg gewesen wäre), sondern von der Ueberzeugung (wie soll es dazu kommen auf solchem Wege?) von der Sündenfreiheit des Erlösers zur Anerkennung seiner Göttlichkeit führen. Sie soll eine Besprechung des Gegenstandes sein, und ein solches Sprechen darüber ist sie allerdings. Idee und Factum sind für den Vf. unüberwindliche Gegensätze. Die Idee ist in seinem Sinn ein unwirkliches, das Factum in der Religion kann ein ideenloses sein. Ueberhaupt kommen in dieser Abhandlung seltsame Kategorieen vor z. B. der ganz gemeine, rationalistische Gegensatz von Gott und Jesu, wie S. 13. Nur von Gott selbst in seiner ewigen und absoluten Heiligkeit kann die reine Unmöglichkeit des Sündigens prädicirt werden, aber sobald (?) wir Jesu auf gesunde (!) Weise und im Sinne der Schrift alle sittlichen Anlagen des Menschen beilegen so u. s. f. So auch der Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit, wie S. 15. seine Heiligkeit wäre nicht zugleich Resultat der Freiheit, sondern ausschliefslich der innern, unabänderlichen Nothwendigkeit seines Wesens, wie wir die göttliche denken müssen u. s. w. So die Nothwendigkeit, ohne die Freiheit, wäre Gott vielmehr die Natur, höchstens das Fatum. Wir müssen uns überhaupt in Jesu etwas denken, wenn es auch blofs ein Abstraktes, ein nie erfüllter Gedanke ist. S. 15. Sich selbst arbeitet der Vf. bewufstlos entgegen, indem er sagt: bei diesem nicht dogmatischen, sondern apologetischen Versuch, der also diejenigen zu berücksichtigen hat, die noch nicht von der Wahrheit und Göttlichkeit überzeugt sind, sei es sachgemäfs (!): nur von allgemein anerkannten und zugestandnen Sätzen auszugehen. Nun leugne aber Niemand, dafs Jesus wahrer und vollkommner Mensch gewesen. Indem jedoch der Verf. von dieser menschlichen Seite her die Sündlosigkeit Jesu darthun will, mufs ihm nothwendig vielmehr der „allgemein anerkannte und zugestandne Satz" in den Wurf kommen: dafs kein Mensch ohne Sünde sei. Dafs Jesus davon eine Ausnahme machen soll, kann der Vf. von diesem Standpunkt aus nur bittweise erlangen. Es könne uns, sagt er, nichts hindern, anzunehmen (ja anzunehmen wohl, d. h. uns einfallen zu lassen, aber dafs es auch wahr, nothwendig und wirklich sei, beweisen, ist doch wohl noch etwas anders, aber das wäre dogmatisch), dafs durch die Einwirkung der schöpferischen, weltordnenden Causalität in einem bestimmten Individuum einerseits die allgemeine Fortpflanzung des Hanges zur Sünde unterbrochen und das sittliche Vermögen in ursprünglicher Integrität wieder hergestellt, andrerseits eine solche Fülle sittlicher Kraft niedergelegt und fortwährend lebendig erhalten worden sei, dafs u. s. w. Diese Argumentation, die Verf. auch S. 108. wiederholt, ist als ein ganz äufserliches Auskunftsmittel beigebracht, spielt die ganze Untersuchung zuletzt in das Gebiet des Wunderbaren, welches doch nicht das Princip der Untersuchung ist, und sieht ganz wie ein äufserlicher Nothbehelf aus, um zu erhalten was man wünscht. Wie ist es möglich, in Christo den Sündenlosen zu erkennen, wenn er so nur, wie von dem Vf. geschieht, als dieser einzelne Mensch, als Individuum betrachtet wird? Wird er dann auch noch so sehr, wie gleichfalls von dem Verf. geschieht, idealisirt, selbst auf dem Grunde der Nachrichten des N. T., so bleibt doch die Besorgnifs, die sich auch hier einem jeden leicht aufdringt, dafs dieses alles nur durch uns und ihn hineingedacht werde und er was er ist, nur diesem unsern Denken von ihm verdanke, *unserer guten Meinung* von ihm, und ist das nicht eher eine Beleidigung, als Verherrlichung dieser Person? Ist das nicht ganz nur die Kantische Idee von dem Heiligen des Evangeliums? Führet eine solche Darstellung nicht selbst den die Wahrheit Glaubenden zuletzt in endlose Zweifel hinein, zumal wenn ihm alle Einwendungen, wie im 3. Abschn. geschieht, vorgelegt und auch nicht eben immer glücklich beantwortet werden? Die Wirklichkeit sündloser Heiligkeit ist zu glauben, sagt der Vf., wenn sie sich selbst gewifs ist und sich andern anschaulich und unzweifelhaft gewifs zu machen weifs; das hiefse, wenn einer es von sich behauptet und es andern glauben zu machen weifs. Welch ein gefährlicher Satz so in *abstracto*! „Wir sind nicht der Meinung, sagt der Verf. (als ob aus der blofsen Meinung eine andere Vorstellung, als diese hervorgehen könnte), dafs aus dem Einssein mit dem Vater der metaphysische Begriff der Wesenseinheit und die ganze kirchliche Lehre von der Homoousie des Sohnes mit dem Vater abgeleitet werden sollte". S. 43. Wenn der Vf. sich vom Meinen zum wahrhaften Erkennen erheben wollte, so würde er anders denken. Die Widerlegung dessen, was in der Versuchungsgeschichte und in bestimmten Lehren und Thaten Christi die Sündenlosigkeit Beeinträchtigendes liegen soll, macht zuletzt ganz nur den Eindruck einer *Entschuldigung*. Ueberhaupt ist die Denkart des Verfs. in dieser Abhandlung wesentlich rationalistisch, jedoch mit Versicherungen des Glaubens an die Gottheit Christi, Offenbarung Gottes in ihm u. s. w. *daneben*. Aber es fehlt der Kern der innern Einheit. Die Schwäche der Abhandlung ist die Scheu vor dem dogmatischen Standpunkt, das Sichhalten auf dem apologetischen, psychologischen, welches der Ort nicht sein kann zur glücklichen Lösung der Aufgabe. Mit der blofs negativen Vorstellung der Unsündlichkeit allerlei Raisonnements darüber, Berufung auf Predigten und dergleichen kann die Erkenntnifs in der Wissenschaft nicht gefördert werden.

№ 31.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
August 1833.

Statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Freiherrn von Hauer.

(Fortsetzung.)

Da die gröfseren Gutsbesitzer wenig über 300 Morgen besitzen dürften, es für solche Güter bei den günstigsten Voraussetzungen wohl nicht einmal angeht, 3 Thlr. pro Morgen Ertrag zu rechnen, so ist klar, dafs die vermögenden reichen Leute im Kreise Solingen nicht die Gutsbesitzer sondern die Fabrikherren sein müssen, zumal von letzteren, da Eisen- und Stahlfabriken zum Theil handwerksmäfsig getrieben werden, viele nur 200 Thlr., 400 Thlr. u. s. w. jährlich verdienen, während daher statt der Durchschnitts-Summe von 1,924 Thlr. einzelne 3000 Thlr., 4000 Thlr., ja 8,000—10,000 Thaler jährlich gewinnen mögen.

7) Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Hr. Vf. über die grofse Klingenfabrik noch mehr geschichtliche Mittheilungen gegeben hätte, und namentlich, wie bei veränderten Sitten- und Zeitverhältnissen, als der Degen noch zur Kleidung gehörte, als etwa seit 1630. die Colonialwaaren in Amerika angebaut, und Messer für die Zuckerplantagen nöthig wurden, — als die stehenden Heere mehr und mehr organisirt wurden, — mit sinkender oder steigender Nachfrage der Absatz und die Summe der Fabrikation fiel oder sich mehrte.

Die Kommunal-Verwaltung ist im Kreise Solingen nach dem Bergischen Dekrete vom 18ten December 1808. geordnet, und durch dieses in den Hauptzügen zweckmäfsige Gesetz der früheren unordentlichen Finanz-Verwaltung bei den Gemeinen Einhalt geschehen. Wir ersehen aus den von dem Hrn. Verf. ziemlich vollständig mitgetheilten Kommunal-Etats, dafs jetzt an Kommunal-Lasten auf den Kopf im Durchschnitt 17 Sgr. 10 Pf. kommen. Dieser Mittelsatz stellt sich jedoch nach den einzelnen Kommunen verschieden. Solingen, das noch die meisten Schulden hat (24,460 Thlr.) zahlt pro Kopf 1 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf.; Dorp dagegen, welches nur noch 273 Thlr. Schulden hat, pro Kopf 14 Sgr. 6 Pf. Die Stadt Berlin hatte nach der 1831. erschienenen amtlichen Bekanntmachung im Jahre 1830. an Haus-Miethssteuer- und Nachtwachtgeld eine jährliche Einnahme von 381,367 Thlr., d. h. also pro Kopf 1 Thlr. 18 Sgr.; — weshalb man hiergegen die Kommunalabgaben im Kreise Solingen nur sehr gering nennen kann, da bei einer so grofsen Stadt, wie Berlin, wenn auch viele Arme zu unterhalten, überhaupt grofse Ausgaben sind, doch bei so grofsen Einnahmen sich auch andere financielle Operationen machen lassen, als bei kleineren Kommunen, ferner aber von letzteren viele im Kreise Solingen gar kein Kämmerei-Vermögen haben, welches bei Berlin in dem Grade nicht der Fall ist.

Durchaus einverstanden sind wir mit dem Hrn. Verf. über die Art der Erhebung der Kommunalsteuern. Derselbe führt an, dafs einige Kommunen im Kreise Solingen nach besonderen Sätzen und Formen, als Einkommensteuer (eigentlich ein willkührlicher Vermögens-Anschlag) und in anderer Art die Kommunal-Abgaben erhöben. Es bleibt das einfachste und wünschenswertheste, wenn die Kommunen rücksichtlich ihrer Abgaben an das Steuersystem des Staats sich anschliefsen; — eine Hebung des Kommunal-Erfordernisses mittelst einfacher Steuerzuschläge erspart die Weitläuftigkeit doppelter Rollen, mindert die Einziehungskosten, und sichert die Beitragspflichtigen gegen verdoppelte Vexationen eines zweifachen Beitreibungsverfahrens.

Durch Einführung einer *ständischen Repräsentation* ist auch im Kreise Solingen eine lebhaftere Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten erweckt, und bereits manches Gute bewirkt.

Die wichtigste Frage für das öffentliche Leben ist die Frage über Steuern und Landesabgaben.

„Abgaben geben und sterben müssen wir alle"

sagt irgendwo Franklin. Wir möchten diesen an sich wahren Ausspruch so ausdrücken: „Wenn wir *leben* wollen, in dem Zustande der Civilisation, der Ordnung und Gesittung, die wir im wohlorganisirten Staate genießen, so müssen wir Abgaben geben." Sie sind nothwendig für alles, was der Staat an Ordnung, Ruhe, Sicherheit gewährt, weshalb es nur darauf ankommt, sie auf richtige Weise zu vertheilen und die Last ist verhältnifsmäfsig gering gegen das, was dafür gewährt wird.

Herr von Hauer skizzirt, wie geschichtlich im Bergischen das Steuersystem sich gebildet, er zeigt, wie früher die Steuern willkührlich vertheilt worden, welche Bedrückungen dadurch entstanden, und wie erst mit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine allgemeine Besteurung nach bestimmten Principien gesetzlich eingeführt wurde.

Was die nach der jetzigen Steuerverfassung in dem Kreise Solingen erhobenen Steuern betrifft, so sind es hauptsächlich nur drei, die der Verf. näher beleuchtet: die Grundsteuer — die Gewerbesteuer — die Klassensteuer.

Nimmt man sämmtliche Abgaben — incl. der früheren städtischen Auflagen und der Kommunalsteuern zusammen, so ergiebt sich nach Seite 199 mit Berücksichtigung der verschiedenen Bevölkerungsverhältnisse durchschnittlich:

in der Zeit von	$\frac{1745}{1765}$	pro Kopf	43,0555000	Sgr.
— — — —	$\frac{1766}{1794}$	— —	38,036300	—
— — — —	$\frac{1795}{1806}$	— —	41,043375	—
— — — —	$\frac{1807}{1813}$	— —	57,04250	—
— — — —	$\frac{1814}{1820}$	— —	67,05	—
— — — —	$\frac{1821}{1830}$	— —	70,039500	—

Wenn nun gleich der Betrag fast um das Doppelte gestiegen ist, so ist der Umschwung der Erwerbsmittel in gleichem Verhältnifs (Seite 200.) gestiegen; — mehr als noch einmal so viel wird gegen sonst für die erhobene Steuer geleistet; während 1745. bis 1806. bei Mangel an Mitteln immer sofort zum Schuldenmachen geschritten ward, und zwar in einem solchen Grade, dafs 1816. noch 81,357 Thlr. zu bezahlen waren, also pro Kopf $1\frac{2}{3}$ Thlr., ja noch jetzt Schulden von der Zeit des siebenjährigen Krieges her zur Sprache kommen und die Nachkommen heute für die nicht geordnete Wirthschaft der Vorfahren büfsen müssen; und während jetzt mit Ordnung und wenn gleich manchem Einzelnen schwer, so doch im Ganzen ohne zu grofse Ueberlastung der Unterthanen die Steuern eingehen — wie aus den Seite 227. angegebenen, verhältnifsmäfsig wenigen Pfändungen wegen der Steuer (4 wirkliche Zwangsverkäufe durchschnittlich jährlich) hervorgeht, liefs der Bürgermeister Johann Knecht zu Solingen am 4ten April 1756. von den Kanzeln publiciren, dafs die Einwohner, welche ihre seit 3 Jahren verbliebenen Steuerreste (damals etwas über die Hälfte pro Kopf gegen jetzt) nicht innerhalb 4 Tagen abführten, gewärtigen müfsten, dafs „den Schuldigen ohne Ansehen der Person die Hausthüren sollten weggeholt werden", wodurch freilich die Regierung sehr unmittelbar den öffentlichen Schutz des Eigenthums wegen Ausbleibens der zur Aufrechthaltung desselben zu leistenden Zahlungen entzog. — Es ist interessant, die Resultate der einzelnen Steuern zu vergleichen. Alle Steuern treffen am Ende allerdings das Einkommen des Besteuerten. Aber die Erfahrung aller Zeiten und Staaten lehrt, dafs man geirrt hat, wenn man direkt auf das Einkommen Steuern legt. Das Einkommen eines Individui erkennt sich am besten durch das, was ein Jeder ausgiebt; und so werden am Ende die indirekten Abgaben, welche Handlungen besteuern, die zuletzt die Ausgaben der Verzehrenden treffen, praktisch die direkten Abgaben mehr und mehr zurückdrängen.

Früher glaubte man, die Quellen des Einkommens, die am sichtlichsten vorlagen, zunächst und am meisten besteuern zu müssen. Dies war der Grund und Boden. Also mit einer Grundsteuer fing man an; ja es hat staatswirthschaftliche Systeme gegeben, welche die Grundsteuer nicht sowohl als hauptsächlichste, sondern als die einzige zulässige und richtige Abgabe bezeichneten. Wie ganz anders stellt sich die praktische Ansicht der Sache! Während im Kreise Solingen 1745—1765 pro Kopf 43,055 Sgr. Steuern erhoben wurden, betrug die Grundsteuer pro Morgen 27,05 Sgr. und während $18\frac{21}{30}$ pro Kopf 70,39 Sgr. Steuern erhoben wurden, betrug die Grundsteuer pro Morgen 19,024 Sgr. Der Quotisationssatz bei der Grundsteuer ist fortdauernd herabgesetzt worden; und mit Recht, denn diese Steuer trifft keinesweges den Besitzer nach Verhältnifs seines Einkommens, sie wird als Reallast einer Hypothekschuld gleich; und ein Grundbesitzer kann sehr viel Grundsteuer zahlen, während er selbst von seinem Gute sehr wenig reine Einnahme bezieht.

Die Gewerbesteuer bringt im Kreise Solingen im Ganzen 9,429 Thlr. 20 Sgr. ein; der Durchschnittssatz stellt sich nach den Gewerben verschieden, wie dies aus den Tabellen Seite 206 und 207 speciell ersichtlich ist. — Der Hr. Verfasser macht bei der Eigenthümlichkeit des Kreises Solingen mit Recht darauf aufmerksam, dafs da viele Bewohner desselben mehrere Gewerbe zugleich betreiben, hierauf bei ihrer Heranziehung eine billigere Rücksicht, als bis jetzt geschieht, genommen werden sollte. —

Die Klassensteuer betrachtet der Hr. Verf. sehr richtig im Zusammenhange mit der ganzen direkten Besteuerung als Ausgleichungsmittel. Denn, wenn die direkten Steuern den Besitz, das, was ist, treffen sollen, die Grundsteuer den Grundbesitz, die Gewerbesteuer das Gewerbe als solches trifft, so fehlen alle die, deren Besitz ihre Körperkräfte sind; — wenn die Grundsteuer nicht Rücksicht auf den vorhandenen Passivstand, auf die Lage der Familie und Nebenbelastungen; die Gewerbesteuer nicht auf die Schwankungen des Gewerbes Rücksicht nimmt, so soll die Klassensteuer nach einer umsichtigen Repartition hier aushelfend, eintreten. Auf letztere kommt es daher wesentlich an, weshalb die Veranschlagung in die Hände örtlicher Vertheilungs-Kommissionen gelegt ist. Die Klassensteuer bringt im Kreise Solingen in runder Summe 38,000 Thlr. ein.

Kinder zwischen 6 und 12 Jahren sind zwischen $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{7}$ einer Nation. Man hat also einen ziemlich genauen Maafsstab, ob in einer Gegend die Kinder ordentlich zur *Schule* gehalten werden, wenn der 6te oder 7te Mensch der Bevölkerung zur Schule geht. —

(Der Beschlufs folgt.)

XLIV.

Handbuch der neuern Französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren Französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von Karl Büchner und Friedr. Herrmann. Prosaischer Theil. Berlin, 1833. Duncker u. Humblot.

Die Literatur der Franzosen hat seit der Revolution von 1789., wo sie auf eine ganz neue Grundlage der Nationalgesinnung verpflanzt wurde, bereits wieder verschiedenfache Stadien ihrer Entwickelung durchschritten. In jener Revolution hat dies Volk auch seine Literatur frei zu machen begonnen; es stürzte, wie in politischen, so auch in seinen literarischen Dingen alle Gewalt der Autoritäten um, und nachdem es den Dictionnaire der Akademie vom Thron gestofsen, fing es an, auch seiner Sprache die Macht zuzugestehn, welche die ganze Nation für sich in Anspruch genommen, nämlich sich selbst zu constituiren. Die schöne, so lange gefesselte Sprache wurde endlich frei und konnte sich, sowie sie der Gedanke trieb, in lebendigeren Formen und Wendungen nach Lust bewegen. Mit Recht schreibt man daher von dieser Zeit an die neuere Periode der Französischen Literatur, und ein dieser gewidmetes Handbuch, wie das oben angekündigte, hatte daher einen sehr bestimmten Ausgangspunkt zu nehmen, den es um so genauer festhalten mufste, da sein vorherrschender Zweck nur der grammatische sein kann. Die Herausgeber haben auch mit gutem Bewufstsein diesen Wendepunkt der Französischen Sprachentwickelung ins Auge gefafst, aber in ihrem Handbuch finden sich schon wieder mehrere und neuere Entwickelungsstufen, der Sprache wie der Literatur, ineinandergemischt, die sich sehr bemerklich machen, wenn wir auch eben nicht meinen, dafs sie in einem Werke dieser Art gerade als verschiedene Perioden hätten ausgezeichnet werden sollen. Es beginnt jedoch unläugbar unter der Restauration bereits wieder eine neue, ganz anders charakterisirte Stadie der Französischen Literatur, die, von der politischen Abspannung der Zeit begünstigt, zuerst in einem lebhafteren äufseren Verkehr als je sich äufserte, und dann in der zwar in viele Irrungen ausartenden, aber doch immer höchst bedeutsam werdenden *romantischen Schule* sich eigenthümlich bezeichnete. Der Romantizismus vollendete die literarische Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Freilassung der Sprache begonnen, indem er eine Welt neuer Begriffe, besonders durch die Kenntnifs der Deutschen Literatur gewonnen, in die heimische Anschauungsweise übertrug und dadurch den Grund zu ebenso vielen Keimen einer neuen Sprachentfaltung in reicheren, kühneren und lebendigeren Formen legte, wenn er auch freilich gerade in dieser Hinsicht seine Bestrebungen am meisten auf die Spitze trieb und nicht selten abenteuerliche Mifsformen erzeugte. Dadurch, sowie auf der andern Seite durch die gleichzeitig beginnenden philosophischen Bestrebungen der Franzosen, welche, ebenfalls nicht ohne Deutsche Anregungen, sie nöthigten, das Gebiet ihrer Ausdrücke immer mehr nach Geheifs des Gedankens zu erweitern, wurde jedoch der Französischen Sprache eine Bewegungsfähigkeit mitgetheilt, die ihr augenscheinlich einen originelleren und tieferen Charakter zu geben anfängt.

Die Herausgeber dieses Handbuchs durften es deshalb selbst für ihren enger gesteckten Zweck nicht umgehn, auch aus den Schriftstellern der romantischen Schule Auswahlen zu geben. Es finden sich auch aus Victor Hugo's „*Han d'Islande*" und „*Notre Dame de Paris*", sowie aus Alfred de Vigny's „*Cinq Mars*", welches eine der frühesten und besten Leistungen der Schule im Fach des Romans ist, einige Fragmente. Aber eine schöne Prosa ist weniger ein bemerkenswerther Vorzug der Romantiker; man mufs sie in ihrer rhythmisch-poetischen Sprache hören, wo sie

alle glänzenden und eigenthümlichen Seiten ihrer Manier herauskehren. Da ein zweiter Theil dieses Handbuchs der Poesie bestimmt ist, so steht zu wünschen, dafs die Herausgeber alsdann den geeigneten Ort nicht unbenutzt lassen werden, um durch reiche Mittheilungen aus Lamartine, Victor Hugo, Alexandre Dumas, Vitet (den Vf. der „*Barricades*" und der „*Etats de Blois*"), Mérimée u. A. diese poetische Sprachumwälzung anschaulich zu machen, wo sich dann vielleicht Gelegenheit gäbe, zugleich durch einige Auswahlen aus den satirischen Gegnern der Schule, wie Viennet, Baour-Lormian, jenen ganzen merkwürdigen Kampf des Romantizismus und Classizismus der Franzosen näher zu schildern.

Wir heben dies hervor, weil die Arbeit der Hrn. Büchner und Herrmann in der Weise, wie sie sich an das bekannte Ideler-Nolte'sche Werk zu gleichem Gebrauch anschliefst, vorherrschend den Plan haben mufs, Sprachproben von allen Farben aus der von ihr behandelten Literatur zu geben. Für die Französische Sprache selbst sind aber jene Richtungen wichtiger, als in allgemein literarischer Hinsicht, in welchen letzteren wir Deutsche kein sonderliches Interesse an ihnen zu nehmen nöthig hätten. Man hat uns schon genug geplagt mit der übertriebenen Aufmerksamkeit, welche man jetzt diesen neufranzösischen Konvulsionsschriftstellern bei uns widmet, aus denen uns oft nichts als die kokettirende Grimasse einer entsittlichten Lebensansicht entgegenblickt, abgesehen davon, dafs wir auch meist nur abgelegte Gewänder aus unserer eignen Literatur dort wieder aufgestutzt finden. Aber die Kreise, in welchen die neuere Französische Literatur auch nach andern Seiten hin thätig gewesen, sind immer so vielfach, dafs es den Herausgebern auch in sachlicher Hinsicht nicht an interessanter Ausbeute fehlen konnte, und die von ihnen getroffene Wahl der ausgehobenen Stücke ist durchaus zweckentsprechend zu nennen.

Die Zusammenstellung führt uns hier Schriftsteller von allen Farben und Standpunkten, von der rechten und linken Seite und aus dem Centrum, neben einander vor. Chateaubriand, Nodier, Lacretelle, Salvandy, Frau von Staël, Villemain, Volney, haben dem Raum nach am reichlichsten beigesteuert. Aus Jouy's berühmtem „*L'Hermite de la Chaussée d'Antin*" und „*L'Hermite en Province*" sind zwei treffliche Skizzen entlehnt. Auch Alexander von Humboldt, dessen Darstellungstalent ihm mit Recht hier eine Stelle erwarb, hat aus seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents ein anziehendes Fragment hergegeben. Bei den Auswahlen aus der neueren historischen Literatur der Franzosen, die mit Recht so zahlreich ausgefallen sind, werden die verschiedenen Principien der Geschichtschreibung, welche sich darin charakterisirt haben, gut bemerklich gemacht, und von jeder der drei Schulen, der rationellen, der descriptiven und der fatalistischen, bezeichnende Abschnitte mitgetheilt; von der ersteren liefert Guizot aus seiner Geschichte der Englischen Revolution ein Bruchstück; die beschreibende Manier vertritt Barante mit einem Stück aus seiner in chronikenartiger Naivetät erzählten Geschichte der Herzöge von Burgund, und seine Nachfolger Augustin Thierry und Capefigue; aus der sogenannten *école fataliste* stehen Mignet mit einem Fragment aus seiner Geschichte der Französischen Revolution, und A. Thiers, der gegenwärtige Handelsminister, mit einem Abschnitt aus seinem gleichartigen Werke da. Andere historische Mittheilungen von dem älteren und jüngeren Ségur (von dem letzteren seine berühmte Schilderung des Ueberganges über die Bérezina), von Sismondi, Michaud, Bignon u. A. sind nicht minder passend gewählt. Doch wundern wir uns, dafs die Herausgeber aus der so bedeutenden Französischen Memoirenliteratur der neueren Zeit, aufser von denen des älteren Ségur, nicht noch einige charakteristischere Probestücke gegeben haben. Dagegen ist es zu loben, dafs die politische und parlamentarische Beredsamkeit der Franzosen, die sich seit der Revolution von 1789 so glänzend bei ihnen herausgestellt hat, auch in einem literarischen Handbuche dieser Art nicht unberücksichtigt gelassen wurde. Mirabeau's hochtönender „*Discours sur les Biens ecclésiastiques*" und aus der neueren Zeit des älteren Dupin beredtes Plaidoyer für die beiden Schriftsteller Jay und Jouy, welche der Vertheidigung des Königsmordes angeklagt waren, sind gutgewählte Meisterstücke. Auch der feinsinnig-spottende P. L. Courier fehlt nicht. Vielleicht hätte auch etwas von De Pradt gegeben werden sollen. Die Französische *Kritik*, die neuerdings auch manches Eigenthümliche und selbst Kunstmäfsige hervorgebracht hat, ist indefs zu sehr vernachläfsigt worden, und es wäre wohl am Orte gewesen, z. B. etwas von der gebildeten Prosa des geistreichen J. J. Ampère, schon um seiner Wahlverwandtschaft mit der Deutschen Literatur willen, wie seine treffliche Kritik über Goethe in dem ehemaligen Pariser „*Globe*", mitzutheilen; oder auch von Sainte-Beuve, St. Marc-Girardin u. A.

Die jedem Schriftsteller vorangeschickten biographischen und kritischen Notizen sind mit achtbarem Fleifs und einer gewissen Vollständigkeit zusammengestellt, und es ist kein Zweifel, dafs dies Buch denselben grofsen Nutzen für den literarischen und sprachlichen Unterricht der Jugend gewähren wird, wie das von Ideler und Nolte, zu dessen Ergänzung es sich bestimmt hat. Möchte auch in derselben Weise, wie hier für die Kenntnifs der neueren Französischen Literatur gesorgt wird, etwas Aehnliches für die neuere *Deutsche* Literatur geschehn! Ein solches Handbuch, das dem Deutschen Unterricht in den oberen Klassen der Gymnasien ebenso zu Grunde gelegt werden könnte, wie es bei der Lectüre in fremden neueren Sprachen der Fall ist, erscheint ohne Zweifel als Bedürfnifs, da das, was bisher in dieser Art vorhanden war, wie z. B. der sogenannte „Bardenhain" des Hrn. Prof. Theodor Heinsius, ebenso plan- als geistlos, und ohne allen literarwissenschaftlichen Sinn bearbeitet ist.

Dr. Theodor Mundt.

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Freiherrn von Hauer.

(Schluſs.)

In Frankreich giebt es Gegenden, z. B. Morbihan, wo noch nicht der 100ste zur Schule geht; — im Preuſsischen steht es nirgend so schlecht. Im Groſsherzogthum Posen — wo noch am wenigsten der Schulbesuch allgemein ist — geht der 13te bis 14te Mensch der Bevölkerung zur Schule, im Magdeburgischen, Merseburgischen noch mehr als der 6te. Im Kreise Solingen gehen 7428 Kinder zur Schule, d. h. 0,1435 oder $\frac{7}{50}$ d. h. ganz nahe ein Siebentheil. Schulpflichtige Kinder sind (nach Seite 271) 9221. — In einem Fabriklande, in welchem die Neigung so groſs ist, Kinder früh zur Arbeit anzustellen, ist das Resultat noch immer recht günstig. — Der Verf. rühmt besonders die durch Seminarien jetzt herbeigeführte bessere Bildung der Lehrer, und sagt übrigens mit Recht, daſs die Aufmerksamkeit der Preuſsischen Behörden auf das Schulwesen besser als jede Deklamation den trefflichen Geist der Regierung bezeichne.

Herr von Hauer hat übrigens ganz praktisch einen Versuch gemacht, welchen Einfluſs das Schulwesen bisher gehabt hat. Es hat sich ergeben, daſs von 200 Kindern aus verschiedenen Gegenden des Kreises, die im Jahre 1811 geboren waren, im Jahre 1827

145 Lesen und Schreiben,
46 bloſs Lesen verstanden, —
9 aber unwissend aufgewachsen waren.

Wenn man rechnet, daſs von 9221 schulpflichtigen Kindern 1793 nicht zur Schule gehen, d. h. beinahe $\frac{1}{5}$; wogegen obige 9 noch nicht $\frac{1}{20}$ sind, so möchte man für die Folge ein noch schlimmeres Resultat besorgen. Allein es mag bedacht werden, daſs wenn auch nicht alle schulpflichtige Kinder von 5–12 Jahren zur Schule gehen, viele doch einen kürzeren Zeitraum von 2–3 Jahren die Schule besuchen; und dadurch das Resultat zuletzt sich günstiger stellt, indem auch in 2–3 Jahren viele lesen und schreiben lernen.

In dem Abschnitt „Allgemeine Polizeiverwaltung und Justizpflege" giebt der Verf. interessante Nachrichten über die Anzahl der Verbrechen, der Polizeibeamten, der Anstalten gegen Feuersgefahr u. s. w., und sucht dann, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daſs von dem Umschwung des Geldes, als Zeichen des Erwerbs, sich die Betriebsamkeit und das Leben einer Nation taxiren lasse, das Resultat seines ganzen Werkes dahin zusammenzuziehen, daſs das gesammte circulirende Medium im Kreise Solingen 2,027,477 Thlr. betrage, also für eine jede Familie durchschnittlich nahe an 200 Thaler. — Wenn wir auch dies Schluſsresultat in der Hauptsache nicht gerade unrichtig nennen wollen, so können wir uns doch mit der Art, wie solches aufgefunden, nicht einverstanden erklären. Zwar hat Herr von Hauer für die Art seiner Berechnung Französische und Englische Statistiker vom ersten Range zum Vorbilde. Indessen haben wir gegen solche Berechnungen und Anschläge zwei Bedenken. Einestheils beruhen die Zahlen doch auf sehr schwankenden Annahmen. Die Hauptposition, aus der die Zahl von 2,027,477 Thlr. sich zusammensetzt, besteht in 1,856,696 Thlrn., die aus dem Privat-*Verkehr* aufkommen. Wer möchte widerlegen, wenn behauptet würde, es kämen 3 Millionen auf, und das würde das Endresultat wesentlich ändern. — Ferner aber und hauptsächlich scheint uns eine solche Darstellung auf das Miſsverständniſs zu leiten, als ob die gröſste Summe von Glückseligkeit vorhanden sei, wo das Meiste für baares Geld verkauft wird. Ein Volk ist um so reicher, je gröſser die Summe aller Güter und Dienste ist, worüber es für seinen Zweck verfügen kann. Aber ein groſser Theil dieser Güter und Dienste ist kein

Gegenstand des Verkehrs, obwohl er deshalb nicht minder wesentlich zur Vermehrung des Wohlbefindens beiträgt. — Der eine kauft sein Brot und Gemüse, der andere zieht es in seinem Garten selbst. Wo ist die gröfsere Summe von Genüssen? Und gerade im Kreise Solingen ist diese Betrachtung so äufserst wichtig. —

In dem vortrefflichen Aufsatz über das Preufsische Zollwesen (in der historisch-politischen Zeitschrift von L. Ranke Theil I. Seite 443) ist angegeben, dafs — alles zu Marktpreisen veranschlagt — die Tagelöhnerfamilie 150 Thlr. jährlich haben mufs. Im Kreise Solingen hat aber die Familie an Genüssen durchschnittlich gewifs mehr. — Das Tagelohn ist durchschnittlich 10 Sgr.; also verdient der Mann in 300 Arbeitstagen 100 Thlr. baar; und nun hat die Familie, wie bei den Wohnungsverhältnissen auseinandergesetzt ist, noch meist Haus und Garten! —

Dies lehrt, dafs eine dichte Bevölkerung kein Unglück ist, vielmehr die Masse der Erwerbsmittel mehrt, und die Einwohner viel besser leben, als in unkultivirten und dünn bewohnten Gegenden. Herr von Hauer deutet dies an, mit dem Bemerken, dafs nur nicht die Regierung, wie auch nicht geschieht, durch positive Maafsregeln störend in die sich entwickelnden Arbeits- und Betriebskräfte eingreifen möge.

Wir schliefsen hieran eine allgemeine Bemerkung. Es ist ein besonderer Vorzug der Preufsischen Regierung und ihr vorzüglichstes Lob, dafs sie, ganz im persönlichen eigensten Sinne des Königs, nirgend mit allgemeinen Maafregeln rasch, alle Verhältnicse zerschneidend, vorschreitet, sondern langsam und wohl überlegt, das Ideal musterhafter Verwaltung immer vor Augen habend, immer nur Veränderungen und Verbesserungen eintreten läfst, wenn das Bedürfnifs sie als zeitgemäfs bezeichnet. Der Hr. Verf. hat diesen Sinn der Regierung sehr wohl erkannt und vorsichtig nur immer angedeutet, wo die Erfahrung eine Veränderung — in meist geringen Modalitäten — als wünschenswerth zu erkennen giebt. — Wir verweisen beispielsweise auf die Bemerkung Seite 35. wegen Prüfung der Bauhandwerker, Seite 46. die Benutzung der Haiden, Seite 57. der Wunsch einer legislativen Abkürzung der Klagen bei Grenz-Streitigkeiten, Seite 59. über die Benuzzung der Domainen-Waldungen, Seite 132. die Wahl der Vertreter der Gemeinen betreffend, Seite 164. über die fernere Ausbildung der kreisständischen Repräsentation, Seite 208. und 209. über kleine Veränderungen bei Erhebung der Gewerbesteuer, Seite 210. und 211. über Modalitäten bei der Klassensteuer, S. 308. über den Impfzwang und dergleichen mehr. — Dies ist die richtige Art, in welcher auf ganz practische Weise der das Wohl der Einwohner immer nur beabsichtigenden Regierung der Weg zu Verbesserungen gezeigt wird; — und wenn Herr von Hauer durch die statistische Darstellung des Kreises Solingen die Anerkennung verdient, eine genaue Beschreibung des jetzigen Zustandes jener interessanten Gegend gegeben zu haben, so dafs eine klare Einsicht nach allen Verhältnissen hin dadurch herbeigeführt ist, auch in der Beschreibung dieses kleinen Districts wissenschaftlich gezeigt hat, welchen Werth Statistik, richtig aufgefafst, für staatswirthschaftliche und sonst allgemeine Betrachtung gewährt; — so hat derselbe durch jene vorsichtige Art der Andeutung dessen, was dem Lande frommt und wo die Regierung und Gesetzgebung noch helfend eintreten möge, ein wahrhaftes Verdienst um den Staat und das Vaterland sich erworben.

Dieterici.

XLV.

J. F. C. Hecker. Der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert. Nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet. Berlin, 1832. *VI.* 102.

Der Hr. Vf., ausgezeichnet durch grofse Verdiense um die Literärgeschichte der Medicin, wie um die organische Entwikkelungsgeschichte der epidemischen und kontagiösen Krankheiten, erwirbt sich durch diese meisterhafte Darstellung einer grofsen Weltseuche volle Ansprüche auf die dankbarste Anerkennung der Zeitgenossen. Er giebt uns das Gemälde „einer Erschütterung des Menschengeschlechts, der an Umfang und Gewalt keine andere gleichgekommen ist, welche von unglaublichen Niederlagen, von Verzweiflung und entfesselten dämonischen Leidenschaften begleitet war, und den Abgrund allgemeiner Gesetzlosigkeit in Folge einer Weltseuche zeigt, die sich von China bis nach Island und Grönland verbreitete". Die ähnliche, wenn gleich minder furchtbare Seuche der gegenwärtigen Zeit, welche manche Reform in bisher für vollkommen wahr gehaltenen pathologischen Begriffen vorbereitet, brachte den Vf. zunächst auf den Gedanken jene furchtbarste unter den zahlreichen Seuchen des Mittelalters zu beschreiben. Wie die vergleichende Anatomie ist auch die vergleichende Pathologie die fruchtbare Mutter gründlicher Kenntnisse; durch die vorliegende Schrift wird

ein grofser Theil der vagen Hypothesen über die Asiatische Cholera in eitles Nichts aufgelöst, dagegen eine wissenschaftlichere Beurtheilung derselben vorbereitet.

Wie lange der schwarze Tod in Europa gewüthet habe, geht aus dem Umstande hervor, dafs Guy v. Chauliac die Krankheit im J. 1348. 8 Monate, und im J. 1360. wieder 9 Monate lang herrschen sah; ja in einzelnen Ländern Europas läfst sich vom J. 1348. bis zum J. 1382. ein Auf- und Abwogen derselben unterscheiden. Bis zu ihrem Auftreten in Konstantinopel hatte die Seuche die gewöhnliche Beschaffenheit der morgenländischen Pest. Aber im Abendlande und in Aegypten (was mit dem oftmals dem letztern Lande zugesprochenen endemischen Besitze der Bubonenpest wenig übereinstimmt) nahm die Seuche den vorherrschenden Charakter an, dafs die Werkzeuge des Athmens von fauliger Entzündung ergriffen werden; ein heftiger Brustschmerz befiel die Kranken, Blut wurde ausgehustet, und der Athem verbreitete einen verpestenden Geruch. S. 4. In Norwegen begann die Pest in ihrer schrecklichsten Form mit Blutbrechen. S. 10. Raimund Chalin de Vinario spricht auch von Nasenbluten, Blutharnen und Darmblutflüssen, als den Zufällen von entschiedener und schneller Tödtlichkeit. S. 13. (Es ist höchst merkwürdig und deutet auf eine tiefe Entzweiung im Leben des Blutes hin, dafs in allen pestartigen Seuchen, in der Orientalischen Pest, im gelben Fieber, in der Asiatischen Cholera, ja sogar im Europäischen Typhus, Blutungen, namentlich diejenigen aus dem Mastdarme, als Zeichen der höchsten Lebensgefahr zu betrachten sind). Gerade in dieser Form eines anthropartigen Lungenübels war die Ansteckungskraft ungeheuer. Wie der Hr. Vf. meint, kann das begleitende Brustleiden, nach allen Vergleichungen mit ähnlichen und bekannten Zufällen, für kein anderes genommen werden, als für den Lungenbrand der neuern Heilkunde, eine Krankheit, die sich gegenwärtig nur einzeln entwickelt, und bei fauliger Entmischung der Säfte, sich wahrscheinlich mit Blutflüssen aus den Lungengefäfsen verbindet. S. 12. (Noch in der neueren Zeit ist ein wenigstens sehr ähnliches Lungenübel, unter dem Namen der *Pneumonia typhosa, nervosa s. putrida*, hin und wieder, als räumlich sehr beschränkte Epidemie beobachtet worden (vgl. Burserius *Inst. med. pract. T. IV. §.* 113. Huxham *Op phys. med T. II. p.* 64. 170. Ozanam *Hist méd. des malad. épidém contagieuses et épizootiques. T. III. p.* 383). Cappel und Kreysig sahen diese Pneumonie mehreremal; Lepecq war Zeuge von ihrem fast epidemischen Auftreten. Gewöhnlich begann die Krankheit mit der gröfsten Engbrüstigkeit, mit dem heftigsten Brustschmerze, der häufig durch den Kopf und den ganzen Rumpf sich fortsetzte, und mit gänzlicher Erschöpfung; in mehreren Fällen wurde Blut in bedeutender Menge ausgehustet. Die meisten Kranken starben am dritten Tage unter den immer mehr überhand nehmenden Symptomen des *Typhus putridus*. Viele derselben waren mit Petechien und grofsen mifsfarbigen Flecken bedeckt; bei einigen soll sogar die ganze Haut eine schmutzig-bläuliche Farbe erhalten haben. Letzteres erinnert an den schwarzen Tod; denn die Erinnerung an die schwarze und an die blaue Farbe der Sterbenden und der Leichen hat sich durch den Ausruf: *Morbleu!* in der Französischen Volkssprache geltend gemacht. In einer der von Huxham beschriebenen Epidemieen war das Ansteckungsvermögen ganz eminent. Bei der Section fand man die Lungen erweicht und und von jauchiger Flussigkeit durchdrungen. Das Nämliche wurde von Desportes in einer Epidemie des kolliquativen Faulfiebers mit hervorstechendem Lungenleiden beobachtet (*Revue médicale* 1821. *Mars*). In meinem Handbuche der medicinischen Klinik (Band I. S. 136.) habe ich die wichtigsten Epidemieen der typhösen Lungenseuche zusammengestellt. Bekanntlich kommt die Krankheit häufiger als morderische Epizootie vor. Für die Beurtheilung der jetzt herrschenden allgemeinen Krankheitskonstitution dürfte es von Wichtigkeit sein, an das öftere Hervortreten einzelner Züge der *Pneumonia typhosa* zu erinnern (Cramer, über die jetzige nervöse Pneumonie, in Horn's Archiv 1829. Hft. 6 S. 1071—1103.).

Die grofse Wuth der Krankheit sprach sich auch dadurch aus, dafs die meisten Kranken ohne alles Fieber starben. S. 6. Selbst die Thiere die den Verpesteten sich nahten, starben in vielen Gegenden schaarenweise (dieses bezeugt auch Prima, der Biograph Clemens VI.). Sehr schön hat der Hr. Verf. das Fortwälzen der Krankheit von China bis zum fernsten Westen beschrieben (welches Guy von Chauliac sehr charakteristisch bezeichnet: *Incepit in oriente et ita sagittando mundum, pertransivit per nos versus occidentem*).

Wie unser Vf. angiebt, erschien die Pest in Rufsland erst zwei Jahr später, als im südlichen Europa S. 10. Weiter hin wird gesagt, dafs sie daselbst erst im J. 1351., länger als drei Jahre nach ihrem Ausbruche in Konstantinopel herrschend geworden sei. S. 27. (Indessen waren schon im J. 1349. in diesem innerlich zerrissenen und von Mongolen unterjochten Reiche pestartige Krankheiten verbreitet; aber am furchtbarsten wurde die Sterblichkeit im J. 1352., bis der harte Winter ihr endlich Grenzen setzte; in den damals blühenden, fast republikanisch organisirten Städten Nowgorod und Pskow (Pleskow) soll nur der dritte Theil der Einwohner am Leben geblieben sein; ja im J. 1364. waren, der Sage nach, in dem sehr bevölkerten Smolensk nur noch 15 Menschen übrig. Pestartige Krankheiten erhielten sich beinahe 30 Jahre in dem unglücklichen Lande (v. Zach Astronom. geogr. Korrespondenz. Bd. XII. Hft. 1.).

Schon 15 Jahre vor dem Ausbruche der Pest, im J. 1333, begannen, zuerst in China, und von da allmählig bis zum atlantischen Ocean, mächtige Umwälzungen im Erdorganismus, der Erdboden bebte, in ganz Asien und Europa gerieth der Luftkreis in Aufruhr und gefährdete durch schädliche Einflüsse das Pflanzen- und Thierleben. S. 15. Durch 26 Jahre dauerten die Erderschütterungen fort. S. 23. Aehnliche Erscheinungen charakterisirten die vom Vf. so schön beschriebene Pest des 6 Jahrhunderts. Liter. Annal. d. ges. Heilk 1828. Hft. 1. Doch vergesse man nicht, dafs das nördliche China, im Flufsgebiete des Hoang-ho, von jeher furchtbaren Erderschütterungen ausgesetzt war (Ritter d. Erdkunde von Asien. Bd. I. S. 160.). In China ist nach einer beispiellosen Dürre in den von den Flüssen Kiang und Hoai (?) durchströmten Länderstrichen von gewaltigen Regengüssen die Rede, so dafs der Sage nach über 400000 Menschen in dem überfluthenden Wasser umgekommen sein sollen. S. 16. Auch hier ist festzuhalten, dafs die Chinesischen Annalen sehr häufig von grofsen Ueberschwemmungen reden, welche der Hoang-ho in seinem untern Laufe veranlafste (Ritter a. a. O.). Wie der Vf. weiter bemerkt, zeichnete sich das Jahr 1342 auch in den Rheingegenden und in Frankreich durch grofse Ueberschwemmungen aus, die man nicht blofs dem Regen zuschreiben konnte; denn aller Orten, selbst auf den Gipfeln der Berge, sah man Quellen hervorrieseln, und trockene Gegenden wurden auf unerklärliche Weise unter Wasser gesetzt. Nach der Chronik von Altenzelle ging in Sachsen dem schwarzen Tode, im J. 1348, ein halbjähriger Landregen voran). Aus der Vergleichung aller Nachrichten wird es sogar wahrscheinlich, sagt der Vf., dafs die Atmosphäre in grofser Ausdehnung fremdartige, sinnlich erkennbare Beimischungen erhielt, die wenigstens in den niederen Regionen nicht zersetzt oder bis zur Unwirksamkeit zertheilt werden konnten. Auch beweist die brandige Lungenentzündung, dafs die Werkzeuge des Athmens den Angriffen eines atmosphärischen Giftes unterlegen. S 20. (Nicephorus bemerkt, dafs in der grofsen Pest unter Constantin Copronymus, im J. 746, die Krankheit nach Art eines giftigen Hauches aus der Wüste ihre Opfer weggerafft habe. Fallmerayer Geschichte der Halbinsel Morea. Th. I. S. 208.). Gleich anfangs nahm der Luftkreis Theil an der tellurischen Erschütterung: atmosphärische Wasser überflutheten die Länder, oder versengender Brand liefs

Pflanzen und Thiere verschmachten; zugleich wurde die Insektenwelt wunderbar belebt. S. 23. (In Sicilien, wohin die Pest schon im J. 1348. durch Genuesische Schiffe gebracht worden sein soll, erreichte sie den hochsten Grad im J 1353. Wolken von Heuschrekken waren niedergefallen und hatten in kurzer Zeit die Vegetation zerstört; darauf durch Winde ins Meer gestürzt, wurden ungeheure Massen dieser Thiere wieder ans Land geworfen, und gaben durch Luftverpestung der Seuche einen so furchtbaren Charakter, dafs die unglücklichen Insulaner in Sardinien und auf anderen Inseln ihr Leben zu fristen suchten. Herrmann Gesch. v. Neapel u Sicilien. Bd. 1. S. 65. Sidon, in Neu-Orleans fuhrt ungeheure Mosquitoschwärme als Vorboten der Epidemieen des gelben Fiebers an). Sehr genau wird die Fortpflanzung der Seuche durch Ansteckung nachgewiesen. S. 26.

Hier ist der Punkt wo die Ansichten über Miasma und Kontagion sich berühren. Zunächst drängt sich die Frage auf: Wie es zugeht, dafs so oft grofse Naturereignisse in einer so nahen Verbindung mit der Bildung verheerender Epidemieen stehen, oder doch wenigstens mit denselben zusammentreffen? Es gehoren hierher besonders grofse Erdbeben und die mit ihnen zusammenhängenden vulcanischen Erscheinungen und Ueberschwemmungen, vielleicht auch (mehr mittelbar auf eine uns unbekannte Weise, manche wirklich kosmische Ereignisse. Ich vermag dieses merkwürdige Phänomen mir nur auf folgende Weise zu erklären: In sehr vielen Gegenden der Erdoberfläche finden wir, dafs die oberste. zunächst bewohnte Erdrinde zum grofsen Theile aus den Trümmern einer ehemaligen organisirten Schopfung besteht; denn die Dammerde, der Humus, verdanken grofsentheils solchen Substanzen (die noch alltäglich aus dem Bereiche des Lebens zu einem ähnlichen primitiven Verhältnisse der belebbaren Materie zurückkehren) ihre Fruchtbarkeit. Diese belebbare Materie kommt nun, den zersetzenden Einwirkungen der Luft entzogen, in unzähligen Abstufungen, zum Theil vermengt mit anorganischen Substanzen, vor, welche sie durchdringen und sie mehr oder weniger zu modificiren vermogen. In den Torfmooren und in ähnlichen Ablagerungen ist dieselbe weniger verunreinigt, und gestattet daher, wenn sie an ihrer Oberfläche mit einer niedrigen Wasserdecke überzogen und dem Einflusse der Sonne ausgesetzt ist, die Bildung der einfachsten Formationen der noch gegenwärtig auf unserem Planeten bestehenden belebten Schopfung. Oft finden sich solche Ablagerungen oder Niederschläge von der Erdoberfläche bis zu einer bedeutenden Tiefe abwärts, und streichen als Lager von grofser Mächtigkeit durch weite Strekken fort. Nun denke man sich in solchen Gegenden eine bedeutende Erschütterung. Mufs sich nicht das Nämliche, nur nach einem weit grofsern Maafsstabe, wiederholen, was das Aufwühlen von alten, mit organischen Substanzen untermengten Schutt, was das Blofsliegen eines sumpfigen Bodens fast täglich wahrnehmen läfst; besonders wenn weite Lager von solchen Stoffen unmittelbar von den dann wirksamen terrestrischen Agentien berührt werden? Theile des bisher verschlossen Gehaltenen vermögen dunstförmig in die Atmosphäre überzuströmen, und konnen, nach zum Theil bekannten Gesetzen, zur Entstehung von Miasmen, diese wieder, durch ihren Conflikt mit dem thierischen Leben, zur Bildung der Kontagien Gelegenheit geben. Demgemäfs lehrt auch die Geschichte, dafs furchtbare Erderschutterungen grofsen und verheerenden Epidemieen und Epizootieen, im Falle des Zusammentreffens, immer voranzugehen pflegen. Auch die Meteore (welche so häufig zur Zeit von Pestilenzen in grofser Menge beobachtet worden sind) dürften auf dieselbe Weise (gleichsam kolossale Irrlichter) als terrestrischen Ursprunges, mit jener eigenthümlichen Einwirkung auf das organische Leben, aus einer Quelle abgeleitet werden.

Der Verf. sucht approximatorisch den Menschenverlust durch den schwarzen Tod zu ermitteln, S 28, und gelangt zu dem Schlusse, dafs wenigstens der vierte Theil der Einwohner von Europa unterlegen habe; nur ein Europäischer Monarch, König Alfons XI. von Kastilien sei an der Krankheit gestorben (sie raffte, im J. 1353, Simeon, den Grofsfürsten von Moskwa, dessen Bruder, und seine beiden Sohne weg). In der neusten Zeit hat man die Berichte der Annalisten über die grofse Sterblichkeit für sehr übertrieben erklärt. Ich erinnere daran, dafs gerade das J. 1348. die blutigen Kampfe zwischen König Ludwig von Ungarn und Johanna von Neapel sah, und dafs wiederholt grofse Heerhaufen aus Ungarn nach Italien zogen; ich erinnere ferner an Waldemar III., der vom J. 1347. an, die Dänische Herrschaft mächtig an der Ostsee auszubreiten begann; endlich nenne ich noch die Chinesische Dynastie der Ming, welche, vom J. 1341. an, ihre Eroberungen nach Westen hin auszudehnen anfing Man sollte glauben, dafs so bedeutende kriegerische Unternehmungen bei einer so beispiellosen Volkskalamität nicht hätten stattfinden können. Aber dennoch läfst sich der aufserordentliche Menschenverlust den der schwarze Tod verursachte kaum in Zweifel ziehen, wenn wir auch die Angaben, dafs in einigen Ländern, z. B. in England, nur der zehnte Mensch am Leben geblieben sei, für Uebertreibung halten wollen. In Frankreich hat sich sogar das Andenken an jene entsetzliche Sterblichkeit Jahrhunderte hindurch im Volke rege erhalten, daher der Spruch:

En mil trois cent-quarante huit,
De cent ne demeuraient que huit.

Die moralischen Folgen der Seuche werden von dem Verf. lichtvoll entwickelt. Es ist hier von den Flagellanten oder Kreuzbrüdern die Rede, welche zuerst in Ungarn ihr Haupt erhoben S. 42. (über die Geisselbrüder ist noch zu vergleichen: H. Rebdorf *Annal ad an.* 1349. *apud Fretzer. Scriptores eccles T. I p* 630.; die Krankheit selbst wurde von ihnen *Flagellum Dei* genannt). Nicht minder giebt der Vf. sehr interessante Aufschlüsse über die Judenverfolgungen. S. 52. Sehr wahr wird bemerkt, dafs bei jeder mörderischen Seuche das Volk zuerst an Vergiftung denke. Ueberall war mit der Mordgier eine unselige Bekehrungssucht verbunden. Die Anstrengungen der Aerzte werden ebenfalls gewürdigt, wobei das für die damalige Zeit wahrlich nicht zu verachtende Gutachten der medicinischen Fakultät zu Paris mitgetheilt wird. S. 66. — Ein Anhang enthält das alte Geifslerlied und einige, psychologisch sehr interessante Verhore der der Brunnenvergiftung beschuldigten Juden.

In der Vorrede, auf welche wir zum Schlusse zurückkommen, bemerkt der Hr. Verf.: „Kosmischer Ursprung und folgenreiche krampfhafte Regungen der unterliegenden Völker sind die hervortretenden Seiten, auf welche die Geschichte bei allen Weltseuchen hinweist. Diese selbst aber gestalten sich in ihren Eingriffen auf den Organismus wie in ihrer Verbreitung sehr verschieden, und es ist hier eine Entwickelung von Form zu Form in Jahrtausenden unverkennbar, so dafs die Weltgeschichte in grofse Zeiträume zerfallt, in denen bestimmt ausgeprägte Seuchen vorherrschten". Ich erlaube mir die Bemerkung, dafs die Ostindische Cholera, weit und breit über Asien ergossen, das innere Leben der Völker nur wenig aufgerüttelt zu haben scheint. Der kosmische, vielleicht eigentlicher der tellurische Ursprung der Seuchen möchte kaum zu bestreiten sein; denn die Geschichte zeigt uns oft eine lange dauernde, gewissermafsen krampfhafte Aufregung unter einem grofsen Theile des Menschengeschlechtes, ohne dafs Weltseuchen daraus hervorgingen Die Epidemieen zur Zeit der Kreuzzüge sind an Furchtbarkeit gar nicht mit dem schwarzen Tode zu vergleichen. Die Riesenmacht der Mongolen, welche, vom J. 1226 an, das stark bevölkerte China zu überwältigen begann, während, nach dem Falle von Wladimir, im J. 1238., Rufsland ihrem Joche sich beugen mufste, war von keinem so schrecklichen Genossen begleitet. An die konvulsivischen Bewegungen der Französischen Revolutionszeit brauchen wir in dieser Hinsicht gar nicht zu erinnern. — Zu wünschen wäre es gewesen, dafs der gelehrte Hr. Vf die Oscillationen in der grofseren oder geringeren Heftigkeit des schwarzen Todes, bei seinem wiederholten Auftreten in der nämlichen Gegend, etwas genauer hätte bezeichnen mögen. Auch die Kontagiosität der Krankheit scheint sehr vielen Abstufungen unterworfen gewesen zu sein Die letztere ist freilich zu jeder Zeit anders genommen worden. Als die Bubonenpest im J. 1721 zu Marseille herrschte, erklärten die Aerzte die Krankheit lange Zeit für nicht ansteckend; selbst der Kanzler d'Aguessau erklärte: dafs das öffentliche Wohl verlange, das Volk zu überreden, die Pest sei nicht ansteckend.

Ich schliefse mit dem gewifs allgemeinen Wunsche, dafs der Hr. Vf. durch eine in gleichem Geiste und mit gleicher Gediegenheit verfafste, allgemeine Geschichte der grofsen Menschenseuchen die Zeitgenossen und die Nachkommen erfreuen und belehren möge.

Naumann.

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

XLVI.

Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinther. Von Gust. **Billroth**, *Doct. und Privatd. der Phil. a. d. Univ. Leipzig. Leipzig,* 1833. 8.

Man muſs es ganz natürlich finden, daſs in der letzten Zeit unter den theologischen Disciplinen vorzugsweise die neutestamentliche Exegese auf ungewöhnliche Weise bereichert ist; denn sie gleicht einem Probierstein, auf welchem das theologische Bewuſstsein, wenn es zu höherer Verklärung gekommen oder wenigstens in dem Streben nach Abthuung kümmerlicher Einseitigkeiten begriffen ist, seine frische Kraft zu prüfen und seinen christlichen Gehalt zu bewähren sucht. Während nun in Folge des bereits geschehnen und andererseits entstehenden geistigen Aufschwungs einzelne biblische Schriften mit Commentaren reichlich versehen, ja beinahe überfüllt wurden, blieben nichtsdestoweniger andere, wie sehr sie auch einer neuen Bearbeitung bedurften, noch unberücksichtigt, und zu diesen gehörten namentlich die Briefe an die Corinther. Unter den letzten Leistungen, die, abgesehen von ihrer Dürftigkeit, gröſstentheils nur auf *einen* Brief sich beschränken, möchten nach Emmerling (*epist. poster.*) noch Heydenreich (*epist. pr.*) und Flatt hervorzuheben sein; allein Heydenreich, der nach eignem Geständnisse nur das schon Vorhandene zusammentragen will, kann wissenschaftlichen Forderungen weder in philologischer noch in theologischer Beziehung genügen, und Flatt giebt gleichfalls selten mehr, als was auf bekannter Fläche vorliegt. So muſs man von vorn herein dem Hrn. Verf. für seinen Commentar Dank sagen, und man kann es ihm nicht verargen, daſs er, ohne den späteren Erklärungen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, sich vornehmlich an die älteren Ausleger (Chrysostomus, Theophylact) und an die Commentatoren des XVI. und XVII. Jahrhunderts (namentlich Calvin) hält, und unter den neueren Exegeten vorzugsweise Usteri und Winer, jenen mehr in exegetisch-dogmatischer, diesen in sprachlicher Hinsicht, und auſserdem bei dem zweiten Briefe noch Fritsche (*dissert. II. de nonnull. post. ad Corr. epist. locc.*) häufig zu Rathe zieht. In den *Einleitungen* zu beiden Briefen werden die neuesten Untersuchungen sorgfältig berücksichtigt und an dieselben knüpft sich in angemessener Kürze das eigne gut begründete Urtheil des Hrn. Vfs. an. Die *Vorrede* hat es hauptsächlich mit Beantwortung der Frage zu thun, von welchen Elementen die Auslegung durchdrungen sein müsse, und hier kommt's in bündiger Weise zu dem Resultate, daſs auſser dem *sprachlichen* und *historischen* Elemente noch das *wissenschaftlich-theologische* durchaus nothwendig sei, welches nämlich in dem Ausleger den erfaſsten Begriff des auszulegenden Inhaltes, die durchdrungene Gewiſsheit der biblischen Wahrheit, wie der Wahrheit überhaupt voraussetze. Kraft dieses wissenschaftlichen Gewissens steht der Herr Verfasser auf einem wahrhaft geistigen Standpunkte, der nicht etwa neben vielen anderen *gleich-gültig* besteht, sondern vernünftiger Weise als der *allein-gültige* sich betrachten und beweisen läſst. Man muſs freilich eingestehen, daſs die sogenannte *grammatisch-historische* Auslegung gegen jene verwilderten *Aufklärer*, welche nicht nur die einbuchstabierte Orthodoxie, sondern sogar den biblischen Inhalt in Grund bohren wollten, eine ehrenwerthe Stellung einnimmt; allein dadurch hält sie dem wissenschaftlichen Geiste der Theologie gegenüber noch keineswegs Stich. Jeder vernünftige Exeget wird ohne Zweifel zugeben, daſs zur Ergründung des biblischen Gebietes das *grammatische* und *historische* Element eben so nothwendig sei, als zur Bebauung eines Ackers verschiedene Werkzeuge; allein ist es denn neben dem Handwerkszeuge und der historischen Kenntniſs des

äufseren Bodens so ganz gleichgültig, ob man die innere Beschaffenheit und die Erzeugnisse des durchakkerten Bodens zu erkennen vermag oder nicht? Ist etwa das *Auslegen* nur ein Auflesen und Zusammenkarren vieler vom Baume der religiösen Erkenntnifs abgefallener Blätter, oder ist es nicht vielmehr ein Durchdringen des Kernes und Stammes jenes fest gewurzelten und kräftig aufgeblühten Baumes, ein Entfalten seiner verschiedenen Verzweigungen, ein Einerndten und Verdauen seiner Früchte, und bedarf es, damit diefs auf *wissenschaftlich-theologischem* Wege zweckmäfsig vollbracht werden könne, aufser dem *sprachlichen* und *historischen* Materiale nicht zugleich eines durch Erkenntnifs der Wahrheit überhaupt geschärften Blickes? Wie vermag man die in den biblischen Schriften enthaltenen Wahrheiten darzulegen, zu beurtheilen und in ihrem unendlichen Werthe zu schätzen, wenn man von Wahrheit nichts weifs, ja wenn man sogar mit verstockter Widerspenstigkeit gegen Geist und Offenbarung die *geoffenbarte* Wahrheit für ein unbegreifliches *Ding an sich* — *i. e.* ein begreifliches Unding oder fixes Hirngespinnst — ausgiebt? Oder haben vielleicht die biblischen Lehren zu dem Inhalte des heutigen christlich-dogmatischen Geistes ein so äufserliches Verhältnifs, dafs man sie mit Hülfe der Grammatik und Historie wie verwitterte Antiquitäten behandeln darf? Doch man sehe nur einmal hinter die von Berufenen und Unberufenen so wohlfeil ausgepriesene *grammatisch-historische* Maske und man erblickt alsbald so mancherlei fremdartige Verstandeszuthaten, dafs man sich über das vorgespiegelte Blendwerk einer *rein grammatisch-historischen* Auslegung hochauf wundern mufs. Von einer wahrhaft *theologischen* Beleuchtung des auszulegenden Gegenstandes, von einer wissenschaftlichen Erkenntnifs des in den biblischen Vorstellungen enthaltenen Wesens und Gehaltes soll, gemäfs dem festgerammten Grundsatze, auch nicht eine Spur sich finden, und diefs geht in der Regel buchstäblich in Erfüllung; aber wie zum Erfassen eines Objekts das eigne, ursprünglich weder der Grammatik noch der Historie eingeborne, Denken vorausgesetzt wird, so gehört doch zur Erklärung des biblischen Inhaltes *Einsicht* in denselben und da nun diese nothwendig sein mufs, jene der Sache entsprechende theologische *Erkenntnifs* aber fehlt und fehlen soll, so kann man, wenn das grammatisch-historische Gewand etwas gelüftet wird, konsequenter Weise nichts Anderes erwarten, als willkürliche Einfälle, verschrobene subjektive Meinungen, grund- und bodenlose dogmatische Behauptungen, welche denn auch wirklich in bunter Hülle und Fülle schwarz auf weifs vorliegen. Und was ist nun der Erfolg des der Grammatik und der Historie erwiesenen Götzendienstes? Einem früheren willkürlichen Treiben hat man abgeholfen, aber indem der unbefangenen Ergründung der christlichen Wahrheit durch einen andern schroffen Gegensatz der Weg versperrt wurde, so hat man wiederum der subjektiven Willkür Thür und Thor geöffnet; ist es ein Wunder, wenn hinter der äufseren *grammatisch-historischen* Decke im heiligen Weinberge der christlichen Kirche schmähliche Verwüstungen zu sehen sind — *exempla sunt odiosa!* Dem sei nun, wie ihm wolle, das widersinnige Geschwätz von einer *rein* grammatisch-historischen Auslegung wird nach gerade, da ja das Erfassen des biblischen Geistes das Wissen vom Geiste, das wahre Begreifen den Begriff der Wahrheit in dem Ausleger voraussetzt, wohl aufhören, und man darf von vernünftigen Exegeten, denen es um wahrhafte Auslegung des in die Hülle hineingelegten Inhaltes zu thun ist, sicher erwarten, dafs sie sich nicht in zugespitzten Einseitigkeiten verschanzen oder in an sich todten Elementen abborniren, sondern gleichsehr auf unbefangen *theologischem* als auf dem durchaus nothwendigen *grammatisch-historischen* Grunde in die gesammten objektiven Forderungen der Sache eingehen werden. Von einer solchen, nicht nach willkürlichen Grundsätzen, sondern nach den objektiven Forderungen der Sache bestimmten Auslegung giebt obiger Commentar einen schönen Beweis, welches um so erfreulicher ist, da der Hr. Verf. noch fernere Leistungen im exegetischen Gebiete verspricht. Seine gründliche wissenschaftliche Erkenntnifs beweist er bei jeder Gelegenheit, wo Dogmen, dogmatische Lehrbestimmungen, schwierige Begriffe, überhaupt theologische Punkte zur Sprache kommen, und es werden alsdann nicht etwa eigne subjektive Gebilde dem Apostel untergeschoben, sondern es ist der der Sache selbst immanente Begriff, welcher, seiner unmittelbaren Form entkleidet, aus den scharf bezeichneten Vorstellungen hervorgehoben wird. Will man für diese wissenschaftliche Durchdringung des Gegenstandes, welche ein charakteristischer Grundzug des ganzen Commentars ist, einzelne Belege haben,

so mag man Stellen ansehen, in welchen der Hr. Vf. über den Geist redet (p. 28. 87. 93. 159 ff. 287. u. 288. u. a.), über die ἀπολλύμενοι, denen die Lehre des Kreuzes Thorheit ist, im Gegensatze gegen die σωζόμενοι, denen sie eine Kraft Gottes ist (p. 12. u. 13.), über den Begriff des Gottesreiches (p. 18.), über das Verhältnifs des in der Zeit erschienenen Heiles zu dem von Ewigkeit her in Gott für die Menschheit bestimmten und immer mehr verwirklichten (p. 25.), über das Verhältnifs des Guten zum Bösen (p. 154.), über Abendmahl (cap. XII.), Auferstehung (cap. XV.) und andere Lehren. Mit Rücksicht auf die in diesen und anderen Stellen geschehenen trefflichen Entwickelungen, hätte man noch bei anderen Begriffen, z. B. bei ἡμέρα τοῦ κυρίου (p. 6.), σταυρὸς τοῦ χριστοῦ (p. 12.), δόξα (p. 26.), μυστήριον und μυστήρια τοῦ θεοῦ (p. 25. und 50.), eine etwas ausführlichere Erörterung erwarten dürfen, indefs was der Hr. Vf. darüber sagt, ist keinesweges unrichtig, sondern nur nicht deutlich genug in der Genesis der einzelnen Bedeutungen anschaulich gemacht. Solche *philologisch-theologische* Entwicklungen würden bei der Auslegung ganz unnöthig sein, wenn in den Lexicis die mannigfaltigen Bedeutungen schwieriger Begriffe nicht so bunt durcheinander gewürfelt, sondern von der ersten unmittelbaren Bedeutung aus in vernünftigem Zusammenhange entfaltet wären; so lange jedoch dies Letztere fehlt, wird das Erstere wohl nothwendig sein. Eine beinah zu ausführliche Untersuchung stellt der Hr. Verf. über das λαλεῖν γλώσσαις (γλώσσῃ) an (p. 166—179.) und nach sorgfältiger Berücksichtigung der neuesten Hypothesen hierüber kommt's zu dem Resultate, dafs es „ein Reden in einer Sprache war, welche gewissermafsen die Elemente (τὰ στοιχεῖα) oder Rudimente der verschiedensten wirklich historischen Sprachen befafste. Diese gleichsam zweite Elementarsprache (im Gegensatze zur erstern vorgeschichtlichen Ursprache nennen wir sie die zweite) verhielt sich zu den wirklich historischen Sprachen der späteren christlichen Völker wie das Urchristenthum selbst, mit seinen Zeichen und Wundern zu den entwickelten Nationalkirchen." Ueber die wahre Beschaffenheit dieses λαλεῖν γλώσσαις wird man des wunderbaren Gepräges wegen, welches ihm in allen Stellen verliehen wird, schwerlich ins Reine kommen; wenigstens auf die bisher ausgesonnenen Hypothesen sind nur die Kategorien der Möglichkeit oder höchstens der Wahrscheinlichkeit anwendbar. In der dargelegten Ansicht ist aber die dem concreten Inhalte des Geistes fern liegende Abstraction einer zweiten Elementarsprache und vorgeschichtlichen Ursprache um so befremdender, da der Hr. Verf. sonst Beweise genug giebt, dafs sein philosophisches Bewufstsein von dergleichen Imaginationen gesäubert ist. Entfernt man indefs die abstrakten Zusätze, so möchte wohl als Hauptsache bleiben, dafs jenes λαλεῖν γλώσσαις ein aus verschiedenen fremdartigen (vielleicht etwas modificirten) Sprachbestandtheilen zusammengesetztes begeistertes Reden bezeichne, welches sich bald vorzüglich einer einzelnen (γλώσσῃ) bald mehreren fremden Sprachen (γλώσσαις) anschlofs, je nachdem dem Redenden mehr oder weniger fremde Sprachelemente bekannt und während seiner durch den göttlichen Geist gehobenen Gemüthsstimmung grade in lebendiger Erinnerung waren.

Durch die gemachten Bemerkungen sollte vorerst der Standpunkt, den der Hr. Verf. einnimmt, bezeichnet werden, und es wird nun der Commentar in seiner besonderen *sprachlichen* Seite, sodann noch die Auslegung einzelner Stellen zu betrachten sein. Bei den umfassenden und gründlichen Kenntnissen, die der Hr. Verf. im philologischen Gebiete verräth, ist es bei Lösung schwieriger Puncte hin und wieder auffallend, dafs er sich von aufsen her durch zersplitterte grammatische Bestimmungen leiten läfst, ohne die Sache in ihrem eignen Grunde und Mittelpuncte unbefangen zu beleuchten und das anscheinend Falsche oder Ungewöhnliche selbstständig zu rechtfertigen. Hieraus sind mitunter, trotz der in der Regel guten grammatischen Begründung, Einseitigkeiten entstanden, welche sicher vermieden wären, wenn der Hr. Verf. auch die philologische Masse mehr durch einen inneren regen Puls, durch den vernünftigen Begriff belebt und begeistigt hätte. Die Sprache wurzelt ja, wie die ihr einverleibten geistigen Erzeugnisse tief im Geiste; sie ist aus dem Geiste geboren und ihre einzelnen Theile sind von geistigen Adern durchdrungene Glieder eines organischen Ganzen, welches ohne Geist zu sein scheint, wenn es geistlos betrachtet, mit dem Verstandesmesser secirt, in *disjecta membra* zerlegt und als solche feil geboten wird. Unter den wichtigsten Theilen der Sprachen machen nun, insbesondere im N. T., die Präpositionen oft bedeutende Schwierigkeiten und man thut in bedenklichen Fällen vorerst noch recht gut, statt des von der Hand

Weisens oder Verweisens auf Grammatiken, die nöthige Rechtfertigung zur vollen Befriedigung des Lesers sogleich anzuknüpfen, wenn anders die Präposition in einer wirklich ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht ist. Es war z. B. unnöthig, bei ἐπί c. *Dat.* in der Bedeutung *wegen* oder *für* (p. 5.) und *über* (p. 382.) auf Winer, Wahl oder Andere zu verweisen, da jene Bedeutung auch bei den Verbis: sich freuen, sich betrüben, sich wundern, lachen, danken, stolz sein u. a., als Grund oder Bedingung dem ursprünglichen Charakter gemäfs zu fassen ist und deshalb nichts Abnormes enthält. Ohne Begründung wird dagegen dem ἐν die Bedeutung *durch* beigelegt (p. 74. ἐν ὑμῖν κρίνεται ὁ κόσμος); es bezeichnet hier nicht sowohl das blofse Mittel, durch welches, als vielmehr das Princip, in welchem die Welt gerichtet ist, und dies Princip ist der sie durchdringende Geist der Wahrheit und Heiligkeit, in welchem alle Unwahrheit ihren absoluten Richter findet, wie ewig in der Gerechtigkeit das Ungerechte, in dem Gesetze das Gesetzlose, in Gott das Gottlose an sich bereits gerichtet ist und auch für sich wirklich gerichtet wird. Befremdender noch ist es, dafs der Hr. Vf. διὰ τοῦ ὀνόματος τοῦ κυρίου „beim Namen Christi, als einfache Beschwörungsformel" fafst (p. 8.). Wie sollte dies sprachlich zu rechtfertigen sein (etwa durch das Lat. *per*)? Mufs es nicht vielmehr heifsen: *durch den Namen Christi* d. h. kraft des wahrhaft christlichen Bekenntnisses oder vermittelst Christi, wie er in dem ganzen Umfange seiner göttlichen Natur und Herrlichkeit, welches zusammen der Name umfafst, zu bekennen und zu verehren ist. Ueber den Gebrauch und die Bedeutung des ὄνομα mufste wohl aufserdem, namentlich bei der Formel εἰς τὸ ὄνομα βαπτίζεσθαι (p. 10.) Einiges angemerkt werden. Wenn ferner κατὰ κεφαλῆς ἔχων (nämlich τί) übersetzt wird „eine Hauptbedeckung tragend", so liegt dies nicht unmittelbar in den Worten und bedurfte einer Erörterung; grammatisch heifsen sie zunächst: etwas vom Kopf *herab* habend, wodurch dann allerdings auf eine Verhüllung oder Bedeckung des Kopfes hingedeutet wird. Ebenso war eine kurze Begründung nöthig (p. 22.) bei Uebersetzung der Worte: ἐγενόμην πρὸς ὑμᾶς „*Ich kam zu Euch und war bei Euch* (*const. praegnans cf. Joh. I*, 2.)"; denn in γίγνεσθαι gehört das Kommen und Sein nicht zur eigentlichen Bedeutung, nach welcher die Redensart heifst: zu ihnen hin werden, sich zu ihnen hin bewegen, zu ihnen gehen (εἰς Λακεδαίμονα γίγνεσθαι). Mit Joh. I, 2. verhält es sich hinsichtlich des πρός zwar ähnlich: er war im Verhältnisse, in innerer Beziehung zu Gott, wofür sich wegen des ἦν wohl sagen läfst: er war bei Gott; allein in jener Stelle liegt wegen des γίγνεσθαι das *Sein* (bei ihnen) etwas ferner. In diesen und ähnlichen Fällen kann man dem Hrn. Verf. keineswegs Irrthümer vorwerfen, sondern nur den Vorwurf machen, dafs er mitunter die nöthige Beweisführung nicht aus der Sache selbst hervorgehen läfst, sondern entweder ganz unterläfst oder von aufsen herholt, welches bei anderen grammatischen Puncten noch mehr auffällt. Ref. ist fest überzeugt, dafs der Hr. Verf. die Nichtigkeit des abstrakten Verstandesunterschiedes eines *Genit. subjecti* und *objecti* bei genauer Prüfung sicher durchschauet hätte; denn alle Fälle, in welchen er von jenem Unterschiede Gebrauch macht, sind auffallend vereinseitigt. So soll μαρτύριον τοῦ Χριστοῦ das Zeugnifs von Christo blofs *genit. obj.* sein (p. 5.); aber dies begreift doch wohl das Zeugnifs, welches Christus von dem in ihm offenbaren göttlichen Wesen abgelegt hat, ganz und gar mit in sich, und in beiden Beziehungen ist es soviel, als die von Christo geoffenbarte und von den Aposteln verkündete Lehre, kurz das *Evangelium*. Bei μαρτύριον τοῦ θεοῦ (p. 21.) ist der Hr. Verf. einen Augenblick ungewifs, ob er einen *gen. obj.* oder *subj.* daraus machen soll, für welches Letztere er sich erklärt, obgleich das Zeugnifs, welches Gott in Christo von sich, und welches Christus von Gott ablegt, offenbar zusammenfallen, p. 8. wird κοινωνία τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Ἰησοῦ Χριστοῦ für einen *gen. obj.* ausgegeben; indefs die Gemeinschaft Christi umfafst doch sicher gleichsehr das Vereinigtsein Christi mit den Christen, als dieser mit Christo, da ja eins ohne das Andere unmöglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinther. Von Gust. Billroth.

(Fortsetzung.)

Selbst in Fällen, wo der Genit. und der damit verbundene Casus sich augenscheinlich noch ganz unmittelbar wie die Substanz zum Accidenz verhalten, wird der volle Sinn durch jene Sonderung zersplittert; wer fühlt nicht das Gewaltsame, wenn *cap. IX,* 12. *εἰ ἄλλοι τῆς ὑμῶν ἐξουσίας μετέχουσι κτλ.* übersetzt wird: wenn Andere an der Macht über Euch (*gen. obj. p.* 124.) Theil haben u. s. w.! Der einfache Sinn ist: wenn Andere an dem Vermögen oder der Macht, welche nämlich Euch in äufserem Ansehen oder in dem Besitze irdischer Güter zu Gebote steht (wovon vor und nach jener Stelle die Rede ist), Theil haben u. s. w., worinn denn zugleich ein gewisses Anrecht an ihnen miteinbegriffen ist. Ebenso gezwungen ist es, *cap. XII,* 7. *ἑκάστῳ δὲ δίδοται ἡ φανέρωσις τοῦ πνεύματος* zu übersetzen: „es wird jedem eine besondere Weise, wie er den in ihm wirksamen Geist nach aufsen hin offenbaren soll, gegeben" (*gen. obj. p.* 163.). Denn dies setzt doch die Offenbarung des Geistes in ihm voraus und wie der Geist in ihm sich offenbart, so mufs er dann natürlich nach aufsen hin im Gottkräftigen Leben geoffenbart werden, so dafs ohne jenes dieses gar nicht sein kann. Am meisten geräth der Hr. Vf. in die Enge bei *ἡ τοῦ κόσμου λύπη* im Gegensatz gegen *ἡ κατὰ θεὸν λύπη* (p. 327. und 328.) und obwohl er der schroffen Unterscheidung fast schon entsagt, so erhält doch der *genit. subj.* (eine Betrübnifs, wie sie die Welt, der weltliche Mensch hat, im Unterschiede von der Betrübnifs wegen weltlicher Dinge) noch einen Vorzug. Allein es ist auch hier nothwendig die Betrübnifs des Weltmenschen wegen weltlicher Dinge, also *genit. subj.* und *obj.* zusammenzufassen, da erst durch dies Letztere, welches jedoch nicht ohne das Erstere gedacht werden kann, der Gegensatz gegen die Betrübnifs *κατὰ θεὸν* entsteht. Hiermit wird nun dieser Punkt, zumal da noch einige andere grammatische Gegenstände beurtheilt werden müssen, zur Genüge berücksichtigt sein, und es mag nur noch die Bemerkung folgen, dafs in einzelnen Fällen die eine Seite wohl etwas mehr hervortreten kann, aber nie zum Gegensatze gegen die andere wird, wie es auch in der Natur des Genit., der unmittelbar beide Seiten (das Subj. im Obj. und dieses in jenem) zusammenbegreift, begründet ist. — Um das *ἀλλ' ἤ*, welches von Einigen III, 5. beibehalten wird, in der Bedeutung *nisi* oder *praeter* zu rechtfertigen, nimmt der Hr. Verf. eine „Vermischung zweier Gedanken" an (p. 38. u. 39.), nämlich *οὐδὲν* (*ἄλλο*) — *ἀλλά*, und *οὐδὲν* (*ἄλλο*) — *ἤ*. Indefs die Rechtfertigung möchte wohl näher liegen; nämlich *ἀλλ' ἤ* und *ἄλλο ἤ* sind im Wesentlichen einander gleich, da offenbar auch *ἄλλα* (als Neut. pl.) ursprünglich mit dem Adject. zusammengehörte, und diese ursprüngliche Verbindung ist bei *ἀλλ' ἤ* in einzelnen Fällen (z. B. *hier*) noch ganz augenscheinlich, mag es immerhin häufig nur zur Bezeichnung des Gegensatzes dienen. Die fragliche Stelle läfst sich übersetzen: *was* (wer) *ist nun Paulus, was ist Apollo anders als* (wenn nicht) Diener? Obwohl diese Erklärung wie manche andere, von selbstständigen sprachlichen Ansichten des Hrn. Verfs. abweicht, so wäre es dennoch, wie schon bemerkt ist, in vielfacher Beziehung besser gewesen, wenn er der eignen unbefangenen Einsicht in die objektive Sache mehr gefolgt wäre, und nicht so Manches gleich über einen fertigen bestimmten Leisten geschlagen hätte, wie nothwendig es auch in unzähligen Fällen ist, die Lexica, Grammatiken und andere äufsere Hülfsmittel zu Rathe zu ziehn. Nach vorgeschriebener fixer Regel werden in anscheinend ungewöhnlichen Sätzen *Attraktionen* angenommen, welche bei sorgfältiger Beleuchtung schwinden, wie aus einigen Beispielen erhellen wird. Die Worte *λοιπὸν οὐκ οἶδα, εἴ τινα ἄλλον ἐβάπτισα* I, 16. hält der Hr. Verf. nach Winer's

Bestimmung für eine nicht weiter erörterte *Attraktion* (p. 11.), da doch die Konstruktion ganz sachgemäfs ist; denn λοιπόν (übrigens) soll doch wohl nicht als vorausgenommener Accus. gefafst werden, da es ja, wenn nicht ἄλλον stände, ἕτερον heifsen müfste (im Lat. nicht Acc. *reliquum*, sondern *alium*), und auf οἶδα läfst nun der Apostel nicht ὅτι, welches die Gewifsheit (ich habe weiter Niemanden getauft) ausdrücken würde, sondern εἰ folgen, weil eine Ungewifsheit bleiben soll: übrigens weifs ich nicht, ob ich noch Jemanden getauft habe. Eine andere Attraktion wird in die Worte φανερούμενοι, ὅτι ἐστέ κτλ. 2 Cor. III, 3. (p. 279.) geschoben, sofern man nämlich statt des φανερούμενοι erwartet: φανερόν oder δῆλόν ἐστιν, ὅτι ὑμεῖς κτλ. Allein dieses φανερόν oder δῆλόν ἐστι ist besonders dann an seinem Orte, wenn es dem Redenden offenbar erscheint, dafs die Sache so oder so ist, und wenn er sie als solche beweisen zu können glaubt; wird es dagegen als Adject. oder als Particip. mit dem auf ὅτι folgenden Subjecte in Gen. und Num. verbunden, so ist hierdurch natürlich gleich die Sache selbst als einleuchtender Beweis bezeichnet; jenes ist demnach mehr Subj., dieses mehr Obj., welches Letztere hier höchst angemessen ist, da es gerade vorher heifst, dafs *sie selbst* die ἐπιστολή seien, γινωσκομένη καὶ ἀναγινωσκομένη ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων. — Zur Erklärung des schwierigen μή 2 Cor. V, 21. (τὸν γὰρ μὴ γνόντα ἁμαρτίαν κτλ.) macht der Hr. Verf. die Bemerkung, dafs Paulus „den Standpunkt vom Geiste Gottes bezeichnen wolle, *deus eum, qui non novisset* (οὐ γνόντα wäre: *qui non noverat*) *peccatum, fecit etc.*" (*p.* 314.) Wozu aber eine solche Unterscheidung, welche hinsichtlich des Gedenkens bedeutungslos oder gar störend, hinsichtlich der Form gezwungen erscheinen mufs? Bei Plato bedeutet τὸ μὴ ὄν das dem Geiste und der Wahrheit nach absolut *Nichtseiende* (im Unterschiede von τὸ οὐκ ὄν dem einzelnen empirisch nicht Seienden) und demgemäfs ist denn auch wohl hier an Christum zu denken, wie er in seinem göttlichen Wesen und absolut wahren Geiste eben so wenig als Gott die Sünde kannte, wogegen τὸν οὐ γνόντα ihn mehr in der äufseren, auf das Einzelne gerichteten, menschlichen Seite umfassen würde. Ein schlagendes Beispiel findet sich noch Gal. IV, 8. (τοῖς μὴ οὖσι θεοῖς), wo die Götter als solche bezeichnet werden, die überhaupt dem Geiste und der Wahrheit nach *keine* sind, und aufserdem ist μή mit dem Particip in unzähligen Fällen verbunden, wo die Negation als durch den Gedanken vermittelt erscheint. — Noch eine grammatische Bemerkung erlaubt sich Ref. in Betreff des ὥστε III, 21. und des ἵνα IV, 3. gegen den Hrn. Verf. zu machen. Jenes mit dem Imper. καυχάσθω verbundene ὥστε soll nämlich für „ὥστε μηδένα καυχᾶσθαι δεῖν" stehen (p. 47.): dies ist jedoch unnöthig, da ja ὥστε als unabhängige Folgerungspartikel (*ita-que*) selbst im Anfange eines Fragesatzes stehen kann und auch sonst beim Imper. vorkommt (ὥστε θάῤῥει): *also rühme sich Niemand* ἐν ἀνθρώποις an Menschen, d. h. dessen, was nur Menschen angehört, was endlicher und vergänglicher Natur ist. Ferner die Erklärung des ἵνα wie überhaupt der Worte: ἐμοὶ δὲ εἰς ἐλάχιστόν ἐστιν, ἵνα ὑφ' ὑμῶν ἀνακριθῶ möchte sich schwerlich genügend begründen lassen; denn es ist mifslich, ohne Weiteres dem ἐμοὶ εἰς ἐλάχιστόν ἐστι ein „*non curo*" unterzulegen (p. 51.) und darauf hin zu übersetzen: „ich sorge nicht sehr darum, dafs ich von Euch beurtheilt werde, nämlich, wie aus dem Zusammenhange mit V. 2. (?) hervorgeht, um mir dadurch Ruhm zu erwerben". Was vorerst den Zusammenhang betrifft, so sagt der Apostel das ἐμοὶ δὲ κτλ., weil nicht *sie*, sondern allein *der Herr* ihn in seinem innersten Wesen beurtheilen könne (*vid. V.* 4.); jene Redensart heifst aber: es ist mir *durchaus geringfügig* oder *gleichgültig*, und hierauf läfst der Apostel ἵνα folgen, um die bestimmte Tendenz oder Absicht der Corinther, ihn nämlich zu bekritteln, anzudeuten (es ist mir völlig gleichgültig, dafs ich von Euch beurtheilt werde oder werden soll, dafs Ihr mich beurtheilen oder richten wollt — der mich Richtende ist der Herr). Hätte der Apostel ὅτι gesagt, so wäre hiermit das wirklich Faktische angegeben, stände aber der blofse Infin., so wäre nur das Allgemeine, der Begriff, das noch Unbestimmte und Ungewisse ausgesprochen, während ἵνα, die Beabsichtigung bezeichnend, mehr als der Infin. aber weniger als ὅτι in sich fafst. — Es ist hier bereits die Seite der eigentlichen Auslegung berührt, welche jetzt noch besondere Beachtung erheischt.

Obwohl die dogmatische Einsicht des Hrn. Verfs. ein wesentliches Moment bei seiner Auslegung ausmacht, so weifs er dennoch in unbefangener Weise den Sinn der Worte, wie die unmittelbare Vorstellung des Apostels klar darzulegen, und, wo es ihm zweckmäfsig scheint, anderer Ausleger Ansichten in seine eigne Erklärung einzuflechten. Beide Briefe sind in bestimmte

Abschnitte passend eingetheilt und vor jedem Abschnitte wird der Inhalt in gedrängter Kürze treu zusammengefaſst; die Auslegung selbst zeugt von Gründlichkeit, Gewandheit, exegetischem Tacte und in dem gediegenen Gepräge des Ganzen ist über viele dunkle Stellen (*VII*, 14 ff. *VIII*, 3—6. *X*, 23—30. *XI*, 10. *XIII*, 12 u. 13 u. a.) helles Licht verbreitet, wenn gleich bei mancher schwierigen Stelle die Erklärung nicht ganz glücklich ausgefallen ist, wie einige Beweise darthun werden — *cap. I*, 2. bezieht der Hr. Vf. den Zusatz σὺν πᾶσι τοῖς ἐπικαλουμένοις κτλ. nicht auf den Gruſs des Apostels, sondern auf ἡγιασμένοις und κλητοῖς ἁγίοις, so daſs der Sinn ist: „ich entbiete Euch meinen Gruſs, die Ihr zugleich mit allen übrigen Christen geheiligt und berufen seid" (p. 3. u. 4.). Hiernach wäre indeſs der Zusatz überflüssig, da sie als berufene Christen auch nothwendig mit allen übrigen Christen geheiligt sein muſsten; auſserdem läſst sich noch in sprachlicher Hinsicht einwänden, daſs ἡγιασμένοις zu fern steht, ferner daſs in κλητοῖς ἁγίοις nicht jenes, sondern dieses, welches in der Uebersetzung ganz unberücksichtigt geblieben, der Hauptbegriff ist, und daſs endlich, da der Zusatz einen neuen hervorhebenden Gedanken enthalten soll, vor ἡγιασμένοις der Artikel stehen müſste, wogegen dies ἡγιασμένοις, wenn es als nachträglicher in dem Begriffe ἐκκλησία bereits enthaltener Zusatz erscheint, welches bei der Beziehung auf den Gruſs des Apostels der Fall ist, ohne Artikel stehen kann. Wird nun ferner, wie der Herr Verf. thut, das nachfolgende αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν nicht mit dem unmittelbar vorhergehenden ἐν παντὶ τόπῳ sondern mit dem ferneren κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ verbunden — die da anrufen den Namen unsers Hrn. J. Ch. überall „jedoch nicht bloſs unseres, sondern auch ihres Herrn" — so ist auch dies gezwungen und bedeutungslos, weil es sich (wie wenn man: mein Himmel oder mein Gott, sagt) von selbst versteht. Natürlich ist der Sinn und Zusammenhang der Worte, wenn Paulus der Corinthischen Gemeinde Grüſse sagt und zugleich allen denen, die anrufen den Namen unseres Herrn J. Ch. *an jedem Orte*, sowohl *ihrem* als auch *unserem* d. h. mögen sie nun an ihrem eignen Orte, in ihrer Heimath sein, oder an unserem, bei uns (gleichgültig ob in Ephesus oder Corinth). Demnach hat der Apostel bei jenem Zusatze die fremden Christen im Auge, welche sich grade jetzt in Corinth aufhielten, und auch hier, wie in ihrer Heimath, an den gottesdienstlichen Versammlungen eifrigen Antheil nahmen. — V. 21. übersetzt der Hr. Verf. die Worte: ἐν τῇ σοφίᾳ τοῦ θεοῦ zuerst: „in der wahren Weisheit, in der Lehre des Evangeliums", welches jedoch, da von der vorchristlichen Zeit die Rede ist, noch nicht hierher gehört; gleich darauf wird auch statt dieser Auffassung unter σοφία τοῦ θεοῦ „die aus der Betrachtung der Werke Gottes erworbene Weisheit" verstanden (p. 15.).

(Der Beschluſs folgt.)

XLVII.

Beiträge zu der Lehre von den Nichtigkeiten im Civil-Processe nach gem. Deutschen Rechte, nebst einem Anhange, Bemerkungen über die Bestimmungen der Anhalt. Proceſsordnung u. d. Zerbster Ob. App. G. Ordnung in Betreff der Nichtigkeiten enthaltend. Von Carl von Röder, Herz. Anh. Bernb. Reg. u. Consist. Assessor. Bernburg, 1831. Druck u. Verlag von Fr. Wilh. Gröning (in Comission bei Schwetschke u. Sohn in Halle). XI. 211 S. 8.

Diese kleine, aber mit Umsicht, Fleiſs und eindringendem Verstand geschriebene Schrift, verdient jedenfalls eine, wenn auch späte, Anzeige in diesen Blättern, da ihr zur Zeit noch keine bestimmtere öffentliche Anerkennung im Gebiet der Kritik zu Theil geworden ist. Die hauptsächlichen Schwierigkeiten, welche die Lehre von den Nichtigkeiten im gemeinschaftlichen Civil-Verfahren, hinsichtlich der deshalb zustehenden Rechtsmittel darbietet, dürfen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Nachdem nun der Verf. zuerst das Geschichtliche dieser Lehre nach Röm. canon u. Deutschen Gesetzen erörtert hat, vorzüglich die Redactionsgeschichte des J. R. A. §. 121. 122. ingleichen die Ansichten der Deutschen Proceſsualisten älterer und neuerer Zeit, nicht ohne bei Einzelnen eine gemessene Kritik auszuüben: so trägt er von §. 24. an S. 108. seine eignen Ansichten vor, ausgehend von der Nothwendigkeit einer Verbindung oder von der Einheit der Philosophie des Rechts und der positiven Rechte. Es wird dabei hingewiesen auf das doppelte Element, welches den Forderungsrechten im gerichtlichen Wege die Vollendung giebt, nämlich Gegenstand und Form des Verfahrens und eben darnach nun das Wesen der verschiedenen Rechtsmittel gegen richterliche Urtheile bestimmt. Dann wird geschichtlich erläutert, was der J. R. A. unter den unheilbaren Mängeln oder Nullitäten eines Verfahrens verstanden haben könne, wobei der Verf. im Ganzen auf die Ansicht von Mittermaier kommt (S. 103 f. 116 f.), daſs jenes Reichsgesetz im Allgemeinen Nichts neues verordnet, sondern zunächst nur die C. G. O. von 1555. Th. 3. Tit. 34. bestätigt, jedoch auch zugleich den Kreis der unheilbaren Nichtigkeiten mehr abgeschlossen habe.

Hierbei kommt es denn freilich besonders darauf an, was unter den unheilbaren Mängeln in den Substantialien zu verstehen sei, oder bei welchen Substantialien des Verfahrens dergleichen Nullitäten vorkommen können; und dies ist eben der schwierigste Punkt. Nach dem Verf sind die Gründe einer s. g. unheilbaren Nichtigkeitsklage außer den dahin unzweifelhaft gehörigen Mängeln in der Person des Richters — des Klägers, — des Beklagten und ihrer Stellvertreter: Mangel eines Anrufs der Staatshilfe — des Wechselgehörs — eines Urtheils. Alle übrigen Verstöße und Mängel werden zu den Heilbaren gerechnet. Zuletzt folgt eine Erörterung des Verfahrens und der Eigenheiten der verschiedenen Rechtsmittel, welche in den einzelnen Fällen offen stehn, und ein besonderer Anhang über die Bestimmungen der auf dem Titel bereits angegebenen Landesgesetze.

Man kann unbedenklich behaupten, dafs die fragliche Lehre durch diese neue Bearbeitung bedeutend gewonnen hat, wenn man auch in manchen Stücken andrer Meinung sein, und insbesondre noch eine umfassendere geschichtliche Nachweisung der ältern Nichtigkeitstheorie, so wie der reichsgerichtlichen Praxis, endlich der Deutschen Partikularrechte und Praxis wünschenswerth finden könnte, da diese in der That häufig eine eigenthümliche Richtung hier behauptet haben; worüber aber freilich literärische Hilfsmittel nicht immer und aller Orten zugänglich sind. Nach des Ref. Urtheil ist der Kreis der unheilbaren Nichtigkeiten *in substantialibus* zu eng gezogen, auch möchte noch eine nähere Bestimmung darüber nöthig sein, wie weit das Recht des Oberrichters gehe, eine Nichtigkeit aus früherer Instanz ohne Cassation des vorigen Verfahrens zu heben, oder mit andern Worten und mit der R. C. G. O. zu reden, wann ein Unrecht in einer Instanz für unwiderbringlich zu erachten sei. Man dreht sich hier vielfach in einem sonderbaren Kreise herum.

XLVIII.

Sappho und Erinna nach ihrem Leben beschrieben und in ihren poetischen Ueberresten übersetzt und erklärt vom Prof. Franz W. Richter. Quedlinburg, und Leipzig. 1833. S. 99. 8.

Uebersetzungen classischer Poesieen leiden an mannigfachen Fehlern; manche von diesen entspringen daher, dafs der Uebersetzer sich nicht gefragt hat, für wen er übersetzt; für den Gelehrten von Fach braucht es keiner Verdeutschung, für den Nichtgelehrten noch weniger die lästige Ausführlichkeit von Untersuchungen, Emendationen und Citaten. Der Hr. Verf. fühlt sehr richtig, wenn er sagt, dafs „gelehrter Aufwand bei Uebersetzungen in der Regel doch nur verschwendet sei, weil deren Leser ihn meistens nicht verstehen oder wenigstens unbeachtet lassen". Und doch verschwendet er; zu diesen Fragmenten „mehr Brocken als vollständigen Gerichten, mit denen er den Leser regalirt", läfst er eine grofse Dienerschaft von Erläuterungen, mit Citaten aller Art galonnirt, aufwarten und zu den kleinen Bissen grofse Schüsseln von Zugemüse, Vorkost und Nachkost auftragen. So handeln die ersten 25 Seiten von dem Leben der Sappho in einer Weise, dafs der Hr. Vf. p. 9 sich selbst mit den Worten unterbricht: „wir haben den Leser bereits um Entschuldigung zu bitten, dafs wir seine Geduld mit einer langweiligen Namensuntersuchung auf eine so harte Probe gestellt haben; also schnell weiter". Dann folgen nach der Uebersetzung von 37 auserlesenen Fragmenten der Sappho (p. 29 — 46) mehr oder minder ausführliche Erläuterungen und Vorschläge zu Emendationen (p. 49 — 59.) In gleicher Weise wird, von p. 63 — 75, von dem Leben der Erinna gehandelt, dann folgen p. 79 — 83. der Erinna vier Epigramme und das Gedicht an Rom und von p. 87 — 90. Erläuterungen zu diesen Gedichten. Die Poesien der beiden Dichterinnen sind so unmittelbar aus dem Bereich ihrer persönlichsten Verhältnisse, dafs sie, in ihre Biographien verflochten, zugleich diese belebt und sich selbst leicht aus dem Zusammenhang der Darstellung erklärt hätten: und der Hr. Vf. zeigt überall so viel poetischen Sinn, stylistische Gewandheit und gelehrtes Studium, dafs wir jenen Mifsgriff in der Wahl und Anordnung seiner Mittheilungen doppelt beklagen müssen; er hätte die Literatur mit einem anziehenden Bilde Hellenischen Dichterlebens bereichern können.

Doch wir sind dem Hrn. Vf. auch für das, was er hat geben wollen, vielen Dank schuldig. Für die biographischen Darstellungen hat ihm Welcker, vielleicht der glücklichste Forscher der Deutschen Philologie, den Weg geöffnet; er ist ihm mit Vorsicht und Glück gefolgt; auch die Erklärungen sind passend und oft überraschend. Vor allen aber verdient die Uebersetzung allen Beifall; sie hat den süfsen Duft der Griechischen Verse zu bewahren gewufst; die Rhythmik ist leicht und korrekt; namentlich hat sie in der Sapphischen Strophe jene Gelindigkeit und Innigkeit bewahrt, welche von Deutschen Dichtern so oft durch die gespreizte und höchst verkehrte Prätension der Horazischen Cäsur verdorben wird. Auch die Hexameter des Hrn. Vfs. sind schön geformt und wir rechten mit ihm nicht um den Trochäus unter daktylischen Versen, obschon er auch diesen, wenn er sich von seiner unruhigen, die Majestät des Hexameters störenden Schwächlichkeit überzeugte, bei der grofsen Gewandheit, welche die Uebersetzung auszeichnet, gewifs leicht würde vermeiden können. — Der Uebersetzung des Pindar, deren baldiges Erscheinen der Hr. Vf. in der Vorrede verspricht, sehen wir mit grofsen Erwartungen entgegen.

Joh. Gust. Droysen.

№ 35.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinther. Von Gust. ***Billroth.***

(Schluſs.)

Aber warum nun gleich in dieser Aeuſserlichkeit? wie undeutlich wäre ein solcher Sinn in jenen Worten ausgedrückt, und wie kann aus der äuſsern Betrachtung der Werke eine göttliche Weisheit erworben werden, wenn nicht bereits in ihnen selbst ein höheres Licht leuchtet, durch welches ihnen die Augen über das Aeuſsere geöffnet werden und worin also die Weisheit innerlich wurzelt? Jene *σοφία τοῦ θεοῦ* ist die von Gott ausgehende und deshalb das Göttliche auch zum Gegenstande und Inhalte habende Weisheit (*genit. subj.* und *obj.*), die den Heiden ebensowenig als den Juden, mochten sie immerhin höchst unweise sein, von göttlicher Seite entzogen war (denn *τὸ γνωστὸν τοῦ θεοῦ φανερόν ἐστιν ἐν αὐτοῖς* Röm. I, 19.); lieſsen sie demnach die göttliche Weisheit in sich nicht leuchten, so war hieran allein die *σοφία τοῦ κόσμου*, die selbstische, mit nichtigen Dingen, angefüllte Afterweisheit, die Aufgeblasenheit des eigensinnigen Verstandes Schuld, welches der Apostel selbst erwähnt. — Von der schwierigen Stelle *III*, 13—15. giebt der Hr. Verf. eine Erklärung (p. 42—44.), welche den Worten des Apostels wenig entspricht. Bei *ἡ γὰρ ἡμέρα δηλώσει* soll *τί τὸ ἔργον* supplirt werden, und zu den nächstfolgenden Worten wird *ἡμέρα* als Subject hinzugedacht, wonach dann der Sinn: denn der Tag wird, wie das Werk ist, kund thun —, „jener Tag wird in Feuer offenbart, d. h. mit Feuer erscheinen"; über *οὕτω δὲ ὡς διὰ πυρός* kommts zu keinem festen Resultate. Zuvörderst hat das Suppliren stets einen willkürlichen Anstrich und nur zu häufig wird dadurch die Schwierigkeit nicht gehoben, sondern nur verdeckt oder verschoben; doch selbst hiervon abgesehen, was soll denn das folgende *ὅτι*, welches unberührt gelassen ist, was enthält jener trübe Satz eigentlich für einen Gedanken, und ist der folgende Satz *καὶ ἑκάστου τὸ ἔργον κτλ.* im Vergleich mit dem ersten nicht tautologisch? Wird zu den Worten nichts supplirt und an ihnen nichts geändert, so lauten sie mit gutem Sinn so: denn der Tag (natürlich jener Tag des Herrn) wird kund thun, daſs in Feuer geoffenbart wird (daſs also eine Offenbarung oder Läuterung in Feuer geschieht), und wie eines Jeden Werk beschaffen ist, wird das Feuer erproben oder zeigen. Wenn Jemandes Werk bleiben wird — so wird er Lohn erhalten, wenn Jemandes Werk verbrennen wird, so wird er Strafe leiden; er selbst aber wird erhalten werden, *οὕτω δὲ ὡς διὰ πυρός* so aber, wie durch Feuer d. h. wie durch Feuer geschieht, indem nämlich alle gehaltlosen Bestandtheile vernichtet werden, so daſs dann auch die Beschaffenheit seiner persönlichen Rettung noch sehr in Frage steht, und davon abhängt, wie gewissenhaft, fromm und rechtschaffen er, auſser jenem Werke, *für sich* in seinem individuellen Wandel war. — Bei einer nicht minder schwierigen bekannten Stelle (*XV*, 29 *ἐπεὶ τί ποιήσουσιν οἱ βαπτιζόμενοι ὑπὲρ τῶν νεκρῶν; κτλ.*) stimmt der Hr. Verf. den Auslegern bei, welche die Worte auf eine *stellvertretende* Taufe beziehen, wenn gleich sichere Zeugnisse über eine solche schon zur Zeit des Apostels herrschende Sitte fehlen. Lieſse man bei jenen Worten die höchst undeutliche Bezeichnung solcher, für welche andere getauft sein sollen — und den Art. *τῶν*, der nicht einige nur, sondern die Todten überhaupt bezeichnet — ganz auſser Acht, und könnte man auſser allem Zweifel setzen, daſs schon zur Zeit des Apostels *stellvertretende* Taufen statt gefunden, so würde desohnerachtet eine Erklärung, nach welcher der Sinn der unveränderten Worte auf die Getauften selbst ginge, sicher vorzuziehn sein, weil alsdann der Beweis des Apostels, als auf

Alle sich beziehend, bei weitem schlagender wäre. Es ist nun aber aus Röm. VI, 3 ff. bekannt, dafs der Apostel in der Taufe eine Beziehung auf die Auferstehung, sowohl Christi als auch überhaupt der Christen, findet, und hieraus ein Argument für die Todtenauferstehung entnehmend, fragt er nun: was sollen denn die thun, welche sich taufen lassen wegen der Todten, d. h. nach Röm. VI, 4 um von den Todten zu auferstehen (ὥσπερ ἠγέρθη Χριστὸς ἐκ νεκρῶν). Weder der Artik. vor βαπτιζόμενοι noch der vor νεκρῶν kann bei einer solchen auf Alle bezogenen, gleichsam demonstrativen, Hinweisung etwas Auffallendes haben; ausserdem gewinnt die Erklärung noch bedeutend durch die folgenden Worte. — Einige weniger bedeutsame Abweichungen verschweigend, legt Ref. nur noch eine wichtige Stelle, nämlich 2 Cor. XIII, 7, zur näheren Berücksichtigung vor. Der Hr. Verf. übersetzt: „ich flehe zu Gott, μὴ ποιῆσαι ὑμᾶς κακὸν μηδέν nicht gezwungen zu sein, Euch irgend ein Böses anzuthuen — und indem er nun aus εὔχομαι „den Begriff θέλω oder dergl." für das folgende ἵνα beibehält und in δόκιμος die Bedeutung: „probehaltig oder strenge" annimmt, übersetzt er weiter: „nicht (wünsche ich), dafs ich probehaltig (d. h. also strenge) mich zeigen mufs, sondern dafs Ihr das Gute thut, ich aber wie unprobehaltig bin (d. h. unprobehaltig, also nicht strenge, erscheine)". Hiernach hat entweder der Apostel sehr unklar gedacht und höchst schwerfällig construirt, oder es ist seinen Worten Gewalt angethan, und dies Letztere wird wohl der Fall sein. Denn vorher sagt der Apostel, er könne, wenn er wolle und müsse, die verlangte δοκιμή (Bewährung seiner apostolischen Würde und Kraft) wohl zeigen, hoffe aber, dafs man ihn nicht für einen ἀδόκιμος halte und bitte zu Gott, dafs sie nichts Böses thuen möchten, nicht (nämlich bitte er hierum) damit er als δόκιμος sich zeige (denn sich in seiner Kraft zu bewähren, dazu hatte er ja, wenn sie nichts Böses thaten, keine Veranlassung), sondern damit sie nur das Gute vollbringen, er aber wie ein ἀδόκιμος sei (sofern er nämlich, was grade sein heifsester Wunsch war, bei ihrem Gutesthun sich nicht als δόκιμος ihnen zu zeigen brauchte).

Dem Begriffe einer unparteiischen Beurtheilung zufolge mufste auf die berührten Mängel aufmerksam gemacht werden; indefs ohnerachtet der Gegenbemerkungen kann Ref. mit dem aufrichtigen Bekenntnisse schliefsen, dafs der vernünftige Standpunct, die tüchtigen Kenntnisse und das durchdachte Urtheil des Hrn. Verfs. obigem Commentare wahrhaft wissenschaftlichen Werth verleihen.

Matthies.



XLIX.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Exkursen von Carl Ludwig Roth. Nürnberg, 1833. 282 S. *gr.* 8.

Die Bearbeitung des Tacitus hat in der letzten Zeit eine neue Richtung genommen, welche Ref. die grammatisch-hermeneutische nennen möchte. Ihr Wesen besteht darin, dafs die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Autors und nahmentlich seine Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch zusammengestellt, zergliedert, auf gewisse allgemeine Resultate zurückgeführt und diese wiederum zur Erklärung der einzelnen Stellen und zur Entscheidung über die Richtigkeit des Textes angewandt werden. Das gründliche Verständnifs des Autors ist durch die geschickte Verfolgung dieser Richtung befördert worden, und wieviel die Kritik des Textes durch die Zurückweisung aller Willkühr, die sich auf fremde Analogie stützen möchte, gewonnen hat, liegt in der Waltherschen Ausgabe vor, trotz der Mängel, die dieser zwar gewissenhaften aber peinlichen und ängstlichen Arbeit ankleben. Von den kleineren Schriften des Tacitus, die ebenfalls im letzten Decennium den Fleifs der Philologen vorzugsweise beschäftigt haben, eignet sich der Agricola durch den entschiedenen Charakter des Taciteischen Ausdrucks bei fafslichem Umfang und Inhalt am meisten zum Träger jenes grammatisch-hermeneutischen Verfahrens, und sein neuster Herausgeber, Hr. Roth, schliefst sich den verdienstlichen Bemühungen der Herren Becker, Walch, Selling, Walther, Bötticher, Petersen u. A. mit Ehren an, ja man kann sagen, dafs er es in der Verfolgung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Tacitus bis in das kleinste Geäder der Grammatik allen zuvorgethan hat. Die Einrichtung seiner Ausgabe ist diese, dafs er unter dem Text nur die nothwendigsten, aber doch zum Theil auch schon in die hermeneutische Dialektik einführende Erläuterungen, meist mit den Worten seiner Vorgänger, wo er sie billigte oder zur Widerlegung benutzte, giebt, darauf aber in 33 Excursen die angereg-

ten grammatischen Streitpunkte und Erörterungen in sachgemäfser Zusammenstellung und mit Verbreitung auf die übrigen Schriften des Tacitus behandelt, so über den Gebrauch des Dativs, des Ablativs, des *Nominativi* oder *Accusativi cum Infinitivo*, des Adverbii, der Präpositionen u. s. f.

Der geneigte Leser dieser Blätter wird überzeugt sein, dafs Ref. diesen Erörterungen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat, zugleich aber einsehen, dafs eine eben so ausführlich erörternde und in das Einzelne eingeliende Kritik (und einer solchen bedarf es) weder für unsere der gesammten Litteratur bestimmte Zeitschrift, noch überhaupt für eine Zeitschrift geeignet ist. Wir sind von der überaus grofsen Wichtigkeit der philologischen Disciplinen und nahmentlich der Grammatik zu sehr überzeugt, als dafs wir uns mit Mangel an Raum entschuldigen wollten, aber eine litterarische Zeitschrift soll keinen einzelnen Gegenstand sachlich erschöpfen wollen, nur zeitgemäfs auf neue Erscheinungen aufmerksam machen, die Richtungen bezeichnen, beurtheilen, ob sie mit Ernst und Gründlichkeit, oder leichtsinnig und oberflächlich verfolgt sind. Und da ist dann Hrn. Roth das vortheilhafteste Zeugnifs der Sorgsamkeit in seinem begränzten Gebiete und somit der Dank für seine Bemühung, die nur von Unkundigen gering geschätzt werden könnte, zu zollen. Zu gleicher Zeit müssen wir aber auf einiges Mangelhafte aufmerksam machen, das wir an der Arbeit des Hrn. Roth bemerkt haben, und was in der bezeichneten Richtung, bei einseitiger Verfolgung, zum Nachtheil der philologischen Disciplin hervorzutreten droht.

Erstlich könnten wir bedauern, dafs der grammatisch-hermeneutische Zweck den Herausgeber von der gründlichen Erläuterung der Sachen abgeführt hat. Die darauf bezüglichen Noten sind meist Excerpte fremder und gehen nicht tief. So S. 8 wo der Herausgeber erläutern will, was *equites illustres* sind. „*Ann.* 2, 59; 4, 58 *findet man equites illustres* (nicht auch anderwärts? wie *Ann. XI*, 4) *Ann.* 16, 17 *equites Rom. dignitate senatoria*, bei welcher letztern Stelle noch angegeben wird, der eine der beiden genannten sei früher *praefectus praetorii et consularibus insignibus donatus* gewesen. Wer eine solche Auszeichnung genossen hatte, war damit unter die *eq. illustres* versetzt. *Dasselbe* mufs mit den Procuratoren gewesen sein". Soll das die Erklärung eines *eques illustris* sein: wer die *insignia consularia* erhalten hat? So wären es zuversichtlich sehr wenige gewesen. Es sind vielmehr alle die, welche Senatorischen Census haben und, indem sie sich den Staatsgeschäften widmen, die Aussicht erhalten in den Senat erlesen zu werden. Ihnen erlaubte theils Augustus (mit dem Vigintivirat, vergl. *Ovid. Trist. IV*, 10, 53) theils Caligula nach *Dio Cassius* 59, 9, in Hoffnung nächstfolgender Standeserhöhung den *latum clavum* zu tragen. Der *praefectus praetorio* gehörte ganz gewifs zu ihrer Klasse: das war das wenigste, was ihm gewährt werden konnte, insofern er nach dem Grundsatz der Kaiserregierung nicht selbst Senator sein durfte: aber aufser ihm noch sehr viele andere, bis es zuletzt nur eine äufserlich ausgezeichnete Klasse des Ritterstandes wurde.

Doch wir wollen aus diesem Mangel Hrn. Roth weiter keinen Vorwurf machen. Warum soll es nicht Ausgaben eines klassischen Schriftwerks mit verschiedentlich hervorgehobenen Zwecken geben? Nur bei der Ausgabe eines Autors, die auf Vollständigkeit Anspruch macht, wie die Walthersche, würde diese Mangelhaftigkeit sachlicher Erklärung zu rügen sein. Der vorliegenden Ausgabe angemessener ist die Besorgnifs, ob nicht durch das Bestreben sprachliche Abnormitäten gegen die emendirende, zum Theil auch gegen die diplomatische Kritik in Schutz zu nehmen, dialektisch zu rechtfertigen und als allgemein gültig darzustellen, in den einzelnen Stellen der Sinn verkünstelt und die unbefangene Auffassung gestört wird. Ref. hat diese Ausstellung ebenfalls in ausgedehnterem Maafse gegen die Walthersche Ausgabe zu machen, aber auch Hr. Roth scheint ihm zuweilen aus befangener Gewissenhaftigkeit in diesen Fehler verfallen zu sein. Im 28. Excurse unternimmt er zu beweisen, dafs Tacitus die Conjunction *que* in rein adverbialer Bedeutung mit Verlust ihrer verbindenden Kraft für *quoque* gebraucht habe, eine Meinung, die, nachdem sie von ältern Interpreten hie und da schüchtern vorgebracht worden, neuerdings auch von Walther mit gröfserem Gewicht zur Rechtfertigung angefochtener Stellen angewandt wurde. Aber in einigen der gesammelten Stellen ist gar die Nothwendigkeit einer solchen Annahme nicht einzusehen, wie *Ann.* 3, 34 *Messalinus cui parens Messalla, ineratque imago paternae facundiae.* Was hindert denn *que* für *et* zu nehmen? Auch *Ann. I*, 28 *id miles rationis ignarus omen praesentium accepit, ac*

suis laboribus defectionem sideris assimulans, prospereque cessura quae pergerent, si cet. ist *que* als Conjunction zu fassen: die Soldaten nahmen es als Vorbedeutung auf und vergleichend und (mit der Meinung) dafs ihr Vorhaben gut von Statten gehen würde. In folgenden Stellen ist die Lesart aus *andern* erheblichen Gründen falsch: *Ann. II*, 33, wo zuversichtlich aus der Verderbnifs des Codex *talis quae* nicht *talesque* wie Hr. Roth, seinem Zwecke gemäfs, will, sondern *ita ut quae*, was Sinn und Construction verlangt, zu emendiren ist: und *Ann. VI*, 19 ac — *aurariasque ejus sibimet Tiberius seposuit* hilft auch *que* für *quoque* zu nehmen nicht, und ist viel wahrscheinlicher, wenn *que* nicht ganz zu streichen ist, dafs vorher *argentarias* (Silber- und Goldbergwerke) ausgefallen ist. Ferner ist in *Ann. II*, 43 nicht zu ersehen, welche Autorität das *que* gegen die *vulgata quoque* hat, die durch das Stillschweigen der neusten Vergleichung des Codex in der Bekkerschen Ausgabe bestätigt wird.

(Der Beschlufs folgt.)

L.

Ueber den Entwickelungsgang der Psychiatrie und sein Verhältnifs nicht blofs zur gesammten Medicin, sondern auch zu allgemeinsten und wesentlichsten Interessen der gegenwärtigen Zeit überhaupt, von Dr. J. M. Leupoldt. Erlangen, Heyder 1833. 48 S. 8.

Dieses Schriftchen, nur der Abdruck eines in der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen gehaltenen Vortrages, kann freilich dem umfassenden Inhalt des Titels nicht genügen, besonders da der Hr. Verf. sich noch auf Kritik der einzelnen Richtungen der Psychiatrie einläfst; allein es giebt sehr dankenswerthe Andeutungen, welche diesen Gegenstand auf ernstere und würdigere Weise, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, wiederanregen. — Der das Ganze durchziehende Hauptgedanke, durch welchen die einzelnen sonstigen Aeufserungen wiederholentlich zusammengeschürzt sind, ist der: dafs die Psychiatrie, welche bisher nur „als minder beträchtlicher Anhängsel der übrigen Heilkunde, und mehr vom Standpunkte der letzteren aus, als von ihrem eigenen, betrachtet und behandelt" wurde, und welche in „neuester Zeit besondere verhältnifsmäfsig auffallend und ämsig gepflegt wird, dadurch der nächste bedeutende Schritt ist zur wahrhaft anthropologischen Medicin und ein vorzügliches Zeichen, dafs die Medicin sich mehr und mehr des ganzen Menschen annehme, dafs sie somit wahr und wahrhaft anthropologisch werde". Dieser Grundgedanke, so wie dessen nähere Motivirung trifft im Wesentlichen mit dem zusammen, was Ref. in seinen „Elementen" etc. von 1829. zu entwickeln versuchte. Dieser so natürlichen öfteren und bestimmteren Begegnung auf *einem* Wege nach *einem* Ziele mufste leise gedacht werden, da das Schriftchen doch nach seinem Verhältnifs zu den anderweitigen Leistungen auf diesem Gebiete der Psychiatrie zu beurtheilen ist. Denn ob dieser oder jener dieses oder jenes früher sagt, darauf kommts der Wissenschaft selber nicht an, wenn nur Zeitgemäfses auf vernünftige Weise gethan wird und es nicht bei dem von Zeit zu Zeit laut werdenden Hin- und Her-Reden und Wünschen verbleibt. —

In einer 1830. gehaltenen und gedruckten Rede, in welcher auch viel Sinnvolles über die Anforderungen der Gegenwart an die Universitätsbildung vorkommt, bezeichnet der Verf. schon auf dem Titel, „*die* Medicin, welche sich in der nächsten Zukunft, sehr gegen die beschränkte und verkehrte Erwartung des medicinischen Haufens, immer deutlicher und kräftiger entwickeln wird", als eine germanisch-christlich-anthropologische. Dies „*germanisch-christlich*" hat er in vorliegender Rede vom Jahr 1833 fortgelassen, wenn gleich er am Schlufs sagt, dafs der, welcher „die ganze neue Entwickelungsperiode der Medicin repräsentiren werde, namentlich das Eine nicht vergesse, dafs für diese wie für alle anderen Gebiete einen andern (gemeinschaftlichen, tiefsten und sichersten) Grund niemand legen könne, als der da bereits gelegt ist, und auf den und nach welchem allein mit Glück fortzubauen ist". Welcher dies sei, sagt der Verf. nicht in dieser Rede, wohl aber in der über germanisch-christlich-anthropologische Medicin ausdrücklich, und sucht dies sowohl hier als auch in einem Aufsatze vom Jahre 1831. (über das Verhältnifs der Heilkunde zur Weisheit im Hippokratischen und christlichen Sinne) näher zu motiviren. — Das Christenthum, die christlichen Lehren als einzige Basis der neuen Entwickelungsstufe der Medicin subatruiren zu wollen, erscheint vom wissenschaftlich-historischen Standpunkte aus, auf welchem der Verf. doch selber steht, und bei richtigen Ansichten von dem Wesen der Medicin, des Menschen und der Anthropologie, mindestens gesagt, unausführbar. Nennt doch auch Hr. Leupoldt die Medicin das Haupt und die Krone der gesammten Naturkunde! — Der höheren Entwickelungsstufe der Medicin wird, wenn sie wahrhaft diejenige ist, welche Noth thut, also wenn sie die entwickelste, reichste und tiefste ist, das germanisch-christliche Element von selbst an und für sich involvirt sein, gerade so wie in der Hippokratisch-Galenischen Medicin, das griechisch-römisch-heidnische Element lebt. Die Medicin ist nicht allein ein Reislein, gepfropft auf den Stamm des Christenthums, sondern sie wurzelt selbstständig in der ganzen menschlichen Natur, und assimilirt sich von den in einer bestimmten Zeit herrschenden Ideen des Weltgeistes von selbst das, was sie zu ihrem Dasein bedarf, wenn sie anders die für die Zeit vernünftige, d. h. die höhere Entwickelungsstufe ihrer selbst ist. —

H. Damerow.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 3.

Personal-Chronik.

Der bisherige Privatdocent in der medicinischen Fakultät der Berliner Universität, Dr. *d'Alton*, ist zum aufserordentlichen Professor in dieser Fakultät ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor der Theologie an der Leipziger Universität, Dr. *Hahn*, zum ordentl. Professor in der evangel. theolog. Fakultät der Universität, und zum evangel. Konsistorialrath im Konsistorio zu Breslau zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentl. Professor bei der Berliner Universität, Dr. *von Schlechtendal*, zum ordentl. Professor der Botanik in der philosoph. Fakultät der Universität zu Halle, und zugleich zum Direktor des dasigen botanischen Gartens zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor an der Universität zu Halle, Dr. *Rosenkranz*, zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentl. Professor in der evangel. theolog. Fakultät der Universität zu Bonn, Dr. *Rheinwald*, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den ordentl. Professor in der philosoph. Fakultät der Universität zu Breslau, Dr. *Weber*, zum Geheimen Hofrathe zu ernennen geruht.

Der bisherige Kaplan an der katholischen Kirche zu Braunsberg, *Arent*, ist zum Direktor des Schullehrer-Seminars daselbst ernannt worden.

Des Königs Majestät haben dem Pfarrer *Bausch* in Koblenz ein vakantes Ehren-Kanonikat bei der Kathedral-Kirche zu Trier zu verleihen geruhet.

Se. Majestät der König haben dem evangelischen Bischof Dr. *Dräseke* zu Magdeburg, dem Superintendenten, Oberprediger *Boysen* zu Ermsleben, dem Prediger *Schieferdecker* zu Jeserich, im Regierungsbez. Potsdam, dem Prediger *Behrends* zu Hackenstädt im Regierungsbez. Magdeburg, und dem bei der Universität zu Berlin angestellten Registrator *Wernicke* den rothen Adlerorden 4ter Klasse, ferner dem Schullehrer *Kropf* zu Geisfeld, im Regierungsbez. Trier, dem kathol. Schul-Rektor *Bürgel* zu Lieban, Regierungsbez. Liegnitz, und dem Kantor und Schullehrer *Reimann* zu Güntershagen, Grünberg'schen Kreises, das Allgemeine Ehrenzeichen zu verleihen geruht.

Die Herren *Ampère* der jüngere und *Rossi* (aus Genf) haben die durch den Tod der Herren Andrieux und Say erledigten Professuren am Collège de France zu Paris erhalten.

Seine Heiligkeit der Papst haben den Sekretär der Propaganda, Mons. Angelo *May* als Präsident der Studien des Collegio Urbano zu Rom bestätigt.

Am 1sten August starb zu Berlin der pensionirte Königl. Geheime Ober-Baurath *Rothe*, 75 Jahr alt. Als Schriftsteller hat er sich durch seine „Beiträge zur Maschinenbaukunde" (2 Hefte, fol. Berlin, 1827 ff.) bekannt gemacht.

An demselben Tage starb zu Halle der zeitige Dekan und Senior der theologischen Fakultät der dortigen Universität, Dr. Michael *Weber*, 78 Jahr alt.

Am 28sten Juli starb zu London der edle Menschenfreund, Wm. *Wilberforce*, 74 Jahr alt.

Im Juli starb zu Paris J. Henri *Lasalle*, Mitredakteur der Revue encyclopédique seit deren Entstehen (1819) und Verfasser mehrerer staatswirthschaftlichen Schriften (s. J. M. Quérard, la France littéraire. Tom. IV. p. 579. 580.), in seinem 74sten Jahre.

Ministerial-Verordnungen.

Verordnung des Königl. Ministerii der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 16ten Mai d. J.

Es sind hin und wieder an Geistliche und auch an Lehrer bei Gymnasien, Schullehrer-Seminarien, höhern und allgemeinen Stadtschulen, Heiraths-Konsense ertheilt worden, ohne dafs die betreffenden Geistlichen und Lehrer das nöthige Versprechen zur Erfüllung der ihnen nach den Bestimmungen der Allerhöchsten Kabinets-Ordres vom 10ten December 1816 und 17ten April 1820 unbedingt obliegenden Verpflichtung zum Beitritt zur allgemeinen Wittwen-Verpflegungsanstalt abgegeben haben. Das Ministerium findet sich daher veranlafst, die Königliche

Regierung hiemit aufzufordern, hinführo in keinem Falle den Heiraths-Konsens ohne jenes bindende Versprechen, welches bei Nachsuchung des Konsenses jedesmal erforderlich ist, zu ertheilen, auch hiernächst gehörig darauf zu halten, dafs die Pensionsversicherung wirklich erfolge.

Es ist ferner auch häufig der Fall vorgekommen, dafs Pfarrer die Trauung verrichtet haben, ohne erst nach dem nöthigen Heiraths-Konsense zu fragen und sich solchen vorlegen zu lassen. Die Königliche Regierung hat demnach zur Vermeidung weiterer derartiger Mifsgriffe durch ihr Amtsblatt noch besonders bekannt zu machen, dafs und welche gesetzliche Verpflichtung für Geistliche und Lehrer an Gymnasien, Seminarien und höheren Stadtschulen hinsichtlich des Beitrittes zur allgemeinen Wittwen-Verpflegungsanstalt nach den obgedachten Allerhöchsten Kabinets-Ordres besteht, wie der Heiraths-Konsens nicht ohne das Versprechen zur Erfüllung jener Verpflichtung ertheilt wird, und dafs der kopulirende Geistliche die Trauung nicht verrichten darf, ohne sich erst von erfolgter Ertheilung des Heiraths-Konsenses durch Einsicht desselben überzeugt zu haben.

Wissenschaftliche Institute.

Am 12ten Juli, dem wiederkehrenden Stiftungstage der Universität zu Halle, legte in der Versammlung des akademischen Senats, der seitherige Prorektur, Professor Dr. *Pernice*, sein Amt nieder, trat aber dasselbe, von Neuem zum Prorector für das Universitätsjahr 1833 bis 1834 gewählt, sofort wieder an, nachdem er dem Senat die übliche Rechenschaft über seine beendigte Amtsführung abgelegt. Es ergab sich aus derselben, dafs die beim Antritt seines Prorektorats durch die auf Stadt und Land lastende Cholera bedeutend verminderte Anzahl der Studirenden, seit Ostern dieses Jahres, erfreulich wieder zugenommen, indem die Zahl der hier von ihm immatrikulirten auf 236 gestiegen, so dafs gegenwärtig die Gesammtzahl aller sich auf 888 beläuft, wovon 548 der theologischen, 181 der juristischen, 82 der medicinischen und 77 der philosophischen Fakultät angehören. — Nicht ein einziger Student ist im Laufe des vergangenen Universitätsjahres mit der Strafe der Relegation belegt worden.

Am 8ten August hielt die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Sitzung, in der Herr *Enke* eine Vorlesung über die letzte Wiederkehr des Kometen von Pons hielt, und Herr *Ranke* den ersten Abschnitt einer Abhandlung zur Geschichte der Italienischen Poesie — zunächst über eine bisher noch unbekannte Fortsetzung der *Reali di Francia* — las.

Literarisches.

Oeffentlicher Wunsch.

Von Göschel's „Zerstreuten Blättern aus den Hand- und Hülfsakten eines Juristen" u. s. w. ist bis jetzt nur der erste Theil erschienen. Dafs der Fortsetzung dieses vortrefflichen Werkes von Vielen mit Verlangen entgegengesehen werde, läfst sich zur Ehre des wissenschaftlichen Geistes, der unsere Zeitgenossen belebt, voraussetzen. Solchem Verlangen entgegen zu kommen, hat sich der geehrte Herr Verfasser in der Vorrede zum ersten Theile (S. VII. und VIII.) auf so bestimmte und erfreuliche Weise bereit erklärt, dafs wir annehmen dürfen, er erwarte nur — wozu er gewifs berechtiget ist — dafs ihm der Wunsch seiner Leser deutlich erkennbar werde.

So sey denn, mit dem wärmsten Danke für die bereits empfangene reiche Gabe, die Bitte um baldige Mittheilung des weiter Verheifsenen hier öffentlich ausgesprochen.

Wenn manchen Lesern das Buch als fremdartig und unverständlich erschienen ist, so wäre ihnen zunächst zu entgegnen, dafs es von Anderen als Briefe aus der wahren Heimath, deren Bewufstsein sie nicht verloren, oder wieder gewonnen haben, anerkannt und aufgenommen ist. Mit dieser Versicherung wäre freilich jenen noch nicht geholfen; denn was sie nicht selbst sehen und finden, ist einstweilen für sie nicht vorhanden. Aber die freudige Anerkennung der Anderen könnte ihnen doch ein Antrieb werden, näher zuzusehen, was sie denn an dem vermeintlich Verständlichen und ihrer Vorstellung Geläufigen — im Gegensatze zu den ihnen verborgenen Schätzen jenes Buches — wirklich haben. Kämen sie dadurch zu Fragen und Bedenken, wie solche dem aus der Ruhe der Gedankenlosigkeit geweckten einzelnen Geiste sich nothwendig aufdringen, und ihn tief bewegen, weil sie aus seinem eigenen Wesen hervorgehen, so würden sie inne werden, dafs die Hülfe, welche der Verfasser der zerstreuten Blätter darbietet, gerade ihnen am nöthigsten sey. Wir sagen die Hülfe, indem wir weit entfernt sind von der leeren Anpreisung, als sey das Heil der Juristen in diesem Buche beschlossen und aufser ihm nicht zu finden. Wie sollten wir auch dabei dem schlagenden Einwande begegnen: woher denn der Verfasser die Erkenntnifs und Fähigkeit genommen habe, sein Buch zu schreiben, und woher wir wissen und behaupten könnten, dafs und wie weit dessen Inhalt gut und wahr sey? — Die Hülfe, deren wir erwähnten, ist vielmehr von der Art, wie sie unter andern Umständen der unbefangene Sinn ohne weiteres anerkennt und empfiehlt. Wer sich z. B. der Malerkunst oder Musik widmet, der wird an die Werke der grofsen Meister gewiesen, durch welche er die mit seinem Beruf verbundene Aufgabe am vollständigsten gelöst und verwirklicht finden konne. Dabei ist wohl Niemandem zweifelhaft, was auf Seiten des Betrachtenden dazu gehöre, damit das Studium der Meisterwerke für ihn fruchtbringend werde. Auch wird der Ausspruch Luther's: „Besser machen, ist Keinem verboten," nicht bestritten.

Die Anzeige des ersten Theils der zerstreuten Blätter, welche in diesen Jahrbüchern (Septemb. 1832, Nr. 41. und 42.) gegeben ist, macht mit Recht darauf aufmerksam, dafs der Herr Verfasser seinen innern und äufsern Beruf nicht von einander geschieden und getrennt halte, sondern durch dieses Werk zeige, dafs der theoretische und praktische Jurist, der gründliche und vielerfahrene Richter und Geschäftsmann in ihm einer und derselbe mit dem spekulativen Denker und mit dem gläubigen Christen sey. Nun wird zwar sehr häufig der Ausspruch vernommen, dafs ohne Lust und Liebe zur Sache nichts gelinge, mithin auch keine Amtsführung, und es wird damit die Nothwendigkeit der Versöhnung des äufsern und innern Berufs — als der Frucht wahrer Liebe — anerkannt. Aber, wenn es zum Treffen kommt, wird nicht selten die Sprache der Ohnmacht und Muthlosigkeit laut, die sich nicht schämt, den amtlichen Beruf für eine unerträgliche Last zu erklären und zur eiligen Flucht zu rathen. Höchstens führt dann eine Regung des bessern Sinnes, oder die Wahrnehmung der Verkehrtheiten, wozu jene falschen Rathgeber treiben, einmal und öfter zu guten Vorsätzen. Indessen zeigt sich bald, dafs mit dem Vorsetzen allein noch nichts gewonnen ist, sondern dafs es aufs Nach- und Durchsetzen ankommt. Auf welchem Wege und durch welche Mittel das zu erreichen sey, ist unter andern aus Göschel's zerstreuten Blättern zu sehen. So tretet denn hinzu, lieben Freunde, und lernet durch häufigen vertrauten Umgang — ohne welchen keine lebendige Gemeinschaft in Liebe ist — den mächtigen Geist erkennen, der sich als aus der Wahrheit und aus der Liebe seyend weifs, und uns mit freundlicher Besprechung entgegenkommt.

Dadurch könnte und würde denn auch hoffentlich eine heilbringende Auflösung solcher Differenzen erreicht werden, wie sie selbst in diesen Jahrbüchern, a. a. O, — über die Frage, ob jede Revolution Sünde sey — sich zeigen. Der Referent (*Weifse*) macht dort bemerklich:

> er könne die Durchbrechung einer bestehenden, unvollkommenen oder verdorbenen Rechts- oder Staatsform keinesweges für Sünde erkennen, wenn sie — nicht in der Absicht, denn die gute Absicht rechtfertige nicht die schlimme That — sondern in dem Berufe zu der Herstellung einer höhern oder vollkommeneren er-

folge. Wäre jede Revolution in dem Sinne, wie der Verf. es ausspreche, Sünde, so hätte auch Christus gesündigt, als er das jüdische Gesetz von der Heiligung des Sabbaths übertreten habe.

Wer in den zerstreuten Blättern (Th. I. S. 139—144) den Abschnitt: „die Revolution" aufmerksam durchliest, wie es der Herr Referent ohne Zweifel gethan hat, der wird schwerlich im Ernste behaupten können, Göschel denke bei dem Worte Revolution nur an die äufserliche Erscheinung, ohne Rücksicht darauf, wes Geistes Kind sie sey. Seine ganze Betrachtung, in welcher gerade die Ueberwindung aller unwahren Einseitigkeit mit bewundernswürdiger Tiefe und Sicherheit zu Worte gekommen ist, bewegt sich vielmehr auf dem Gebiete der Freiheit, also des Geistes. Es wäre geradehin unmöglich, dafs Göschel eine aus wirklichem Berufe — das kann doch, im Gegensatze der (blofs subjectiven) Absicht, nur heifsen: in bewufster Uebereinstimmung mit Gottes Willen und zur Vollbringung desselben — hervorgegangene Umgestaltung abgestorbener Formen für sündliche Revolution erklärte. Warum also dem würdigen Manne eine solche Absurdität wenigstens *implicite* aufbürden? Es ist auch ohnehin schon gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch, eine solche Umgestaltung, wie sie eben bezeichnet worden, Revolution zu nennen. Und die wahre Beschaffenheit der letzteren, nach ihrem Ursprunge aus hoffärtiger Rathhaberei des subjectiven Willens, so wie nach ihrer Richtung auf Aeufserliches und Nichtiges, indem sie ihre Befriedigung, die Freiheit, sucht, wo und wie sie nicht zu finden ist, hat Göschel so vollständig an's Licht gezogen, dafs die Schuld jenes Mifsverständnisses ihn wohl nicht treffen kann.

Neustrelitz, Juli 1833.

Weber.

Bibliographische Berichte.

Se. Majestät der König der Franzosen hat auf den Antrag des Grofssiegelbewahrers genehmigt, dafs die von Herrn *Sédillot* hinterlassene französ. Uebersetzung von der Abhandlung des Abul Hassan: Ueber die astronomischen Instrumente der Araber, auf Kosten des Staats in der Königl. Druckerei gedruckt werde. Herr *Sédillot* der Sohn wird die Herausgabe besorgen.

Frankreich.

Neu erschienene Bücher:

Catalogue des Coléoptères de la collection de M. le Comte Dejean. 2e. livraison. Paris. in 8. (3 fr.)

Des fièvres intermittentes et continues. Par Raymond Faure. Paris. in 8. (3 fr. 50 c.)

Mémoire sur l'état de la rate dans les fièvres intermittentes Par M. Piorry, médecin de l'hospice de la Salpétriere. Paris. in 8.

Lithotripsie. Mémoires sur la lithotripsie par percussion, et sur l'instrument appelé percuteur courbe à marteau, qui permet de mettre en usage ce nouveau système de pulvérisation des pierres vésicales, le tout appuyé de nombreux exemples de guérisons bien authentiques, présenté à l'académie des sciences. Par le baron Heurteloup. Paris. in 8.

Considérations sur les maladies vénériennes et notamment sur la nouvelle méthode de Dzondy, pour les guérir radicalement, modifiée et perfectionnée par Henri Grundler. Paris. in 8.

Essai topographique et médical sur la régence d'Alger. Par J. Foucqueron, chirurgien sous-aide-major employé à l'armée d'Afrique. Paris. in 8. (Ein Auszug aus dem *Recueil des Mémoires de médecine et de chirurgie militaires, publié par ordre du ministre de la guerre.*)

Souvenirs d'Orient. Par Henri Cornille, *Constantinople, Grèce, Jerusalem, Egypte.* 1831, 1832, 1833. *Paris.* in 8. (7 fr. 50 c.)

Eloge historique de l'abbé françois Rozier, restaurateur de l'agriculture française, avec une Notice bibliographique de ses ouvrages tant imprimés que manuscrits. Par Arsenne Thiébaut de Berneaud. Paris. in 8.

Tableau de la distribution méthodique des espèces minérales, suivie dans le cours de minéralogie fait au Muséum d'histoire naturelle, en 1833, par M. Alexandre Brongniart, professeur. Paris. in 8

Histoire des Ducs d'Orléans. Par M. Laurentie. Tome II. Paris. in 8. (*T. I.* und *IV.* erschienen 1832.)

Chroniques bretonnes des 13e., 14e. et 15e. scièeles, Par M. Ch. de Commequiers. Paris. in 8. (7 fr. 50 c.)

Notice sur Andrieux. Par M. Ph. Dupin. Paris, in 8.

Caius Caligula. Drame en cinq actes. Par Charles d'Outrepont, Paris. in 8. (in Prosa!)

Von *Paris, ou le livre des Cent-et-un*, ist der zwölfte Band erschienen: er enthält funfzehn Aufsätze.

Sur les trois sistemes d'écriture des Egyptiens. Par M. le Marquis de Fortia d'Urban. Paris. in 8. (eine kleine, nur einen Bogen starke Abhandlung).

Von *S. F. Lacroix's Traité élémentaire du calcul des probabilités* ist eine neue verbesserte (die dritte) Ausgabe erschienen.

Künftig werden erscheinen:

Histoire parlementaire de France, publiée par M. M. A. Laya et Alexandre Mesnier. 6 Vol. in 4. Paris. (Preis jedes Bandes 30 frs.)

France pittoresque ou Description pittoresque, topographique et statistique des départemens et colonies de la France, offrant, en résumé, pour chaque département et colonie, l'histoire, les antiquités, la topographie etc. Par A. Hugo. Paris. (Das Werk wird 3 Bände mit 120 Karten und 720 Vignetten umfassen.)

Literarische Anzeigen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Alexis.

Eine Trilogie von K. Immermann.

1. Die Bojaren. 2. Das Gericht von St. Petersburg. 3. Eudoxia. 418 Seiten in 8. Mit einer Musikbeilage. Auf Velinpapier, in eleg. Umschlag geheftet. Düsseldorf, bei J. E. Schaub. Preis 2 Rthlr. 15 Sgr. (12 gGr.)

Diese Trilogie behandelt das letzte Aufstreben der Alt-Russischen Magnaten-Herrschaft gegen Peters des Großen Alleingewalt, den Prozeß und Tod des Alexis, Peters des Großen letzte Lebensstunden und die Thronbesteigung Katharina's.

Die liter. Blätter haben diese Dichtung bereits als eine der vollendetsten gerühmt. Reichthum der Gestaltungen, scharfe Charakteristik, Fertigkeit und Kraft der Sprache u. s. w.

Schuldirektoren und Lehrer erlauben wir uns beim bevorstehenden Anfange eines neuen Semesters auf folgende

Schulbücher

aufmerksam zu machen, welche bereits in mehrere hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Heinsius, Dr. Th., kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. 12te verbess. Ausgabe. 15 Sgr.

— — der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 5te verb. Ausg. 22½ Sgr.

Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 1 Thlr. 15 Sgr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 15 Sgr.

Frings, M. J., kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. 20 Sgr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. 20 Sgr.

— — neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neueren französ. Schriftstellern, mit biograph. und literar. Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerkungen. 15 Sgr.

Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur; oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. 1 Thlr. 10 Sgr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. 10 Sgr.

Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. 1 Thlr. 15 Sgr.

Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preußischen Kadettenanstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 2 Abtheilungen mit einem Anhange. Nebst 26 Tabellen. 2 Thlr. 20 Sgr.

(Einzeln die 2 Abthl. 1 Thlr. 20 Sgr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht faßliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der dritte Theil auch mit dem besondern Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. 12½ Sgr.

Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Französ. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. 20 Sgr.

— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfert. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die unteren Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfertafeln. 1 Thlr. 5 Sgr.

Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausg. 1 Thlr. 10 Sgr.

(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgaben-Sammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt wieder zu bekommen, indem der 1ste Band so eben in zweiter verbesserter Auflage erschien. Preis beider Bände: 4 Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundriß der Chemie. Unorganische Chemie. Zweite umgearb. Auflage. Mit Königl. Würtemb., Großherzogl. Hess. und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. 20 Sgr.

Heinsius, Dr. Th., Vorschule philosophischer Studien. Zum Gebrauch höherer Lehranstalten. 20 Sgr.

Schuldirektoren und Lehrern, welche eines oder das andere der vorstehenden Bücher, Behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäßigt, auch für arme Schüler Freiexemplare beigegeben werden.

Duncker und Humblot in Berlin.

№ 36.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Excursen von Carl Ludwig Roth.

(Schluſs.)

Es bleiben also zur Unterstützung der handschriftlichen Lesart in *Agr.* 17 *super virtutem hostium locorumque difficultates eluctatus*, nur *Ann. IV*, 74 *donec idque vetitum* und *Hist. II*, 48 *ut — urbemque fame urgeret* übrig, wo die Veränderung des *que* in *quoque* so leicht ist, daſs deswegen schwerlich jene auffallende Abnormität angenommen werden dürfte.

Im 24. Excurse rechtfertigt Hr. Roth die Verbindung des Adverbii mit einem Substantivum. Gut, wir gestehen sie Ausnahmsweise und für gewisse Begriffe (besonders *longe*, *procul*) zu: aber er scheint sie uns zu miſsbrauchen, wenn er in der Stelle *Agr.* 3 *hic interim liber honori Agricolae soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus — hic interim liber* zu einem Begriffe verbindet: *dies inzwischen erschienene Buch;* wobei die Behauptung, daſs die Historien schon damahls abgefaſst gewesen, wegen der Kürze der Zeit und der vorherigen Besorgniſs höchst gewagt ist. Vielmehr ist die Verbindung „*inzwischen* wird diese Schrift leicht Entschuldigung finden", nähmlich bis dahin, daſs es mir gelingt, den Beifall meiner Zeitgenossen mit jenem andern beabsichtigten Werke zu verdienen, vollkommen zweckmäſsig und sprachrichtig.

Von Verkünstelung des Sinnes möchte auch die Erklärung der viel besprochenen Stelle *Agr.* 2 *mihi narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit* in einem ausführlichen Excurse nicht freizusprechen sein. Hr. Roth kommt darauf hinaus, daſs Tacitus deshalb um Nachsicht bitte, weil sein Schwiegervater, wenigstens nach dem Urtheil der Menge, nicht genug Ruhmwürdiges geleistet habe. Ref. gesteht, daſs ihn diese Erklärung unangenehm befremdete. Wie? Tacitus sollte so im Eingange seiner Schrift selber seinen Stoff herabsetzen und den Gegenstand seiner Verehrung der geringschätzenden Beurtheilung irgend welcher Leute Preis geben? Mag sich Hr. Roth rückhaltend genug ausdrükken: „Er bittet um Nachsicht, weil es eine *stillere* Gröſse ist, die er schildern will"; immer bleibt es doch eine Bitte um Nachsicht, wenn der Stoff nicht erheblich scheinen sollte. Nein! Er bittet nicht der Sache wegen um Nachsicht, sondern *bedauert* seiner Zeit halber darum bitten zu müssen, weil er durch das hohe Lob des Agricola bei andern anstoſsen könnte, die darin einen Vorwurf für sich sehen möchten. Deshalb knüpft er die Erklärung daran, es sei sein Schwiegervater, und so würden auch jene Miſsgünstigen oder Argwöhnischen seine Schrift, wenn auch nicht loben, doch entschuldigen.

Zuletzt bemerkt Ref., daſs bei dem Bestreben, die grammatische Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in ihrer Schärfe aufzufassen, öfters auch hinter den natürlichsten Spracherscheinungen etwas besonderes gesucht wird, was gar nicht darin liegt. Zu *Agr.* 6 *fecit ne cujus alterius sacrilegium resp. quam Neronis sensisset* bemerkt der Herausg., daſs *ne* öfters ganz in die Bedeutung von ὥστε μὴ übergehe. Wie hätte der Autor denn anders sagen können, da jedenfalls eine *beabsichtigte* Folge ausgedrückt wird? *Fecit ut* und *fecit ne*, er bewirkte und bezweckte daſs und daſs nicht. Was findet der Erklärer Auffallendes in der Stelle *Ann.* 12, 32 *destinationis certus ne nova moliretur nisi prioribus firmatis*, oder bei *Seneca Contr.* 4, 28 *servavit hunc colorem ne quid in patrem diceret*, worin die Absicht deutlich ausgesprochen wird? „Selbst Cicero hat mehrere Stellen". Aber in den angeführten, so weit sie aufgefunden werden konnten (denn *Acad. Quaest. I*, 32 existirt nicht) ist die negative Absicht, die Vorsicht, enthalten, wie *Fin.* 2, 20 *vino utebatur et ad volupta-*

tem et ne noceret. Wirklich bemerkenswerth ist allein *Tacit. Ann.* 14, 7, denn in *Ann.* 2, 29 ist eher die Abundanz von *ita* anzumerken.

Was bezweckt die Note p. 2 zu den Worten des Textes *plerique suam ipsi narrare vitam fiduciam potius morum quam arrogantiam arbitrati sunt:* „dagegen *Ann.* 3, 20 *illam obsidionem flagitii ratus. Aber selbst Cicero* setzt häufig den Nominativ (oder beim Infinitiv den Accusativ, statt dieses Genitivus". Und nun folgt eine Anzahl Stellen aus Cicero, Sallust und Tacitus, z. B. *Germ.* 14 *pigrum et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare,* als ob diese natürlichste Art des Ausdrucks irgendwie eines Beweises bedürfte. Wird der Anfänger nicht ängstlich und unsicher gemacht werden, wenn wir ihm für das Einfachste, was sich ihm überall darbieten wird, mühsam Belege zusammensuchen?

Dies sind einige Abwege, auf welche die sonst so achtungswerthe Gründlichkeit des Herausgebers gerathen ist. Die Kritik durfte sie nicht verschweigen, aber sie wird auch den Gewinn nicht verkennen, der aus dieser Bemühung, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten eines bedeutenden Autors im Einzelnen zu entwickeln, hervorgehen kann.

C. G. Zumpt.

LI.

Lehrbuch des gem. Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preufs. Rechts. Mit einer Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses von Dr. Julius, Friedr. Heinr. Abegg, ordentl. Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau. Königsberg, 1833. *Verlag der Gebrüder Bornträger. XLIII. u.* 352 *S.* 8.

Dafs der Unterzeichnete obiges Lehrbuch in diesen Blättern anzuzeigen übernommen hat, könnte vielleicht auffallen, da von ihm selbst so eben nur ein Lehrbuch über das gesammte Criminalrecht mit Einschlufs des Procefsrechts erschienen ist, und dem öffentlichen Urtheil vorliegt. Indefs wird gerade das gleichzeitige Studium den sonstigen Beruf zur gegenwärtigen Anzeige unterstützen, das Nachfolgende aber ohne weitre freundliche oder feindliche Begrüfsung, dergleichen überhaupt in öffentlichen Kritiken dialektische Schärfe und würzige Ironie nicht ersetzen kann —, die Unpartheilichkeit und Objektivität des Urtheils beweisen.

Wir betrachten zuerst die wissenschaftliche Gestalt, welche der gelehrte Verf. dem auf dem Titelblatt hinreichend angezeigten Stoffe gegeben hat. Die systematische Anordnung der einzelnen Lehren ist im Ganzen dieselbe geblieben, wie sie sich auch bereits in dem frühern Grundrifs von 1823 vorfand, den der Verf. zu gegenwärtigem Lehrbuch umgearbeitet hat, zum Theil jedoch mit einigen nicht unerheblichen Abänderungen. Ueber dieses dem juristischen Publikum sonach schon bekannte System wollen wir hier mit dem Verf. nicht rechten. Zwar bedarf es keines Beweises mehr, dafs das System einer Lehre etwas Nothwendiges und in der Wissenschaft selbst Gegebnes sei; auf keinen Fall darf jedoch in der Ausführung des Systems der Kunst vergessen werden, welche wiederum nicht einer gewissen Freiheit entbehren kann, und ihrer selbst da bedarf, wo sie rein didaktisch sein will, um nicht pedantisch zu werden, und durch Ecken und offne Maafse von sich abzustofsen. Deshalb vermag denn auch Ref. kein so aufserordentlich grofses Gewicht auf die systematische Anordnung der Materien zu legen, wenn die Darstellung nur kunstmäfsig durchgeführt ist, in einer Art, wie sie auch dem Verf. zu Gebot steht. So hat denn auch derselbe ganz recht gethan, z. B. bei der Lehre vom Beweis durch Geständnifs, Zeugen u. s. f. zugleich noch die Grundsätze von der formellen Gewinnung dieser Kenntnifsquellen mit vorzutragen. Nur beiläufig liefse sich fragen, ob denn wirklich die Aufstellung eines allgemeinen Theils im Gegensatz zu einem besondern eine wissenschaftliche Nothwendigkeit für das Criminalprocefsrecht sei, oder wenigstens, warum blofs die Voraussetzungen des gerichtlichen Verfahrens und die wesentlichen Bedingungen zur Ausübung der Strafrechtspflege in jenen allgemeinen Theil gestellt sind. Alle Lehren und Grundsätze, welche sich auf das processualische Verfahren überhaupt beziehen, und nicht blofs auf einzelne Arten desselben, haben den Charakter der Allgemeinheit; daher möchte es auch richtiger sein, wie z. B. von Martin und Feuerbach geschehn ist, blofs den verschiednen Procefsarten eine besondre Stelle zu geben; diese verschwindet aber wieder im Ganzen so sehr, dafs man deshalb kaum nöthig hat, eine sichtbare Zerspaltung in einen allgemeinen und besondern Theil

vorzunehmen. Uebrigens hat der Verf. selbst wieder in dem besondern Theil, wie freilich erforderlich war, das Allgemeine oder die *communia utriusque judicii* (des Anklage- und Untersuchungsverfahrens) vorausgestellt, während sie in dem frühern Grundrifs der Darstellung der einzelnen Verfahrungsarten nachfolgten; und so würde sich beinahe der ganze Streit lediglich nur noch auf die Wahl der Rubriken beschränken. Denn abgesehen hiervon, gewährt das System des Verfs. eine höchst klare und concinne Einsicht in das Wesen des Criminalprocesses; nur bleibt noch etwa gegen die Stelle der Lehre von den Kosten bei dem Criminal-Erkenntnifs, trotz der vom Verf. deshalb gegebenen Rechtfertigung zu erinnern, dafs die Kosten in der That nur ein aufserwesentliches Accessorium des Criminalverfahrens sind; dafs dergleichen auch noch in der Instanz der Rechtsmittel und bei der Execution vorkommen, ferner in Fällen, wo gar kein Urtheil erfolgt; und dafs demnach diese Lehre entweder an das Ende des Systems hingehört, oder an das Ende eines allgemeinen Theils, der schon eine Uebersicht des Rechtsganges gewährt hat.

Eine weitere Betrachtung widmen wir der Ausführung des Systems in den einzelnen Gliedern. Sie ist sorgfältig und geistreich, in einem eigenthümlichen ansprechenden Gewande. Den fortlaufenden Paragraphen in gesperrter Schrift sind in mehr zusammengezognen Schriftzeichen weitere Erörterungen beigefügt, und es erscheint vorzüglich der didaktische Zweck sehr angemessen gehalten, während vielleicht der Praktiker, der hier Belehrung sucht, manche schärfere Bestimmung einzelner Punkte vermissen könnte. So ist z. B. bisweilen nur auf dis partikuläre Rechtsverfassung hinverwiesen (vgl. §. 5. u. 6.), ohne eine gemein-rechtliche Norm dabei aufzustellen. Jene Rechtsverfassungen sind aber besonders nach den vielfachen Aenderungen, die sie in neurer Zeit erlitten haben, selten bestimmt genug, so dafs es immer noch der Aufstellung irgend eines andern leitenden Princips bedarf, sollte sie auch nicht auf historischem Wege zu erlangen sein. Insbesondre bleibt ein bestimmter Begriff dessen, was Criminalsache sei, im Gegensatz zu Civil-, Policei- und Disciplinar-Sachen eine unabweisliche Aufgabe für die Wissenschaft des gemeinen Procefsrechts. Gewünscht hätte der Referent überdies, dafs der Verf. dem Vertheidigungsrecht des Angeklagten noch eine bestimmtere Begründung und gröfsern Inhalt gegeben hätte, als sich in dem Lehrbuch findet, denn es ist gewifs eine dringende Pflicht für die Arbeiter im Recht, die Stricke und Banden wieder zu zerstören, womit die frühere Praxis und Rechtsansicht die Vertheidigung des Angeklagten eingezwängt hat, während die ältern Rechte, selbst das Canonische und Carolinische, hier noch dem Angeschuldigten günstiger waren. — Die Methode, die der Verf. überhaupt befolgt hat, und befolgen wollte in der Behandlung des gegenwärtigen Rechtsstoffes ist nach des Verfs. eigner Bemerkung eine philosophisch-geschichtliche, aber vorherrschend praktische (Vorrede S. VIII.); also die vernünftig-praktische, während in der früheren, jetzt wieder abgedruckten Bemerkungen über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses S. XXVI. blofs von einem historisch-pragmatischen Studium und Vortrag des Criminalproces in wissenschaftlicher Form die Rede war. — Ueberall ist Rücksicht auf die neusten Bedürfnisse und Ansichten genommen. — In den Anführungen oder literärischen Belegen einzelner Sätze ist vom Verf. eine gewisse abgemessene Sparsamkeit beobachtet worden, indem er aufser der Anführung der wichtigern Gesetzstellen sich darauf beschränkt hat, am Ende einzelner Lehren collektive auf andre Hand- und Lehrbücher hinzuverweisen; sonst aber nur mit grofser Auswahl auf einzelne Abhandlungen, besonders auf seine eignen Bezug nimmt.

(Der Beschlufs folgt.)

LII.

An experimental investigation of the effects of loss of blood; by Marshall Hall, *M. D. London, printed by G. Woodfall.* 1832. 52 S. 8.

Weniger streng geschieden, als in Deutschland, ist in Frankreich und England das Geschäft der Erweiterung physiologischen und pathologischen Wissens. Halten unter unsern Deutschen Aerzten die Meisten das Streben nach Vergröfserung und Sicherung des Gebietes der physiologischen Kenntnisse für unverträglich gewissermaafsen mit ihren praktischen Beschäftigungen, weil ihnen diese und Pathologie und Therapie und sociale Lebensverhältnisse schon genug zu schaffen machen: so suchen in jenen beiden Ländern die gröfsten Praktiker durch Untersuchung des normalen Baues der Menschen und Thiere und durch Experimente am gesunden thierischen Organismus zu festen physiologischen Principien zu gelangen, die die Basis ihrer pathologischen Ansichten und ihres therapeutischen Verfahrens werden. Was unseren Aerzten unmöglich scheint, das gelingt jenen auf das Vollständigste. Auch liefs Englands und Frankreichs Publikum durch das Geschrei solcher, denen Methode und

Vorurtheil vergangener Jahrhunderte ankleben, sie sich bethören, seine Laennec, Dupuytren, Magendie, Hunter, Baillie, Bell, Cooper, die in ihren volkreichsten Hauptstädten wirkten und zum Theil noch wirken, für schlechtere Praktiker zu halten, als die Uebrigen. Und wie viel verdankt diesen Praktikern der theoretische Theil der Wissenschaft! Möchten doch von Deutschlands Aerzten Mehrere als bisher es gethan, dem Beispiele jener grofsen Ausländer folgen! Sie ehren dadurch das Andenken ihrer entschlafenen Ph. Fr. Meckel, Wenzel, Reil. — Einen ehrenvollen Platz unter den Aerzten Englands, die solchem Streben huldigen, nimmt der Vf. vorliegender interessanten Abhandlung ein, bekannt durch die Entdeckung des Caudalherzens beim Aale, durch seine Untersuchungen über den Winterschlaf und andere Arbeiten.

Die Wirkungen des Blutverlustes bei Blutentziehungen und Hämorrhagieen auf den kranken menschlichen Organismus hatten längst seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. So manche dadurch hervorgerufene Erscheinungen bedurften einer Erklärung, zu der er auf dem Wege des Versuches an gesunden Thieren, wo keine Complication mit anderweitigen Leiden den Beobachter über die wahre Veranlassung der Erscheinungen irre leitet, zu gelangen hoffte. — Blutverluste haben aber, wenn sie bedeutend sind, entweder Ohnmacht zur Folge, oder sie rufen eine excessive Reaction hervor, oder sie geben zu allmälichem Sinken der Kräfte Veranlassung, oder ihnen folgt der Tod. Um den Zustand der Ohnmacht hervorzurufen, mufs das Thier, an dem experimentirt wird, einen gewissen Grad von Kraft besitzen, ihm mufs das Blut mit einem gewissen Grade von Schnelligkeit entzogen werden, und es mehr oder weniger aufrecht stehen. Alle Phänomene der Ohnmacht scheinen davon abzuhangen, dafs dem Gehirne rasch das Blut entzogen wird. Die Mattigkeit des Gesichtsausdruckes, das Keuchen und Seufzen beim Athemholen, das Aussetzen oder die äufserste Verminderung der Herzthätigkeit, der Verlust des Appetites, der Ekel und das Erbrechen, die Schwäche der willkürlichen Muskeln und das Erschlaffen der Sphincteren — alle diese Symptome scheinen davon auszugehen. Der Einflufs der Stellung des Thieres, besonders des Kopfes, auf die Thätigkeit des Herzens bei Ohnmachten ist eines der interessantesten Ergebnisse dieser Versuche. Ein Thier, das in aufrechter Stellung gehalten, nach Blutentziehungen ohnmächtig wird, erhält Herzschlag und Kraft wieder, sobald es in eine solche Stellung gebracht wird, dafs der Kopf niederhängt oder wenigstens horizontal liegt. Die Symptome der Ohnmacht erneuern sich aber, wenn sie schon aufgehört hatten, sobald man dem Thiere eine solche Stellung verleihet, dafs der Kopf möglichst hoch, der übrige Körper dagegen möglichst tief steht. In der Kette der Symptome der Ohnmacht ist ein Seufzer das erste Glied; Erbrechen und Erschlaffung der Schliefsmuskeln sind die letzten. Wirkliches Erbrechen erscheint erst in den schlimmsten Ohnmachten, Widerwille gegen Speisen schon in den leichtesten. Nach einem zweiten oder dritten Aderlafs an demselben Thiere erscheinen die Symptome der Ohnmacht weniger vollständig, als nach dem ersten.

Von den milderen Formen der nach Blutentziehungen erfolgenden Ohnmacht erholt sich ein Thier bald und vermöge seiner Reaction gewinnen Herz und Arterien ihren gewöhnlichen Schlag wieder, über den sie nicht hinausgehen. Wird aber die Blutentziehung in solchen Zwischenräumen und in solcher Quantität wiederholt, dafs das Leben nicht in Gefahr geräth, so übertrifft die Reaction die normale Thätigkeit an Stärke und wird übermäfsig. Es stellen sich dann eigenthümliche und höchst interessante Erscheinungen ein. Die Respiration wird beschleunigt, das Auge glänzt, der Gesichtsausdruck wird lebhaft, der Appetit stark. Das Klopfen des Herzens wird von einem Geräusch begleitet, als ob gefeilt oder gesägt würde. Deutlich klopfen die Arterien, auch die kleineren, deren Puls man im gesunden Zustande nicht fühlt. Selbst die Assimilation scheint in diesem Zustande rascher vor sich zu gehen. Ein Hund, der in 7 Tagen durch 7 Aderlässe 35 Unzen Blut verloren hatte, war während dieses Zeitraums um ein halbes Pfund schwerer geworden. Sobald Ohnmacht eintritt fällt die Temperatur von der normalen Höhe von 99° Fahr. oft auf 96°; während der Eintritt dieser excessiven Reaction sie häufig auf 101° steigen machte. Veränderung der Lage und Stellung des Thieres, die bei Ohnmachten so mächtig wirkt, bleibt auf diese Erscheinungen ohne Einflufs.

Leicht ist es durch eine starke Blutentziehung Ohnmacht herbeizuführen, leicht die excessive Reaction durch öfter entzogene, mäfsige Blutmengen hervorzurufen, sehr schwer aber ein mäfsiges, aber allmälich fortschreitendes Sinken der Kräfte zu bewirken. Eigenthümliche, volle, tiefe, seufzende Respiration, Abnehmen des Klopfens beim Herzschlage, Minderung der Stärke des Pulses, Verlust des Appetites, Eintreten leichter, krampfhafter Zuckungen deuten auf ein wahres Sinken der Kräfte und nach dem Tode findet man dann eine Effusion in den Bronchien und Oedem der Zellhaut der Lungen. Der Tod geht wahrscheinlich, wie die Ohnmacht, vom Gehirn aus. Verliert sich sein Einflufs, so hört das Athmen auf, während die Thätigkeit des Herzens und der Gefäfse fortdauert. Wenn die Respiration mit grofser Anstrengung geschieht, wenn sie vorzüglich durch das Zwerchfell und die Bauchmuskeln zu Stande kömmt, wenn sie mit Seufzern verbunden und unregelmäfsig ist, wenn das Thier wimmert, oder winselt oder heult, wenn ein Schnappen nach Luft in immer längern Zwischenräumen sich einstellt, dann steht der Tod bevor.

Das durch den ersten Aderlafs entzogene Blut enthielt nach 24 Stunden mehr *Crassamentum* als *Serum*; je mehr Aderlässe nach und nach angestellt wurden, desto mehr änderte sich dies Verhältnifs, so dafs zuletzt das *Serum* der Menge nach bedeutend verwaltete.

Es bedarf keiner Andeutung, wie wichtig die Resultate dieser, mit grofser Umsicht und Genauigkeit von dem wackern Engländer angestellten Versuche für Theorie und Praxis sind.

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Lehrbuch der gem. Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preufs. Rechts. Mit einer Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses von Dr. Julius Friedr. Heinrich **Abegg.**

(Schlufs.)

Da das Buch hauptsächlich dem akademischen Lehrbedarf gewidmet ist, und aufserdem noch des Vfs. frühere, hier weggebliebene Chrestomathie von Beweisstellen zur Benutzung offen steht, so kann das beobachtete Verfahren dem Buche nichts an seinem Werth entziehen. Wiederholungen derselben Sätze machen sich bemerklich S. 219. u. 230. u. S. 300 u. 337.

Es bleibt noch übrig, den wissenschaftlichen Gewinn, welchen diese neue Schrift, abgesehen vom akademischen Lehrbedarf, darbietet, hier zu beleuchten. Wenn der Verf. selbst (Vorrede S. V.) bemerkt, dafs ein Lehrbuch, wie das gegenwärtige, vielfache Wiederholungen dessen enthalte, was in den schon gangbaren Lehrbüchern zu finden ist, dafs ferner manche Lehre gar keinen Stoff zu neuer wissenschaftlicher Behandlung darbiete, so ist das freilich wahr; es bedarf jedoch deshalb keiner Rechtfertigung wegen der Herausgabe eines neuen Lehrbuchs, weder überhaupt, noch auch insbesondre dann, wenn nicht blos Traditionelles gegeben, sondern daneben auch Neues und Tüchtiges im Zusammenhang mit dem Alten geleistet wird. Es bedarf der Rechtfertigung überhaupt nicht, weil dem einen akademischen Lehrer, so gut wie dem andern, frei stehen mufs, für seinen eigenen Beruf die Presse zu benutzen. Es bedarf der Rechtfertigung vorzüglich nicht nach dem Zustande des gemeinen Rechts, welches nur durch fortgesetzten fleifsige Kultur lebendig erhalten, und von Rost und Flecken gesäubert werden kann, welches endlich eine stete Entwicklung nach dem Bedürfnifs der Zeit fordert, um der ihm abgehenden Nachhülfe durch Gesetzesworte zu entbehren; wo es demnach für die Theoristen Pflicht ist, als eine lebendige Stimme des Rechts dahin zu wirken, dafs dies sich möglichst befestige und verkläre in der Gerechtigkeit. Es ist schon genug und tröstlich, wenn jeder in dieser Stellung auch nur *ein* Scherflein dazu beiträgt, dafs gewisse Grundsätze oder Folgerungen entschieden anerkannt werden gegen willkürliche Beeinträchtigungen. Wenn also auch z. B. der Verf. über die Verhaftungen der Angeschuldigten wenig mehr als die schon von andern erkannten Axiome aufgestellt hat, so ist es doch immer von der gröfsten Wichtigkeit, diese Grundsätze so oft als möglich frei und unumwunden auszusprechen und einzuprägen, so wie auch bereits oben wegen des Vertheidigungsrechts Aehnliches gewünscht wurde. Indem wir also über obiges Bedenken des Verfs. hinweggehen, wollen wir allein noch diejenigen Seiten des Buches hervorheben, welche das meiste wissenschaftliche Interesse darbieten. Der Verf. hat selbst wieder in der Vorrede S. VIII. die Auswahl uns erleichtert. Er verweist auf einige meist übergangene Erörterungen in §. 12—24, welche eine Skizze der verschiedenen Quellenrechte, so wie des jetzigen Standpunktes der Gesetzgebung, Theorie und Praxis enthalten sollten, und auch allerdings zu einer zweckmäfsigen Orientirung für den Anfänger dienen, sodann auf seine Darstellung der Beweistheorien §. 89 ff., welche der Verf. mit besonderer Vorliebe bearbeitet hat, und wovon wir denn auch hier noch das Bemerkenswertheste ausheben.

Sehr richtig bezeichnet der Verfasser als Ziel des Beweises nicht die Wahrheit selbst, sondern die Gewifsheit oder das bestimmte Wissen, die vollendete Ueberzeugung von der Wahrheit einer Sache, und unterscheidet davon die Wahrscheinlichkeit, welche nur dem Gebiete des Subjektiven angehöre und für die Sache selbst gar nicht existire. Er nimmt demnächst die Auf-

stellung einer gesetzlichen Beweistheorie und insbesondre die gemeinrechtliche in Schutz, versteht sich ohne Billigung der Folter; er sondert alsdann die Gründe der richterlichen Erkenntnifs, welche bald zur Gewifsheit, bald nur zur Wahrscheinlichkeit führen, von den Anzeigen, welche gemeinrechtlich stets nur die letztere zur Folge haben sollen, selbst im günstigsten Fall des Zusammentreffens mehrerer (§. 137.), indem hierbei sehr richtig die völlig gewissen Schlüsse von einer Thatsache auf eine andre (der indirekte Beweis) von den Anzeigen abgesondert werden (§. 133. 135). Während nun noch einerseits die einfache Verstandesoperation, welche bei der Gewinnung der Indicien nöthig ist, dargelegt und gezeigt wird, wie des bündigsten Schliefsens ungeachtet doch nicht mehr als Wahrscheinlichkeit herauskommen könne, die ja doch auch in dem Obersatz des Syllogismus enthalten sei; so wird zugleich andrerseits auf das Gefährliche der Folgerung aufmerksam gemacht, wenn man an die jedenfalls nur erschlossene Wahrscheinlichkeit den Ausspruch anknüpfen wolle, dafs Strafe wirklich Statt finden müsse. Darum hält der Verf. den Gebrauch der Indicien wesentlich nur für die Untersuchung als zulässig und rechtlich (§. 136.). Die Controverse des jetzigen gemeinen Rechts: ob auf blofse Indicien gestraft werden könne? entscheidet er demnach auch um so mehr verneinend, mit Ausnahme des Beweises des *dolus* (§. 138 und 142.).

So einverstanden Ref. mit dem Verf. hinsichtlich dessen ist, was zur Vertheidigung einer gesetzlichen Beweistheorie gegen die Allmacht einer Jury §. 94, so wie zur Abfertigung mancher flachen Gründe gesagt ist, aus welchen man den sogenannten Anzeigebeweis über jeden andern Beweis stellen wollte, so wenig läfst sich jedoch die grofse Kluft anerkennen, die nach des Verfs. Darstellung zwischen allen Anzeigen und sonstigen Ueberzeugungsgründen vorhanden sein würde, dergestalt, dafs blos auf der einen Seite von Gewifsheit, auf der andern aber höchstens nur von Wahrscheinlichkeit die Rede sein könnte. Alle historische Gewifsheit, also auch die richterliche Beweisermittelung, als Art derselben, beruht auf Schlüssen von der Richtigkeit eines Zeugnisses, die man zu bezweifeln keinen Grund findet, auf die Richtigkeit seines Inhalts. Höchstens bei Thatsachen, die unter des Richters Sinnen vorgehen, mag etwa ein unmittelbares Wissen angenommen werden. Wenn nun aber aufserdem der Richter Zeugnissen anderer Personen glauben darf, warum soll er nicht auch gewissen Thatsachen selbst glauben, die selbst nur Theile oder Ueberreste von andern Thatsachen sein können, und gewissermafsen stumme Zeugen derselben sind? Hier ist dann nicht blos ein Schein, sondern ein Theil der Wahrheit; und wenn sich dergleichen Theile mehrere finden, welche sich zu einer zusammenhängenden Thatsache konstruiren, oder die sich nicht ohne einen gewissen Zusammenhang denken lassen, so sollte, scheint es dem Refer., doch auch wohl hier von einer Gewifsheit gesprochen werden dürfen. Uebrigens sagt der Verf. selbst S. 245. „Was den Beweis aus Indicien betrifft, so wird er unter Umständen sicher sein, worüber kein Bedenken ist, wenn nur nicht allein Indicien das Urtheil bestimmen", und S. 240. heifst es: „Eine Reihe von unter einander zusammenhängenden Indicien kann allerdings oft von der Wirkung sein, dafs nun das Verbrechen oder die Urheberschaft u. s. w. einer fraglichen Person einen Erklärungsgrund abgiebt; dafs für die moralische Ueberzeugung das Urtheil hervorgeht; es sei die Sache so hergestellt — *ut sola confessio deesse videatur*". Durch diese Zugeständnisse wird offenbar die Strenge der vorausgeschickten Theorie sehr ermäfsigt, und der neuesten Richtung der Praxis nachgegeben. — Ueber andre Controverspunkte des gemeinen Criminalprocesses mufs Referent sich enthalten, die Ansichten des Verfs. genauer anzuführen, da eine Erörterung derselben eben nicht in dem Plane dieser Blätter liegt.

Druck und Papier des Buches sind preiswürdig.

Heffter.

LIII.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub, Geh. Kirchenrath und öffentl. ord. Prof. d. Theol. an der Univ. Heidelberg. Heidelb. 1833. 8.

Zweiter Artikel.

II. *Die dogmatische Lehre.* Das Prinzip, worin die neuere Dogmatik ihr Entstehen und temporäres Bestehen hat, geht in sie ein und ist *ihre* Selbstsucht, als Selbsttäuschung, Selbstbetrug und Selbstbelügung.

Die Selbsttäuschung in der kirchlich-dogmatischen Theologie. Die Lehre vom Glauben hat ihren Gegenstand in der Erfahrung und Geschichte. Der Glaube, wovon sie die Lehre ist, hängt in der römisch- und griechisch-katholischen Kirche von einer nicht durch, sondern nur für ihn vorausgesetzten Autorität ab, welche die vermeintliche Infallibilität der Kirche ist. Aber dieser mächtige Irrthum wurde für die Menschheit selbst das Mittel der Verwirklichung ihres Zweckes. Der Glaube nahm sich sein Recht wieder, die das Entstehen des Zweifels verhindernde Autorität selbst zu bezweifeln, als die christliche Welt, das Reich der Freiheit und der Liebe, sich in ein Reich der Knechtschaft und des Schreckens zu verwandeln angefangen hatte. Längst selbstsüchtig geworden, war die Kirche, in dem Wahn, die Wahrheit *sei sie selbst*, eine Herrin der Gläubigen geworden, welche diese zu ihren Knechten machte. In der Reformation entwickelte sich die im Glauben selbst enthaltene Erkenntnifs, dafs die Wahrheit ihre eigene Autorität, und die aller Autoritäten sei die Ueberzeugung, dafs Christus die Wahrheit und sein Wort das des untrüglichen Gottes sei, die Befreiung von allem Autoritätsglauben. Diese Kirche ist durch das Wort der heil. Schrift das Mittel für den Zweck, den die Wahrheit hat. Nicht Gelehrte, die auch Gläubige waren, sondern gläubig denkende Männer mit ihrer Gelehrsamkeit waren ihre Werkzeuge und von ihnen selbst wäre die Gelehrsamkeit aufs tiefste verachtet worden, wenn sie, statt dazu zu dienen, die Selbstsucht möglichst abzuhalten, sich hätte wollen zu einer Autorität oder gar zum Prinzip des Glaubens machen. Die protestantische Kirche bei ihrem Entstehen blieb der Pflicht, zu glauben und nicht zu zweifeln, dafs Gott in Christo Mensch geworden sei, treu, und erkannte die untrügliche Wahrheit seiner Lehre, jedoch mit Einschränkung dieser Lehre auf die Bibel, als worin *allein* sie die *seinige* ist, an. Mit der Wissenschaft ging aber auch die im Glauben enthaltene Möglichkeit des Zweifels hervor und in die Wirklichkeit. Der Denkende, so lange er nicht der Gläubige ist, hat kein Recht zu zweifeln; der Denkende aber, nachdem er der Gläubige geworden, von ihm die Pflicht, zu glauben, erfüllet worden, hat sich hiermit das Recht zu zweifeln erworben. Dem Glauben geht die Knechtschaft vorher mit der Möglichkeit, dafs sie sich zur Freiheit erhebe. „Die Pflicht, an den, der die Wahrheit ist, zu glauben, kann das knechtische Subjekt nicht, wie es etwa sich oder *seiner* Vernunft treu bleibt, durch *sein* Denken und Wollen sich selbst, sondern kann ihm allein der, welcher der freie oder der eingeborne Sohn Gottes, also weder *sein* oder ein Sklav der Natur, noch der Knecht Gottes ist, auferlegen; wird sie von ihm, als ihm von der Wahrheit selbst auferlegt und hiermit für die seinige anerkannt, so ist diese Anerkenntnifs, wie der Anfang seines Glaubens, so der seiner Selbstverläugnung und der Befreiung seiner von ihm selbst und vom Objekt. In solcher Anerkenntnifs aber und in dieser Selbstverläugnung ist das durch die Wahrheit frei werdende Subjekt dessen nicht bedürftig, dafs es, etwa mittelst seines Witzes und seiner Gelahrtheit, sich aus seiner Erfahrung, seinem Denken, Fühlen, Gewissen u. dgl. also aus sich selbst von dem, was es zu glauben habe und was ihm zu denken und zu thun obliege, überzeuge und so das Denk- und moralischgläubige sei; derlei Bedürfnifs wäre im Gegentheil, wie das Gefühl der Abhängigkeit, nur ein Zeichen seiner Selbstsucht und gäbe ihm, wenn es seiner, als dieses Zeichens, mithin ihrer selbst sich bewufst würde, eine desto stärkere Erinnerung an die Pflicht, nicht zu zweifeln, sondern zu glauben und mittelst des Glaubens durch den, dessen Gesetz er ist, wirklich frei zu werden und so als gläubigdenkendes, das Recht zu zweifeln — ein ohne die Pflicht und ihre Erfüllung nur usurpirtes — sich zu erwerben. — Ihr fordert Denk-, Gewissens-, und Glaubens-Freiheit als ein Recht. Wohl! Nennet doch die Pflicht, mit welcher zugleich oder in deren Folge sie ein Recht und euere Forderung gerecht ist! Ist sie die, nicht zu zweifeln, sondern zu glauben, nun so geht erst aus ihrer Erfüllung das Recht an diese Freiheit hervor und ist nicht der Denkgläubige und *seiner* Ueberzeugung — sondern der Gläubigdenkende und dem Glauben, dafs Gott selbst in Christo Mensch geworden, Getreue der solche Forderung zu thun berechtigte. Soll sie eine andere sein, etwa die, durch ein möglichst richtiges Denken, gelehrte Studien, möglichst gewissenhafte Prüfungen u. dgl. *alle Selbsttäuschung* möglichst zu verhindern, den Aberglauben in allen seinen trüglichen Formen kräftigst zu bekämpfen, die erkennbaren Wahrheiten in Erkenntnisse zu verwandeln und den unerkennbaren gelegentlich das Wort zu reden, so ist sie eine vorgebliche und vorgespiegelte, hinter der die Selbstsucht, um sich weder selbst zu se-

hen, noch sehen zu lassen, mit der Miene des Eifers für Wahrheit und Gerechtigkeit, still und gemach Posto gefafst hat. In dieser Selbstsucht empört sich das Subjekt gegen den Gedanken eines *gebotenen* Glaubens und gegen ihn selbst, wie wenn es in ihr, welche die Knechtschaft ist, bereits wirklich frei und nicht er, sondern sie mit ihren Bedenklichkeiten, Ansichten und gelehrten Kenntnissen das Mittel für die Wahrheit zur Befreiung der Welt von der Knechtschaft sei". S. 116. — Durch den Gebrauch der Schrift machte in der evangelisch-protestantischen Kirche die Wahrheit selbst den Glauben frei von der Unwahrheit, kirchlicher Autoritätsglaube zu sein. In diesem Gebrauch aber hat er, da sie von ihm für die *heilige* Schrift oder für Gottes Wort genommen wird, an ihr eine göttliche *Autorität*. Dieser Glaube an die Bibel hat jedoch, obwohl ein Autoritätsglaube, vor jenem die Möglichkeit voraus, mittelst des Zweifels und der Prüfung sich aus der, keiner Autorität bedürftigen und keinen Zweifel fürchtenden Wahrheit als Glauben zu beweisen und zu rechtfertigen. „Der Glaube an den, in welchem Gott Mensch geworden, ist ja *zuoberst* nicht Glaube an das, was er lehrt, und an die Bibel, die seine Lehre enthalte, oder an die Kirche, die sie zu bewahren habe, sondern, wie gesagt, Glaube *an ihn*, der es lehrt, dessen Gesetz er ist und von dem und dessen Lehre die Bibel Bericht giebt: es wird nicht an ihn, *welcher spricht:* ich bin die Wahrheit, sondern an ihn, *der sie ist* und nicht, wie in einem unmittelbar- oder positiv-*moralischen* Glauben, daran, dafs das wahr sei, was er sagt oder lehrt, weil er es sage und lehre, sondern daran geglaubt, dafs er es sage oder lehre, weil es wahr ist". S. 121. Aber auch dieser Glaube enthält, wie jeder, die Möglichkeit des Zweifels. Scheu oder Furcht des Gläubigen vor diesem Zweifel ist ein Zeichen der Selbstsucht; „wer aus Furcht vor dem Zweifel und so, dafs er meint, sie komme aus dem Glauben selbst, sich vom Zweifel zurückhält, ermangelt des Glaubens an die Wahrheit, hält fest an sich und wenn er meint, es sei Pflicht für ihn, nicht zu zweifeln, damit der Glaube bleibe und er ihn behalte, ist diese Pflicht eine eben nur gemeinte, hinter der sich die Furcht, somit die Selbstsucht verbirgt und in der, wer sie sagt, *sich selbst täuscht*". S. 123. Der Gläubige kann nun zunächst durch die Dienste, welche ihm die Bibel gegen die kirchliche Autorität geleistet, mittelst des Zweifels zu der Ueberzeugung geführt werden, dafs sie selbst, die Bibel, eine wirklich und wahrhaft göttliche Autorität sei. Ist aber die Glaubens- und Denk-Freiheit errungen, so beschränkt der Zweifel und die Untersuchung sich nicht mehr auf das Interesse an dem Dienst, den sie geleistet; das Interesse ist nicht mehr das beschränkt- sondern unendlich-freie; in jenem ist das Interesse an der Wahrheit noch mit dem Interesse an der Bibel solchergestalt verknüpft, als *begründe* sie, welche die Erhaltung des Glaubens der Welt an den, der die Wahrheit ist, nur vermittelt, diesen Glauben. Da der historische Glaube dem religiösen unzertrennlich verknüpft ist, so wird leicht der christliche Glaube als identisch mit dem biblischen anerkannt; bleibt aber der Unterschied unbeachtet, so ist es, als ob die Wahrheit, von der doch die Bibel selbst gesagt hat, dafs sie uns frei mache, sich blofs innerhalb des Weichbildes der Bibel, wohl gar nur in ihren Worten und Redensarten beweisen könne und dürfe, sie also, die freimachende, selbst nicht frei sei. Der historische Glaube ist nur die *äufsere* Bedingung des religiösen, wie das Leben die Bedingung des Denkens. Mit dem Interesse an der Bibel, *als die den Glauben begründe*, kommt der Beweis für den göttlichen Ursprung derselben mit allen seinen Schwierigkeiten auf das Gebiet der Historie und Erudition hinüber. Da ist des Fragens kein Ende; man geräth in alle Möglichkeiten und in allerlei Zirkel. Der ganze Beweis, durch diese Mittel geführt, ist ein erbettelter, obschon das, wofür gebettelt wird, die Wahrheit selbst, das Interesse an ihr und der Glaube an sie sei. Nicht besser ist es um den Beweis bestellt, wenn nicht die Bibel, sondern die natürliche Religion jenseits derselben das Prinzip für ihn hergeben soll. Geführt aus der Weltgeschichte ist der Beweis kein biblischer; geführt aus der Bibel, ist er ein Beweis im Zirkel; geführt aus der natürlichen Religion ist er kein geschichtlicher. — Mit dem Glauben nun an das biblische Wort der Wahrheit ist der Gläubige noch keineswegs zum Glauben an die *Wahrheit selbst* gekommen; er ermangelt noch der Freiheit. Die in ihrer Uebereinstimmung mit dem Inhalt der Bibel geltenden Glaubensbekenntnisse richteten vollends eine nur subjektive Autorität auf, so zweckmäfsig sie waren für ihre Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

Es entstand aber auch die Frage nach dem *rein biblischen* Glauben und diese führte auf die andere, aus welchem Grunde die Bibel selbst allen Lehrbegriffen zu Grunde gelegt werde, oder welches das Prinzip des Glaubens an die Unfehlbarkeit ihres Inhalts sei „und waren schon bei Bestimmung der verschiedenen Lehrbegriffe die Frömmigkeit, Schriftgelehrsamkeit, Lebensklugheit und Geistesgewandtheit der sie bestimmenden Subjekte von grofser Wirkung und ebenso grofser, obzwar entgegengesetzter, Autorität gewesen, so müfsten bei Beantwortung jener andern Frage oder in den Versuchen, den göttlichen Ursprung der Bibel zu beweisen, die genannten Eigenschaften — lauter Subjektivitäten — noch viel bedeutender sein; nur der Frömmste, Gelehrteste, Scharfsinnigste u. s. w. wird die Frage am gründlichsten zu beantworten, den Beweis am bündigsten zu führen vermögen. War also einst und ist wenigstens in der katholischen Kirche noch die Autorität der heiligen Kirchen-Väter grofs, so wird die der hochwürdigen Bibel-Väter, deren Gelehrsamkeit überdem die jener Kirchen-Väter, ingleichen die der Reformatoren, da von ihnen die Werke der einen, wie der andern, aufs fleifsigste studirt werden, nicht geringer sein: denn sie werden nicht nur *jeder* den Lehrbegriff *seiner* besondern Kirche, wann und wiefern er zu rechtfertigen ist, gerechtfertigt, sondern auch, aufser der Aechtheit und Integrität der Bibel, die Theopneustie ihrer Verf. bewiesen haben und der Glaube der Christen an den, der die Wahrheit ist, wird sich, indem er — wie man sagt — seinen Grund allein in dem *Wort* und in der *Lehre* der Bibel hat, zuletzt auf ihre Gelehrsamkeit, gelehrte Antworten und gelehrt ausgeführten Beweise für die Göttlichkeit des historisch-biblischen Christenthums gründen. Dazu kommt, dafs *allein* diese gründlich gelehrten und gläubig frommen Männer die Lehre von der Wahrheit, wie dieselbe in dem, von ihnen als Gottes-Wort angeblich bewiesenen Bibel-Wort enthalten ist, zu interpretiren, somit den reinbiblischen Lehrbegriff zu etabliren und an ihm die verschiedenen Lehrbegriffe der verschiedenen Kirchen zu prüfen, im Stande sein werden; denn nur sie haben sich, mit grofser Aufopferung an Zeit und zeitlichen Gütern, durch die mühsamsten Arbeiten und rühmlichsten Anstrengungen in den Besitz aller nöthigen Interpretationsmittel gebracht, nur sie kennen die Gesetze der Auslegung und sind der Kunst ihrer Anwendung durch die fleifsigste Uebung mächtig geworden; ihnen allein verdankt also die gesammte Christenheit, wie das Bollwerk ihres Glaubens an den göttlichen Ursprung der Bibel, ebenso, wenn sie ihn hat, den richtigen Verstand ihres Inhalts". S. 140. Allein nicht die Gelehrsamkeit und nicht die biblische Lehre von der Wahrheit, sondern der Inhalt dieser Lehre, die Wahrheit selbst ist es, die uns mittelst des Glaubens an sie freimacht. Sonst hätte die Welt an der gelehrten Meisterschaft eine Autorität, dergleichen weder die katholische Kirche an ihrer vermeinten Unfehlbarkeit gehabt, noch die evangelisch-protestantische bei ihrer Entstehung angesprochen oder späterhin mit ihren verschiedenen Confessionsartikeln und symbolischen Büchern bezweckt hat. In dieser Autorität sondergleichen, da die Vernichtung des Zweifels *lediglich* ihr Werk wäre, würde der Glaube an die Wahrheit, die Pflicht zu glauben, und die geglaubte Wahrheit selbst schlechthin abhängig sein. In diesem Verkennen, dessen Hauptveranlassung das an der Bibel, in der Meinung, *sie begründe den Glauben* an den, in welchem Gott Mensch geworden und welcher sich selbst die

Wahrheit nennt, genommene Interesse ist, schlägt einerseits die Abhängigkeit von der: was die Bibel lehre, sei *darum* wahr, *weil* sie es lehre, in die Anhängigkeit an sich, als die Biblischgläubigen und Bibelkundigen um. Und das ist ein Meinen, das nicht einmal zum *historischen* Wissen werden kann. Ebenso schlägt dann wieder ihre Anhängigkeit an die Bibel in eine Abhängigkeit der Bibel von ihnen um. Dafs der Glaube an die Wahrheit sich auf die Bibel gründe, ist eine aus dem beschränkt-freien Interesse an der Wahrheit entstandene Meinung derer, die, da das Wort gehört oder gelesen, also erfahren wird, ihnen aber die Erfahrung überhaupt, die geschichtliche besonders, nicht das Ziel, was sie ist, sondern, was sie nicht ist, der Anfang alles soliden Erkennens ist, die *Vermittelung* des Glaubens durch das Wort für dessen *Begründung* durch dasselbe genommen *und hiermit sich selbst getäuscht haben.* Dieselbe Meinung, dafs der Glaube an die Wahrheit seinen Grund in der Lehre von ihm habe, ist es denn auch, welche nicht fragend: was ist Wahrheit? sondern nur: was steht von ihr geschrieben, dafs sie sei? die Wahrheit selbst — sie, in Christo die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur — für unerforschlich oder sie, das sich offenkundig machende Geheimnifs der Menschwerdung Gottes, für ein geheim bleibendes Geheimnifs ausgiebt. Noch sucht sich dasselbe Prinzip dadurch zu behaupten, dafs es der Meinung, der Glaube an die Wahrheit gründe sich auf die Bibel, die andere substituirt, er gründe sich auf Gefühl und Bibel, oder aufs Gemüth, gekräftigt durch das unbefangene Lesen der Bibel. Aber es kann sich in dieser nicht geringerten Selbstsucht nicht halten gegen einen Widersacher, der, selbstsüchtig nicht minder zwar, aber viel energischer sich in der kritischen Philosophie dagegen erhebt. Als anscheinend selbständig von sich und seinen Erfahrungen, als abstrakt selbständig, nur von sich selber abhängig, unternimmt es das Ich, die Prinzipien des Glaubens und Wissens allein aus sich zu deduciren. Gott ist nun unerforschlich (dies läfst sich die obige Dogmatik noch ganz wohl gefallen) und er ist nur der Gedanke, den das Ich hat (dafür hält jene nun desto fester an der Meinung, die Bibel sei der Grund unseres Glaubens). Aber der Fortschritt ist, dafs die Idealität des Glaubens und Wissens, worin er noch ein unbestimmter war, zum Unterschied beider fortgeht. Was für ein Wissen wurde aber nun, damit der Glaube ein durch es vermittelter würde, herbeigebracht? Nicht das, welches mit ihm identisch war, das Wissen von Gott, das ihn Erkennen, welches nicht erst herbeigebracht zu werden brauchte, sondern nach der auf der einen Seite doppelten Knechtschaft des Subjekts, ein *empirisch gelehrtes* und ins Unendliche hin gelehrter werdendes und, nach der andererseits einfachen, ein *aprioristisches*, transcendentales und *subjektiv-praktisches.* Wie dort, so hier, ist die Nothwendigkeit und Allgemeinheit, welche die Wahrheit und der wahrhaftige Glaube hat, vergebens gesucht, das Subjekt mit sich und seinen Endlichkeiten ins Unendliche beschäftigt. „Auf die Nothwendigkeit also und Allgemeinheit, welche der Glaube, jeder Glaubens-Artikel und Glaubens-Satz *an und für sich* habe und welche die evangelisch-protestantische Kirche nicht aufgiebt, thut die abstrakt-selbständige Subjektivität, wie auf die Erkennbarkeit der Gegenstände des Glaubens, Verzicht, hält aber dagegen, an sich festhaltend, desto fester an derjenigen, deren Prinzip sie selbst und die von ihr, als lediglich ihre Kategorie, dem Glauben u. s. f. nur geliehen ist. Das ihn in *seiner* Nothwendigkeit und Allgemeinheit Wissen, damit er so der durch Wissen vermittelte sei und Jedermann wisse, was er an seinem Glauben habe, ist das dieselbe blos als die *ihrige* und ihn selbst als ein *Fürwahrhalten* Wissen, dessen Gründe subjektiv zureichend, objektiv unzureichend seien, oder vielmehr, da ein unzureichender Grund kein Grund und die Wahrheit der Gründe für die Vernunft ohne Bedeutung ist, dessen Grund ein lediglich, jedoch allgemein- oder abstrakt-subjektiver sei." S. 182. Das wahrhaft weiter Treibende ist allein der Widerspruch, in welchen sich dadurch das Ich mit sich setzt, ein Herr zu sein, der ein Knecht ist, und das Bewufstsein dieses Widerspruchs. Die Wege aber, wie der Widerspruch zu heben versucht wird, sind einerseits, dafs von der empirischen Subjektivität, wie sie sich mit der abstrakten zusammengethan hat, der *Glaube* an den göttlichen Ursprung der biblischen Lehre noch festgehalten wird: diese Theologie hat die Bestimmtheit der supernaturalistischen; und dafs sie ihn als unhaltbar aufgiebt und ihm zur Selbstüberzeugung das Raisonnement substituirt; diese Theologie ist die rationalistische; dort versteckt sich der Widerspruch hinter die *Pietät*, hier hinter die *Moralität.* Die supernaturalistische hat gegen die ältere, gelehrte, biblische den

Fortschritt aus der Selbsttäuschung in den Selbstbetrug; die rationalistische den aus der unbefangenen Verstellung der kritischen Religionsphilosophie in die Selbstbelügung.

Der Selbstbetrug in der empirischen Mystik. Sie nimmt, ohne allen Beweis ihrer Berechtigung, ihren Anfang, nach Art des Katechismus, in der Empirie, in der, allen, die die Fähigkeit haben, Erfahrungen zu machen, leicht verständlichen Bibel. Ihr Inhalt, die Offenbarung, wird für eine Historie genommen, und so ist nunmehro vom historischen Christenthum emphatisch die Rede. Dies die göttliche Offenbarung Glauben, ist jedoch nur ein geglaubtes Glauben; denn nur bei der Mitwelt ist es ein gewufstes Glauben gewesen; das *Wissen* mithin vom Offenbarungsglauben ist es, worin das abstrakt-selbständige Subjekt in der Bestimmtheit des anscheinend-selbständigen sich hintergeht, der Anfang des Selbstbetrugs. Der Supernaturalist beginnt mit der Erfahrung des Glaubens an die Offenbarung, welche letztere wohl als Geschichte ihre Wirklichkeit, aber ihre Wahrheit in einem ganz andern Inhalte hat, als alle Geschichte, und er beginnt damit so, als wäre ihm und der Erfahrung, nach Anweisung der kritischen Philosophie die Nothwendigkeit und Allgemeinheit durch das denkende Subjekt, dessen Kategorie sie sei, hinlänglich gesichert. Die wirkliche Selbständigkeit des Subjekts, die Freiheit, ist damit, dafs das Wesenhafte und Wahrhafte des Gegenstandes, den der Glaube hat, für ein Geschichtliches genommen wird, eingebüfst. Dieser Selbstbetrug setzt sich fort, indem er sich hinter dem Glauben an Gott, von welchem ich und die Welt abhängig sei, verbirgt. Um die wiederkehrende Nothwendigkeit der wahrhaften *Selbst*verläugnung sich zu betrügen, kann es kein genügenderes Mittel geben, als diese Pietät des Wissens. Der Selbstbetrug vollendet sich darin, dafs einerseits aus dem Glauben der Zweifel abgehalten, andrerseits auf die Unbegreiflichkeit, ohne die der Glaube nicht Glaube, sondern Wissen sein würde, bestanden wird. An dem letzteren Punkt geht der Selbstbetrug schon in die Selbstbelügung über. „Zwar schon beim Anfang ihrer gelehrten Theologie und dann durch sie hindurch fort und fort in Gefahr, sich selbst zu betrügen, hielt sie sich gleichwohl innerhalb der blofsen Selbsttäuschung und so konnte es nicht schon durch sie dahin kommen, dafs der Glaube an die Untrüglichkeit der biblischen Lehre um die *in ihm* enthaltene Möglichkeit des Zweifels an dieser Untrüglichkeit, vollends aber die Gemeinde selbst um eine die Erforschung und Erkenntnifs *der Wahrheit*, die Vernichtung dieses Zweifels und seiner Möglichkeit vermittelnde Wissenschaft betrogen wurde. Dieser fromme Betrug und der Ruhm, mittelst seiner wenigstens die Gläubigen vor dem Zweifeln möglichst zu bewahren und von der Theologie die Philosophie abzuhalten, blieb dem Supernaturalismus, der, was er mit oder ohne symbolische Bücher, mit oder ohne den *rein* biblischen Lehrbegriff u. dgl. ist, allein durch Selbstbetrug zu sein vermag, aufbehalten." S. 211.

Die Selbstbelügung in der mystischen Empirie. Das Ich *denkt* das Ewige; dafs es ein Wirkliches sei, verbürgt ihm die Erfahrung. Das so gedachte Ewige nennet es das *Wesen*, damit es mit anderem nicht verwechselt werde. Das ewige Wesen ist die verständige Ursache, der ursächliche Verstand, es ist Gott. Ihn erfahren wir freilich nicht; somit können wir allerdings *von ihm* eigentlich nichts wissen; allein desto mehr wissen wir *von uns*.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIV.

Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft, von Dr. Theod. Mundt. Leipzig, G. Wolbrecht. 1833.

Die vorliegende Sammlung enthält gröfsere und geringere Aufsätze, welche die verschiedensten Interessen geistiger Sphären berühren. Den Titel wählte der Verf. nach dem Beispiel bedeutender Vorgänger als Balde's, Herder's, Grimm's; vorzüglich scheint Herder, dem Vorworte nach, Muster und Vorbild gewesen zu sein. Eine grofse Zeit bezeichnet die Erscheinung „der kritischen Wälder" Herder's; aus der schalsten Philisterhaftigkeit, in die die Gesammtliteratur Deutschlands verfallen war, sollte ein emsiges rüstiges Leben von neuem sich entwickeln; es galt zunächst Anknüpfungspunkte aufzufinden, es galt den deutschen Sinn überhaupt auf ein tieferes bedeutungsvolleres Treiben hinzuweisen. Dies haben zwei Männer wundersam gefördert, beide verschieden, aber beide gleich mächtig wirkend — Lessing und Herder. Dieser, ohne selbst die ganze Selbstständigkeit und Vollendung eminenter Produktivität zu besitzen, hat, wie nicht leicht ein andrer, den tiefsten Sinn, das wahrhaft Schöne und Erhabene in allen Sphären des Geistes in sich aufzunehmen, von der einfachen urkräftigen Poesie der Volkssage an bis zur Spitze tragischer Kunst (Prometheus - Brutus) oder philosophischer Tiefe. Dies Schöne und Erhabene in seinen wahrhaften Formen *anregend* zum Bewufstsein des deutschen Volkes zu bringen, sei es durch eigenthümliche geistvolle Nach-

bildungen, sei es durch betrachtende, erläuternde Schriften, kann man als die Aufgabe des Lebens Herder's betrachten. So sind seine Werke meist fragmentarisch, mindestens ohne die letzte durchgeführte Vollendung, doch so reich an Ideen, dafs auch heute noch viele die Ausführung und Begründung nicht gefunden haben, die ihre Tiefe zu fordern scheint. Aber auch die stärkste Individualität würde jetzt vergeblich nach einem ähnlichen Wirkungskreise suchen. Der aufsprudelnden gährenden deutschen Kraft — die auch politisch durch Friedrichs Auftreten erregt war — galt es damals die rechte Bahn anzuweisen, die Form für solchen Inhalt zu schaffen. Uns ist in Kunst und Poesie die Form eine gewonnene, ausgebildete, das Erschaffen derselben ist zur Routine geworden, die stets jede Individualität zernichtet. In solche fertige Formen nun legt sich jetzt der dürftigste Inhalt, und um Eingang bei Uebersättigung zu gewinnen, werden alle starken Reizungen zusammengedrängt, um am Ende mit Ueberbietung aller Mittel nichts zu erreichen. Wer nach Belegen solcher Erscheinungen überhaupt noch frägt, dem ist Kunst und Poesie unserer Zeit fremd geblieben, jene Schaar theatralischer und musikalischer Werke, vorzüglich jene Masse kleiner lyrischer Poesieen, die ohne tieferen Gehalt, entweder Reflexion oder kleinliche Privatschmerzen in die vorliegenden fertigen Kunstformen hineingiefsen. Einen Aufschwung aus solcher Oede sehen wir nur in dem Aufschwunge des Lebens überhaupt, den grofse Weltbegebenheiten hervorrufen werden. Der Hr. Verf. sieht, wir theilen seine heitere Ansicht über die jetzige Lage der Kunst und Poesie nicht, auch die Wissenschaft dürften wir anders auffassen. Die Philosophie hat in unserer Zeit eine Abgeschlossenheit gewonnen, die es ihr zunächst zur Aufgabe macht in andere Wissenschaft eindringend, diese zu lichten und umzuwälzen, andrerseits aber in das Bewufstsein des Volkes übergehend, in dem concreten Bereiche des Lebens, in Religion, Gesittung, Staat sich Geltung zu verschaffen, um so jene Schranken zu heben, deren Nichtigkeit auch der Verf. in der Vorrede anerkennt.

Sollen wir nun näher an die Würdigung des vorliegenden Werkes und seines Standpunktes zur Kunst und Wissenschaft eingehen, so kann bei der fragmentarischen Form einzelner Aufsätze nur gefordert werden, von des Vfs. Standpunkt überhaupt ein treues und unpartheiisches Bild zu entwerfen. Der Vf. gehört zu jenen Vielen, denen die Forschungen der neueren Philosophie in ihrer umfassenden Ausgedehntheit auf Religion, Kunst und Natur nicht fremd geblieben, die aber, nur vermögend *einzelne* grofse Gedanken aufzufassen, nicht dieselben in ihrem nothwendigen Zusammenhang, d. h. in ihrer vollen Wahrheit zu begreifen, die Lückenhaftigkeit ihres *Denkens* durch eine *Weichlichkeit* der *Empfindung* auszufüllen suchen, und so mit der Philosophie zerfallen. Denn jenes Hervortreiben der Empfindung läfst sie in dem Systeme nur einen Schulzwang erblicken, der alles Gefühl wie jedes Leben und jede Frische ertödte. Namentlich sind es jene kräftigen Stellen, wo nicht etwa die Empfindung selbst — denn wem wäre dies je eingefallen — sondern die Anmafsung derselben, sich an die Spitze des Denkens als Meisterin zu setzen, vernichtet wird, die mit tiefem Schreck erfüllen müssen; wir glauben es wohl, denn wer liefse sich gern frank und frei in seiner Nacktheit und Blöfse darstellen? Aber indem es vorzüglich der strenge Fortgang des Gedankens ist, der diesen Männern unbequem fällt, geschieht es, dafs sie theils die Uebergänge, zu denen freilich die ganze Schärfe und Tiefe spekulativen Denkens gehört (wir erinnern z. B. an Hegel's Uebergang aus der Idee in die Natur), für leere Sophistik halten (S. 35.), theils dafs sie den Werth, den jeder ihnen als Vorstellung geläufige Gedanke nur durch das Moment erhält, welches er in der logischen Gliederung bildet, verkennend, in die trübsten Mifsverständnisse versinken, und sich für ihre Polemik Schattengestalten und Schemen ersinnen, mit denen sie dann männiglich kämpfen. Was bürdet nicht Hr. Mundt dem Hegelschen Systeme für Gedanken auf! Vorzüglich komisch aber sind sie über Kunst und Religion. Hegel soll nun ein für alle Mal die Kunst zu etwas blofs *Natürlichem* herabgesetzt haben, und davon ist Hr. M. so fest überzeugt, dafs er, der doch sonst viel äufsere Belesenheit in Hegel's Encyklopädie zeigt, ganz und gar die Stelle vergifst, an der die Kunst abgehandelt wird; um davon zu schweigen, was doch auch dem gewöhnlichen Bewufstsein auffallen mufs, dafs das „blofs Natürliche" sich schwerlich als „symbolisch, klassisch und romantisch" gliedern könne. Aerger ergeht es dem Verf. noch in der Theologie, auf die er in dem Aufsatze über die Steffens'sche Schrift gegen die Union kommt. Gott weifs, was dem Verf. nach, die spekulative Theologie — die er Vernunftreligion nennt — für Zwecke und Folgen haben soll, Papismus, Aufhebung der Gemeinde und des Cultus, exoterisches und esoterisches Christenthum, und wie die Namen mehr heifsen, mit der man von verschiedenen Seiten die wissenschaftliche Theologie begrüfst hat. Man sieht es aber auf den ersten Blick, der Verf. findet sich hier auf einem Felde, das ihm völlig unbekannt ist.

Besser zeigt sich der Verf. auf dem Boden der allgemeinen Literatur, wo es gilt besondre Gestalten der künstlerischen Produktivität in ihrer Eigenheit aufzufassen, und zu schildern. Doch müssen wir sagen, dafs auch hier noch der tiefsinnige und gewichtvolle Inhalt eines Werkes, wie die Wanderjahre Wilhelm Meisters, aus dem Standpunkte der Kritik, den Hr. M. hier willkürlich genommen, — denn offenbar ist es, dafs er sich auf einen höheren zu stellen vermag, — nicht füglich in Bewegung zu bringen war, nur einige abgerissene Aufsentheile werden hervorgehoben, und hiernach sogar das Verdienst der künstlerischen Gestaltung des Ganzen und der Vollendung des Stils mifskannt und mifsbeurtheilt. Die gelungensten Aufsätze, wo wir den Vf. ganz auf seinem wahren Gebiet und in seiner vortheilhaftesten Erscheinung glauben, sind unseres Erachtens die Erinnerung an Ulrich Hegner, und die Skizze von Hippels Lebenslauf und Schriften, besonders diese letztere, welche eine bisher ziemlich dunkle Seite unsrer Literaturgeschichte glücklich und scharf beleuchtet. —

A. B.

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

So meint auch das Ich nicht nur, sondern *weifs* auch von allen Attributen, womit es das ewige Wesen ausstattet, dafs sie von ihm allein an dasselbe gebracht sind. Wendet man ihnen, die an Gott ein Unbekanntes, weil Unerkennbares haben, ein, von einer unerkennbaren Wahrheit sei mindestens zweifelhaft, ob sie Wahrheit sei und dafs ein unerkennbar Wahres ein Widerspruch sei — so begegnen sie dem durch die Aufklärung, dafs ihre Versicherung weder in der Wahrheit des Unerkennbaren, noch in der Unerkennbarkeit des Wahren, sondern in ihnen selbst gegründet und mit nichten eine blofse Versicherung, sondern eine wohlüberlegte Behauptung sei. Dies Ich hegt den Wahn, *sein* Gedanke des Ewigen, oder noch unbestimmter des *Höchsten*, die *Thatsache* des Bewufstseins — durch Reflexion auf die Welt, als Natur, und auf die Seele, von ihm mit einem Inhalt begabt, somit sein *Gedanke* Gottes und sein auf Selbstüberzeugung fundirter *Glaube an Gott* sei das Mittel, aus der Ungewifsheit und Unwahrheit seiner selbst herauszukommen. In der That aber ist es das um seine Unbefangenheit gebrachte Nichtwissen, wodurch da der Glaube an Gott vermittelt wird; seine Vermittelung durch dasselbe ist die mit der in der Anhängigkeit des Subjekts an sich für Ueberzeugung genommene *Meinung* von der Unmöglichkeit einer Erkenntnifs Gottes; *weil ich überzeugt bin*, oder, wie in Wahrheit zu sagen wäre, weil ich meine, das göttliche Wesen nicht erkennen zu können, so habe ich an dieser Unerkennbarkeit das Mittel für meinen Glauben an dasselbe. So bedarf es des Nichtwissens *selbst als des Glaubens.* Vom Moralischen, vom Sollen, der Pflicht und von seiner Ueberzeugung, davon hat das Ich auch den Gedanken des Heiligen. Die doppelte Lüge von einer Willensfreiheit, die unerforschlich, und von einer Selbstüberzeugungspflicht, die eben so unbegreiflich sei, wird durch das Vorgeben zu dem edlen Zwecke, die Völker zu erleuchten und zu veredeln, ein erlaubtes Lügen, ja gar kein Lügen, sondern Tugend, Lehrweisheit u. s. f. sei eine dreifache. Seine wirkliche Wahrheit hat der Gedanke des heiligen Willens, wie des ursächlichen Verstandes für dieses in seiner anscheinenden Selbständigkeit sich als abstrakt-selbständiges voraussetzende Subjekt *nicht in dem*, von welchem er der Gedanke, sondern *in ihm allein*, dessen Gedanke er ist. Dies Gott als den Heiligen Denken ist nur voraussetzungsweise ein Glauben. Von diesem Gedanken des Denkens aus gilt der Glaube an Gottes Menschwerdung, Dreieinigkeit für Aberglaube. Denn wer kann das für Wahrheit halten? „Der Staat? freilich wohl! Denn feierliche Friedensschlüsse eröffnet wenigstens der christliche mit dem Namen des dreieinigen Gottes. Die Kirche? freilich auch! Denn sie *betet* den Vater, *den Sohn* und den heiligen Geist *an*, und jedes ihrer Hauptfeste erinnert, wo nicht an die Incarnation, doch an irgend ein anderes Wunder. Nun man mufs den Muth haben, darin den Staat, aber mit Ehrerbietung, und die Kirche, aber mit schonender Vorsicht, eines Besseren zu belehren. Eigentlich müfste dieses vom Empirismus für Aberglauben gehaltenen Glaubens wegen von ihm der Staat für einen Thoren, die Kirche für eine Närrin erklärt werden; allein dazu würde ein Muth erfordert, den, wenn er nicht Tollheit sein soll, nur die *Gewifsheit*, dafs jener Glaube ein Wahn sei, geben könnte. An dieser Gewifsheit aber, wie sie die des Reformators gegen die römisch-katholische Kirche war, die er ohne Rückhalt sogar der babylonischen Hure verglich, mufs es wohl fehlen. Denn bei seinem Auf-

klärungsgeschäft *übersieht*, so gut er drei zu zählen *versteht*, der mit seiner gesunden Vernunft Forschende in dem Eifer, womit von ihm die alt-orthodoxe Lehre überhaupt geprüft wird, dafs *seine Ansicht* der Dreieinigkeit nichts mit der kirchlichen Lehre von derselben, der das Element *der Zahl* dabei kaum eine Nebensache, geschweige das Wichtigste ist, gemein habe und dafs diese Lehre, wenn sie geprüft werden soll, *an ihrem Inhalte*, nicht aber an *seiner* oder irgend einer *Ansicht* geprüft und falls sie widerlegbar ist, aus *diesem*, nicht aber aus ihr widerlegt werden oder vielmehr — wie die Infallibilität der Kirche — sich selbst und nur mittelst des denkenden Subjekts, das *wenigstens dabei* von seinen Ansichten unabhängig ist, durch sich selbst widerlegen müsse." S. 275. Hier hat das Subjekt nur Ansichten, die auch *nur die seinigen* sind. Was die Welt an jenen Wahrheiten hat, wird zur *historischen* Notiz herabgesetzt. Resultat. In der Knechtschaft des supernaturalistischen Subjekts ist seine Abhängigkeit von ihm selbst der von der Erfahrung, in der Knechtschaft des rationalistischen die von der Erfahrung seiner Abhängigkeit von ihm selbst untergeordnet; erst hier hat die Selbstverknechtung ihr Aeufserstes erreicht und ist die Bedingung des Separatismus vollständig vorhanden. Der Supernaturalismus separirt sich von der Gemeinde noch nicht, was ihren Glauben und deren Gegenstand betrifft, sondern nur in Ansehung der Begründung und der Meinung, dafs ihr Gegenstand unerforschlich sei. Der Rationalismus aber approbirt nur die sogenannte reine Sitten- und Gottes-Lehre und bezweifelt und leugnet nicht nur die Wahrheit des Gegenstandes, den der Glaube hat, sondern gründet die seinige blos auf die Thatsachen *seines* Bewufstseins (Gefühl u. s. f.) und erklärt dessen Gegenstand für *absolut* unerkennbar. Diese subjektive Vernunft ist die vollendete Selbstsucht. Sie treten aber auch gegen einander in Kampf; der Supernaturalismus trägt darauf an, dafs die, die seines Glaubens nicht sind, aus der Kirche ausscheiden. Der Gegner indefs, obwohl überrascht, bestürzt, erlediget sich seiner Bestürzung leicht und sagt: er habe es nur mit dem Publikum, einer unbestimmten Menge, nicht mit der Gemeinde zu thun und der Staat, die schützende Macht, giebt der gelehrt- und frommgläubigen Selbstgefälligkeit, die nach der in Abgang gekommenen Autorität des kirchlich symbolischen Lehrbegriffes eine andere sucht, die Weisung, dafs ihm die Pflicht obliege, statt die Feinde des Glaubens vor Gericht zu belangen und gegen ihre Lehre das Gesetz aufzurufen, vielmehr sich der Erkenntnifs zu befleifsigen, woraus diese Lehre zu widerlegen und die Glaubenswahrheit zu vertheidigen sei. Andererseits wenn in dem dreifachen Glanze der Vernunft, des Interesses an der Wahrheit und der vernünftigen Würdigung des Kanons, womit der Rationalismus seinen Gegner überstrahlt, und den Schein gewinnt, als sei die Abhängigkeit *von ihm*, wie im Staat die *vom Gesetz*, die Unabhängigkeit selbst, so ist eben dieser Schein die gröfste Gefahr der Knechtschaft durch ihn „und könnte die Bestimmtheit des Rationalistischen, wie sie die einer über die biblischen Lehren vom Glauben reflektirenden Subjektivität ist, zur Bestimmtheit dieses Glaubens und der Kirche, die ihn und in ihm ihre Autorität hat, werden, so wäre es in der That um die wirkliche Selbständigkeit dieser Kirche und ihrer Glieder geschehen." S. 318. Beide und je mehr der Selbstbetrug von der Selbstbelügung beseitigt wird, finden an dem christlichen Glauben und an der *erkennbaren* Wahrheit, worin derselbe seine Autorität hat, einen desto gröfseren, unüberwindlichen Widerstand. Beider Wissen ist nur ein partikulares, zufälliges und ist es, als sei die Bestimmung des Glaubens die eines Mittels zu dem Zweck, dafs die Intelligenz sich selbst entweder betrüge oder belüge. Aber *dieses* Wissen ist nicht das mit dem an sich *allgemeinen* und *nothwendigen* Glauben der evangelischen Kirche, worin sie auch ihre Autorität hat, identische.

III. *Vom dogmatischen Lehrbegriff*. Die Dogmatik lediglich im Interesse der bestimmten Kirche hat durch die Vereinigung der lutherischen und reformirten ihren Werth verloren und sich in ein *Historisches* verwandelt. Dafs ebenso die römisch-katholische und evangelisch-protestantische sich vereinigen, dazu fehlt von beiden Seiten die Möglichkeit des Anfangs. Dem in der Identität mit sich beharrenden Denken erscheinen nun die wesentlichen Bestimmungen der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, zunächst auch nur als so unwesentlich, wie die welche vorher Trennungspunkte ausmachten und diese abstrakte Gestalt der Dogmatik ist die nächste und erste. Diese Behandlungsweise ist die in der Unterwerfung des Glaubens unter das Denken empirisch-synthetische. Es ist der von sich abhängige, unfreie, welcher freisinnig

die Wissenschaft bearbeitet. Durch dies Unternehmen der denkenden Tyrannei gegen die Glaubensfreiheit wird die Kirche selbst beeinträchtigt und weggeräumt. Wie aber gleichsehr an sich, als an den kirchlichen Offenbarungsglauben gefesselt, das Subjekt die Dogmatik behandelt, ist der Gewinn davon zweideutig und ist endlich vielmehr sogar Verlust. Hier, wie dort, ist die Selbstsucht das Prinzip. Es fehlt das Interesse an der Wahrheit. „*Verhehlt* sich das Individuum seine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, so ist das ein Zeichen seiner Selbstsucht, und zieht es selbst, um sie desto besser vor sich zu verbergen, sich hinter seine Vorstellung von dem hohen Adel des Glaubens vor dem Wissen und hinter das Vorgeben zurück, dafs es frech und frevelhaft sei, für die Wissenschaft nicht irgend *Eines* als das Wahre und *nichts als wahr* vorauszusetzen, so ist in seiner Selbstsucht auch Heuchelei." S. 353. Die Hermeneutik, die das Gesetz der Auslegung enthält, ist eine spekulativ-philosophische Wissenschaft. „Man darf aber nur die spekulative Erkenntnifs des Christlichen überhaupt nennen und dafs es ohne sie mit der christlichen Theologie nichts sei, nur andeuten, um, wie den Hohn und Spott der gelehrt-rationalistischen Virtuosen, so den Aerger und Unwillen der gelehrt-supernaturalistischen Pietisten zu erregen und zu erfahren, welcher Art das Interesse sei, das sie an der Wahrheit und an der Kirche nehmen." S. 358. „Philosophirt, wärs auch nur auf eigene Manier, wie in der liberal-rationalistischen Theologie, wird für die supernaturalistisch-dogmatische und in ihr ganz und gar nicht, wenigstens nicht eingestandenermaafsen; auch erwartet sie — darin, wie in Anderem, der symbolisch-dogmatischen durchaus unähnlich — von der neben ihr vorhandenen und sich fortbildenden Philosophie für sich und ihren Gegenstand gar nichts; die ihrer sich befleifsigende *Selbstsucht* ist in ihrem historischen Offenbarungsglauben, in ihrem erlogenen Interesse an der Wahrheit und gelehrtem Wissen, besonders aber in dessen Pietät dermaafsen für sich eingenommen, dafs ihr sogar Worte, wenn sie nicht, wie die Ausdrücke: *analytische*, *synthetische Methode* u. dergl. mehr, ihr geläufige Gedanken bezeichnen, oder, obgleich das ihr Eigenste bezeichnend, wie *abstrakte*, *anscheinende* Selbständigkeit, *Selbstverknechtung*, und dgl. mehr nicht bereits bei ihr kursiren, schlechthin zuwider sind".

(Der Beschlufs folgt.)

LV.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterrichte von Dr. G. H. Schubert, Hofrath u. Professor. Zweite Auflage 1832. 246 *S. in* 8.

Das reiche Talent des Verfs. wird jeden erwarten lassen, dafs man hier mehr als eine nackte Aufzählung astronomischer Lehren finden wird, und wirklich fehlt es nicht an mannigfaltigen Seitenblicken und Uebergriffen in andere Gebiete der Wissenschaft. Halten wir uns jedoch zuerst an den Kern des Buches, den eigentlich astronomischen Theil, so müssen wir gestehen, dafs uns die Ordnung desselben zuerst befremdet hat, indem der Vf. nicht mit den alltäglichen Erscheinungen, nicht mit den ewigen Gesetzen der Bewegung, sondern mit dem Zufälligsten aus der ganzen Wissenschaft, mit der Beschreibung der Sternbilder beginnt, die doch billigerweise, als ein nothwendiges Uebel erst ganz zuletzt eine Stelle finden sollte. Wir würden diese Einrichtung getadelt haben, wenn uns nicht der Vf. in der Vorrede selbst darüber belehrte, dafs das ganze Buch seine Entstehung blofs mündlichen Vorlesungen über die Astrognosie verdankt, die in den Abendstunden beim Anblick des gestirnten Himmels selbst gehalten wurden, und an welche das Uebrige gelegentlich angeknüpft wurde. Dies ist zugleich die Ursache, weswegen im ganzen Buche nicht auf Zeichnungen und Figuren verwiesen wird.

Auf die Beschreibung der Sternbilder folgt die weitere Betrachtung des Fixsternhimmels, der Nebelflecken und Doppelsterne. Dann das Sonnensystem nebst den Kometen, die Meteore, die Chronologie und den Schlufs machen die Keplerschen Gesetze, die Betrachtung der Finsternisse und anderer periodischen Erscheinungen der planetarischen Bewegungen. Folgende einzelne Bemerkungen theilen wir um so lieber mit, da das Werkchen ohne Zweifel sich eines grofsen Kreises von Lesern erfreut, indem es nach dem kurzen Zeitraume von einem Jahre schon die zweite Auflage erlebt hat. Bei den Fixsternen wäre noch manches über deren Farbe, namentlich der Doppelsterne, über Veränderung der Farbe, über ihr Verhalten vor dem Prisma, über die Anzahl der gröfseren Fixsterne, über den Unterschied zwischen physischen und optischen Doppelsternen und Aehnliches anzuführen gewesen. Das ξ im grofsen Bären (S. 50) vollendet nach des jüngeren Herschels Beobachtungen schon in ungefähr 56 Jahren seinen Umlauf. Bei Mars (der bei den Rabbinen nicht אדום sondern מאדים heifst) hätte der Streit zwischen Herschel und Schröter über dessen Abplattung angeführt werden können, wohin auch die neueren Beobachtungen von Harding gehören, ebenso die Frage, ob er eine Atmosphäre hat oder nicht. Sein mittlerer Abstand von der Sonne ist nicht 32 Millionen Meilen, sondern noch nicht 31 Millionen, so wie der kleinste Abstand des Merkur nicht 7¼ Millionen Meilen, sondern nur etwas über 6 Millionen ist. Es sind überhaupt in den Zahlenbestimmungen mancherlei Ungenauigkei-

ten. Dafs wir die Flecken des Mondes einmal so deutlich sehen als das andere Mal, wie S. 102 behauptet wird, dies ist doch durchaus nicht der Fall, wie schon aus Schröters Beobachtungen hinlänglich bekannt und später durch Gruithuisen noch deutlicher beurkundet worden ist. Mit welchem Rechte S. 174 behauptet wird, dafs eben so viele Kometen von Ost nach West als von West nach Ost laufen, wissen wir nicht; wir möchten hier nicht einmal Gründe der Wahrscheinlichkeit gelten lassen, da die Planetenwelt ein anderes Gesetz zeigt. Auch kann seit dem Erscheinen des Kometen von 1823 nicht länger mehr angenommen werden, dafs die Kometenschweife sich *stets* an der von der Sonne abgekehrten Seite befinden (S. 168). Ungern vermifst man hier Bemerkungen über den Einflufs des Aethers auf Bewegung und Schweif des Kometen.

Ueber die sprachlichen Bemerkungen hätten wir auch Einiges zu sagen; manche Ableitungen scheinen uns sehr gewagt und mehr im Geiste der alten Römischen Grammatiker als der neueren kritischen Forscher. Wir begnügen uns jedoch mit den Andeutungen, dafs die drei Deichselsterne im Buche Hiob nicht עיש heifsen (S. 15) sondern עיש, בני עיש heifst das Sternbild des Wagens, das Wort ליל (S. 188) ist vielleicht nicht so räthselhaft und hängt wohl mit הלל glänzen, funkeln, zusammen, also die Zeit des Glanzes, wobei man freilich nicht an die trüben Nächte des Nordens, sondern vielmehr an die Zauberpracht des morgenländischen Himmels denken mufs. Die Verwandtschaft zwischen בקר und בקר merken, beachten, ist sehr weit hergeholt, während sich der Zusammenhang mit בכור, בכורים (wie דקק, רכך) von selbst darbietet. Der Zusammenhang zwischen ערב Abend und ערב Fremde ist mit den Haaren herbeigezogen, wiewohl beide Wörter aus dem gemeinschaftlichen Begriffe des undeutlichen Gemisches entspringen.

Am wenigsten können wir mit dem Vf. in dem Theile des Buches übereinstimmen, wo seine Eigenthümlichkeit am stärksten hervortritt, in dem Suchen eines innern Zusammenhangs zwischen Gegenständen, die, wenigstens scheinbar, sehr weit auseinanderliegen, namentlich in dem Bestreben, gewisse Zahlenverhältnisse in einen geheimen Zusammenhang zu bringen. Freilich möchte uns der Verf. entgegnen, dafs er ja selbst sagt (S. 207.) „unserer jetzigen Gelehrsamkeit erscheint eine solche Uebereinstimmung zufällig, die blofse Erwähnung derselben lächerlich". Aber wir finden sie auch gar nicht lächerlich, sondern wünschen nur, dafs sie unter der Form die ihr gebührt vorgetragen werde, als bescheidene Vermuthung, als ein überraschendes Zusammentreffen, das *vielleicht* zu irgend einem wissenschaftlichen Resultate hinleiten kann. Sind ja selbst Kepplers unsterbliche Gesetze aus solchen Träumereien hervorgegangen. Sobald aber solche Ideen als streng wissenschaftliche Behauptungen auftreten, so müssen sie mit Ernst abgewiesen werden, eben weil sie sich eine Sicherheit anmaafsen, die durch keine wissenschaftliche Forschung unterstützt wird. Denn was hat allen Wissenschaften und was hat namentlich der Astronomie mehr geschadet als gerade dieses Verfahren? Um wieviel früher hätte man nicht vielleicht die wahren Gesetze der Planetenbewegung gefunden, hätte man nicht hartnäckig den Kreis für die vollkommenste Form gehalten, hätte man nicht geglaubt, dafs diese vollkommenste Form überall in der Natur hervortreten müsse? Wahrlich schon wird jeder Stellen wie die folgende finden. „Nach Breguets wohlbekanntem Versuche wirkt schon die Bewegung zweier, in demselben Gehäuse nahe an einander gefügten Uhren so magisch ansteckend die eine auf die andere ein, dafs beide zu einem solchen Zwillingspaare verbundenen Werke, als wären sie von einer gemeinen Seele belebt, in vollkommenster und fortwährender Gleichmäfsigkeit sich bewegen. — Der Mensch mit seinem Leben und Wirken ist wie eine Breguetsche Zwillingsuhr, in dem Gehäuse desselben Weltensystems zunächst mit seiner Erde, dann mit dem Monde, endlich mit den anderen Sternen, die um die Sonne kreisen, zusammengefügt; es wirkt, mit ansteckender und ordnender Gewalt die Bewegung der Erde und des Mondes, vielleicht auch die der anderen Wandelsterne auf seine Lebensbewegung ein". Heifst es dagegen (S. 231.) „der Ring des Saturns, welcher als ein freistehendes Gewölbe die Kugel seines Planeten umschwebt, ist das wirklich geworden, was der Mond durch seine beständige Bewegung in der Bahn um die Erde darstellen und sein möchte und dennoch niemals wird, noch ist. Denn ist derselbe jetzt auch, auf der eben erreichten Stelle der Bahn, in Beziehung auf Erde und Sonne, der Osten seines Planeten geworden, so soll doch auch der Westen werden: ein nach allen Richtungen hin in weiterem Maafse offenbar gewordener, äufserer Umfang seines Planeten. Darum steht der Ring des Saturns nach Schröters vielfachen und genauen Beobachtungen still: der Mond aber bewegt sich ohne Aufhören um die Erde" — so kann derjenige nur darüber lächeln, welcher weifs dafs das Stillestehen des Saturnsrings gegen alle Regeln der Mechanik ist, dafs Herschels sehr genaue Beobachtungen die Rotation desselben beweisen, dafs Schröters Beobachtungen, nach Olbers Erklärung, der Rotation durchaus nicht widersprechen, wozu wir noch das hinzufügen können, dafs Harding, der selbst mit Schröter zusammen beobachtete, nach seinen neuesten Beobachtungen sich durchaus zu der Meinung hinneigt, dafs der Saturnsring rotirt. Gelegentlich möge noch bemerkt werden, dafs, sobald man eine Rotation des Ringes annimmt, auch die abenteuerlichen, 300 Meilen hohen Berge auf dem 100 Meilen dicken Ringe (S. 143) verschwinden. Und würde es dem Verf., wenn er sich selbst von der Rotation des Ringes überzeugen sollte, schwer fallen, nun wieder eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Monde aufzufinden? Je sichtlicher aber das Bestreben ist, solche Zusammenstellungen hervorzuheben und zu empfehlen, desto mehr ist es auch Pflicht, denjenigen vor solchen bodenlosen Luftgebäuden zu warnen, der erst durch dieses Buch den Eingang zur Wissenschaft finden soll.

Stern.

№ 40.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Schlufs.)

„Steht aber, wie zu jetziger Zeit, die Philosophie selbst, gleichviel durch wessen Schuld, in schlechtem Rufe, so hat sie für ihre Interessen nichts angelegeneres zu thun, als zu erklären und durch die That zu beweisen, dafs sie sich in ihrer Theologie aller Philosophie, vornehmlich der neuesten, durchaus enthalte, wobei sie denn freilich sich bei der Menge in guten Ruf bringt oder darin erhält, aber auf Kosten der Wahrheit und der Kirche, die auf die Wahrheit allein und nicht auf Historie und Gelehrsamkeit gegründet ist." S. 365. Vielmehr dafs in der Gegenwart und für die gegenwärtige Kirche und damit sie die unbeschränkterweise *wirklich* selbständige sei, die Wissenschaft ihres Glaubens unternommen werde, ist die Aufgabe. Dazu aber gehört vor allem Unabhängigkeit des Subjekts von ihr und seiner Reflexion auf sie; beiderlei Unabhängigkeit hat zu ihrer Voraussetzung die von ihm selbst. Es mufs dasselbe *sich* in jeder Beziehung *selbst* verläugnen. Das ist schon nothwendig, um nur, was die wirkliche Aufgabe und das wirkliche Bedürfnifs der Kirche sei, zu verstehen. Aber dazu hat von der Selbsttäuschung herauf bis zur Selbstbelügung das Subjekt sich viel zu lieb. Gleichwohl ist und bleibt auch die Möglichkeit vorhanden, dafs, wie das Ich auch in die Knechtschaft gerathen, es sie selber erkenne und mittelst der erkannten Wahrheit aus dieser und jeder Knechtschaft befreit werde. Die Kirche bedarf zur Befriedigung ihres Bedürfnisses keiner fremden Hülfe, sondern giebt sich selbst die Werkzeuge der Wissenschaft und die Institution, mittelst deren sie dieselben erschafft, ist *die Philosophie*. Wie es ohne die Philosophie nichts ist mit der christlichen Theologie, so auch ist es ohne den christlichen Glauben mit der Philosophie nichts. Die Wahrheit in der Wissenschaft ist der aufgehobene Widerspruch. Die kritische Philosophie, in der abstrakten Selbständigkeit, dem: ich denke, beharrend und sonst an allem, nur nicht an ihr, dem Prinzip, zweifelnd, abstrahirt von dem an und für sich Sein, nimmt ihre Zuflucht zu Postulaten und zur Verstellung. Die Spinozische opfert der absoluten Substanz Alles auf. Erst als das die Subjektivität und Objektivität, als blofse Momente in sich Setzen, vermag das Denken sich selbst, als von beiden unabhängig d. i. als absolut frei und in dieser Freiheit als *gleich* sub- und objektives d. i. als spekulatives Denken zu bethätigen. „Wenn die Möglichkeit des Hervorbringens einer *Wissenschaft* vom Glauben an die göttliche Dreieinigkeit in der ihm selbst inwohnenden Allgemeinheit und Nothwendigkeit seiner Artikel und ihrer Momente, also die der christlichen Theologie, als des rein biblischen Lehrbegriffs in seiner wirklichen *Vollendung*, geläugnet wird, indem entweder das Dogma von der Dreieinigkeit für eine Glaubens*meinung*, oder sein Inhalt blofs für eine *gegebene Thatsache* und deren Erkenntnifs, wie die der Quadratur des Cirkels, für eine ins Unendliche fortzusetzende Aufgabe gilt, so geschieht es, weil das Subjekt, an der Wahrheit seiner, als des abstrakt-selbständigen nicht zweifelnd, entweder in seiner transscendentalen Selbsterkenntnifs oder in der Pietät, oder in der Moralität seines Wissens unterläfst, sich selbst zu entäufsern und für die Wissenschaft vom christlichen Glauben und seinem Inhalte zu befähigen. Allein der in der Selbstsucht befangenen, und darin befestigten Subjektivität kann doch das, dafs ihr den Glauben lediglich durch ihr Wissen, durch das apriorische, Vermitteln ein ihn und seinen Inhalt *Verstellen* oder das, dafs ihr das empirische und gelehrte Wissen durch den gegebenen Glauben Beschränken ein sich selbst *Betrü-*

gen, oder das, dafs ihr eben dasselbe und ihr Sollen und Thun durch den von ihr selbst gemachten, Sicherstellen ein sich selbst *Belügen* sei, nur, indem sie als diese oder jene Individuen, oder als irgend eine Menge existirt, nicht aber, wie sie *an sich* ist und sich als die concrete Einheit der Individuen zu verwirklichen vermag — da sie zu ihrer Wesenheit die Aufrichtigkeit hat und diese sogar in ihrer transscendentalen Selbsterkenntnifs und Verstellung fort besteht, auf immer verborgen bleiben. Mag also, wann und wie lange es sei, der Gedanke einer dogmatischen Theologie, die *nur* als *spekulative* Wissenschaft der vollständig entwickelte evangelisch-protestantische Lehrbegriff in seiner Freiheit und für die Freiheit der Gläubigen sein könne, für ein Hirngespinst gelten, wenigstens der Versuch einer solchen vergeblich scheinen, so wird gleichwohl, da Gott den Menschen aufrichtig geschaffen, von der Intelligenz, indem sie, reflektirend auf den Glauben und die Wahrheit seines Gegenstandes bezweifelnd, ihren Zweifel zugleich gegen sich selbst richtet, ihre eigene Selbstsucht und die List, womit sie dieselbe in der Selbsttäuschung, dem Selbstbetrug und der Selbstbelügung vor sich verbirgt, endlich unverhohlen anerkannt — und so der Gedanke einer spekulativen Theologie und der Möglichkeit ihrer Verwirklichung nicht ferner für eine Thorheit der *Individuen*, die ihn hegen, sondern vielmehr die Vorstellung von ihm, als einem thörigten, für die, welche sie ist, für ein Werk der List und für die letzte Zuflucht der Selbstsucht erkannt — und wo nicht als thörigt, doch als erlogen gegen den Gedanken der Wissenschaft aufgegeben werden". S. 394. Schon die kritische Philosophie, obschon des Glaubens, dafs der Mensch Christus Gott selbst — und die Spinozische, obschon der Erkenntnifs, dafs Gott der Geist sei, ermangelnd, war eine Institution der protestantischen Kirche für die Befreiung ihres Lehrbegriffs, dort vom Objekt, hier vom Subjekt; es mufs daher von der spekulativen Philosophie, die mittelst jenes Glaubens und zugleich als der Zweifel, zu dem er geworden, ohne Voraussetzung eines an sich entweder Wahren oder Unwahren anhebt, gesagt werden müssen, dafs sie eben diese Institution für eben diesen Begriff und zwar in ihrer Vollendung oder in absoluter Vollkommenheit sei. Der Glaube, dafs die Wahrheit, deren Gedanke der mit ihm unmittelbar identische ist, die *an und für sich wirkliche* sei, verwehrt dem Denken das Zweifeln nicht und so wird der absolute Zweifel selbst zum Mittel der Entwickelung des dogmatischen Lehrbegriffs. Die Wahrheit selbst, die den Glauben nicht für sich, wie die Selbstsucht für die Pietät oder Moralität ihres Wissens, sondern für die durch sie allein mögliche Freiheit fordert, läfst den Zweifel zu, wie wenn sie spräche: „glaube immerhin nicht mehr an mich und meinem Worte gar nicht; aber lafs es beim Nichtglauben nicht bewenden, sondern zweifle! so wird die Erkenntnifs meiner, deren Anfang der Glaube ist, sich vollenden und der Glaube nicht ferner mehr von meinem Wort, deiner Auslegung desselben, deinem Gefühl, deiner oder fremder Vorstellung, Ansicht, Selbstüberzeugung und Ueberzeugungstreue abhängen, sondern als in mir allein gegründet und als der von deinem Wissen unabhängige gewufst, hiermit aber, indem er an sich bereits das Mittel zur Befreiung deiner selbst von dir und von der Welt ist, das Mittel zu seiner eigenen — zur unbeschränkten Glaubensfreiheit und zu der ebenso unbeschränkten Freiheit des Denkens, Wissens und Gewissens werden". S. 416. Diese mittelst des absoluten Zweifels den Glauben in sich und sich in ihm vollendende Erkenntnifs des dreieinigen Gottes ist die dogmatische Theologie und in ihr macht die Spekulation, die keinen Hinterhalt und Vorbehalt hat, wie jede andre Denkart ihn hat, sich zum Mittel der Verwirklichung des unbeschränkt freien Lehrbegriffs der Kirche und diese bedarf derselben alsdann fortan ebensowenig, als irgend eines symbolischen Lehrbegriffs „gleichwie der Schiffer, der, zwischen Klippen und Untiefen hindurch ins offene Weltmeer gekommen, den Lootsen zurückschickt, und nachdem er den *heimischen* Hafen mittelst des Kompasses erreicht hat, des letztern ferner nicht mehr bedürftig ist". S. 423. Dagegen ist das Pfaffen- und Priesterthum in der protestantischen Kirche das gröfseste Hindernifs der Vollendung ihres Lehrbegriffs. *„Denn würde nicht der Herr der Gemeinde, welcher, sich als die Wahrheit wissend,* d e r G e i s t *und dessen Gebot ist, dafs sie ihn im Geist und in der Wahrheit anbete, von dieser priesterlich-pfäffischen Innung, wenn sie mit ihrem, sich auf geschichtliche Thatsachen ins Unendliche zurückbeziehenden und, aus Noth, in* i r g e n d e i n e r N a c h r i c h t *von irgend einer derselben — von der Weltschöpfung, von dem Sündenfall, von der Menschwerdung Gottes, oder in irgend einer Thatsache des Bewufstseins — im Gefühl der Abhän-*

gigkeit, Sündhaftigkeit u. dergl. kurz in irgend einer Endlichkeit anhebenden Glauben es vermöchte, um seine Autorität, welche weder die einer ins Unendliche vorausgesetzten, noch die einer endlichen und endlich aufgefangnen, sondern die der an und für sich unendlichen Wahrheit ist, im Glauben der Gemeinde gebracht und dieser für ihren Glauben an ihn eine andere — die der urchristlichen, in das geschriebene Wort und die überlieferte Thatsache eingefafsten Reliquie untergeschoben werden"? S. 441. Andererseits die abstrakte Ichheit, als die kritisch-philosophirende, wufste sich doch als die beschränkte und bewegte sich nur innerhalb der *Gränzen* der Vernunft und hatte wenigstens die Ahnung des unabhängig Wahren; „dagegen durch das Historische des Christenthums von der sich selbst betrügenden Theologie in der Subjektion des abstrakten unter das empirische Bewufstsein, und von der sich belügenden, in der Coalition beider, durch das Moralische desselben eben diese Ahnung des unabhängig Wahren ganz verdrängt und dafür der vom denkenden Subjekt abhängigen Vorstellung des *unerkennbar* Wahren eine Autorität in der Art und dem Grade gegeben wird, wie sie dieselbe sogar in den Zeiten des rohesten Aberglaubens kaum jemals gehabt hat". S. 446. In ihrer reinen Autolatrie lügt die Ichheit sich selbst zur Gottheit hinauf. Beabsichtiget wird die Herabsetzung des Staates zu einem Rechts-, der Kirche zu einem Glaubens-*Verein.* An dieser *Gesellschaft* denkendgläubiger Individuen würde die Kirche sich nothwendig auflösen. „Von dieser Selbstsucht müssen die vereinigten Staaten in Nordamerika, obgleich jeder ein nur erst *werdender* Staat ist, für Muster zur Umbildung und Vervollkommnung jedes *gewordenen* und bestehenden gehalten werden, auch weil sich, und zwar vornehmlich in diesen sogenannten Staaten unter andern die verschiedensten Glaubens-Verbrüderungen und Verbindungen vorfinden, die als so verschiedene und zum Theil einander entgegengesetzte, besonders, da ihrer bei der völligen Gleichgültigkeit jener Staaten gegen sie alle, immer mehrere werden, zur Hoffnung einer gänzlichen Auflösung der Kirche und hiermit zu der Aussicht berechtigen, dafs ein Glaubens-Verein, der, weil vernünftig, allgemein gültig sei, endlich auch, auf alle Zeiten hinaus, allgemein gelten werde". S. 471. Die Extreme, zu denen die Theologie der Selbstsucht gelangt, sind einerseits die abstrakten Theorien von Einem Prinzip, nämlich als Vernunft und Gewissen nur unterschieden, dem alle Gegenstände des Glaubens, Glaube, Gesetz, Recht, Pflicht unterworfen werden — die anderen von zwei Prinzipien, deren eines eine sogenannte *aufserordentliche* Offenbarung, deren anderes das Ordentliche der Vernunft ist. In diesem andern Extrem hat die Selbstbelügung ihr Aeufserstes erreicht. Sie hat nicht nur ein doppeltes Prinzip, sondern auch Ziel, einmal nämlich an den Freiheiten und Rechten der bestehenden Kirche und sodann an dem Glaubensverein dort oben, wo gesungen wird: Wir glauben *all'* an *Einen* Gott.

„An Einen Gott? Ist er der *dreieinige*, so kann jedermann ihn erkennen und sagen: ich *weifs*, an wen ich glaube; ist er *nur Ein* Gott, so bleibt die Frage: *was für einer*"? S. 510.

D. Marheineke.

LVI.

Versuch einer systematischen Darstellung der fieberhaften Volkskrankheiten nach medicinisch-polizeilichen Grundsätzen. Von Georg Mathias Sporer. Wien, bei Carl Gerold. 1833. 8.

Durch die Bemühungen eines der ausgezeichnetsten Aerzte aller Zeiten sonderte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts als eigenes Fach praktischen Wissens die medicinische Polizei. Die zunehmende Cultur hatte mannigfache Gebrechen und Uebelstände in ihrem Gefolge, die einem ungebildeten Volke fremd bleiben. Die Anhäufung grofser Menschenmengen in den Städten, der wachsende Handelsverkehr, der zunehmende Luxus, Ausschweifungen der verschiedensten Art führten einen Zustand herbei, der dem für das physische und psychische Wohl der Menschheit besorgten Arzte so bedenklich erschien, dafs er sich bewogen fühlte, die Regierungen mehr, als es bisher geschehen war, auf die Mittel zu seiner Verhütung aufmerksam zu machen. Der praktische Gegenstand wurde praktisch von ihm behandelt. Sein Werk ruht auf historischem Grunde.

Einen Theil jenes praktischen Wissens abzuhandeln hat der Vf. vorliegenden Werkes unternommen, dessen Gegenstand die Volkskrankheiten sind. Das Bedürfnifs festerer Grundsätze in Bezug auf öffentliche Vorkehrungen gegen sie ist durch jene Weltseuche rege geworden, die vor Kurzem der Schrecken dreier Erdtheile geworden ist.

Was der Vf. in diesem Werke giebt, hat aber nicht die Geschichte, nicht die Erfahrung aller Zeiten zum Stützpunkt: es ist das Produkt der Betrachtungen, die in einem ziemlich ausgedehnten praktischen Wirkungskreise ihm sich aufdrängten. Alles jedoch ist bei ihm mehr vom theoretischen Standpunkte aufgefafst, Beispiele bekräftigen selten die Wahrheit seiner Sätze, dem Werke, das den Grund zu praktischem Verfahren legen soll, fehlt eine lebendige, praktische Darstellung.

Volkskrankheiten sind ihm „alle jene physischen Uebel, welche in einer unbestimmt anhaltenden Zeitfolge mehrere Menschen unter gleichförmigen Abweichungen des Normalstandes der Gesundheit befallen, die durch die ihn umgebenden, zu dessen Existenz nothwendigen, jedoch in ihren gewöhnlichen Verhältnissen abweichenden äufsern Einflüsse erzeugt werden".

Je nachdem ihre Entstehung bedingt wird durch locale Verhältnisse, oder durch allgemein schädliche Potenzen, die in der Atmosphäre fortschreiten, oder durch materielle Uebertragung eines animalen Krankheitsstoffes, werden sie in Endemieen, Epidemieen und Contagien unterschieden.

Endemieen sind alle jene Krankheiten, welche ihr gleichzeitiges Daseia bei mehreren Individuen durch die in bestimmter Umgebung bedingte Einwirkung örtlicher, bestimmte Lebensfunktionen abnorm ergreifender Potenzen auf solche Art bedingen, dafs der normale Gesundheitszustand in seinen individuellen Verhältnissen mit allmählicher Herabstimmung der Lebensthätigkeit in den verschiedenen Processen der animalen Reproduktion ergriffen erscheint. Die Athmungs- und Digestionsorgane sind diejenigen, welche am ersten und am vorzüglichsten ihre Einwirkung erkennen lassen; das Nervensystem wird im Anfange nie und später nur sekundär ergriffen. Der Gang der Krankheit ist nie acut; die Folgen sind nicht verheerend und im Anfange durch die Kunst leicht besiegbar. Diese Klasse von Krankheiten enthält:

A. Krankheiten, entstanden durch verschiedene Ausdunstungen organischer oder unorganischer Körper, welche nach den im Allgemeinen angegebenen Bedingungen in der freien Atmosphäre Statt finden.

B. Krankheiten, entstanden durch verschiedene Ausdünstungen in gesperrten Räumen.

C. Krankheiten, entstanden durch Mangel oder durch normwidrige Beschaffenheit der nöthigen Nahrungsstoffe.

Die Epidemieen haben ihren Ursprung allgemein einwirkenden, in der Atmosphäre enthaltenen, weder auf einzelne, bestimmte Orte, noch zu bestimmten Jahreszeiten und weder unter Zusammenflufs von stets gleichen Krankheitsreizen, noch stets von denselben Ursachen hervorgerufenen Folgen zu danken. Sie sind fieberhafte Entzündungskrankheiten der Haut oder der Schleimhäute, die durch normwidrige Bestandtheile der Atmosphäre entstehen, häufig nach der Luftströmung, oft aber auch nach besonderen, uns unerklärbaren Gesetzen in einer stets fortschreitenden Ausdehnung eine Mehrzahl von Individuen befallen, in welchen sie mit raschem Fortgange denjenigen Verlauf und Ausgang bedingen, der ihrer speciellen Natur zukömmt. Verschiedene derselben, durch hochgesteigerte Reize hervorgebracht und nur von fremden Klimaten uns zukommend, besitzen die Eigenschaft, kurz nach ihrem Eindringen in den Organismus vorzüglich auch das Nervensystem auf eine mächtige, eigenthümliche Weise in Aufregung zu bringen. Alle Epidemieen zerfallen in zwei Hauptabtheilungen:

Die erste begreift in sich Epidemieen, entstanden durch abnorme atmosphärische Verhältnisse hinsichtlich der Temperatur und der gewöhnlichen Bestandtheile.

Die zweite umfafst jene Epidemieen, welche aufser solchen atmosphärischen Mifsverhältnissen noch eine besondere Abnormität der Luftbedingnisse durch dazukommende, aus der Erdfläche oder aus animalischen faulen Dünsten entspringende Luftarten erzeugen.

Zu den ersten gehören fast alle Epidemieen unserer Klimate, zu den zweiten vorzüglich jene, welche von fremden Klimaten zu uns eindringen und hier der Verbreitung fähig werden.

Unsere einheimischen epidemischen Entzündungskrankheiten lassen sich dem Grade nach eintheilen. Sie zerfallen in:

a) Catarrhal-Entzündungen in der Form von Schnupfen, Keuchhusten oder einfachem Nervenfieber.

b) Complicirte Schleimhautentzündungen mit den Drüsen- und Lympfgefäfsen, in der Form des Rothlaufes, der Bräune, der erysipelatosen und ägyptischen Augenentzündung.

c) Pustulose Hautentzündungen, als falsche Menschenpocken.

d) Bläschenförmige Hautentzündungen, als Friesel.

e) Fleckenförmige Hautentzündungen, als Masern, Rötheln und Scharlach.

f) Schleimhautentzündungen des Darmkanales in seinen verschiedenen Theilen, als Ruhr, gewöhnliche Brechruhr.

Die andere Art dieser Klasse von epidemischen Uebeln bilden jene verschiedenartigen Nervenfieber, welche als Folgen der schon erwähnten Ursachen entweder in mehr oder minder geschlossenen Räumen, wo viele Fieberkranke sich aufhalten, entstehen, oder die als Folgen von eigenen, aus animalischer Putrefaction sich erhebenden Dünsten ihren Ursprung haben. Sie sind gewissermaafsen die Wirkung einer Mischung der den Endemieen und Epidemieen als Ursache zukommenden Luftentartungen. Hierher zählt der Verf. z. B. das Puerperalfieber und das englische Schweifsfieber.

Unter den durch atmosphärische Einflüsse fremder Zonen ins Leben gerufenen Epidemieen gedenkt der Vf. der Influenza, der ostindischen Cholera und des gelben Fiebers.

Contagiöse Krankheit ist ein durch einen eigenthümlichen Krankheitsstoff hervorgebrachtes entzündlich fieberhaftes Ergriffensein der mit der Aufsenwelt communicirenden Hautorgane, welches in einer normwidrigen Erregung oder Auflösung des Blutes im Haargefäfssysteme und durch gleichzeitig normwidrige Funktion des Nervensystemes, gefolgt von einer Austretung oder Anhäufung des Blutes an den Capillarmündungen, oder einem mehr oder weniger allgemeinen Suppurationszustande mit acutem Krankheitsverlaufe besteht. Durch Berührung und materielle Uebertragung der Krankheitsstoffe bilden die hierhergehörigen Krankheiten eine identische Affection bei den dieselben aufnehmenden Individuen. Sie zerfallen in folgende Abtheilungen:

A. Primäre, fieberhafte, idiopathisch und sodann durch Fortpflanzung erzeugte contagiose Uebel — specifische Fiebercontagien. Sie sind unter fremden Zonen idiopathisch entstanden, pflanzen sich aber überall nur mittelst materieller Uebertragung fort. Hierher gehören die arabische Menschenblatter und die orientalische Pest.

B. Secundäre fieberhafte, durch Entwickelung aus epidemischen Krankheiten entstandene, oder der materiellen Fortpflanzung fähige contagiose Uebel — relative Fiebercontagien. Hierher gehören die Contagien der exanthematischen Fieber: Typhus, Scharlach, putrides Nervenfieber und nervöses Faulfieber, ferner der dysenterischen Fieber, der Cholera und des gelben Fiebers. Auch die Epidemieen, welche der Croup, der Friesel die Masern und Rötheln, der Keuchhusten und die erysipelatösen Exantheme bilden, können einer contagiösen Fortpflanzung fähig werden. Alle epidemischen Fieber zeigen, sobald ihre contagiöse Natur sich ausspricht, die Entwickelung des nervösen Charakters und die Bedingung des wenigstens in einem Theile der Schleimhaut Statt findenden Blutaustrittes. Dieser Charakter erscheint hier aber nicht als Product der ersten entzündlichen Erregung in der Haut, sondern als eine durch indirekten Schwächezustand hervorgebrachte Ergiefsung oder Ausschwitzung des Blutes bei der schon bedingten lacitation des Nervensystemes in Form von verschiedenartig sich bildenden Flecken unter der Epidermis.

C. Idiopathisch oder mittelst Fortpflanzung entstandene und in ihrem ersten Verlaufe stets durch fieberlose Localaffection bedingte contagiöse Uebel — örtliche Contagien. Sie bleiben durch einen unbestimmten Zeitraum fieberlos und ziehen sodann erst ganze organische Systeme in Mitleidenschaft. Hierher gehören: Krätze, mehrere Arten von Herpes, Aussatz, Weichselzopf, ägyptische Augenentzündung, Tripper, Syphilis, Krebsgeschwüre, Hundswuth, Hospitalbrand. Diese letzteren Krankheiten wird der Verf. in einer eignen Schrift abhandeln; die unter den früheren Abtheilungen von uns erwähnten aber sind im zweiten Abschnitte vorliegenden Werkes ihren vorzüglichsten Erscheinungen und ihrem Wesen nach vom Verf. dargestellt, der im ersten Abschnitte seine allgemeinen Ansichten entwickelt hat.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Zelter

in den Jahren 1796 — 1832.

Wir freuen uns dem Publicum anzeigen zu können, dafs dieser, nach den letztwilligen Verfügungen der beiden edlen Freunde — „als ein Denkmal innigster Herzensergiefsung und ruhig-stetiger, ernst-leidenschaftlicher Richtung und Thätigkeit zweier an sich höchst verschiedener Naturen" — zum öffentlichen Abdruck bestimmte Briefwechsel unverweilt, und zwar unter Redaction des Herrn Hofraths und Bibliothekars Riemer zu Weimar, in unserm Verlage erscheinen wird.

Das Ganze umfafst 6 Bände grofs Octav, jeden von 28—30 Bogen, und wird in drei Lieferungen, jede zu 2 Bänden, vertheilt werden, wovon die erste schon zur Michaelis-Messe dieses Jahres, die zweite bald nach Neujahr 1834, und die letzte längstens zu Michaelis 1834 erscheinen soll. Der Preis jedes Bandes wird etwa 2 Thlr. seyn.

Schwerlich dürfte unsere Literatur ein Werk aufzuweisen haben das geeigneter wäre durch die originelle Individualität der beiden Briefsteller, und durch die reichhaltige Mannigfaltigkeit der berührten Gegenstände das verschiedenste Interesse des Lesers zu fesseln und ihm nicht nur das getreuste Bild der Denk- und Sinnesweise seiner Verfasser, sondern auch die Zeit in der sie lebten, nach allen ihren Richtungen in lebendigster Anschauung vorüberzuführen.

Wenn es hier zuvörderst Dichter und Tonsetzer sind, die ihre Welt- und Kunstanschauung einander geistreich mittheilen und sich wechselsweise so zu sagen accompagniren, so bieten sie doch wieder auf der andern Seite den interessantesten Contrast dar.

Während der Eine, meist in beschaulicher Einsamkeit der Natur und der Kunst hingegeben, mit rastloser Thätigkeit sein stilles Museum belebt, treibt sich der Andere munter und unermüdet in den Elementen einer breiten, vielseitig aufgeregten Welt, einer volk- und genufsreichen Residenzstadt umher; was der Eine lebensfrisch geleistet, genossen und erschaut, wird sogleich durch humoristische Mittheilung, Gemeingut des Andern, und weckt, in sinnigster Betrachtung zurückgespiegelt, alsbald wieder zu eigenthümlichster Thätigkeit und Erwiederung auf. Wissenschaft, Literatur und Kunst, religiöse und sittliche Ueberzeugungen, die dramatischen und geselligen Interessen des Tages, Freuden und Sorgen des Augenblicks, die grofsen Bilder und Erinnerungen der Vorzeit wie die Hoffnungen und Bedrängnisse der Gegenwart, alles zieht in heiterster Mischung vorüber. Noch in keiner bis jetzt bekannten Correspondenz Goethe's hat sein Urtheil und sein

Gemüth sich so unbefangen ausgesprochen, soviel augenblicklicher guter Humor, so liebenswürdige Laune und so treuherzige Zuneigung sich offenbart.

Ganz besonders wichtig aber ist es, daſs diese Briefe zugleich den sichersten Commentar zu seinen Schriften wie zu seiner ganzen Lebens- und Sinnesweise liefern, indem er sich wohl niemals darüber offenherziger als eben in diesen Briefen ausgesprochen hat.

Ihm gegenüber sehen wir in Zeltern, in diesem als Künstler in der musikalischen Welt längst mit Auszeichnung genannten, von seinen Mitbürgern, Schülern und Lebensgenossen geliebten und geehrten Manne, das fortwährend energischeste Bestreben, sich zum vollen Verständniſs seines genialen Freundes immer mehr hinanzubilden und sich für alles was er in dessen Liebe und Vertraulichkeit gewinnt, durch Treue, Geradheit, selbstständiges Urtheil und erfrischende Mittheilungen nicht nur innigst dankbar, sondern auch vollwürdig zu erweisen.

Gewiſs der Mann, dem Goethe die geheimsten Schätze seines Geistes und Herzens öffnen mochte, den er Freund und Bruder nannte, muſs noch weit mehr in sich gehabt haben als die gewöhnliche Ansicht in ihm wahrzunehmen verstand.

Und es wird kein geringer Ruhm für Berlin bleiben aus seiner Mitte, aus dem schlichten Kreise seiner Bürger, eine Persönlichkeit, einen Charakter aufgestellt zu haben der eines so einzig schönen Verhältnisses zu Goethe eben so fähig als würdig war, und diesem, mehr als dreiſsig Jahre hindurch nie getrübten Verhältniſs das Siegel der Treue bis in den Tod, ja durch den Tod aufzudrücken verstand.

Wir glauben diese unsere Ansichten nicht besser bestätigen, das eigene Urtheil des Publicums nicht zuverlässiger begründen zu können, als wenn wir der gegenwärtigen Anzeige den Abdruck einiger Zelter-Goetheschen Briefe selbst hier folgen lassen:

An Zelter.

Weimar, den 4ten Januar 1831.

Heute producirt sich Fallstaff und alles ist im Schauspielhause. Die Weimaraner sind billig und hospital, und verdienen auch alles Gute, was ihnen geboten wird. Devrient hat den Vortheil, daſs er ein merkwürdiges Individuum ist; freilich jetzt in Trümmern, doch immer noch respectabel; und so läſst er die Ahnung was er war entstehen, anzüglich für einen jeden, der etwas dergleichen noch fühlen kann. Was haben wir nicht um alte Burgen herumgesessen, um ihnen künstlerische Ansichten abzugewinnen!

Felix, dessen glücklichen Aufenthalt in Rom Du meldest, muſs überall günstig aufgenommen werden. Ein so groſses Talent, ausgeübt von einer so liebenswürdigen Jugend!

Und daſs auch Du von Deiner Wirkung vernimmst, ist wohl kein Wunder. Ottilie liest mir die Abende unsere Correspondenz vor. Es ist doch in uns beiden eine ruhig-stetige-ernst-leidenschaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach auſsen wird wenig gefragt, jeder geht seinen Gang und läſst das Uebrige werden. Gestern lasen wir gar tröstliche Stellen über die natürliche Tochter.

In einiger Zeit langt auch Dein Exemplar der letzten Sendung meiner Werke bey Dir an. Ich dacht' es nicht zu erleben. Man darf übrigens nur Spargelbeete pflanzen und im dritten Jahre liegen die Pfeifen in der Schüssel.

Die zwei ersten Acte von Faust sind fertig. Die Exclamation des Cardinals von Este, womit er den Ariost zu ehren glaubte, möchte wohl hier am Orte seyn. Genug! Helena tritt zu Anfang des dritten Acts, nicht als Zwischenspielerin, sondern als Heroin, ohne Weiteres auf. Der Decurs dieser dritten Abtheilung ist bekannt; in wiefern mir die Götter im vierten Acte helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes, steht auch schon auf dem Papiere. Ich möchte diesen zweiten Theil des Faust, von Anfang bis zum Bachanal, wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen und sie werden etwas aufzurathen finden.

Noch ein bedeutendes Wörtchen zum Schluſs. Ottilie sagt: unsere Correspondenz sey für den Leser noch unterhaltender als die Schillersche. Wie sie das meint und sichs auslegt, wo möglich nächstens zu guter Stunde und so fernerhin

J. W. v. Goethe.

An Zelter.

Weimar, den 17ten Januar 1831.

Von dem unschätzbaren Niebuhr erhielt ich, vor ungefähr drey Wochen, einen schönen Brief, zu Begleitung seines zweiten Theils der römischen Geschichte; er war geschrieben in dem vollen Vertrauen, dafs ich ihn kenne, dafs ich sein Verdienst anerkenne. Das wichtige Buch traf mich gerade zu guter Stunde, wo ich auf alle Zeitungen Verzicht gethan hatte. Ich begab mich daher sehr gern wieder in jene alten Zeiten und las mich in das Werk anhaltend hinein, welches denn freilich nöthig ist, um von einer solchen Existenz umfangen zu werden.

Eigentlich ist es nicht mein Bestreben, in den düstern Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehen; aber um des Mannes willen, nachdem ich sein Verfahren, seine Absichten, seine Studien erkannte, wurden seine Interessen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich im Grunde gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren.

Er erscheint von jeher als ein Skeptiker eigener Art, nicht von der Sorte die aus Widersprechungsgeist verfahren, sondern als ein Mann, der einen ganz besonderen Sinn hat, das Falsche zu entdecken, da ihm das Wahre selbst noch nicht bekannt ist.

Auf diese Weise leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm als einem Lebenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuschauende Werk durchgelesen und mich durch das Labyrinth von Seyn und Nicht-Seyn, von Legenden und Ueberlieferungen, von Mährchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphosen, und von tausend andern Gegensätzen und Widersprüchen durchgeschlungen, und hatte mich wirklich bereitet, ihm eine freundliche Erwiederung zu senden, die er von keinem nahen oder fernen Collegen, von keinem Einsichtigen irgend einer Classe zu erwarten hatte.

Denn so wie ich um seinetwillen sein Buch las und studierte, so konnt' ich auch am besten sagen und ausdrücken, was er mir geleistet hatte, und das war gerade das, was er leisten wollte; denn mir genügte, was er bejahte, da die Herren vom Fach, nach ihrer Art, nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeschlossen zu haben dachte.

Dieses unerwartete Fehlgeschick ist mir bey dem Uebrigen, was mich betrifft und bedrängt, höchst widerwärtig; ich wüfste nun keine liebe leidige Seele mit der ich darüber conferiren möchte. Alle gemachten Leute haben ihr eigenes Wesen und sehen dieselbigen Dinge wenigstens als anders verbunden und verknüpft an; die liebe Jugend tastet und tappt umher und möchte wohl auch auf ihre eigene Weise finden, was recht ist; der Wille ist gut, aber das Vermögen reicht nicht aus; zu meinen eigenen Ueberzeugungen find' ich keine Gesellen, wie sollte ich zu fremden Gedanken Einstimmung hoffen können? In diesem Zustande mufs es mich trösten, mich, den es gar nichts angeht, wie es mit Rom und Latinum, den Volskern und Sabinern, dem Senat, Volk und Plebes jemals ausgesehen, doch dabey ein höchst bedeutendes allgemein Menschliches zu sicherer Auferbauung gewonnen zu haben, worin das Andenken des würdigsten Mannes aufs innigste verschlungen ist.

Am wenigsten würde Dich der wichtigste Theil des Werks, von den Ackermessungen handelnd, interessiren können, da Du mit sämmtlichen Musikern Gott zu danken hast, durch eine gleich schwebende, dort nie zu erreichende Temperatur, auf Deinen Acker zu ruhiger wirthschaftlicher Benutzung gekommen zu seyn.

Und so fortan!

Goethe.

An Göthe.

Berlin, den 15ten Julius 1803.

Herr Geh. Rath von Wolzogen ist so willfährig gewesen, durch einen Bekannten sechs Exemplare meiner Lieder für Sie mit abgehen zu lassen. Eins davon war für Schillern und eins für den guten Ehlers bestimmt, die übrigen sollen Ihrer Disposition unterworfen seyn.

Seit meiner Zurückkunft von Weimar und Dresden hat sich ein neuer Zustand in mir eingefunden. Ich habe Ihren Cellini gelesen, den ich, theils aus Zeitmangel und anderer unerheblicher Ursachen wegen, unverantwortlicher Weise noch nicht gelesen hatte, obschon ich wufste, dafs der Cellini in den Horen schon vor Jahren erschienen ist. Ich habe das Buch mit unnennbarem Antheil gelesen und bin davon durch und durch erschüttert. Alle Gedanken an die Dinge der Welt sind mir davon vergangen, und die Sehnsucht nach Italien hat sich meiner wieder so bemeistert dafs ich nichts als weinen möchte. Herr von Wolzogen hat mit mir über die Thunlichkeit gesprochen mich in dies Vaterland der Musen zu führen. Ich habe seine wohlmeinende Absicht erkannt, woher sie kömmt. Was für Talente und Producte könnte ich vorzeigen um mich einer für mich so kostbaren Unternehmung würdig zu beweisen? da alles noch in mir wie im Schoofs der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft die wohl niemals erscheint. Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von den Bändern und Schienen die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten, und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd das zum ersten Mal seine Freyheit ahndet.

Beynahe dreyfsig Jahre habe ich die Last und den Druck getragen die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht, und ich lebe noch und kann noch ruhig scheinen wo die höchste Anstrengung meines Leibes und Gemüths nicht sichtbar werden soll.

Hätte ich doch das Glück zwanzig Jahre eher ge-

habt in Ihren Kreis zu gerathen! Alles um mich her in dieser grofsen Stadt lebt von dem was es liebt, und ihm ist wohl bei dem was es treibt. Ich darf nicht einmal dreist sagen was ich liebe, und was ich bin soll ich nicht seyn. Was ich so machen kann wie es keiner macht, verlangt keiner, und was die meisten wenigstens eben so gut als ich können, giebt mir ein saures Brot, das ich, ohne Freude über vergossnen Schweifs, geniefse.

Aus dieser Darstellung sollen Sie, mein ehrwürdiger Freund, beurtheilen was Sie mir werth sind, indem Sie mich werth achten. So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleyer hinweggezogen. Von meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Ihnen nichts, denn was sollte ich wohl sagen? Nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie seyn könnte.

Wie mich manchmal die ungeheure Leidenschaft zur Kunst anpackt und mich nicht loslassen will, bis ich meine Kleinen ansehe. Dann giebt sich's wieder und ich bin wieder der alte.

Ich hätte billig vorher daran denken sollen meinen äufsern Zustand zu verändern. Die Furcht ein unzulängliches Talent zu cultiviren, so wie der Mangel aller Ermunterung, haben mich fast erdrückt. Bey dem allen bin ich dahin gekommen in der Kunst das Bessere vom Guten zu unterscheiden; in der Kunst die eben so wie ich unter dem Druck einer populären Sensation erstickt.

Ihre natürliche Tochter ist bis heute zweymal gegeben worden. Was soll ich Ihnen davon sagen? Alle hier, thun was Sie können und jeder das Seinige, wie er nun ist. Dafs wir hier zu Lande dahin kommen etwas Natürliches natürlich zu finden und zu gebrauchen, dazu ist vor der Hand keine Aussicht, doch kann es besser werden. Die Hoffnung ist schwach, aber nicht unmöglich. Eine totale Geschmacksfinsternifs die nicht von der Stelle rückt; in die sich alles einfugt dem das Denken sauer wird; die ihren höchsten Genufs in der Mäkeley, Vergleichungssucht, kurz die Lust in der Unlust zu finden meint, kann nur durch eine gewaltsame Explosion aus der stinkenden Ruhe in einen andern Zustand übergehen, und was dann draus wird mufs man wieder hinnehmen. Wer von dem Undank unserer Kunstwelt will zu erzählen haben, darf sich nur um sie bemühen.

Brockmann aus Wien ist jetzt hier und hat im Clavigo den Beaumarchais gespielt. Er ist mit jauchzendem Beyfall empfangen worden. Meines Urtheils über sein Spiel enthalte ich mich, da er ein Mann ist, der einen grofsen Ruf für sich hat. Gut hat er in jedem Falle gespielt, doch nun verstehe ich erst ganz was der brave Fleck, der nichts recht machen konnte, für ein Mann gewesen ist.

Zelter.

An Göthe.

Berlin, den 4ten Februar 1831.

Gestern Abend spät nach Hause gekommen, fand ich die eben angelangten letzten Bände (die neueste Ausgabe Göthescher Werke). Sogleich zu Bette und in bequemster Lage die Gemälde Philostrats nach einander durchgemustert, wo denn der alte Freund Herakles mich zu ruhigem Schlafe bereitet hat. So nur kann man sich hier bey alten guten Ehren bewahren und nach Tages Saus und Braus den zertheilten Sinn wieder zu Hofe sammeln. Jene Perlustrationen sind wie ein mythischer Syntax, den ich mir auf meinen Boden trage und den alten Begriff festige, dafs es nur Eine Kunst giebt.

So manchmal habe schon gewünscht mit Dir zu wechseln und einen Theil Deiner Einsamkeit gegen unser Treiben auszutauschen, das nicht immer absolut freudlos ist. Vorigen Sonntag hatte ich einen längst ersehnten Wunsch zu erfüllen, den angenehmsten Mädchen, Matronen und Jünglingen meines Kreises einen Ball in meinem Saale zu geben, wo Du den alten Narren noch einmal als Grazioso gesehen hättest und die allerschönsten Küsse allerschönster Lippen theilen können, denn ich gesteh's: für Einen allein war es fast des Guten zu viel.

Uebersch' ich nun von hieraus mein freilich einfaches Leben, so müfste ich grämeln, dafs nicht mehr, und wundere mich, dafs doch manches geschehen. Seit 25 Jahren bin ich zum zweiten Mal Wittwer und hätte mich wieder verheirathen können. Ich war zweymal glücklich gewesen, das ist Viel; man soll Gott nicht versuchen. Ich hatte drey Söhne wie die Kegel; sie sollten mir Handwerker werden. Karl war schon in Lehrjahren ein tüchtiger Maurer; ich durfte ihm einen Eckpfeiler anvertrauen; er war stets sieben bis acht Schichten voran, er zeichnete allerliebst und schnell und kündete einen Architekten an. Georg sollte Zimmermann seyn; Adolf Tischler, Schlosser und dergl. Ich selbst bin kein Hexenmeister, das weifst Du, aber ich habe viel Geld erworben. In meinem Hause gings bürgerlich zu und offen, doch meine zwey Gerichte und mein Wein schmeckten solchen Leuten, von denen ich lernen konnte. Da kommt der Tod und der Krieg und holt mir die Mutter meiner Söhne und diese dazu und man hatte sich wieder zu rappeln. Diese Unbilden alle haben mir aber das Herz erworben, das kein Verdienst in mir hätte gewinnen können, und dieses Herz bist Du!

Lebe wohl und halte Dich Deinem

Zelter.

Auf die typographische Ausführung dieses Briefwechsels wird alle Sorgfalt gewendet, und derselbe hinsichtlich des Formats der letzten Octav-Ausgabe Goethe'scher Werke, zu denen er als ein Supplement betrachtet werden kann, angepafst werden. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Berlin, am 28. August 1833.

Duncker und Humblot.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

September 1833.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz, in Nauplion.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard.
Gesenius, in Halle.
Goldfufs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Erlangen.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Usteri, in Bern.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher No. 41—60.

Anzeigeblatt No. 4.

No. 5.

Druckfehler: S. 342 Z. 4 statt A. H. Julius lies N. H. Julius
Nachträge: — 408 — 8 ist hinzuzufügen: Wien, 1833. 8.
— 430 — 4 desgl. 1833.

Einladung zur Subscription.

Die Preussische Monarchie;

topographisch,
statistisch und wirthschaftlich dargestellt.
Nach amtlichen Quellen.

Von diesem für alle Civil- und Militär-Behörden, jeden Statistiker und Geographen, und vorzüglich jeden Preufsen wichtigen Werke, erscheint im Laufe dieses Jahres die *erste Abtheilung* unter dem Titel:

Die Provinz Ostpreussen;

topographisch,
statistisch und wirthschaftlich dargestellt
von
Leopold Krug,
Dr. d. Philos., Königl. Preufs. Geheimen Regierungs-Rathe, Mitgliede des statistischen Büreau's zu Berlin und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg.

2 Bände. Lexicon-Octav.

in unserm Verlage. Die amtliche Stellung des Herrn Verfassers ist schon Burge, dafs ihm die besten Quellen zugänglich waren, und er hat sie alle zu seiner Arbeit benutzt. So ist denn sein Werk eine Darstellung der Provinz Ostpreufsen geworden, wie sie sowohl in Hinsicht auf den Reichthum als auf die wissenschaftliche Benutzung und Anwendung der zusammengestellten Materialien wohl keine Provinz von gleicher Gröfse aufweisen möchte.

Wir werden dieses werthvolle Werk, das ungefähr 100 Bogen umfassen wird, auf Velin-Druckpapier drucken, und in *acht* Lieferungen ausgeben. Um die Anschaffung zu erleichtern, wollen wir denjenigen, welche darauf unterzeichnen, jede dieser Lieferungen zu dem wohlfeilen Preise von 1 Thaler erlassen. Vorausbezahlung ist nicht nöthig, und macht sich jeder Subscribent durch seine Unterzeichnung nur zur Abnahme der ersten Abtheilung (Ostpreufsen) verbindlich. Für die zweite und die folgenden Abtheilungen wird eine neue Subscription eröffnet werden.

Alle in- und ausländische Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an. Die 1ste, 2te und 3te Lieferung sind fertig und enthalten aufser der Einleitung den Königsberger, Fischhausenschen, Memelschen, Labiauschen, Wehlauschen, Gerdauenschen, Rastenburgschen, Friedländschen und Preufsisch-Eylauschen Kreis.

Duncker und Humblot in Berlin.

Berlin bei *Duncker und Humblot* ist erschienen:

Geschichte der Griechischen Litteratur, von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken; von *M. S. Fr. Schoell.* Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und des Uebersetzers, Band 1., von *J. F. J. Schwarze,* Band 2. u. 3. von Dr. *M. Pinder.* 8. 1828—1830. 9 Thlr.

Was an dem französischen Originale bei dessen Erscheinen durch Recensionen rühmlich hervorgehoben worden ist, eine klare Anordnung, gefällige Darstellung und zweckmäfsige Auswahl des Wissenwürdigsten, das wird man, wie Beurtheiler der ersteren Bände bereits anerkannt haben, auch in der deutschen Ausgabe wiederfinden, welche sich jedoch durch zahlreiche kritische Nachbesserungen und manche in der neuern Zeit nöthig gewordene Zusätze von der französischen wesentlich unterscheidet. Darstellung des Entwickelungsganges der griechischen Bildung, Geschichte und Charakteristik der einzelnen Zweige der Litteratur, Nachrichten über die Lebensverhältnisse der Schriftsteller, Inhaltsangabe und Beurtheilung ihrer verlorenen oder auf uns gekommenen Werke, Geschichte des Textes der letzteren, verbunden mit der Aufzählung ihrer vornehmsten Ausgaben im Urtexte so wie in lateinischen und deutschen Uebersetzungen, dies Alles in gröfserer Vollständigkeit und Ausführlichkeit als eine andere griechische Litteraturgeschichte, den ungeordneten Schatz des Fabricius ausgenommen, es gewährt, bildet im Allgemeinen den Gegenstand des Werkes. Auch Nachrichten über griechische Inschriften und Papyrusrollen sind nicht ausgeschlossen. Am Schlusse des 3. Bandes finden sich, hinter dem vollständigen Namen- und Sachregister, zwei Uebersichtstabellen der griechischen Dichter und Prosaiker, auf welchen der Name eines jeden Schriftstellers, griechisch gedruckt, zugleich in die Gattung, welcher er zugehört, und in das Jahrhundert und Jahrzehnd seiner Blüte gestellt ist. Diese Tabellen werden auch besonders für ½ Thlr. verkauft.

Für Liebhaber der Sternkunde.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nachtrag
zu J. E. Bode's Anleitung
zur
Kenntnifs des gestirnten Himmels,
enthaltend
den Lauf und Stand der Sonne, des Mondes und der Planeten
für die Jahre 1833 bis 1842.

Berechnet und mit zeitgemäfsen Zusätzen, Erläuterungen und mehrern neuen Hülfstafeln herausgegeben
von
J. Oltmanns,
Dr. und Professor.

Preis 1 Thlr.

Da in der neunten Auflage der Bode'schen Anleit. z. Kenntn. des gest. Himmels die Berechnungen des Laufes und der Erscheinung der Planeten nur bis zum Jahre 1831 reichen, so hielt es die Verlagshandlung für eine Pflicht gegen die zahlreichen Besitzer des geschätzten Werks dafür zu sorgen, dafs die Brauchbarkeit desselben durch eine *Fortführung* der erwähnten Berechnungen wieder auf mehrere Jahre hinaus gesichert werde. Solcher Ansicht gemäfs ist der obige *Nachtrag* entstanden, der sich durch seine eben so zweckmäfsige als fafsliche Bearbeitung dem Hauptwerke würdig anschliefst und daher den Besitzern desselben gewifs sehr willkommen sein wird.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

Gedruckt bei *J. F. Starcke,* in Berlin.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

LVII.

Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, von dem Standpunkte der Religion unternommen, von Dr. Friedrich **Richter** *von Magdeburg. Erster Band. Breslau,* 1833. *XV.* 245 *S. gr.* 8.

Wir leben in einer Zeit, die in gar vielen Dingen das Unterste zu oberst zu kehren liebt. In Frankreich treten Propheten auf, die mit nicht geringerer Emphase, wie mit welcher ehemals Apostel und Märtyrer das Reich Gottes und den Sieg des Geistes predigten, das Reich dieser Welt und den Sieg des Fleisches verkündigen; und in Deutschland giebt es Leute, die alles Ernstes ein neues und besseres Weltalter herbeizuführen hoffen, wenn es ihnen gelänge, den heiligen Glauben der Völker an persönliche Unsterblichkeit und an Vergeltung nach dem Tode mit der Wurzel auszurotten. — Nicht als ob uns Erscheinungen dieser Art irgend verwunderlich wären: wir rechnen sie bei weitem mehr unter diejenigen, auf welche das Horazische *nil admirari,* als unter jene, auf die das Platonische *μάλα φιλοσοφικὸν τὸ θαυμάζειν* Anwendung leidet. Was namentlich die Letzteren betrifft, so erkennen wir in der Ansicht dieser Sterblichkeitspropheten die nothwendige Gestalt, welche die Lehren der neueren philosophischen Systeme in den Köpfen solcher Menschen annehmen müssen, die, statt jenes Gefühls der Unmöglichkeit einer Zerstörung ihres Selbst, welches Goethe nach Fr. v. Müllers Zeugniſs so schön als das Gefühl und Bewuſstsein „jedes tüchtigen Menschen" ausgesprochen hat, vielmehr das geheime Gefühl innerer Leerheit und Nichtigkeit zu dem Studium derselben mitbringen. Man muſs gestehen, daſs sie für ihre Person vollkommen Recht haben mögen, sich als sterblich zu denken und auszusprechen: nur begegnet ihnen, was zuweilen schwachen Menschen in geselliger Unterhaltung zu begegnen pflegt, daſs sie aus übergroſser Bescheidenheit in das Geständniſs ihrer Schwäche und ihres Unvermögens, ohne es gewahr zu werden im Plural sprechend und verallgemeinernd, den Mitredenden einschlieſsen, auf den vielleicht solches Geständniſs ganz und gar nicht paſst. Dabei flöſst jene vermeintliche philosophische Berechtigung unsern Freunden einen wirklichen Fanatismus in der Verfechtung ihrer Principien ein; sie freuen sich, den Geist selbst über dem Bekenntnisse seiner Nichtigkeit ertappt zu haben, und halten ihm je weniger sie selbst an ihm Theil haben, um so heftiger und leidenschaftlicher beim Worte; damit es das Ansehen gewinne, als ob *seine* Herrlichkeit, die er als unsterbliche Person hat, die Herrlichkeit der Gattung sei, der auch sie als gleichgültige Individuen, als *Espèce* (vergl. Hegels Phänomenologie des Geistes. Neue Ausg. S. 370.) angehören.

Obgleich uns, im Leben und in der Literatur schon Manches vorgekommen ist, wodurch vorstehende Bemerkungen veranlaſst werden konnten; so hat sich doch unsers Wissens diese Denkweise noch selten so offen und ungescheut, nie so vollständig und nach ihrer Art gründlich ausgesprochen, wie in dem vorliegenden Buche eines Mannes, der, wie die schnell auf einander folgende Reihe seiner Schriften zeigt, gar eifrig bemüht ist, „die Welt zu bessern und zu bekehren". In Athen würde unser Verf., — wenn es erlaubt ist, bei gänzlich verändertem Verhältnisse des Heiligen und des Profanen, eine solche Parallele festzuhalten, — einer Profanation der Mysterien angeklagt worden sein: und der Sinn dieser Anklage war dieser, daſs, was auf geweihtem Gebiete, inmitten eines Zusammenhangs heiliger Reden und Handlungen ausgesprochen, einen tiefen, wahren und heilbringenden Sinn hat, dasselbe, vor dem lauten Markte und in der Sprache des groſsen Haufens prahlerisch ausgekramt, einen schiefen, falschen und

verderblichen Sinn erhalten kann. — Niemand kann inniger durchdrungen sein, als wir, von der grofsartigen Würde jener Standpunkte, auf denen von Zeit zu Zeit die philosophische Spekulation die Unstatthaftigkeit der gewöhnlichen Meinungen über die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode anzudeuten, und wohl auch, doch selten, und stets nur mit weiser Zurückhaltung und ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Heiligen auszusprechen, sich genöthigt fand. Aber so oft die Philosophie dies that, geschah es jederzeit im ausdrücklichen Gegensatze gegen bestimmte nachweisliche Irrthümer, die sich freilich zu allen Zeiten an jenen ehrwürdigen Glauben geknüpft haben; nie auf abschliefsende, das Problem selbst, welches nach seinem ganzen Umfange vielleicht aller menschlichen Wissenschaft unlösbar bleibt, zerstörende Weise. Nicht selten finden wir, dafs tiefe und edle Denker, — es genüge, Spinoza und Fichte zu nennen, — in scheinbarem, vielleicht auch wirklichem Widerspruch mit den Grundprincipien ihrer Lehre, von einer übermächtigen Gewifsheit des Geistes getrieben, in diesem Einen Punkte die Einseitigkeit derselben durchbrochen und sich laut zu dem Völkerglauben an die ewige Dauer dessen, was im Geiste jedes Individuums wesentlich Geist ist, bekannten. Andere, wie Schelling, haben geradezu frühere, entgegengesetzt auch vielleicht nur scheinende Lehren widerrufen, und sind zu dem Bekenntnisse des Christenthums zurückgekehrt. Nicht zu gedenken Jener, die, wie Sokrates und Platon, im Widerspruche mit ihrem ganzen Zeitalter allein aus dem reinen Gedanken und der spekulativen Idee die Anschauung der Unvergänglichkeit des Individuums in seiner eigensten Eigenthümlichkeit schöpften, oder die, wie Leibnitz, den Satz von dieser Unzerstörbarkeit jedes monadischen Daseins zum Grundsteine ihres gesammten Systemes machten. — Wenn aber der Verf. auf Hegel pocht, zu dessen Systeme er sich im Wesentlichen bekennt und in dessen Interesse und gleichsam apostolischem Auftrage zu schreiben, er dreist genug ist uns zu versichern: so kann ihm schwerlich verborgen geblieben sein, wie wenig er in der Auslegung dieses Systems mit dessen geistvollsten und bewährtesten Anhängern übereinstimmt (der Verf. beliebe unter andern die Vorrede zu Göschel's Schrift: „Hegel und sein Zeitalter" zu vergleichen); und von dem dahingeschiedenen grofsen Denker selbst glauben wir ihm, so wenig wir dessen Gedanken über diesen Gegenstand durchaus ergründet zu haben uns anmafsen wollen, wenigstens dies versichern zu dürfen, dafs derselbe vorliegendes Buch mit Unwillen und Indignation bei Seite gelegt haben würde.

So sehr es in vielfacher Beziehung dem gegenwärtigen Standpunkte der philosophischen Spekulation gemäfs erscheinen kann, über den Gegenstand, den der Verf. auf eine so unziemliche, — fast möchten wir sagen, freche — Weise zur Sprache gebracht hat, dem Rathe, den Goethe (Werke Bd. 30, S. 32.) in einer nahe verwandten Angelegenheit gegeben hat, folgend, ein tiefes Stillschweigen, wenigstens im Angesicht der Ungeweihten, zu beobachten: so ist dies nach dem Geschehenen nun nicht mehr möglich, und würde noch weiteren und gröfseren Mifsverständnissen Raum geben. Ref. will versuchen, möglichst absehend von seinen persönlichen, wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugungen, den Stand der Frage, wie er sich für jenen Standpunkt im Allgemeinen jetzt ergeben möchte, kürzlich anzudeuten, und darnach das Urtheil über den wesentlichen Inhalt der gegenwärtigen Schrift zu stellen. Was ihre Form und Darstellung betrifft, so ist das Urtheil schon in dem Bishergesagten enthalten. Eine gewisse populäre Eindringlichkeit der Rede kann ihr nicht abgesprochen werden; auch die Bekanntschaft des Verfs. mit der spekulativen sowohl, als auch der historischen Seite seines Gegenstandes ist für seine Zwecke ausreichend. Aber schon ein gebildeter ästhetischer Sinn hätte von einer solchen Behandlung des Gegenstandes abhalten müssen; dieser Sinn wird in dem Leser durch die plump aufdringliche, hin und wieder fast an das Pöbelhafte anstreifende Art und Weise, fast Seite für Seite auf das Empfindlichste verletzt. — Mit vieler Ostentation weifs uns der Verf. in der Einleitung (S. 6 f.) aufser dem wirklich von ihm befolgten Plane seiner Schrift noch einen andern möglichen, einen solchen, durch den die Lehre von den letzten Dingen und der Glaube an sie mehr historisch construirt werden würde, vorzulegen. Diesen aber habe er aufgegeben „aus keinem andern Grunde, als um Epoche zu machen im eigentlichen Sinne des Worts, und weil die philosophische Spekulation bisher aus Impotenz (!!) oder falschem Stolz die Kritik des Bestehenden verschmäht habe". — So sich dankbar erweisend gegen die Quelle, aus der er doch alles, was bei ihm allenfalls noch wie Gedanke aussieht, geschöpft hat, geht er nun, seinem

Genius folgend, der ihm, wenn er jenen andern Weg hätte einschlagen wollen, wohl bald im Stiche gelassen haben würde, an diese „Kritik des Bestehenden", wobei jedoch jene seine Lehrerin gleichfalls wieder nicht ohne einige derbe Zurechtweisungen davonkommt. Doch verspricht er uns noch für einen zweiten Band seiner Schrift eine umständlichere Erklärung über die wahrhafte, positive Bedeutung der Lehren von Auferstehung, Himmelreich und Hölle; während er es in dem gegenwärtigen nur mit der Verneinung zu thun hat.

Dafs nun diese Verneinung, von Einer Seite betrachtet, in dem bisherigen Gange der philosophischen Spekulation allerdings ihren guten Grund hat, haben wir bereits zugegeben. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, dafs die Lehre von der Unsterblichkeit des Individuums durch die neuere Entwicklung dieser Spekulation ihren bisherigen metaphysischen Boden verloren hat, und dafs es schlimm um dieselbe stehen würde, wenn kein neuer für sie gefunden werden könnte. Jener Boden war nicht sowohl, wie es der Vf. ansieht, die substantielle Verschiedenheit des Seelenwesens von dem Wesen, d. h. dem Organismus des Körpers, — eine solche haben, genauer betrachtet, weder Platon noch Leibnitz behauptet, unter allen Philosophen unstreitig diejenigen, bei denen die Principien jener ältern Metaphysik in ihrer reinsten und tiefsten Gestalt zu finden sind, als vielmehr der Begriff einer ein für allemal festen und bleibenden, dem Entstehen (aufser, setzt wenigstens Leibnitz hinzu, durch *Schöpfung*) eben so wie dem Vergehen entnommenen *Substanz* überhaupt, deren individuelle Einheit man nach Platons ausdrücklicher, Leibnitzens in andern seiner Sätze involvirter Erklärung allenthalben da fand, wo sich ein inneres, selbstständiges Princip der Bewegung kund giebt. Nach dieser, als spekulativer Durchgangspunkt unstreitig wohl begründeten Ansicht gelten nicht nur die Seelen der Menschen, sondern nicht weniger auch die Seelen der Thiere und der Pflanzen für unvergänglich; und vielem Anderen noch wird, wenn jenes substantielle Princip ein für allemal *Seele* heifsen soll, eine solche unvergängliche Seele zugeschrieben, was gemeinhin für unbeseelt gilt. Es mag, auch von jenem Standpunkte aus, verstattet sein, noch einen Unterschied zwischen solcher Unvergänglichkeit und der eigentlichen Unsterblichkeit anzunehmen, und letztere, mit Leibnitz, nur dem Selbstbewufsten zuzuschreiben. In diesem Sinne stellt Goethe in seiner bekannten Unterredung mit Falk, die Principien jener Lehre problematisch gelten lassend, vielleicht halb scherzend, aufs neue die Frage nach dem Schicksale, das die Seelenmonaden nach dem Tode erwartet, und erklärt sich beruhigt bei dem Bewufstsein der Unmöglichkeit, dafs ein tüchtiger und starker Geist je von einer fremden Macht, um als selbstloses, nichtsbedeutendes Glied in deren Körper einzutreten, unterjocht werden könne. — Auch auf mehr oder weniger wissenschaftliche Weise sind noch in neuerer Zeit Versuche gemacht worden, jene Lehre entweder in ihrem ganzen Umfange auszuführen und zur klaren Lebensüberzeugung zu erheben, wie von Jean Paul in der „Selina"; oder sie auf gewisse Weise beschränkt und modificirt, unserer gegenwärtigen spekulativen Einsicht anzupassen, wie von J. H. Fichte in seinen „Sätzen zur Vorschule der spekulativen Theologie"; — auch Göschel's vorhin erwähnte Vorrede müssen wir hierher rechnen, da sie die Gedanken jenes Goetheschen Gesprächs, doch nicht ohne das Bewufstsein, dafs dieselben *cum grano salis* zu nehmen sein möchten, adoptirt.

Um nun aber auch unserseits bei jenen denkwürdigen Aeufserungen unsers Dichters anzuknüpfen: so können wir uns gegen diejenigen, welche dieselben gern wörtlich verstanden und als die wirkliche, wissenschaftliche Ueberzeugung des grofsen Mannes betrachtet wissen möchten, des Bedenkens nicht enthalten, dafs es schwer fallen dürfte, dieselben, so verstanden, mit dessen sonstigen, so klar durchgebildeten und so beharrlich festgehaltenen, wissenschaftlichen Grund- und Lebensprincipien zu vereinigen. Beruht doch Goethe's Naturansicht wesentlich (vergl. unter andern Werke Bd. 30, S. 201.) auf der Ueberzeugung, dafs das Werdende auch wirklich werde, woran man wohl berechtigt ist den Satz zu knüpfen, dafs auch das Vergehende wirklich, und nicht blofs zum Schein vergeht. Wie aber verträgt sich dies mit jener Monadenlehre, die offenbar auf eine mehr oder weniger mechanische Naturansicht hinführt, da nach ihr jede Veränderung in der Natur nicht die Substanz als solche, sondern nur deren Accidenzen und Verhältnisse trifft? Man sieht, dafs wir hiermit sogleich den Wendepunkt andeuten wollen, von welchem aus nicht erst in Folge der strengen philosophischen Spekulation neuerer Zeit, sondern zum Theil schon derselben voraneilend, die Anschauungen der Natur und der Geisteswelt eine Richtung genommen ha-

ben, die, während sie in bisher ungeahnete Tiefen führt und eine unerschöpfliche Gestaltenfülle dem erstaunten Blicke entgegenbringt, dem Glauben an persönliche Fortdauer keineswegs günstig scheint. Es leidet keinen Zweifel: an die Stelle jenes Substanzbegriffs, der in einer Unendlichkeit bleibender und ein für allemal fertiger Einzelwesen vollständig realisirt erschien, ist in der philosophischen Weltansicht neuerer Zeit eine Idee von anderem Inhalte und höherer Bedeutung getreten, eine solche, mit der, da sie die wahrhafte Substantialität über die Einzelwesen hinaus versetzt, die Annahme eines wirklichen Entstehens und Vergehens der Einzelwesen, in keinem Widerspruche mehr steht. Die dialektische Lehre von der *immanenten Negativität*, — um sogleich den wissenschaftlichen Kunstausdruck dafür zu brauchen, — hat eine andere und wahrere Erklärung für das Phänomen der natürlichen Metamorphosen und Entwickelungen gegeben, als je die kunstreichste mechanische Hypothese zu geben vermochte, und es ist nicht mehr möglich, ohne Verläugnung der gewonnenen höheren Einsicht, in der *Natureinheit* der menschlichen Seele, oder irgend eines andern Wesens, welches unter jene Kategorie der monadischen Substanzen fiel, eine unvergängliche Substantialität zu erblicken. Das wahrhaft Unvergängliche liegt dieser Weltansicht jenseit nicht nur der Natur, sondern auch des endlichen Geistes; es ist der *absolute Geist*, zu dem sich, obgleich er sich inmitten des Natur- und des endlichen Geistlebens offenbart und Wirklichkeit giebt, doch die endlichen Individuen nur als vorübergehende Träger oder Werkzeuge verhalten.

(Der Beschlufs folgt.)

LVIII.

Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik, zunächst für die oberen Classen Schleswig-Holsteinischer Gelehrtenschulen. Herausgegeben von G. C. Th. Francke, Ph. Dr., Conrector in Flensburg. Hamburg 1833.

Man mufs annehmen, dafs der Umfang dieses Lehrbuches nach den in Holstein und Schleswig bestehenden gesetzlichen Bestimmungen abgemessen ist. Es enthält in drei Abtheilungen die Arithmetik, mit Einschlufs der geometrischen Reihen und Logarithmen, die Elementar-Geometrie und Stereometrie, und die obere Trigonometrie. Dafs dieses Lehrbuch, wie in der Vorrede bemerkt wird, in den Schulen der beiden genannten Herzogthümer Nutzen stiften, und damit seinen Hauptzweck erreichen könne, läfst sich nicht bezweifeln, aber doch auch von anderen vorhandenen Lehrbüchern behaupten. Die Darstellung ist fafslich und in den Definitionen ein Streben nach Klarheit und Bündigkeit der Begriffe nicht zu verkennen. Doch scheint manche, z. B. die Definition des Multiplicirens (S. 10) mifslungen zu sein. Diese lautet so: „Multipliciren heifst aus einer gegebenen Zahl eine neue unbekannte nach demselben Gesetze bilden, nach welchem eine zweite gegebene aus der Einheit entstanden ist". Diese Definition ist unbestimmt, weil das Entstehen einer gegebenen Zahl aus der Einheit auf mannigfaltige Weise gedacht werden kann. So lange also in dieser Beziehung nicht die nöthige Beschränkung angebracht ist, konnte man z. B. folgendermafsen schliefsen: $\sqrt{2}$ entsteht aus der Einheit, indem dieselbe zweimal genommen und hierauf die Quadratwurzel ausgezogen wird. Soll also z. B. 3 mit $\sqrt{2}$ multiplicirt werden, so entsteht das Produkt aus 3, wie $\sqrt{2}$ aus der Einheit entstanden ist; mithin ist das Product $\sqrt{6}$. Offenbar liegt der Fehler darin, dafs die Entstehung der $\sqrt{2}$ aus der Einheit nicht so aufgefafst ist, wie es gerade hier geschehen mufs, nämlich als Zusammenfassung einer gewissen Anzahl von Einheiten und Theilen der Einheit, die sich in dem vorliegenden Falle nur näherungsweise ergeben läfst.

Mehrere Sätze, besonders in den ersten Elementen der Arithmetik, stellt das Lehrbuch ohne Beweis auf, indem es die Erläuterung dem Lehrer überlassen zu wollen scheint. Hierher gehört der Satz (§. 52.), dafs die Ordnung der Factoren für das Product gleichgültig ist; die Aufgabe (§. 59.), den gröfsten gemeinschaftlichen Divisor zweier Zahlen zu finden, u. a. m. Wissenschaftliche Strenge in der Einführung und Anwendung des Irrationalen und Incommensurabeln wird vermieden; in dieser Beziehung geht das Lehrbuch, wie die meisten anderen, den königlichen Weg, welchen Euclides bekanntlich zu betreten sich weigerte. Doch leistete Euclides, durch seine Weigerung, zugleich Verzicht auf die Ehre, den Ptolemäus Soter zu unterrichten, und ungezählt ist die Menge der Uebrigen, welche durch die Schwierigkeit seiner Darstellung von der Mathematik abgeschreckt worden sein mögen. Man kann behaupten, dafs die Wissenschaft an denen, welchen dieses widerfuhr, wahrscheinlich wenig oder nichts verloren hat; aber dies ist nicht der einzige Gesichtspunct, welchen man nehmen mufs; auch Jene haben die Wissenschaft verloren. Ref will daher mit dem Hrn. Verf. nicht rechten, wenn derselbe geglaubt hat, durch Nachgiebigkeit in diesem Puncte am besten für die Verbreitung des mathematischen Studiums auf den Schulen zu wirken, für welche er vorzugsweise schrieb, und deren nähere Verhältnisse dem Ref. unbekannt sind. — Eine genauere Angabe und Beurtheilung des Inhaltes ist bei einem Lehrbuche, welches überall nur allgemein bekanntes wiederholt, nicht erforderlich. —

F. Minding.

№ 42.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, von dem Standpunkte der Religion unternommen, von Dr. Friedrich **Richter**. *Erster Band.*

(Schlufs.)

Auf den Grund des hier Gesagten nun müssen wir dem Verf. unserer Schrift den gröfsern Theil ihrer ersten Hälfte, dem materiellen Inhalte nach allerdings zugeben. Die Beweise, die man für die Fortdauer der Seele von dem Naturverhältnisse derselben zu ihrem Körper hernehmen will, sind durchaus unzureichend, ja nicht selten das gerade Gegentheil dessen, was man dadurch beweisen will, andeutend, und den Tod ist man, von der blofsen Naturseite ihn betrachtend, mag man sich drehen und wenden wie man will, als die wirkliche Auflösung des natürlichen Einzelwesens anzusehen genöthigt. — Soll für den Unsterblichkeitsglauben eine neue Hoffnung erstehen, oder vielmehr, soll von diesem Glauben, der als Glaube aus dem Gemüthe der Edleren nie zu vertilgen ist, eine philosophische Rechenschaft gegeben werden, mit der der Glaube besser, als mit den Deutungen, die unser Verf. giebt, bestehen kann: so ist die Untersuchung darüber auf das Gebiet der *Wissenschaft vom absoluten Geiste* zu verlegen. — Hiermit haben wir einen Satz ausgesprochen, der, obgleich nur als formaler und methodologischer sich ankündigend, doch in der That von tiefer und durchgreifender Bedeutung auch für die Resultate, — uns von Allen, die den Standpunkt der neueren Philosophie theilen, auch unsern Verf. nicht ausgenommen, unstreitig zugegeben wird. Dafs, als historische Erscheinung betrachtet, der Unsterblichkeitsglaube jedenfalls eine wesentliche und wichtige, in der höheren Natur, in der wahrhaften Idee des Geistes begründete Bedeutung habe, und nicht geradehin als leerer, entweder aus Einfalt, oder aus Betrug hervorgegangener Aberglaube verworfen werden dürfe: darüber kann unter allen Bekennern der neuern Philosophie nicht der mindeste Zweifel sein. Wenn in keinem andern, so wenigstens in diesem phänomenologischen Sinne gehört die Abhandlung dieses Gegenstandes ohne alle Frage in das Gebiet der Religionsphilosophie oder spekulativen Theologie: denn wenn jener Glaube nichts anderes ist, so ist er wenigstens eine der nothwendigen Formen, unter denen sich der absolute göttliche Geist, als Geist der Gemeinde, in den endlichen hereinsenkt, und den letzteren zu sich heranzieht. Schon aus diesem Gesichtspunkte, den doch im Allgemeinen der Vf. unserer Schrift keineswegs mifskennt, ja selbst nach Kräften geltend zu machen eifrig bestrebt ist, mufs uns das Thun desselben verwerflich erscheinen. Denn, ist jene Form für den Standpunkt der noch in der Vorstellung befangen bleibenden, und nicht zum spekulativen Begriffe durchgedrungenen Religiosität eine nothwendige, so ist es ein Frevel gegen diese Nothwendigkeit, den Glauben auf eine Weise, die sich ausdrücklich als eine für jenen Standpunkt selbst berechnete, populäre ankündigt, zerstören zu wollen. Das Nichtfortbestehen des Individuums bleibt dann billig ein Geheimnifs der Schule; für diese bedarf es nicht des Aussprechens, am wenigsten solch eines polternden Predigens von den Dächern, dessen unser Verf. sich befleifsigt. Den aufserhalb der Schule Stehenden kann dadurch nur Aergernifs gegeben, und entweder Nichts, oder etwas Schlimmeres, als Nichts: nämlich die Untergrabung der Religion in Gemüthern, die zur eigentlichen Spekulation nicht berufen sind, erreicht werden. — Aber, um endlich das zu sagen, um was es uns eigentlich zu thun war: durch diese Verlegung der Frage aus den Gebieten der Metaphysik, der Naturwissenschaft und der Psychologie in das Gebiet der Wissenschaft vom absoluten Geiste wird zugleich die Möglichkeit einer ganz andern, von unserm Verf. völlig ungeahneten Wendung

derselben, und hiermit einer wesentlich von der seinigen verschiedenen Beantwortung, offen gehalten. Wenn man es auch als unverträglich mit der tiefern philosophischen Einsicht betrachten darf, dem *natürlichen* Menschen Unsterblichkeit zuzuschreiben, so ist hiermit noch keineswegs erwiesen, dafs nicht jene „*Wiedergeburt im Geiste*" von welcher die neuere Philosophie, hier in voller, ja buchstäblicher Uebereinstimmung mit der Lehre des Christenthums, den Besitz des „ewigen Lebens" und des „Himmelreiches" abhängig macht, — dafs sie nicht, statt jenes abstrakten, leeren Allgemeinbegriffs, den der Verf. hier einzig kennt, eine wahrhafte, absolut geistige Individualität und Persönlichkeit, die allein in Wahrheit unsterbliche, in der Seele der Wiedergeborenen erzeugt. — Ref. weifs wohl, dafs es vor dem Richterstuhle der modernen Aufklärung noch weit gehässiger erscheinen mufs, einem Theile der Menschen Unsterblichkeit, einem andern aber keine zuzuschreiben, als, die Menschen alle sammt und sonders für sterblich zu erklären. Nichtsdestoweniger bedenkt er sich keinen Augenblick, dies in vollem, reinem Ernste und aufrichtiger, inniger Ueberzeugung als sein eigentliches Glaubensbekenntnifs auszusprechen; wie uns denn diese Lehre mit klaren Worten als die Lehre der alten Mysterien überliefert wird; ja wie sie nicht minder klar und laut, mit Worten, die nicht von dieser Welt sind, in dem Evangelium Jesu Christi verkündiget ist.

Die gesammte zweite Hälfte von des Verfs. Buche beschäftigt sich mit dieser geschichtlich-religiösen Seite des Gegenstandes, ohne aber die Frage auch nur zu berühren, ob nicht hier, auf dem Grunde der geschichtlichen, eine neue, übergeschichtliche Wirklichkeit für das Bewufstsein des Geistes gewonnen werde. Darin zwar, dafs der Vf. als den wahrhaften Standpunkt für das Verständnifs des Christenthums diesen hervorhebt, welcher dasselbe als die Gründung eines göttlichen Reiches auf Erden und inmitten der geschichtlichen Wirklichkeit begreifen lehrt, stimmen auch wir ihm vollkommen bei. Aber es ist eine unredliche Wendung, deren er sich bedient, wenn er den Unsterblichkeitsglauben als einen Widerspruch gegen die Anschauung dieser göttlichen Wirklichkeit enthaltend darstellt; wenn er uns glauben machen will, es sei die Schwäche und Marklosigkeit des gegenwärtigen Geschlechts, welche die Seligkeit, die sie diesseits zu finden unvermögend war, in ein Jenseits verlegt habe. Es ist nicht wahr, dafs nur schwache und unkräftige Individuen das Bedürfnifs fühlen, über den Tod hinausblickend die Mängel des irdischen Lebens durch Hoffnung eines zukünftigen zu ergänzen. Vielmehr hätte den Vf. der oberflächlichste Blick auf die Geschichte der christlichen Jahrhunderte belehren können, dafs gerade die tüchtigsten Zeiträume, diejenigen, in denen das Christenthum am meisten als lebendige Wirklichkeit und Gegenwart angeschaut und empfunden ward, den Zweifel an einer solchen Zukunft gar nicht aufkommen liefsen; dessen Entstehung und Verbreitung vielmehr, wenn auch die philosophische Spekulation nach ihrem negativen und skeptischen Momente daran ihren Antheil haben mag, wesentlich der Entnervung und Entsittlichung neuerer Zeit, und der Flucht der religiösen Substanz aus ihr, zuzuschreiben ist. Dafs sich die Worte des göttlichen Heilandes, durch die er ausdrücklich den Kindern Gottes das ewige Leben und das Himmelreich verheifst, — die nicht zu dieser Kindschaft Erwählten freilich eben so ausdrücklich davon ausschliefst, — dafs diese allenfalls, — welches unselige Geschäft unser Verf. übernimmt, und mit so viel Glück, als es überhaupt möglich sein möchte, hinausführt, — gedreht und gedeutelt werden können, bis sie zu der Armseligkeit eines ewigen Lebens im Begriffe zusammenschrumpfen: dies hat nachweislich darin seinen Grund, dafs das Himmelreich, wie Christus es versteht, nicht erst jenseits, sondern schon diesseits *beginnen* soll. Alle neuerdings so beliebt gewordenen Deklamationen gegen die „abstrakte Jenseitigkeit" der seichten Aufklärung und Sentimentalität der modernen Welt, reduciren sich darauf, dafs, das Jenseits als ein von selbst sich verstehendes, als gutes Recht der Menschennatur jedem Individuum gebührendes, nachirdisches Leben voraussetzen, und darüber das Diesseits vernachlässigen oder geringschätzen, allerdings, das Jenseits verscherzen heifst. Die Behauptung unsers Vfs. aber, dafs erst so, bei klarer selbstbewufster Verzichtleistung auf Lohn und Strafe in einem künftigen Leben die vollkommene Uneigennützigkeit des tugendhaften Handelns und Wollens erreicht werde, ist vollends eine ganz leere Prahlerei und Eitelkeit. Die wahre Tugend ist nicht die Folge, sondern die Bedingung des Glaubens an Unsterblichkeit; wie aber durch das Abtreiben der Frucht das Leben der Mutter in Gefahr gesetzt wird, so vergiftet der, welcher freventlich diesen Glauben zerstören will, unfehlbar auch die Quelle

dieses Glaubens. Wer durch die Aufopferung seines Selbst ein Verdienst zu erwerben gedenkt: der muſs zuvor ein Selbst haben, welches aufzuopfern der Mühe lohnt; ein solches aber ist einzig und allein das unsterbliche, welches, indem es dahingegeben wird, gewonnen wird.

Ref. kann nicht glauben, durch das Aussprechen dieser seiner religiösen Ueberzeugung irgendwo in Konflikt mit der neuern Philosophie zu kommen: er zweifelt nicht, daſs die Ergebnisse derselben, sobald sie einmal die ganze Kraft ihres Geistes und ihres Princips nach dieser Seite gewendet haben wird, dieselben sein werden. Jener Sieg des Princips der *Subjektivität* über das Princip der *Substantialität* (nämlich der Spinozistischen, nicht zunächst jener Platonisch-Leibnitzischen, von der oben die Rede war), dessen sich diese Philosophie mit Recht als ihres schönsten Triumphes rühmt, kann nicht vergebens erfochten sein, auch in Bezug auf die concrete Wirklichkeit des Subjektiven; die vielmehr dann, wenn nicht auch im Einzelnen und Individuellen die Macht dieser Subjektivität als die Siegerin des Todes sich erwiese, umgekehrt sich als der Macht des substantiell Allgemeinen und der Gattung schlechthin untergeordnet zeigen würde. Freilich ist diese unsterbliche Sujektivität und Persönlichkeit (nach dem Ausdruck alter Kirchenlehrer, die *pneumatische*) nicht die Subjektivität des endlichen Geistes (die *psychische*); — aber wie mit der Sterblichkeit dieser letzteren die Unsterblichkeit der ersteren gar wohl vereinbar sei: dies hat in wunderherrlichen Sinnbildern der Dichterfürst unsers Zeitalters am Schlusse seiner *Helena*, den Geweihten vernehmlich, angedeutet. Sehen wir doch schon auf dem Gebiete der Natur- und Kunstschönheit, wie das Höchste, der absolute Geist, ohne sich aufzugeben oder zum Endlichen zu degradiren, in die engste Begrenzung, in die individuellste Geschlossenheit der Erscheinung eingeht, und das, was er ist, ganz nur ist innerhalb solcher Begrenzung, so daſs, die Grenze aufheben, den Geist der Schönheit selbst ertödten und zur hohlen Abstraktion verflüchtigen heiſst. Wie könnten wir zweifeln, daſs dieser Geist dieselbe Macht, die er solchergestalt in dem Werke seiner Offenbarung nach Auſsen übt, auch in seinem eigensten Bereiche, in der Welt seines Inneren festzuhalten wissen, und nicht die urlebendigen Gebilde, die er aus seiner Substanz erzeugte, als wäre er zu arm, deren stets neue zu gebären, ohne die alten aufzulösen, unaufhörlich wieder zerstören wird! — Alles kommt, wie man sieht, darauf an, die Idee des geistig Absoluten nicht in leerer Abstraktion, sondern in lebendiger, selbst absolut geistiger Anschauung zu erfassen, und zu erkennen, wie diese Idee nicht den Gestalten, in denen sie sich verwirklicht, fremd und äuſserlich, sondern unmittelbar und vollständig mit ihnen eine und dieselbe ist. Freilich ist diese Erkenntniſs keine leichte, sondern die schwerste von allen, die dem Menschen überhaupt zugemuthet werden können, sowohl aus andern Gründen, als insbesondere auch darum, weil wir diese Welt des geistig Absoluten nur anschauen, wie sie sich inmitten der endlichen Welt verwirklicht, und daher stets uns vorzusehen haben, daſs wir die absolut geistige Individualität nicht mit der endlichen Individualität verwechseln. Auch darf der Glaube an persönliche Unsterblichkeit nicht zu einem spiritualistischen Atomismus verleiten, der den weltgeschichtlichen Organismus, die groſse Totaleinheit des menschlichen Geschlechts, und die wesentliche Bestimmung der Individuen, als Glieder in diese lebendige Einheit einzutreten, verkennt. Dies wäre eben eine solche „abstrakte Jenseitigkeit", wie sie die Philosophie unserer Zeit mit Recht verwirft. Wir gestehen, daſs wir aus diesem Grunde und aus verschiedenen andern, die gleichfalls in der hohen Bedeutung liegen, welche wir der Natur und dem endlichen Geistesleben, welche wir mit einem Worte der irdischen Welt auch für die Welt des Ewigen und Göttlichen einzuräumen nicht umhin können, — gar sehr geneigt sind, zu dem Glauben älterer Zeit zurückzukehren, welcher den irdischen Tod für einen *Schlaf* des Geistes nahm, und die Auferstehung zum ewigen Leben, die ihm zugleich eine *Auferstehung des Fleisches* war, mit der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zusammenfallen lieſs. Doch dies sind Gegenstände für weitergreifende, der Philosophie unserer Tage keineswegs unwürdige Untersuchungen, die wir hier nur berührt zu haben uns genügen lassen müssen.

C. H. Weiſse.

LIX.

Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german

literature, by Sarah Austin. In three volumes. London 1833. *1ster Band XLIV. und* 321 *S. 2ter Bd.* 336 *S. 3ter Bd.* 352 *S.* 8.

Die Verfasserin dieser Sammlung, eifrig beschäftigt mit dem Studium der Deutschen Litteratur und dessen Beförderung in England und schon bekannt durch andere dahin einschlagende Werke, namentlich durch eine Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen", begann die vorliegende Arbeit nur in der Absicht, die kleine Schrift von Falk: „Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" in's Englische zu übersetzen. Mannigfache hierin vorkommende Bezugnahmen auf Goethe's Werke veranlafsten zur Uebersetzung und Mittheilung einzelner ihren Landsleuten noch unbekannter Abschnitte und Stücke aus denselben, die in reicher und glücklicher Auswahl als Proben und Erläuterungen anmerkungsweise folgten, und gleicherweise wurden merkwürdige Personen und Werke, die in Falks Schrift erwähnt sind, dem Englischen Publikum durch Skizzen ihres Lebens und ihrer Schriften, oft selbst durch Proben aus den letzteren näher gebracht. Hierauf kam der Verfn. die kleine Schrift des Hrn. Kanzler v. Müller „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit" zur Hand und sie fand sich durch den Werth des Inhalts und der Darstellung veranlafst, auch von dieser eine Uebersetzung ihrem Werke beizufügen, und dieselbe zur Bestätigung und Erläuterung mancher darin enthaltenen Züge mit Stellen aus Goethe's Tag- und Jahresheften in Noten zu belegen. Da solche von seinen Landsleuten für Goethe abgelegte Zeugnisse aber für partheiisch gehalten werden könnten, fand Frau Austin angemessen, auch das eines Ausländers hinzuzufügen, und sie wählte hierzu eine in der *bibliothèque universelle de Génève* abgedruckte Denkschrift über Goethe's Leben und Werke von Hrn. Soret, einem Genfer Gelehrten und Mineralogen, der in Goethe's letzten Lebensjahren seines persönlichen Umganges genofs. Da Goethe's litterarische und sociale Wirksamkeit unzertrennlich erscheint von der Persönlichkeit seines fürstlichen Freundes, des Grofsherzogs Karl August und der hohen Gemahlin desselben, so wurden die von Hrn. v. Müller auf diese durch Geist und Charakter weit über ihren weltlichen Rang erhobenen Personen verfafsten Denkschriften der Sammlung gleichfalls einverleibt, und somit auch der Schauplatz, auf welchem der grofse Dichter seine Thätigkeit entfaltete, durch das, was ihn in höchster Potenz belebte und adelte, auf die würdigste Weise nach seinem vollen Werth geschildert. Um zu zeigen, wie das gröfsere litterarische Publikum in Deutschland nach seinen verschiedenen Standpunkten und Richtungen über den Dichter denkt und urtheilt, wurde der Artikel über Goethe aus dem Conversations Lexicon in einiger Abkürzung entlehnt. Eben glaubte die Verfn. ihre nun schon zu bedeutendem Umfange angewachsene Sammlung mit Auszügen aus dem nach Goethe's Tode erschienenen Heft von „Kunst und Alterthum" schliefsen zu können, als ihr auch noch die kleine Schrift des Hrn. Kanzler v. Müller „Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit" zukam, aus welcher denn ebenfalls noch die wichtigeren Stellen herausgehoben und hiermit das Werk als beendigt angenommen wurde. Auf solche Weise ist denn eine Sammlung entstanden, wie sie auch ein Deutscher zu allgemeinerem Ueberblick über Goethe's Leben und Wirken sich wohl zusammenstellen möchte, dem Britischen Publikum aber, das an unserer Litteratur und ihrem ersten Dichter lebhaften Antheil nimmt, zu den nothwendigsten Elementen solcher Kunde jedoch nur durch Vermittelung sprachkundiger und verständiger Uebersetzer und Sammler gelangen kann, in hohem Grade willkommen sein mufs. In der That hat sich eben aus dieser fast zufälligen Art der Entstehung und Erweiterung des Werkes ein wenn auch nicht vollständiger doch ungemein erleichternder und reizvoller Einblick in unsere Litteratur für den Engländer eröffnet, der, wenn er von dieser eine richtige und genügende Uebersicht erlangen will, gewifs nichts besseres thun kann, als mit Goethe anzufangen, ihn zum Grunde zu legen und von diesem Kern und Mittelpunkt aus die Radien nach Bedürfnifs und Neigung zu verfolgen. Auf diese Weise wird ihm nichts Wichtiges oder Nothwendiges entgehen, nichts Ueberflüssiges ihn aufhalten, nichts Unächtes verlocken oder stören.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 43.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german literature, by Sarah Austin.

(Fortsetzung.)

Denn wie Goethe in seinen vielartigen poetischen Werken wie in divergirenden Strahlen das Licht seines inneren Lebens in der Nation verbreitete, so nahm er andererseits Alles, was in ihr sich Grofses und Schönes entwickelte, lebhaft und liebevoll in sich auf, und nicht leicht dürfte sich in dem gesammten Kreise der deutschen Litteratur irgend eine wichtige oder merkwürdige Erscheinung auffinden lassen, die in seinen Werken nicht beurtheilt, besprochen oder mindestens angedeutet wäre, und zwar in solcher Weise, dafs durch das Ergreifen und Verfolgen seiner Ansicht der Weg zu ihrer näheren Kenntnifs eröffnet und erleichtert wird. Ist nun eine solche Gabe, wie sie hier geboten wird, der brittischen Litteratur, der eine Erfrischung von aufsen her gerade jetzt und eben aus solcher Quelle nicht anders als heilsam sein kann, in hohem Grade werth und wichtig, so ist sie für uns als ein abermaliges Anerkenntnifs des Werths unserer Litteratur und als ein Beweis fortschreitender Theilnahme an derselben von Seiten einer dagegen sonst so verschlossenen Nation nicht minder erfreulich. Es ist uns, wir gestehen die Schwäche, ein wohlthuender Anblick, die Charakteristik eines unserer Dichter in drei starken, mit an Luxus gränzendem typographischen Comfort ausgestatteten, mit seinem wohlgetroffenen, im Stahlstich trefflich ausgeführten Bildnifs geschmückten Bänden den litterarischen Fashionables als ein wünschenswerthes Besitzthum angeboten zu sehen, wobei wir denn freilich bedauern müssen, seine eigenen Werke nicht anders als in dem bis zur Demuth einfachen deutschen Büchernegligé besitzen zu können. Die Wahl und Zusammenstellung der Materialien ist, wie wir gesehen haben, einsichtsvoll und glücklich; die eben so treue, als geschmackvolle und fliefsende Uebersetzung zeugt von gründlichster Kenntnifs der deutschen Sprache; wir haben sehr wenige Stellen gefunden, wo der Uebersetzerin, vielleicht nur durch zufälliges Uebersehen, der Sinn des Originals entschlüpft ist. Indem wir die Entstehung des Werkes erzählt, haben wir Form und Inhalt desselben zugleich angegeben, und da der letztere mit wenigen Ausnahmen in Deutschland hinlänglich bekannt ist, so könnten wir hiermit unsere Anzeige schliefsen. Die Verfasserin hat jedoch manche mündliche und schriftliche noch ungedruckte Mittheilungen über Goethe in ihr Werk verwebt, die auch für uns von hohem Interesse sind, auch dürfte einiges in der Denkschrift des Herrn Soret Enthaltene bei uns noch nicht allgemein bekannt sein, und endlich hat Fr. Austin, obwohl sie sich jedes eigenen Urtheils über Goethe's Charakter und Werke mit liebenswürdiger Bescheidenheit enthält, in ihrer Vorrede einige Bemerkungen über die Verhältnisse niedergelegt, die dem vollständigen Verständnifs dieses Dichters in England noch entgegenstehen, — Bemerkungen, die für die Beurtheilung des litterarischen und socialen Zustandes jenes Landes wichtig sind. Wir dürfen daher auf Entschuldigung hoffen, wenn wir bei dieser Erscheinung noch etwas länger verweilen.

Die Eigenschaft, sagt die Verfasserin, welche denen, die Goethe persönlich kannten, oder seine Werke studiren, am mehrsten auffällt, ist seine Universalität, womit aber nicht etwa die Menge der Gegenstände gemeint ist, die er auffafste oder producirte. Diesen Vorzug würde er mit Mehreren gemein haben, z. B. mit Voltaire; und doch verdient Niemand weniger das Lob der Vielseitigkeit, als Voltaire; denn sei es in Prosa oder in Versen, in Geschichte oder Dichtung, überall werden wir denselben Ideenverbindungen, Meinungen

und Vorurtheilen in allen seinen Werken begegnen. Goethe hingegen hatte die eigenthümliche Gabe, sich mit seinem Gegenstande in geistige Identität zu versetzen, das was er betrachtete oder darstellte selbst zu werden, anderer Wesen Gedanken und Gefühle zu denken und zu fühlen. Die Befähigung, ihm auf seinen unendlich ausgedehnten Wanderungen in jedes Gebiet des Wirklichen und Möglichen zu folgen, — alle Fragen, welche die Menschheit beschäftigen und bewegen, mit vollkommener Selbstentäufserung (oder nach Lockes Ausdruck: Indifferenz) zu betrachten — setzt eine eben so bewegliche Einbildungskraft, eine eben so unpartheiische Gemüthsstimmung, eine eben so tiefe Einsicht voraus, als er selbst besafs. Wo sind diese zu finden? Den mehrsten Menschen (und dies vornehmlich in einem Lande, wo die Unterschiede der Klassen und Sekten so streng bezeichnet sind, als in England) würde es wohl nicht weniger unmöglich sein, sich körperlich in die äufsere Form eines Anderen zu verwandeln. Solche Menschen können sich keinen Schriftsteller frei von der Absicht denken, sei es offen oder verdeckterweise die Meinungen, Absichten oder Charaktere irgend einer Parthei anzugreifen oder zu vertheidigen. Und doch kann es nicht oft genug wiederholt werden, dafs Goethe keiner Parthei angehörte. Sein Wirken war Beobachtung und Darstellung. Und seine Kraft, sich mit jedem Zustande, jeder Bildungsform menschlichen Daseins zu identificiren, war keinesweges auf diejenigen Gestaltungen beschränkt, die es schon hervorgebracht hat. Seine Einbildungskraft konnte mit gleicher Wahrheit und Lebendigkeit neue Zustände, neue Wirkungskräfte und neue Resultate in ihm zur Anschauung bringen, wovon viele Beispiele angeführt werden könnten. Es ist aber ein gänzliches Mifsverstehen, diese Forschungen über mögliche Veränderungen der gesellschaftlichen Formen für Argumente zu ihrer Empfehlung zu halten. Eben so unglaublich scheint es mir, dafs er, wie einige behauptet haben, gleichgültig gewesen wäre gegen die fortschreitende Verbesserung des Menschengeschlechts und den Umfang menschlicher Glückseligkeit. Es ist schwer zu begreifen, welche Motive, wenn dies der Fall wäre, einen Mann, belastet mit Jahren und Ehren, in gesichertem Ueberflusse lebend, bewogen haben könnten, bis zu seiner letzten Lebensstunde in Arbeiten wie die seinigen zu beharren. Untheilnehmend an vielen jener Fragen, die jetzt so heftig erörtert werden, mochte — oder vielmehr mufste — er wohl sein, denn sein weittragender prophetischer Blick reichte weit hinaus über das Streben der Gegenwartsstunde. Denjenigen, die hierin seine Theilnahme begehrten, durfte er wohl antworten:

„Mortale est, quod quaeris opus; mihi fama perennis Quaeritur“ —

und nicht blos ewigen Ruhm, sondern auch dessen unzertrennlichen Begleiter, ewig fortwirkenden Nutzen — Nutzen, der von dankbaren Geschlechtern erkannt werden wird, wenn lange schon die Wogen, die heut den Ocean des Lebens aufregen, sich gelegt und andern — oder, wenn dies jemals geschehen kann, der Ruhe Platz gemacht haben werden. Grundsätze der tiefsten, ernstesten, erweitertsten Humanität, gütevolle Duldsamkeit gegen Gebrechlichkeit, Vorbilder und Hoffnungen der Verbesserung; Ermunterungen zur Arbeit für das Heil der Menschheit sind dicht verstreut in seinen Werken: haben wir denn also ein Recht, ihn der Apathie und Selbstsucht anzuklagen, weil er Scheu trug vor gewaltsam krampfhaften politischen Bewegungen; weil er Mifstrauen hegte gegen die Heilsamkeit plötzlicher Veränderungen in dem Mechanismus der Regierungen? Gewifs war er nicht gleichgültig gegen die Wohlfahrt der Menschheit, aber er hielt es für eine verderbliche Täuschung, Heilung in Quellen zu suchen, aus welchen sie seiner Ueberzeugung nach niemals entspringen konnte. Seine Arbeiten zur Verbesserung des Menschengeschlechts waren unermüdlich, ruhig, systematisch. Wenn aber die politische Neutralität, die er beharrlich beobachtete, ihm schon von vielen seiner Landsleute die heftigsten Anklagen zuzog, so wird dieselbe für Englische Leser noch empörender sein. Und doch ist es jedenfalls unverständig, den nämlichen Ernst und Eifer zur Unterstützung einer Sache oder eines Systems von einem Manne zu erwarten, der dasselbe in allen seinen Beschränkungen, mit allen möglicherweise daraus entspringenden Uebeln durchschaut, als von demjenigen, welcher nur die Vortheile davon wahrzunehmen vermag. Derselbe klare, heitere, weitreichende Blick, der ihn befähigte, „die Seele der ew'gen Güte selbst in dem Bösen“ zu erkennen und ihn dadurch zur Duldsamkeit und Nachsicht stimmte, enthüllte ihm auch das Uebel, das inmitten der anscheinend gröfsten Güter lauert, wodurch denn seine Erwartungen gemäfsigt, sein Eifer gekühlt wurde.

.. Noch ein anderes Hindernifs stellt sich dem Verständnifs von Goethe's Ansichten und Werken in diesem Lande mit bedeutender Kraft entgegen. Ich meine die hier vorwaltenden Begriffe von Kunst und der Mangel einer ästhetischen Erziehung. Goethe wurde vorzugsweise der Künstler genannt, und dieser Titel erfreute ihn; er war stolz darauf und dies mit Recht. Wir müssen aber eingedenk sein, dafs er die Kunst nicht als die Dienerin der Sinne, der Einbildungskraft oder der Laune und andererseits eben so wenig als die blofse Maske oder Vergoldung betrachtete, um damit das ehrwürdige und abstofsende Antlitz der Moral oder der Wissenschaft zu bedecken und dieselben der menschlichen Schwäche und Trägheit anzuneigen; sondern vielmehr als ihrem Wesen nach, an und für sich sittlich, menschheitbildend, wohlthätig — als die Selbstgestalterin des Schönen und Guten. Seiner Ansicht über diesen Gegenstand nach konnte kein gemeinerer Irrthum stattfinden, als die hier herrschende Vermischung dessen, was in das Gebiet der Ethik und in das der Aesthetik gehört. Einerseits ist eine Abneigung gegen alle rein didaktischen Werke entstanden. Es scheint allgemein angenommen zu sein, dafs jetzt Niemand die grofsen Lehrer der Philosophie und Moral mehr liest. Andererseits will man den Schein der Gelehrsamkeit nicht gern ablegen und begehrt daher von Schriftstellern der dichtenden Klasse, dafs sie in ihre Werke soviel Läppchen unterrichtenden Stoffs verweben, als eben hinreichen, um die angenehme Täuschung erlangter Kenntnisse zu unterhalten. Die Kinder werden in dieser Ideenverwirrung auferzogen. Arbeit, die hohe Pflicht und Bedingung des Lebens, und Kunst, die es reinigt, tröstet, beseligt; beide werden entwürdigt; jene betrachtet man als einen Feind, dem man ausweichen mufs, diese als nutzlos, unbedeutend, wo nicht schädlich an sich, doch willig zum Betrug sich hingebend. Freilich kann man ein Kunstwerk gebrauchen, um (wie man es gemeiniglich nennt) eine Moral einzuschärfen, oder eine wissenschaftliche Wahrheit zu lehren — gerade wie ein Schneider sich des Apollo von Belvedere zur Kleiderpuppe bedienen könnte — ist aber dies das Ziel der Kunst?

(Die Fortsetzung folgt.)

LX.

Das gelbe Fieber beurtheilt und behandelt nach einer neuen Ansicht vom Wesen der Fieber im Allgemeinen. Von Dr. G. Eichhorn, praktischem Arzte in Neu-Orleans. Herausgegeben und bevorwortet von Dr. A. H. Julius. Mit zwei Tafeln in Steindruck. Berlin, 1833. in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung. 8. 168 S.

Der Verf. hatte seine Studien in Deutschland gemacht, auch die ersten Versuche, die erworbenen Kenntnisse am Krankenbette anzuwenden. So theoretisch und praktisch ausgerüstet, verliefs er sein Vaterland, und übte 9 Jahre lang die Arzneikunde in Neu-Orleans und Havanna aus. Hier war er Anfangs in Behandlung der endemischen Fieber, die gewöhnlich mit dem Namen, gelbe Fieber, bezeichnet werden ebenso wenig glücklich, wie die Aerzte vor und neben ihm. Fortgesetztes Nachdenken führte ihn auf eine neue allgemeine Fiebertheorie, die er auf die endemischen Fieber anwandte. Von nun an erfreuete er sich eines bei weitem glücklicheren Erfolgs. Er schildert diesen so auffallend grofs, dafs er es nicht wagen zu dürfen glaubt, ihn in Zahlen auszudrücken, aus Furcht, man werde ihm wenig Glauben zustellen (p. XX.) Er versuchte mehreremalen seiner Behandlungs-Art allgemeine Anerkennung und Ruf zu verschaffen; er erbot sich bei verschiedenen höheren Behörden zu prüfenden Versuchen; wurde indessen zurückgewiesen. Wie konnte nun aber ein Resultat, was von dem der übrigen Aerzte sich so auffallend glücklich heraushob, weder bei dem grofsen Publikum, noch bei den Aerzten, noch bei den obern Behörden, so wenig Beifall und Anerkennung finden. Freilich meint der Verf. die andern Aerzte hätten, verleitet durch *alle* Schriftsteller, wie er sich ausdrückt, das gelbe Fieber für eine *Synocha* genommen, und so vermehrte Energie der Arterien mit vermehrter Thätigkeit derselben verwechselt, und hätten demnach nur Heil und Hülfe von schwächenden Mitteln erwarten können, und erwartet. Es würde leicht sein, diesen Vorwurf als völlig grundlos zurückzuweisen, könnte es Nutzen der Wissenschaft gewähren, diesen Gegenstand hier zu erörtern.

Die geringe Anerkennung, die eine so gepriesene Methode der Behandlung der endemischen Fieber auf dem Schauplatze, wo man sich ihres grofsen Resultates erfreuen konnte, erhielt, bestimmte nun den Verf. den Weg der Publicität einzuschlagen. Allein, gelinde ausgedrückt, war weder die Form der Darstellung, noch die Sprache glücklich gewählt. Wer liest wohl in Neu-Orleans oder Havanna Bücher in deutscher Sprache? Wer findet sich in Deutschland in der Lage das gelbe Fieber zu behandeln? Welcher Zweck sollte und konnte nun bei der Herausgabe dieses Buches erreicht werden? Sollte vielleicht die für neu ausgegebene Fiebertheorie, als eine unbezweifelt richtige alle bisherigen verdrängen? Dann möchte sie dem Schicksale ihrer Vorgänger wohl nicht entgehen, unbeachtet und unbenutzt am Krankenbette, bald in Vergessenheit zu gerathen. Soll die Untersuchung eine verbesserte erfolgreichere Methode

begründen, das gelbe Fieber zu behandeln? Angenommen auch, dies sei erreicht, wo finden sich Aerzte in Deutschland, die Gelegenheit haben, sie in Anwendung zu setzen? Wer wird endlich das Buch lesen, und es zu lesen möchte wohl ein ungenügender Ausdruck sein, wer wird es mit Fleifs und Aufmerksamkeit prüfen, um die auf richtigen Erfahrungen und Vordersätzen ruhenden Vorschriften von den vielen aus hypothetischen Voraussetzungen abgeleiteten, zu sondern? Und fänden sich endlich auch einige Aerzte unseres Vaterlandes in die Nothwendigkeit versetzt, die beste Methode das gelbe Fieber zu behandeln aufzusuchen, um die Fortschritte desselben in Einzelnen und Vielen zu beschränken und aufzuheben: was werden sie nach einer sorgfältigen Prüfung der Untersuchungen des Verfs. gewonnen haben? Gewifs nichts weiter, als was aus den Grundsätzen einer gesunden allgemeinen Physiologie und Pathologie folgt. So mag das Urtheil nicht zu hart sein, wenn man den Fleifs des Verfs. bedauert, den er auf die Ausarbeitung einer Schrift verwandte, die eines bestimmten Zweckes ermangelnd in dem Lande wo sie erschien, gewifs ohne Beachtung bleiben mufs und wird.

Ref. hat das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, und manche beachtungswerthe Bemerkung darin gefunden. Allein sie von den vielen bekannten, halb wahren, falschen und trivialen zu sondern, und herauszuheben, möchte eine Arbeit sein, die an sich nutzlos auch dem Zwecke dieses Instituts widerstreitet. So mögen nur einige Andeutungen diese kurze Anzeige beschliefsen.

Das Fieber soll bestehen in einer Veränderung des Wirkungsvermögens in dem Total von einem der beiden Hauptsysteme dem arteriellen oder dem sensiblen, ohne Veränderung in dem andern. Sowohl Vermehrung wie Verminderung der Thätigkeit, kann Fieber zur Folge haben. Jedes Fieber mufs demnach unter einer der folgenden Formen erscheinen, entweder als *Synocha*, oder als *Typhus vascularis* und *sensibilis* (p. 8.). Keinem Arzte vor ihm soll es geglückt sein, eine Erklärung zu geben, unter der alle Fieberformen begriffen waren (p. XX.). Nach diesen Grundsätzen werden die in den Fiebern vorkommenden Erscheinungen erklärt. Ob nun die Sache so zusammenhängt, wie der Verf. sie erläutert, steht dahin. Allerdings kann man sich die Verbindung so vorstellen, man kann sogar die Möglichkeit einräumen, dafs dies der wahre Zusammenhang sei Allein weiter läfst sich auch nichts behaupten; die unbedingte Wahrheit dieser Vorstellungs-Art und den Ausschlufs jeder andern gewifs nicht. Leider ist dies das Gebrechen so vieler, wenn man nicht sagen will aller Versuche, den innern Zusammenhang der Erscheinungen in Krankheiten fest zu bestimmen. Einzelne Verbindungsglieder sind unläugbar wahr, andere nur möglich, viele völlig willkürlich eingeschoben. Tritt man aber mit diesen Vorstellungen an's Krankenbett, so verschwindet der Zusammenhang, den der Schriftsteller so schön und einleuchtend entwickelt hatte. Die Formen, die sich in der Vorstellung so deutlich trennten, laufen in einander. Der *Typhus vascularis* verlangt der Theorie nach eine andere Behandlung, wie der *nervosus;* und doch weisen oft die Symptome auf eine Verbindung beider Formen hin. Arterien und Nerven sind gleichmäfsig in Anspruch genommen. Wie soll uns die Theorie helfen? Wird nun nicht der Complex der Symptome die einzige Richtschnur werden müssen, die den Arzt leitet, sei es zum thätigen Handeln, oder zum ruhigen Beobachten. Was in einem ähnlichen Complex der Erscheinungen früher mit einem Erfolge angewandt war, wobei die Gesundheit zurückkehrte, oder wobei wenigstens der Kranke nicht gestorben war, wird dann nur die einzige Richtschnur für den Arzt bleiben. Auch die Erscheinungen der endemischen Fieber in den Tropengegenden, die der Verf. wie so viele andere, unter dem generellen Namen gelbes Fieber zusammenfafst, werden nach den obigen Voraussetzungen gemodelt und erklärt Das Wesen desselben ist dem Verfasser eine Magen-Entzündung mit dem allgemeinen Charakter eines *Typhus vascularis* oder *nervosus* (p. XII.). Nach entscheidenden Gründen für diese Absicht sucht man indessen vergebens. Hierauf gründet er den Rath, niemals in Fiebern Blut zu lassen. Er versichert, während der 9 Jahre, in denen er in den Tropenländern die Arzneikunde ausübte, auch nicht einmal einem Fieberkranken zur Ader gelassen zu haben. Diesen Streitpunkt aufzuklären, möchte entfernt vom Schauplatze der Beobachtung nicht wohl thunlich sein, und die Versicherung anderer Aerzte, die in den tropischen Gegenden ihre Beobachtungen sammelten, dem Verf. entgegenzusetzen, würde er durch die Behauptung entkräften, sie sei durch die Voraussetzung zu einem so fehlerhaften Verfahren verleitet, das gelbe Fieber sei eine *Synocha;* er habe indessen bewiesen, dafs dies ein Irrthum sei (p. VIII.).

Es würde nicht schwer sein, wollte man tadelnd das Buch durchlaufen, um mehrere Grundsätze, die aus der Physiologie zur Erklärung benutzt sind, nachzuweisen, die wenigstens bestritten werden, und denen folglich kein Einflufs auf die Thätigkeit des Arztes am Krankenbette gestattet werden sollte, wenigstens nicht zur Begründung einer Heilmethode, die von dem Verf. als fast unfehlbar gepriesen wird. So räumt er der selbständigen Thätigkeit der Arterien bei dem Blutumlauf einen bedeutenden Einflufs ein, und er will selbst die Zusammenziehung der Arterien in dem Augenblicke, wo sie leer sind „*zwischen den Pulsationen, wie eine Darmsaite fühlen können* (p. 37.). Auch die Lehre von den activen Congestionen, bedingt durch die vermehrte Thätigkeit einzelner Arterien-Stämme, ist vielfältig zur Erklärung der Krankheits-Erscheinungen benutzt; eine Lehre, die erst neuerlich durch eine scharfsinnige Prüfung von Stieglitz in ihren Grundfesten erschüttert wurde.

C. C. Matthäi.

№ 44.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german literature, by Sarah Austin.

(Fortsetzung.)

Die Hindernisse, deren Mistress Austin als der Verbreitung Goethescher Poesie in England entgegenstehend erwähnt, sind wahrlich sehr zu beklagen, nicht blofs weil sie Goethe, sondern weil sie jeder höheren Bildung, Wissenschaft und Kunst im Wege stehen. Leider nehmen Gesinnungen dieser Art jetzt auch in Deutschland überhand, wo man nur zu geneigt ist, den Werth des Schriftstellers nach seiner politischen Farbe zu beurtheilen, und wo man zur Bildung auf minder beschwerlichem Wege als dem des Studiums gelangen möchte. Diese Krankheit scheint daher nicht blofs britisch, sondern vielmehr europäisch, ja fast tellurisch und eine Wirkung des Zeitgeistes zu sein, der frei sein will nicht blos von äufserem Zwange, sondern auch von dem inneren selbst auferlegten, der doch die Bedingung der Freiheit ist.

Einzelne Mittheilungen der Frau Austin über Goethe aus Gesprächen und Briefen. Im Jahre 1810 sah ich bei meinem Freunde Aldebert in Frankfurt eine Karrikatur von Kraus aus Weimar in Wasserfarben ausgeführt, erfuhr jedoch später von Hrn. v. Knebel, dafs dieselbe von Goethe erfunden war. Sie enthielt eine Menge Figuren, deren ich mich nur noch unvollkommen erinnere. Eine Gruppe bestand aus einer Procession von jungen Leuten, die einem Leichenwagen folgten; jeder eine Pistole an den Kopf haltend. Diese bedarf keiner Erklärung. Eine andere Gruppe bildeten zwei junge Männer in altdeutschem Kostum auf zwei sich bäumenden, am Vordertheil wirklichen Pferden, deren in den Schatten tretende Hintertheile aber in langen Brettern endeten. Die Helden ritten also wie Kinder auf Steckenpferden. Dies waren, wie man mir sagte, die beiden Grafen Stollberg, die in ihrer Jugend als patriotische Dichter bekannt waren. Eine dritte Gruppe bildete eine Eule, auf einer deutschen Eiche sitzend, unter welcher eine Ente stand, die das, was herabfiel, gierig verschlang. Dies war, wie ich erfuhr, eine Anspielung auf ein von Ebers zu abgöttischer Verehrung Klopstocks geschriebenes Buch unter dem phantastischen Titel: „Er, und über ihn". Ich glaube mich zu erinnern, dafs diese Worte mit kleiner Schrift bei dem, was die Ente so munter verschlang, auf der Erde geschrieben standen. H. C. R.

„Der gemeine Mann in Weimar nannte Goethe nicht anders als „unser guter alter Herr". Als er hierher (nach Frankfurt a. M.) kam, besuchte er alle seine Jugendfreunde, die noch am Leben waren. Auch suchte er alle die Personen auf, die seiner Mutter Theilnahme bewiesen hatten und dankte ihnen allen".

Herr Felix Mendelssohn hat der Verfn. folgende merkwürdige Worte mitgetheilt, welche Goethe vor etwa zwei Jahren, als Hr. Mendelssohn sein Gast war, im Lauf der Unterhaltung über Schiller gegen ihn äufserte.

„Er hatte ein *furchtbares* Fortschreiten. Wenn ich ihn einmal acht Tage lang nicht gesehen hatte, so staunte ich und wufste nicht, wo ich ihn anfassen sollte und fand ihn schon wieder weitergeschritten. Und so ging er immer vorwärts bis sechs und vierzig Jahre, — da war er denn freilich weit genug".

Aus der Denkschrift des Herrn Soret über Goethe. In einer jener Unterhaltungen unter vier Augen, die bei Goethe so tiefes Interesse gewährten, sprachen wir mit Bedauern von der Abreise einer liebenswürdigen jungen Person, die einige Monate hindurch der Gesellschaft in Weimar viel Anmuth mitgetheilt hatte und mit der Jugendgeliebten des Dichters nahe verwandt war. „Wie bedaure ich, sagte er, dafs ich sie nicht öfter gesehen — dafs ich es aufgeschoben habe,

sie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu sprechen und zu versuchen, mir einige der lieben Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beschreibung ruft mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück". Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortsetzung seiner Memoiren und die Ursachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band ist fertig, sagte er, und wird bald erscheinen; ich hätte ihn schon längst herausgegeben, wenn mich nicht manches Bedenken zurückgehalten hätte, das sie und nicht mich betraf. Ich würde stolz darauf sein, der ganzen Welt zu sagen, wie herzlich ich sie liebte, und ich denke, sie würde ohne Erröthen gestanden haben, dafs meine Liebe erwidert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu sagen? Ich wollte sie fragen: — nun, setzte er seufzend hinzu, ist das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen sprechen, das uns jetzt verlassen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter, ihr nah, die ich zuerst liebte mit einer eben so tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieser Art, die mich späterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu sagen, was ich von mir so gern hätte sagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück".

„Niemals, fuhr er fort, war ich dem Glück so nahe; ja, ich liebte sie so zärtlich, als sie mich liebte: es war kein Hindernifs da, was unübersteiglich gewesen wäre *); — und doch konnte ich sie nicht heirathen! Dies Gefühl war so eigen, so zart, dafs es auf den Stil meiner Mittheilungen einwirkte: — wenn Sie diese lesen, so werden Sie nichts darin finden, das den Darstellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müssen lernen, uns dem Leben zu bequemen, so gut wir können, uns fähig machen, es zu ertragen, nicht von ihm uns niederwerfen zu lassen".

Dies waren seine Worte; und so zeigte sich Goethe gelegentlich in vertrauten Gesprächen, wenn sein Vertrauen unaufgefordert eintrat; wenn irgend eine Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen seinem Herzen, seinem Gemüth mittheilte, und wenn er in seinem Gesellschafter eine innere Bewegung entdeckte, die mit seiner eigenen übereinstimmte und mit Neugierde nicht gemischt war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid oder Albernheit entsprangen, bezeigte er seinen Abscheu mit einer Heftigkeit, die an Ungestüm gränzte, nicht weil sie gegen ihn gerichtet, sondern weil sie an sich schlecht waren, denn seine Entrüstung war eben so grofs, wenn sie andere trafen. Uebrigens beklagte er sich niemals öffentlich darüber, sondern bestrafte seine Tadler durch Stillschweigen — eine Mäfsigung, die von der beleidigten Selbstliebe nicht immer beobachtet wird. Kritiken aber, die von Freundschaft eingegeben oder ihm in passender Weise mitgetheilt wurden, nahm er, wie seine nächsten Umgangsgenossen wissen, mit auffallender Folgsamkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten litterarischen Ansprüche zu berühren wagten; — nur bei wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. Einer seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschland als gelehrter Hellenist und als Dichter bekannt, blieb, nachdem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in einer Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodurch unsere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke mit ihm durch, und nahm seine grammatischen Verbesserungen mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt ist), mit einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich blieb und deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig Jahre befestigten litterarischen Ruhm, wohl hätte entschlagen können, während die jungen Pindare unserer Tage sich jede Freiheit gestatten und geschützt von dem Zujauchzen des grofsen Haufens aller Kritik Trotz bieten. Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erwähnen, der im J. 1824. von Goethe nach Weimar berufen wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handschriften und bei der Gesammtausgabe seiner Werke behülflich zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge Litterator den Patriarchen der deutschen Poesie zu bedeutenden Abänderungen in seinen Werken, und nie setzte

*) Wir wissen aus sicherer Quelle, dafs Lili geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Obgleich berechtigt zu näheren Mittheilungen in Betreff der gegenseitigen Opfer, halten wir es doch für besser, uns auf diese Andeutung zu beschränken.
Anmerk. des Verfs.

Goethe, in dessen Macht es stand, mit einem Worte durchzugreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereizten Widerstand entgegen. Der Verf. dieser Schrift hat bei der Herausgabe der Metamorphose der Pflanzen ähnliche Versuche gemacht, und mit Leichtigkeit die Weglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der Mifsdeutung fähig schienen, obgleich Goethe denselben Wichtigkeit beilegte. So zeigte sich dieser grofse Mann bei Gegenständen, die mit den sichersten Quellen seines Ruhmes so eng verbunden waren; nur mufste sein Rathgeber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; mufste das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, sondern weil es den Stempel der Wahrheit trug; mufste das Schwache tadeln, nicht mit der Miene des Rechthabers, oder um sich das Ansehen eines unfehlbaren Richters zu geben, sondern blos aus Achtung vor der Wahrheit.

In Hinsicht der Verhältnisse Goethe's zu dem grofsherzoglichen Hause bemerkt Hr. Soret Folgendes: Goethe genofs der vollkommensten Unabhängigkeit. In keiner von seinen Neigungen oder Gewohnheiten fand er sich gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde er um seine Meinung befragt; seine Wünsche wurden fast immer erfüllt; seit mehr als funfzehn Jahren war er nicht mehr bei Hofe erschienen und alle Forderungen der Etiquette wurden ihm, soweit er es wünschte, erlassen. Mistress Austin fügt hierbei in einer Anmerkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe einst bei Hofe war, befand er sich zufällig in einem Zimmer und der Grofsherzog in einem anderen. Nach und nach hatte sich die ganze Gesellschaft um den Dichter her versammelt und den Fürsten beinahe allein gelassen. „Kommen Sie, sagte dieser mit dem besten Humor zu einem, der ihm zur Seite stand, wir wollen es machen wie die Anderen und Goethe unsern Respekt bezeigen." — Goethe wufste, fährt Herr Soret fort, dafs sein Benehmen nur als das Bedürfnifs betrachtet wurde, welches er als ein arbeitsamer alter Mann fühlen mufste, sich der Ruhe und Zurückgezogenheit zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur bestmöglichen Benutzung seiner noch übrigen Lebenstage zu bedienen. Seine Verbindung mit dem regierenden Hause wurde hierdurch um nichts loser, vielmehr nur noch vertrauter, da alle Glieder desselben die gröfste Beeiferung zeigten, ihn in seinem eigenen Hause zu besuchen und Stunden darin zu verleben, die seine Gesellschaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Gegenwart und seine Unterhaltung wurde, durch das Vergnügen belebt, dann besonders interessant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten sich gern nach seinen Gewohnheiten.

(Der Beschlufs folgt.)

LXI.

Von den Krankheiten des Herzens und der grofsen Gefäfse. Von Dr. James Hope, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, Arzt des St. Mary-le-Bone Krankenhauses. Uebersetzung aus dem Englischen (von Meyer); mit einem Vorworte, Anmerkungen und Zusätzen, herausgegeben von Dr. Ferd. Wilh. Becker. Berlin, 1833. *Verlag von Enslin.* XXVI. 505 S. *in* 8.

Die Lehre von den Herzkrankheiten hat in neuerer Zeit eine nicht geringe Zahl trefflicher Bearbeiter gefunden. Was die früheren Zeiten geleistet, was eigene Erfahrung gelehrt, fafste der würdige Kreyfsig in seinem classischen Werke zusammen. Die Resultate der neueren Forschungen über Auskultation und pathologische Anatomie, die jenem noch nicht zu Gebote standen, legte Laennec in seinem bedeutenden Werke nieder, das aber einseitig, alle nicht durch das Gehör wahrnehmbaren Zeichen verschmähete, jede Rücksicht auf den Gesammtzustand des Kranken aufser Acht liefs, und für die Behandlung desselben darum gar keinen Gewinn brachte. Bertin und Bouillaud leiten alle Erscheinungen des gesammten Blutlaufes von mechanischen Hindernissen her und wittern überall entzündliche Processe. Schwerlich bedarf daher die Erscheinung eines Werkes Entschuldigung, das die dem Gesammtzustande der Kranken entnommenen Zeichen zugleich mit den akustischen treu auffafst und scharfsinnig würdigt, das für die pathologische Anatomie durch sorgfältige Leichenöffnungen sehr viel leistet, das die Genesis der Herzkrankheiten nicht einseitig auffafst, das den Connex, in dem Herzkrankheiten mit andern krankhaften Erscheinungen stehen, richtigen physiologischen Ansichten gemäfs erklärt, und das vom Verf. während längerer Zeit geübte therapeutische Verfahren ohne Pomp darlegt.

Wichtig in physiologischer Hinsicht, und darum auch bedeutungsvoll für die Pathologie, sind die gegen Laennec von Hope aufgestellten Ansichten über die Bedeutung der normalen Herzgeräusche. Bringt man nämlich das Ohr oder ein Stethoscop an die Präcordialgegend, so vernimmt man deutlich zwei auf einander folgende Geräusche und nach denselben eine Pause. Das erstere, mit dem Herzstofse und mit dem Pulse in den dem Herzen nahe gelegenen Gefäfsen gleichzeitige Geräusch ist dumpfer und langsamer und geht ohne merkliche Pause in das letz-

term über, das lauter und heftiger, etwa wie das Zuklappen einer Blasebalgklappe ist. Diese Geräusche wurden von Laennec, der zuerst darauf aufmerksam machte, so erklärt, dafs er das eine der Zusammenziehung der Herzkammer, das andere der der Vorkammer zuschrieb. Aus Hope's Versuchen jedoch, die Hr. Becker mit gleichem Resultate wiederholt hat, und die auch Ref. bestätigen kann, geht hervor, dafs das erste Geräusch mit der Kammersystole, dem Herzstofse und dem Pulse isochronisch ist, dafs das zweite Geräusch mit der Bewegung zusammenfällt, mit der die Kammer aus ihrer Systole in den Zustand der Diastole zurückkehrt, dafs aber die Pause zwischen die Kammer-Diastole und die Vorkammersystole fällt. Die Kammern verharren während der ganzen Vorkammersystole im Zustande der Ruhe, bis die Systole bei ihnen eintritt — dieser Zustand der Ruhe coincidirt aber mit der Pause.

Der Verf. hat sein Werk in 6 Theile gebracht. Der erste Theil liefert Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Herzens. Wichtig sind die eben angeführten bessern Erklärungen der normalen Herzgeräusche, so wie auch die Auseinandersezzung der pathologischen Erscheinungen in der Thätigkeit des Herzens. Hier werden die in krankhaften Zuständen der Herzthätigkeit wahrnehmbaren Geräusche ihrer Erscheinung und ihrer Bedeutung nach geschildert.

Der zweite Theil handelt von den entzündlichen Affektionen des Herzens und der grofsen Gefäfse. Sehr ausführlich und lobenswerth ist die Pericarditis abgehandelt. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, wie die Entzündung je nachdem sie verschiedene Gebilde ergreift, verschiedene Sekretionen veranlafst — eine Wahrheit, die noch immer nicht genug beherzigt ist. Das Zellgewebe und die parenchymatösen Organe secerniren eigentlichen Eiter, die serösen Häute einen gerinnbaren Stoff, der die Fähigkeit hat in zellige oder seröse Schichten sich umzuwandeln, das Periosteum liefert einen Stoff, welcher gerinnt, sich verhärtet und verknöchert, das Arteriengewebe sondert eine Flüssigkeit ab, welche sich verhärtet, verdichtet und in knorpelige Stücken oder in kalkartige Schuppen umwandelt. —

Der dritte Theil ist den organischen Krankheiten des Herzens und der grofsen Gefäfse gewidmet. Er beginnt mit der Hypertrophie des Herzens, welche der Verf. im Ganzen meisterhaft dargestellt hat. Er nimmt drei verschiedene Formen an: 1) einfache Hypertrophie, Verdickung der Wandungen bei normaler Ausdehnung der Höhle. 2) Hypertrophie mit Erweiterung, welche unter zwei verschiedenen Formen auftritt *a*) mit verdickten Wandungen und erweiterter Höhle und *b*) mit normaler Dicke der Wandungen bei erweiterter Höhle. 3) Hypertrophie d. h. Verdickung der Wandungen mit Verkleinerung der Höhle. — Das zweite Kapitel behandelt die Erweiterung des Herzens. Die folgenden Kapitel verbreiten sich über die partielle Erweiterung oder das wirkliche Aneurysma des Herzens, über dessen Erweichung, Verhärtung, über seine fettartigen Degenerationen, über die knochigen und knorpeligen Afterprodukte in der Muskelsubstanz des Herzens und im Herzbeutel, über die Atrophie des Herzens. Ausgezeichnet ist das 9te Kapitel, in dem die Krankheiten der Klappen und Herzmündungen und das durch Herzkrankheit bedingte Asthma abgehandelt werden, so wie das 10te Kapitel, das das Aneurysma der Aorta behandelt.

Der 4te Theil liefert kürzer und weniger genügend die Lehre von den nervösen Affektionen des Herzens: die *Angina pectoris*, die nervösen Palpitationen und die Ohnmacht.

Im 5ten Theile finden wir Notizen über Herzpolypen, über die Verschiebung des Herzens, über das *Hydropericardium* und *Pneumopericardium*. Den 6ten Theil füllen Krankheitsgeschichten, bei welchen leider viel zu wenig Anamnese und Allgemeinbefinden berücksichtigt sind; ebenso wenig ist der Verlauf der Krankheit und ihre Ursache mit gehöriger Genauigkeit dargestellt.

Herr Dr. Becker, auf dessen Veranlassung dies treffliche Werk auf deutschen Boden verpflanzt ist, hat demselben eine Menge Anmerkungen und Zusätze beigefügt, welche aber von sehr ungleichem Werthe sind. Zweckmäfsig ist die Andeutung über das Historische und Technische der Perkussion, die kurze aber klare Exposition der Herzgeräusche in ihrer Bedeutung.

Die Versuche, welche Hr. Becker an Thieren angestellt, bestätigen die Hope'schen. Sehr lobenswerth ist der dem Herausgeber allein angehörige Abschnitt über Mifsbildungen des Herzens; besonders verdient das Bestreben, die verschiedenen Mifsbildungen auf frühere Entwickelungsstufen zurückzuführen, rühmliche Anerkennung. Ganz unrichtig und verwerflich erscheint dagegen die Absicht, in jeder verstärkten, oder angestrengten Thätigkeit des Herzens ein Streben des Organismus zu suchen, sich in seiner Integrität zu erhalten und in ihr immer einen bestimmten für den Körper oder ein einzelnes Organ zu erreichenden Zweck zu supponiren. So soll die Frequenz der Herzschläge im Fieber in einem erhöheten Blutbedarf des gesammten Organismus begründet sein; so mufs da, wo durch plötzlichen Blutverlust die gesammte Blutmasse vermindert ist, ein geringeres Blutquantum für die Bedürfnisse der organischen Thätigkeit genügen; es mufs daher, nachdem es verbraucht ist, rascher wieder arterialisirt werden und bedarf schon deshalb einer lebhaftern Herzthätigkeit. So „kann man doch endlich nicht umhin, noch eine eigene Klasse von Fällen anzuerkennen, in welchen die Herzthätigkeit angestrengt ist und der Grund dieser Modifikation, hauptsächlich wohl, weil er sich nirgends deutlich ausfindig machen läfst, auf das Nervensystem bezogen wird. Der Analogie nach läfst sich aber vermuthen, dafs auch in diesen Fällen ein uns noch unbekannter organischer Grund vorhanden ist, welcher diese besondere Manifestation der Herzthätigkeit fordert." Solche unphysiologische Ansichten kommen häufig in diesen Zusätzen vor.

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Characteristics of **Goethe**. *From the german of* **Falk**, *von* **Müller**, *etc. with notes, original and translated, illustrative of german literature, by* **Sarah Austin**.

(Schlufs.)

Auch politische Werke nahmen in seiner gewöhnlichen Lektüre eine Stelle ein und das letzte Buch dieser Gattung, welches er las, waren die *souvenirs de Mirabeau* von dem Schweizer Dumont. Er las sie zum zweiten Mal und äufserte zwei oder drei Tage vor seiner letzten Krankheit wieder die lebhafteste Theilnahme an dem Buch sowohl, als an den verschiedenen in französischen Zeitschriften darüber erschienenen Kritiken. Bei dieser Gelegenheit finden wir uns veranlafst, ein Gespräch, das wir über diesen Gegenstand mit ihm hatten, mitzutheilen, nicht nur weil es ehrenvoll für Dumont ist, sondern auch weil Goethe's Ansicht über das, was man Genie nennt, und seine Gerechtigkeit gegen alle, die mittelbar oder unmittelbar zu seinen eigenen Werken beigetragen hatten, darin hervortritt. Die *souvenirs* von Dumont waren ihm im Juni 1830 mitgetheilt worden. In einem zu Anfange desselben Monats von ihm geschriebenen Briefe sagt er: „Was soll ich Ihnen über Dumonts Memoiren sagen? Ich habe nur noch wenige Blätter davon zu lesen, und sende Ihnen das Werk jedenfalls morgen zurück. Es ist im höchsten Grade interessant. Man sieht sich mit einem Male hinter die Scene und in das *foyer* versetzt, aus dem das Ungeheuer hervorbrach. Wir sind dem Verf. die gröfste Dankbarkeit dafür schuldig, dafs er uns in Besitz setzt von Mirabeau's tiefsten Geheimnissen; und überdies rührt die Mittheilung von einem Manne her, ausgezeichnet durch Talent wie durch Wohlwollen, so thätig als erleuchtet. Ich könnte Seiten ausfüllen, um Ihnen mein Vergnügen und meinen Beifall auszudrücken." Am folgenden Tage, als Goethe das Buch zurücksandte, fügte er hinzu: „Empfangen Sie mit diesen Blättern nochmals meinen Dank. Des Vfs. Eröffnungen behalten gleichen Werth bis zum Schlufs. Ich werde Sie nach einiger Zeit bitten, mir das Buch noch einmal zu leihen, damit ich es genauer studiren kann." Die Julirevolution verzögerte die Herausgabe des Werks. Erst nach zwanzig Monaten konnte ihm der Herausgeber ein Exemplar übersenden, das die Bestimmung erhielt, ihm bis zu seinem Lebensende eine angenehme Beschäftigung zu gewähren. Während er es gegen Ende des Februars zum zweiten Male durchlas, ging Goethe, gereizt durch die in den französischen Blättern über die *souvenirs* erschienenen Kritiken, in die genaueste Prüfung des Geistes, aus welchem diese feindseligen Bemerkungen entsprangen, und dessen, was er als den realen Typus oder Charakter des Genie's betrachtete, ein. Wir wünschten alles Merkwürdige dieser Unterredung mittheilen zu können, aber ein Theil davon kann der Oeffentlichkeit nicht angehören, das Uebrige mufs abgekürzt werden. Wir theilen mit, was wir davon noch an demselben Tage in unserem Tagebuch aufzeichneten. „Ich habe, sagte Goethe, alle die Kritiken dieser würdigen Journalisten gelesen. Sie hielten dies in der That für einen Versuch, sie der ganzen Glorie ihres Mirabeau zu berauben, weil der Verfasser die Geheimnisse seiner Fruchtbarkeit enthüllte, und einen Theil der Federn, mit denen er sich geschmückt hatte, für andere in Anspruch nahm. Welche Thorheit! Hätten sie nicht Dumont danken sollen für so unwiderlegliche Beweise von dem Genie ihres grofsen Redners? Die Franzosen verlangen, dafs Mirabeau ein Herkules sein sollte. Sie haben Recht — ein Herkules mufs aber hinreichend mit Nahrung versehen werden. Die guten Leute vergessen, dafs der Kolofs aus Theilen besteht, dafs der Halbgott ein kollektives Wesen ist. Das gröfste Genie wird nie etwas werth sein, wenn es

sich auf seine eigenen Hülfsquellen beschränken will. Was ist denn Genie anderes, als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor, dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? Wäre ich nicht überzeugt, dafs Mirabeau die Gabe, die Kenntnisse und Gedanken der ihn Umgebenden sich anzueignen, im höchstmöglichen Grade besafs, so würde ich alles das, was man von seinem Einflusse erzählt, nicht glauben. Der originellste junge Maler, der alles seiner Erfindung zu verdanken glaubt, kann, wenn er wirklich Genie hat, nicht in das Zimmer kommen, worin wir jetzt sitzen, und die Gemälde betrachten, die darin hängen, ohne wenn er es verläfst ein ganz anderer Mensch zu sein, als da er eintrat, und einen neuen Zuwachs von Ideen mitzunehmen. Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwendet; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend verschiedenen Personen, tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Gröfstentheils ohne es zu ahnden, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen: oft haben sie das Korn gesäet, das ich erndtete. *Mein Werk ist eine Vereinigung von Wesen, die aus dem Ganzen der Natur entnommen sind; — es führt den Namen: Goethe.* — Und so war Mirabeau; er hatte das Genie des Volksredners, des Beobachters, das Genie der Aneignung; er entdeckte das Talent, wo es auch sein mochte, pflegte, erzog es zur Reife, und das Talent schmiegte sich ihm an. Er brachte jedes Ding in Anwendung, das er für nützlich oder angemessen hielt, ohne sich zur Angabe seiner Quellen für verpflichtet zu halten; seine Hauptkunst bestand darin, eine grofse Menge von Federn in Bewegung zu setzen. Herr Dumont war von diesen eine der wirksamsten; in seinem Buch ist nicht eine Seite, die nicht die Gröfse, die Erhabenheit von Mirabeau's Genie eben durch die Umstände bewiese, deren Wahrheit diese Journalisten so ängstlich bestreiten. Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es wie gewisse Philosophen unter meinen Landsleuten, die sich einbilden, wenn sie sich dreifsig Jahre in ihr Studirzimmer einschlössen, und sich ausschliefslich damit beschäftigten, die Ideen, die sie aus ihrem eigenen armen Hirn herausziehen, zu sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wifst ihr, was dabei herauskommt? Wolken; nichts als Wolken! Ich war lange genug so thöricht, mich mit allen diesen Abgeschmacktheiten zu quälen, dafs mir in meinen alten Tagen wohl gestattet werden mag, mich darüber lustig zu machen."

Ich machte einst, erzählt Herr Soret, als ich bei Goethe war, einige Ausstellungen gegen ein kleines bronzenes Modell von Michel Angelos Statue des Moses, und bemerkte unter andern, dafs die Arme des Gesetzgebers unverhältnifsmäfsig lang wären. Da die schönen Künste kein Gegenstand waren, worüber ich zu urtheilen berechtigt war, so rief Goethe mit grofser Lebhaftigkeit aus: „Haltet Ihr Michel Angelo für einen Thoren? Mufste nicht Moses die Gesetztafeln tragen? Glaubt Ihr, dafs er das ganze Volk der Juden hätte umfafst halten können, wenn er solche Arme gehabt hätte, als Ihr — Ihr Hofleute, die Ihr euch herausnehmt, Michel Angelo zu kritisiren?" — Ein anderes Mal fiel das Gespräch auf die damals in der Gesellschaft um ihn her herrschenden Moden. Es waren nicht mehr Zusammenkünfte, um das Vergnügen unterhaltenden Gesprächs zu geniefsen; oder um jungen Leuten die ihrem Alter angemessenen Belustigungen zu verschaffen. Zwar gab es viel Bälle, nebenher aber ewige *routs*, wo fast unbärtige Jünglinge und jugendliche schöne Mädchen die strengen Regeln von Whist und Boston miteinander erörterten. Goethe betrachtete diese Art, sich zu vergnügen, fast mit Entsetzen; plötzlich aber ergriff er ihre Vertheidigung gegen uns und rief aus: „Ehrt ihre Kartenspiele; dies ist eine Art von conventioneller Ordnung, die auf den Trümmern der öffentlichen Ordnung errichtet ist. Seitdem die Völker sich damit belustigen, Throne umzustürzen, ist es ganz billig, dafs sie die uns allen beiwohnende Neigung zur Unterwürfigkeit dadurch zu erkennen geben, dafs sie die Fesseln von Carreau König tragen".

„Die Natur, sagte er einst, indem er von Theoretikern sprach, ist wie eine Kokette, die mit ewiger Jugend und Schönheit begabt ist; sie zieht uns durch fortwährende Lockungen an sich, ermuthigt uns durch Ent-

gegenkommen, aber in dem Augenblick, wo wir ihrer sicher zu sein glauben, entschlüpft sie aus unsern Armen, und läfst einen Schatten darin zurück".

Die Schrift des Hrn. Soret zeigt ihn als einen feinen und glücklichen Beobachter und als einen warmen Freund Goethe's. Sein mehrjähriger Umgang mit demselben giebt seinen Mittheilungen den Werth des Selbsterlebten. Sie bestätigen und ergänzen die Nachrichten, die uns von anderen Freunden aus Goethe's nächster Umgebung über ihn gegeben worden sind und es wäre wohl zu wünschen, dafs die Denkschrift durch besonderen Abdruck im Original oder übersetzt in Deutschland bekannt gemacht würde.

Wilh. Neumann.

LXII.

Aliénation mentale. — Des illusions chez les aliénés. — Question médico-légale sur l'isolement des aliénés, *par M.* **Esquirol.** *Paris*, 1832. 83 *p.* 8.

Der berühmte Esquirol veröffentlicht hier zwei zunächst für das *Institut* bestimmte *mémoires*, in denen er für theoretische und praktische Psychiatrie höchst wichtige Gegenstände bespricht, und zwar wieder auf diese geistreich-interessante Weise, welche unterhaltend zugleich vielfach belehrt, anregt, und giebt, selbst dem, welcher schon hat. Da eine tiefere, erschöpfendere Untersuchung nicht einmal bezweckt wird, so gehen nicht nur die Hörer, sondern auch die Leser dieser beiden Memoiren befriedigt und dankend davon, wie nach einer Conversation mit einem recht aus dem Vollen der Beobachtungen und Erfahrung sich mittheilenden Manne, wünschend, ihn immer von neuem neu wieder zu hören.

Dies allgemeine Urtheil, auch die leichte Darstellung bewährt sich nun an dem ersten *mémoire: des illusions chez les aliénés.* Auf den 27 Seiten, welche es einnimmt, giebt es 27 *observations.* Zu einem wissenschaftlich gehaltenen Vor- und Nachspiel ist natürlich kein Platz; Beispiele sind Hauptsache und Hauptinhalt, und doch auch nur ohne tiefere Kritik, ohne psychologisch-pathologische Erklärung anekdotenartig kurz hingeworfen. Dessenungeachtet giebt er seine theoretischen Ansichten, Schlüsse und Definitionen; ja er findet noch Raum, um aus seinem im Jahre 1817 der Academie durch Pinel präsentirten *mémoire: „des hallucinations chez les aliénés"*, die unterscheidenden Merkmale dieser Zustände von den Illusionen zu geben.

Der wesentliche Unterschied beider Zustände liegt nach ihm darin, dafs es von den Hallucinationen heifst: *ce symptome est un phénomène intellectuel, les sens ne sont pour rien dans sa production. — Dans les hallucinations tout se passe dans le cerveau — ce sont des rêveurs tout éveillés, et l'halluciné donne de l'actualité aux images, que la mémoire reproduit, sans l'intervention des sens*; dagegen von den Illusionen: *la sensibilité des extrémités nerveuses est excitée; les sens sont actives, les impressions actuelles sollicitent la réaction du cerveau.* So weit erscheinen freilich die, beide Zustände unterscheidenden, Merkmale so distinkt und präcis, dafs man das bisherige Schwanken der Begriffsbestimmungen für gehoben halten möchte; allein sie scheinen es auch nur, und Esquirol ist ein viel zu feiner und reicher Beobachter, um das nicht einzusehen. — Zu der Bestimmung nämlich, dafs die Illusionen sowohl durch die abnorme Erregung der innern Sinne (Organe), als durch die der äufsern hervorgerufen werden, fügt er weiter hinzu, dafs sie unter dem Einflufs der den Wahnsinnigen beherrschenden Ideen und Leidenschaften stehen, welche der *réaction du cerveau* (?) eine abnorme Richtung gebend, tausendmal die Ursache von jenen Illusionen würden, dagegen die *extrémités sentantes* so zu sagen nur als *provocateurs* derselben anzusehen wären. Somit kann er selber den strengen, unbedingten Unterschied nicht durchführen, so wenig wie es die Beispiele vermögen.

Allerdings werden die reinen Illusionen überwiegend von der organisch-sensiblen Sphäre, die reinen Hallucinationen überwiegend von der moralisch-intellektuellen hervorgerufen; in Wahrheit aber sind beide Zustände ferner oder näher das Produkt beiderseitiger Momente, also eigentlich psychische Zustände. Vielfache Gelegenheit zu eignen Beobachtungen und Untersuchungen, genaue Prüfung fremder, hier der Esquirolschen zum Theil höchst interessanten, führt zu der Ueberzeugung, dafs zur Erzeugung von Illusionen und Hallucinationen dieselben aetiologischen Bedingungen nothwendig sind, wie zur Erzeugung des Wahnsinns *in genere.*

Wohl giebt es Illusionen genug, welche durch abnorme Erregung der innern Organe, durch Krankhei-

ten derselben genährt und hervorgerufen werden. So erzählt Esquirol (§. 1. *obs.* 7.) von einer melancholischen Frau, welche behauptete: einen Krebs, das Thier nämlich, im Leibe zu haben; es fand sich bei ihr nach dem Tode der Magenkrebs. Eine andere, welche an heftigen Leibschmerzen litt, glaubte dann: eine Soldatenattaque ginge in ihrem Bauche vor (*Obs.* 8.). Eine Pförtnerin beim Kloster Nôtre-Dame, sehr bigott und im Hospice deshalb *mère de l'Eglise* genannt, wähnte in ihrem Leibe alle Personen des alten und neuen Testaments zu haben. Oft sagte sie, wenn die Schmerzen im Unterleibe sehr zunahmen, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit: — *quand fera-t-on la paix de l'Eglise? Aujourd'hui l'on fait le crucifiement de Jésus-Christ, j'entends les coups de marteau, qu'on donne pour enfoncer les clous!* Sie glaubte ein andermal, daſs die Päpste in ihrem Bauche Concil hielten. Schmerzenlos, war sie ruhig und strickte. Bei der Oeffnung der Leiche fand man merkwürdig genug alle Eingeweide sehr fest unter einander in eine Masse vereinigt durch eine chronische Peritonitis (*Obs.* 9.). Noch andere Beispiele erzählt Esquirol; Ref. könnte aus Autopsie viele Fälle herausheben, wo Individuen Schlangen, Pferde und wer weiſs was für „unbekannte" Thiere im Leibe hatten. Ein Jude mit Neigung zum Erbrechen wollte immer Juden ausbrechen, die er im Leibe hätte. (Durch äuſsere Veranlassung war dieser Mensch Christ geworden, ihm steckte aber noch der Jude, um in der Volkssprache zu reden, im Leibe.) In allen diesen Fällen trugen freilich die körperlichen Leiden, zur Hervorbringung von Illusionen überhaupt, das ihrige bei; aber sie waren doch wohl als solche nicht im Stande, allein die bestimmten Illusionen zu erzeugen. — Oft genug sind diese nur die Früchte der schon früher vorhandenen Verrücktheit. In andern Fällen, besonders bei Hypochondristen, in der *hypochondriasis melancholica* entstehen sie dadurch, daſs das Bild, dessen die Phantasie zur Beschreibung der Art des Leidens sich bedient, am Ende Realität erhält, und der Unterschied des Hypochondristen und des Verrückten ist dann der, daſs jener sagt: *mir ist als hätte* ich Schlangen, Teufel, Kröten im Leibe; dieser dagegen: *es sind* Schlangen u. s. w. darin. In noch anderen Fällen hängen sie, was auch Esquirol nicht läugnet, vornehmlich innigst zusammen mit den Leidenschaften und Interessen, welche freilich besonders bei Leuten niedrigen Standes bei den nichtigsten Dingen so ganz unglaublich heftig, als unklar und verkehrt und verworren bei den höchsten sind, welches Unglück selbst ganze Zeiten getroffen hat. Diese und andere nicht organische Ursachen wirken zusammen zur Erzeugung von Illusionen. Stets sind sie ein Beweis der total disharmonischen und niedrigen Entwicklungsstufe aller geistigen Kräfte, welche im Widerspruch des Subjektiven und Objektiven festsitzen und gar nicht zum richtigen Selbstbewuſstsein gelangen können. Der Zustand des Traumlebens in seiner ganzen Skala, in welchem auch durch selbst zufällige Erregungen des Gemeingefühls die abentheuerlichsten Phantasien sich bilden, ist bei ihnen im Wachen permanent, fix geworden. Der tieferen, erschütternden Ursachen sei hier nicht einmal gedacht, um nicht miſsverstanden zu werden; die Pförtnerin des Klosters und der Jude geben Belege dazu.

Noch manifester zeigt sich die nämliche Art der Entstehung bei *den* Illusionen, welche durch die *sensations externes* veranlaſst werden, d. h. bei den eigentlichen *Sinnestäuschungen* der Wahnsinnigen, über welche Esquirol in §. 2. spricht und 15 Beobachtungen giebt, unter denen jedoch ein Theil mehr zu den Hallucinationen als Illusionen nach Esquirol gehören dürfte, andere nur Symptome früher schon vorhandener Seelenkrankheiten sind. — Im Allgemeinen kann man sagen: wie die Phänomene der Natur der *menschlichen* Sinne nur zu begreifen sind aus der Einheit des organischen und intellektuellen Lebens, so auch die der hier gemeinten Sinnestäuschungen.

Wenn demgemäſs idiopathische oder sympathische Erregungen, wenn die Energien der Sinnesorgane, besonders der höheren, Sinnestäuschungen mit veranlassen; wenn abnorm gesteigerte Geruchsthätigkeit dahin führen kann, Speisen für ungenieſsbar und die Luft für vergiftet zu halten (*Obs.* 25.); wenn eine brennend dürre Schleimhaut der Zunge und des Mundes ein Frauenzimmer überredet: man mische Erde unter ihre Nahrungsmittel (*Obs.* 26.), so sind diese Illusionen, eben so wenig wie die durch abnorme Erregung des Gemeingefühls provocirten, zu begreifen ohne verkehrte Vorstellungen, Reflexionen und Phantasien, kurz ohne ein gleichzeitiges Leiden der geistigen Kräfte.

(Der Beschluſs folgt.)

Anzeigeblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 4.

Personal - Chronik.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau, Dr. *Branifs*, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentl. Professor in der katholisch-theolog. Fakultät der Universität zu Bonn, Dr. *Braun*, zum ordentl. Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Geheimen Ober-Regierungsrath und vortragenden Rath im Archiv *Tzschoppe* zu Berlin, zum Direktor des Geheimen Staats- und Kabinets-Archivs, so wie der gesammten Archiv-Verwaltung zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Regierungsrath *von Raumer* zu Berlin zum vortragenden Rath im Archiv zu ernennen geruht.

Se. Majestät der König haben dem, auch als jurist. Schriftsteller bekannten, Geheimen Justiz- und Ober-Landesgerichtsrath, Dr. *Wachsmuth* zu Naumburg, den rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Geheimen Kirchenrathe, Professor Dr. *Schwarz* zu Heidelberg, in Anerkennung seiner vielfältigen literarischen Verdienste im Erziehungswesen, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Se. Majestät der König haben dem Prediger *Kurczyn* zu Weesow und Börnicke bei Bernau, und dem katholischen Pfarrer *Schneider* zu Lewien in der Grafschaft Glatz, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Herr Professor *Herbart* zu Königsberg, ist unter Beilegung des Hofrath-Charakters zum ordentl. Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Göttingen ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Landgerichtsrath und Hofrath Dr. *Henke*, in Wolfenbüttel, zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Halle zu ernennen geruht.

Der Dr. Ludwig *Hendewerk* ist als Privatdocent der philosophischen Fakultät der Universität Königsberg zugelassen worden.

An der Universität zu Breslau sind für das Jahr vom 1. October 1833 bis dahin 1834 der Professor Dr. *Schneider* zum Rektor, der Konsistorialrath Professor Dr. *Schulz* zum Dekan der evangelisch-theologischen, der Professor Dr. *Balzer* zum Dekan der katholisch-theologischen, der Professor Dr. *Gaupp* zum Dekan der juristischen, der Professor Dr. *Klose* zum Dekan der medicinischen und der Professor Dr. *Fischer* zum Dekan der philosophischen Fakultät erwählt und vom vorgesetzten hohen Ministerio als solche bestätigt worden.

Der bisherige Lehrer der Mathematik und Physik, Dr. *Müller*, am Gymnasium zu Torgau ist in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Brandenburg versetzt, und der Schulamts-Kandidat *Adolph Weber* zum Lehrer der Mathematik bei dem Gymnasium in Torgau ernannt worden.

Der Professor Dr. *Grunert* am Gymnasium in Brandenburg ist zum ordentlichen Professor der Mathematik in der philosophischen Fakultät in Greifswald ernannt worden.

Der bisherige Konrektor Dr. *Wiese* in Klausthal ist zum Prorektor des Gymnasiums in Prenzlau ernannt worden.

Dem Kaiserlich Russischen Staatsrath Professor *von Ledebour* in Dorpat haben des Königs Majestät den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Der Konrektor *Scharbe* am Gymnasium in Luccau hat einen Ruf als ordentlicher Professor der klassischen Philologie an die Universität in Kasan erhalten und angenommen.

Der Professor *Wiedasch* am Gymnasium in Wetzlar hat einen Ruf als Direktor des Pädagogiums in Ihlefeld erhalten und angenommen.

Der Professor Dr. *Nees von Esenbeck* zu Bonn ist zum Mitdirektor, und der botanische Gärtner *Simming* zum Inspektor des dortigen botanischen Gartens ernannt worden.

Dem Oberlehrer Dr. *Kritz* in Erfurt ist die Stelle des Bibliothekars an der dortigen Königl. Bibliothek übertragen worden.

Der aufserordentliche Professor Dr. *Hoffmann* in Halle ist in gleicher Eigenschaft an die philosophische Fakultät der Universität zu Berlin versetzt worden.

Der Direktor Dr. *Eilers* am Gymnasium in Kreuznach ist zum Schulrath bei dem Königl. Provinzial-

Schulkollegium und der Königl. Regierung in Koblenz ernannt worden.

Der aufserordentliche Professor Dr. *Schlemm* ist zum zweiten ordentlichen Professor der Anatomie an der Universität zu Berlin ernannt worden.

Der Dom-Kapitular und Regens des Erzbischöflichen Seminars zu Köln Dr. *Schweitzer* ist zum geistlichen und Schulrath bei der dortigen Königl. Regierung ernannt worden.

Der Rektor *von Haar* am Gymnasium in Hamm, der Rektor *Schober* am Gymnasium in Schleusingen und der Oberlehrer *Brosius* am Gymnasium in Düren sind mit Pension in den Ruhestand versetzt worden.

Am 6ten August starb zu Paris der Königl. Preufsische Geheime Ober-Regierungsrath Maximilian Samson Friedrich *Schoell*, 67 Jahr alt.

Am 18ten August starb zu Breslau der bekannte dramatische Dichter Karl *Schall*, 53 Jahr alt.

Antikritik.

In den Berl. Jahrb. für wiss. Kritik, Jahrg. 1832, N. 116, findet sich eine Recension meiner Schrift: „*Joh. Reuchlin* und seine Zeit" vom Herrn *Förstemann* in Halle, deren Leichtfertigkeit, wie den sichtbaren Mangel an Quellenkenntnifs, ich theils um der Wahrheit, theils um meinetwillen nachzuweisen mich verpflichtet sehe. Ich hatte um Aufnahme meiner Antikritik in diese Zeitschrift gebeten, aus Mangel an Raum wurde mir aber nur der Abdruck einiger weniger Artikel zugestanden und ohne weiter zu wählen, werde ich daher die ersten Artikel nach der Reihe mittheilen. Doch werde ich nicht versäumen, in einer andern Zeitschrift auch die übrigen Artikel noch mit aufnehmen zu lassen.

Zunächst kann ich mit Recht der Recension die Wissenschaftlichkeit absprechen, weil sie nur einseitig verfährt, nur das äufserlich Literarische umfafst, die wichtigere Seite, nämlich die Beurtheilung des Geistes, mit welchem das Leben und die Zeit des R. aufgefafst uud wiedergegeben ist, durchaus gar nicht berührt.

Den ersten Tadel des Rec. zu S. 3. erkenne ich für richtig an und streiche in der Anm. Melanchthon. Dieser Art. ist unter den etwa 12 ersten des Hrn. F. der einzig ganz wahre, wenn gleich sehr geringfügige. Zu S. 14. wirft mir der Rec. Unwissenheit im Lateinischen vor, und sucht dies zu beweisen, indem er einen falschen Brief citirt, den 3ten Br. des 2. B. S. 112, und vorgiebt, ich hätte durch Verwechslung der Worte *literae tuae* und *literae graecae* auf einen griechischen Brief geschlossen, den Hermonymus an R. geschrieben. Hat denn der Rec. nicht den andern Brief des Herm. an R. gekannt? (Briefsammlung S. 46.): *ἐγὼ μὲν καὶ ἄλλοτε ἐθαύμασόν σου τήν τε σπουδὴν καὶ εὐφυΐαν, ἣν περὶ τοὺς τῶν Ἑλλήνων λόγους ἔχεις, καὶ νῦν τὰ μάλιστα δεξάμενος τὰ παρὰ σοῦ πρός με πεμφθέντα γράμματα οὐκ ὀλίγης εὐμουσίας καὶ χάριτος μεστά.* Hier ist offenbar von einem griechischen Briefe des R. die Rede, weshalb Herm. auch griechisch antwortete, wie er auf einen wahrscheinlich lateinischen Brief des R. jenen lateinischen schrieb. Ueberdies wäre es nicht der einzige griechische Brief des R., worüber man den Brief des Demetrius Chalcondylas an R. (*l. c.* S. 91.) vergleichen kann. — Gleich darauf macht mir Hr. F. zum Vorwurf, den Melanchthon (*orat. de Capnione in d. declam. tom. III. S.* 286.) mit Unrecht, wegen eines Irrthums in der Zeitbestimmung der Reisen R.'s angetastet zu haben, indem er sich

darauf beruft, weil Mel. keine Zeit angebe, auch nicht Verleiter des Majus (*vita Reuchlini*) zu einer falschen Zeitangabe sein konne. Allein dem ist doch so. Majus setzt die erste Reise des R. nach Rom in das J. 1487, und läfst ihn bis zum Jahre 1490 in Rom bleiben. Diese Reise fiel aber bestimmt 1482, wozu auch der Rec, anerkannt, noch die Angabe des R. selbst (*de art. cabb. S.* 2.) anführt. Nachdem Mel. nun diese Reise ohne Zeitangabe erzählt, führt er so fort: *non multo post reditum legatus missus est ad Fridericum imperatorem, ubi inter medicos imperatoris erat Judaeus Jehiel Loans etc.* Mel. überschlägt also 10 Jahr, denn was er da erwähnt, ereignete sich zu Linz 1492. Majus, der diese Worte *non multo post reditum* (nämlich von Rom 1482) wahrscheinlich besser beachtet hatte, als der Rec., liefs sich dadurch zu seiner Annahme verleiten. Auch an anderen Stellen läfst sich das Ungenaue des Mel. in dieser Oratio beweisen. Doch der Rec. zeigt gleich darauf noch seine grofse Flüchtigkeit. Er greift die Aechtheit des Datums beider Briefe des Jac. Aur. v. Questenberg an R. an, indem er meint, der erstere müsse statt 1490 die Jahreszahl 1482 haben, und beruft sich für die Unsicherheit solcher Datumsangaben unter andern auf den zweiten Brief, wo offenbar statt MDII (1502) das Jahr MIID (1498) zu verbessern sei; allein der Rec. hat die Augen nicht recht geöffnet, denn es steht gar nicht MDII da, sondern wirklich 1498, seine Kritik war also ganz unnöthig. Und was die Verbesserung der Jahrszahl des ersten Briefes 1490 in 1482 betrifft, so läfst sich der Rec. einen Anachronismus von 16 Jahren zu Schulden kommen, denn er hätte in 1498 verbessern müssen, weil Questenberg erst unter Alexander II. (1492—1503) nach Rom kam, wie es Petrus Albinus in der *hist. Misniae* und Majus (S. 214.) erzählen. — Der folgende Artikel beweist nun deutlich Hrn. F. gänzliche Unkenntnifs der Quellen für das Leben des R., und dabei doch eine überaus grofse Dreistigkeit, (wie ich es am gelindesten bezeichnen kann) denn er wirft mir vor, Erzählungen e r d i c h t e t zu haben. Zu diesem Vorwurf kam er, weil er nur die eine zusammengezogene, oft nicht genaue Erzählung des Processes zu Mainz in den *Act. judic.* des Herm. v. d. Hardt kennt, gar nichts davon weifs, dafs Majus zuerst eine neue Quelle über diesen Streit mit dem Briefe des R. an Wimpheling bekannt machte, in welcher sich S. 390 das findet, was der Rec. für meine Erdichtung ausgiebt. Hätte er diese Quelle gekannt, so würde er nicht auf seine wieder unnöthigen Verbesserungsvorschläge des Textes der *Act. jud.* gekommen sein, da sich beide Quellen ganz gut ergänzen, er hätte sich nicht Mühe zu geben nöthig gehabt, meine Erzählungen aus Unkenntnifs der lateinischen Sprache hervorgehen zu lassen, und würde meine Worte über das Antidatiren des Briefes des Kapitels richtig gefunden habe. — Nur zum Zweck des Angriffs auf mich hat der Rec. die Quellen gelesen, und zwar meist nur die Orte, die ich in meinem Buche angezeigt, weshalb er auch die nicht kennt, welche ich nicht erwähnt. Dies zeigt sich bei seinem Angriff auf S. 167, wo er sich Mühe giebt, aus einer falsch citirten Stelle zu erklären, wie ich zu der Behauptung des Drucks der dort genannten deutschen Schrift gekommen wäre, und dabei ohne Weiteres diese Behauptung aus einem Mifsverstand s e i n e r angeführten Stelle S. 112 der *act. jud.* aus Unkenntnifs des Lateinischen entstehen läfst. Hätte der Rec. die *acta jud.* durchgelesen, so würde er S. 105 meine Behauptung begründet gefunden haben, wo eine ganze Columne lang auch sogar der Inhalt der deutschen Schrift angegeben wird. Ich will dem Rec., da er diese ganze Seite übersehen, doch die beweisenden Worte mittheilen: *coactus est (Reuchlin) pro tuitione honoris et famae suae adversus eos et contra praememoratum sive nullum, seu injustum, iniquum, injuriorum, infame judicium i n l i n g u a g e r m a n i c a etiam in omnibus locis insignibus, processus eorum et nullitatem seu etiam iniquitatem ipsorum publice impressas literas propalare.* Darauf folgt der Inhalt der Schrift.

M a y e r h o f f.

Von einer tabellarischen Uebersicht der Unterrichts-Anstalten der Preufsischen Monarchie folgt hier No. I, die Universitäten betreffend.

№ I. Uebersicht

der am Schlufs des Jahres 1832 bei den Königlich-Preufsischen Universitäten angestellten Lehrer und der auf denselben befindlichen Studirenden.

No.	Universitäten zu	Anzahl der ordentlichen Professoren, nach den Fakultäten.					Anzahl der aufserordentlichen Professoren, nach den Fakultäten.					Anzahl der Privat-Docenten, nach den Fakultäten.					Sprach- und Exercitien-Meister
		evangelisch theologische	katholisch theologische	juristische	medicinische	philosophische	evangelisch theologische	katholisch theologische	juristische	medicinische	philosophische	evangelisch theologische	katholisch theologische	juristische	medicinische	philosophische	
I.	Berlin	5	—	8	11	22	2	—	3	13	24	5	—	1	14	14	6
II.	Bonn	4	3	4	12	21	1	2	3	1	6	3	—	2	1	6	7
III.	Breslau	4	3	6	8	14	—	1	—	3	8	3	—	1	5	6	10
IV.	Greifswald	4	—	4	4	9	2	—	3	1	5	—	—	—	2	2	4
V.	Halle	8	—	6	7	16	3	—	2	3	10	2	—	2	—	8	9
VI.	Königsberg	4	—	3	5	13	3	—	4	2	4	—	—	3	3	9	5
VII.	Münster	—	6	—	—	4	—	1	—	—	3	—	1	—	—	3	—
	Summa	29	12	31	47	99	11	4	15	23	60	13	1	9	25	48	41

No.	Universitäten zu	Anzahl der Studirenden, nach den Fakultäten. darunter befinden sich: evangelisch theologische	katholisch theologische	juristische	medicinische	philosophische	Gesammtzahl aller Studirenden	Inländer	Ausländer
I.	Berlin	569	—	585	320	258	1732	1279	453
II.	Bonn	107	224	231	129	106	797	716	81
III.	Breslau	232	250	246	127	191	1046	1029	17
IV.	Greifswald	120	—	45	52	19	236	221	15
V.	Halle	530	—	168	89	81	868	717	151
VI.	Königsberg	181	—	108	58	102	452	431	21
VII	Münster	—	213	—	—	79	292	238	54
		1742	687	1383	775	836	5423	4631	792

Bemerkungen: A) Aufser den bei der Universität zu Berlin aufgeführten 1732 immatriculirten Studirenden besuchten die auf gedachter Universität gehaltenen Vorlesungen, als dazu berechtigt, noch 413 Zuhörer, so dafs also überhaupt 2145 Zuhörer an den Vorlesungen Theil genommen haben.

B) Aufser den bei der Universität zu Breslau aufgeführten 1046 Studirenden besuchten die auf genannter Universität gehaltenen Vorlesungen, als dazu berechtigt, noch 93 nicht immatriculirte Zuhörer, so dafs sich also die Gesammtzahl derer, die an den Vorlesungen daselbst Theil nahmen, auf 1139 belief.

Wissenschaftliche Institute.

Die öffentliche Sitzung, welche die Königl. Französische Akademie am 9ten August hielt, ergab folgende Resultate: der Preis der Beredsamkeit, dessen Gegenstand der Bürgermuth war, wurde bis auf das nächste Jahr zurückgelegt. Der Preis der Poesie, dessen Aufgabe „der Tod Silvanus Bailly's" war, wurde Herrn Emil Bonnechose ertheilt. Dieser las das gekrönte Gedicht selbst vor, welches sich mehr durch ein sanftes Gefühl als durch Energie und Neuheit auszeichnet. — Herr Chevalier erhielt ein Accessit; zwei andere Konkurrenten wurden rühmlich erwähnt. — Den Preis der Tugend erhielten Madame Bertheau, die Directrice des Hospitals zu Elboeuf, und Susanna Geral, verheirathete Giraud aus Florac; derselbe besteht in 6000 Fr. An neun Personen wurden Medaillen für tugendhafte Handlungen vertheilt. — Der Preis Monthyon, ist bekanntlich dem Verfasser des nützlichsten Werkes bestimmt. Die Akademie erkannte 6000 Fr. dem Werk: *l'Education progressive* (Paris, 1828. ff. 2 Vol. in 8.) von Mad. Necker de Saussure, und desgleichen dem der Herren Beaumont und Tocqueville über das Straf-System der vereinigten Staaten*) zu. Ein Werk des Herrn Huerne de Pommeuse über die Acker-Kolonien erhält einen Preis von 2500 Fr.

*) Eine deutsche Uebersetzung von D. N. H. *Julius* ist vor kurzem zu Berlin (bei Enslin) erschienen.

Der Königl. Bibliothek zu Berlin ist durch die Vermittelung des diesseitigen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten von Seiten der Kaiserlich Russischen Regierung ein Exemplar der grofsen Russischen Gesetzsammlung in funfzehn Klein-Folio-Bänden und des „*Précis des notions historiques sur la formation du corps des lois Russes. Traduit du Russe. St. Petersbourg* 1833." prachtvoll eingebunden, als Geschenk überwiesen worden.

Das Cisterzienser Kloster zu Paradeis bei Meseritz ist aufgehoben und die Kloster-Bibliothek den bereits bestehenden oder zu errichtenden Gymnasien und Seminarien im Grofsherzogthum Posen überlassen worden.

Für das Gymnasium in Wesel ist von den Mechanikern Gebrüdern Müller in Berlin, ein mathematisch-physikalischer Apparat angefertigt, und ist die zu Deckung der Kosten desselben erforderliche Summe von dem vorgesetzten hohen Ministerium aufserordentlich bewilligt worden.

Von der Beschreibung der Reise des Dr. *Adolph Erman* um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane sind auf Befehl Sr. Majestät des Königs sechzig Exemplare angekauft und an die Bibliotheken der Universitäten und Gymnasien vertheilt worden.

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs ist von dem hohen Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten auf dreifsig Exemplare der Druckschriften des archäologischen Instituts in Rom für drei Jahre mit 420 Rthlr. jährlich subscribirt worden.

Die berühmte, von dem Geh. Rath v. *Schlotheim* in Gotha hinterlassene, Petrefacten-Sammlung ist um den Preis von 5500 Rthlr. für das mineralogische Museum in Berlin angekauft worden.

Dem Gymnasium in Köslin ist zur Vervollständigung seines physikalischen Apparats die Summe von 130 Rthlr. aufserordentlich bewilligt worden.

Der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin ist von Sr. Majestät dem Könige Allerhöchst Dero Büste von weifsem Marmor mit decorirtem Piedestal zur Aufstellung in ihrem Sitzungssaal verehrt worden.

Das der Wittwe Fischer in Breslau gehörige ehemalige Tuchfabrik-Etablissement ist für das anatomische Institut der dortigen Universität angekauft und die dazu erforderliche Kaufsumme mit 29,000 Rthlr., sowie zur baulichen Instandsetzung und Einrichtung die Summe von 16,343 Rthlr, zusammen die Summe von 45,343 Rthlr. aus Staatsfonds von Sr. Majestät dem Könige aufserordentlich bewilligt worden.

Gelehrte Gesellschaften.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 10ten August sprach Hr. Hauptmann von Ledebur 1) über eine vom grofsen Kurfürsten beabsichtigte Wasser-Verbindung zwischen der Drahe, Rega und Persante in Bezug auf ein Relief der hiesigen Kunstkammer, 2) über alte Walllinien zwischen der Mulde und Weichsel. Hr. Dr. Hörschelmann sprach über einen, bei Steinfurth am Finow-Graben aufgefundenen Heiden-Kirchhof. Hr. Dr. Friedenberg las Mittheilungen eines in Tasmansland sich aufhaltenden Berliners über die dortigen und die Neuholländischen Papuas. Herr Professor Zeune sprach über das Pendschab nach einer Stelle des Indischen Heldengedichts Maha-Bharata. Herr Major von Oesfeld sprach über die Telegraphen-Linie von Berlin nach Koblenz, unter Vorlegung einer darauf Bezug habenden Karte, und schenkte der Gesellschaft die Section 90 (Magdeburg) der Reymannschen Karte von Deutschland. Herr Dr. Erman übergab im Namen des Russischen Kapitain Lütke der Gesellschaft als Geschenk den von letzterem herausgegebenen Atlas des Bering-Meeres und der Karolinen-Gruppe. Zuletzt wurden noch mehrere neue Bücher und Karten vorgezeigt.

Bibliographische Berichte.

England.

Proceedings of the british Association for the Advancement of Science, at York, in the year 1831, *and at Oxford in* 1832. 1 *Vol. in* 8. *London.* (18 sh.) Der Band besteht aus 2 Theilen, von denen der erste die Angelegenheiten des Vereins bespricht und dessen Statuten mittheilt, der zweite aber die in der Versammlung zu Oxford im Juni 1832 gehaltenen Vorträge umfafst. Letztere handeln: 1) *On the progress of Astronomy during the present century (vom Prof. Airy)*; 2) *on the Tides (von J. W. Lubbock)*; 3) *on the present state of Meteorology (vom Prof. Forbes)*; 4) *on the progress of Optics (von Dav. Brewster)*; 5) *on the Phaenomena of Heat (vom Prof. Powell)*; 6) *on Thermo-Electricity (vom Prof. Cumming)*; 7) *on the recent progress of chemical science (von J. F. W. Johnston)*; 8) *on the state and progress of Mineralogy (vom Prof. Whewell)*; 9) *on the recent progress, present state etc. of Geology (von W. Conybeare)*; 10) *on the history of the human species (von Dr. Prichard)*. — Die dritte Versammlung der Gesellschaft fand am 24sten bis 28sten Juni d. J. zu Cambridge statt. Nach dem Berichte des Vorsitzenden hatte sich die Zahl der Mitglieder bis auf 1369 vermehrt. Als Ort der vierten Versammlung, im September 1834, ist Edinburg festgesetzt.

The philosophical Transactions of the royal society of London, for the year 1833, *Part.* 1. *in* 4. *mit Kupfern. London.* (1 L.) Enthält folgende Abhandlungen: 1) *Mr. Barlow, on the construction of a fluid Lens Refracting Telescope.* — 2) *Sir James South, on the extensive Atmosphere of Mars.* — 3) *Mr. Lubbock, on the Tides.* — 4) *Dr. Faraday's experimental Researches in Electricity.* 3 *d. series.* — 5) *Dr. Philip, on the nervous and muscular Systeme in the more perfect Animals.* — 6) *Dr. Philip, on the Nature of Sleep.* — 7) *Prof. Müller, on the existence of four distinct Hearts in certain amphibious Animals.* — 8) *Mr. Christie's Bakerian Lecture.* — *Experimental Determination of the laws of Magneto-Electric Induction.* — 9) *Dr. Davy, on the recent Volcano in the Mediterranean.* — 10) *W. Whewell's Essay towards a first approximation to a Map of Cotidal Lines.* — *Meteorological Journal, June to December* 1832.

Familiar letters and miscellaneous Papers of the celebrated Dr. Benjamin Franklin; now for the first time published. Edited by Jared Sparks. London. in 8. (7 sh.)

Sparks' Life and Writings of Governor Morris. 3 *Vol. in* 8. *London.* (1 L. 7 sh.)

Men and Manners in America by the Author of Cyril Thornton. 2 *Vols. in* 8. *London.* (1 L. 1 sh.)

Dramatic Scenes from real Life, by Lady Morgan. 2 *Vol. in* 8. *London.* (1 L. 1 sh.)

The domestic Manners and social Condition of the white, coloured, and negro population of the West Indies. By Mrs. Carmichael, five years Resident in St. Vincent's and Trinidad. London, 2 *Vol. in* 8. (1 L. 1 sh.)

Eighteen Months in Jamaica; with Recollections of the late Revolution. By Theodore Foulks. London. in 12. (3 sh.)

On the Colonies and Jonian Islands, by Lieut.-Col. Napier. in 8. *London.* (18 sh.)

Weld's Statistical Survey of Roscommon. in 8. *London.* (14 sh.)

Ritson's ancient popular Poetry. in 8. *London.* (7 sh. 6 d.)

The internal Structure of fossil Vegetables found in the Carboniferous and Oolitic Deposits of Great Britain, described and illustrated by Henry T. M. Whitham of Lartington. in 4. *London.* (1 L. 1 sh.)

On Electricity, by R. Murphy. in 8. *London.* (7½ sh.)

Lawrance's Treatises on deseases of the Eye. in 8. *London* (18 sh.)

Domestic Architecture, being a series of desings for Mansions, Villas etc. etc., with Observations on choice of site, etc. by F. Godwin. Part. I. in 4. *London.* (2 L. 12½ sh.)

History of the Stage. 10 *Vol in* 8. *London.* (5 L. 10 sh.)

Künftig wird erscheinen:

The life of Sir Walter Scott, Bart. With Extracts from his Letters and Diaries. By J. G. Lockhart. London.

Literarische Anzeigen.

№ 46.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Aliénation mentale. — Des illusions chez les aliénés. — Question médico-légale sur l'isolement des aliénés, par M. Esquirol.

(Schlufs.)

Umgekehrt giebt es Sinnestäuschungen, welche den nach Esquirol bezeichneten Charakter der Hallucinationen an sich tragen, wo aber dennoch, wie Ref. sich überzeugt hat, abnorme somatische Erscheinungen aufzufinden sind. — Die *Gehörstäuschungen*, (die häufigsten, und am schwersten zu bekämpfen, weil durch das Ohr, dies verschlossene stille Geheimnifs, der Geist sich selbst und andere Geister vernimmt, ohne dafs sich was rührt, und weil das Gehör überhaupt mehr Gefühlssinn, mehr passiver Sinn ist) scheinen wohl in manchen Fällen allein das Produkt exaltirter Phantasie zu sein, wie sie auch ohne eigentlichen Wahnsinn bei in der Phantasie schwelgenden Menschen vorkommen, oft genug aber Vorboten des Wahnsinns sind. Viele hören stets laut auf sich schimpfen, schmähen und sich anklagen. Nicht selten zeigt sich dann bei genauer Untersuchung, dafs sie sich schuldig fühlen und heimlich was peccirt haben. Die innere Stimme ihres Gewissens überhörend, hören sie selbige von aufsen her, als eine fremde, ihnen nicht angehörige, laut auf sich einreden. Weiber haben lange, Jahr aus Jahr ein kein gröfseres Interesse gekannt, als Klatschereien zu hören und zu machen, sind dadurch in allerhand Noth und Verlegenheit gekommen und hören nun am Ende, theils weil ihnen das Klatschenhören Bedürfnifs geworden, theils weil sie das Selbstklatschen unterdrükken wollen, alles was sie denken oder sprechen, hinterher durch Stimmen leise oder laut aussprechen. — Wesentlich liegt der Grund darin, dafs sie ihr Ich nicht von sich zu unterscheiden vermögen. Was ihr Ich denkt, was es in sich innerlich spricht, erscheint ihnen als die Stimme eines von aufsen kommenden Nicht-Ich. So wie ihr Geist sich selbst Gegenstand des Vorstellens wird, so wie er ihnen objektiv erscheint, so steht er ihrem subjektiven Ich als ein nicht eigener, nur von aufsen vernehmbarer, in für sie unauflöslichem Gegensatz gespenstisch gegenüber, — in der That Formen, welche dem einfachen Begriffe des Wahnsinns am nächsten stehen! — In allen diesen Fällen übrigens fand Ref. doch bei sorgfältiger Untersuchung des körperlichen Zustandes, dafs abnorme Erregungen, Erethismus des Hirn- und Nervenlebens, Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe aller Art, selbst epileptische u. s. w. theils vorangingen, theils gleichzeitig mit existirten."

Es dürfte daher nicht ganz der Wahrheit angemessen sein, wenn Esquirol noch in den *Conclusions* sagt: *que les illusions ne peuvent être confondues avec les hallucinations, puisque dans celles-çi le cerveau seul (?) est excité.* Dennoch aber ist das, was er wünscht, Wahrheit: nämlich dafs ein nicht genug beherzigtes Phänomen des Wahnsinns durch ihn besser constatirt ist, dafs die beigebrachten Fakta einiges Licht über diese so dunkeln Abirrungen des Verstandes verbreiten, und dafs sie für die Behandlung derselben zu benutzende Mittel und Wege eröffnen.

Der therapeutische Werth des *mémoire* ist aber gewifs der am wenigsten hoch anzuschlagende. Die rationelle Therapie der Illusionen beruht auf rationeller Aetiologie. Dem oben Angedeuteten zufolge ist gegen die etwanigen somatischen Erscheinungen bestmöglichst zu wirken, weil sie wohl vorzugsweise die Krankheit nähren. In andern Fällen mufs die Kurmethode mehr eine moralisch-intellektuelle sein. Der Kranke mufs z. B. über die Möglichkeit und Wirklichkeit des Entstehens des Stimmenhörens aus seinem verkehrten, albernen, unsinnigen Leben und Treiben, gleich dem Kinde belehrt und aufgeklärt werden, welche „direkt psychische" Methode, wenn sie ernst, angemessen, folgerecht, mit Nachdruck selbst unter Beschränkungen

und Strafen lange fortgesetzt wird, für geeignete Fälle wesentlichen Nutzen gewährt, was auch diejenigen, welche solche Methode weder zu beginnen noch zu vollenden verstehen, dagegen vorbringen mögen. In noch andern Fällen muſs der Kranke wirklich über die niedere Stufe seiner Entwicklung als Mensch müh- und langsam auf dem Wege vernünftiger Menschenkenntniſs und zweckmäſsiger Thätigkeit hinausgeführt werden; und sofort muſs anderes und anderes je nach der Individualität der Person und des Falles geschehen. Kein Theil der Behandlung muſs ganz allein, es muſs das empirische Verfahren nur im äuſsersten Nothfall angewendet werden, damit doch geschehe, was geschehen kann zur Heilung dieser so hartnäckigen psychischen Leiden.

Da die Kritik dieser ersten Abhandlung einige nähere Bemerkungen über das Ursächliche und Therapeutische der Illusionen und Hallucinationen veranlaſste, so wird die über das zweite *mémoire: question médico-légale sur l'isolement des aliénés* desto kürzer sein müssen, was um so mehr wird geschehen können, als das allgemeine Urtheil auch für dieses gilt und die Ansicht des Hrn. Vfs., der den fraglichen Gegenstand vom rein medicinischen Gesichtspunkte aus, welcher der vorherrschende ist, untersucht, nur eine Bestätigung ist der praktisch allgemein anerkannten Wahrheit, daſs die Isolirung nothwendig sei (32—53) und nützlich (53—75). Isolirung selbst besteht nach ihm darin: *à soustraire l'aliéné à toutes ses habitudes, à l'éloigner des lieux qu'il habite, à le séparer de sa famille etc.* Es versteht sich, daſs alle diese Bedingungen auch nach ihm am füglichsten in einer Irrenheilanstalt zu erreichen sind. Als Belege für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung führt er wieder Beobachtungen an, 22 an der Zahl, verbunden durch sehr tüchtige, leicht zu lesende, aber schwer zu gebende praktische Winke, Regeln und Cautelen. Auſserdem sind die Beispiele gröſstentheils von der Art, daſs bei sorgfältiger, unpartheiischer Prüfung derselben schwer zu begreifen ist, wie ein Irrenarzt die Ursache des Wahnsinns einzig und allein in somatischen Leiden suchen und sehen kann, da auch hier Wahnsinnige durch das lebendige Gefühl des Isolirtseins und durch das Bewuſstsein, im Irrenhause zu sein, eine solche Energie des Geistes und Willens sehr bald entwickelten, daſs sie sich herausreiſsen konnten aus dem nun für sie doppelt unglücklichen Zustande.

Aeuſserst auffallend ist die ganz ungewöhnlich schnelle Heilung und Entlassung von Kranken. Beides geschah in einem Falle nach 3 Wochen (*Obs.* 2.), in einem andern nach 16 Tagen (*Obs.* 7.), im dritten nach 4 Tagen (*Obs.* 8.), in einem vierten nach 12 Tagen (*Obs.* 14.) im fünften nach 9 Tagen (*Obs.* 16.), im sechsten nach einem Monat (*Obs.* 17.), im siebenten nach 12 Tagen (*Obs.* 18.), im achten endlich sogleich nach der Isolirung und Entfernung vom Orte des Schreckens (*Obs.* 9.). Zu erklären ist dies nur dadurch, daſs der Arzt einer Privatanstalt die Kranken entlassen muſs, wann die Angehörigen es fordern; daſs Rückfälle bei einigen nicht ausblieben; daſs mehrere Aufgenommene an Rückfällen bei der Aufnahme litten; daſs die Angehörigen so verständig waren, die Kranken gleich beim ersten Beginn des Wahnsinns zu Esquirol zu bringen, wodurch der Ausbruch im Werden unterdrückt wurde; daſs ferner Esq., um den Nutzen des Isolirens recht herauszuheben, die glänzendsten Beispiele aus seiner so reichen Praxis gewählt haben wird; endlich, was auch seinen Theil daran hat, daſs Esq., wie manche Beispiele besonders zeigen, mit seiner Erfahrung und seinem Talent einen auſserordentlich schönen Takt verbindet: mit Irren, besonders aus den vornehmen Ständen, umzugehen.

Die *question médico-légale*, welche Esq. aufwirft, ist die: ob die Legislation nicht Bestimmungen geben müſste über die Isolirung, da der Mensch doch der Freiheit beraubt, und so gegen das gemeine Recht verstoſsen würde, auch Miſsbrauch mit der Isolirung vielfach sonst geschehen könne. Aus Gründen spricht er sich mit Recht gegen die *Interdiction vor* dem *Isolement* aus, und man erfährt hier, daſs es ihm zu verdanken ist, daſs derlei Bestimmungen 1803 nicht erlassen sind. Seine Vorschläge enthalten für uns nichts besonders Neues, würden übrigens schon deshalb zweckmäſsig sein, weil die Maaſsregeln, welche in dieser Hinsicht getroffen sind, gar sehr nach den verschiedenen Lokalitäten wechseln. Was daraus für traurige Folgen entstehen können und müssen, ist klar. So z. B. konnte ein Maniacus, welcher schon 30 Meilen bis Bordeaux gefahren war, dort nicht aufgenommen werden aus fehlender *Interdiction*; er muſste zurück und bis Paris gebracht werden, wodurch dann die Krankheit unheilbar geworden war.

H. Damerow.

LXIII.

Die Sakramente der christlichen Kirche, theoretisch dargestellt von Dr. Conrad Glöckler. Frankfurt a. M. 1832. XI. 306.

Obgleich es fast zum allgemeinen Gespräch geworden ist, dafs der Hauptfeind unserer Tage der Dualismus sei, so ist mit dem bloſsen Bewuſstsein von ihm seine Macht noch nicht gebrochen. Vor allem hat sich seine äuſserste Anstrengung in der Lehre bewiesen, die die Aufhebung aller Gegensätze und den Genuſs des Sieges über den Gegensatz aller Gegensätze zur Erkenntniſs bringt, in der dogmatischen Lehre von den Sakramenten und besonders vom heiligen Abendmahl. Wie sich in diesem Punkte von jeher alle seine Kraft concentrirt hat und sie auch jetzt wieder nach einem scheinbaren Indifferentismus sich zum letzten Angriffe sammelt, so liegt in dem Geiste, der über allen Gegensatz hinaus ist, das Unterpfand, dafs gerade in der Entwicklung jener Lehre der letzte siegreiche Schlag gegen den Feind des menschlichen Geistes in der Wissenschaft geführt werden wird.

Diese Wichtigkeit der Lehre von den Sakramenten hat auch Hrn. Glöckler getrieben „die theoretische Darstellung der Sakramente" sich als die Aufgabe seiner ersten öffentlichen Arbeit zu stellen. Indem Hr. Glöckler sich gegen die gewöhnliche Betrachtungsweise der Sakramente erklärt, dafs man sie von vornherein als etwas Gegebenes betrachtete, oder ihre Erscheinung in der Gegenwart mit ihrer Erscheinung in der Vergangenheit verglich und die volle Wahrheit nachzuweisen glaubte, wenn man diese oder jene Ansicht auf die Einsetzung durch Christus zurückführte, so unternimmt er es, das Wesen der Sakramente selber mit Nothwendigkeit aus dem Zusammenhange des christlichen Lebens zu erkennen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, nimmt der Verf. als den einfachsten Anfang den Glauben an Gott als Schöpfer Himmels und der Erden an (§. 9.). Die Bestimmung des Menschen aber in diesem „einfachen" Verhältniſs zu Gott, setzt er in das Verwirklichen des göttlichen Willens auf Erden, in das Darstellen des göttlichen Ebenbildes. Diese Bestimmung, als noch an sich seiend, sei nicht nur eine bloſse Möglichkeit, welche er etwa erreichen könne, wenn er wolle, also zu der der Wille noch von auſsen hinzukommen könne, sondern sie sei der Wille des Menschen selbst. Jener Glaube nun sei auf dem Gebiete des religiösen Lebens das Primitive und als solches bestimme er die Thätigkeiten dieses Lebens. Wie, und darauf legt der Verf. besondern Nachdruck, das innere Leben des Menschen sich das äuſsere zu seinem Organ und Ausdruck bilde, so stelle sich das innere religiöse Leben in dem äuſsern dar und zeige es sich in seiner Wirklichkeit. Wie hoch der Verf. diese durchgebildete Einheit des Innern und Aeuſsern stellt und wie sehr er hierin die Bestimmung des Menschen sieht, giebt er darin zu erkennen, dafs er als die Folge der Sünde die Auflösung der Kraft ansieht, welche das äuſsere Leben mit dem innern verband und zum Organ desselben machte. Denn jene einende Kraft war die Richtung auf Gott; da diese aber durch die Sünde mit dem Widerspruch behaftet sei, so werde durch diesen Widerspruch auch dem äuſseren Leben, das aus seinem Dienst enthoben und in Uneinigkeit gegen das innere versetzt sei, der Keim des Todes eingepflanzt. Dieser Widerspruch könne nur dadurch gehoben werden, dafs wir der Sünde absterben, d. h. dafs der Mensch der Sünde getödtet werde, damit der Mensch der Liebe zu Gott zur Wirksamkeit gelange. Da es aber ein und derselbe Mensch sei, der tödtende und der getödtet werden soll, und die Tödtung des Menschen der Sünde allein durch freiwillige Hingebung in den Tod möglich sei, so kommt der Verf. nur durch die Abstraktion, dieses Absterben der Sünde führe eine groſse Collision der Pflichten herbei, in der die Nothwendigkeit des Absterbens der Sünde und das Verbot der Selbstaufhebung des Lebens mit einander stritten, zur Nothwendigkeit der Vermittlung durch Christus (§. 52.)

Der Verf. hat unstreitig in der bisherigen Entwicklung auf die Bekämpfung des Dualismus des Geistigen und Leiblichen hingearbeitet. Sind wir richtig seiner Auseinandersetzung gefolgt, so liegt derselben der Gedanke zu Grunde, dafs der Mensch durch die Sünde der abstrakten Dichotomie des Leibes und Geistes verfallen sei. Aber nicht nur der Leib ist durch diese Trennung zu einem abstrakten Leibe geworden, zu einem Leibe des Todes, sondern auch der Geist ist in der Entgegensetzung gegen das natürliche Dasein sich selbst und seiner unendlichen Macht entfremdet. Hierin allein liegt die Nothwendigkeit der Erlösung durch einen Mittler. Denn der einzelne sündhafte Mensch kann sich durch den Tod seines einzelnen natürlichen Daseins nicht erlösen, sondern nur der Geist, der in seinem Anderssein absolut bei sich selber ist, kann der Erlöser sein. Läſst aber nicht der Verf. in der schauerlichen Abstraktion, dafs die Erlösung durch den Mittler nothwendig sei, weil der Mensch um den Menschen der Sünde zu tödten mit der Pflicht der Selbsterhaltung des Lebens in Collision trete, die Möglichkeit gelten, dafs der Tod des einzelnen Menschen als einzelner für ihn versöhnend sein könne? Es mögen sich in der weitern Darstellung noch so viel Andeutungen finden, dafs der Verf. diese Möglichkeit nicht anerkennen wolle, genug, nur durch diese Collision wird der Mensch abgehalten, sich selbst durch seinen Tod die Versöhnung zu verschaffen. Indem daher der Verf. nicht hervorgehoben hat, dafs in dem einzelnen Tod des einzelnen Menschen, der den Tod nur als Sold der Sünden erleidet, an sich keine Sühnkraft liege, hat er auch die wahrhafte Bedeutung des allein kräftigen Todes Christi nicht in ihrer vollen Bedeutung hervorheben können. Der Vf. hat die Negativität des Geistes, der in seiner ewigen Macht den Tod durch den Tod, die Negation durch die Negation besiegt, nicht entwickelt. Der Hauptnachdruck, der in jener Collision auf das leibliche Leben und dessen Tod gelegt ist, führt zugleich die Betrachtung ab von der Abstraktion des Geistes, in die er durch den Gegensatz gefallen ist und von dem Tode, in dem der Geist seine Abstraktion verläſst und von sich abthut. Daher geschieht nach dem Vf. die Sendung des heiligen Geistes nach der wirklichen That der Vermittlung ganz äuſserlich, abgesondert und nachträglich zum Erlösungswerk, weil es gerade so „die Bedürfnisse

der Menschheit verlangten". Und trotz dem, dafs der Vf. die Entwicklung mit Nothwendigkeit aus dem menschlichen Leben und Bewufstsein hervorgehen lassen will, und trotz dem, dafs er so eben auf jenem Bedürfnisse der Menschheit fufste, läfst er dennoch Gott den heil. Geist senden, „ehe die Menschen selber darum besorgt sind". In dieser ungewissen und unsichern Schwebe verharrt das Verhältnifs Gottes und des Menschen in der weitern Darstellung. Gott und der Mensch bleiben ungeachtet aller Bemühung des Vfs. zur Einheit durchzudringen, einander äufserlich.

Indem nun der Vf. zu den einzelnen Sakramenten übergeht, um ihre Nothwendigkeit aus dem menschlichen Bewufstsein heraus zu „konstruiren", setzt er deshalb die *Taufe* als nothwendig, weil der Glaube jenes mittelbare Absterben der Sünde auch im äufsern Leben offenbaren und die Thätigkeit des innern Lebens beim Absterben der Sünde auch das äufsere Leben durchdringen lassen müsse (§. 107.). Denn das äufsere Leben soll nicht mehr wie im Stande der Sünde dem innern fremd bleiben, sondern ihm als Organ dienen und ihm entsprechen. Es soll das äufsere Leben weder als etwas Fremdes, Gleichgültiges oder als etwas Nichtzuüberwältigendes dem innern entgegenstehn, noch soll es keineswegs zerstört werden, sondern es soll der Leib dessen sein, der mittelbar gestorben ist. Diesem mittelbaren Tod des Menschen der Sünde entspreche das mittelbare Begräbnifs des Leibes in der Taufe.

Der Vf. stellt somit dies Begräbnifs als die erste Verwirklichung des innern Lebens des Glaubens, als die erste That und als den wirklichen Eintritt des Glaubens in seine Welt dar. Der Glaube, der vor der Taufe im Innern noch eingeschlossen auf seine Geburt wartete, ist jetzt an das Licht getreten und der Mensch wiedergeboren zum neuen Leben. Die Taufe ist daher nach dem Vf. weder als ein leeres Zeichen anzusehen, das nur etwas Fremdes bezeichne, noch als ein magischer Akt, der zu etwas eben so Fremdem einweihet, sondern als der Akt, in dem der Mensch durch den Glauben in seine Welt, die ihm von Gott gegeben und bewahrt ist, eingeht.

Wie ernst der Vf. das Bestreben hat, zur Erkenntnifs der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur zu gelangen, bezeugt er durch die Innigkeit, mit der er die Lehre vom reellen Genusse Christi im *Abendmahl* zu begründen sucht. Jedes Leben, sagt er, welches sich zeitlich entwickelt, hat auch zum Wachsthum seine eigenthümlichen Funktionen, in denen es sein Element, d. i. sein Aliment aufnimmt. So nimmt sich auch der Mensch in seiner Nahrung seines Lebens Element und zwar seines ganzen gesammten Lebens, des innern sowohl wie des äufsern. Denn auch sein inneres Leben, wie es sich in der Zeit entwickelt, bedarf hierzu der Elemente seines Lebens, die es aus der Nahrung durch seine eigne Kraft entnimmt. Wie nun das gesammte Leben des Menschen das innere wie das äufsere nur Ein Leben ist, so ist es auch Ein und dieselbe Nahrung, welche als Aliment des gesammten Lebens dient und woraus das innere wie das äufsere Leben sich sein Lebenselement durch seine eigne Kraft entnimmt. Da aber im Gegensatze gegen das frühere Leben, in dem alles Essen nur ein Essen des vergänglichen Lebens war, das Leben des Menschen durch die Taufe ein wiedergebornes geworden ist, so mufs auch dieses Leben, welches ein ewiges ist, sein Lebenselement sich nehmen und zwar ganz ebenso wie das vergängliche Leben durch dieselbe Funktion und durch dieselbe Nahrung des menschlichen Lebens, nur dafs es ein ganz anderes Element aus seinem Aliment entnimmt. Denn auf die Nahrung kömmt es hierbei nicht an, sondern allein auf die Kraft des Lebens, das aus jeder Nahrung sich seine Elemente aneignet. Da dieses neue Leben des Wiedergeborenen das Leben Christi selber ist, so mufs es durch seine eigne Kraft sich sein Element, Christus selbst, nehmen. Wenn der Vf. auch hier eine ungetrennte, unmittelbar verbundene, wie er sagt „gleichzeitige" Sättigung des neuen und des früheren Lebens annehme, so würde er in jene Unersättlichkeit der Sehnsucht verfallen, die Novalis als das mysteriöse Geheimnifs der Liebe so inbrünstig feiert und die im ganzen Universum Fleisch und Blut des Geliebten zu geniefsen hungert und dürstet. Aber der Vf. nimmt, indem er das neue Leben den Tod des früheren nennt, neben dem Mahl des vergänglichen Lebens ein anderes, abgesondertes Mahl an, ein heiliges Mahl, in dem das neue Leben sein Lebenselement empfängt (§§. 170—174.).

Wie nun der frühere Mensch den Leib sich zum Leib der Sünde zu bilden trachtete, und wie im alten Leben Leib und Geist aus derselben Nahrung ihr Element sich aneigneten, so mufs auch das neue Leben Leib und Geist durchdringen und beides aus derselben Nahrung das Mittel zum Wachsthum ziehen. Da aber durch die Sünde der Gegensatz zwischen Leib und Geist getreten war und der alte Mensch den Leib, der zum Organ des Geistes geschaffen war, untüchtig machte zu seinem wahren Dienst und ihn vielmehr zum Vollzieher seiner eigenen Gedanken sich anzubilden suchte, so hat auch der Geist des neuen Menschen das Streben, sich ein Organ seiner Thätigkeit zu bilden. Aber nicht mehr ist ihm jener vergängliche, abstrakte Leib genug, sondern er setzt sich seinen eignen Leib. Mit dem Wachsen des Geistes wächst auch der geistige Leib. Indem daher in jenem heiligen Mahl der neue Mensch seines Lebens Element ifst, so ifst er auch das Element seines neuen geistigen Leibes. Er ifst seines unsterblichen Fleisches und Blutes Element, welches, da sein Leben und seines Lebens Element Christus ist, „auch Christi Fleisch und Blut ist" (§. 201.).

Wir können nur noch kurz erwähnen, dafs der Vf. am Ende als den Begriff der Sakramente, deren Zahl er noch gegen die katholische vertheidigt, aufstellt, dafs sie Gnaden-, Tugend und Heiligungs-Mittel seien (§. 249.). Die Unbestimmtheit, in wessen Hand sie denn Mittel seien und wie sie sich an den zu vermittelnden wenden, ist durch die ganze Art und Weise seiner Darstellung herbeigeführt. Wir wollen nur noch dem Hrn. Vf. für die wahrhafte Erquickung danken, die wir aus seiner Liebe zur lutherischen Lehre vom Abendmahl, die die Triebfeder seiner ganzen Schrift bildet, geschöpft haben. Diese Liebe zu einer Lehre, die auf der Erkenntnifs der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur fest und sicher beruht, wird den denkenden Vf. gewifs dahin führen, den Weg durchzumachen, auf dem es allein zur Erkenntnifs des Genusses kommt, zu dem Gott, der da Mensch ist, sich darbietet. Zu dem Zweck aber wird er zuvörderst seine Anhänglichkeit an die Mystiker, wie es scheint der letzten Zeit des Mittelalters und des siebzehnten Jahrhunderts, die sich nicht nur an einzelnen Stellen seiner Schrift, sondern am Festhalten am endlichen Bewufstsein, dafs der Mysticismus trotz allem Reden vom Aufheben und Loslassen desselben, nicht von sich lassen kann, diese Anhänglichkeit wird er aufgeben müssen und sich an die Wissenschaft wenden, die das Mysterium der Negation lehrt.

№ 47.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXIV.

Handbuch der alten Geographie mit Rücksicht auf die numismatische Geographie und die neuesten Hülfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. Sickler. Cassel 1832. *II.* 8.

Gleichwie in der Behandlung der Geschichte seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche begonnen hat, so mufste dies als eine nothwendige Folge davon auch in der Behandlung der Erdkunde der Fall sein. Erst in der jüngsten Zeit hat sich die Erdkunde auf einen wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt emporgeschwungen und einen wissenschaftlichen Charakter erhalten. Als vergleichende Erdkunde und durch ihre Beziehung auf die Geschichte des Menschen ist die Erdkunde nicht minder wie die Geschichte begreifende Erdkunde geworden und hat aufgehört, ein todtes Aggregat von allerlei Nachrichten über den Zustand der Erdoberfläche und seiner Bewohner zu sein. Mit diesem Sichemporheben der Geographie im allgemeinen aus dem chaotischen Wuste verschiedenartiger Notizen über die Erdrinde war es auch nothwendig gegeben, dafs ein gröfseres Interesse für die Behandlung der alten Geographie erwachte, eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer hat sich seitdem mit der Behandlung dieses Zweiges der Alterthumswissenschaft beschäftigt. Im allgemeinen sind es zwei Hauptstandpunkte, von denen aus die alte Geographie betrachtet werden mufs, einmal ihre Beziehung auf die klassische Zeit, und zweitens ihre Beziehung auf die Gegenwart, oder unser Verständnifs jener alten klassischen Zeit. Den ersten Standpunkt hat man lange übersehen und unbeachtet gelassen, darum mufste aber auch die alte Geographie lange dunkel und verworren bleiben, es wurde viel willkürliches in die Anschauungen der Alten hineingetragen, neue Irrthümer kamen zu den alten, und zwar um so mehr, da man die geographischen Anschauungen verschiedener Jahrhunderte und verschiedener Völkerschaften oder die bei den Alten sich fortentwickelnde Kenntnifs der Erdkunde zu Einem System verschmolz und mit der Zeitansicht in Einklang zu bringen suchte. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an, mit dem Erwachen der historischen Kritik die Vorstellungen der Alten zu beachten, seit der Zeit eines J. H. Vefs beginnt erst die kritische Behandlung der alten Geographie; seitdem unterschied man die verschiedenen geographischen Systeme der Alten in ihrer historischen Fortentwicklung von den Systemen der Homerischen und Herodoteischen Erdkunde bis zu den Systemen eines Eratosthenes und Ptolemaeus. Natürlich konnte die alte Erdkunde erst so ein fruchtbarer Zweig der Philologie werden, ein unentbehrliches Studium für die Geschichte des menschlichen Geistes und die nothwendige Grundlage für die Erdkunde überhaupt. Aber diese Behandlungsweise erschöpft noch nicht das Feld der alten Geographie. Aufser den Anschauungen der Alten kommt noch der Schauplatz der alten Geschichte selbst in Betracht, wir wollen auch den Antheil kennen lernen, den dieser an der Entwickelung der Völker und Staaten gehabt hat, da sich erst daraus das ganze Leben eines Volks nach allen seinen Beziehungen erkennen und begreifen läfst. In dieser Beziehung ist nun das Studium der alten Geographie basirt auf die Forschungen der neuern Zeit im Gebiete der Erdkunde. Beide Behandlungsweisen der alten Geographie sind immer genau mit einander zu verbinden, nur dafs in der Behandlung eines einzelnen Theiles der alten Geographie mehr der eine oder der andere Standpunkt zu berücksichtigen ist. Ein Hauptmangel des gelehrten Werkes des fleifsigen Mannert, der uns zuerst mit einer grofsen allgemeinen Erdkunde der alten Welt beschenkt hat, ist unstreitig, dafs zu wenig auf die Forschungen der neuern Zeit Rücksicht genommen ist, und der Verfasser der vorliegenden

Schrift, die sich im allgemeinen, wie es nicht zu verkennen ist, an die Forschungen Mannerts anschliefst, hat diesen Mangel, so weit als es dieses Werk nach seinem Umfange und Zwecke zuliefs, aufzuheben gesucht. Freilich hätte, wie sich dies weiter unten näher ergeben wird, noch manches gethan werden können, um dies Buch dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft völlig angemessen zu machen, indem weit mehr auf die charakteristischen Naturformen hätte hingewiesen werden können, von denen ja doch in der alten Zeit vornehmlich die historisch-politische Geographie und Ethnographie völlig abhängig ist. Denn wenn auch die Bildung der neuern Zeit die Naturverhältnisse meist überwunden, und von sich abhängig gemacht hat, so war doch im Alterthum das umgekehrte der Fall, indem die Natur die historischen Verhältnisse dominirte. So zeigt es sich noch jetzt in Asien, wo sich von je an die historischen Erscheinungen immer den gegebenen Naturverhältnissen haben unterordnen müssen, und wo das geographische und ethnographische sich so durchdringt und gleichsam in einander verwachsen ist, wie sonst nirgends auf der Erde. Der Verf. hat sich in der Vorrede über die Hauptgesichtspunkte ausgesprochen, die ihn in der Behandlung seines Werkes geleitet haben. Erstens hat er Rücksicht genommen auf die durch die Denkmale der Alten dargebotenen Hülfsmittel, auf die Numismatik, die Inscriptionen und die Denkmale der Architektur, zweitens auf die historisch-ethnographischen Verhältnisse der Bewohner der alten Welt, drittens auf die bei den Alten vorkommenden Namen, und viertens auf die vorzüglichsten litterarischen Hülfsmittel bei den einzelnen Theilen der alten Geographie. Auf den dritten Punkt oder auf die Namen und deren Entwickelung, wie der Verf. sich ausdrückt, ist ganz besonders Rücksicht genommen. Dies ist allerdings sehr zu loben, denn es stammt, wie auch der Verf. bemerkt, ein grofser Theil derselben aus dem entferntesten Alterthume, viele derselben befinden sich bis auf den heutigen Tag noch im Munde des Volks, wenn schon die Quellen längst verschwunden sind, aus denen sie ihren Ursprung genommen haben. Aber man mufs hier hinzufügen, dafs dies ganz vornehmlich nur die orientalische Erdkunde betrifft, wo sich die uralten und meist charakteristischen Namen trotz aller Revolutionen, die der Orient in anderer Beziehung erlitten hat, mit der gröfsten Vivacität bis jetzt erhalten haben, und wo bekanntlich die volksthümliche Erdkunde eine ganz andere als die gelehrte ist. Nach des Verfs. Ansicht sind aber die älteren geographischen Namen mit wenigen Ausnahmen Bezeichnungsnamen, deren Entstehungsgrund lediglich in der örtlichen Beschaffenheit und in andern Eigenthümlichkeiten der durch sie bezeichneten Gegenstände liege, und somit belehre der Name nicht blofs über die Natur einer Lokalität, sondern auch über das Volk und die Sprache, in der die Benennung gebildet wurde, und daher seien auch mehrere geographische Namen nicht selten bedeutende Denkmale in der Völkergeschichte selbst. Der Verf. sucht sich zwar von dem Vorwurf einer etymologischen Willkür frei zu machen, aber in wie weit ihm dies gelungen ist, wird die Folge lehren. Ferner bemerkt der Verf. bei diesem Punkte, dafs es so ziemlich evident sei, dafs den geographischen Kenntnissen der ältesten Griechen, vorzüglich bei den nicht griechischen Länder- und Völkernamen frühere Traditionen und Benennungen zum Grunde gelegen haben, die ursprünglich nur in einer Sprache abgefafst sein konnten, welche, wenn sie auch nicht die Sprache der Phoenicier selbst, doch eine in der Urzeit des Alterthums allgemein bekannte und verbreitete gewesen sein müsse, die auch mit jener in naher Verwandschaft gestanden haben werde. Da wagt sich aber der Verf. auf ein sehr mifsliches und verrufenes Feld, denn wenn das Etymologisiren schon an sich bei historisch-geographischen Sachen ein Verdacht erregendes Unternehmen ist, sobald nicht andere Umstände hinzutreten, so mufs das Mifstrauen gegen solches Verfahren noch vermehrt werden, wenn man bemerkt, dafs wiederum der Semitische Sprachstamm, der dazu ohne Zweifel die besten Handlangerdienste thut, sich hergeben mufs. Dieser Gedanke, die Namen von fast allen Lokalitäten aus dem Phönicischen oder aus dem Arabischen abzuleiten, verfolgt den Verf. durch die ganze Schrift hindurch, und ist um so widerlicher, da man häufig nicht die geringste Beziehung zwischen der Bedeutung des Semitischen Wurzelworts und der Natur der Lokalität bemerkt, und man bei dem Unwillen gegen dergleichen Etymologien selbst zu der Meinung gekommen ist, nicht einmal den Namen Kadmus für die Bezeichnung eines Orientalen gelten zu lassen. Um so auffallender müssen aber dergleichen etymologische Ableitungen sein, da man eigentlich nicht begreift, wie Phönizische oder überhaupt Semitische Na-

men auf Lokalitäten sich fixirt haben in Gegenden, wo die Phönicier nie hingekommen sind, und wo erweislich immer Völkerschaften von ganz anderm Sprachstamme gesessen haben, und sollte man auch wirklich annehmen dürfen, dafs Phönicier oder Semitische Kolonisten wegen ihrer weiten Verbreitung über die Erde auch nach jenen von andern Völkerstämmen besetzten Landschaften hingekommen, so begreift man wieder nicht, wie die nur bei ihnen üblichen Bezeichnungen allgemeine Gültigkeit haben erlangen und so durch Tradition an die Griechen haben übergehen können, oder man mufs eine ursprüngliche allgemeine Sprachidentität annehmen, wobei es denn aber wieder auffallend wäre, dafs sich nach der allgemeinen Sprachconfusion nur so wenig vereinzelte Spuren der ehemaligen Einheit erhalten hätten. Zur Rechtfertigung des oben bemerkten mögen einige Beispiele dienen. Nach Th. I. p. 4. sollen die Hispanischen Iberier die jenseits des Meeres wohnenden sein von עבר, obschon dann dieser Name auch mit demselben Rechte den Keltischen Völkern zukäme, wogegen der Verf. p. 60. den Namen der Gallier von גלה (wandern) ableitet, die Auswanderer. P. 479. wird der Name Thracia, welches Land auch Perke bei den Alten heifst, von dem Worte פרק abgeleitet d. h. das von dem Asiatischen Kontinent abgerissene Land, und mit dieser Bedeutung des Namens Perke soll auch der Name Thrake stimmen, abzuleiten von תרע, das durchbrochene Land, womit denn der Name Bosporus in Verbindung gesetzt wird. Durch die Seefahrten der Phönicier nach dem Pontus soll der Name einheimisch geworden sein, und daher werden auch sogleich mehrere andere Namen des Thrakischen Gebiets daran angeschlossen. Der Name Hämus wird abgeleitet von חמס tragen, daher der Himmelsträger oder Wolkenträger; auf ähnliche Weise soll der Scomius der Schulterberg heifsen von שכם nach Analogie des Atlas, und der Orbelus wird sogar zum Gottesberg gemacht von הר־בעל, er sei zu Ehren des Gottes Bel genannt, weil die Phönicier in ihm Metallgruben gehabt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXV.

Lieder von Karl Mayer. Stuttgart und Tübingen. Verlag d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. 319 S.

Wir dürfen in unserer Zeit, in der sich die volle Blume des bewufsten Denkens erschlossen hat, auch die Stimme des einfachen Natursängers nicht überhören. Seine frische Sangeslust mufs vielmehr bewillkommnet werden, denn sie übt selbst auf das im ernstern Dienst der Wissenschaft verdüsterte Gemüth sicher einen wohlthätigen Einflufs. Heiter wie der luftige, leichtbeschwingte Wind fliegen und verfliegen seine anmuthigen Töne; klar und spiegelrein ergiefst sich sein unbefangenes Herz, das in dem freundlichen Einklang mit dem Athemzug der spielenden Natur nichts von dem Sturme ahnet, in welchem der Geist sich die Offenbarungen tieferer Geheimnisse errang. Oberdeutschland, zumal Schwaben, ruft dann und wann immer wieder noch einen neuen Liedersänger hervor, der inmitten seiner romantisch gestalteten Naturverhältnisse eine einfach schöne Weise anstimmt, während das Lied, die unmittelbarste Ergiefsung subjektiver Gefühlsanregung, in Niederdeutschland seltener zu werden anfängt.

Eine erfreuliche Erscheinung unter Schwabens Lyrikern ist Karl Mayer, der Freund Uhlands, dem er seine Begeisterung verdankt, denn nach der Uhlandsharfe gestelit er selbst die seinige gestimmt zu haben, obwohl ein weit beschränkterer, untergeordneter Raum die Gegenstände für seine Muse liefert. Die ganze Liederpoesie Karl Mayers ist nichts als ein freundliches Accompagnement zu der Tonleiter der Jahreszeiten in ihrem Wechsel und Wandel. Seine bescheidnen Liedchen, von denen oft drei auf einer mäfsigen Octavseite in vorstehender Sammlung Platz haben und keines mehr als zwei derselben einnimmt, gleichen den Wiesenblümchen, die zwischen dem Klee hinwuchern, einzeln betrachtet oft wenig würzigen Duft oder eigenthümlichen Farbenschimmer entfalten, zusammen aber den frisch grünenden Wiesenplan ganz freundlich zieren. Es ist nichts als die liebe freie Natur in ihrem fröhlichen Blühen und Verblühen, die hier in aller Einfalt kindlicher Gemüthsanregung besungen wird, und die harmlose Kinderjacke freundseliger Stimmung steht dem guten Sänger gar anmuthig und schön. Frühlingslust, Luftgesäusel, Bienenschwärme, Abendstille, Mondbeleuchtung, Erndtelust, Waldfriede, Waldheimlichkeit, Bachesrieseln und Blumenfreude — das sind die Themata, die ohne künstliche Variation und doch in bunter Mannichfaltigkeit dem Sänger durch den Busen gehen und deren Feier von seiner gesunden, rosigrothen Lippe tönt. Mit stiller Rührung singt er von sich selbst:

„Schon seit frühen Knabenjahren
Bin, Natur, ich liebend dein;
All mein Leben wird bewahren
Unsern freundlichen Verein.

Mein ist all dein süfses Blühen
Und dein Welken ist für mich;
Deine Freuden, deine Mühen
Machen mir zu eigen sich".

Die zarte Befangenheit, die sich auch im Freundschaftsverhältnifs zu Uhland des Dichters bemeistert, spricht sich nicht weniger der Natur gegenüber aus, und das stille Lauschen auf die Töne der Naturwelt, denen die entzückte Menschenseele freilich selber in ihrem sinnenden Träumen den Rhythmus unterschiebt

ist nicht leicht einfacher und naiver ausgedrückt als in folgenden Zeilen:

„Poetik".

„Was Bäume hin und wiedersäuseln,
Wie Bäche leis' um Steine kräuseln,
Was Wind und Schilf zusammenspricht,
Das ist wohl Alles kein Gedicht.
Und dennoch mein' ich, hier zu lernen,
Auch wagt es meine Muse nicht,
Von der Natur sich zu entfernen,
Die in so holden Zungen spricht". —

Der Natur gegenüber entstand dem Deutschen schon manches bedeutsame Lied, als Geisternachhall dessen, was sich gedankenlos und träumerisch in ihrem Schoofse producirt. Hölty feierte am innigsten und tiefsten ihre stillen, geheimnifsvollen Reize, denn er verwob Menschliches in das rein Natürliche, und in den dämmernden Silberstreifen seiner Sommermondnacht steigen die Liebesseufzer seiner sehnenden Brust in stiller Todesahnung auf und nieder. Novalis schwelgte üppiger am Busen und im Schoofse der Jungfrau Natur, und wenn ihn, wie im magnetischen Schlaf gefangen, der betäubende Rausch anwandelte, glaubte er in diesem Irrwahn andächtig zu sein und zu beten. Matthisson kannte weder das süfse Verschmelzen der eignen Stimmung mit den flüsternden Geistern der Natur in dem Mafse wie Hölty, noch die verschmachtende Naturschwelgerei, wie sie sich in Novalis culminirte; er copirte mehr Natursituationen und stellte sie in einen artigen wohlgefügten Rahmen, obschon er von dem Anflug der Kränklichkeit, die seine Vorgänger in die Liederpoesie brachten, nicht ganz frei blieb. Die Parallele, die Natur und Geist in der deutschen Liederdichtung beschreiben, verläuft sich in Tieck's Lyrik auf eine eigenthümliche Weise mit ihren Endfäden in sich selber. Phantastische Willkür und Laune — die beiden Genien, denen Tiecks Muse häufig genug geopfert — treten bei ihm in einen wundersamen, oft gespenstischen und dämonischen Verkehr mit den Mächten der Natur. Die romantischen Schauer der Waldnacht gebraucht er als Symbole, um eine innere labyrinthisch verschlungene Gemüthswelt damit zu erklären und zu deuten. Diese beiden Elemente, die beiden Pole seiner Eigenthümlichkeit überhaupt, laufen in Tiecks lyrischen Gedichten neben einander hin und verlieren und verwirren sich in einander, wie zwei Räthsel, von denen das eine das andere lösen soll. Goethe's und Schiller's Lyrik, die sich in der lichten, tageshellen Menschenwelt ihre Stoffe schuf, verlor sich nie in die weiten Nebelregionen musikalisch-poetischer Träumerei, wie sie die Stufe der Kunst erzeugt, wo die Menschenseele sich mit der Natur identisch fühlt und beide in einander athmend, sich gegenseitig wie in somnambülem Entzücken zu erfassen und zu verstehen streben; eine Betrachtung der Goetheschen und Schillerschen Liederpoesie gehört also nicht gegenwärtig in unser Bereich.

Von jedwedem Anflug einer kränkelnden Richtung in der deutschen Naturliederpoesie bleibt Mayers Muse gleichweit entfernt. Nicht die Nachtseite der Natur und ihre dunklen Grauen kennt unser Dichter; nur ihre lichte Freundlichkeit besingt er mit leichter Grazie. Ein Wiesenthal mit Waldessaum, ein Flüfschen dabei und eine Hütte im Grunde — das Plätzchen kennt und liebt er, und bleibt fast ohne Variation über ihm hangen wie eine steigende Lerche in ihrem unverrückten Schwebepunkt. Es ergiebt sich in seinen Gedichten nichts weniger als ein Reichthum an Gefühl, noch eine Fülle von Anschauungen, eher das Gegentheil von beidem; der Verkehr mit „Amsel, Bach und Blume" repetirt sich, wie der Gegensatz vom weiten luftigen Feld und dem engen, dumpfen Stadtgemäuer, nur allzu oft: allein um so mehr Einklang und Gemüthsharmonie ist in seiner gesunden Sängerbrust bei aller Zartheit der Empfindung, womit er für jedes Fäserchen und Hälmchen seiner Wiese schwärmt. Selbst dem belebten Staube, dem ein Sonnenstrahl und ein Wassertropfen zu einem kurzen Vegetiren verhilft, dem Insektenschwarm, ist er hold und er ruft den kleinen, dürftigen Geschöpfen zu:

„So, liebe Mücken, summt und singt
Mich in den Arm des Traums' !

Ein stiller Wandel im abendlichen Hain umschliefst alle seine Wünsche, Gedanken, Gebete. Wie bekanntlich dem Lucilio Vanini zum Erkennen Gottes ein Strohhalm genügte, so knüpfen sich — nicht an einem getrockneten, sondern an einem blühenden Halm des Grases alle seine Gefühle an und sein Ahnen der Nähe des Urwesens, zu dem sich, gewissermafsen pantheistisch, die ganze kindliche Seele des Liederdichters hinneigt. Tritt nun von Zeit zu Zeit, wie in dem Gedichte *„Frühlingszweifel"*, zwischen diesen Jubel über die Werdelust des Frühlings und über das Weben und Schweben der aufsprossenden Freude im weiten All der Natur — die leise Bangigkeit einer innern Stimme, der Geist finde die Gewährschaft und Bestätigung seiner Entzückung doch wohl nicht dort im Aufsenreich der natürlichen Welt, sondern lediglich in sich selber: — so können wir mit aller Versöhnung von unserem freundlichen Sänger hiermit Abschied nehmen, weil das Bewufstsein der Wahrheit wie eine stille Zuversicht in dem Hintergrunde seiner Seele, nicht vollkommen erschlossen und gereift, aber doch als ruhige Ahnung, wie eine schirmende Gottheit leise hervortaucht.

Seine „Wanderlieder" geben den früheren Erzeugnissen gleicher Art, so erfreuliches auch in Wilhelm Müllers Gedichten schon geliefert ist, an Frische der Stimmung und lebendiger Heiterkeit kaum etwas nach, — und das, dünkt mich, heifst viel geleistet in einer so späten Litteraturepoche, wo bereits so manche naive und harmlose Richtung verkümmert dasteht, weil der sehnsüchtig dürstende Geist schon am Urquell tiefster Offenbarung im Reiche des Gedankens sog und sich sättigte.

F. G. Kühne.

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Handbuch der alten Geographie mit Rücksicht auf die numismatische Geographie und die neuesten Hülfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. Sickler.

(Fortsetzung.)

Dennoch läſst es sich nicht im geringsten nachweisen, daſs die Phönicier jemals in das Innere der Berglandschaften der Thrakischen und Illyrischen Völker eingedrungen sind, und noch viel weniger, daſs sie daselbst Bergwerke hatten, wenn schon es nicht geläugnet werden kann, daſs sie die Küste besuchten und auf der Insel Thasos Goldgruben angelegt hatten. Denn der heutige Name Argentaro für den Orbelus der Alten hat bekanntlich einen ganz andern Grund, da er sich aus den Zeiten des Mittelalters von den Italiänern herschreibt, die eben so wenig dort Bergwerke hatten als ehemals die Phönicier, indem es überhaupt gar nicht bekannt ist, ob in jenen centralen Hochgebirgsmassen der Thrakisch-Illyrischen Landschaften Metalle gesucht worden sind, noch auch gesucht werden können. Ueberdies schlieſst sich der Name Haemus wohl weit eher an ähnliche Namen an, die im Gebiet des Indogermanischen Sprachstammes vorkommen, wozu doch unläugbar auch die Thracier nebst den Illyriern gehörten, als an ein Semitisches Stammwort. Nicht mit Unrecht hat man an die Wörter *χιων*, *hiems*, *Imaus* und auch *Himalaja* (Schneegebirge) erinnert, wie auch der Haemus nicht selten mit dem Beiworte *χιονωδης* vorkommt. Aber die Vorliebe des Verfs. für die Semitischen Stammwörter führt ihn zu den sonderbarsten Ableitungen, wie wenn der Name Rhodope von ררף abgeleitet wird als das dem Haemus folgende Gebirge, und der Name Pangaeus von פגע, an welchem alle übrigen Hauptgebirge des Thrakisch-Illyrischen Ländergebiets zusammenstieſsen, obschon dies gar nicht der Fall ist, und der Pangaeus nur aus einer Reihe isolirter Ketten besteht, die gleichsam nur ein gegen Süden vorspringendes Vorgebirge bilden. Der Raum gestattet jedoch nicht, auf alles einzelne weiter einzugehen, und wir begnügen uns daher nur noch einige der am meisten charakteristischen Beispiele dieses Verfahrens beizubringen. Theil II. p. 270. wird der Name der Insel Creta von dem Phönicischen Worte כרתי Bogenschützen abgeleitet, Creta ist also die Insel der Bogenschützen, womit allerdings die Angabe der Alten stimmt, daſs die Creter gute Bogenschützen waren. Schwerlich möchte sich aber nachweisen lassen, daſs in dem Worte כרת diese Bedeutung liege, da die Crethi in der Leibwache des Königs David bekanntlich Scharfrichter oder Schwerdtträger und nicht Bogenschützen waren. Zahlreicher werden aber bei dem Verf. die Ableitungen der geographischen und ethnographischen Namen Asiens aus dem Semitischen Sprachstamm. P. 318. soll der Name Lydien von dem Worte לוז kommen, welches sich biegen oder gekrümmt sein bedeutet wegen des eigenthümlichen Laufes des Maeander, und doch lag das ursprüngliche Lydien nicht sowohl an diesem Flusse als vielmehr an dem mehr nördlichen Hermus oder zwischen dem Fluſs Hermus und dem Gebirge Tmolus, und zugleich wird der Lydische Völkername der Maeonen von dem Worte מא im Arab. Wasser abgeleitet, als wenn das ganze Jonische Littorale längs des Aegeischen Meeres eine groſse Sumpf- und Wasserlandschaft gewesen wäre. Eben so willkürlich ist unläugbar die Ableitung der Namen der Phrygier, Paphlagonier und fast aller übrigen Kleinasiatischen Völker, da nur ein gewaltsames Hineintragen fremdartiger Vorstellungen in ihre Namen dies Verfahren rechtfertigen kann. Und wenn der Verf. bei der Ableitung des Namens der Kappadokischen Hauptstadt Mazaka und des dabei liegenden M. Argaeus p. 403. bemerkt, so weit habe sich der Phön. Hebr. Sprachstamm durch Klein-Asien erstreckt, so ist dies noch eine schwer zu beweisende Sache, die keineswegs durch

das Vorkommen des Völkernamens der Leukosyrer im östlichen Kleinasien abgemacht wird, indem nach allem, was uns bekannt ist, die Gesammtbevölkerung des Kleinasiatischen Gebiets, nicht blofs die im Westen des Halys, sondern auch die im Osten desselben bis nach Armenien, nicht auf den Semitischen, sondern vielmehr auf den Iranischen oder überhaupt den Indogermanischen Sprachstamm hinweiset. Wie Hyrcanien p. 435. zu einem Semitischen Namen komme, und das lang gedehnte Land bezeichnen könne, ist nicht ganz einleuchtend; mit Unrecht bezieht sich der Verf. auf den Namen der Hauptstadt Zadrakarta, wo der zweite Theil des Wortes, Kartha, schwerlich den echt Phönicischen Ursprung andeutet, indem dies Wort, wie so manche andere dem Iranischen und Semitischen Sprachstamme gemeinschaftlich gewesen sein mufs, wie z. B. erhellt aus Kyroskarthia, Tigranocerta und Vologesocerta. Noch auffallender sind die Ableitungen der Namen Bactria von בקעת הר, Gebirgsthal, und Sogdiana von סגר das zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes gekrümmte und gebogene Land, da bekanntlich der Name Sogdo schon in den heiligen Zend-Schriften der Parsen vorkommt, und somit eine Semitische und überdies ganz unpassende Etymologie wenig begünstigt. Auf ähnliche Weise verfährt der Verf. mit allen übrigen Namen der Landschaften und Städte des Iranischen Hochlandes wie mit Ecbatana angeblich der Felsenpallast, Persis das durch abgebrochene Felsengebirge zertheilte Land, Carmania das Weinbergsland, Gedrosia das ummauerte Land, Arachosia das verbrannte Steppenland, so dafs man zuletzt nicht mehr weifs, ob der Sprachstamm der Iranischen Völker ganz mit dem der Semiten zusammenfalle, oder ob alle diese Länder einmal von den Phöniciern besetzt worden sind, da doch die meisten dieser Namen sich in den alten heiligen Schriften der Parsen wiederfinden, und die Zend- und Pehlwi-Sprache von dem Semitischen Sprachstamme wesentlich verschieden war. Auch die Inder p. 496. gehen nicht leer aus, und die mächtigen Alpengebirgsmassen des Paropamisus, Imaus und Emodus müssen sich in ihrer Bezeichnung Semitischen Stammwurzeln anschliefsen; ihre Phönicischen Namen sollen nach des Verfs. Meinung p. 498. die Griechen aus den angeblichen Phönicisch-Tyrischen Karavanenitinerarien entnommen haben, wobei es dann nur immer auffallend bleibt, dafs die Phönicier alle und jede Lokalität mit Appellativen ihrer Sprache bezeichnet haben, da man doch vermuthen sollte, dafs sie sich entweder der einheimischen Namen bedient haben würden, wie man es aus den neuern Zeiten weifs, oder auch besonderer Eigennamen. Weit mehr Recht hat der Vf. den etymologischen Weg einzuschlagen bei dem Theile seines Werkes, der von dem Semitischen Tief-Asien handelt, aber auch dort mufs man vorsichtig sein, und sich vor Willkür hüten, weil uns häufig alle Prämissen zu solchem Verfahren fehlen.

Das Werk zerfällt eigentlich in zwei Theile, in einen allgemeinen und besondern Theil, von welchen ersterer Theil I. p. 1 bis 64 behandelt wird. Hier giebt der Verf. die Grundzüge der Geschichte der alten Geographie und zwar nach vier Hauptmomenten derselben, nehmlich die mythische, historische, systematische und mathematische Geographie, welche durch Herodot, Eratosthenes und Ptolemaeus bestimmt werden. Aber wenn man schon im allgemeinen bemerken mufs, dafs dieser Theil noch etwas reichlicher hätte ausfallen können, weil die historische Entwickelung des Begriffs der alten Erdkunde viel zur Erläuterung des einzelnen beiträgt, wie z. B. die Systeme eines Herodot und Strabo, so mufs es noch um so mehr befremden, dafs hier bei den sonstigen Beziehungen auf das Orientalische doch eine Darstellung der Australisch-Aethiopischen und der Orientalisch-Semitischen Weltkunde ganz übergangen ist, da, wenn auch über die erstere, über die Weltkunde der Aethiopen zu Meroe und der alten Aegypter nicht viele Nachrichten vorhanden sein sollten, doch die Darstellung der Phoenicischen Weltkunde nicht blofs an sich von der höchsten Wichtigkeit, sondern auch für die nachfolgenden Beziehungen in diesem Werke höchst nothwendig gewesen sein würde. Der Vf. beginnt sogleich mit der Homerischen oder mythischen Weltkunde, macht dabei mit Recht auf den Unterschied der sogenannten gekannten und gedachten Erdkunde aufmerksam und unterscheidet wiederum zwischen der rein mythischen, der conjekturirenden und beschreibenden Geographie oder der Weltkunde der alten Dichter, der alten Ionischen Naturphilosophen und der Ionischen Logographen. Bei Herodotus, dem Repräsentanten der historischen Geographie, wäre eine genauere Darstellung seines Systems, vornehmlich nach den schönen Vorarbeiten dazu, gewifs wünschenswerth gewesen. Angeschlossen hat der Verf. an diese historische Darstellung der alten Geographie die Hauptver-

hältnisse aus der mathematischen und physikalischen Geographie nach der Anschauung der Alten, und es sind besonders in letzterer Beziehung eine Menge schöner Bemerkungen sehr fleifsig zusammengetragen, wie über die Entstehung, Alter und Fortdauer der Erde, über die atmosphärischen Gewässer, über die Veränderungen der Erdoberfläche durch vulkanische und neptunische Gewalten und a. Dann geht der Verf. über zur Eintheilung des Schauplatzes der alten Welt in die bekannten Erdtheile und erläutert deren Umfang und Namen. Scharfsinnig ist die Ableitung des vielfach erklärten Namens *Asia* von dem *semit.* עזז, und möchte in sofern manches für sich haben, da die Ableitung des Namens Europa von ערב wohl die einzig genügende ist, wenn sich nehmlich bestätigte, dafs jenes Wort aufser der gewöhnlichen Bedeutung von mächtig sein auch die des Glänzens und Strahlens hätte, Asia wäre so im Gegensatz gegen Europa als das Land der Dunkelheit (*cf.* *Ευρωπη* bei Hesych.), das Land des Glanzes oder Sonnenaufgangs gleich wie Anatolia. Aber es bleibt diese Ableitung immer sehr zweifelhaft, um so mehr, da der Name Asia nicht wie der von Europa von Anfang an im Allgemeinen, sondern ursprünglich auf zwei Lokalitäten fixirt vorkommt, wo die Phönicier, von denen der Name doch ausgegangen sein mufs, wohl schwerlich angesiedelt sein konnten, nehmlich am Nordfufse des Kaukasus, wo die alten Völkerstämme der Asäer und Asburgionen, das mythische Asenheim und Asgard, mit den Asen zu Hause gehören, und wo ohne Zweifel der Gegensatz der beiden Namen der Erdtheile sich an den Gegensatz der beiden grandiosen Naturformen des Alpengebirgslandes und des pontischen Flachlandes anschlofs, und dann am Ionischen Littorale am Aegeischen Meere, wo der Name Asia als in die ältesten Griechischen Mythen verwachsen erscheint. Fragen liefse sich nun aber, ob diese Eintheilung vom Standpunkte des Alterthums aus richtig, und für die Darstellung der alten geographischen und ethnographischen Verhältnisse zweckmäfsig sei, und da möchten sich wohl vier Hauptparthieen heraussondern lassen, so wie auch jetzt noch die östliche Halbkugel eigentlich aus vier wesentlich verschiedenen Erdtheilen besteht, wenn man gewöhnlich auch nur drei unterscheidet. Man mufs nehmlich unterscheiden einmal den Orient oder Asien, und zwar im alterthümlichen Sinne, so wie es schon Herodot auffafste, das ist das heutige West-Asien, das die Alten eigentlich auch nur gekannt haben nach dem Umfange des alten Achaemeniden-Reiches mit Einschlufs von Arabien. Die Grenzmarken dieses Asiatischen Orients waren das Indische Tiefland mit dem Stromsysteme des Indus, wo das Pentschab unter Persischer und nachher unter Griechisch-Baktrischer Herrschaft gestanden hat, und das Baktrische Tiefland, oder das Stromsystem des Oxus und Jaxartes, bis wohin sich nach Strabo der Iranische Völkerstamm erstreckte und wo die Grenzbarrieren des Perser-Reiches gegen die *terra incognita* Ost-Asiens waren. Alles übrige von Ost-Asien, die fragmentarischen Nachrichten über Indien, das Mongolische Hochland und über das Seren-Land konnte nur als Anhang angeschlossen werden. Zweitens dann der Süden der alten Welt, Afrika oder nach der charakteristischen Bezeichnung der Sudan. Drittens der Occident der alten Welt, Europa, soweit es von ansäfsigen Völkern bewohnt ward, die in politischer Beziehung eine Rolle spielen, d. h. das ganze südwestliche gebirgige Europa von dem Pontus an über Germanien hinaus bis zu den Brittischen Inseln. Viertens der Norden der alten Welt, das flache Ost-Europa nebst dem flachen West-Asien um den Pontus und das Kaspische Meer herum, die Heimath der nomadisirenden Scythischen und Sarmatischen Völkerschaften.

Indem wir nun dem Verf. nicht bei den einzelnen Untersuchungen folgen können, wollen wir uns darauf beschränken, den Gang seiner Darstellung zu beurtheilen, um nachzuweisen, wie durch eine zweckmäfsigere Methode ein weit anschaulicheres Bild der alterthümlichen geographischen und ethnographischen Verhältnisse sich ergebe, als es bei der willkürlich aneinander gereiheten Darstellung der einzelnen Parthieen sonst gewöhnlich der Fall ist. Der Verf. beginnt, wie man es fast stets findet, mit Europa und zwar mit Hispanien, dem äufsersten Hesperien der alten Welt. Es wird dabei stets eine vollständige Uebersicht über die Namen der Länder und Völker gegeben, über ihren Umfang und Grenzen, über die Gebirgsgruppen, über die Stromsysteme, mit steter Beziehung auf die neuern Namen, sodann folgen die ethnographischen Verhältnisse, die Angaben über die Eintheilung der Länder nach den verschiedenen Zeitaltern und das topographische Detail.

(Der Beschlufs folgt.)

LXVI.

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833. 309 *S.* 8.

In dem anmuthigen Gewand eines leichtfafslichen Romans empfangen wir durch dieses Buch eine inhaltschwere Mittheilung. Die Angabe „aus den Papieren eines Diplomaten" könnte der Form nach erdichtet sein, und sie dürfte dem Wesen nach gleichwohl richtig bleiben, denn diese Blätter beurkunden ihren Verfasser als einen klugen und eindringenden Beobachter der vornehmen Geselligkeits- und Staatswelt, die sich seinem Anschauen darbot, und nicht alle Diplomaten dürften im Stande sein, so wesentliche Verhältnisse gleich herauszufinden und sicher auszusprechen, als hier in Betreff Rufslands vielfältig geschehn ist. Dafs ein Augenzeuge spricht, läfst sich nicht bezweifeln, und seinen höheren Standpunkt bezeichnen die milde Ruhe, der bei aller Strenge mancher Urtheile doch freundliche Sinn, wir möchten sagen die sittliche Zartheit, die durch das Ganze verbreitet sind. Wenn uns jemand versicherte, eine Frauenhand habe beim Niederschreiben dieser Papiere die Feder geführt, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden, und der männliche Gehalt wäre defshalb nicht geringer anzuschlagen.

Die Schilderungen der vornehmen Welt finden in allen Ländern so ziemlich denselben Stoff, und müssen nach grofsentheils dieselben Resultate liefern; allein neben dem Allgemeinen bildet sich überall doch immer ein eigenthümliches Besondere aus, das hier als Russisch, oder genauer zu reden, als Petersburgisch, genug hervorgehoben wird. Die äufsersten Spitzen dieser Erscheinung werden uns gezeigt, und zugleich ihr tiefster Grund enthüllt. Ueber einige Verhältnisse, an welchen das Russische Staats- und Einzelleben noch leidet, wird mit grofser Unbefangenheit die schlichte Wahrheit ausgesprochen, wie man sie selten findet.

Als eigentliche Mitte des Ganzen und als Hauptfigur dieser beweglichen Gruppen erscheint die edle, feste Gestalt des Generals von Klinger, der redend und handelnd eingeführt wird. Dieser ehrenwerthe Landsmann, welcher den Ruhm deutscher Redlichkeit und Treue während eines langen Lebens durch sein strahlendes Beispiel im unsichern Auslande herrlich bewährt hat, ist unsres Wissens noch nie so gründlich geschildert, so ganz in seinem tiefsten Wesen erfafst und erklärt worden. Unser Autor mufs den trefflichen Mann genau gekannt haben, von dessen Geist und Ansichten gewifs manches in diese Blätter übergegangen ist. Nicht minder anziehend und wichtig ist die Karakterzeichnung, welche uns in das reiche Gemüth des Kaisers Alexander blicken läfst, und uns mit der innigsten Theilnahme für den wahrhaft edlen und liebenswürdigen Monarchen erfüllt, dem ein höheres Streben entschieden inwohnte, und grade defshalb persönliches Glück in seiner hohen Stellung versagt blieb. Der Geschichtsforscher empfängt hier wichtige Aufschlüsse über die zum Theil widersprechenden Richtungen, die sich in Alexanders Regierung gezeigt haben. Ueber das Verhältnifs zur Frau von Krüdener wird hier mehreres mitgetheilt, was wir der Wahrheit ganz gemäfs glauben dürfen, und dabei noch nirgend sonst ausgesprochen wissen. Dafs Frau von Krüdener zum Behuf ihrer Wirksamkeit allerlei Hülfsmittel nicht verschmähte, die sich auf keine Weise entschuldigen lassen, hat sogar ihr Freund Bergasse ihr vorgeworfen, der mit im Geheimnifs war, als die berüchtigte Gaukelei mit der Seele Labédoyère's angestellt wurde, und späterhin von diesem Auftritt im Vertrauen bekannte, er habe sich ordentlich geschämt, ein so plumpes Spiel mitzumachen! Eine Notiz, dafs der Fürst Hardenberg in Paris die erste Kenntnifs von der Stiftung der Heiligen Allianz durch seinen Leibarzt Doktor Koreff empfangen habe, scheint uns nicht ohne näheren Erweis anzunehmen. —

Die Ansichten des Verfassers über Welt und Leben zeugen von einem redlichen, wahrheitsliebenden Sinn, der weit um sich schaut in seiner Zeitumgebung, und doch eben so gern, wie Gesellschaft und Staat, die Angelegenheiten des Gemüths und des Herzens zum Gegenstande seiner Betrachtungen nimt. Manches wird in fremder Person ausgesprochen, z. B. die ziemlich Saint-Simonistische Ansicht über den Vorzug andrer Auszeichnung und Gröfse vor der kriegerischen. In einigen Urtheilen fehlt es nicht an Kühnheit, die überall zu vertreten schwer sein möchte. Zuweilen finden wir auch Mifsgriffe, wie z. B. die Parallele der Entführung des Herzogs von Enghien mit einem neuern Vorgange, der in allen Motiven, Umständen und Folgen eine gänzlich verschiedene Bewandtnifs hatte, und unsres Wissens auch im geringsten nicht von der Einwirkung gewesen ist, die ihm hier beigemessen wird.

Als einen artigen Gedanken, dessen Ausführung gar nicht übel wäre, führen wir folgende Stelle an: „Ich möchte wohl, dafs zur Rechtfertigung des jetzigen, so sehr verrufenen Zeitgeistes, jemand eine Sammlung der Ideen veranstaltete, die vor funfzig Jahren als frech, gottlos, neu und kühn verrufen und wie Kontrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden, und jetzt als Gemeingut durch alle Klassen der Gesellschaft bekannt und verbreitet sind. Ein solches Buch würde viel zu denken geben, und nach funfzig Jahren würde sich ein zweiter Theil dazu schreiben lassen, von dessen Inhalt wir jetzt vielleicht nur träumen dürfen". —

Die von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen durchflochtene Liebesgeschichte ist in möglichst einfachen, ohne gesuchte Abentheuerlichkeit herbeigeführten Auftritten und Entwicklungen glücklich zu einem befriedigenden Ende gebracht. In den als handelnd oder sprechend mitwirkenden Figuren bestimmte Personen zu vermuthen, dürfen wir uns nicht erlauben, sondern nehmen vielmehr als gewifs an, dafs dieser Theil des interessanten und lebenvollen Buches ausschliefslich Dichtung ist.

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Handbuch der alten Geographie mit Rücksicht auf die numismatische Geographie und die neuesten Hülfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. **Sickler.**

(Schlufs.)

Aber diese zerstückelnde Darstellung nach den einzelnen Ländern hat einen grofsen Nachtheil für die richtige Anschauung der Natur- und Völkerverhältnisse, die grofsen Naturtypen, an welche sich alle ethnographischen und meist politischen Verhältnisse anschliefsen, sind keineswegs gehörig beachtet worden, und doch kann die alte Erdkunde keine fruchtbare Disciplin sein ohne stete Rücksicht auf die neuere Erdkunde und ohne die Vergleichung beider. Um mit Asia zu beginnen, so theilt der Verf. diesen Erdtheil in *Asia minor*, das Halbinselland, und *Asia major*, oder das continentale Asia, und behandelt letzteres wieder in vier Parthieen, nehmlich Nord-Asien oder die Kaukasischen Länder, den Kolchisch-Iberischen Isthmus mit dem Asiatischen Sarmatien, dann Nordost-Asien oder Hyrcanien, Margiana, das Baktrische Tiefland nebst dem doppelten Scythien und Serica, dann Süd-Asien oder Armenien nebst den Ländern am Euphrat und Tigris, die Landschaften des Hochlandes Ariana nebst Indien und dem Lande der Sinae, und zuletzt Südwest-Asien oder das heutige Soristan nebst Arabistan. Diese Anordnung zerreifst jedoch alles wesentlich zusammengehörige und läfst die physikalischen und ethnographischen Verhältnisse gar nicht erkennen. Die grofsen Gegensätze des Iranischen und Semitischen Völkerlebens in Asien, in politischer, religiöser und intellektueller Beziehung, die mit ihren Naturformen fast ganz und gar zusammengewachsen sind, und nur durch ihre Beziehung darauf ihre rechte Bedeutung erhalten, verschwinden da vollkommen, obschon sie durch die Geschichte und nicht blofs in der alten Zeit, sondern selbst noch im Mittelalter so scharf bezeichnet werden, und den Schlüssel für viele historische Erscheinungen darbieten. Offenbar hätte hier von der grofsen Naturform des Iranischen Hochlandes (Ariana, Eriene) ausgegangen werden müssen, als dem Hauptsitze aller Asiatischen Weltherrschaften der Achaemeniden, Arsaciden und Sassaniden, und deren Bedeutung von den fremden Geschlechtern der Seleuciden und Abassiden auch zu wenig aber zu ihrem eigenen Nachtheil erkannt worden ist. Daran hätte sich dann die Darstellung der das Hochland umsäumenden Landschaften anschliefsen müssen, gegen Norden der Abfall zum Baktrischen Tieflande, die Landschaften Bactriana, Hyrcania und die Parther-Heimath, und auf der andern Seite der treppenartig aufsteigende Südsaum des Hochlandes, die *μεγάλη κλῖμαξ* in Persis, Susiana, Carmania und Gedrosia, die sogenannte Brust von Iran, welches schon Strabo zu einer grofsen Natureintheilung in Asien benutzt. Aus solcher Anordnung kann dann aber auch allein die eigenthümliche Bedeutung solcher Landschaften und ihr Einflufs auf ihre Bewohner auf eine genügende Weise erkannt werden. Zugleich hätte dies Gelegenheit gegeben, eine allgemeine Uebersicht über den grofsen merkwürdigen Iranischen Völkerstamm zu geben, und ihn in allen seinen einzelnen Verzweigungen näher zu charakterisiren. Es erhellt aus der Darstellung des Vfs., dafs das zu Augustus Zeit gangbare und von Strabo befolgte System einer Theilung des gesammten Asiens durch einen angeblichen Taurus, der sich von Carien aus bis nach China hin gleichwie ein grofser Erdwall durch den Erdtheil hinerstrecken soll, zu Grunde gelegt ist, während doch die neuere wissenschaftliche Erkenntnifs der Erdkunde diese Hypothese längst verworfen hat. Naturgemäfs müfste sich dann an die Darstellung des Iranischen Hochlandes die der Darstellung des Armenischen Hochlandes als der Burg und des Centrums von ganz West-Asien nebst der des Kolchisch-Iberischen Isthmus mit den Kaukasus-

Landschaften anschliefsen, wogegen diese wesentlich zusammengehörigen Theile bei dem Verf. durch ganz andere Landschaften von einander getrennt sind. Mit Unrecht wird p. 486 eine Provinz Ariana angegeben, die im Gegensatz gegen das ganze Hochland Ariana doch wohl nur Aria geheifsen hat, wenn schon die Verwechselung beider Namen bei den alten Geographen nicht selten ist. Unter den im Lande der Paropamisaden p. 495 angeführten Flüssen herrscht etwas Verwirrung; der einzig bedeutende Flufs, der sich am Südfufse des Paropamisus und des Indischen Kaukasus (die nicht, wie der Verf. meint, nur Eine Gebirgskette bezeichnen) von den Hochflächen von Kabulistan im Lande der Cabolitae gegen den Indus nach Osten hinabergiefst, ist der Kophen (Kabul) und keineswegs der Coas, der vielmehr wie der Guraeus nur einen der nördlichen Zuflüsse des Kophen bildet, nehmlich den heutigen Kameh und Lundye, die aus dem Alpengebirgslande von Ghori (der Urheimath der Afghanen) hervorbrechen, wie dies der Hr. Prof. Ritter in seiner trefflichen Abhandlung über Alexanders Züge durch den Indischen Kaukasus nach Grundlage des Reiseberichtes von Elphinstone klar dargethan hat; auch ist die Bedeutsamkeit dieses Stufenlandes des Kabul auf der Grenzmark des Asiatischen Orients und Occidents, des Nordens und Südens, wo die grofse Königsstrafse der Asiatischen Eroberer geht, keineswegs gehörig hervorgehoben. Auffallend ist dann der wunderliche Irrthum p. 468, wo unter den Persischen Stämmen in Persis auch der Stamm der Arteatae und der Persae genannt wird. Schon an sich müfste es auffallend sein, unter den verschiedenen besondern Namen der Stämme auch den allgemeinen der Perser mittenunter zu finden und einen Stamm der Arteaten, der sonst nirgends erwähnt wird, und den der Verf. vermuthlich mit dem der Artäer in Verbindung setzt, wenn schon doch dieser nur eine verlängerte Form des Namens der Arier sein kann, mit welchem im Alterthum der Iranisch-Indische Sprach- und Völkerstamm um den Indischen Kaukasus ursprünglich gemeinschaftlich bezeichnet wurde, Herod. 7, 62. Es erhellt klar, dafs der angebliche Stammname der Arteaten nichts weiter als eine Verbalform ist, und zwar die regelmäfsig Ionische Form, wie man sie im Herodot, woraus die Angabe über diese Persischen Stämme entnommen ist, nicht anders erwarten kann. Auch Mannert hat sich dieses seltsamen Irrthums schuldig gemacht. Die Stelle im Herod. 1, 125. heifst ganz einfach „dies sind die Stämme, von welchen alle übrigen Perser *abhängig sind* (*ἀρτέαται*), die Pasargadae u. s. w.; und so bekommen denn auch diese Pasargaden, wie es natürlich sein mufs, die erste Stelle in der Reihe der Stämme, da zu ihnen ja die Achämeniden gehörten. Die Stadt Susa p. 475. liegt nicht auf der Stelle des heutigen Schuster, trotz dem, dafs beide Städte nur einen und denselben Namen tragen, indem die Sassaniden-Stadt Schuster (der Comparativ von Sus, Schus) 7 M. davon liegt, wie die Ruinen nach der Angabe von Fraser noch jetzt beweisen. Susa liegt am Kerah-Flufs (dem alten Eulaeus oder dem heiligen Choaspes), der von der Hochterrasse von Kermanschah herabkommt, während Schuster im Osten davon am Karun liegt, der von den Hochflächen von Ispahan kommt. Ob der Vf. Recht hat, die Städte Persepolis und Pasargada von einander zu trennen, und letztere ohne weiteres nach den Grenzen von Carmanien zu versetzen, ist noch eine sehr streitige Sache, indem sich das meiste dafür beibringen läfst, dafs beide Namen nur Eine grofse, wenn auch ausgedehnte Lokalität bezeichneten. Der vierte Theil Asiens stellt das Semitische Tief-Asien dar, doch ohne dafs auf das Gesammtgebiet des Semitischen Völker- und Sprachstammes Rücksicht genommen wird, denn zwei wesentlich dazu gehörige Theile, nämlich die Stufenlandschaft des Euphrat und Tigris (Mesopotamien und Assyrien) und das Babylonische Deltaland erscheinen davon getrennt. Erwartet hätte man nicht mehr die sonderbare Erklärung des Namens vom südlichen Arabien als *Arabia felix* zu finden, wenigstens hätte auf die rechte Bedeutung des einheimischen Namens *Ard el Jemen* im Gegensatze von *Ard el Scham* aufmerksam gemacht werden sollen, welches von den Alten immer mifsverstanden worden ist. In der Darstellung von *Asia minor* wird p. 294. der Antitaurus fälschlich für den Mittelpunkt der Hochgebirge ausgegeben, die an der Grenze von Cilicien und Cappadocien als verschiedene Aeste des Paryadres, Amanus und Taurus zusammenstofsen; dieser Name bedeutet aber nichts als die nördlichen Parallelketten des Taurus, die sich gegen die Kleinasiatische Hochfläche zu abdachen, denn es befinden sich durchaus nicht zwischen dem obern Euphrat und den Hochflächen von Cappadocien die angeblich grofsen Querjoche, die man dort wie auch in Medien bis auf den heutigen Tag fast immer ange-

nommen hat, und woron jeder Reisebericht durch jene Gegenden das Gegentheil beweiset. Afrika hat der Vf. in sieben Parthien behandelt, indem er von dem Nil-Thale ausgeht und zuletzt bei dem Atlantischen Ocean anlangt. Nun ist aber nicht zu verkennen, dafs Afrika nach seinen Natur- und Völkerverhältnissen, so weit es den Alten bekannt war, in wesentlich drei verschiedene Theile zerfällt, in das grofse Stromsystem des Nil, das von den Alten meist noch zum Asiatischen Orient gezogen wurde, in die grofse Wüste, den eigentlichen Gluthheerd des Südens bis zum Nordsaum des grofsen Afrikanischen Hochlandes, und drittens das Kleinafrikanische Halbinselland. So werden diese Theile von den Morgenländern selbst angegeben als Mesr, Sudan und Magreb, welche Eintheilung auch wesentlich mit der der Alten in *Aegyptus*, *Aethiopia* und *Libya* übereinstimmt. Bei der Behandlung des Nil-Landes wäre es nun aber wünschenswerth gewesen, wenn der Vf. statt mit dem Delta anzufangen mit den obern Nil-Landschaften von Habesch und Meroe den Anfang gemacht, und so allmählig über Nubien nach der Thebais und Unter-Aegypten hinabgestiegen wäre, indem so zugleich ein anschauliches Bild von dem grofsen eigenthümlichen Stromsystem des Nil hätte gegeben werden können, welches doch für die Charakteristik dieses ganzen Gebiets in physikalischer und geistiger Beziehung so höchst wichtig ist. Die in dem dritten Abschnitt unter Libya behandelten Landschaften Marmarica und Cyrenaica, die Plateaulandschaft von Barka, könnte dann nur als ein Anhang zu der grofsen Naturform des Nilthales behandelt werden, so wie dies Gebiet auch in historischer Beziehung immer dazu gerechnet worden ist. Dann würden auch die vier übrigen Parthien als *Africa propria*, *Numidia*, *Mauritania* und *Gaetulia*, nicht selten *Libya* im engern Sinne genannt, als eine gemeinschaftliche grofse Naturform mit gemeinsamer Bevölkerung und Geschichte gleichfalls zusammenfallen.

Europa wird von dem Verf. in drei Hauptparthien behandelt, nämlich West-Europa, westlich vom Rhein, die bei den Römern sogenannten transalpinischen Provinzen, dann Nord-Europa im Norden der Donau oder Germanien, Dacien und Sarmatien, und Süd-Europa oder das Alpenland und die Illyrischen Provinzen nebst Italien und dem Griechischen Halbinsellande. Wollte man auch hier bei der Darstellung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse die Hauptnaturformen zum Grunde legen, und an sie das einzelne anschliefsen, so wie sie denn in der alten Zeit unstreitig das Bestimmende bei allen historischen Verhältnissen gewesen sind, so müfste man nothwendig das ganze System des Alpengebirges, die ursprüngliche grofse Scheidewand des S. und N. im Europäischen Occident, die Grenzmark der Griechisch-Italischen Kulturvölker und des Keltischen Völkerstammes an die Spitze stellen. Dies ist nun hier nicht geschehen, es fehlt eine allgemeine Zusammenstellung von den Anschauungen der Alten über dies Gebirgssystem unstreitig aus dem Grunde, weil es von den Römern zu verschiedenartigen Provinzen gezogen worden ist, vornehmlich die westlichen Alpen, die theils zu Gallien, theils zu Italien gehörten, während nur die östlichen Alpen mit den sie umlagernden Thallandschaften bis zum Danubius zu drei besondern Alpenprovinzen gerechnet wurden. Dennoch wäre es schon darum von Nothwendigkeit gewesen, um die verschiedenen Alpenpassagen, die in der alten wie neuen Geschichte so bedeutend sind, nebst den eigenthümlichen Völkerschaften, welche jene Gebirgsgaue bis auf die Kaiserzeiten hin bewohnten, zu Einem Bilde zu vereinigen. Ueber Hannibals Heereszug über die Alpen I. p. 68. findet man wieder die alte Annahme, dafs er über den M. Genèvre gezogen sei. Der Verf. bemerkt selbst, dafs Hannibal an der Rhone bis nach Vienne hinaufgezogen sei, und da mufs es denn um so wunderbarer erscheinen, dafs der Karthagische Feldherr, der sich doch Keltischer Wegweiser aus Ober-Italien bediente, durch die wilden Gebirgsthäler der Dauphinée sich so weit wieder nach S. hinabgezogen habe und zwar auf ganz ungebahnten Wegen. Schwerlich hat Hannibal, wie der Vf. meint, einen Uebergang über die Alpen erst *gesucht*, da die Gallier, die sein Heer führten, oft genug dies Gebirgssystem durchsetzt hatten und die grofse Naturstrafse über den kleinen St. Bernhard am Südfufs des Montblanc sehr gut kennen mufsten, indem sie unstreitig die Strafse war, auf welcher die meisten Gallischen Heerhaufen nach Italien eingewandert sind. Natur und Geschichte vereinigen sich dafür, diese Passage für Hannibals Zug zu bestimmen, und gewifs schon eher möchte man sich dafür entschieden haben, wenn die von den beiden Engländern Wickham und Cramer an Ort und Stelle gemachten Untersuchungen mehr bekannt gewesen wären. An dieses

Alpensystem schlöfsen sich dann sehr bequem die grofsen Halbinselländer des Europäischen Südens an, Italia, und zu beiden Seiten die Haemus-Landschaften der Thrakisch-Illyrischen Völker nebst dem Griechischen Halbinsellande, und Hispania nebst Gallia, und hätten so durch Germania den Uebergang zum Norden der alten Welt dargeboten, um den Kreislauf der alten Erd- und Völkerkunde zu vollenden. Auf jeden Fall würde durch eine gehörige Rücksicht auf die Naturformen die willkürliche Anordnung vermieden worden sein, wie sie sich z. B. bei der Darstellung der 16 Süd Donau-Länder I. p. 222. zeigt, wobei es immer eine natürliche Folge ist, dafs die ethnographischen Verhältnisse nicht auf eine überschauliche und klare Weise dargestellt werden können. Mit ganz vornehmlichen Fleifse ist Italien behandelt worden, was um so schätzbarer ist, da dies Land, wenn gleich es eins der bekanntesten zu sein scheint, doch noch in vielfacher Beziehung ziemlich unbekannt ist, indem mit Ausnahme der grofsen Heerstrafse aller Reisenden durch die drei Campagnas über Florenz, Rom und Neapel sich noch mannigfache Aufklärungen über die Gebirgslandschaften erwarten lassen, die für die alte Topographie und Völkerkunde noch reiche Ausbeute gewähren müssen. Der Verf. hat auch diesen Theil seines Werkes mit sehr zahlreichen Litterarnotizen versehen, wofür man ihm um so mehr verpflichtet sein mufs, da diese Hülfsmittel aufserhalb Italiens meistens ganz unbekannt sind und die Hinweisung zu einem weitern Studium für Specialuntersuchungen darbieten.

Indem wir nicht weiter in das einzelne eingehen können, bemerken wir nur noch, dafs der Fleifs und die Sorgfalt des Verfs. gewifs anzuerkennen ist und dafs dies Werk zu den besten neuern Hülfsmitteln zum Studium der alten Erdkunde gehört, und dasselbe gewifs wohlthätig anregen und befördern wird. Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch vermehrt durch einen überaus reichen Index, in welchem die einzelnen Namen mit der Qantität versehen sind, so dafs das Buch zugleich die Stelle eines lexikalischen Werkes vertreten kann. Geschmückt ist das Werk mit 6 Steindruckcharten der alten Welt, die wenn auch ohne einen bedeutenden Werth, doch eine übersichtliche Anschauung der verschiedenen Zustände der Kenntnifs der Erdoberfläche bei den Alten gewähren.

Ferdinand Müller.

LXVII.

De Amphibiorum quorundam papillis glandulisque femoralibus scripsit Carolus Fridericus Meisner. M. D. Medicinae in Univ. Basil. P. P. O. etc. Basileae 1832. Schweighäuser. 4.

Papillae femorales sind die Organe, welche die kleinen Hökerchen bilden, die bei unsern Eidechsen von der Inguinalgegend bis zum Knie hin längs der Schenkel sich erstrecken. Sie sind längst bekannt, wie des Vfs. sorgfältige Nachweisungen bekunden. Nur bei einigen Sauriern und unter dem *Ophidum* bei der Gattung *Amphisbaena* finden sich diese Warzen. Namentlich kommen sie zu der zweiten Unterabtheilung der Gattung *Monitor*, der Familie der *Lacertoideae*, dem *Genus Algyra Cuv.* Zweifelhaft ist es, ob sie bei *Tachydromus* sich finden. Unter den Iguanen zeichnen sich durch ihren Besitz aus die Gattungen: *Cordylus Cuv*, *Uromastix C. Agaema Cuv.*, *Leiolepis Cuv*, *Tropidolepis Cuv.*, *Brachylophus Cuv.*, *Phytignathus Cuv.*, *Istiurus Cuv.*, *Iguana Cuv.*, *Polychrus Cuv.*; unter den Geckonen besitzen sie einige *Platydactyli* und alle *Hemidactyli*; unter den Scincoiden die meisten Arten von *Bipes*, *Chirotes*, *Spondylurus*. Bei den Lacerten bezeichnen sie die Grenze zwischen den gröfseren, nach aufsen gelegenen, ziegelförmigen Schuppen und den dem Schwanze zugewendeten kleinen, runden, convexen Schildern. Bei den Sauriern, welchen die Wärzchen fehlen, findet sich entweder überall dieselbe Art von Schuppen, oder diese gehen allmälich in die Schilder über. Die die Wärzchen deckenden Schuppen sind convexer, von etwas verschiedenem Umrifs und sind mit einem Grübchen versehen. Bemerkenswerth ist es, dafs dies Grübchen kein Loch hält, sondern ganz von der Oberhaut überzogen wird. Unter diesen Schuppen liegen Drüsen. Bei *Lacerta ocellata* entspricht ihre Gestalt und Gröfse genau der, der sie deckenden Schuppen. Nach aufsen liegen diese Drüsen hart am *Corium*; ihre innere Fläche aber wird von einer zarten, durchsichtigen, allen gemeinschaftlichen Zellhaut umkleidet. Die Drüsen sind sonst völlig getrennt und haben keinen gemeinschaftlichen Ausführungsgang; auch scheinen sie nicht durch Blutgefäfse verbunden zu werden. Jede einzelne Drüse ist einfach, abgeflacht, dreiseitig, mit abgerundeten Ecken; zwei ihrer Ränder sind leicht ausgehöhlt, der dritte ist tiefer eingeschnitten. Unter dem Microscop erkennt man, dafs von diesem Rande ein kegelförmiger Fortsatz ausgeht, welcher, kürzer als die Drüse, an den Theil der innern Fläche der Warzenschuppe sich anlegt, der dem Grübchen entspricht. Der Ausführungsgang, dessen Aufsenfläche 7 bis 9 Furchen zeigt, ist inwendig hohl; dies scheint die aus Zellgewebe und Gefäfsen zusammengesetzte Drüse nicht zu sein. Die Zahl der Warzen ist bei verschiedenen Individuen verschieden. Beschrieben ist noch ihre Gestalt beim *Tejus cyaneus*, bei *Cordylus vulgaris*, bei *Iguana tuberculata*, bei *Polychrus Guianensis* und bei *Gecko guttatus*, dessen Aftersäcke der Verf. auch der Aufmerksamkeit gewürdigt. Bemerkenswerthe Verschiedenheit der Schenkelwarzen nach Alter und Geschlecht hat der Vf. nicht gefunden. Zur Begattungszeit fand er sie mehrmal turgescirend und vermuthet daher, dafs sie in einiger Beziehung zu den Geschlechtsverrichtungen stehen. Uebrigens leuchtet ihre Analogie mit den Hautdrüsen anderer Thiere ein, wenn schon ihr Secret noch unbekannt ist. Specifische Kennzeichen können sie nicht gewähren, wohl aber zur Unterscheidung der Gattungen beitragen. — Eine Steintafel erläutert das über ihre Lage und ihren Bau Angeführte.

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXVIII.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache u. s. w., von E. G. Graff, Königl. Preuſs. Regierungs-Rath u. s. w. Berlin, in Commission bei Nicolai. (Einladung zur Subscription).

Die Allgewalt jenes politischen Umschwunges, welcher Deutschland seine Selbständigkeit und mit dieser das Bewuſstsein der Selbständigkeit zurückgab, setzte auch die Wissenschaft Deutschlands in neue Gährung; und, wenn es früher über dem intellektuellen Reichthume der Welt seines eignen nur nicht ganz vergessen hatte, ergriff es diesen jetzt mit einer, wenn auch anfangs nicht immer verständigen, doch an sich untadelnswerthen Vorliebe. Deutsche Geschichte, — und die Geschichte Germanischer Stämme im Mittelalter ist fast die Europa's, — das Studium und die Kunde Deutschen Rechts, Deutscher Sitte, Kunst, Literatur und Sprache sind seitdem in den ehrenvollsten Wettstreit gerathen, sich in sich und durch einander aufzuhellen. Ist es nun zwar das In- und Durcheinandergreifen sehr verschiedenartiger Forschung gewesen, welche uns hinter dem Schleier, der sonst das Deutsche Mittelalter verdeckte, so viel Herrliches und Groſses gezeigt hat, so darf sich doch auch die Sprachwissenschaft insbesondere rühmen, durch eine tiefere, geschichtlich-philosophische Ergründung der Germanischen Sprachen ihren Mitschwestern vielfach bei dem gemeinsamen Werke entweder voran oder zur Hand gegangen zu sein. Mehr noch, sie hat sich diesen *unentbehrlich* gemacht! Des Griechen noch so geschmeidige Zunge muſste stammeln, wenn sie von Römischer Sitte, Römischen Verhältnissen und Einrichtungen reden sollte; Tacitus' Bericht über die Germanen verlangt, um verständlicher zu werden, erst einer im Geiste vollzogenen Uebersezzung in Ausdrücke aus dem Idiome unserer Väter. Die neuere Geschichtsforschung hat die Einsicht erlangt, keines Volkes Geschichte — und die des Deutschen macht am wenigsten eine Ausnahme — könne einer lebendigen Anschauung der Sprache dieses Volkes entbehren; alle Menschengeschichte ist in ihrem Wesen Gedanke und der Gedanke, ob zur That geworden oder nicht, zugleich Wort und zwar Wort einer bestimmten Sprache, dessen vollen Sinn keine andere zu erschöpfen vermögend ist. Und weiter: aus Zeiten, über welche die Geschichte verstummt, hallen noch viele Klänge in dem langausdauernden Echo der Sprache wieder, welchem schon oft ein geübtes Ohr wissenswerthe, geschichtliche oder ethnographische Kunde abgelauscht hat. Wem wären in dieser Beziehung wohl z. B. W. v. Humboldt's sprachlich-historische Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens unbekannt geblieben? So verflicht sich die Sprachwissenschaft aufs innigste mit der *Geschichte*, und diese mag sich auch der Fortschritte jener erfreuen. — *Rechtskundige* brauchen nur an des einzigen Grimm Deutsche Rechtsalterthümer erinnert zu werden, um ihrer Verpflichtungen gegen Deutsche Sprachkunde eingedenk zu bleiben. — Bedarf es hiernach noch einer Erwähnung *Deutscher Sprache und Literatur*? Auch der neueren, in welchen ohne den Rückblick auf die Vorzeit so Vieles, ja sie selber mit ihren Repräsentanten Luther und Kant, Goethe und Hegel, in einem gewissen Sinne Hieroglyphe bleiben? — Soll endlich die *classische Philologie* Deutschlands noch heute sich mahnen lassen, nicht bloſs, in wie innigem verwandtschaftlichen Zusammenhange die classischen Sprachen mit den Germanischen stehen und wieviel sie aus deren älteren Formen für das Verständniſs der ersteren zu lernen habe, sondern auch, daſs, den seit Jahrhunderten an fremde Literaturen und Sprachen verwandten Fleiſs endlich auch mit den vaterländischen in engere Beziehung zu setzen, auch ihr eine heilige Obliegenheit sein

müsse! — Jakob Grimm's Deutsche Sprachlehre ist oder sollte in Jedermanns Händen sein; es ist ferner bekannt, dafs dieses unschätzbare und selbst von Ausländern gerühmte und benutzte Werk, zum Theil eben wegen Mangels an einem altgermanischen Wörterbuche, das sich ihm würdig zur Seite stellte, gewissermafsen die Rolle des letzteren habe mit übernehmen müssen; sein Verf. bemerkt ausdrücklich und jeder seiner Leser fühlt ihm nach das Bedürfnifs eines Werkes, welches zu der grofsartigen Hälfte die ergänzende Hälfte sei. Ein solches wird uns nunmehr durch Hrn. Reg.-R. Graff in obiger Subscriptionseinladung dargeboten und je nach Mafsgabe der Anzahl der Unterzeichner werden wir, um so mehr, als der Hr. Verf. sich zum Selbstverlage genöthigt gesehen hat, den ersten Heften bald oder spät entgegensehen dürfen, oder auch dasselbe (ohne böses Omen sei es gesagt) ganz entbehren müssen. Deutschland hat nicht gleich anderen Nationen das Glück oder Unglück, Akademieen für seine Sprache zu besitzen; wenn daher Einzelne mit eigner Kraft Werke schaffen, welche die ganzer ausländischer Sprachakademieen aufwiegen, so mufs wenigstens ein zahlreiches und schnelles Zusammentreten anderer Einzelner die äufseren Hindernisse des Erscheinens derselben hinwegzuräumen suchen. Wären es auch nicht die vielseitigsten wissenschaftlichen Interessen, welche sich an die Förderung des Althochdeutschen Sprachschatzes Hrn. Reg.-R. Graff's knüpfen, so dürfte dennoch diese unser Volk nicht anders als bereitwillig übernehmen, weil es *unsere* Sprache ist, der viele Opfer zu bringen, unser Landsmann für den schönsten Ruhm seines Lebens geachtet hat; gewifs, wir werden nicht zugeben, dafs die Magyaren, die gegenwärtig ein Beispiel von fast zu warmem Eifer für die ihnen angestammte Sprache geben, uns Kaltsinn gegen die unsrige Schuld geben. — Die Sprachforschung hat, weil das besprochene Werk zunächst in ihr Gebiet gehört, auch den nächsten Beruf, besorgt zu sein, dafs in demselben den allgemeinen und besonderen Anforderungen, welche sie jetzt zu machen berechtigt ist, Genüge geleistet werde, aber gerade sie ist es auch, welche schon in den früheren Schriften des Hrn. Verfs.: Althochdeutsche Präpositionen, Diutiska, Otfried's Krist u. s. w., in dem Fleifse von 12 Jahren, deren drei der Aufsuchung unbenutzter handschriftlicher Quellen in Deutschland, Frankreich, Italien und in der Schweiz gewidmet waren, in der wissenschaftlichen Anlage des Werkes selber, in welchem die Etymologie und Sprachvergleichung sich gebührender Weise geltend machen sollen, die sicherste Bürgschaft der Erfüllung ihrer Erwartungen besitzt.

Wir haben unsern Lesern nicht die Hinweisung auf ein Werk, dessen Erscheinen wir auch unsrerseits gern befördern möchten, schuldig bleiben wollen; dem verehrten Hrn. Reg.-R. Graff glauben wir nichts Besseres wünschen zu können, als dafs seine mühevolle Arbeit unter uns mit dem einmüthigen Enthusiasmus aufgenommen werde, dessen dieselbe unmittelbar nach den Deutschen Befreiungskriegen gewifs gewesen wäre, da sie ja in einem gleichen ihre Wurzel hat: und dafs er sie in ungeschwächter Gesundheit und Kraft zu einem baldigen und glücklichen Ende bringen möge! —

Pott.

LXIX.

Supplemente zu Georg Simon Klügels Wörterbuche der reinen Mathematik. Herausgegeben von Johann August Grunert, Dr. u. Prof. der Mathematik zu Brandenburg a. d. H. Erste Abtheilung, A. bis D. Leipzig, 1833. *bei Schwickert.*

Der Hr. Vf. giebt in der Vorrede die Gründe an, welche ihn veranlafst haben, dem nunmehr durch ihn vollendeten mathematischen Wörterbuche diese Ergänzungen nachfolgen zu lassen. Er bemerkt, dafs die Fortschritte, welche die Mathematik seit dem Beginn dieses Werkes vor etwa 30 Jahren gemacht hat, sowohl in Ansehung der verbesserten Methoden als der neuen Resultate so bedeutend gewesen sind, dafs ein grofser Theil der damals von Klügel verfafsten Artikel gänzlich veraltet dasteht, und neue Bearbeitung erfordert. Da indessen das Bedürfnifs von Nachträgen in dem Maafse abnimmt, als die Artikel des Wörterbuches aus späterer Zeit herrühren, so sollen dieselben auf zwei Bände beschränkt werden, von denen der erste der Gegenstand des folgenden Berichtes ist.

Derselbe umfafst auf 737 Seiten eine beträchtliche Anzahl zum Theil sehr ausführlicher Artikel, aus welchen Ref., mit Beibehaltung der alphabetischen Anordnung, nur einige derjenigen hervorzuheben beabsichtigt, welche ihm die wichtigsten zu sein und den Maafsstab für die Beurtheilung des ganzen vorliegenden Bandes abgeben zu kön-

nen scheinen. Der Artikel: Anwendung der Analysis auf die Geometrie beginnt mit der Bemerkung, dafs die im Artikel: Linie und Ebene, entwickelten Gleichungen diesen Anwendungen als Principien zu Grunde liegen. Hierüber ist zu bemerken, dafs es eine Anwendung der Analysis, d. h. des gesammten niederen und höheren Calcüls auf die Geometrie auch ohne jene Gleichungen giebt, welche zwar als höchst wichtige Lehrsätze dastehen, keinesweges aber die Anwendung der Rechnung auf Geometrie begründen, von der sie vielmehr nur einen Theil bilden. Ueberhaupt hat Ref. seine Vorstellung von der Art, wie dieser Artikel zu behandeln war, mit der Ausführung des Hrn. Verfs. nicht in Einklang zu bringen vermocht. Es war hier der Ort, auf die Gründe zurückzugehen, durch welche die Einführung der Rechnung in die Geometrie bedingt wird, zu zeigen, unter welchen Beschränkungen und wie sich algebraische Formeln geometrisch construiren lassen, welche Mittel die Rechnung besitzt, um die Lage eines Punktes im Raume genau anzugeben, und überhaupt über das Verhältnifs der Rechnung zur Geometrie etwas Allgemeines zu sagen. Freilich wäre dieses ungleich schwieriger, aber auch dem Namen des Artikels angemessener gewesen, als die Mittheilung einiger nur als Beispiele hervorgehobener Sätze über die gegenseitigen Berührungen von Kreisen, die Malfattische Aufgabe, die stereographische Projection, welche eben so gut in andere Artikel konnten verwiesen werden, während sie Niemand in dem eben besprochenen vermuthen wird.

Eben so wenig ist es zu billigen, dafs der Hr. Vf. sich begnügt, in dem Artikel: Barycentrischer Calcul, das berühmte Werk von Möbius zu nennen, und seinen Lesern zu empfehlen, ohne im Geringsten auf diese neue analytische Methode näher einzugehen. Hr. Prof. Gr. sucht sich zwar durch die Bemerkung zu rechtfertigen, dafs ein kurzer Auszug aus dem genannten Werke, wie ihn allein der Raum gestatte, nicht wohl möglich sei. Dieses kann man allerdings, bei dem mannigfaltigen Inhalte jenes Werkes, wohl zugeben, allein zugleich ist zu bemerken, dafs für den vorliegenden Zweck nur ein gewisser Theil desselben in Gebrauch zu ziehen war, welcher die Erläuterung der Gründe und die einfachsten Anwendungen dieser Rechnung betrifft. Der Hr. Verf. scheint den Zweck solcher Darstellungen zu hoch gestellt zu haben, wenn er sie deswegen ganz aufgiebt, weil sich darin Vollständigkeit nicht erreichen lasse. Wenn das Studium der Originalwerke immer die Hauptquelle einer gründlichen Kenntnifs bleibt, so besteht dagegen das Verdienst eines Werkes, wie das vorliegende, grofsentheils in der Kunst, mit welcher es das Wesentliche ihres Inhaltes hervorzuheben vermag, ohne denselben in seiner ganzen Verzweigung verfolgen und mithin sich selbst an die Stelle der Originale setzen zu wollen. Unstreitig hat der Hr. Verf. seinem Werke durch Verzichtung auf kurze Darstellung dieser neuen Methode Eintrag gethan, und eine Gelegenheit versäumt, um derselben mehr Eingang zu verschaffen, als sie bisher gefunden zu haben scheint. An Raum würde es nicht gefehlt haben, wenn eine Menge des ganz Gewöhnlichen, und hinreichend Bekannten, welche sich in mehreren Artikeln findet, weggelassen oder abgekürzt worden wäre.

Der Artikel: Berührung, ist bestimmt, im Zusammenhange eine allgemeine Theorie der Berührung der Curven einfacher und doppelter Krümmung und der krummen Flächen vorzutragen. Hier wird S. 63 der Satz aufgestellt: Wenn zwischen zwei beliebigen Curven in einer Ebene eine Berührung der ersten Ordnung Statt findet, so kann in derselben Ebene durch den Berührungspunkt keine dritte Curve gezogen werden, welche in der Nähe des Berührungspunktes zwischen den beiden gegebenen Curven liegt. Hier mufste offenbar hinzugefügt werden, was auch in der zum Beweis vorausgeschickten Rechnung liegt, dafs die dritte Curve die beiden ersten nicht berühren, sondern nur schneiden soll. Ohne diesen Zusatz erscheint die Aussage geeignet, Anfänger, welche den vorhergegangenen Beweis nicht klar genug übersehen, irre zu leiten. Auffallend ist, dafs beinahe eine ganze Seite (118) gebraucht wird, um Folgendes zu beweisen: Ist $At + Bu + Cv = o$ die Gleichung einer Ebene, die durch den Anfangspunkt der Coordinaten geht, so kann man zwischen den Coefficienten A, B, C die Relation annehmen, dafs $A^2 + B^2 + C^2 = 1$. Hier war es nicht nöthig, auf die Principien der analytischen Geometrie zurückzugehn, da einer der Coefficienten sich als beliebig ansehen läfst, und nur seine Verhältnisse zu den beiden andern unverändert bleiben müssen. — Bekanntlich lassen sich die Sätze von den Krümmungshalbmessern der Flächen geometrisch durch Betrachtung unendlich kleiner Schnitte sehr einfach ableiten, wie z. B. Möbius bar. Calc. S. 133 u. f. gelegentlich zeigt. Hr. Gr. übergeht aber

diese Art von Betrachtungen, welche gewifs vorzüglich geeignet sind, um eine klare Einsicht mit vieler Leichtigkeit zu gewähren, mit Stillschweigen. — Am Schlusse des Artikels wird noch die Abhandlung von Gaufs: *Disquisitiones generales circa superficies curvas* als eine wichtige Erweiterung der Lehre von den krummen Flächen genannt, und auf die Bearbeitung derselben, welche der Vf. in seinem Werke über sphäroidische Trigonometrie gegeben hat, verwiesen. Ref. ist der Meinung, dafs diese neuen Forschungen nothwendig eine Stelle in den Nachträgen finden mufsten. Ein Gleiches gilt auch noch von andern Untersuchungen, die zu der Theorie der krummen Flächen gehören, besonders denen von Lancret über die Abwickelung der Curven von Flächen, welche Lacroix im dritten Bande der zweiten Ausgabe seines grofsen Lehrbuches mittheilt. Die Darstellung, welche an dem angeführten Orte allerdings weitläuftige Rechnungen herbeiführt, läfst sich durch geometrische Betrachtung sehr vereinfachen und unmittelbar auf ihre allgemeine Grundlage zurückführen. Ref. will diese Gelegenheit benutzen, um seine Ansicht den Mathematikern vorzulegen. Man stelle sich auf einer krummen Fläche eine beliebige Curve vor; an diese Curve denke man sich in jedem Punkte berührende Ebenen gelegt, so bildet die Folge der Durchschnittslinien dieser Ebenen eine abwickelbare Fläche, welche die gegebene krumme Fläche in der gegebenen Curve berührt. Denkt man sich nun die berührende Fläche in eine Ebene abgewickelt so entsteht eine ebene Curve, welche der auf der gegebenen Fläche vorgelegten entspricht. Die Aufgabe ist, den Krümmungshalbmesser dieser ebenen Curve zu bestimmen. Man nenne R den Krümmungshalbmesser der Curve auf der Fläche in irgend einem Punkte, ϱ den Krümmungshalbmesser der abgewickelten Curve in dem entsprechenden Punkte und i die Neigung des Krümmungshalbmessers R gegen die Berührungsebene der Fläche. Man betrachte zuerst einen Kreis auf einer Kugel, lege einen Berührungskegel an denselben, und wickele ihn ab; so ist die abgewickelte Curve ein Kreisbogen, für welchen in jedem Punkte die Gleichung gilt: $\varrho \cos i = R$, welche sich aus der Betrachtung des berührenden Kegels ergiebt, weil der Abstand des Scheitels von einem Punkte der Curve dem Halbmesser ϱ gleich ist. Diese Gleichung läfst sich nun auf jede Fläche und jede Curve übertragen, wenn man das unendlich Kleine zu Hülfe nimmt. Nehmlich ein Element der Curve kann angesehen werden als dem Krümmungskreise angehörig, dieser aber als beschrieben auf einer die Fläche berührenden Kugel, deren Mittelpunkt da liegt, wo ein aus dem Mittelpunkte des Krümmungskreises auf die Ebene desselben errichtetes Loth die Normallinie der Fläche trifft. Vermöge dieser Ansicht ergiebt sich für jedes Element der Curve auf der Fläche und das entsprechende Element der abgewickelten Curve die Gleichung $\varrho \cos i = R$, welche nun weiter dient, um den gesuchten analytischen Ausdruck für ϱ zu bilden. — Diese Gegenstände hängen zwar mit dem Inhalte des Artikels: Berührung, einigermafsen zusammen; es würden aber sowohl die Gaufsischen als auch die erwähnten Lancretschen Untersuchungen am besten in einem Artikel über krumme Flächen Platz finden. — Der Artikel: bestimmtes Integral, geht nach der Reihe die verschiedenen Methoden durch, deren man sich zur Ausmittelung der Integralwerthe, bei gegebenen Grenzen, bedient hat, und von welchen folgende aufgezählt werden: Es kann für ein Integral irgend ein Ausdruck, z. B. durch partielle Integration gefunden sein, aus welchem sich ein Werth, für bestimmte Grenzen des Integrals, ableiten läfst. Ein Integral kann in eine Reihe entwickelt, diese aber nachher auf andere Weise summirt werden. Aus einem bestimmten Integral kann man durch Differentiation der Constanten andere ableiten, oder auch Differentialgleichungen finden, welche den Werth desselben liefern. Endlich da bei doppelten Integrationen die Ordnung beliebig ist, so kann man durch geschickte Anwendung dieses Satzes bestimmte Integrale transformiren und in manchen Fällen ihre Werthe ermitteln. Alle diese Methoden werden durch Beispiele erläutert. Bei der Aufzählung derselben hätte noch bemerkt werden können, dafs die allgemeinen Gleichungen, welche sich auf die Vergleichung der Transcendenten beziehen, theils unmittelbar Relationen zwischen bestimmten Integralen, theils auch zuweilen Werthe solcher Integrale liefern. Ja man könnte noch weiter gehend behaupten, dafs die Theorie der bestimmten Integrale nur ein Corollarium einer allgemeinen Theorie der transcendenten Funktionen ausmacht, wenn gleich diese Ansicht gegenwärtig schwer durchzuführen sein möchte. Ref. fügt noch einige Bemerkungen über Einzelnes bei.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Supplemente zu Georg Simon Klügels Wörterbuche der reinen Mathematik. Herausgegeben von Johann August Grunert.

(Schlufs.)

Die Integrale (S. 171 u. 173.) $S_0^\infty x^n e^{-ax} \sin. axdx$ und $S_0^\infty x^n e^{-ax} \cos. axdx$ ermittelt Hr. Prof. Gr. nach einer ihm eigenen Methode, mit Vermeidung des Imaginären; aber er beschränkt sich zugleich nur auf den Fall, wenn n eine ganze Zahl ist, während doch dieselben Integrale sich auch durch die Funktion Γn ausdrücken lassen, wenn n ein positiver Bruch ist, und schon anderweitig gegeben sind. S. 188 wird die Reduktion der Eulerschen Integrale der ersten Art auf die der zweiten Art für ganze Werthe der Elemente p und q bewiesen, für gebrochene aber im Grunde ohne Beweis behauptet. Nicht abzusehen ist, weshalb bei der Integration der Gleichung $\frac{d^2y}{d\alpha^2} - y = o$ (S. 229) erst eine Reihe mit unbestimmten Coefficienten zu Hülfe genommen, und durch diese, mit Zuziehung des hier wirklich entbehrlichen Imaginären, endlich das Integral $y = Ce^a + C'e^{-a}$ abgeleitet wird, welches sich ohne diesen Umweg finden liefs. — Der Artikel: binomischer Lehrsatz, beginnt mit allgemeinen Untersuchungen über die Convergenz der Reihen, obgleich diesen ein eigener Artikel gewidmet ist. Der Beweis des Satzes, auf den binomischen Lehrsatz für Fakultäten gegründet, und daher auf der Multiplikation zweier allgemeinen Reihen beruhend, scheint dem Ref. zu den besten zu gehören, die man geben kann.

Der Artikel: Convergenz der Reihen, enthält eine Zusammenstellung der schönen Untersuchungen, welche Cauchy über diesen Gegenstand angestellt hat. Mehr dem Hrn. Vf. angehörig ist die Bearbeitung des Artikels: Coordinaten, welcher grofse Sorgfalt zu Theil geworden. — In dem Artikel: Cyklometrie, wird zuerst ein neuer Beweis für die Reihen gegeben, durch welche man $\sin. x$ und $\cos. x$ darstellt. Freilich bedarf dieser Beweis weder der Differential-Rechnung noch des Imaginären; und dieses ist es eben, was der Verf. will. Es scheint aber weniger Mühe erforderlich zu sein, um sich die Kenntnifs dieser Elemente anzueignen, als um sich durch diese weitläuftigen Rechnungen hindurchzuarbeiten. Dasselbe dürfte auch in Ansehung des Artikels: Cylinder, gesagt werden, worin der Verf. sich die Mühe gegeben hat, die Oberfläche des schiefen Cylinders und Kegels mit kreisförmiger Grundfläche ohne Hülfe der Differentialrechnung durch eine Reihe auszudrücken, welches ihm (S. 558.) deshalb als zweckmäfsig erscheint, weil der schiefe Cylinder mit kreisförmiger Grundfläche ein der elementaren Geometrie angehöriger Körper ist. Er ist dies doch aber nur in so weit, als seine Eigenschaften sich durch die Mittel der Elementargeometrie finden lassen, zu welchen man eine so weitschweifige Rechnung, welche die klare und viel leichtere Differentialrechnung ersetzen soll, nicht mit Recht zählen kann. Insbesondere ist nicht wohl einzusehen, welchen Nutzen solche Artikel in einem Werke von der Art des gegenwärtig besprochenen haben, welches den Mathematikern als ein Repertorium zu dienen bestimmt ist. Wie viele wichtige Sachen hätten noch Platz finden können, wenn diese sogenannten elementaren Darstellungen vermieden worden wären. — Die Summation der umgekehrten Potenzen der natürlichen Zahlen kann nicht für streng erachtet werden, da zu diesem Zwecke solche Reihen gebraucht werden, wie:

$$1 - 1 + 1 - 1 + 1 - 1 \ldots = \tfrac{1}{2},$$

$$1 - 2^2 + 3^2 - 4^2 + 5^2 - \ldots = 0, \text{ u. s. f.}$$

(S. 537 und 538.), deren Anwendung mit den Grundsätzen der Strenge, welche an anderen Stellen dieses Buches befolgt werden, in Widerspruch steht.

Zur Vervollständigung dieses Berichtes wird noch

bemerkt, dafs die Differentialrechnung in einem ausführlichen Artikel nach Cauchy bearbeitet und in dem Artikel: Dreieck, eine Sammlung von Sätzen über diese Figur gegeben worden ist, gegen deren Anordnung sich bemerken läfst, dafs allgemeinere Sätze, wie 11, 12, 16, besser an die Spitze gestellt worden wären. Die Uebersicht wird dadurch sehr erschwert, dafs die Sätze blofs hintereinander aufgeführt und nicht in Gruppen zusammengestellt sind.

Ueberhaupt glaubt Refer., dafs eine länger fortgesetzte Feile und Umbildung diesem Werke sehr zum Vortheil gereicht haben würde, in welchem sich zwar eine Menge bedeutenden Stoffes befindet, dessen Darstellung aber nicht überall einen gleichen und hinlänglichen Grad der Vollendung erreicht hat.

Dr. Ferd. Minding.

LXX.

Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere von Eduard Baumstark, Privatdocenten in Heidelberg. Heidelberg, bei G. Reichard. 1833. *gr.* 8. 604 *S.*

Obgleich wir durch Nebenius über den öffentlichen Kredit ein Werk erhielten, welches, wenn es vollendet ist, eine grofse Reihe von Jahren allen Anforderungen Stich halten wird, so verdient doch die vorliegende Schrift den nicht unwillkommenen Gaben beigezählt zu werden. Denn dieselbe berührt Erscheinungen, welche erst in der allerneusten Zeit hervortraten, und bespricht und berichtiget viele Ansichten, welche der jeder Polemik und Kontroverse ausweichende Nebenius unbeachtet läfst. Da eine Berichterstattung über den Inhalt neuerer literarischer Produktionen, in so weit derselbe nur die Wiederhohlung oder specielle Ausführung solcher Sätze betrifft, die bereits zum wissenschaftlichen Gemeingut geworden sind, in diesen Blättern nicht an ihrer Stelle sein würde, so sei es mir erlaubt, ohne nähere Berücksichtigung aller einzelnen Abschnitte der genannten Schrift, nur auf einigen Punkten zu verweilen, welche der sorgsamsten Untersuchung würdig erscheinen.

Der erste Versuch bespricht „das Wesen und die letzten Gründe des Staatskredits", eigentlich aber nur die letzten Gründe. Der Verf. bezeichnet als solche, *a*) den intellektuellen, *b*) den moralischen, *c*) den rechtlichen Zustand der staatsbürgerlichen Gesellschaft, *d*) den politischen Stand des Staates, *e*) den wirthschaftlichen Zustand der Regierung, *f*) den wirthschaftlichen Zustand der Nation. Diese Angabe ist in dreifacher Hinsicht mangelhaft. Erstens ist nämlich der intellektuelle Zustand des Volkes nach des Verfassers eigner Ansicht kein besonderes Moment des öffentlichen Kredits. Zweitens ist die Reihenfolge der Grundlagen ganz willkürlich. Wie aller Kredit auf der Ansicht des Kapitalisten vom Vermögen und von dem redlichen Willen des Kreditsuchenden beruht, so kann auch der Staatskredit nur beruhen I. auf dem Vermögen und der Wirthschaft, *a*) der Nation, *b*) der Regierung, II. auf dem Rechtsstande und den politischen Verhältnissen, *a*) der Nation *b*) der Regierung, III. auf den Verhältnissen, nach welchen die Kapitalisten das Urtheil über I. und II. bilden müssen. Da nun der Verf. den letzten Punkt nicht besonders hervorhebt, so ist endlich die angeführte Angabe auch unvollständig zu nennen. Die Beleuchtung der Wirksamkeit der einzelnen Momente ist im Allgemeinen erschöpfend und richtig. Nur in zwei höchst wichtigen Punkten finde ich den Vf. ungenügend. Der erste Punkt betrifft das Papiergeld, der andere die Kapitalrentensteuer. Der im Fache der politischen Oekonomie unstreitig dominirende Rau hat der deutschen Theorie die Vorstellung eines zum Theile ungedeckten Papiergeldes geläufiger gemacht, indem er zu dem gedeihlichen Bestehen desselben nur freie Cirkulation neben Metallgeld, und gehörige Anstalten zur Honorirung der zur Auswechslung strömenden Zettel anforderte, und durch Beschränkung auf gröfsere Noten, so wie durch das in den Realisationskassen hervortretende Zeichen des Papiergeldbegehres das brauchbarste Maafs der zulässigen *Menge* gegeben meinte. Hr. Baumstark ist anderer Meinung und hält mit mehreren französischen Schriftstellern p. 258. in gewisser Hinsicht „die Emission von Papiergeld schon für ein dem Staatskredit ungünstiges Zeichen", weil ein Staatspapiergeld von zu wandelbaren Preisregulatoren, nämlich *a*) Gebrauchswerth im Verkehre, *b*) Nachfrage, *c*) Stand des Metallgeldes und Metallwerthes, abhängig sei. Was den Gebrauchswerth als Tauschmittel anbelangt, so richtet sich derselbe ganz nach der richtigen Menge des Papieres. Der Verf. läugnet, dafs das Zurückströmen der Zettel

zur Bank ein Regulativ hinsichtlich der Menge enthalte, da ja die Auswechslung auch wegen des zufällig gestiegenen Werthes der Münzen sehr stark begehrt werden kann. Die stärkere Nachfrage nach Banknoten soll eben so wenig einen Schlufs auf den Cirkulationsbedarf erlauben, da ja die Kaufleute die Noten oft nicht für den allgemeinen Umlauf, sondern als Geschäftskapital suchen. Die Beachtung der Nachfrage kollidirt nach dem Verf. zu sehr mit dem Interesse des Aerars, als dafs je zu erwarten sei, das Angebot, die Emission werde sich lange *hinter* dem Begehre halten. Das Metallgeld soll endlich eben durch das Papiergeld immer einen solchen Werth erhalten, dafs der Zudrang der Noten zur Auswechslung bald die reichste Kasse erschöpft und die Einstellung der Honorirung, also auch die Erschütterung der Noten nach sich zieht. « Ich glaube nicht, dafs diese allerdings recht scharfen Einwendungen der Sache des Papiergeldes den Todesstofs versetzen können. Fürs Erste ist gewifs das beständige Zuströmen der Noten wegen gestiegnen Metallgeldwerthes nicht zu besorgen, sobald die Noten nur auf gröfsere Summen lauten. Es kann da nicht so viel Metall abfliefsen, dafs das zurückbleibende einen sehr erhöhten Werth gewinnen müfste. Eben so wenig kann das Metall durch Noten im Inlande so sehr im Preise sinken, dafs man stets oder lange die Realisirung der Noten blofs der Ausfuhr wegen begehren könnte. Wird die Auswechslung wegen zufällig gestiegenen Metallwerths stark begehrt, dann ist der Begehr auch nur vorübergehend und gewifs nur dann gefährlich, wenn die Regierung gar keinen Schlagschatz erhebt. Ob nicht die Wiedereinführung eines Schlagschatzes in England 1816 sich zum Theile hierauf stützte? Zweitens darf man wohl kaum annehmen, dafs auch jetzt noch zu befürchten stehe, das Ausgebot der Noten werde stets der Nachfrage weit vorausgehen. Die preufsische Regierung wurde von mehreren Seiten, selbst von den Provinzialständen zu neuen Zettelemissionen aufgefordert, ohne Folge zu leisten! Drittens kann man wohl behaupten, dafs der Einflufs des Standes der Münze auf das Papiergeld meistens keine Gefahren bereitet, die nicht auch bei einer ganz baaren Circulation eintreten würden. Nur *solche* Schwankungen des Standes der Münze kommen auf die Rechnung der Zettel, *welche* von dem aus dem Papiergeld entspringenden Auswandern des Metallgeldes herrühren. Inzwischen wird bei einem richtigen Papiergeld kein zu starkes Ausströmen der Münze vorkommen, falls nur die Handelsverhältnisse berücksichtiget werden. Bei günstiger Handelsbilanz, sagt v. Struensee, ist Papier ohne Gefahr für die Baarschaft; bei ungünstiger Handelsbilanz mufs man auf Notenemissionen Verzicht leisten, Es liegt in dieser ganz vergessenen Bemerkung viel Wahres, das man ohne Rückfall in den Merkantilism anerkennen darf. So viel von dem Papiergelde; ich gehe zu der Kapitalsteuer über. In neuester Zeit hat sich die öffentliche Meinung allenthalben dawider ausgesprochen, dafs die Renten der Kapitalisten keiner direkten Steuer unterzogen werden. Hr. Baumstark findet jedoch pag. 213 jede Kapitalbesteurung dem Staatskredit nachtheilig. Nach seiner Meinung hat die Kapitalrente nicht jene Eruirbarkeit, welche zu einer direkten Steuer gehört. Man kann die Kapitalien nicht recht nach ihrem Betrage ergreifen, weil der Werth der Kapitalien nur auf der Nutzung beruht. Eine Steuer auf dem Zins werde daher immer nur entweder den Zinsfufs in die Höhe treiben oder die Kapitalien ins Ausland drängen. Die Besteurung der öffentlichen Fonds soll allen künftigen Anleihen nachtheilig sein. Die Kapitalisten sollen schon durch die anderen direkten Steuern angezogen werden, weil der Zinsfufs sich nach dem Gewerbsgewinn richtet und die direkten Steuern diesen immer senken (?) Das sind die Gründe, welche den Verf. zum Gegner der Ansicht des laufenden Tages machten. Ich gestehe, dafs ich diese Bemerkungen nicht für zureichend halte. Man spricht so viel von der Schwierigkeit, die Kapitalien zu ermitteln und nach ihrem Ertrage abzuschätzen; aber zu welcher direkten Steuer müssen nicht sehr mangelhafte Katastrirungen vorgenommen werden? Bietet die Abschätzung der Grundstücke nicht noch mehr Schwierigkeiten? Dennoch giebt man die Grundsteuer nicht auf. Eine mäfsige Steuer kann weder den Zinsfufs heben, noch die Kapitalien ins Ausland treiben. Auch die Gewerbsteuer, auch die Haussteuer, kurz jede direkte Steuer hat ein grofses Streben zur Uebertragung auf andere, indem man eine *bestimmte* Steuer gerne zu den Kosten setzt, während man Steuern von feinern Konsumtibilien u. s. w. auf sich sitzen läfst; gleichwohl leistet man nicht auf direkte Besteurung überhaupt Verzicht. Ich sehe nicht ein, warum bei Kapitalien eine Ausnahme zu machen wäre? Dafs die öffentlichen Fonds dort, wo keine Kapitalsteuer besteht, unbesteuert gelassen wer-

den müssen, versteht sich wohl von selbst. Mit nichten ist aber den Fondsinhabern an und für sich die Freiheit von der Kapitalsteuer zuzugestehen, da man nicht weiſs, ob denn die Kapitalisten gerade um den vollen Steuerbetrag wohlfeiler leihen werden. Nur die Rücksicht auf andere Staaten muſs die Fonds steuerfrei machen, weil sonst *a*) die Kapitalisten lieber auf ausländische Anleihen eingehen würden, *b*) weil man die Ausländer nicht direkt besteuern darf, will man ihre Kapitalien anleihen, *c*) weil die Besorgniſs entstehen müſste, die Regierung dürfte die Besteurung der Fonds zuletzt als eine versteckte Rentenreduktion miſsbrauchen. Würde aber die Steuer so eingerichtet, daſs sie nicht auf den Fonds selbst, sondern auf der Person des Besitzers zu haften scheint (specielle Vermögens- oder Einkommensteuer überhaupt) so würde kaum etwas Nachtheiliges zu besorgen sein. Hr. Baumstark hätte auf *diese* Betrachtungen um so mehr eingehen sollen, da ich dieselben in meiner mehrfach von ihm erwähnten Schrift über die Finanzkunst p. 74, 95, 121 (freilich, wie alles, sehr kurz) ausgestellt habe.

In dem zweiten und dritten Versuche handelt der Verf. von zwei auffallenden Erscheinungen der neuesten Zeit, nämlich von Zachariä's Schrift über das Staatsschuldenwesen, welche das Vertragsverhältniſs der Staatsgläubiger läugnet und sie unter das Staatsobereigenthumsrecht stellt, und von dem S. Simonianischen Kreditsysteme, welches die Staatsanleihen als ein Mittel behandelt, das Kapital aus den faulen Händen zu nehmen und es gegen einen an die Faulen zu bezahlenden Zins den Fleiſsigen oder Producenten zuzuwenden. Der Verf. bespricht beide Monstra der neuesten Finanzliteratur sehr ausführlich und gründlich. Doch nimmt es mich sehr Wunder, daſs er diese beiden schlagenden Irrthümer nicht noch mit einigen anderen vereinigt und unter einen allgemeinen, höhern Gesichtspunkt gestellt hat. Es cirkulirt auf dem Gebiete der Philosophie das Sprüchwort: daſs manches Philosophem erst dann in seiner Blöſse zum Vorschein kommt, wenn es aus der Metaphysik heraus — und in die Moral, insbesondre ins Naturrecht hineingeht. Man kann auf gleiche Weise behaupten, daſs viele staatsrechtliche Ideen erst dann in ihrer ganzen Gefährlichkeit erscheinen, wenn sie auf die Besteurung bezogen werden. Die Vorstellung des Staatsobereigenthums ist eine so geläufige, daſs die liberalsten Schriftsteller, Rousseau, von Rotteck, sie allenthalben im Munde führen.

(Der Beschluſs folgt.)

LXXI.

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf das wissenschaftliche und praktische Leben, von J. J. Littrow.

Man kann es nur mit Bedauern sehen, wenn ein Mann, der so begabt wie L. ist, statt uns mit Früchten eigener Forschung zu beschenken, es sich vielmehr angelegen sein läſst, Fremdes, namentlich Erzeugnisse des Auslandes wiederzugeben, was viele minder Begabte eben so gut zu thun im Stande wären. Diese Bemerkung, die wir schon bei mehreren andern in der letzten Zeit erschienenen Schriften desselben Verfs. machten, hat sich uns mit erneuter Kraft bei Durchlesung des vorliegenden Werkchens aufgedrängt. Denn manche der früheren Schriften, wenn sie auch keinen L. erforderten um geschrieben zu werden, sind doch an und für sich schätzbar, so wie z. B. die Schrift über die Kometen, wenn sie auch fast nur Ueberarbeitung einer ähnlichen Schrift von Arago ist, doch wohl manchem deutschen Leser zu einer richtigeren Einsicht verholfen hat. Für wen aber eigentlich diese Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmt ist, kann Rec. nicht einsehen, denn demjenigen der keine Mathematik versteht ist sie völlig ungenieſsbar, da nicht bloſs vom binomischen Lehrsatze die Rede ist, sondern sogar Integralformeln vorkommen, wer aber eine so bedeutende mathematische Bildung erlangt hat als sie hier vorausgesetzt wird, wird sich auch mit dieser flachen Exposition nicht begnügen.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält nach des Verfs. Bemerkung die eigentliche Wahrscheinlichkeitsrechnung *in ihrem ganzen Umfange* und kann als eine freie Bearbeitung von Laplace's *Essai philosophique* angesehen werden. Wir möchten aber jeden Leser bitten, ja nicht von der Bearbeitung auf das Original zu schlieſsen, wenigstens hat Rec. nie ein leereres Gerede eines Mathematikers gelesen, als es sich hier S. 24—41. findet. Die zweite Abtheilung ist nach Gauſsens bekannten Abhandlungen über die Methode der kleinsten Quadrate bearbeitet. Es wäre allerdings eine schöne Aufgabe, die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf eine allgemein faſsliche Weise darzustellen, oder doch wenigstens da, wo dies nicht angeht, die praktischen Regeln so zu erläutern, daſs sie auch dem Nichtmathematiker zugänglich wären; aber wenn wir auch gerne zugeben, daſs Hr. L. sehr geeignet ist, diese Aufgabe zu lösen, so hat er es wenigstens in diesem Werkchen nicht gethan.

№ 52.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere von Eduard Baumstark.

(Schlufs.)

Versteht man doch darunter nur die Nothwendigkeit des Zurücktretens der historischen Rechte vor dem allgemeinen Besten! Indem nun Zachariä mit seiner gewohnten Konsequenz das Staatsobereigenthum in den Finanzen geltend macht, kann wohl kein Zweifel mehr sein, welche Gefahren und Ungerechtigkeiten diese uralte juristische Fiktion in sich schliefst. Auch die S. Simonisten gründen sich auf naturrechtliche Vorstellungen, insbesondre der relativen Gleichheit, der Bestimmung der Sachen zur Ausbildung der Individualität oder Kapacität. Es ist ihnen der gesellschaftliche Vertrag die Quelle des Rechtes, durch die geeigneten Mittel der Kapacität das Nöthige zuzuführen. Nur wer sich nicht zu Ideen erheben kann, sieht nach ihrer Meinung in dem Finanzwesen nicht das Mittel, die Ungleichheiten der Welt aufzulösen! Einer besondern Besprechung wäre der Gebrauch des Wortes *Volk* oder *Nation* in der politischen Oekonomie werth gewesen. Man wendet jetzt die Sache völlig um. Sah man sonst den Wald vor lauter Bäumen nicht, so sieht man jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht. Wenn nur die Gesammtmasse der Güter unverändert bleibt, so ist nach Vielen eine Maafsregel unschädlich. Selbst bei Ricardo tritt diese abstrakte Auffassung oft nachtheilig hervor. Will er doch z. B. die Nationalschuld durch Vertheilung unter die Einzelnen auflösen. Die furchtbarste Folge dieser Abstraktion ist aber die Empfehlung des Staatsbankeruts, welchen Zachariä ein heroisches Mittel nennt, mit Aufopferung einiger Glieder den ganzen Körper zu fördern.

Im vierten, fünften und sechsten Versuche beleuchtet der Verf. den Kurs, die kaufmännischen Geschäfte und die europäischen Wirkungen der Staatspapiere. Die Regulatoren des Kurses der Staatspapiere führt der Vf. p. 471. in folgenden Umständen vor, *a*) Werth des Papieres, für den Kapitalisten bestimmt durch Gröfse des Zinses, Sicherheit der Anlage und Eingang des Zinses, für den Papierhändler nur bestimmt durch die Aussicht auf Kursdifferenzen, *b*) Kosten der Anschaffung der Papiere von Seiten der Verkäufer, *c*) Marktpreis der Papiere, *d*) Zahlungsfähigkeit des Käufers, *e*) Werth der Tauschmittel, *f*) Konkurrenzverhältnisse. Gegen diese Ordnung der Kursregulatoren liefse sich Manches einwenden. Ich will aber nur bemerken, dafs die Zahlungsfähigkeit des Käufers nicht als ein besonderes Moment hervorzuheben ist. Schuldbriefe auf niedrige Summen haben ja nicht blofs gröfsern Markt, sondern auch gröfsern Werth für den Kapitalisten. Er ist im Stande kleine Summen fruchtbar anzulegen, die er sonst todt im Schreine bewahren müfste. Die Konkurrenzverhältnisse nehmen in der That nicht die letzte Stelle unter den Regulatoren des Kurses ein. Es hätte die Mühe gelohnt, ihre Bestimmungsgründe z. B. Zeitungsnachrichten, Börsenmanoeuvres, ein wenig zu beleuchten. Der Zins ist heut zu Tage unstreitig der Hauptregulator des Kurses der Staatspapiere. Daher denn ein Papier nothwendig in verschiedenen Ländern bei verschiedenem Zinsfufs verschiedenen Kurs hat, zuweilen im Heimathstaate den niedrigsten! Im December 1832 standen die 5procentigen östreichischen Metalliques fast an demselben Tage

in Frankfurt a. M. 83⅝
— Wien . . 84$\frac{11}{16}$
— Hamburg . . 87⅝
— Breslau . . 88¼

Vergleiche östr. Beob. 1832 N. 350, allg. Zeit. N. 350, Börsenhalle N. 349, Schles. Zeit. N. 299.

Den Einflufs des europäischen Staatsschuldenwesens beleuchtet der Verfasser grofsentheils im Gegen-

satze zu Zachariä. Zunächst spricht er von dem Einflufs auf die Privatwirthschaft. Es ist unrichtig, wenn er pag. 496 die Einwirkung auf das Borgen als eine privatwirthschaftliche bezeichnet, sie ist durchaus eine volkswirthschaftliche. Dagegen zieht er mit Recht den öffentlichen Bankerut in das Gebiet der Privatwirthschaft. Die Gesammtheit kann bei demselben nämlich gewinnen, wenn Zinszahlungen an das Ausland aufhören, oder wenn die Verlierenden aus Sterilen, die Gewinnenden aus Produktiven bestehen. Ich rechne es dem Verf. zu besonderem Verdienste an, dafs er die von Hume schon verschleierte, furchtbare Seite des Staatsbankerutes in das gehörige Licht setzt. Es sind wirklich nicht eine „Handvoll Geldaristokraten", die man in den gähnenden Schlund stürzt, um die „Gesammtheit" zu retten. Das harte Loos trifft überaus viele Familien, und noch dazu meistens aus der sparsamen Mittelklasse. Das bestätiget die Uebersicht von den Interessenten der englischen Staatsschuld. Nach der preufsischen Staatszeitung, 1833, N. 135, beziehen nur 60 Individuen jährlich 10,000 ℔, nur 75 beziehen jährlich 6000 ℔., nur 417 etwa 4000 ℔. jährlich und nicht einmal 9000 über 600 bis 4000 ℔. jährlich. Unter diesen Individuen befinden sich aber sehr viele moralische Personen, d. h. Korporationen, milde Anstalten! Dagegen beziehen 98,305 Individuen nur 100 ℔. jährlich, 44,648 nur 20 ℔. und darüber, 87,167 gar nur 10 ℔. jährlich. Geschieht der Staatsbankerut nicht in einem verzinslichen Staatspapiere, sondern in einem öffentlichen, *gezwungen cirkulirenden* Papiergelde, so ist derselbe von den schrecklichsten Folgen. In diesem Falle verliert auch die *Gesammtheit* alles, was Ausländern zu gute kam, oder produktiven Inländern durch die Stockung des Umlaufs u. s. w. entging. Die Summe der Verluste der *Einzelnen* ist aber gleich dem Produkte aus der Summe des Papiergeldes, aus den Procenten der geschehenen Entwerthung desselben und aus der Zahl der Umläufe, welche in den Zwischenperioden stattfanden. Ich habe mich bei dem Verf. darüber zu beklagen, dafs er pag. 499. in einer polemischen Anmerkung mich einem solchen Bankerut das Wort reden und den Verlust nur auf den Betrag der Entwerthung des Papiergeldes anschlagen läfst. Ich spreche S. 111 meines angeführten Werkes nur von der „Erschütterung eines sonst richtigen" Papiergeldes durch „aufserordentliche, ins besondere Kriegsereignisse", die einstweilige *Suspension* der Honorirung, ja wohl gar der Acceptation der Noten an der Steuerkasse, zur Folge haben können. Da nun ein „richtiges Papiergeld" nach pag. 108. m. W. frei, neben Metallgeld, bei offenen Realisationskassen, cirkuliren mufs: so kann gewifs die *momentane* Erschütterung desselben nur die *Besitzer* desselben treffen und der Verlust im Ganzen doch höchtens nur dem Betrage der Entwerthung gleichen. Da die Steuern in der Regel diejenigen treffen, die zum Erwerbe oder zum Leben Geld in der Hand haben müssen: so konnte ich auch untersuchen, ob der Verlust durch eine momentane, grofse Papiererschütterung zu den Opfern an Steuern in einem sehr auffallenden Verhältnisse stehe. Die ganze Berechnung ist eine Beispielweise, auf willkürliche Annahmen gegründet; ich hätte kaum erwartet, dafs man sie als den „Ausdruck einer Theorie" bezeichnen werde. Da ich den Verfasser noch nicht recensirte, so kann ich dem Mifsverstand keinen bösen Willen unterstellen, sondern ich mufs die Schuld auf die zu gedrängte Kürze der Darstellung schieben. Auch mag der Verf. verhindert gewesen sein, der Schrift eine genauere Durchsicht zu Theil werden zu lassen. Mich bestätiget hierin die Bemerkung, dafs er Manches aus dem Büchlein ohne Citat mit den *angezeigten* Druckfehlern übertrug. So finde ich z. B. *pag.* 445 einen E. Pereire als *wirklichen* S. Simonianer verzeichnet, und mein Citat: *Revue encycl. T. I—II, pag.* 40, statt *T. LII, pag.* 40, Zeichen für Zeichen übertragen. — Unter den Wirkungen der Staatsschulden auf die Volkswirthschaft steht die Steigerung des Zinsfufses oben an. Konsequenter Weise hätte der Verf. jede geschehene Steigerung ableugnen sollen, da er pag. 22. die Bemerkung machte, dafs „die Zinsprocente der Staatsschuld immer kleiner sind, als die im gemeinen Leben." Sehr gut bespricht der Verf. die politischen Folgen. Dagegen vermifst man eine Betrachtung über Grund und Grenze der Anleihen, aus der europäischen Finanzgeschichte abstrahirt! Ich gestehe, dafs ich die Lücke fühlte.

Um zum Schlusse den Anhang noch zu erwähnen, bemerke ich, dafs er Uebersichten der englischen und französischen Finanzen und der europäischen Staatspapiere enthält.

Johann Schön.

LXXII.

Neue Auslegung der Bibel, zur Erforschung und Darstellung ihres Glaubens begründet, mit Charakteristik der neuesten theologischen Grundsätze, Richtungen und Parteien, von Dr. G. Chr. R. Matthäi. Göttingen, 1831. XII. u. 702 S.

Der Hr. Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, wie der rein grammatisch-historische Standpunkt, dessen Nothwendigkeit die neuere exegetische Schule mit siegreichen Waffen geltend gemacht hat, doch nicht *ein Letztes* ist, sondern sich über sich selbst hinaustreibt, — mit andern Worten, wie die Auslegung der Bibel, wenn sie eine wahre sein und der Dogmatik vorarbeiten will, der Philosophie nicht entbehren kann. Es ist der Exegese fast gegangen, wie der Geschichtschreibung: auch an diese hat man, nachdem sie, besonders seit Ende des vorigen Jahrhunderts fast ganz in subjektivem Räsonnement und in Reflexionen, die die Vergangenheit nur im Lichte der modernen Weltansicht erscheinen liefsen, untergegangen war, die Anforderung der strengsten Objektivität gemacht, womit man andeuten wollte, der Geschichtschreiber solle sich alles subjektiven Urtheils, alles Hineintragens moderner Vorstellungen in die Vergangenheit, all jenes falschverstandenen Pragmatismus entschlagen, und eine vergangene Zeit nur *wie sie wirklich gewesen, in ihrem eigenen Lichte* schildern. Diese Anforderungen waren und sind ein nothwendiges Moment für die Fortbildung und Vollendung der Geschichtschreibung, und das Streben, ihnen nachzukommen, hat dieser ein neues frisches Leben verliehen, wovon wir denn auch die Früchte in vielen neuern historischen Werken aller Art, mögen sie der politischen, der Religions-, der Literatur-, oder der Kunstgeschichte angehören, vorliegen sehen. Allein die konsequente Durchführung jener abstrakten Anforderungen ist eben so sehr unmöglich, als sie, wenn sie möglich wäre, alles Leben der Geschichte tödten würde. Denn wenn die Vergangenheit *in ihrem eigenen Lichte*, das heifst doch, in dem *Geiste*, der sich in ihr offenbart hat, dargestellt werden soll, so schwebt doch dieser Geist nicht *als ein Fertiges* über den Erscheinungen, so kann ihn doch der Darsteller nicht als ein Aeufserliches greifen und fassen; vielmehr *wird* er erst für den letzteren durch die *wesentliche Beziehung*, in welche er mit ihm tritt. Auffassen des Geistes setzt Geist, Selbstthätigkeit, Wechselwirkung voraus: der Darsteller kann seinen Geist nicht als ein *Vacuum*, als einen blofsen *Ort* mitbringen: solche Abstraktionen widersprechen eben so sehr dem gesunden, unbefangenen Sinne, als der Philosophie, welche lehrt, dafs der Geist nur für den Geist ist. Aber freilich soll der Geschichtschreiber nicht *sein* subjektives Meinen, *seine* abstrakte Reflexion mitbringen, sondern der objektive Geist soll eben dadurch in ihm werden, dafs er diese aufgiebt, dafs er sich von ihnen befreit; die *vollständige* Befreiung von ihnen gewährt aber die Philosophie.

Was von der Geschichte im Allgemeinen gilt, das gilt auch von der Exegese, die ja eine historische Disciplin ist, und als solche das Schicksal jener getheilt hat. Auch der Exeget kann, wenn er den Geist seines Schriftstellers darstellen will, die objektive Wahrheit dieser Darstellung nicht dadurch zu erreichen hoffen, dafs er es bei dem obigen negativen Princip bewenden läfst, sondern erfährt es bald genug bei seinem Geschäft, dafs er weiter gehen mufs. Denn wenn die Vorstellungen, die der Schriftsteller mit seinen Worten verbindet, ausgelegt werden sollen, so müssen sie unter einander in *Beziehung* gebracht werden, es mufs zu einem *System* jener Vorstellungen kommen, denn der Einzelne kann nur aus dem Ganzen, das Ganze nur aus dem Einzelnen verstanden werden. So bilden sich von selbst *Allgemeinbegriffe*, deren sich kein Exeget entschlagen kann, die aber freilich in der gewöhnlichen Exegese, sei sie rationalistisch oder supranaturalistisch, leider in der äufsersten Abstraktion bleiben, so dafs die concreten Vorstellungen nicht in sie aufgehen, sondern von den letztern allemal ein Wesentliches abgehandelt und bei Seite gelassen wird. In dieser Verlegenheit, aus der die rein grammatisch-historische Exegese nicht heraus kann, vermag nur der durch die Philosophie zu erringende concrete Begriff zu helfen. Dieser löst die Widersprüche, welche die Vorstellungen in sich enthalten, auf, indem er sie als seine *Momente* weifs.

Das grofse Verdienst des vorliegenden Werkes besteht nun, nach des Ref. Ermessen, darin, dafs der Vf. jenen oben bezeichneten abstrakten Standpunkt in der Exegese überwunden hat und überall mit ganzer Macht auf diese Ueberwindung dringt. Und zwar thut er dies nicht in *der* Weise, welche wohl nicht mit Unrecht von den

rein grammatisch-historischen Interpreten, wo sie sich noch in unserer Zeit zeigt, so scharf getadelt und wegen ihrer Bodenlosigkeit verspottet wird, nämlich nicht *so*, dafs er die unverkennbaren Fortschritte der echt philologischen Ansicht von den biblischen Büchern und die durch sie errungenen unwiderleglichen Resultate *ignorirte* oder, mit Geringschätzung auf sie herabsehend, zu einer willkürlich mystischen oder allegorischen Deutung zurückzukehren empföhle. Vielmehr fordert er ausdrücklich, dafs die Auslegung nie „der sachlich-geschichtlichen und sprachlichen Vollendung entbehre". Er schiebt den Schriftstellern nicht unter, etwas bewufst gesagt zu haben, was sie, nach unbefangener historischer Forschung nicht bewufst sagen *konnten*, er dringt ihnen keine Begriffe auf, die ihnen den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen und ihrer subjektiven Bildung nach, fremd sein mufsten. Wohl aber betrachtet er es als hochwichtige, ja als wichtigste Aufgabe der Auslegung, den Begriff in der Vorstellung auch da, wo er in ihr nur „gegenständlich", d. h. ohne, dafs sich das vorstellende Subjekt seiner ausdrücklich bewufst ist, sich manifestirt hat, nachzuweisen. Doch wir wollen, um zugleich eine nähere Vorstellung von der (freilich oft etwas dunklen und unbehülflichen) Art und Weise des Verfs. zu geben, hier seine Principien der Auslegung kurz und mit seinen eigenen Worten folgen lassen.

„Der Geist drückt sich entweder in der *Urform* oder der sie *umschreibenden*, oder in *nur-sinnlicher* und sie näher bestimmender Form aus. Die Urform giebt dem Wesen, was ihm als solchem — und der Erscheinung, was ihr als solcher eignet (z. B. Gott ist Geist — der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach), die Umschreibung giebt dem Wesen, was der Erscheinung als solcher gehört (z. B. Gott ist Licht). Die Erscheinung ist All-Erscheinung und einzelne Erscheinung. Jede einzelne *als einzelne* z. B. Thier, Mensch, Volk, Gesetz, wird durch die nur-sinnliche und die sie näher bestimmende Form beschrieben. Die Urform und die Umschreibung sind die Redeform des seiner bewufsten Glaubens; die nur sinnliche Form, sei sie eigentlich oder bildlich, ist die Redeform jedes willkürlichen Denkens und Reflektirens (z. B. im alltäglichen Gespräche) und nichtig, so lange sie nur diese und *nur* sinnlich ist, und, statt dem Glauben zu dienen, für sich gelten will. Die Urform und deren Umschreibung wird *ausgelegt*. Die nur sinnliche und deren nähere Bestimmung wird *erläutert*. Auslegen heifst: *die Urform entwickeln*, d. i. ihre Merkmale auseinanderlegen, um sie, wie in ihren Unterschieden, so in ihrer Einheit zu wissen, — und die *Umschreibung auf die Urform und deren Entwickelung zurückzuführen*. Erläutern heifst: die nur-sinnliche Form neben ihres Gleichen, das Aeufsere neben das Aeufsere stellen. Die Auslegung erforscht das Einzelne aus dem Allgemeinen, die Erläuterung bestimmt das Einzelne nach dem Mehreren."

In der Bibel kommen nun sowohl Urformen, als Umschreibungen derselben, als auch endlich nur-sinnliche Formen vor. Wenn es aber das Geschäft des zum Behuf der Dogmatik Auslegenden ist, die Umschreibungen auf ihre Urformen, d. h. also, die aus einem bestimmten Volksbewufstsein, dem jüdischen, morgenländischen, hervorgegangenen Aussprüche auf die wissenschaftliche Form (S. 531.) zurückzuführen: so fragt es sich, worin er die Norm dieser Zurückführung hat. Der Verf. antwortet: „im Glaubensbewufstsein, in der inneren Harmonie des Menschen, so dafs jeder (biblische) Ausdruck aus seinem Ganzen zu verstehen ist. In denselben Thatsachen schwankt das Glaubensbewufstsein nicht; es denkt z. B. Gott nicht bald als im Himmel, bald als den überall persönlichen Gott, die Engel nicht bald als durchaus unsichtbare, bald als sichtbare Wesen u. s. w.", sondern das jüdische Glaubensbewufstsein hat davon eine feste, eigenthümliche Vorstellung, das christliche u. s. f.

Man könnte allerdings die bedenkliche Frage aufwerfen, und der Verf. wirft sie (S. 28.) selbst auf: „wie können wir aber die biblischen Ausdrücke aus dem Glaubensbewufstsein verstehen, wenn wir dies selbst erst aus ihnen vernehmen müssen!" Darauf antwortet er: das hindert nicht. Es ist hier, wie mit der philologischen Auslegung: *„gerade so, wie wir den biblischen Sprachgebrauch aus den biblischen Büchern erkennen und hinterher aus ihm die einzelnen Stellen auslegen."* Hier findet also eine stetige Wechselwirkung des Einzelnen und des Allgemeinen statt, jenes wird aus diesem, dieses aus jenem entwickelt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Neue Auslegung der Bibel, zur Erforschung und Darstellung ihres Glaubens begründet, mit Charakteristik der neuesten theologischen Grundsätze, Richtungen und Parteien, von Dr. G. Chr. R. Matthäi.

(Schlufs.)

„Und überall, sagt der Vf., was aufser der reciproken Einheit ist, ist das reine Nichts, die absolute Negation des Möglichen und Wirklichen. Das Glaubensbewufstsein ist also beides, der Gegenstand und die Quelle der Auslegung, das Glaubensbewufstsein Christus, der Propheten, der Apostel, der echten, der entarteten Juden u. s. w." Es kommt also darauf an, überall zu entscheiden: welches Glaubensbewufstsein spricht hier, welches dort? Als Bedingung der richtigen Auslegung ist daher das Einleben in die biblischen Schriftsteller gesetzt. „Freilich ist das Leben im Jüdischen und urchristlichen Morgenlande jetzt schwer. Die populäre Stufe der neuen Europäischen, insonderheit deutschen Welt, ist der bald vor-, bald alleinherrschende sinnliche Verstand, das Aufmerken auf die zerstreuten Erscheinungen, und in thätlicher Hinsicht das Leben zu allermeist oder gar nur allein für die äufsere Welt. Unsere Erziehung, Sitte, Staatsordnung, Kirche; unsere Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Stände, Aemter, Dienste, Ränge, auch unser Geschlechtsverhältnifs ist verschieden. Zwanzig und mehrere Jahre über umringen uns die Bilder der neuen Welt und umströmen das Leben des Geistes. Was Wunder, wenn wir sie in jedem Wassertropfen und Wolkenzuge sehen! — wenn wir sie der Bibel aufdrängen, weil sie uns unentbehrlich wurden! Die Stimme (der Donner) und die Erscheinung (das Licht) Gottes im A. T. ist uns morgenländisches Bild der Naturwirkung. Schon als Kinder hörten wir immer von der Natur, selten vom Geist in ihr. „Gott im Himmel" deuten wir: hocherhabener Gott. Wir meinen den morgenländischen Ausdruck in unsere *Sprache* zu übersetzen, z. B. in Gott sein: „ihm ergeben sein", und dergl.; wir übersetzen ihn in unsere *Denkart*. Uns wurde gesagt: Gott sei über und aufser uns; wunderselten: Gott sei in uns."

Es könnte nun freilich scheinen, als ob der Verf. in Obigem wesentlich nichts anderes zur Norm der Auslegung mache, als die schon längst von der Kirche angenommene, die *analogia fidei*, mithin trotz der neu gestempelten Ausdrücke nicht viel neues sage; die Schrift solle *sui ipsius interpres* sein. Allein es tritt eine wesentlich neue Bestimmung heraus: indem der ganze Accent darauf gelegt wird, dafs die verschiedenen Formen des Glaubensbewufstseins überall auf die *Urform* zurückzuführen seien, letztere aber nach S. 531. mit der wissenschaftlichen identisch ist, so ist die absolute Forderung an die Exegese gethan, sich mit der *wissenschaftlichen Dogmatik* in ein wesentliches Verhältnifs zu setzen, und die Vorstellung mit dem Begriffe zu versöhnen. Und mehr noch als das *Wort* (welches vielleicht ein noch bestimmteres und ausdrücklicheres hätte sein können), beweist der Geist des ganzen Werkes, dafs *dies* die Forderung des Verfs. ist, dafs dies den Lebenspunkt seiner ganzen Ansicht ausmacht. Darum bleibt denn auch jene Forderung bei ihm keine abstrakte, sondern er läfst sich selbst in die konkreten wissenschaftlichen Erörterungen und Untersuchungen ein, die der Gegenstand erheischt: darum fafst er überhaupt seinen ganzen Standpunkt höher, als er sonst für die Exegese genommen zu werden pflegt, und unterwirft die verschiedenen Richtungen der neueren Theologie, wie sie sich „in den biblischen Theologieen, den Dogmatiken und der Dogmatik als Wissenschaft" offenbaren, einer gründlichen kritischen Betrachtung. So kommt es denn, dafs der Leser hier einen weit reicheren und konkretern Inhalt findet, als er dem Titel nach erwarten sollte, — eine Täuschung,

die er sich aber gern gefallen läfst. Denn durch das ganze Werk leuchtet eine echt christliche und tief gemüthliche Weltanschauung, so wie eine tüchtige, durch das Studium der neueren Philosophie hervorgerufene spekulative Bildung hindurch. Sollte sich, was die letztere betrifft, auch im Ganzen und Einzelnen noch mehr eigentliche dialektische Schärfe und völligere Ueberwindung abstrakter Verstandeskategorien (besonders in der Anlage und Eintheilung des Werkes) wünschen lassen; sollte hin und wieder eine philologische Genauigkeit, besonders in einem Werke, das gegen die blofs philologische Exegese kämpft, also beweisen mufs, dafs sein Verfasser dieselbe vollkommen hinter sich hat, nöthig sein; sollte endlich der Stil, obgleich im Einzelnen so lebendig, als gemüthlich, doch durch seine theilweise Weitläuftigkeit, Schwerfälligkeit, Undurchsichtigkeit zuweilen ermüden: so beeinträchtigen doch diese Mängel keinesweges den Geist des Ganzen, welches Ref. allen denen, die über das, was unserer Exegese und Dogmatik noth thut, nachzudenken gewohnt sind, auf das angelegentlichste empfiehlt. Diese Empfehlung würde sich freilich durch näheres Eingehen ins Einzelne und weitere Darlegung charakteristischer Proben aus dem Werke selbst, besser motiviren: allein Ref. ist theils durch den Raum dieser Jahrb. beschränkt, theils hat er schon anderwärts versucht, eine ausführliche Charakteristik der vom Verf. befolgten Richtung zu geben.

G. Billroth.

LXXIII.

1. *Description d'ossements fossiles de Mammifères inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au Muséum grand-ducal de Darmstadt; avec figures lithographiées, par Dr. Jean-Jaques* **Kaup.** *I. Cahier. Darmstadt* 1832. *II. Cahier* 1833. *Text in* 4. *Tafeln in Fol.*
2. *Catalogue des plâtres des ossements fossiles, qui se trouvent dans le cabinet d'hist. nat. etc. par D.* **Kaup** *et S.* **Scholl.** *Darmst.* 1832.

Die Gegend von *Eppelsheim* im Kanton *Alzey* in *Rhein-Hessen* gewährte in den neuern Zeiten eine reiche Ernte merkwürdiger Knochenreste vorweltlicher Säugethiere, welche durch die wissenschaftliche Fürsorge des Hrn. Geheimen-Raths Schleiermacher zu *Darmstadt* gesammelt und im dasigen Museo niedergelegt wurden. Diese Knochenreste gehören 21 Thieren an, von welchen man bisher entweder gar keine oder nur eine unvollständige Kenntnifs hatte. Hr. D. Kaup, welchem die Erlaubnifs zu Theil wurde, sie näher zu untersuchen und die Resultate seiner Forschung bekannt zu machen, beschenkt die Wissenschaft nunmehr mit einem Werke, welches die Beschreibung und Abbildung derselben in 4 Heften enthalten wird. Es gehört dieses zu den wichtigsten Bereicherungen der Literatur, und ergänzt sowohl hinsichtlich der wissenschaftlichen als auch der künstlerischen Ausführung auf die würdigste Weise Cuvier's Arbeiten. Die Abbildungen sind mit gröfsester Genauigkeit von geschickten Künstlern lithographirt, und zur Darstellung sind immer die am besten erhaltenen Exemplare ausgewählt, so wie auch, wo es nöthig war, vor verschiedenen Seiten gezeichnet. Der Text ist nach dem Wunsche des Verlegers in Französischer Sprache verfafst, um für das Werk einen allgemeinern Absatz zu erzielen. Der gelehrte Vf. geht nach Cuvier's Methode zu Werk. Er begnügt sich die genaue Beschreibung und Ausmessung der vorhandenen Knochenstücke und eine Vergleichung derselben unter einander und mit verwandten Arten zu geben. Zur Begründung einer leichteren wissenschaftlichen Uebersicht der vorweltlichen Säugethiere wäre es allerdings wünschenswerth, wenn am Anfang oder am Schlusse der Monographien jeder Art eine kurze Charakteristik derselben zusammengefafst worden wäre, welcher eine ausführliche Aufzählung der betreffenden literarischen Nachweisungen hätte beigefügt werden können. Das Werk würde durch diese mehr systematische Einkleidung ohne Zweifel an allgemeiner Brauchbarkeit gewonnen haben. Wer sich aber selbst mit Untersuchung solcher Knochenreste beschäftigt hat, wird gefunden haben, dafs das Aufstellen eines essentiellen Charakters öfters unmöglich sei, weil nur die Summe aller vorgefundenen Abweichungen im Baue solcher Bruchstücke, auf eine spezifische oder generische Verschiedenheit schliefsen läfst, während vielleicht die wichtigsten und am meisten charakteristischen Theile noch nicht aufgefunden sind.

Der Preis des Werkes ist mit möglichster Billigkeit festgestellt, so dafs Verf. und Verleger alles gethan haben, den Fortgang desselben zu begründen.

Das erste Heft mit 5 lithographirten Tafeln und 4

Textbögen enthält die Monographie einer neu begründeten Thiergattung *Dinotherium* genannt aus der Ordnung der Pachydermen, von welcher der Verf. bereits den zu Berlin versammelten Naturforschern eine kurze Beschreibung mitgetheilt hatte. Cuvier beschreibt einige Backenzähne und einen Radius, und wurde durch die Aehnlichkeit dieser Zähne mit jenen des Tapirs auf die Vermuthung geführt, dafs sie zweien riesenmäfsigen Thieren angehört hätten, die er *Riesen-Tapire* nennt, zugleich aber auch die Vermuthung äufsert, dafs sie generisch verschieden sein könnten. Diese Vermuthung wurde durch die Untersuchung der zu Eppelsheim gesammelten Zähne derselben Arten, eines Unterkiefers, eines Gaumenstückes und Schulterblattes zur Gewifsheit erhoben. Der Unterkiefer der gröfsern Art dieser Thiere (*Tapirus giganteus Cuv. Dinotherium giganteum Kaup*) zeigt auf den ersten Blick, dafs er einem Thiere angehört habe, welches nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem *Tapir* hatte, und noch mehr von allen übrigen lebenden und vorweltlichen Thieren abweiche, so dafs es zwar in der Gattung des Tapirs und des Hippopotamus seine Stelle erhalten kann, übrigens jedoch völlig isolirt steht. Dieser Unterkiefer hat die aufserordentliche Länge von 3 Fufs 6½ Zoll, so dafs nach diesem Verhältnifs das ganze Thier wenigstens 18 Fufs lang gewesen sein mufs, und den gröfsten vorweltlichen Elephanten übertrifft.

Hinten ist er unverhältnifsmäfsig schwach, beugt sich nach vorn und trägt an der Spitze zwei etwas gekrümmte Stofszähne von 1 Fufs 5 Zoll Länge. Diese sind an der Spitze nicht abgenutzt, so dafs also wahrscheinlich entsprechende des Oberkiefers nicht vorhanden waren, und stehen so nahe an einander, dafs weder Schneidezähne Raum fanden noch ein Rüssel vermuthet werden kann, der in diesem engen Zwischenraum nicht Platz gehabt hätte. Die beiden zusammengehörigen Bruchstücke dieses Kiefers liefsen anfänglich einen Zweifel über deren richtige Zusammenfügung übrig, welcher erst kürzlich gelöst wurde. Der Verf. erhielt nämlich darüber Gewifsheit, dafs der vordere Theil des Kiefers nicht die hier in der Zeichnung angegebene Lage hatte, sondern sich hakenförmig nach abwärts krümmte, so dafs die Stofszähne ihre Spitzen nach unten kehrten und eine fast senkrechte Stellung hatten wie die Stofszähne des Wallrosses. Er hatte 5 Backenzähne auf jedem seiner beiden Aeste, von welchen der zweite bisher bei Eppelsheim noch nicht gefunden wurde. Das Stück des Gaumens, von einem im Zahnwechsel begriffenen jungen Thiere, enthält an jeder Seite 4 Backenzähne, und läfst hinten noch einen fünften in die Zahnhöhle versenkten, wahrnehmen, welcher der vorletzte ist. Die drei letzten Zähne fanden sich in einem Bruchstücke des Oberkiefers in ihrer Ausbildung vereinigt. Der Verf. vermuthete, dafs noch ein 6ter isolirter Zahn am Anfang der Reihe seine Stelle hatte, hält aber nach einer spätern Bezeichnung der Gypsabgüsse diesen Zahn für einen Backenzahn der zweiten Art dieser Gattung. Diese wird mit dem Namen *Dinotherium Cuvieri* bezeichnet. Bei Eppelsheim fand man bisher nicht mehr als einige Backenzähne, welche mit jenen von Carlat-le-Comte, Chevilly und Comminge übereinstimmen.

Heft II. Mit 6 Tafeln und 4 Bogen Text. 1833. Dieses Heft umfafst eine grofse Zahl neuer Thiergattungen und Arten, und seine Tafeln sind mit eben so vieler Genauigkeit, jedoch zum Theil mit etwas geringerer Zierlichkeit ausgeführt.

I. Tapirus priscus Kaup. Cuvier hatte vom Hrn. Geheim. R. Schleiermacher die Abbildung einer diesem Thiere angehörigen Unterkiefer-Hälfte erhalten, und glaubte, dafs sie seinem *Lophiodon tapirotherium* angehöre. Mehrere Unterkiefer und Bruchstücke des Oberkiefers, welche später zu Eppelsheim gefunden worden waren, zeigten jedoch, dafs sie von einem ausgestorbenen *Tapir* herrühre, welcher viel kleiner war, als *Loph. tapirotherium*, und in seiner Zahnbildung grofse Aehnlichkeit mit *Tap. avernensis Croizet et Job.* hatte, sich jedoch von diesem durch die Dimensionen seiner hinteren Backenzähne unterschied. Die gefundenen Bruchstücke sind hier abgebildet und durch Messungen mit *Tap. avernensis* und *Tap. indicus* verglichen.

II. Calicotherium Kaup. Mit diesem Gattungsnamen wurden zwei grofse, vorweltliche Pachydermen bezeichnet, von deren Existenz jedoch nur zwei Bakkenzähne, ein Eckzahn und ein Schneidezahn Kunde geben. Die Beschreibung dieser Zähne läfst erkennen, dafs diese Thiere mit den *Anaplotherien* und *Lophiodons* nahe verwandt waren, jedoch durch mehrere Eigenthümlichkeiten des Zahnbaues von ihnen abweichen.

Die beiden Arten unterscheiden sich durch ihre Gröfse. Die gröfsere erhielt den Namen *Calicotherium Goldfussii*, die kleinere *C. antiquum*.

III. Sus antiquus Kaup, von welchem ein Unterkiefer und mehrere Zähne des Oberkiefers gefunden wurden, unterscheidet sich nicht nur durch seine aufserordentliche Gröfse, welche die des Schweins fast um ¼ übertrifft, sondern auch durch andere Merkmale. Eine zweite fossile Art dieser Gattung, *Sus palaeocherus Kaup*, wurde nach einem Stücke des Unterkiefers, nach einigen Backenzähnen und Schneidezähnen bestimmt. Das Thier war etwas gröfser als *Sus Scrofa*.

Einige kleine Backenzähne von der Gröfse jener des *Hirschebers* scheinen die ehemalige Existenz einer dritten Art, *Sus antediluvianus* zu verrathen, welche kaum etwas gröfser war als *Sus Babyrussa*.

Fleischfresser.

I. Gulo diaphorus Kaup. Die bei Eppelsheim aufgefundenen Ueberreste dieses Thieres sind ein Stück Unterkiefer mit 3 Backenzähnen und ein Cubitus. Das Thier scheint nach dem Verhältnifs dieser Knochen um ¼ gröfser gewesen zu sein, als *Gulo spelaeus*, und unterscheidet sich von diesem sehr auffallend durch die aufserordentliche Gröfse seines letzten Backenzahnes und die überwiegende Gröfse des vorletzten.

II. Felis aphanista Kaup. Durch die Untersuchungen von Cuvier, Croizet, und Goldfufs sind sieben vorweltliche Katzen unterschieden worden, und diese Zahl vermehrt Hr. Kaup noch um eine andere, deren Ueberreste sich bei Eppelsheim fanden. Die erste derselben *F. aphanista* kann nach Verhältnifs der aufgefundenen Backenzähne des Unterkiefers nur mit dem *Löwen* und mit *Felis spelaea* verglichen werden, und war von der Gröfse der letztern. Die Zähne sind länger, spitziger und schmaler, und der hinterste Backenzahn hat am vordern Rande einen kleinen Lappen. 2. *Felis prisca Kaup.* Die Existenz und spezifische Verschiedenheit einer zweiten, fast eben so grofsen Katze wird aus der Vergleichung eines gefundenen hintern Backenzahns des Oberkiefers nachgewiesen. Dieser ist beträchtlich schwächer als bei *F. spelaea* hat einen gröfseren innern Höcker und am vordern Schmelz-Rande auch einen kleinen Einschnitt. 3. *F. ogygia Kaup.* Die bei Eppelsheim gefundene vordere Hälfte eines Unterkiefers hat die meiste Aehnlichkeit mit jener von *F. issiodorensis Croiz. et Job.*, ist von dieser jedoch durch gröfsere Entfernung des ersten Backenzahns vom Eckzahn, durch gröfsere Stärke des letztern so wie durch beträchtlichere Breite und Erhebung des Kinnes verschieden. 4. *F. antediluviana Kaup.* Die kleinste dieser 4 Arten wurde ebenfalls nur aus einem Bruchstücke des Unterkiefers erkannt, welches sich von *F. issiodorensis* durch geringere Erhebung und Länge des hinteren Backenzahns, und von *F. brevirostris* durch stärkere Erhebung des Kiefers und der gröfsern Länge des hintern Backenzahns unterscheidet.

III. Gatt. *Machairodus Kaup.* Der sonderbare, stark zusammengedrückte, gekrümmte und auf der innern Kante gekerbte Zahn, welchen Cuvier seinem *Ursus etruscus* zuschrieb, und deshalb diesen ältern Namen in *U. cultridens* umgeändert hatte, fand sich auch bei Eppelsheim und Hr. D. Kaup nimmt Veranlassung, nachzuweisen, dafs er weder dem *Ursus etruscus* noch überhaupt einer anderen bekannten Säugethiergattung angehört habe, sondern vielmehr einem übrigens unbekannten Thiere, dessen Eckzähne vielmehr die gröfseste Aehnlichkeit mit jenen des Megalosaurus zeigen.

IV. Gatt. *Agnotherium Kaup.* Der vorletzte Backenzahn des Unterkiefers, der einem Thiere von der Gröfse eines Löwen angehörte, hat einige Aehnlichkeit mit jenem eines Hundes, ist jedoch von diesem noch hinlänglich verschieden, um die Vermuthung zu gestatten, dafs er eine eigene Thiergattung bezeichne, welcher vielleicht auch aufgefundene, grofse Eckzähne, die hinten und vorn eine Schärfe haben, angehört haben möchten.

Die Kenntnifs dieser Thierreste wird ungemein gefördert durch die vortrefflich gelungenen *Gypsabgüsse*, welche unter den Augen des Hrn. D. Kaup von allen merkwürdigen Knochen des *Museums* zu *Darmstadt* verfertigt wurden, und für einen mäfsigen Preis verkauft werden. Es ist zu wünschen, dafs die Besitzer merkwürdiger Fossilien diesem Beispiele häufiger folgen möchten. Im vorliegenden Cataloge sind 87 Stücke verzeichnet, zu welchen Nachträge versprochen werden.

Goldfufs.

№ 54.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXXIV.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri. Berolini, typis academicis, impensis Ge. Reimeri MDCCCXXXI.

Die *Politik* gehört zu den wenigen Aristotelischen Werken, denen von den Philologen neuerer Zeit wenigstens einige, wenn auch im Verhältnifs zu der Wichtigkeit dieses Meisterwerks noch immer geringe, Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Vor dem Erscheinen der neuesten Textesrecension sind in den letztvergangenen drei Decennien nur drei Ausgaben für die Texteskritik und Interpretation beachtungswerth zu nennen; es sind die von J. G. Schneider, Korai und Goettling.

Ueber anderthalb Jahrhunderte waren seit dem Erscheinen der letzten, im Ganzen ziemlich unbedeutenden Ausgabe der Politik (v. Herm. Conring 1637 u. 1656) verflossen, als Schneider nach Vollendung seiner trefflichen Ausgabe der *Thiergeschichte* sich zu einer neuen Bearbeitung auch dieser Bücher entschlofs. Er selbst nahm sich hierbei nach seinem eignen Geständnisse Petr. Victorius zum Muster, der für die Kritik des Textes aufser einigen alten, nicht genauer bezeichneten Handschriften, hauptsächlich eine alte lateinische Uebersetzung benutzt hatte. Von dieser alten Uebersezzung als deren Verf. Schneider früher in dem IVten *Epimetron* zu seiner Ausgabe der Aristotelischen Thiergeschichte, gegen die herrschende Ansicht, den Mönch Wilhelm von Moerbeka (vgl. Jourdain über Alter und Urspr. der lat. Uebers. d. Aristoteles S. 69 — 73 u. S. 64. d. deutsch. Uebers.) erwiesen hatte, verglich er zwei gedruckte Exemplare nicht ohne bedeutende Ausbeute. Ja er setzte sie an Werth selbst einer guten griech. Handschrift an die Seite, und zählte in der Vorrede an zwanzig Stellen auf, in denen er aus dieser Uebersetzung allein die richtige Lesart hergestellt habe. Aufserdem bietet seine Ausgabe von handschriftlichen Hülfsmitteln, nächst den von seinen Vorgängern Victorius, Camerarius u. a. hie und da angeführten Varianten, nur noch für das letzte, und einen Theil des zweiten Buches die Lesarten eines *Codex Lipsiensis* dar, dessen Uebereinstimmung mit der *Aldina* ihn von der weitern Vergleichung abschreckte. Ueberhaupt versprach sich Schneider von den Vergleichungen neuer Handschriften für die Aristotelische Politik wenig Gewinn, aufser wenn etwa die Handschrift, oder ein Descendent derselben, entdeckt werden sollte, nach welcher die Uebersetzung des genannten Wilhelm von Moerbeka verfafst sei. Von andern alten Uebersetzungen und Ausgaben benutzte er ferner neben Victorius hauptsächlich die von Leonardus Aretinus, Lambinus, Petr. Ramus, Obertus Giphanius, D. Heinsius u. a. Die seinem Texte zugegebne Uebersetzung ist für die drei ersten Bücher die hin und wieder verbesserte und dem neuen Texte akkommodirte Lambinische, während er in den übrigen meist der trefflichen Uebertragung des gelehrten Spaniers Genesius Sepulveda den Vorzug gab.

Es kann keineswegs unsre Absicht sein, Schneider's wohlbegründetes Verdienst um Aristoteles zu schmälern; aber jeder der seine Ausgabe der Politik etwas genauer studiert hat, wird doch bekennen müssen, dafs sie eine der schwächeren Leistungen des trefflichen Mannes sei. Zunächst war er noch, wenn auch in geringerem Maafse wie Antonius Scainus und Conring in dem Wahne befangen, dafs die acht Bücher der Politik sehr verwirrt und lückenhaft auf uns gekommen seien, eine Ansicht die ihn in der Kritik mehrfach zu Mifsgriffen verleiten mufste. Dann aber ist sein Commentar gewifs in jedem Betrachte ungenügend zu nennen, obschon darin einem künftigen Ausleger reichliches Material dargeboten wird. Das Hauptverdienst des kritischen Theils desselben besteht nämlich darin, dafs die Uebertragungsweisen der verschiedenen Uebersetzer bei

allen, einigermafsen Anstofs enthaltenden Stellen zusammengestellt sind; meistens jedoch ohne alles eigne entscheidende Urtheil des Herausgebers. Nur hier und da finden sich ausführlichere Erörterungen schwieriger Stellen. Auch kann man sich auf die Genauigkeit in Vergleichung der alten Ausgaben nicht immer verlassen, wie dies namentlich in Betreff der beiden Aldinen Goettling nachgewiesen hat. Indefs förderte bei alle dem seine Ausgabe doch die Kritik des Textes nicht wenig, und in dieser Hinsicht ist ihr Verhältnifs zu den früheren bedeutend höher anzuschlagen als dasjenige, in welchem Korai's Ausgabe (ersch. 1821) zu ihr sich stellt. Korai nämlich (dessen Ausgabe uns freilich nur durch Goettling's Commentar bekannt ist) hat sich im Ganzen nur an Schneider angeschlossen, mindestens ist dies selbst in Stellen geschehn, wo dieser stillschweigend und ohne alle Autorität die Lesart der Vulgate geändert hatte, wovon sich bei Goettl. (z. B. Pol. II, 3, p. 42, 18; ebend. p. 43, 1. 12; p. 48, 11) genügende Beispiele finden. — Einige Jahre nach der Koraischen erschien Goettling's Ausgabe der Politik (i. J. 1824.) zunächst zum Gebrauch für Vorlesungen bestimmt. Goettling beabsichtigte anfänglich nur einen korrekten Abdruck des Textes nach der ersten Aldine ohne irgend kritische Bemerkungen zu geben. Aber im Verlauf der Arbeit, als schon der Druck begonnen, erhielt er durch Hrn. Hase in Dresden mehrere handschriftliche Hülfsmittel, was ihn zu dem Entschlufs brachte, seiner Ausgabe eine meist kritische *Adnotatio* beizugeben, und mit Hülfe jener ihm mitgetheilten Varianten auch den Text zu verbessern. Diese Varianten sind nun aus *fünf* Pariser und einer Mailänder Handschrift (*Parisin.* 1. = *Cod. reg. N.* 2023; *Paris.* 2. = *Cod. Coislin. N.* 161; *Par.* 3. = *C. reg. N.* 2026; *Par.* 4. = *cod. reg. N.* 2025; *Paris.* 5. = *cod. reg. N.* 1858; *M* = *cod. Mediolan. B.* 105.) entnommen. Von allen am genausten ist der *Parisin.* 1. mit dem Texte der Duvallschen Ausgabe verglichen. Aufserdem enthält Goettling's Commentar die abweichenden Lesarten der ersten und zweiten *Aldina* (A. 1. u. 2.), der ersten Basler von 1531, sowie der zweiten, nach Sylburg's Vergleichung, ferner von Victorius (1576), Camerarius (1581), Sylburg (1587), Casaubonus, Schneider und Korai. Solche Hülfsmittel im Verein mit gründlicher Gelehrsamkeit, Scharfsinn und seltener Kenntnifs des Schriftstellers und seiner Sprache mufsten die Gestaltung des Textes wesentlich weiterbringen und fördern, und so kennen wir denn auch wirklich keine Herausgabe eines Aristotelischen Werks, welche wir dieser an die Seite stellen möchten.

Demohngeachtet konnte wohl kein Unbefangener leugnen, dafs für die kritische Behandlung dieser Bücher immer noch ein weites Feld offen geblieben sei; und man konnte sich keineswegs verhehlen, wie wünschenswerth eine neue, auf umfassenderen kritischen Hülfsmitteln (von G.'s Handschr. ist die Mehrzahl keineswegs genau verglichen) basirte Recension sei, bei welcher denn auch das bisher durch Conjekturalkritik und Interpretation Geleistete und Gewonnene anerkennende Berücksichtigung fände. Da erschien in der neuesten Gesammtausgabe der Werke des Aristoteles eine Erfüllung dieses Wunsches. Was durch diese nun für die Politik gewonnen worden, diese Frage dürfte kaum von der andern, welches das Verhältnifs dieser neuen Textesrecension zu der Goettlingschen Ausgabe sei, getrennt, vielmehr die erstere durch Erledigung der letzteren am besten beantwortet werden können. Ehe aber Refer. sich an den Versuch, diese Aufgabe zu lösen, wagt, sei ihm eine Bemerkung erlaubt. Mit freudigem Danke hat er sowohl in der Vorrede zum zweiten Theile seiner *Aristotelia* als auch sonst öffentlich ein Unternehmen begrüfst, welches, indem es einen lange gehegten Wunsch erfüllte, allen, die daran Theil haben, nur zum Ruhme und zur Ehre gereicht. Wir halten uns daher aller allgemeinen Lobpreisungen um so eher überhoben, als solche einem Manne von Europäischem Rufe wohl ziemlich gleichgültig sein müssen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Es liegt uns nämlich in diesem Augenblicke eine krit. Anzeige der ganzen Ausgabe in d. Allgem. Hall. Literaturzeitung, April 1833, N. 60, 61 und 62 vor Augen, welche in der Form eines geharnischten Panegyrikus allen nur irgend möglichen Ausstellungen in den Weg tritt, und wie die alten Ritter, jedem den Fehdehandschuh hinzuwerfen scheint, der die Dame des Herzens nicht für den Ausbund aller Vollkommenheit zu erklären bereit ist. Nach dieser Anzeige wird, was wir in Folgendem versucht, als „unvernünftiges und vorwitziges" Beginnen im Voraus bezeichnet, und in Summa behauptet: dafs Alles bis auf die Vorrede in ihrer Art meister- und musterhaft ausgeführt und selbst für den sorgfältigen Leser des Aristoteles nur Kleinigkeiten zu wünschen übrig gelassen seien. — Wie Jemand, er

sei wer er sei, nachdem kaum zwei Jahre seit dem Erscheinen der Ausgabe selbst verflossen sind, in dieser Allgemeinheit und in diesem Umfange über das für sämmtliche Werke des alten Denkers Geleistete und Gewonnene ein Urtheil haben könne, es sei denn, dafs er sich Tag und Nacht allein mit Aristoteles während dieser Zeit beschäftigt und ihn schon früher zum ausschliefslichen Gegenstande seiner Studien gemacht habe, vermögen wir bei dem redlichsten Willen nicht zu begreifen; denn durch die aus vier Schriften besprochenen Einzelnheiten kann doch wahrlich der Beweis für eine solche Befähigung nicht geliefert werden. — Doch jetzt zurück zu unserem Geschäfte.

Hr. J. Bekker hat den Text der Politik nach *neun* Handschriften gestaltet. Es sind dies 1) *Marcianus* 200 (= *Q*). 2) *Coislin.* 161. (= *Ib*). 3) *Marcianus* 213 (*Mb*). 4) *Laurentianus* 81, 5 (*Qb*). 5) *Laurentianus* 81, 21 (*Sb*). 6) *Urbinas* 46 (*Tb*). 7) *Marcian. append.* 4. 3 (*Ub*). 8) *Palatinus* 160 (*Vb*). 9) *Christinae reginae* 125 (*Wb*), von denen die zwei letztern seltener erscheinen; (im letzten Buche sind die Lesarten überhaupt sparsam und nur aus *Ib Sb Tb* mitgetheilt.). Nun fragt sich's aber: sind dies von dem *Cent-et-un* Aristotelischer Handschriften, wie sie an der Stirn des ersten Theils der Ausgabe stehen, für die Politik die einzigen? Wahrscheinlich kann dem nicht so sein; denn gleich zu Anfange des ersten Buchs (p. 1253, lin. 15) wird unter den Varianten ein *Codex Parisiensis* N. 1857, und weiterhin (p. 1306) noch zweimal ein *Ms. Pariziens.* N. 1858 als Autorität für gewisse Lesarten angeführt. Leider hat es dem Hrn. Herausg. bis jetzt noch immer nicht gefallen, uns über diese und hundert ähnliche Fragen die Auskunft zu geben, welche er in der Vorrede „*commodiore loco*" nachträglich zu geben versprochen hat. Welch einen Einflufs ein solcher Mangel auf die Möglichkeit einer Beurtheilung haben, wie hemmend und störend er für den Gebrauch der Ausgabe selbst werden müsse, darüber kann wohl nicht leicht ein Zweifel sein; und indem dadurch gewissermafsen der Charakter des Abstofsenden der ganzen Ausgabe aufgeprägt erscheint, ist darin zugleich wohl mit der Grund zu suchen, warum sie im Ganzen bis jetzt so wenig anregend auf das Studium des Aristoteles gewirkt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXV.

J. Aug. Henr. Tittmanni Theologi Lipsiensis opuscula varii argumenti. Praefatus est Augustus Hahn. Lipsiae, sumtibus J. A. Barth. X, 378 p.

Gelegenheits-Aufsätze und Reden können nicht nur als Zeugnisse von der Eigenthümlichkeit des Verfs. gelten. Einen rechtmäfsigen Antheil an ihrer Art und Weise hat immer der Kreis in Anspruch zu nehmen, vor dem sie gehalten und an den sie gerichtet sind. Daher der Reiz, der den Reden bis in späte Zeiten nachfolgt und bleibt, selbst wenn die Sache, der sie ihren Ursprung zu verdanken haben, ihr Interesse verloren hat; immer zieht uns in ihnen das frische Bild des Lebens an, aus dem sie hervorgegangen sind und in das sie eingegriffen haben.

In vorliegendem Buch werden uns Gelegenheits-Reden und Aufsätze gegeben, die nicht eine längst vergangene Zeit und ein uns fremdes Interesse ins Leben gerufen hat. Von J. A. H. Tittmann sind sie in den Jahren 1793 bis 1830 zu Leipzig gehalten und dafs sie während einer bedeutungsvollen Zeit auf dem wissenschaftlichen Boden einer so eigenthümlichen geistigen Provinz entsprungen sind und von beiden bestimmte Rechenschaft ablegen, erlaubt uns, in dem Bericht über sie mehr von dem Vf. ab, auf die Zeit und den Lebenskreis hinzusehen, in dem er viele Jahre mit achtungswerthem Streben und Ernste gewirkt hat.

Als ein Zeugnifs seiner philosophischen Meinung (bis zum Jahre 1805 lehrte Tittmann in der philosophischen Fakultät) ist uns ein Aufsatz geblieben, der die Frage behandelt „ob eine geoffenbarte Religion für alle Zeiten und alle Menschen passend sein könne" und sie bejahend beantwortet, auf die in enge Schranken eingeschlossene menschliche Vernunft sich berufend und stützend. Mit diesem Resultat zufrieden und für immer versöhnt, beschäftigen sich die meisten übrigen Aufsätze damit, die Quelle näher zu bestimmen, aus der die Wahrheiten der Religion und ihre Gewifsheit entspringen.

In der Unbestimmtheit und Farblosigkeit jener Zeit, als die Glaubenswahrheiten auf wenige abstrakte Sätze reducirt waren, obgleich auch dieser Reduktion das Suchen nach einem einfachen Princip zu Grunde lag, fiel es nothwendig auf, dafs schon in der Bibel selbst die einfache Lehre Christi in der Predigt der verschiedenen Apostel in einer eigenthümlichen Farbe erscheine. Als wären am ersten Pfingstfeste die Zungen der Jünger zur Zwietracht und zum Widerspruch zertheilt, sprach man von einem Johanneischen, Paulinischen oder Petrinischen Christenthum, um durch den Procefs der gegenseitigen Auflösung dieser widersprechenden Lehren zum reinen Urchristenthum zu gelangen. Auch Tittmann quälte jener Widerspruch (p. 43.) und er löst ihn zunächst so, dafs er in Rücksicht auf die allgemeine Grundlage der Lehre weder einen Widerspruch unter den Aposteln, noch ihrer Lehre und der Christi selbst statuirt. Nur andre Zeiten und Umstände, die die „Doktrin Christi" zur „Disciplin" im Munde der Apostel redigirten, hätten die Grundleh-

ren eigenthümlich modificirt. Aber, entsteht nun die wichtige Frage, wie haben wir uns zur Disciplin der Apostel zu stellen, oder wie verhält sie sich zu unserer Zeit, die nicht die Zeit der Apostel ist? Denn damals verkündeten ja die Apostel den Juden und Heiden die neue Lehre und hat, fragt man, der moderne Theologe, der die Lehren des Christenthums in ihrer Ursprünglichkeit zu begreifen strebt, auf Juden und Heiden Rücksicht zu nehmen? Daher weist Tittmann von der Apostolischen Entwicklung und Darstellung auf die einfache Lehre Christi allein hin. Neben dieser Institution Christi bleibt uns nur das „*consilium*", die Absicht, der gute Wille der Apostel zur Berücksichtigung und Nachahmung. Wir wollen nicht fragen, was denn mit der Apostolischen Verkündigung des Todes Christi, der zur ursprünglichen Lehre als etwas „Neues" (p. 99.) hinzukam, der der Mittelpunkt der Apostolischen Lehre war, anzufangen sei, und was denn nun die Lehre Christi, die zu einer bestimmten, vergangenen Zeit, an ein bestimmtes, einzelnes Volk erging, für uns noch heute für Bedeutung haben könne: — der vorliegende Aufsatz antwortet uns selbst darauf, indem er alle fernere Entwicklung des Christenthums als aus subtilen Spitzfindigkeiten hervorgegangen (p. 109.) und die Arbeiten der tiefsinnigsten, spekulativsten Kirchenväter leichthin verwerfend, nur die „*simplex ratio*" der Lehre Christi festhalten will, und im Gefühl, nicht auf die wahre Weise zum einzigen Princip zurückgegangen zu sein, in dieselbe Unruhe des unstäten Suchens geräth.

Je ernstlicher die Gemüther, die einer solchen Unbestimmtheit der Lehre verfallen, nach der Wahrheit streben, desto unsicherer und unwohler fühlen sie sich in allem, dem ein bestimmter Inhalt zu Grunde liegt, den sie aber in seiner Bedeutung nicht anerkennen können, weil ihnen das Princip fehlt, aus dem er hervorgegangen ist. Kommt noch hinzu, dafs jene Verhältnisse selbst aus einer schweren Crisis zur Festigkeit und erhöhten Sicherheit sich hinaufarbeiten, so heften sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme allein auf jene Uebergangsperiode und ihre Zeichen, als suchten sie in ihnen das Bild ihres eigenen Kämpfens und Streitens. Aber weder den vorhergehenden Zustand der unschuldigen unbewufsten Ruhe noch den Stand der mit vollem Bewufstsein errungenen Herrlichkeit wissen sie zu schätzen und zu würdigen, weil das absolute Maafs aller Dinge in ihrer schwankenden Hand keinen Platz hat.

So hat auch Tittmann an den Besorgnissen, Wünschen und allen Bewegungen seines Vaterlandes auf dem kirchlichen Gebiet den eifrigsten Antheil genommen. Die meisten Aufsätze vom Jahr 1823 an beziehen sich auf die *res afflictae* der evangelischen Kirche. Er, der in allen Aufsätzen die Kirche nur im Gegensatz gegen den Staat weifs, jammert wie über ihren Untergang, dafs es kein *corpus evangelicorum* mehr gebe. Er klagt über die Thätigkeit der katholischen Kirche, mit der sie sich Proselyten gewinne; er trauert über den zerrissenen und zerspaltenen Zustand der deutschen evangelischen Landeskirchen; er weifs nicht Worte zu finden, um lebhaft genug seinen Schmerz zu schildern, mit dem er die heilige Schrift einer profanen Auslegung oder der Verachtung hingegeben sieht — und womit sollen nach seinem Rath alle diese Gebrechen und Schäden geheilt werden? Nur durch die heiligen Schriften, eben die, über deren gesunkenes Ansehn zu klagen, er nicht müde wird. Wie wenig aber diese Hinweisung auf die Schrift jener triumphirenden Sicherheit ähnelt, mit der die Reformatoren den Schutz der Bibel allen Angriffen siegreich entgegenstellten, zeigt das, was denn Tittmann und die auf seiner Seite stehen, mit ihr bezwecken. Das ist ihnen hinreichend zum Kennzeichen der evangelischen Kirche und zum Band ihrer Einheit, dafs man behaupte, es gebe kein anderes Evangelium, als was geschrieben steht. Als sich die Reformatoren auf die Bibel beriefen, da sprach aus dieser der Geist zu ihnen, den sie in seiner wahren Gemeinde wufsten und der auch sie zu ihrem Werke begeisterte. Beruft man sich heut auf die Bibel, während man die Apostolische Entwicklung für eine Anpassung der christlichen Lehre auf uns fremde Verhältnisse erklärt und den Inhalt der Lehre in der kirchlichen Entwicklung nur depravirt sieht, so wird die Bibel mitten in dieser Berufung auf sie zu einem Buch wie jedes andere, das die evangelische Kirche, nur um den Namen davon zu nehmen, zu ihrer Tessera und ihrem Erkennungszeichen vor der Welt gemacht hat.

In dem Bewufstsein, dafs wir in dem achtungswerthen Verstorbenen nur die Sache im Auge haben, führen wir noch kurz das Schreiben an, in dem Tittmann dem ehrwürdigen Beck zur Feier des fünfzigsten Jahres seines akademischen Lebens im Jahr 1829 Glück wünscht. Der Verf. wollte hierin die Fortschritte schildern, die die Wissenschaften in jenen weltgeschichtlichen 50 Jahren gemacht haben. Wie wenig aber jene principlose, unbestimmte Richtung fähig sei den Gehalt der geschichtlichen Entwicklung zu fassen, haben wir schon in unserm bisherigen Bericht gesehen und spricht der Verf. im erwähnten Aufsatze selbst aus. Indem er von der weiten Ausbreitung der Philosophie redet und von den Ansprüchen, mit denen sie in den vergangenen Decennien zur Theologie trat, sagt er, *die* irren, die das nur für eine Erscheinung unserer Tage halten, und wie weit erhaben über einen solchen Irrthum ruft er aus: *nil novi nunc agitur, saepius jam acta est haec fabula!* Mit dem alten: es giebt nichts Neues unter der Sonne, geht er also über eine Erscheinung weg, die den Wendepunkt unserer Zeit bezeichnet, und den Kampf, an dem sie sich zu neuem Leben erweckt und einen Namen errungen hat vor allen vorhergehenden Jahrhunderten. Dasselbe *nil novi nunc agitur* wiederholt der Verf., indem er von der Theologie besonders spricht und wieder den Kampf der Theologie und Philosophie erwähnen mufs.

Wir haben hier nur wenige Punkte dieser Aufsätze hervorgehoben, um aus ihnen den eigenthümlichen Charakter derselben hervorgehn zu lassen und wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, dafs der ernste Wille und die edle Absicht, die den Verf. immer trieb, die Lektüre derselben zu einer belehrenden und genufsreichen Unterhaltung macht. Das leichte, gewandte und geistreiche Latein, in dem sie geschrieben sind, trägt zu diesem Reize nicht wenig bei. —

№ 55.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Fortsetzung.)

Wie bei keiner der einzelnen Aristotelischen Schriften, so belehrt auch hier bei der Politik keine Vorbemerkung den Leser, in welchem Verhältnisse der Text zu den bedeutendsten früheren stehe, ob und wie die schon vorhandenen Variantensammlungen dem neuen unter dem Texte befindlichen kritischen Apparate einverleibt worden, und welches die Abstufung des Werths der einzelnen neu verglichenen Handschriften sei. Es kann daher nicht fehlen, dafs man dieserhalb fast bei jedem Schritte auf Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten und Ungewifsheiten stofse, die doch alle durch ein Paar Worte recht wohl hätten vermieden und beseitigt werden können. Einige Beläge hierzu mögen sofort ihre Stelle finden. — Von den vier bedeutendsten Vorgängern, Victorius, Schneider, Korai und Goettling, sind in der ganzen Politik nur die beiden erstgenannten, jeder ein einzigesmal, als Vertreter einer eigenen Lesart erwähnt (p. 1311, 8 und p. 1316, 25). Von Korai und Goettling dagegen ist nicht die mindeste Notiz genommen worden, was namentlich in Betreff des letzteren einen jeden, der dieses Gelehrten Verdienst um die Texteskritik der Politik kennt, sicherlich befremden mufs. Weder von seinen, noch der andern Bearbeiter Conjekturen, die doch nicht selten viel für sich haben, indem sie sich zuweilen auf historische genaue Forschungen basiren, finden wir in unsern Varianten auch nur eine erwähnt. Wollte aber hierin Hr. B. konsequent verfahren, so durfte er auch mit einer seiner eigenen Vermuthungen (p. 1329, a. lin. 17) keine Ausnahme machen; und während er ferner an *zwei und zwanzig* Stellen die Lesart *aller* Handschriften zu verschmähen sich bewogen gefunden, finden wir (ausgenommen *p.* 1266, *b.* 2, wo es heifst: *cum interprete*) auch nicht an einer bemerkt, wessen Conjektur, oder welcher alten Ausgabe die aufgenommene Lesart angehört. Ja selbst in der angeführten Stelle (p. 1266, lin. 2) wissen wir immer noch nicht, wer hier unter dem *interpres* gemeint, und ob es dieselbe Quelle sei, welche an anderer Stelle durch *vetus interpres* (p. 1308, lin. 40), oder durch den Plural *interpretes* (p. 1317, lin. 29; p. 1275, 25) bezeichnet wird. Eine ähnliche Dunkelheit lassen denn auch Angaben von Varianten in folgender Weise, als: p. 1305, b. lin. 1. ἄλλων αὐτῶν *alii*; oder durch *plerique* wie an zwei Stellen p. 1259, a. lin. 13. und p. 1256, a. lin. 36; und wenn zu dem p. 1294, lin. 26 aufgenommenen διάδηλος unten die lakonische Bemerkung gemacht wird: „διάδηλος *margo* : *vulgo* ἄδηλος", so wissen wir auch nicht recht, was wir damit anzufangen haben. —

Ein so grofsartiges Unternehmen, wie das einer neuen Textesrecension der gesammten Werke des scharfsinnigsten und gelehrtesten unter den alten Denkern dürfte wohl zu genauer und für unsere Zeit befriedigender Ausführung Aufgabe eines ganzen Lebens zu sein, in Anspruch nehmen. Das „warum" liegt zu sehr auf der Hand, um hier einer weitern Auseinandersezzung zu bedürfen. Auch mögen die Anforderungen, welche wir an die kritische Bearbeitung eines einzelnen Werks hier aufzustellen versuchen wollen, leicht als für die Mehrzahl der übrigen mit geltend sich erweisen. Was zunächst die Berücksichtigung aller früheren Hauptausgaben, sowie der nach Handschriften verfafsten lat. Uebersetzungen anlangt, so scheint es Aufgabe einer neuen Textesrecension, wenn diese anders einen vollständigen kritischen Apparat bieten soll, dieselben insofern entbehrlich zu machen, dafs alle beachtungswerthen Varianten derselben aufgeführt werden. Hr. B. hat dies nicht gethan. Geschah es aus der Ueberzeugung, dafs die alten Ausgaben und Uebersetzungen eben nur diese oder jene seiner Handschr.

repräsentiren, so wäre eine kurze Bemerkung darüber wünschenswerth, und zu Anfange des Werkes selbst ganz an ihrem Orte gewesen. Wie jetzt die Sachen liegen, kann einer beim kritischen Studium der Politik, wenn es diplomatische Genauigkeit gilt, keines jener Hülfsmittel entbehren, denn um nur eins hier anzuführen, so sind z. B. mehrere von Sepulveda, Victorius und Camerarius aus ihren Handschriften mitgetheilten Lesarten nicht unter dem kritischen Apparate der neusten Ausgabe zu finden; und doch dürften unter ihren Varianten, wie *Lib. II, cp.* 2 *p.* 50, *lin.* 18 *Goettl.* (vgl. Schneider Commentar. Th. II, p. 113 . .) *ἄπειρον* für *ἄπορον*, gewiſs beachtungswerther und interessanter, als manche, von B. mit aufgenommene, sein. Desgleichen sind Lesarten des *vetus interpres* übergangen, den doch auch Hr. B. nicht geringer Aufmerksamkeit für würdig gehalten haben muſs, da er, wie wir vorher sahen, auf seine Autorität sogar die Aufnahme einer Lesart gegen alle Hdschrr. gründete. Mag nun aber auch Herr B. nach seinem Plane ein Recht gehabt haben, die Vergleichung von Ausgaben und Uebersetzungen im Allgemeinen als ungehörig von der Hand zu weisen (wobei er sich denn wenigstens zweimal nicht konsequent geblieben ist), so möchte das doch nicht in gleicher Weise von dem schon vorhandenen *kritischen Apparate*, sofern derselbe aus der von Vorgängern angestellten Vergleichung von Handschriften geflossen ist, Billigung finden. Aber auch bis dahin hat Hr. B. das Recht der Verwerfung, oder vielmehr des Ignorirens, ausgedehnt. Um von den ältern Ausgg. zu schweigen, so ist zunächst, soviel wir uns angemerkt haben, keine der von Schneider aus dem *Codex Lips.* aufgeführten Varianten mitgetheilt (Vgl. *z. B. B. II, p.* 49, 2 mit *p.* 1268, *a.* 2 *Bkk.* ferner *II, cp.* 5, §. 1 u. §. 3. §. 4 *ed. Schn.* und öfters in demselben Kapitel). Doch dies möchte bei der oben erwähnten Beschaffenheit jener Handschrift immerhin noch kein groſser Verlust sein. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Variantensammlung in Goettlings *adnotatio.* Von den sechs Handschriften desselben befindet sich unter der Zahl der von Hrn. B. verglichenen, wie es scheint, nur allein der *Parisin.* 2. (bei Bk. I^b) und auch aus diesem sind, wie wir bald sehen werden, die Lesarten keineswegs vollständig gegeben. Die übrigen Handschrr. aber scheinen sämmtlich unberücksichtigt geblieben zu sein; ich sage sie *scheinen*; denn hin und wieder ist es Ref. allerdings so vorgekommen, als sei das doch zuweilen geschehen. So stimmen z. B. an nicht wenigen Stellen die Varianten, welche Goettling aus seinen drei ersten Pariser Handschrr. (*Paris.* 1. 2. 3.) anführt, auffallend mit Bk.'s Handschrr. I^b Q^b T^b überein, und im Einzelnen erscheint *P.* 1. oft = T^b; *Paris.* 3. = Q^b u. s. f. Indeſs ist dies wohl nur Zufall. Diese Handschrr. können nicht dieselben sein, denn die Menge des Uebergangenen ist zu groſs. Nach einer von uns zu diesem Zwecke angestellten Vergleichung, die sich nicht über das erste Buch und die fünf bis sechs ersten Kapitel des zweiten hinaus erstreckt, auch auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch macht, beläuft sich die Zahl der aus den sechs Handschriften bei Goettling angeführten, in der neusten Ausgabe dagegen fehlenden Varianten zusammen etwa gegen *anderthalbhundert*, nämlich 93 aus dem *Parisin.* 1; 10 aus dem *Par.* 2. (aus welchem doch, da er identisch mit Hrn. B.'s I^b ist, die Lesarten vollständig erwartet werden); 15 aus dem *Paris.* 3; 10 aus dem *Par.* 4 und 5, u. 15 endlich aus der Mailänder Hdschr.; und unter diesen sind manche von unbestreitbarer Wichtigkeit, andere bei B. aus andern Handschrr. mit aufgeführt, hätten also das Gewicht der fraglichen Lesart zu verstärken gedient, welches namentlich von dem genau verglichenen *Paris.* 1. gilt. Und wenn sich nun auch gegen dies Alles immer noch sagen lieſse, daſs es eben nicht im Plan der neuesten Ausgabe gelegen, sich mit Berücksichtigung und theilweiser Aufnahme der Variantensammlungen anderer Herausgeber zu befassen, so kommen wir doch immer wieder auf unsere Bemerkung zurück, daſs ein so absolutes Schalten und Walten ohne Angabe von Gründen, diese *αὐτάρκεια*, wie es der alte Stagirit nennt, die ein so wichtiges Werk dem Publikum übergiebt, ohne es auch nur durch ein Wort darüber zu belehren, was es erhalte und zu erwarten habe, eben so ohne Beispiel, als dem Studium der Schriftwerke des Aristoteles keineswegs erforderlich sein müsse.

Es sei uns jetzt erlaubt, was bisher im Allgemeinen bemerkt worden ist, auch im Einzelnen nachzuweisen, wobei wir uns jedoch auch innerhalb der beiden ersten Bücher beschränken wollen. Was nun zunächst die übergangenen Varianten des *Cod. Coisl.* 161. (I^b) anbetrifft, so sind dies folgende: *I, cp.* 1. *p.* 8, 4. *Goettl.* wird zu den Worten *ἄζυξ ὢν ὥσπερ ἐν πεττοῖς* bemerkt, daſs *Par.* 2. *ὢν* auslasse. Ebendas. *p.* 4, 15

(*p.* 1253, *lin.* 12 Bk.) führt Bk. die Lesart τοῦ ἔχειν αἴσθησιν aus P^b an; aber nach Goettl. steht so auch in *P.* 1. und 3. Ferner *p.* 1256, *a.* 10 hat Hr. B. aus I^b αὐτὴ ἡ aufgenommen, während nach Goettl. diese Handschr. statt des Artikels ἥ hat. Die übrigen Stellen genügt es zu notiren; man findet sie bei Goettling in der *adnotatio* zu *I*, *cp.* 2. *p.* 10, *lin.* 27; *cp.* 4, *p.* 19, *lin.* 17; *cp.* 5, *p.* 22. *lin.* 21; *p.* 25, *lin.* 15; *p.* 25, *lin.* 29. *Lib. II*, *cp.* 2. *p.* 37, *lin.* 20; *p.* 39, *lin.* 4, u. a. m. In allen diesen Stellen, die sich sicherlich noch bedeutend vermehren lassen, kann man nur entweder auf Herrn Hase's oder Hrn. B.'s Seite ein Versehn oder Ungenauigkeit annehmen. Zur Steuer der Wahrheit darf aber auch Ref. das Geständnifs nicht zurückhalten, wie er sich bei andern Büchern des Aristoteles von der unendlich alle Vorgänger übertreffenden Genauigkeit Hrn. B.'s schlagend überzeugt hat. So z. B. ist die so übertheure, aber ganz werthlose Ausgabe der Ethik an Nikomachos von dem Engländer Ed. Cardvell (Oxford 1828), die sich Ref. allein wegen der darin mitgetheilten Varianten des trefflichen *Codex Laurentianus* (bei *Bk. Laurent.* 81, 11. K^b) der ältesten aller Aristotel. Handschriften, angeschafft hatte, nicht nur durch das Erscheinen der neuesten Recension entbehrlich gemacht, sondern auch für den kritischen Gebrauch als gänzlich unbrauchbar erwiesen, indem Recens. bei genauerer Vergleichung fand, dafs allein in *zwei* Büchern an mehr denn *hundert* Stellen die Varianten aus jener Handschrift entweder gar nicht oder (seltner) ungenau und unrichtig von dem ehrenwerthen Herrn angegeben sind. Wir würden bei dieser Gelegenheit über eine Arbeit, die der Englischen Philologie sehr geringe Ehre macht, noch einiges bemerken, wenn nicht die Erklärung des Herausgebers selbst, dafs er eigentlich nur einen Index zu machen tauge, und das Ediren der Aristotel. Schriften künftig dem bisherigen Indexverfertiger täuschlich überlassen wolle, den Unwillen eines jeden entwaffnete.

Doch zurück zu unserer Politik. Der neue Text weicht von dem G'schen im ersten Buche an etwa vierzig Stellen ab. Wir wollen einige der wichtigeren besprechen, und dabei zugleich Gelegenheit nehmen, hier und da einige der wichtigern übergangenen Varianten aus den übrigen G.schen Handschriften bemerklich zu machen.

Lib. I. cp. 1. *p.* 2, 11. εἰ δέ τις τὰ πράγματα φυόμενα βλέψειε], so steht bei Bk. (*p.* 1252, *a.* 24) ohne Variante. Aber Goettling hat aus *P.* 1. und 3. τὰ φυόμενα angemerkt und billigt dies, wiewohl mit Unrecht. Der Sinn, welchen am richtigsten Victorius durch: *res cum nascuntur* ausdrückt, verlangt durchaus die Tilgung des Artikels, selbst wenn ihn mehrere Handschrr. hätten. Dagegen schreibt Hr. B. (*p.* 1252. *b. lin.* 15) im folgenden Kapitel ὁμοκάπους und bemerkt dazu als einzige Variante ὁμοκάπνους aus einem nicht mit unter den neun Handschrr. der Politik begriffenen *Cod. Paris.* 1857. Freilich stand ὁμοκάπους in beiden Aldinen und Schneider und sein Nachfahr Korai behielten es bei. Aber für ὁμοκάπνους entschieden sich schon Lambin und Sylburg, und Goettling, der es auch in *zwei* Handschrr. (*Paris.* 1. und M.) fand, bereute (*Commentar. p.* 279) eine Lesart nicht aufgenommen zu haben, deren Richtigkeit er in seinem *Excursus de republica Cretensium p.* 478—480 aus dem Umstande erweis't, dafs bei den Kretern die Männer getrennt von ihren Familien Syssitien hatten, welche ἀνδρῆϊα hiefsen. Somit konnte also der Gesetzgeber die Hausgenossen wohl ὁμοκάπνους (die unter einem Rauchfange leben, ähnlich dem Platonischen Ausdrucke ὁμοτράπεζοι καὶ συνέστιοι *Euthyphr. p.* 4, *c.*) nennen, nicht aber ὁμοκάπους was ohngefähr mit der von Charondas gebrauchten Benennung ὁμοσίπυοι eins wäre; dafs κάπνη soviel ist als καπνοδόχη, Rauchfang, ersieht man aus *Pollux VII*, 123. (wo einige Handschrr. denselben Fehler κάπη haben) *Suidas* und *Schol. Aristoph.* — *p.* 1252 *b. lin.* 28 liest man ἡ δὴ πάσης ἔχουσα πέρας ὡς ἔπος εἰπεῖν, γινομένη μὲν οὖν] ohne Variante, aber die früheren Ausg. und Goettling haben μὲν vor εἰπεῖν und lassen es nach γινομένη weg, und für jenes ἡ δὴ bemerkt Goettl. aus dem *Paris.* 1. ἤδη, was höchst scheinbar ist. — *p.* 1253, 8, *lin.* 32 ἄνθρωπός ἐστιν] Goettl. hat aus dem *Par.* 3. ὁ vor ἄνθρωπος, bei Bk. ist es nicht einmal als Variante erwähnt. — Ebendas. *lin.* 25 fehlt καὶ vor φύσει in I^b. Goettl. dagegen sagt, es fehle im *Par.* 2. vor πρότερον. Wer hat nun Recht? — Einer zweiten Vernachlässigung Goettlings begegnen wir gleich zu Anfange des zweiten Kapitels (*cp.* 3 *p.* 1253. *b.* 2.), in den Worten ἀναγκαῖον περὶ οἰκονομίας εἰπεῖν πρότερον. So schreibt nämlich Hr. B. Aber dafs statt οἰκονομίας οἰκίας zu schreiben sei, ist von Goettling so einleuchtend dargethan und liegt die Verschreibung so nahe, dafs Herr Bekker selbst, wenn er auch in keiner seiner Handschriften οἰκίας fand, dennoch das

alte οἰκονομία; nicht hätte von neuem wieder einführen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXVI.

Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Ludwig Rellstab. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1833. 3 *Theile in kl.* 8.

Oft genug hat der Kritiker, wenn er tadelte, die Forderung hören müssen, er solle es besser machen. Diese Zumuthung ist in neuerer Zeit als eine unbegründete und ganz unbillige mit grofsem Erfolg abgewiesen worden, und sie kömmt nur selten noch vor. Wir wollen sie nicht wieder aufleben lassen, glauben aber doch, dafs man den Kritiker in Betreff des Machens seitdem etwas zu sehr freigesprochen hat. Die Verpflichtung des Bessermachens kann ihm freilich nicht auferlegt werden, aber die des *Auch*machens darf ihm schwerlich zu erlassen sein; wie soll er sonst den Beweis liefern, dafs er wirklich alle Bedingungen, Gränzen, Vortheile und Schwierigkeiten des Kunstgebietes kenne, über dessen Erzeugnisse er urtheilt, dafs er seine Forderungen nicht schrankenlos ausdehne, und ein erreichtes Wirkliche nach erträumten Möglichkeiten abmesse? In der That haben unsre besten Kritiker von jeher auch durch eigne Kunstschöpfungen sich hervorgethan, und wir finden fast immer, dafs der Werth von diesen mit dem ihrer Kritiken gleichen Schritt hält, von Lessing an gerechnet bis auf A. W. von Schlegel herab. Unsre Bemerkung wird auch durch die vorliegende Sammlung bekräftigt.

Der Verfasser, als ein scharfer, und dabei scharfsinniger und nicht ungründlicher, rüstiger Kritiker vortheilhaft bekannt, nimt durch diese Dichtungen auch im Gebiete des Selbstmachens die Stelle ein, welche der Stufe, worauf er in jenem Gebiete steht, nicht nur entspricht, sondern ihn auf ihr auch bestätigt. Eine grofse Mannigfaltigkeit von Gebilden und Ausdrucksweisen, die Form der Novelle, des Liedes, des Reiseberichts, der Romanze, der launigen und der strengen Kritik, sind hier vereinigt, und geben von der vielseitigen Kraft und Gewandtheit des Verfassers das beste Zeugnifs. Sollen wir die innern Vorzüge dieser Arbeiten kürzlich aufzählen, so haben wir zuvörderst entschiedene Richtung zum Schönen und Edlen, Klarheit der Auffassung und des Stils, Lebhaftigkeit, Witz, Humor, mannigfache Anmuth und viele ästhetische und sittliche Feinheit namhaft zu machen. Als Humorist verdient der Verfasser auch alles Lob wegen des Mafses, das er beobachtet, und worin er fast immer die Schranken einer harmlosen Munterkeit hält, ohne in gewaltsame Absprünge und verzwickte Unformen zu gerathen; wiewohl wir gern zugeben, dafs ihm selber hierin noch eine glückliche Fortbildung und Läuterung offen stehe. Anerkennen müssen wir auch die Sicherheit und Anschaulichkeit in Darstellung des nach Ort und Zeit eigenthümlichen Stoffes, z. B. der Vorgänge in schweizerischer Gebirgslandschaft, und des Kostüms englischer Verhältnisse, welches alles leicht und treffend, und ohne ängstliche Pedanterei vollkommen genügend, dem Leser vor Augen gerückt wird. Die Freunde der Erzählungsweise von Leopold Schefer werden hier bisweilen einige Aehnlichkeit finden; doch ist Rellstab im Ganzen rascher und leichter; wobei die Umstände, unter welchen beide Autoren schreiben, sehr in Betracht kommen mögen: indem Schefer mit einer durch grofse Reisen genährten Weltanschauung in einsamer Ruhe still zurückgezogen behaglichen Fleifses arbeitet, unser Autor dagegen über unruhige Lebenswirbel und die Treibhauseile des dringenden Augenblickes klagt. Auch hat er bei vielem Wohlmeinen mehr Galle, als Schefer, so wie hingegen bei vieler Schärfe weniger, als Börne, mit welchem Ausspruche wohl jeder der Genannten zufrieden sein wird!

Unter den Erzählungen müssen wir diejenigen besonders auszeichnen, worin ein idyllisches Element vorwaltet, z. B. im zweiten Theile „James Skey" und „die Gemsjäger", auch „die Gewerke" im ersten Theile, wo ein Gegenstand, der sehr zur Ueberladung verleiten konnte, mit Glück durch jenes Element gemäfsigt worden. In beiden letztern Novellen hat der Verfasser mit besonderer Zuneigung den Schwindel behandelt, und ist dabei seinen Vorgängern Baggesen und Schefer nichts schuldig geworden, ja sich selber nicht einmal, denn nachdem er die Aufgabe vom Thurme herab in lauter städtischer Umgebung und Bedingung glücklich gelöst, variirt er das Thema so neu als treffend in der ganz verschiedenen Gestalt, welche Gebirgshöhen und freie Natur dafür bedingen.

Sehr anziehend sind die Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers mit Karl Maria von Weber, welchem ausgezeichneten Komponisten er besonders huldigt. Seine sonstigen musikalischen Zu- und Abneigungen können wir hier weder vertreten noch tadeln. Indessen dünkt uns, dafs in diesem Kunstgebiete es immer schwerer wird, einen wirklich freien Standpunkt und einen grofsartigen Ueberblick zu fassen, jemehr die technischen Kenntnisse sich vervielfachen, und in Verbindung mit mancherlei der Musik an sich ganz fremden, aber im Zeitgeiste wuchernden einseitigen Vorstellungen sich für die wahre Kunstansicht ausgeben.

Unter den Gedichten, welche jedem Bändchen zum Schlusse beigefügt sind, findet sich manche lyrische Blüthe, die den vollen Beruf des Verfassers in dieser Gattung darthut. Wir bemerken schliefslich, dafs ein Werk, welches alle die hier so mannigfach zusammengestellten Einzelheiten zu einem Ganzen vereinigte, in solcher reichen Ausstattung noch vortheilhafter erscheinen müfste, als die jetzige Sammlung, und dafs wir dem Verfasser alle Mufse und Ruhe zu solcher gröfsern Hervorbringung wünschen, für welche gewifs kein inneres Erfordernifs ihm mangelt. —

№ 56.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Fortsetzung.)

Aber es ist jene Lesart auch gar nicht ohne positive äufsere Gewähr. Goettling beruft sich für sie auf Casaubon., Piccart., einen Codex des Accorambonus, eine Handschrift Sepulveda's und Korai. Die Deduktion der philosophischen Nothwendigkeit der Lesart *οἰκίας* mag man bei Goettling (*Adnotat. p.* 283..) selbst nachlesen. — *p.* 1253. *b.* 10. ist der Artikel *ἡ* vor *τεκνοποιητική*, den seit Victorius alle Ausgaben haben, stillschweigend getilgt, und in den folgenden Worten die Stellung der *Vulgata καὶ γὰρ αὕτη* die von Sylb. und Goettl. in *καὶ αὕτη γὰρ* geändert war, zurückgeführt. — *p.* 1235. *b.* 35 konnte in der schwierigen Stelle Goettling's Conjektur *ἔργον ἤ* wohl erwähnt werden. — Trefflich dagegen scheint uns die schwierige Stelle *p.* 1254. *b.* 16 — 19 die schon von Sylburg aufgenommene Lesart *διακεῖνται δὲ τοῦτον τὸν τρόπον* gegen Goettl. der *δὲ* ausliefs und die ganze Interpunktion verwirrte, aus sechs Handschrr. hergestellt; ebenso wird jeder die Aufnahme der durch das Zeugnifs von 5 Handschrr. unterstützten Lesart *ποιεῖν* (*ebendas. lin.* 27.) statt der von Goettling durch eine Ellipse vertheidigten Vulgata *ποιεῖ* nur billigen, der sich des konstanten Aristotelischen Sprachgebrauchs von *βούλεσθαι* erinnert; und ebenso ist denn wohl (*lin.* 31.) die Lesart aller Handschrr. *οὕτος* statt *οὕτως*, was Goettling aus den beiden Aldinen aufnahm, gesichert, und durch glückliche Anwendung der Parenthese auch erklärt. Ueberhaupt drängt sich uns hier die Bemerkung auf, dafs grade bei Aristoteles sorgfältige, ins Kleinste gehende Interpunktion nicht selten einen Commentar ersetzt. In dieser Hinsicht haben wir manches Neue und Gute in der neuen Ausgabe gefunden, aber auch wiederum nur allzu häufig bemerkt, dafs auch hier Sylburg's und besonders Goettling's Sorgfalt und umsichtiges Verfahren nicht hinlänglich benutzt worden ist. — *p.* 1255. *a.* 38 zu dem Verse:

τίς ἂν προςειπεῖν ἀξιώσειεν λάτριν·

bemerkt G., dafs in allen alten Ausgg. und *Handschrr.* *ἀξιώσειε* geschrieben sei, während B. schweigt. — *p.* 1255. *b.* 5 *καὶ οὐκ εἰσὶν οἱ μὲν φύσει δοῦλοι*] Goettl. liefs mit der Ald. 2. die Negation weg; sowie sie jetzt lautet, scheint die Stelle noch immer nicht rein, und Goettling's Conjektur in der Dissertation *de notione servitutis apud Aristotelem* (*Annal. Acad. Jen. I*, *p.* 460.): *ὅτι μὲν οὐκ* (statt *οὖν*) *ἔχει τινὰ λόγον ἡ ἀμφισβήτησις καὶ εἰσὶν οἱ μὲν κτλ.* war jedenfalls als sehr beachtenswerth zu erwähnen. — Cp. 3. (Bkk. cp. 8.) *p.* 1256, *a.* 10 ist geschrieben *ἡ αὐτὴ ἡ οἰκονομικὴ τῇ χρηματιστικῇ*, und dazu bemerkt, dafs der Artikel nach *αὐτὴ* aus *Pbrc.* aufgenommen sei. Auch Goettling (*adnotat. p.* 294) hielt dafür, dafs dieser Artikel einzuschalten, sonst aber nichts zu ändern sei. Aber wie wir schon früher bemerkten, in jener Handschr. steht, ihm zufolge, nicht *ἡ* sondern *ἥ*. — Kurz vorher (*lin.* 9) lesen wir *ἔρια* und *χαλκόν* ohne Variante, während doch der nicht verächtliche *Parisin.* 1. *ἔριον* und *χαλκός* giebt, eine Lesart, die auch G. für die richtige hält.

Ebendas. *lin.* 17 (*p.* 13, 2. G.). Hier wo Reiske, Korai, Schneider u. a. an dem freilich in allen Handschrr. stehenden *ὥστε* gerechten Anstofs nahmen, war gewifs, wenn auch Hr. B. die Lesart der Bücher im Texte zu behalten für angemessen fand, Goettling's glückliche Cojektur *γνωστέον*, durch welche alle Schwierigkeit gehoben wird, zu erwähnen, zumal da sie durch eine von G. angeführte Stelle (*cp.* 4. *in. p.* 20, 1. G. *p.* 1258, *b.* 9. Bk.) den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit erhält, während wir mit der Vulgata gradezu nichts anzufangen wissen. Gewifs ist die äufsere Gewähr übereinstimmender handschriftlicher Zeugnisse auch bei Aristoteles immer in Ehren zu halten; aber alles

Vertrauen auf vorsichtige und mit Umsicht begründete Conjekturalkritik darum aufzugeben, können wir ebensowenig für das Rechte halten, als wir uns mit einem gewissen Verfahren versöhnen können, bei dem man sich auf dem besten Wege befindet, die bedeutendsten Aristotel. Werke um ein gutes Theil ihres Umfangs zu verkürzen. —

Ebend. *lin.* 30. ὁμοίως δὲ καὶ τῶν ἀνθρώπων] So lesen wir bei B. ohne Variante; aber Goettling, welcher die Vulgata ὁμ. δὲ τὸ τῶν ἀνθρ. behielt, bemerkt dazu blofs, dafs die von B. aufgenommene Lesart eine von Korai gebilligte *Vermuthung* Schneiders sei. Wie ist es nun? müssen wir nicht annehmen, dafs dieselbe in allen neuverglichenen Handschrr. sich finde? Dann befremdet uns aber das gänzliche Schweigen aller Handschriften G.'s; dies ist wieder ein Fall, wo unseres Bedünkens die bisherige Lesart und ihre Gewähr hätten angegeben werden sollen. — Eine höchst schwierige Stelle ist *p.* 1256. *b. lin.* 15 ὥστε ὁμοίως δῆλον, ὅτι καὶ γενομένοις οἰητέον τά τε φυτὰ τῶν ζῴων ἕνεκεν εἶναι καὶ τἄλλα ζῷα τῶν ἀνθρώπων χάριν. Die einzige Schwierigkeit macht hier jenes Particip. γενομένοις, welches Goettl. in Klammern schloſs, Giphanius zusammt den dabei zunächst befindlichen Worten ὅτι — καὶ οἰητέον gestrichen wissen wollte. Um so weniger aber durfte übergangen werden, dafs Goettling und Paris. I. die Variante γεννωμένοις (*sic*) anführt, da dieser Codex auch für das γινομένοις zwei Zeilen zuvor γεννωμένοις statt γενομένοις darbietet, eine Lesart, auf die schon Sylburg rieth, und die Korai mit Beistimmung Goettling's sogar in den Text aufgenommen, Hr. B. aber wiederum nicht erwähnt hat. Es mag aber leicht in beiden Stellen γεννωμένοις das einzig richtige sein, denn die von Zell (*ad Ethicor. Nicom. IX. cp.* 8, §. 1. *Comment. p.* 405...) versuchte Erklärung des γενομένοις in unserer Stelle ist gradehin verwerflich. Aristoteles sagt: „Für den *nothwendigsten* Unterhalt aller Wesen hat von vorn herein die Natur gesorgt. So bringen gleich mit dem Augenblicke des Gebärens einige Thiere soviel Nahrungsstoff für das Geborene mit auf die Welt, bis dies sich selbst seinen Unterhalt verschaffen kann, z. B. alle die, welche Eier oder Würmer gebären (ὅσα σκωληκοτοκεῖ ἢ ᾠοτοκεῖ. Die aber, welche lebendige Junge gebären (ζωοτοκεῖ) diese bringen zum Unterhalt für die gebornen (τοῖς γεννωμένοις) sogenannte Milchsubstanz (τὴν τοῦ καλουμένου γάλακτος φύσιν) mit. Daher (fährt er fort) ist es gleicherweise offenbar, dafs man anzunehmen habe, wie jene (vegetabilische) Milchsubstanz im Allgemeinen für Lebendiggebornes (γεννωμένοις) da sei, so sei auch alles Vegetabilische (τά τε φυτὰ) im Allgemeinen für die Thiere (τῶν ζῴων ἕνεκεν) da, und weiter die übrigen Thiere (καὶ τὰ ἄλλα ζῷα, mit Ausschlufs des Menschen) der Menschen wegen". —

Ebendas. *lin.* 26 ἓν μὲν οὖν εἶδος κτητικῆς κατὰ φύσιν τῆς οἰκονομικῆς μέρος ἐστιν, ὃ δεῖ ἢ ὑπάρχειν ἢ πορίζειν αὐτὴν ὅπως ὑπάρχῃ] Alle neueren Herausgeber nahmen an dieser Stelle gerechten Anstofs. Nach unserer Meinung aber hat sie allein Goettling hergestellt und richtig erklärt, indem er ὅ in διὸ verwandelt (ἤτοι statt ἢ ist nicht nothwendig), auch diese Verbesserung verdiente wenigstens Erwähnung, wenn nicht Aufnahme. Wogegen wir es wieder billigen, dafs das Part. Präsens ἐπιβαλλόντων (*p.* 1257. *a.* 40) als Lesart aller Mss. gegen die Aenderung Korai's und Goettl. ἐπιβαλόντων beibehalten, und weiterhin (*p.* 1257, *b.* 11) das von G. aus den Aldinen mit Unrecht aufgenommene εἰ; vor νόμος wieder gestrichen ist. *p.* 1257. *b.* 17 πάντων αὐτῷ γιγνομένων.] So las man allgemein vor Goettling, der das Pronomen, weil er es in beiden Aldinen vermifste, aus dem Texte warf als ein durchaus unnützes Einschiebsel. Es scheint aber aus αὐτῶν (welches Lesart von B.'s Codex *S.b* ist) entstanden und dies hinwiederum durch das vorhergehende πάντων erzeugt zu sein. — Einige Zeilen weiter (*lin.* 21) ist Sylburg's auch von Korai gebilligte Conjektur ἀλλ' ἢ statt der Vulgata ἀλλ' ἡ stillschweigend aufgenommen, und *lin.* 36 die Vulgata ἑκατέρα ebenso beibehalten worden. Aber Goettling hat nach Sepulveda's alten Handschrr. ἑκατέρας aufgenommen (während Schneider und Kor. ἑκατέρᾳ geschrieben haben) und mehr als diese Lesart noch verdiente die Conjektur desselben Gelehrten, der zufolge das absurde χρήσεως κτῆσις in den unmittelbar darauf folgenden Worten nothwendig in κτήσεως χρῆσις zu ändern ist, Erwähnung.

Cap. 4. Goettl. (cp. 11. Bkk.) *p.* 1259. *a.* 16. Hier las man vor Korai πολλὰ χρήματα συλλέξαντος. Dieser Genitiv war schon dem Camerarius unbequem, die Aenderung in den Accusativ wohlfeil, und Korai nahm sie auf Anrathen Schneiders auf. Nun findet sich freilich συλλέξαντα in 7 Handschrr. B.'s, der es auch aufgenommen hat; indessen sollte συλλέξαντος die Vulgata in Handschrr. stehn (2 Codd. B.'s haben συλλέξαν-

τες; Goettl. erwähnt gar keiner Abweichung) so könnte man sie als die schwierigere vertheidigen und mit Goettl. auch recht wohl erklären, indem man als Subject des Infinitivs *ἐπιδεῖξαι τὸν καιρόν* zu denken hat. — Gegen das Ende des Kapitels (*p.* 1259. *a.* 28) ist ebenfalls die Vulgata *aller* frühern Ausgaben, die sich auch in 3 Handschrr. Hrn. B.'s findet, geändert; und doch sieht *τοῦτο μὲν οὖν ὁ Διονύσιος αἰσθόμενος* statt *τοῦτον μ. ο. κτλ.* fast eher einer Verbesserung ähnlich als umgekehrt. Auch findet sich weder bei Schneider noch bei Goettling irgend eine Variante angemerkt.

Cap. 5. (Bkk. cp. 12). Hier begegnen wir gleich in den ersten Zeilen wieder einem Beispiele von Nichtbeachtung der früheren Verbesserungen in den Worten (*p.* 1259, *a.* 39) *καὶ γὰρ γυναικὸς ἄρχειν.* Schon Giphanius verbesserte hier *ἄρχει* und die folgenden Herausgeber nahmen dies sämmtlich auf; mit Recht konnte daher wenigstens Erwähnung dieses Umstandes erwartet werden. Wenn ferner *p.* 1259. *b.* 28 *σχεδὸν δὲ* statt *σχ. δὴ* aus 5 Handschrr. wieder aufgenommen ist; so läfst sich *δὴ* als das freilich etwas seltnere, dennoch sowohl an sich als auch durch die Auktorität von 6 Handschrr. (4 B.'s u. 2. bei Goettl.) sowie der alten Ausgaben sehr wohl vorziehen. Ganz derselbe Fall ist es mit einer Stelle des zweiten Buchs (*p.* 1261. *a.* 9) wo wir gleichfalls das in 4 Handschrr. B.'s und beiden Aldinen befindliche, auch von Schn. u. G. aufgenommene *δὴ* dem *δὲ* vorziehn. —

Zweites Buch. Cp. 1. *p.* 1260. *b.* 41. Hier finden wir zu den Worten des Textes: *ὁ μὲν γὰρ τόπος εἷς ὁ τῆς μιᾶς πόλεως* die Bemerkung *εἷς ὁ τῆς] ἰσότης codices.* Es mufste aber bemerkt werden, dafs die aufgenommene Lesart glückliche Conjektur des Petr. Victorius sei, welche denn auch von Schneider und Korai ohne Bedenken aufgenommen worden ist.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXVII.

Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten, von Konrad Levezow. Berlin, 1833. *in der acad. Druckerei.* 4to. 100 S. *mit fünf Tafeln.*

Der Verf. hat hier den Mythus der Gorgonen in einer Reihe academischer Vorlesungen mit eben so viel Umsicht als Geist behandelt. Unter den Schreckensgestalten der alten Fabel, wozu die Sphinx, die Chimära, die Greife, die Scylla und andere verschlingende Seeungeheuer gehören, stellet kein Mythus so interessante Momente dar, wie der der Gorgonen sowohl in der Poesie, wie in der Bildkunst. Es waren der Unholdinnen drei Schwestern, wovon aber nur eine, die Medusa, in der Sage, wie im Bilde, besonders hervortritt. Die Veranlassung, einem solchen Ideal eine ausführlichere Entwickelung zu geben, fand der Verf. besonders in der grofsen Anzahl der hierauf sich beziehenden Denkmäler in dem königl. Museum zu Berlin, wovon er der Vorsteher ist.

Als dem Sinnbilde des mächtigsten, versteinernden Schreckens, theilte die älteste Dichtung der Medusa alle Grausen thierischer Wildheit zu.

Ihre Gesichtsbildung, mehr in die Breite als in die Höhe gezogen, ward dargestellt mit niedriger gefurchter Stirn, stark bezeichneten Braunen, und runden glotzenden Thieraugen, einander so nahe stehend, dafs die Nasenwurzel dazwischen kaum erscheint. Die Nase selbst ist geplättscht, mit aufgedunsenen Nüstern. Der aufgerissene Mund mit starken Lippen ist in die Breite gezogen mit zwei Reihen thierischer Zähne, zugleich noch mit zwei oder vier Schweinehauern, und mit lang vorgereckter Zunge. Die Backenmuskeln sind wulstig verzogen, an den Seiten und rund um das Kinn mit einem zottigen Barte. Die Ohren sitzen hoch neben Auge und Stirn, um welche die Haare kleine Locken bilden, nicht selten noch mit einem Nimbus von kleinen Nattern ganz um das Antlitz her. Zum Packen dienen der Figur eherne Krallen anstatt der Finger, und zum Ereilen sitzen ihr Flügel an den Schultern. — So schildert die älteste Dichtung das Scheusal, und so mahlen dasselbe die ältern hier beigefügten Denkmäler (Taf. I. u. II. und vergl. hiemit *Micali Tav.* 102.).

Allein der Mythus der Medusa hat noch andere Momente. Neptun hat sich der Schreckensgöttin in Liebe zugesellt, und den Chrysaor und den Pegasus mit ihr gezeugt.

In Folge dieser Liebschaft des Gottes, ermäfsigte sich die Bildung der Schreckensgöttin; und schon bei Pindar heifst sie die Schönwangige, und bei Spätern die Schönhaarige. Das Thierische in der Kunstdarstellung wird also gleichfalls gemildert. — Die Stirn wird höher, die Haare scheiteln sich, oder heben sich sträubend empor. Die Augen in gehöriger Entfernung von einander stehend, blicken noch wild. Die Nase aber, obwohl noch geplättscht und mit gedunsenen Nüstern, setzt sich natürlicher an die Stirn an. Die Hauer und die untere Reihe der Zähne verschwinden, so wie auch der zottige Bart und die kleinen Nattern; nur die starke Mundöffnung mit ausgereckter Zunge erhält sich noch. M. vergl. Fig. 29. 30. 32. —

Hiemit begnügte sich aber die Kunst nicht. Noch geschah ein dritter Schritt vorwärts: bis die höchste Steigerung des Schreckensideals in dem Kopfe Rondanini Fig. 50., jetzt in München, erreicht ward.

Schön und erhaben, wie im Apollo von Belvedere, stellt sich das Antlitz der Medusa dar — mit hoher Stirn und gescheitelten Haaren, doch mit wilden Locken an den Schläfen abwärts, und obwärts über der Scheitel sich buschig erhebend — zwischen zwei Flügeln, unter welchen zwei Schlangen ihre Köpfe

hervorstrecken, und abwärts sich um das Haupt ziehend, unter dem Kinne einen Knoten schürzen. — So sind die Flügel von den Schultern als Zeichen der Schnelligkeit an den Kopf gewandert, wie wir sie an mehreren andern Gottheiten wahrnehmen; und von Schreckensattributen sind nur die Schlangen verblieben. Doch das Wesentlichste des Schreckenbildes beruht in dem *Ausdrucke:* zwischen den Augenbraunen faltet sich die Stirn, und eine furchende Querlinie theilt Ober- und Unterstirn, über welcher die Haarmassen sich so schön ansetzen. Unter den sich schön wölbenden Braunen öffnen sich die grofsen starrblickenden Augen. Hiezu verstärken den Ausdruck die sich dehnenden Nüstern der aufs schönste geformten Nase. Die höhere Steigerung erhält aber der Ausdruck durch den geöffneten Mund, wo unter der schön geformten Oberlippe die schönste Zahnreihe sichtbar wird; indem durch eine solche Mundöffnung sich das Oval des Gesichtes mit den Wangen von der schönsten Fülle, und zugleich mit dem runden Kinne etwas in die Länge zieht.

So zeiget das Ideal der Medusa, in den Hauptformen, wie im Ausdruck, ganz die Nachbildung des Apollo von Belvedere, indem der Gott, das Antlitz mit Unmuth und Zorn erfüllt, seine Pfeile gegen die Kinder der Niobe entsendet: so ist seine Stirn gefurcht; so heben sich die Haare, so streng blicken die Augen, so dehnen sich die Nüstern, so athmen die geöffneten Lippen den Unmuth. Wer könnte in diesem von Zorn bewegten Apollogesicht das Urbild verkennen, welches dem Ideal der Medusa zum Typus diente? — Und wer möchte zweifeln, dafs der Künstler, in dessen Phantasie das eine der beiden Ideale entstand, nicht auch der Schöpfer des andern sei? — Dieser Künstler zur blühendsten Zeit der Kunst lebend, ist aber kein anderer, als Praxiteles.

So betrachtet der Recensent die beiden hohen Bilder zueinander, und sieht in der *Medusa Rondanini* das höchste des Gorgonenideals dargestellt.

Der Verf. fühlte sehr richtig eine solche Steigerung in der alten Kunst, und sinnvoll bezeichnete er hievon die drei Stufen. Auf der ältesten waltet die thierische Wildheit vor; auf der zweiten zeiget sich bereits das Edlere der Menschenbildung, doch noch mit der mehr scheufslichen, als schreckenhaften Ausreckung der Zunge. Erst auf der dritten Stufe stellet sich das wahre Schreckenbild in der götterähnlichen Gestaltung dar.

Auf Taf. I. und II. sind die Bilder der frühern Kunstepochen verzeichnet. Auf Taf III. sind besonders die Fig. 29. 30. und 32. bemerkungswerth. Die letztere ist von dem Brustschild der *Minerva Giustiniani* entnommen, und stellet also das Gorgonenbild dar, wie es sich in dem Zeitalter des Phidias gestaltete. — Das Ideal in seiner Vollendung ward aber erst in der Epoche Alexander's erreicht — und dies durch Praxiteles in der *Medusa Rondanini* — Taf. V. Fig. 50. —

Die Folgezeiten gaben Bilder der Nachahmung. Zu blofsen Zierden und für Amulete ward selbst die gräfslichste nicht ausgeschlossen; und besonders ward die Nachbildung der Medusamaske aus dem Pericleischen Zeitalter häufig beliebt. Aber am auffallendsten sind die charakterlosen Nachahmungen des Praxitelischen Ideals. Man betrachte besonders die Fig. 48. u. 49., wo sich das Wesentliche in einen Wald von wallenden Haaren aufgelöst hat; Augen und Mund dagegen alles bedeutende verloren haben. Die Fig. 51. kommt dem Haupttypus noch am nächsten. — Was die beiden Gemmen Fig. 45 und 52. betrifft, so sind sie zwar in ihrer Art lobenswerthe Arbeiten. Aber die Darstellung im Profil mufs nothwendig den Hauptcharakter des wahrhaft Schreckhaften ausschliefsen.

Noch bleibt uns eine kurze Betrachtung des gesammten Mythus, der durch die Vereinigung so vieler Denkmäler, wovon mehrere jetzt hier zum erstenmal erscheinen, erst klar sich darstellt.

In Fig 2. sieht man die wilde Unholdin in Ausübung ihrer dämonischen Kraft, indem sie mit jeder Hand einen Löwen an der Gurgel fassend erwürgt.

In Fig. 3. rüstet sich Perseus, der abgesandt war, das Ungeheuer zu bekämpfen, unter dem Schutze der Minerva und des Mercur zur That.

In Fig. 5. wird in Beisein der Minerva die That mit dem Abschneiden des Kopfes der Medusa vollbracht. Diese hält noch mütterlich ihren Sohn Pegasus umarmt.

In Fig. 23. nach vollbrachter That eilt Perseus mit Luftschritten davon; die Tasche mit dem abgehauenen Kopfe darin am rechten Arme hängend.

In Fig. 24. verfolgen die beiden andern Schwestern der Gorgo den Mörder, aber geschützt von Mercur. Aus dem Halse der hingestürzten Medusa hebt sich der Pferdekopf des Pegasus hervor, und wandelt sich zum Pferde um, zugleich mit den Flügeln der Mutter.

In Fig. 42. hat Perseus die That zu Pferde vollzogen, den abgeschnittenen Kopf in der Rechten seitwärts haltend, indem aus dem Halse der Mutter ihr Sohn Chrysaor sich an's Licht hervorhebt.

In Fig. 31. erscheinen die beiden andern Schwestern mit Neptun, der über das Schicksal seiner geliebten Medusa herbeigeeilt war, jetzt den Thäter zu verfolgen. Aber wie die Vorderseite an demselben Vasengemälde darthut, war Perseus nicht nur bereits entronnen, sondern auch im Begriff die am Felsen gefesselte Andromeda gegen das Seeungeheuer zu retten, welches Neptun, um die schöne Heroine zu verschlingen, abgeschickt hatte.

So stellet sich der Mythus vollständig dar; und so wichtig ist es, viele Denkmäler vereinigt zu sehen, um eine klare Ansicht eines Ganzen zu erhalten. Dies danken wir hier dem Verfasser. Und nicht leicht wird man in solcher Beziehung eine belehrendere Monographie finden.

A. Hirt.

№ 57.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Schluſs.)

Aber G. trug, obschon sonst nicht zaghaft bei vorzunehmenden Aenderungen, mit Recht Bedenken, die so einstimmige Lesart *aller* Handschrr. und alten Ausgaben aufzugeben, und die von ihm versuchte Erklärung (*adnotat. p.* 307), nach welcher ἰσότης soviel wäre als ἴσον τι, ist wenigstens mit Aristoteles' Redeweise wohl im Einklange. Wäre aber die Verschreibung faktisch gewiſs, so dürfte dieser Umstand für die Geschichte der verglichenen Handschrr. von Interesse sein. Wenn einige Zeilen weiter (*p.* 1261. *a.* 6) der Mehrzahl (7) der Hdschrr. zu Liebe ἐν τῇ πολιτείᾳ τῇ Πλάτωνος aufgenommen und dazu bloſs als Abweichung ἐν τῇ π. τοῦ Πλ. aus 2 Mss. bemerkt ist, so verdiente gewiſs die von Goettl. für die richtige erklärte Lesart zweier seiner Handschrr. (P. 1. u. M.) ἐν τῇ Πλάτωνος πολιτείᾳ wenigstens Erwähnung. — *p.* 1261. *b.* 4. Hier wird zu der aufgenommenen Lesart παρὰ μέρος bemerkt, daſs in 2 Hdschrr. κατὰ μέρος stehe. Dies nahm Goettling aus Aldin. 1. u. 2. und seinem Paris. 3. auf, bemerkte jedoch: *vereor ne* κατὰ μέρος *glossa sit ad* (*i. q. praecedit*) ἐν μέρει. Bei solchen Stellen aber ist es wichtig für den, welcher eine Entscheidung fällen will, alle Zeugnisse vor sich zu haben, und es hätte daher in der neuesten Ausg. nicht verschwiegen werden sollen, daſs einmal κατὰ μέρος in *drei* Handschrr. stehe und nicht in zwei, und sodann, daſs eine nicht verächtliche Handschrr. (Par. 1.) und der *Vet. interpr.*, weder das eine noch das andere haben. — *p.* 1262. *a.* 3 schreibt Hr. B. ὁπόστος τυγχάνει τὸν ἀριθμὸν ὤν, wie früher schon Vict., Sylb., Schn. u. Korai. Aber das Particip. ὤν fehlt in 4 seiner Hdschrr. und wie es scheint in allen G.'s mit Ausnahme des Paris. 1., desgleichen in beiden Aldinen, und Goettling bemerkte dazu, es sei wohl hinzugesetzt von einem strengen Verehrer der Regeln des Phrynichos.

Ebendas. *lin.* 9 lesen wir τὸ ἐμὸν λέγοντες ohne eine Bemerkung, aber bei Schneider und Goettling steht τὸν ἐμὸν gleichfalls ohne Variante: ist das in beiden Ausgaben nur Druckfehler? In der Duvallschen und Arleser (*Aurel. Allobr.* 1606) Ausg. steht die andre Lesart. — Ebendas. *lin.* 29 schreibt Hr. B. nach dem Vorgange von Victorius und Schneid. ἄπωθεν ohne Bemerkung. Aber Goettling der ἄποθεν aufnahm, bemerkte, daſs er dies in *allen* seinen krit. Hülfsmitteln gefunden habe. Bekanntlich ist der Gebrauch dieses Adverbs bei Prosaikern ein streitiger Punkt (vgl. *Lobeck ad Phrynich.* *p.* 9. u. 10.). Indessen Goettling geht in seiner Bemerkung gar so weit: ἄπωθεν für ungriechisch zu erklären, wobei er sich auf Hrn. Bekker selbst zu *Thucydides II*, 81 beruft. Dort hat nämlich derselbe, wie durchgehends bei *Thucyd.*, die hier verschmähte Form aufgenommen, da in keiner von allen Stellen jenes ἄπωθεν einstimmige Lesart der Handschrr. ist.

Eine offenbar verdorbne Stelle *p.* 1262. *b. lin.* 33 hat Hr. B. unangetastet und stillschweigend stehen lassen. Die betreffenden Worte lauten so: οὐ γὰρ ἔτι προσαγορεύουσιν [viell. προσαγορεύσουσιν?] ἀδελφοὺς καὶ τέκνα καὶ πατέρας καὶ μητέρας τοὺς φύλακας οἵ τε εἰς τοὺς ἄλλους πολίτας δοθέντες, καὶ πάλιν οἱ παρὰ τοῖς φύλαξιν εἰς τοὺς ἄλλους πολίτας. Die Hauptschwierigkeit machte hier das letzte εἰς, und die gänzliche Unmöglichkeit, damit einen gehörigen Sinn aus den Worten herauszubringen, veranlaſste Umsetzungen und Aenderungen der Ausleger, die man bei Schneider (*Comment. p.* 84—86) nachlesen kann. Erst Pinzger (in der Abhandlung: *de iis quae Aristoteles in Platonis politia reprehendit p.* 32.) und Goettling trafen den rechten Punkt, indem sie jenes zweite εἰς als ein durch Wiederholung entstandenes Einschiebsel aus dem Texte verwiesen. Und dafür spricht denn auch der Gedankenzusammenhang ent-

scheidend. „Mit Platons Vorschlage (sagt Aristot.) die Kinder aus einer Klasse in die andere, also z. B. die der Landbebauer zu den Künstlern und umgekehrt, zu versetzen, ist es nichts. In der Ausführung würde das die gröfste Verwirrung veranlassen; und dann, wenn schon überhaupt bei der Gemeinschaft der Weiber und Kinder, wo also Eltern und Kinder sich gegenseitig nicht kennen, die schwersten Verbrechen, Blutschande und dergleichen nicht zu vermeiden sind, so wird das bei einer solchen Versetzung in noch höherem Maafse der Fall sein. Denn nun werden weder die unter die übrigen Bürger gethanen [Kinder der Wächter] die *Wächter* mehr Brüder, Kinder, Väter und Mütter nennen, noch andrerseits die bei den Wächtern befindlichen (Kinder) die übrigen Bürger".

P. 1263. *b.* 7. Nachdem Aristoteles fast alle Nachtheile der Platonischen Theorie, welche den Staat, wie es sein Gegner ausdrückt, übermäfsig zu einer *Einheit* zu machen strebt, in der ersten Hälfte des zweiten Kapitels auseinandergesetzt hat, schliefst er gleichsam ab mit den Worten *ταῦτά τε δὴ οὐ συμβαίνει τοῖς λίαν ἓν ποιοῦσι τὴν πόλιν, καὶ πρὸς τούτοις ἀναιροῦσιν ἔργα δυοῖν ἀρεταῖν κτλ.* So lesen wir nämlich in der neuesten Ausgabe die ersten der angegebnen Worte, mit der Negation, und keine Variante macht den Leser stutzig. Die Uebersetzer und Interpreten übersetzen und erklären: „dieses wird also den — nicht zu Theil". Aber dann erwarten wir nach dem konstanten Aristotelischen Redegebrauche vielmehr *γίνεται*, und ein *πάντα* zu *ταῦτα* wäre wenigstens sehr wünschenswerth. Nichts kann daher erfreulicher sein, als das Fehlen der Negation in Goettlings *Parisin.* 1. beim *Vet. Interpres* und heil. Thomas.; und Goettling sowohl wie Korai und Schneider und früher Victorius strichen sie deshalb. Den Sinn gab Schneider sehr richtig (*Comment. p.* 88): *Haec igitur sunt ea quae consequentur si quis cum Platone civitatis nimiam unitatem efficere conetur;* wiewohl er freilich den Bezug der Partikeln *τε* und *καὶ* mifsverstand. Auch das folgende *πρὸς τούτοις ἀναιροῦσιν* ist ein Beweis mehr für unsre Ansicht und Erklärung. Die Negation aber ist wohl Einschiebsel eines Abschreibers, der ein, wie es ihm schien, offenbares Versehn verbessern wollte.

Zwar geben innerhalb der oben bezeichneten Gränzen noch manche Stellen zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung (z. B. *p.* 1263. *b.* 34, wo *ἔσται* mit Unrecht recipirt ist; *p.* 1264. *b. l.* 3—4, wo die als unächt bezeichneten Worte durch Goettling's Interp. und Erklärung gesichert scheinen; *p.* 1265. *a.* 21, wo eine nicht uninteressante Variante übergangen ist; *p.* 1265. *b. lin.* 25, wo der Indicativ *συμφέρει* nach *μὴ ποτ' οὐ* mit Unrecht verdrängt scheint, vgl. *Politic. II. cp.* 5. *p.* 1263. *b.* 3. *Goettling, Adnot. p.* 313. *Bernhardy, Syntax p.* 313. — u. a. m.); doch zwingt uns die Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Zeitschrift hier abzubrechen. — Druckfehler sind in dem von uns durchgegangenen Abschnitte keine vorgekommen, und überhaupt sehr selten. Die Wiedereinführung der alten (Zwingersch. u. Duvallsch.) Kapiteleintheilung und der Mangel der Paragraphenbezeichnung sind für den Gebrauch recht beschwerlich.

Dr. Adolf Stahr, in Halle.

LXXVIII.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen, Prof. der Theologie zu Königsberg. — Band I. die 3 ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. XXIV. u. 927 *S. Band II. das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend. XV. u.* 822 *S. — Königsberg,* 1830—32. *bei A. W. Unzer. gr.* 8.

Erster Artikel.

Es gab eine Zeit, wo die Exegese mit der gesammten Theologie in völlige Unwissenschaftlichkeit zu versinken, und von einer Masse loser, empirischer Einzelheiten, und der Wissenschaft wie dem Glauben grofsentheils fremdartiger und gleichgültiger Aufsendinge ganz erdrückt zu werden drohte. In dem richtigen Bewufstsein, dafs der Geist mit der bisherigen Form der älteren, orthodoxen Theologie gebrochen, und dieselbe unwiederbringlich in den Abgrund der Vergangenheit versenkt habe, aber zu wenig eingedenk, dafs diese *alte* Geisteswelt nur hatte weichen sollen, um einer *neuen* Platz zu machen: schien man den Geist mit seiner zerbrochenen Form zugleich zu Grabe gegangen zu wähnen, und fing an, die ganze christliche Theologie wie eine abgelebte Historie zu betrachten, und die Hauptauf-

gabe der Zeit konsequent theils in das Aufräumen des alten Wustes, theils in ein Herbeischaffen von allerhand (oft übel genug gesichtetem) *philologischem Apparat* und *historischem Erklärungsmaterial* zu setzen. Man hatte es kein Hehl, dafs die Dogmatik sich von nun an in eine blofse Dogmenhistorie, die Exegese in eine blofse Beleuchtung der lokalen und temporellen Verhältnisse und Vorstellungen der biblischen Schriftsteller verwandeln müsse; in der Kirchen- und Dogmengeschichte sah man nur noch ein Gewebe der zufälligsten und wunderlichsten Verirrungen und Hirngespinnste des menschlichen Geistes; auch die praktische Theologie mufste sich, von dem ergiebigen Boden des positiv-christlichen Inhaltes beinahe losgerissen, gefallen lassen, auf einige dürre Abstraktionen, logische Gemeinplätze, psychologische Beobachtungen und Regeln u. a. dergleichen sogenannte *vernünftig-religiöse Allgemeinheiten* reducirt zu werden, die schon durch die Dürftigkeit ihres Inhaltes sattsam bekundeten, wie fremd ihnen die wahre Allgemeinheit, die das Besondere nicht *aufser*, sondern *in sich* hat, sei. — Die Gewinnung und Erhaltung des ewigen Inhaltes der Schrift war überhaupt die geringste Sorge; sehr natürlich, da man damals allgemein auf die Erkenntnifs der *Wahrheit selbst* Verzicht leisten, und sich mit einem blofsen Wissen um die *Erscheinung* begnügen zu müssen glaubte.

Diese Zeit ging vorüber und mufste vorübergehen; denn solche Genügsamkeit ziemte dem Geiste nicht, der keinesweges zu Grabe getragen, in seiner unendlichen Negativität das *Alte* nur zerbrochen hatte, um ein *Neues* zu bauen, d. h. das Alte im Neuen verjüngt und verklärt wiederherzustellen. Deutsche Philosophie in ihrem Ernst, ihrer Gründlichkeit und Tiefe, war es, in deren Schoofs sich die von den Theologen meist verkannte und preisgegebene Wahrheit flüchten durfte; ein Baader, Solger, u. A. insbesondre Hegel (ich erinnere nur an den trefflichen Abschnitt „die offenbare Religion" in der Phänomenologie) — waren diejenigen, welche die Grunddogmen der christlichen Religion und Kirche gegen den vernichtenden Einflufs der aufklärenden Neologie sicher stellen mufsten. Und solches Pflügen in die Tiefe, solches Arbeiten im Schweifs des Angesichtes, wie es dieser neueren Philosophie eigen ist, konnte nicht lange ohne gesegnete Frucht auch für die Theologie bleiben; die am tiefsten und schmachvollsten gesunkene Dogmatik sollte auch zuerst wieder ihr Haupt emporheben; über den Trümmern der alten Theologie erstand eine neue, und Werke, wie die Bearbeitungen der Glaubenslehre von Daub und Marheineke, verkündeten den erfreulichen Aufgang des jungen Tages der wiedererwachten, und *herrlicher* wiedererstandenen Wissenschaft: während Andere, selbst ein Schleiermacher, unendlich wichtig für seine Zeit, aber, wie es scheint, von Natur vorzugsweise zu einer mehr blofs negativ-kritischen Thätigkeit berufen, — sich in den neuen Aufschwung des Geistes (den Schleierm. sogar, wie in prophetischem Geiste, öfters ersehnt und ahnend voraus verkündet hatte) nicht recht hineinfinden zu können schienen, und ihn nicht zu theilen vermochten.

Auch Kritik und Exegese erfuhren, wiewohl später und nur allmählig, den regenerirenden Einflufs, der sich nun über sämmtliche Gebiete der Theologie, wie der Wissenschaft überhaupt, unaufhaltsam auszubreiten begann. — Man hatte, wie überall, so auch hier, bisher besonders dadurch gefehlt, dafs man über dem Zufälligen das Wesentliche, über dem Einzelnen das Ganze, über dem Buchstaben den Geist der Schrift, die man behandelte, zu sehr aus den Augen liefs. So hatte sich die Kritik bei ihrem Prüfen und Entscheiden viel zu sehr in eine Herzählung von Aeufserlichkeiten verloren, und durch eine Menge einzelner, fast zufällig aufgegriffener blofser *Merkmale* in Form und Stoff sich leiten lassen, ohne gleicherweise den Geist und das Ganze der bezüglichen Schriften unbefangen und eindringend aufzufassen und zu reproduciren; ein Vorwurf, den Ref. selbst den kritischen Bemühungen Eichhorn's noch machen mufs, obgleich dieser geniale Kritiker alles viel geistvoller behandelte als die meisten seiner Zeitgenossen und Nachfolger; — seine Verirrungen hinsichtlich des Verhältnisses der Chronik zu den älteren historischen Büchern, sowie des in der gegenseitigen Verwandtschaft und Differenz der Evangelien liegenden Problemes und dessen Auflösung mittelst der Hypothese eines vermeinten Urevangeliums; sein schiefes Urtheil über das B. Jesaia, als sei es eine Anthologie von Orakeln und Orakelfragmenten der verschiedensten Verf. und Zeitalter, ein anderes δωδεκαπρόφητον (!), u. dgl. m. ja, wir müssen hinzusetzen, seine *ganze Behandlung* der hebräischen Propheten in dem diesen eigends gewidmeten Werke — verrathen doch offenbar ihren Ursprung aus der angegebenen Quelle. — Als bahnbrechend für die oben angedeutete feinere und tiefer einge-

hende, daher *wahrhaft höhere* Kritik der neueren wissenschaftlichen Periode möchten wir hingegen vor allen Schleierm.'s kritische Versuche betrachten, namentlich den über den Lucas, ein mit tüchtiger Gründlichkeit und deutschem Fleiſse gearbeitetes Werk, dem mehr Leser gebührten, als es gefunden zu haben scheint. Wer diesen Versuch mit älteren der Art zusammenhalten will, dem wird, wenn er anders selbst den Geist einer Schrift im Ganzen unbefangen aufzufassen versteht, und nicht an Einzelheiten hangen bleiben will, an denen man hier allerdings mancherlei aussetzen kann, der von uns bezeichnete Unterschied des Alten und Neuen in dieser Beziehung daran wohl klar werden. — Auch de Wette's Schriften sprechen im Ganzen wohl diese Richtung aus; schade nur, daſs bei diesem geistreichen Theologen die Befangenheit in einmal angenommenen Vorurtheilen zu groſs, und besonders der Einfluſs einer höchst beengenden, veralteten Philosophie allzufesselnd ist, als daſs er sich mit seiner Zeit recht frei und energisch vorwärtsbewegen könnte. — In Betreff der Exegese hatte man es auf zwiefache Weise versehen, indem man theils die sachliche Auslegung auf eine bloſse Darlegung eines losen Aggregates von verschiedenen Meinungen und Ansichten (bei deren Aufzählung man meistens nicht einmal Maſs und Auswahl beobachtete, sondern die *crambe saepe recocta* nur immer wieder von neuem aufzuwärmen bemüht war) beschränkte, theils sich in der Spracherklärung einer ganz grenzenlosen philologischen Willkür überlieſs, wornach die heiligen Schriftsteller eigentlich mit Allem Alles hätten sagen können. (Man gedenke nur der beiden am meisten charakteristischen Zeugen jener Periode, der Commentare von Kuinoel und Paulus — deren Verdienstliches, namentlich des letzteren, in anderer Rücksicht Ref. übrigens gar nicht zu leugnen gesonnen ist). Beide Verkehrtheiten hat der bessere christlich-wissenschaftliche Geist unserer Tage zu überwinden den Anfang gemacht; seitdem Männer wie einerseits Lücke, Tholuck, Umbreit, andrerseits Ewald, Winer, Fritzsche u. A. aufgetreten sind und der biblischen Philologie und Exegese ihre Studien zugewendet haben, will es mit der bloſsen, roh historischen Anfassung des Stoffes, sowie mit der bloſs empirischen Handhabung der Sprachform nirgends mehr recht fort; der reiche Schatz des ewigen Ideengehaltes der Schrift wird wiederum mit Liebe und Eifer an den Tag gefördert; die sprachliche Auslegung fängt an, sich mehr als je fester, leitender Principien zu erfreuen, die heillose Willkür verliert ihr usurpirtes Recht; Alle, auch die Widerstrebenden, fühlen sich je mehr und mehr genöthigt, in bessere Bahnen einzulenken, und der Forderungen der *Wissenschaft* Gehör zu geben; so daſs wir wohl hoffen dürfen, die exegetische Methode der zuvor genannten Commentare, sowie die grammatisch-philologische eines Storr, Rosenmüller u. A. werde bald zu den Antiquitäten gehören. — Auch auf das Gebiet der Uebersetzungen der heiligen Schrift hat der wissenschaftlichere Geist unserer Zeit seine wohlthätigen Reformen bereits auszudehnen begonnen, wie man sich augenblicklich überzeugen kann, wenn man besonders die neueste meisterhafte Uebertragung der hebräischen Propheten von F. Rückert neben manche matt-wässrige, gezierte Umschreibungen (Uebersetzungen genannt) aus der vorangegangenen Periode legt, die nach Aller Urtheil noch zu den besseren und besten Produktionen solcher Art gehören. —

Der Vf. des vorliegenden Commentars, ein Schüler und in gewissem Grade auch Geistesverwandter des ehrwürdigen Neander, dem die kirchenhistorische Theologie soviel verdankt, schlieſst sich damit in jeder Beziehung würdig und ehrenvoll an die Reihe der eben genannten Wiederhersteller der exegetischen Theologie unserer Zeit an. Sein Werk ist voll Geist und Leben, wie voll Unbefangenheit und Wahrheitssinn; es hält daher im Ganzen auch meist die rechte wissenschaftliche Mitte, und ist, wenn man so sagen darf, orthodox, ohne supernaturalistisch, und rationell, ohne rationalistisch zu sein. Hieraus ist leicht zu ersehen, warum Viele den Vf. übergläubig, überspannt u. s. w. finden müssen, während Andere wiederum eine nicht geringe Hinneigung zu Heterodoxie und Rationalism bei ihm entdeckt zu haben vermeinen; und wir brauchen über dergleichen kein Wort weiter zu verlieren. Gegründeter ist eine andere Bemerkung, die auch Manche schon gemacht haben, daſs sich nämlich in diesem Werke ein unverkennbares mystisch-gnostisirendes Element und Colorit finde; in wiefern dies dem Verf. zum Lobe und zum Tadel gereiche, werden wir unten ausführlich zu besprechen haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

In der Regel spricht sich in der Behandlungsweise des Vfs. gleicherweise eine begeisterte, innige und heilige Liebe zu dem göttlichen Worte, das er auslegt, und ein sich selbst klar gewordener, echt wissenschaftlicher Ernst und Eifer aus, der von älterer und neuerer, gläubiger und ungläubiger Befangenheit gleichweit entfernt, sich die Auffindung der vollen Wahrheit, und nur diese, rein und ungefälscht, angelegen sein läfst und dieses Ziel rücksichtslos verfolgt, ohne die frommscheinende, in der That aber ungläubige, also unfromme, Besorgnifs mancher Wohlmeinenden zu theilen, welche zu glauben scheinen, die göttliche Sache werde wanken, wenn wir menschlichem Bedürfnifs und menschlichem Vermögen das gebührende Recht an ihr einräumen, und den ziemlich allgemein zugestandenen, aber auch beinahe eben so oft unverstandenen Satz, dafs *alles wahrhaft Göttliche auch ein wahrhaft Menschliches* sein müsse, einmal *in succum et sanguinem* vertiren, in der That und Wahrheit geltend machen wollen. — Der geistvolle und hochbegabte Verf. hat von allen *edlen* und *guten* Bildungselementen dieser daran so reichen Zeit treu und redlich in sich aufgenommen und nach Kräften verarbeitet; und die erwünschte Folge davon ist, dafs dieser Commentar, das eigenthümlichste Produkt seines Geistes, im Ganzen zugleich als ein wahrhaftes Produkt seiner Zeit und der wissenschaftlichen Stufe, welche dieselbe erreicht hat, sich darstellt, mithin sicher auch nicht verfehlen wird, als echtes, bildendes Ferment auf dieselbe wiederum einzuwirken. — Dabei können wir es nur loben, dafs der Verf., seiner *wissenschaftlichen* Aufgabe eingedenk, mit richtigem Sinne durchaus vermieden hat, *direkt-erbaulich* werden zu wollen. Bei der vorwiegenden Neigung unserer Tage, das so lange fast übersehene und vernachlässigte eigenthümlich paraenetische Element des biblisch-christlichen Lehrinhaltes wieder hervorzuheben und zu beherzigen, sind uns Viele anräthig, einen Commentar wie ein halbes Erbauungsbuch anzulegen; sie rathen aber damit der Wissenschaft, wie der Frömmigkeit sehr übel. Zwar hat die Wissenschaft in der That diese Natur des wahrhaft Unendlichen, bei sich bleibend zugleich über sich selbst hinüberzugreifen; sie kann gar nicht belehren, ohne *eo ipso* auch wahrhaft zu erbauen; (wie man sagen könnte, das *Licht* wärme auch ohne es zu wollen) aber diese Natur behält sie eben nur so lange, als sie *bei sich selber bleibt*, d. h. rein und unverkümmert in ihrer eigenen Sphäre erhalten wird. Auch unser Vf. wird, in solcher Anspruchslosigkeit, oft recht erbaulich, ohne es darauf anzulegen; so z. B. Bd. I. 591. II. 359 ff. und nur selten stofsen wir bei ihm auf Stellen, wie II. 265, wo der wissenschaftlich-belehrende Charakter in dem gemüthlichen Pathos beinahe verschwindet; man vgl. dagegen die vortrefflich gehaltene Stelle I. 852. *Anm.* 2.

Obgleich der Verf. seinem Plane gemäfs (der, laut der Vorr. *p.* 11 vor allen Dingen dahin ging," die innere Einheit des N. Test. und der Schrift überhaupt hervorzuheben; und dergestalt den Leser in den *Geist* der Schrift zu versetzen und zu bewirken, dafs er einen lebendigen Eindruck von der Lebens- und Geisteseinheit empfinge, die durch das Ganze des N. Test. waltet" —) alle blofs linguistisch-grammatischen und antiquarischen Untersuchungen und Ausführungen aus dem Bereiche seines Commentars ausgeschlossen hat (was wir unter diesen Umständen nicht tadeln mögen): so zeugt doch das Werk auch in dieser Hinsicht überall von vorausgegangener gründlicher Durcharbeitung des Stoffes und von gediegener Auswahl unter dem

Vorhandenen und Ref. hat oft mit Vergnügen die Unbefangenheit bemerkt, mit der der Vf. die Ergebnisse neuerer grammatisch-historischer Forschungen, meist mit sehr geübtem und glücklichem Takte, anerkannt und aufgenommen. Wo die Umstände es durchaus nöthig machten, hat der Vf. auch eigne, ausführliche Untersuchungen der Art gegeben; doch geschieht dies selten. vgl. II. 204 ff. — Wie sehr der Vf. namentlich auch den linguist.-gramm. Theil der exeget. Forschung, dem er hier so gar keinen Raum widmen konnte, zu schätzen weiss, zeigt unter andern sein starker Ausdruck *Vorr. p.* 12, wo er sagt, eine tüchtige Grammatik des N. Test. existire eigentlich erst, seitdem Männer wie Winer und Fritzsche sie zum besondern Gegenstande ihrer Forschungen gemacht hätten.

Sollte Ref. nun die auszeichnendste Eigenthümlichkeit, den charakteristischen Hauptvorzug dieses Commentars kurz angeben: so möchte er denselben in eine überaus grosse Energie und Lebendigkeit der produktiven geistigen Anschauung setzen, womit der Verf. fast überall den Leser sogleich auf die leichteste und ungezwungenste Weise bei jedem Objekte der Auslegung *in mediam rem* zu versetzen, ihm gleichsam die Centralansicht des Ganzen zu gewähren, und dabei zugleich mit demselben Schlage ihn auch nach allen Seiten der Peripherie hin die interessantesten Aufschlüsse und Beleuchtungen der Sache im Einzelnen zu eröffnen weiss, was oft mittelst sehr scharfsinniger, überraschend geistreicher und schlagend witziger, die nicht selten hie und da in der Schrift einzeln und zerstreut liegenden, und nur dem geweckteren, geistigeren Auge in ihrer Beziehung und ihrem tieferen Zusammenhange erkennbaren Lichtstrahlen und Wahrheitselemente an der betreffenden, zu erläuternden Stelle, gleichwie in einem Brennpunkte concentrirender und auf die zweckmässigste Art zu deren Aufhellung verwendender, Combinationen geschieht. Schon hieraus geht hervor, dass *lebendige Anregung* des Lesers eine der schönsten Seiten dieses Werkes bilden wird; und dem ist wirklich also; anregend ist der Verf. überall im höchsten Grade, anregend auch dann, wenn man ihm nicht recht folgen kann, oder wenn man weiter, als er, gehen zu müssen fühlt. — Mit dieser schönen Gabe verbindet sich dann aber auch noch eine eben so ausgezeichnete Darstellungsfähigkeit, eine Macht und Gewandtheit der Sprache, die sich in den höheren, wie in den untergeordneteren Regionen des Gedankens mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit bewegt, und sowohl durch diese ihre Angemessenheit zum Gegenstande, als durch eine gewisse Frische, Gemüthlichkeit und gleichsam anschmiegende Art des Ausdrucks selbst diejenigen zu fesseln und mit schwierigeren und dunkleren Gegenständen zu befreunden und vertrauter zu machen versteht, die sonst etwa minder geübt und aufgelegt wären, sich in dergleichen mit ernster Geistesanstrengung hineinzubegeben. — Diese Vorzüge nun, die sich mehr oder minder gleichmässig über das Ganze dieses Comm. erstrecken, sind von *einer* Parthie desselben vor allen zu rühmen, und zwar von derjenigen, die sonst von den Commentatoren leider nur allzusehr und meist zu grossem Schaden des Eindruckes ihrer gesammten Darstellung vernachlässigt zu werden pflegt; wir meinen die Einleitungen, welche der Vf. einem jeden zu behandelnden kleineren Ganzen immer vorausgeschickt hat, um den Leser auf den rechten Standpunkt zur Auffassung desselben zu versetzen und den Ueberblick über das Einzelne vorzubereiten. Es wird uns eben so schwer, uns hier, wo der beschränkte Raum jede Weitläuftigkeit verbietet, der Anführung einiger Proben dieser Art zu enthalten, als es, wenn dergleichen erlaubt wäre, uns schwierig sein dürfte, aus dem reichen Schatze des Guten, was der Commentar in dieser Rücksicht überall darbietet, das Trefflichste auszuwählen, doch können wir nicht umhin, unsere Leser wenigstens auf Stellen, wie Bd. I. 242 ff., 259 ff., 416 ff., 590 ff., 709 ff., 720 ff., 772 ff., 855 ff., II. 77 ff., 331 ff., 359 ff., 576 ff., 664 ff., 716 ff. u. a. als Beläge für unsere Behauptung vorläufig zu verweisen. — Eine besondere, sehr schätzens- und dankenswerthe Aufmerksamkeit hat der Verf. auch der Erklärung der Parabeln Jesu im *ersten* Theile zugewendet; und was er darüber sagt, zeugt in der Regel eben so sehr von feiner und tiefer Auffassungs- und Anschauungsgabe in Bezug auf's Ganze, gepaart mit geistig durchdringendem Scharfsinne in Betreff des Einzelnen, als von verständiger, nüchterner Klarheit, die sich weise hütet, die Grenzen des Erlaubten hinsichtlich der Urgirung einzelner Züge zu überschreiten; man vgl. z. B. die sehr fein unterschiedenen und nicht eben leicht von einander zu sondernden Gleichnisse Matth. 9, 16. f. S. 304—307, ferner über Matth. 13, 44—50. S. 450 ff. die Bearbeitung der Parabel vom ungerechten Haushalter S. 664 ff. u. a. m. Ref. möchte diese Parthie

des Werkes zu den allergelungensten Theilen desselben rechnen, und sie übertrifft nach seinem Urtheil alles ihm bekannt Gewordene, was in dieser Beziehung bisher geleistet ist; doch theilt er darum nicht etwa durchweg des Vfs. Ansichten, so z. B. gleich bei der letztgenannten Parabel Luc. 16, 1—9 nicht; eben so wenig kann er auf manche Besonderheiten in der Erklärung von Matth. 25 eingehen u. s. w.

Stellen wir nun neben den angegebenen *Hauptvorzug* dieses Werkes auch sogleich den *Hauptmangel*, den wir an demselben bemerken müssen! Es fehlt dem Vf. offenbar an der rechten Gediegenheit, Schärfe und Präcision des Begriffs, und dieses hat sein Bemühen und die Hervorförderung des ewigen Ideengehaltes der Schrift, welche er sich, wie wir sahen, hauptsächlich zum Ziele gesetzt, nicht wenig Abbruch gethan. Es liegt darin auch der Grund des oben berührten, nicht ganz ungerechten Vorwurfes, als hinge der Verf. einer mystisch-gnostisirenden Richtung nach. Obgleich er *auch so noch* in der genannten Beziehung nicht Geringes, ja zum Theil Ausgezeichnetes geleistet hat, so ist er im Ganzen hierin dennoch unstreitig hinter den Bedürfnissen und Anforderungen seiner Zeit zurückgeblieben, und dies aus keinem andern Grunde, als weil er, wiewohl der Spekulation nicht *durchaus abhold*, der gegenwärtigen Philosophie doch nicht das gebührende Recht bei seinem Geschäfte eingeräumt hat, vielmehr sie mit einem gewissen Mifstrauen behandelt, und den Einflufs derselben auf die Schriftauslegung mit einer unverkennbaren Scheu und Aengstlichkeit eher abzuwehren, als zu gestatten bemüht ist.

Dafs einem Schriftausleger, der seinem erhabenen Berufe genügen will, die spekulative Bildung seiner Zeit, einem Bibelcommentar, der die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigen soll, die Rücksicht auf deren philosophische Fortschritte, sowie auf ihre Ergebnisse und Resultate, nicht fremd bleiben und mangeln dürfe, dies bedarf wohl kaum der Erinnerung. Religion und Philosophie haben und behandeln ja einen und denselbigen Inhalt, Gott oder die Wahrheit in ihrer Selbstoffenbarung, — nur mit dem Unterschiede, dafs die erstere diesen Inhalt in der Weise der *Vorstellung* und des gewöhnlichen (gemeinmenschlichen) Bewufstseins, die andere ihn in der reinen und unvermischten, mit dem Inhalte identischen, Form des *Gedankens*, (Begriffes) besitzt. Während es daher des Philosophen Sache ist, die Selbstentfaltung und Selbstgestaltung der ewigen Idee in dem reinen Elemente des Denkens anschauend und nachbildend zu vollbringen, besteht das Geschäft des Schriftforschers darin, die in den durchaus innig lebendigen, tiefsinnigen und tiefbedeutsamen, Bildern und Symbolen der Schrift überall enthaltenen Momente, gleichsam *Anklänge* und *Laute* der Idee vernehmend und erfassend zum *Worte* zu bringen, an den geistigen Tag des Bewufstseins zu fördern und zu einheimischen Gestalten desselben zu erheben und auszubilden. Hieraus ergiebt sich mit einem Schlage, wie die exegetische Thätigkeit von der philosophischen eben sowohl formell unterschieden, als auch wiederum wesentlich identisch damit sei; und beide Gesichtspunkte müssen festgehalten werden, der erstere, damit man nicht vom Exegeten fordere, dafs er sich gerade so gerire, so verfahre und spreche, wie der Philosoph; der andere, damit nicht der Wahn einschleiche, als könne man sich beim Schriftauslegen der *denkenden* Thätigkeit, d. i. der begrifflichen und begreifenden Vermittelung des Inhaltes füglich überheben; und als sei es schon genug, wenn man das Auszulegende nur (wie man spricht) gefühlt, erfahren, erlebt, im Herzen, in der innern Anschauung u. s. w. habe, d. h. (in dieser Entgegensetzung:) auf *gedankenleere* und *begrifflose* Weise besitze.

Doch kehren wir zu unserem Vf. zurück! Derselbe urtheilt zu des Ref. Bedauern von der Philosophie unsrer Zeit nicht so gerecht und einsichtig, wie man es von ihm hoffen und erwarten sollte. Er giebt ihr zuvörderst einen *vorherrschenden Idealismus* schuld; ein Vorwurf, der so leicht hingeworfen, dabei so offenbar grundlos ist, dafs Ref. bei seiner wahren Hochachtung vor dem Geiste und den Gaben des Verfs. nicht umhin kann, denselben auf blofse Unkenntnifs (oder wenigstens sehr mangelhafte Kenntnifs) der angefochtenen Philosophie zurückzuführen. Wir werden indessen auf diese Beschuldigung späterhin noch zurückkommen, und sehen, dafs der Vf. da, wo er sich in diesen Gegensatz zur Philosophie stellt, allerdings, das σῶμα mit der σάρξ, die κτίσις mit der *Materie* verwechselnd, von der ἀνάστασις und ἀποκατάστασις eine dermafsen realistische (d. h. äufserliche, sinnliche) *Vorstellungs*weise geltend macht, dafs ihm auch eine vollkommen realistische d. h. das Objektive der Wahrheit vollkommen anerkennende und sie in ihrer Selbstmanifestation aufs reinste gewähren lassende Philosophie darin nicht zu willfahren vermag,

so wenig wie er die Schrift darin auf seiner Seite hat. —

(Der Beschlufs folgt.)

LXXIX.

Mémorial de l'Officier d'état-major en campagne, ou recueil de documens utiles pour faire la guerre, par Bonjouan de Lavarenne, Chef de Bataillon au corps royal d'état-major, employé au dépôt général de la guerre. Paris, Anselin, successeur de Magimel 1833. 8. S. 420. 18 planches.

Seit Grimoard, Thiébault, Labaume und neuerdings Chambouleron diesen Gegenstand behandelt, ist darüber nichts Neues erschienen. — Grimoard und Thiébault, welche die Bahn brechen, geben nur das Usuelle, das Hergebrachte, und fügten dem Wenigen, was damals über diesen Gegenstand gesetzlich festgestellt war, das hinzu, was sie selbst auf dem Wege der Anschauung und Abstraktion erlernt. Labaume ging schon einige Schritt weiter und gab zugleich eine Abhandlung über die *politique militaire* und über den *militaire à la cour*. Das Ganze schlossen einige Notizen über Milit. Literatur und Karten. Chambouleron, der sich zuletzt mit diesem Gegenstand beschäftigt, lieferte fast nur Andeutungen und Formulare für den Dienst des Generalstabes. — Seit der Organisation eines eigentlichen Generalstabes jedoch, wie ihn die deutschen und nordischen Heere haben, und wie ihn Frankreich erst seit 1818 und besonders seit der Ordonnanz vom 23. Febr. 1833 kennt, wurden jene Werke in dem Mafse unzulänglicher, als das neugeschaffene Corps einen erweiterten Wirkungskreis erhielt. Diesem Umstande zunächst scheint das eben benannte Werk sein Entstehen zu verdanken. Uebrigens werd es seit langer Zeit erwartet und die amtliche Stellung des Verfs. selbst berechtigte zu vielfachen Erwartungen.

Ein *Mémorial*, das an und für sich selbst nur erweiterte Andeutungen in Bezug auf einen Gegenstand enthalten darf, kann einer weitläuftigen Analyse nicht unterworfen sein. Ref. begnügt sich daher auch nur anzugeben, dafs das Werk Alles enthält, worüber sich ein Generalstabs-Offizier in der Eile zu orientiren wünschen möchte. M. de Lavarenne hat in 210 Artikeln Alles über diesen Gegenstand zur Sprache gebracht, worüber sich das Reglement ausgelassen, und diesem schwierigen Geschäft insofern eine Basis gegeben, als dies überhaupt möglich ist; durch ein alphabetisches Register, das dem Werke angehängt ist, wird dessen Brauchbarkeit noch erhöht. Der Verf. wird insofern also auf die Anerkennung seiner Landsleute zu rechnen haben. Doch auch dem Nicht-Franzosen mufs das Buch willkommen sein, weil es ihn gleichsam auf offiziellem Wege mit Allem bekannt macht, was ihn zunächst über die französische Armee interessiren könnte. —

Als sehr gut dargestellt ist das Kapitel über die Recognoscirungen zu betrachten und Refer. entsinnt sich nicht diesen so wichtigen Gegenstand irgendwo so kurz und bündig abgehandelt gefunden zu haben. — Weniger befriedigend dürfte die Lehre von der Castrametation erscheinen. Nur was die reglementarischen Bestimmungen von 1823 geben, finden wir hier verzeichnet, und wie wenig dies sagen will, weifs jeder Praktiker. Die Reglements setzen immer einen Normal-Zustand voraus, während man sich im Kriege fortwährend in einem abnormen Zustande befindet. Die Reglements aber, die diesem Umstande die meiste Rücksicht geschenkt, sind die besten. Und dies kann man grade jener Verordnung von 1823, die uns M. de Lavarenne giebt, nicht nachrühmen. — Als noch schwächer tritt der *précis de la fortification passagère* vor. Ganz abstrahirt von dem transscendentalen Anstrich hierüber, der in einem Handbuche über den Krieg nie an seiner Stelle ist, und wogegen das Praktische mehr hervortreten müfste, so haben sich hier auch Irrthümer eingeschlichen, die man nicht vermuthen dürfte. So finden wir z. B. S. 229 die Höhe eines Parapets nur auf 1 Met. 50 angegeben, was doch nur höchst bedingt anzunehmen sein dürfte; S. 232 wird die Stärke der Baumstämme zu Palanken nur auf 33 Centim. angeschlagen, während eine 4pfündige Kanonenkugel auf 300 Met. schon 56 Centimet. in Eichenholz eindringt. Wir übergehen andre Dinge dieser Art und bemerken nur noch, dafs auf der 18. Kupferplatte alle Renvoinummern fehlen. —

Nach Pedanterie schmeckt es, wenn M. de Lavarenne bei den Schlachtordnungen rein bei den ministeriellen Bestimmungen stehen bleibt. *Il n'y a point d'ordre de bataille naturel*, sagte schon Napoleon. Bei uns ist man längst zu der Ansicht gekommen, dafs die reglementarischen Formen nur Anleitungen zu einer fortgesetzten Entwickelung, zu einem Anschmiegen an die wandelbaren Verhältnisse sein, und angemessene Anordnungen hervorrufen und erleichtern sollen, wozu sie natürlich auch in der vollendetsten Entwickelung noch die Möglichkeit in sich schliefsen müssen — eine Ansicht die durch Rühle v. Liliensterns vortreffliches Handbuch gleichsam populär geworden ist. Französische Blätter, besonders der *Spectateur militaire* haben M. de Lavarenne den Vorwurf gemacht, dafs er seine Artikel theilweise aus Thiébault, Grimoard, aus der *Encyclopédie methodique*, aus Gassendi, aus dem *cours inédit d'art mil. professé à l'école de l'artillerie et du génie à Metz*, und aus den ministeriellen Bestimmungen, und dies mitunter nicht immer aus den neuesten, entlehnt habe. In wiefern jener Vorwurf gerecht sein mag, gehört weniger hierher, als die Bemerkung, dafs unter allen bisjetzt über diesen Gegenstand erschienenen Werken uns das *Mémorial de M. de Lavarenne* den richtigsten Mafsstab giebt, wie es um diesen wichtigen Zweig des Dienstes in Frankreich steht. —

v. Brandt.

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Schlufs.)

Die Hauptdifferenz indessen, die sich zwischen der gegenwärtigen Philosophie und unserm Vf. findet, reducirt sich sonder Zweifel auf die moderne Streitfrage, ob man Gottes Wesen d. h. die Wahrheit wahrhaft erkennen dürfe, solle und könne, oder nicht. Auf Bibel und Christenthum wolle nur ja Niemand provociren, der die Frage negirt; denn die Bibel ist das Buch und das Christenthum die Lehre von der *Mensch*werdung Gottes, somit von der Aufhebung aller Schranken durch Gott selbst; es ist darin enthalten, dafs in Christo die Fülle der Gottheit leibhaftig gewohnt, der Geist in seiner Gemeinde sich niedergelassen, *ein Dasein gewonnen* habe u. s. w., wodurch jene Verneinung der Unwahrheit überführt wird. Der Verfasser unsers Commentars, so ehrenwerthe Mühe er selbst — was wir höchlich loben und ihm Dank wissen müssen — in diesem Werke sich allenthalben giebt, Gott auf seine Weise im Geist und in der Wahrheit zu erkennen, und so redlich und wahrhaft er überall darauf ausgeht, das haltungslose Meinen und Vorstellen über die göttliche Wahrheit zu beschränken und zu beseitigen, dagegen den vielverkannten *absoluten Inhalt* des ewigen Wortes ihm in seiner Reinheit zu vindiciren, und unverkürzt und unverkümmert daraus zu erhalten, auch in dieser Rücksicht stets auf die Nothwendigkeit einer tieferen Auffassung der Schrift aufmerksam macht: hat sich dennoch von gewissen, wie es scheint, fast *zauberartig* wirkenden Zeitvorurtheilen, die in dieser Sphäre herrschen, nicht recht losmachen können, auch ihm ist es leider nicht selten begegnet, sich in jene fixen Gegensätze festzubannen, in die der Geist der Unwissenschaftlichkeit die unbefangene Erkenntnifs der Wahrheit immerdar einzudämmen versucht, um sich ihrer, wo möglich, zu erwehren und zu entledigen; auch bei ihm schimmert gar oft jene verderbliche, in ihrer Consequenz alles wahrhafte Denken und Erkennen, störende und zerstörende Grundansicht hindurch von einem *Kopfe* einerseits, der mit wesenlosen und — zwar äufserlich richtig sein könnenden, aber doch — unwahren, weil unlebendigen, Vorstellungen (*Begriffe* genannt) erfüllt, das Göttliche rein zu erfassen nicht im Stande sei, und einem Herzen andererseits, welches alle lebendige und wahrhafte Receptivität für's Göttliche selbstgenügsam in sich beschliefsend, durch blofse Hineinversetzung in das christliche *Lebens*- oder *Wesens*element (dies sind Ausdrücke des Verfs., die, in dieser Abstraktion und Entgegensetzung gefafst, doch schwerlich etwas Anderes bedeuten können, als das noch dumpfe, in sich unterschiedene, begrifflose Sein und Weben des Gefühls) schon so vollständig befriedigt sei, dafs es der Gemeinschaft mit jenem Kopfe auch ganz füglich entrathen könne; und dieses reiche volle Herz wird dann natürlich über jenen armen, mifsgebornen Kopf nicht wenig erhoben; auch bei ihm findet sich jene trübe und vage Vorstellung von einem Erkennen, das — weit entfernt, blofses schlichtes Bewufstsein des einfachen Glaubens an seinen Gegenstand zu bleiben, vielmehr — wirklich *erkennen*, wirklich über den Standpunkt der *πίστις* hinausgehende *γνῶσις* werden, und dennoch nicht *begreifen*, also nicht *recht* erkennen, mit dem Erkennen keinen ganzen, vollen Ernst machen, sich nicht an sich selber vollenden soll; und diese oft gepriesene christliche *γνῶσις* wird nicht etwa als ein untergeordnetes Moment des wahren begreifenden Wissens gefafst, vielmehr für ein Höheres, ja ohne weiteres für das Höchste und Letzte des Erkennens in diesem Leben ausgegeben — völlig wider den Geist und Sinn der Schrift, die uns vielmehr die Erkenntnifs der

göttlichen Wahrheit in Jesu Christo und vermöge des Glaubens an ihn *ohne alle Einschränkung* verheifst, (Joh. 8, 32) die von einer solchen Trennung *dieses* und *des ewigen* Lebens, wie der Vf. sie hier zu seinem Behufe annimmt (sonst ist er selbst dagegen), gar nichts weifs, sondern den Christen vielmehr lehrt, sein Leben auf Erden in seiner *wahren Bedeutung*, als die Erscheinung und Wirklichkeit des ewigen Lebens, zu erfassen, die uns endlich antreibt, *vollkommen* zu werden — also doch wohl auch in der Erkenntnifs; oder soll der Heiland nicht auch Erlöser der verirrten Vernunft geworden sein? (unser Vf. *meint* dies wahrlich nicht!) Auch hier endlich stofsen wir daher ganz konsequent auf Stellen, worin jenes Gefühl einer zu frühen Ermüdung von eigener irr' umhergetriebener und theilweise oder ganz mifslungener Forschung herrscht, die nun, während sie eigentlich nichts weiter zu thun hätte, als zu bekennen, dafs sie selbst noch fern von dem gesuchten Ziele sei, in ihrer modernen Verdriefslichkeit es bequemer findet, sich und Andern ein für alle mal absolute Stillstandspunkte und unverrückliche Grenzmarken des Denkens und Wissens vorzuzeichnen: wie z. B. II. 439, wo auf Anlafs der That des *Judas Isch.* über Freiheit und Nothwendigkeit zu sprechen angefangen, aber sogleich bemerkt wird: das Brüten (!) über solchen Abgründen führe zu nichts; der menschliche Geist komme doch immer wieder nur darauf zurück, dafs in Gott *alles nothwendig*, im Menschen *alles frei* sei (!!) und dafs demnach (?) das Wissen Gottes von der Entwicklung und der That des Menschen eben das nothwendige (?) Wissen von ihr als einer freien ist u. dgl. m. — und wenn wir gleich mit Freuden versichern können, dafs die Flecken und Gebrechen, die dieses vortreffliche Werk aus diesem Grunde unvermeidlich davon tragen mufste, bei ihm im Ganzen keineswegs so feste Wurzel geschlagen und so wesentlich die innersten Gründe und den tiefsten Kern des Ganzen angegriffen und verunstaltet haben, wie es wohl bei andern ähnlichen Geistesprodukten von dieser Richtung der Fall ist; indem der edle Geist des Verfs., in seiner energischen Lebendigkeit und Fülle, mit glücklicher Inkonsequenz immerfort bemüht gewesen ist, jene wichtigen Dämme und Scheidewände, die er theoretisch behauptet, *in praxi* niederzureifsen; so sind die dadurch entstandenen Mängel doch bedeutend genug, um den harmlosen Genufs der Gabe des Verfs. namentlich an solchen Stellen zu stören und zu trüben, wo wegen der ganz besonderen Wichtigkeit des Gegenstandes auch ganz besonders zu erwarten stand, dafs die geistige Thätigkeit des Auslegers sich auf's stärkste concentriren und auf's gediegenste äufsern würde; und wo wir dann zwar in der Regel manches sehr Geistreiche und Anregende über die fraglichen Gegenstände zu hören bekommen, nicht selten aber uns auch mit dergleichen geistreichen Einzelheiten begnügen, und darüber der inneren Selbstbewegung des *Gedankens* sammt der damit verknüpften *objektiven Nothwendigkeit* der Entwickelung ungern entbehren müssen. Einzelne, auch gröfsere Parthien der Auslegung haben, wie sich leicht denken läfst, auf diese Art vorzugsweise gelitten, so namentlich die Erklärung des tiefsten und herrlichsten unter den Evangelien, des Johanneischen, das freilich ohne die höchste und tiefste Energie des *Gedankens* gar nicht zu verstehen ist; (daher es völlig konsequent und nicht zu verwundern ist, wenn ein berühmter Theolog, der sich mit dem — objektiven — Denken eben nicht viel abgegeben hatte, es, weil er in seiner Subjektivität damit nicht fertig werden konnte, kurzweg einen „*metaphysischen Unsinn*" schalt) wo wir allerdings beim Vf. häufig auf recht tief durchdachte Ideen und Ideenzusammenhänge gestofsen sind, (so gleich in der Auslegung des Prologs, vgl. z. B. S. 37. Anm. S. 40 —41 u. ö.) wo es aber auch nicht selten der Gedankenentwickelung an der rechten spekulativen Zucht und Bündigkeit gebricht. (vgl. z. B. S. 80. ferner die, auch *dürftig* genug ausgefallene Exposition der wichtigsten Worte Jesu Joh. 8, 32., wo der Verf. sich durch die oben gerügten Vorurtheile den unbefangenen Einblick in die Sache dermafsen hat trüben und verwirren lassen, dafs wir kein einziges der darin enthaltenen Begriffsmomente in seiner wahren Stellung und Geltung zu schauen bekommen u. a. m.) ja Ref. mufs gestehen, dafs überhaupt die ganze Erläuterung dieses Evangelii beim Vf. weniger gründlich und tüchtig durchgearbeitet erscheint, als die der synoptischen Evangg. im ersten Bande, was gewifs sehr zu bedauern ist; Lücke's Bearbeitung behält hier, trotz aller ihrer Mängel und Unvollkommenheiten, noch immer wesentliche Vorzüge, sowohl vor der Tholuckschen als der des Verfs. — — Und so müssen wir, im Ganzen genommen, sagen: *der Vf. hat und giebt zwar grofsentheils gediegenen Inhalt, aber bei weitem nicht immer auch in der ihm*

angemessenen Form; ja es geschieht ihm nicht selten, dafs er die zuerst einfach und richtig hingestellte Idee hinterher durch eine unvollkommene, sich in endlichen Verhältnissen und Kategorien bewegende, darum dem unendlichen, ewigen Inhalte inadaequate, Reflexion ganz oder theilweise wiederum aufhebt und zerstört. **Kleinert.**

LXXX.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Erster u. zweiter Theil. Braunschweig. Verlag von Friedrich Vieweg, 1833. 8. — *VIII,* 280 *und* 343 *Seiten.*

Herder sagt: „Jeder Mensch, der Denkwürdigkeiten erlebt und verrichtet, hat das Recht, sie zu erzählen; je verständiger und unterhaltender, desto besser. — An einem stummen *Memento mori,* als Inbegriff seines ganzen Lebens mag ein Karthauser sich erbauen; Leben ist Aeufserung seiner Kraft. Von dem, was Seele und Hand wirkt, will auch das bewegliche Ruder der Vernunft, die Zunge, *reden.* Durch dieses *Sprechen über sich*, klärt sich der Handelnde selbst auf; er lernt sich, als einen Fremden, im Spiegel beschauen, und, was Shaftesburi so hoch anräth, *theilen.* — In Memoiren kommt zum Vorscheine, was sonst nirgends aus Licht tritt; ja wovon manche Philosophie und Politik kaum träumt. — Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stille, fleifsige, zu bescheidene, zu furchtsame Germanen! Ihr steht hierin anderen Nationen weit nach. Diese erhoben ihre Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und Frauen auf Schwanen- und Adlerflügeln in die Wolken; ihr lafst sie matt und vergessen im Staube. — *Denkwürdigkeiten sein selbst* müssen, zu welchem Stande man auch gehöre, *rein menschlich* geschrieben sein; nur dann interessiren sie den Menschen. Uns Deutschen, zumal bei unserm Charakter, unsern Sitten, unserer Lebensweise, ist diese *Gemüthlichkeit* unentbehrlich; ja vielleicht unablegiich. Der galante Scherz mit sich selbst und der Welt, geschweige mit der Politik, ist uns selten gegeben". — Seit Herder so ernst auf den Werth biographischer Denkwürdigkeiten hinwies, indem er selbst nichts that, auch in diesem Felde seine literarische Thätigkeit ertragreich zu machen, haben sich die Deutschen oft genug den Vorwurf der Armuth im Fache der Denkwürdigkeiten zugerufen, bis die neueste Zeit, zur Abhülfe des Mangels rühmliche Beiträge lieferte. Wie sich nach äufseren und inneren Auregungen das Leben in Deutschland veröffentlichte, wich pedantische Zurückgezogenheit der gegenseitigen Theilnahme, und die, nach Herder, den Deutschen unablegbare Gemüthlichkeit entschädigte in ihren Denkwürdigkeiten und Biographien für die herkömmliche Besorgnifs, durch zu grofse Freimüthigkeit die Sitte zu verletzen.

Auch Hr. v. Strombeck, dessen Schriftsteller-Leistungen in mehreren Fächern der Literatur eine ausgezeichnete Stelle behaupten, gesteht in der Vorrede zu „diesen Beiträgen der Geschichte des Lebens und Treibens seiner Zeit", wie er dieselben viel bedeutender hätte machen können, wenn er rücksichtslos diejenigen ausgezeichnetern Personen geschildert, mit denen er in Verbindung kam; „doch er fand sich zur Ausübung dieser historischen Gerechtigkeit nicht berufen und befürchtet, bei Einigen nicht als völlig unparteiischer Richter zu erscheinen". — Wer, der das Bescheiden-sinnige des Bekenntnisses zu würdigen weifs, möchte mit dem Verf., dieser Vorsicht halber, rechten! — Er fährt fort: „Meine Blätter sind harmlos; sie verletzten Niemand, wie ich in meinem Leben Niemand absichtlich verletzt habe. Wie in diesem meine Rückwirkung nur darin bestanden hat, Undankbarkeit und bösen Willen zu vergessen zu suchen, so habe ich auch in diesen Blättern eine solche Sinnesart und Handlungsweise keineswegs verleugnet; dagegen es mir ein hoher Genufs war, wenn ich einem guten, mir wohlwollenden Menschen ein, wenn auch unscheinbares Denkmal der Liebe und Freundschaft setzen konnte". —

Hierdurch gewinnt das Lebensgemälde, bei des Vfs. scharfsinniger und geistvoller Auffassung interessanter Ereignisse, eine heitere Farbengebung und fesselt so, dafs man es ihm zum Vorwurfe machen möchte, manche belebte Reihe denkwürdiger Begebenheiten nur in Skizzen angedeutet zu haben. Besonders scheint er berufen, über das Westphälische Königthum, in dem er bis zum Staatsrathe vorschritt, und zu dessen bedeutendsten Männern er in vielfacher Beziehung stand, *Vieles* mitzutheilen. In der That sind die Nachrichten über den König Hieronymus, über seine Regierung, seinen Hof, seine Minister, seine und deren Beziehung zu Napoleon u. s. f. noch sehr unvollständig und das Hervortreten wahrheitsliebender Berichterstatter um so mehr zu wünschen, da sich viele Entstellungen fortgepflanzt haben.

Von den Staatsinstitutionen zieht zunächst die Justizverwaltung des Vfs. Aufmerksamkeit auf sich; die betreffenden Mittheilungen zeigen den Sachkundigen; weniger läfst er sich auf die übrigen Verwaltungszweige ein, indefs der in höheren Zirkeln völlig Orientirte mit treffenden Zügen einige Scenen des Kasseler Hofes darstellt. — Dem Könige und der Königin wurde der Vf. näher bekannt, durch die ganz eigene Lage, worin er sich befand, als Westphälischer Tribunalpräsident gleichzeitig vertrauter Geschäftsführer des einzigen Zweiges der Braunschweigschen Herzogsfamilie, der Prinzessin Abbatissin Auguste, zu sein, welche, als Tante der Königin, im ungekränkten Besitze ihres Eigenthumes und ihrer Residenz Gandersheim verblieb. Dieses Glück verdankte sie den einsichtsvollen Rathschlägen des Vfs. — Unter den Westphälischen Ministern wird der des Inneren, der Graf von Wolffradt oft genannt und viel Rühmliches von ihm gesagt, als Ergebnifs vertrauter Freundschaft und als Beweis der Selbstständigkeit des Urtheils des Vfs. In der ganzen Reihe der Deutschen, welche im Königreiche Westphalen einen höheren Posten einnahmen, ist keiner von allen Parteien so ungünstig bezeichnet, als dieser Minister des Inneren, was wohl nicht blofs den zurückstofsenden Sitten desselben gegen Untergebene und unglückliche Bittsteller beizumessen steht. Die Anekdotensucht des Kasseler Hofes wurde nicht müde sich auf seine Kosten zu

belustigen. Dafs seine Ernennung zum Minister ein Fehlgriff war, dadurch veranlafst, dafs man Einen Braunschweiger im Ministerum haben wollte, wurde bald anerkannt, während der Graf v. W. die auch anderweitig gemachte Erfahrung bestätiget, dafs die unbrauchbarsten Minister, wenn sie sonst ehrliche, von bösen Ränken nichts wissende Leute sind, am längsten sich in ihren Posten halten. Ein Schuldbuch für Unterlassungssünden wurde den Ministern nicht gehalten, und so gehörte sehr viel oder sehr wenig dazu, sich in dem höchsten Posten zu behaupten. Wer einmal in die zweite Kategorie gebettet war und gewöhnliche Anfechtung zu erdulden sich gewöhnt hatte, brauchte vor Verabschiedung nicht besorgt zu sein. Diesem scheint in Bezug auf Hrn v. W. zu widersprechen, dafs er noch in den letzten Tagen des Königreiches das Glück hatte, des trefflichen Siméon Nachfolger zu werden; doch war damals die Wahl nach der Lage der Dinge sehr beschränkt; der Graf von Marienrode, längst W.'s Stütze, von entschiedenem Einflusse, und Ersparnifs, wie Machtvergröfserung durch Verbindung zweier Ministerien, dem Finanzminister willkommen. Von den Vorwürfen, welche dem Grafen v. W. nachgetragen werden, ist der ungerechteste: er sei an der Aufhebung zweier Universitäten schuld; Hr. v. St. vertheidigt ihn hiergegen mit Recht. — Unter den Anklagen gegen W. bleibt es nicht ohne Bedeutung, wenn einer seiner Westphälischen Kollegen, ihn in einer ungezügelten Satyre, sagen läfst:

„Betet für mich, ihr Pastoren!
Die ich aus dem Hause stiefs;
Betet für mich, arme Sünder,
Greise, Witwen, Waisenkinder,
Die ich Hungers sterben liefs." —

Die rühmlichste Seite von W.'s öffentlichem Leben ist die, welche ihm viele Verunglimpfung zuzog, dafs er nämlich beim einbrechenden Unglücke redlich bei dem Regenten, dessen Minister er war, beharrte und ihm nach Frankreich folgte, gewifs unter heftigem Kampfe seiner, dem Vaterlande nicht entfremdeten Privatgesinnung.

Des Vfs eigene und seiner Freunde Verhältnisse unter den mannigfachen Umwälzungen, leiten ihn zu ernsten Betrachtungen, in welchen er auf die tief in die Weltgeschichte eindringenden Bemerkungen seines Vertrauten, Tacitus, verweist, ohne sich, wie jener, vom düsteren Verhängnisse in tiefe Trauer versetzen zu lassen. So sagt v. St. „In dieser Zeit" (sie ist noch nicht vorüber)" wurde es so recht klar, wie nach der Bemerkung des grofsen Menschenkenners Cornelius Tacitus, *bei den kleinen Seelen* — ich will nicht, wie er, im allgemeinen sagen: *bei den Menschen* — nichts so sehr zum Hasse und zur Verfolgung aufregt, als empfangene Wohlthaten; denn der Tugend seltenste und schwerste ist die Dankbarkeit. Jeder Vorwand sich ihrer zu entledigen, ist willkommen und dieser Vorwand ist schon hinlänglich da, wenn man glaubt, dort durch eigenes Verdienst zu stehen, wohin uns nachsichtiges Wohlwollen eines Gönners gestellt hat. Ueberhaupt, wer nie eine Revolution erlebte, kann auch nur eine höchst mangelhafte Kenntnifs von der Natur des menschlichen Herzens haben. Revolutionen sind es, die dieses von jeglicher Hülle entkleiden, und es in seiner oft scheufslichen Blöfse darstellen. Desto schöner und reiner strahlen aber auch in solchen Zeiten der Stürme am bewölkten Himmel einzelne Sterne der Tugend hervor. Diese mögen uns leitende Sterne sein; zu ihnen wollen wir unsere Blicke getrost richten". — Sully sagt: „die Dankbarkeit ist keine Ministertugend." —

Der Vf. sah sich, nach der Auflösung des Königreichs Westphalen, in seinem Vaterlande Braunschweig anfänglich mit Ungunst aufgenommen; solches hemmte seine vielfachen Bemühungen, demselben nützlich zu werden, nicht. Als Mitglied des höchsten Gerichtshofes und durch legislatorische Arbeiten, durch bedeutende Mitwirkung bei den landschaftlichen Angelegenheiten, durch Abschlufs der erneuerten Landschafts-Ordnung vom 25sten April 1820, machte er Verdienste geltend, welche die Erweiterung seines Wirkungskreises, als Mitglied der Landstände und mehrerer wichtiger Ausschüsse, auch als landschaftlicher Steuerrath, fortwährend vermehrte. Dieses wurde aber gerade Veranlassung, dafs er, der sich vom Herzoge Karl nicht wollte zur Ausführung landesverderblicher Plane gewinnen lassen, von diesem verfolgt wurde, ohne dafs der gefährliche Feind dem lauteren Kämpfer für Aufrechterhaltung nach dem Zeitbedürfnisse modificirter staatsrechtlicher Verhältnisse etwas anhaben konnte. Ohnehin war v. St. fürstlich Lippesches Mitglied des zu Wolfenbüttel errichteten Gesammt-Ober-Appellationshofes und nach dieser Amtsstellung nicht durch einseitige Gewaltthaten um Amt und persönliche Freiheit zu bringen. — Die Erzählung aus diesem Lebensabschnitte beschränkt sich auf wenige Andeutungen, indem der Verf. auf die früher herausgegebenen *staatswissenschaftlichen Mittheilungen* (Braunschweig bei Vieweg 1831.) verweist; gewifs aber hat der wohlunterrichtete Vf. an jene Mittheilungen noch viel Interessantes zu knüpfen und manches anderwärts unrichtig Aufgefafste in das wahre Licht zu stellen, was hoffentlich dem Publikum nicht vorenthalten, sondern späteren Schriften aufbehalten ist. —

Die bis zum Herbste 1830 reichenden Haus- und Familiennachrichten schliefsen mit einem, an einen hohen Preufsischen Staatsbeamten gerichteten Briefe, worin Hr. v. St. über die Braunschweiger Revolutionsscenen und den Schlofsbrand redet. Jener Brief wird immer ein bedeutendes geschichtliches Zeugnifs über eine vielfach entstellte Begebenheit bleiben. — In einem Anhange findet man einen mit zartbrüderlicher Liebe entworfenen Lebensabrifs des 1832 zu Halberstadt verstorbenen Fried. Heinr. von Strombeck (des Herausgebers der bekannten Ergänzungen zu den Preufsischen Gesetzbüchern).

Fr. Cramer.

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXXXI.

Vertheidigung der lutherischen Abendmahlslehre gegen die reformirte und katholische, und: Die lutherische Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo, von Dr. E. Sartorius. In den Beiträgen zu den theologischen Wissenschaften, von den Proff. der Theologie zu Dorpat. Erstes Bändchen. Hamburg 1832. 384 S.

Die theoretische Fakultät in Dorpat giebt anstatt der früher gewöhnlichen Jahresprogramme eine Sammlung theologischer, von den Proff. verfafster Abhandlungen heraus. Das erste Bändchen enthält zunächst eine ausführliche Abhandlung vom Hrn. Profess. Kleinert über Entstehung, Bestandtheile und Alter der BB. Esra und Nehemia, und dann die genannten zwei dogmatisch-symbolischen Abhandlungen vom Hrn. Prof. Sartorius. Da die erstgenannte Abhandlung, die auch noch nicht vollendet ist, bereits von einem andern Ref. zur Anzeige übernommen ist, so erlaubt sich der Unterzeichnete, die beiden Abhandlungen seines verehrten Lehrers und Freundes in einer kurzen Inhaltsanzeige dem gelehrten Publiko vorzulegen und mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

I. Nachdem der Verf. an die Schriften von Scheibel, Schulz und Sengler erinnert, nimmt er (308) an dem Gegensatz zwischen Geist und Materie, wie ihn Schulz gefafst hat, Veranlassung, zu zeigen, wie die orthodoxe Lehre die Mitte behaupte zwischen den Systemen der unerleuchteten Vernunft (310), der Identitäts- und Dualitätslehre. Sie vermeide (314) in der Lehre von der Person Christi den Nestorianismus, der dem abstrakten Theismus, und den Eutychianismus, der dem Pantheismus entspreche. „Zweiheit des Wesens, in Gemeinschaft gesetzt durch die Macht der Gnade", sei das richtige Verhältnifs. Eben so vermeide sie in der Lehre vom Abendmahl die (katholische) Ansicht, dafs darin das Irdische vom Himmlischen absorbirt, so wie die (Zwinglische), dafs beide separirt werden, und behaupte die Mitte. (318) Analogien für dies Verhältnifs. Die lutherische Lehre stütze sich aber nicht nur auf Schlüsse (321), sondern auf die bestimmtesten Aussprüche der heil. Schrift. Die Exegese des Dr. Schulz, so wie seine hermeneutischen Grundsätze werden widerlegt (325). Der scheinbarste Einwurf gründe sich auf die Verwechslung der Begriffe Uebersinnlich und Geistig, die gar nicht identisch seien (328). Die Einwürfe gegen die Möglichkeit hebt der Verf. durch Behauptung der relativen Ubiquität der menschlichen Natur Christi. (332 seq.) Dem, dafs eine solche Ansicht schaudererregend sei, hält der Verf. das Analogon entgegen, dafs die Mutter ihr Kind mit ihrem Fleisch und Blut nähre (334) — der, dafs es nur ein Zeichen zum Andenken sei, wird abgewiesen, indem gezeigt wird, dafs andere Zeichen weit geschickter gewesen wären u. s. f. Nachdem der Verf. noch auf Joh. 6, 51 gekommen ist, welche Stelle sich allerdings auf das Abendmahl mit beziehe, schliefst er damit, dafs die (sehr wesentliche) Verschiedenheit der Lehren ihn dennoch nicht hindere, eine Union der reform. und luther. Christen zu wünschen; in einer provisorischen Union (das sei jede, die noch ihrer dogmatischen Vollendung entgegensehe) seien Beide wie zu einem Colloquio versammelt.

II. Viel wichtiger noch ist die zweite Abhandlung, die eine Rechtfertigung der luth. Lehre von der *Communicatio idiomatum* enthält (348—384). Nachdem der Verf. den Irrthum beseitigt, als sei diese Lehre nur, um die Abendmahlslehre zu stützen, erdacht, kommt er (350) auf die Bestimmung der Begriffe: Person und Natur. Person ist ihm: „das Ich eines bestimmten Wesens, welches, indem es seines Wesens oder seiner

„Natur bewufst wird, dieses objektiv von sich unter„scheidet, während es subjektiv mit ihm verbunden „bleibt." (So in: Ich bin meiner bewufst" ist *Ich* die Person, *Meiner* die Natur oder Substanz, jenes das Centrum, dieses die Peripherie). Wie nun dies Centrum die heterogenen Elemente: Leib und Seele, verbindet, eben so hat Gott in Christo die menschliche Natur in die Einheit seines persönlichen Selbstbewufstseins aufgenommen (353). Diese Vereinigung ist nicht *unio naturalis* oder *substantialis*, auch nicht moralische Vereinigung, sondern persönliche (356). Ist so nun die Gottheit das Aufnehmende, die menschliche Natur das Aufgenommene, so ist nur *ein* Centrum, das beide concentrischen Peripherien verbindet (359). Durch diese Einheit des Bewufstseins nun finde *communio naturarum* und *communio idiomat.* statt. (Sie wird durch Beispiele erläutert.). Die drei Arten, die man unterscheidet, führt der Verf. nur auf die beiden ἰδιοποίησις und κοινωνία τῶν θείων zurück (363), (mit Recht, denn da beide doch nur durch das *concretum personae* zu Stande kommen, so wird die ἀντίδοσις bei beiden vorausgesetzt) hier gegen Zwingli, der im Grunde *nur ἀντίδοσις* annehme. Sehr richtig hebt der Verf. (368) hervor, dafs diese Lehre allein einen Mittler lehre, welcher nicht *vergangen* sei, zeigt, wie trostreich und rührend (373) diese Lehre sei (380), durchaus nicht nur Spitzfindigkeit. Auch hier der Schlufs: Eine vorläufige äufserliche Union abweisen, heifse Mifstrauen hegen gegen die biblische Wahrheit und ihre Kraft.

In beiden Abhandlungen hat der Verf. wiederum seine grofse Gelehrsamkeit, was die Kirchenlehre, so wie die Lehren der ältern Dogmatiker betrifft, beurkundet, welche ihn in Stand setzt, kurz und bündig die kirchliche Lehre vorzutragen; in beiden geht das Bestreben dahin, die Lehre gegen Zweifel zu rechtfertigen (es sind wissenschaftliche, *theologische*, nicht nur erbauende Schriften); in beiden endlich zeigt sich das Bestreben, welches schon in früheren Schriften des Vfs. sich zeigt, diese theologischen Erörterungen populär zu machen, wofür aufser dem Ton des Ganzen schon der Umstand spricht, dafs die eine Abhandlung bereits in der evang. K.zeit. erschienen ist. Es ist dem Verf. eine bewundernswürdige Fertigkeit im Deutlichmachen nicht abzusprechen, ein grofser Scharfsinn, sehr viel Gewandtheit des Geistes und der Sprache, eine üppige Fülle der treffendsten Gleichnisse stehn ihm zu Gebot. Dazu kommt ein kräftiger oft derber Witz, welcher namentlich darin oft sehr wirksam sich zeigt, dafs sehr scharf individualisirt, und man möchte sagen, verkörpert wird, (so wenn der Verf. von Christo sagt, er bedeute nicht eine *hölzerne Stall*thür, oder *Tisch*brodt, oder eine *Landstrafse* u. s. w.) und der es da nicht verschmäht, selbst unedler Worte sich zu bedienen. Allein wie die Aerzte mit Recht darüber klagen, dafs die populären medicinischen Anweisungen für Laien (d. i. für die, welche nichts von der Sache verstehn) viel Unheil stiften, so möchten die populären *theologischen* Sachen nicht mindern Schaden anrichten, und statt den Glauben zu fördern, seiner Gesundheit nur Abbruch thun. Der Inhalt der Glaubenslehren ist ein solcher, der (wie schon Kant gezeigt hat) in die endlichen Kategorien nicht pafst. Werden sie auf ihn angewandt, so werden sie zu Schanden, es zeigt sich, dafs, diese Kategorien auf den Glaubensinhalt angewandt, stets neue Widersprüche sich erzeugen. Will man nun die Lösung dieser Widersprüche, die nur in der Wissenschaft gefunden wird, *populär* machen, d. h. innerhalb des gewöhnlichen endlichen Denkens und seiner Kategorien bleiben, so giebt es nur zwei Wege dies zu thun, es sind die beiden, welche die endliche Reflexion immer einschlägt, wenn sie die höchsten Wahrheiten zum Gegenstande nimmt, die auch der Verf. eingeschlagen hat, nämlich *erstlich* führt man die Beweise durch Beispiele und Analogien. Das heifst, wenn in irgend einer Vorstellung durch Reflexion sich etwas Unbegreifliches findet, so verweist man auf eine andere, in der dieselbe Schwierigkeit sich finde, und die man sich doch gefallen lasse. Dies sind die passendern Beispiele. Aber es springt in die Augen, dafs auch sie nichts beweisen, ja nicht einmal etwas deutlich machen. Wenn z. B. der Verf., um das Verhältnifs des Leibes Christi zum Brodt in's Licht zu setzen, an das Verhältnifs von Leib und Seele, oder von Feuer und (glühendem) Eisen erinnert, so ist damit gar nichts begreiflich gemacht, sondern nur gezeigt, dafs wir Manches wahrnehmen, was eben so unbegreiflich ist, wie Jenes, und so beweisen Beispiele nichts. Der *zweite* Weg, der von der populären Reflexion eingeschlagen wird, ist der, dafs eine Vorstellung, in der man eine Schwierigkeit findet, verallgemeinert, ihrer Bestimmung beraubt wird, da tritt aber der Uebel-

stand ein, dafs zu viel bewiesen wird (und also, nach der logischen Regel, auch nichts). So z. B. führt der Vf. (328. 29) den Beweis dafür, dafs die Gegenwart Christi nicht eine nur geistige sei, (ob er gleich es zugesteht, sie sei übersinnlich,) so, dafs er dem Begriff *übersinnlich* die Bedeutung giebt, *nicht wahrgenommen*, während die gewöhnliche Vorstellung enger ist, =*nicht wahrnehmbar*. Dann kommen wir aber auf die Folgerung, dafs man *supernaturalem et coelestem modum, secundum quem adest* jedem Dinge zuschreiben kann, vor dem wir die Augen zuschliefsen, so dafs der specifische Unterschied der Gegenwart Christi, dafs sie eine übersinnliche sei, ganz verschwindet, und nur subjektiv ist. Dasselbe Resultat findet sich, wo, was in einigen Fällen richtig ist, zur allgemeinen Regel erhoben wird. So tadelt der Verf. ganz richtig die Schulzische Auffassung des *ἐστὶ*, geht aber nun so weit, dafs auch in Gleichnissen *ἐστὶ* immer *ist* heifse, und nie: *bedeutet*. Sehr scharfsinnig sagt er, wie Luther es sonst schon gesagt hat, Christus *bedeute* nicht eine (wirkliche) Thür, sondern *sei wirklich* eine (geistig verstandne) Thür, so dafs nicht die Copula, sondern Subjekt oder Prädikat geistig zu verstehn sei. Aber hier ist wiederum *so viel* bewiesen, dafs Dr. Schulz nun mit Recht sagen kann, in *τοῦτό ἐστι* u. s. w. sei *ἐστὶ* = *ist*, aber *τοῦτο* oder *σῶμα* sei geistig (d. h. bildlich) zu verstehn, wo das Resultat dasselbe wäre: dies *ist* mein (geistig zu verstehender) Leib. Wenn nun ferner bei der grofsen Menge von Beispielen und Analogien, die der Verf. anführt, es natürlich ist, dafs manche nicht ganz passende mit unterlaufen, welche störende Neben-Vorstellungen erzeugen, so geschieht das nicht minder dort, wo ganz nichtige Einwände berücksichtigt werden, und im einen, wie im andern Fall kommt es leicht vor, dafs zu viel bewiesen wird. So führt der Verf. z. B. an (319.), es sei kein Grund, warum nicht wie Aug' und Ohr, auch der Geschmack einmal Leiter des Uebersinnlichen sein könne. Kein Grund dagegen ist noch kein Grund dafür. Wird es aber so genommen, — wie es da in der That den Anschein hat — so könnte diese Frage eben so gut für den fünften Sinn aufgeworfen werden, warum er es nicht auch einmal sei!

Wenn der Ref. so an den beiden Abhandlungen einige Ausstellungen machen zu müssen glaubte, so betreffen diese blofs die Aufgabe, die der Hr. Verf. sich gestellt hat, aus der alle jene Mängel nothwendig hervorgehn. Er ist weit davon entfernt, die Glaubenslehren für unbegreiflich zu halten, seine Behandlung aber scheint vorauszusetzen, sie seien *leicht* zu verstehn. Es wird aber kein Gut ohne Arbeit erworben, am wenigsten das kostbarste, und wie es schwer ist, zum Glauben zu kommen, eben so schwer, Zweifel sich zu widerlegen. Werden nun diese so beseitigt, dafs auf verständig reflektirende Weise die Beweise geführt werden, so entsteht ein doppelter Nachtheil. *Die*, welche sich durch solche Beweise überzeugen lassen, und sie für genügend halten, kommen leicht zu der Nichtachtung der christlichen Glaubenslehren, welche wir gegen Alles hegen, was sich von selbst versteht, und die sich darin ausspricht, dafs man das Christenthum Jemanden andemonstriren will, indem man vergifst, dafs dabei immer eine Appellation an seinen Willen nöthig ist, — *die andern* dagegen, welche schärfer sehn und die Unhaltbarkeit solcher nur verständigen Beweise einsehn, werden mifstrauisch gegen die Sache selbst, weil sie auf so unhaltbare Beweise sich stütze, *Beide* aber werden darin bestärkt, dafs die Glaubenslehren der rein verständigen Betrachtung angehören, und so wird durch solch eine Behandlung einerseits der todte Formel-Orthodoxismus, andrerseits oberflächlicher Rationalismus genährt. Alles dies wird vermieden nur durch die rein wissenschaftliche Behandlung, die freilich auf solche Popularität verzichten mufs. Dafs sie dem Verf. nicht fremd ist, hat er an vielen Stellen namentlich der zweiten (überhaupt bedeutendern) Abhandlung gezeigt (z. B. 350 seq.), die eben darum nicht der Analogien und Beispiele bedurften, und sich frei hielten von dem rhetorischen, erbaulichen Ton, der Bilder auf Bilder häuft. Möge darum der verehrte Hr. Verf. den Weg jener blofs verständig reflektirenden Demonstration immer mehr verlassen, und sich damit immer mehr in dem Gebiet einbürgern, in welchem allein eine wahre Rechtfertigung der Dogmen gegeben werden kann, in dem des methodischen wissenschaftlichen Denkens. Wird auch damit die Popularität geringer, so ist schon dies selbst ein Vortheil, unendlich gröfser aber noch der, dafs bei einer begriffmäfsigen Darstellung sich nicht an jeder Demonstration neue Zweifel entzünden.

Dr. Eduard Erdmann.

LXXXII.

***Bildungshemmungen der Menschen und Thiere von Friedrich Ludwig Fleischmann, Dr. der gesammten Heilkunde und Weltweisheit u. s. w. Mit zwei Kupfertafeln. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag* 1833. *XVIII.* 410 *Seiten in* 8.**

Kaum hat irgend ein Zweig der Naturwissenschaften binnen sehr kurzer Zeit so rasche und bedeutende Fortschritte gemacht, als die Entwickelungsgeschichte, deren Bearbeitung die ausgezeichnetsten deutschen Forscher in neuerer Zeit eifrig sich annehmen. Sie leitete früher schon Harvey und Wolff, später besonders unseren grofsen J. F. Meckel auf die Erkenntnifs, dafs das Wesen vieler Mifsbildungen auf einer Hemmung ihrer vollständigen Entwickelung und Ausbildung beruhe. Aber was Meckel in seiner classischen pathologischen Anatomie über Hemmungsbildungen geliefert, ist dem jetzigen Standpunkte unserer Kenntnisse über den Hergang der Entwickelung nicht überall mehr ganz angemessen und kein Anderer hat nach ihm aufs Neue alle bekannten Mifsbildungen mit den in ihrer Ausbildung begriffenen Thieren verglichen, ein Unternehmen, das trotz grofser Schwierigkeiten der Wissenschaft hoehst förderlich sein würde.

Nicht sowohl eine solche Vergleichung wie sie jetzt nöthig ist, als vielmehr eine vollständige Aufzählung aller bis jetzt für Hemmungsbildungen gehaltenen Mifsbildungen beabsichtigte Hr. Fleischmann in vorliegendem Werke zu liefern. „Meine ganze Absicht bei der Bearbeitung dieses Werkes ging im Allgemeinen dahin, das Studium der Bildungshemmungen zu erleichtern und zu befördern", heifst es am Schlusse der Vorrede.

Das Werk beginnt mit einer Aufzählung der vorzüglichsten Werke über die gesammte pathologische Anatomie. Es folgen Betrachtungen über Bildungshemmungen im Allgemeinen. So werden „Mifsgestalten" genannt, „die von weniger Thätigkeit der Bildungskraft, als gewöhnlich zeugen, wo die organische Entwickelung gehemmt und frühere Bildungsstufen erhalten *scheinen*". Sie werden veranlafst durch mechanische und dynamische Ursachen, „welche nicht nur bei den Aeltern, sondern auch oft in den äufseren, auf die Entwickelung des lebenden Organismus hemmend einwirkenden Umständen, oder im Embryo selbst liegen". Es mag inzwischen die Ursache der Bildungshemmungen sein, welche sie wolle, und bei den Aeltern in äufseren Einflüssen oder im Embryo selbst gesucht werden, so wird doch nie eine Abweichung ins Unendliche Statt finden, sondern alle Mifsgestalten mehr oder weniger einander ähneln und gleichsam auf bestimmten Bildungsgesetzen beruhen. Das thierische Werden, wie verschieden auch die Richtungen sind, die es zu nehmen im Stande ist: immer bleibt ihm doch jene Grundrichtung, die ihm sein überirdischer Trieb vorzeichnet, und eine gewisse Gesetzlichkeit spricht sich, wie in einzelnen Organen, so im Gesammtorganismus aufs deutlichste aus. Sucht man diese Gesetzlichkeit genauer zu erforschen, unterwirft man das Gefundene einer nähern Prüfung und scheidet das nicht Haltbare vom Haltbaren aus, so ergeben sich folgende unantastbare (!) Bildungsgesetze: 1) das Hemmungsgesetz, kraft dessen jede Bildungshemmung mehr oder weniger der Normalbildung irgend einer niedern Thierklasse ähnlich sein mufs. 2) Das Wiederholungsgesetz, nach dem jede Bildungshemmung mehr oder weniger der Normalbildung irgend einer niedern Thierklasse ähnlich sein mufs. Der Vf. zeigt hier, dafs ihm die neuern Ansichten nicht fremd sind. Er verwirft die Ansicht, wonach z. B. der menschliche Fötus alle Stufen der übrigen Thierklassen zu durchlaufen, denn immer liegt von seinem Beginnen an schon die Grundvorzeichnung zu einem Menschen der Race nach in ihm und er wird demnach stets auf einer Stufe menschlicher Entwikkelung, nie einer niedrigern Thiergattung stehen, aber eine Aehnlichkeit der Bildungsstufen des Menschen mit dem vollkommenen Entwickeltsein niederer Thiere kann nicht geläugnet werden und immer zeigt der in seiner Ausbildung gehinderte menschliche Embryo entweder in seinem Aeufseren oder in seinem Innern den Normalzustand niederer Thiere. Das 3te Gesetz ist das Ortsgesetz, kraft dessen jedes Organ mehr oder weniger an seine Lage gebunden ist. Nach dem 4ten oder Individualitätsgesetz erfreuen sich alle Theile des thierischen Körpers, obgleich unter einander verbunden, mehr oder weniger einer gewissen Selbstständigkeit. 5) Das Schrankengesetz bestimmt die Aehnlichkeit der Bildungshemmungen mit der Normalbildung stets niederer, nie höherer Thierarten. 6) Dem Gleichgewichtsgesetze zufolge wird durch die zu grofse Energie der bildenden Thätigkeit in einem Organe die zu geringe in einem andern bewirkt.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten oder speciellen Theile dieses Werkes, so können wir nicht umhin, einige bedeutende Ausstellungen zu machen. Zunächst ist eine gewisse zu grofse Aehnlichkeit mit Otto's pathologischer Anatomie unverkennbar. Alsdann aber finden wir viele Bildungs*abweichungen* aufgezeichnet, die schwerlich als Bildungs*hemmungen* zu achten sein dürften. Dahin gehören z. B. die Varietäten im Verlaufe der Arterien (S. 128 ff.), der Venen (S. 134 ff.), der Nerven (S. 187.), die der Vf. reichlich und ohne weiteren Grund als Bildungshemmungen bezeichnet. Dank dagegen verdient die in einigen Anmerkungen gegebene Beschreibung pathologischer Präparate des Erlanger anatomischen Museums, das der Eifer des verdienten Gottfried Fleischmann ins Leben gerufen. So wird S. 191. ein menschliches Ei beschrieben, dessen Kopf vom Rumpfe abgerissen gefunden ward, so finden wir S. 241 u. ff. sämmtliche Mifsbildungen mit Rückenspalte, welche das Museum besitzt, recht genau verzeichnet. Die beiden Kupfertafeln liefern Abbildungen einer interessanten Verkrümmung der Wirbelsäule, des erwähnten Eies, und eines mifsgebildeten Gehirns eines mit *Spina bifida* geborenen Kindes.

// Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 5.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den Regierungs- und Medicinalrath Dr. *Augustin* zu Potsdam zum Geheimen Medicinalrath zu ernennen geruht.

Der Oberlehrer am Gymnasium zu Halberstadt, Dr. *Thiersch*, ist zum Direktor des Gymnasiums in Dortmund ernannt worden.

Se. Majestät der König haben dem ersten Prediger an der evangelischen Kirche zu Zibelle, im Regier.-Bez. Liegnitz, Präpositus *Jentzsch*, dem Pfarrer *Esch* zu Vluyn, im Reg.-Bez. Düsseldorf, und dem Pastor *Naatz* zu Suckow an der Plöne, im Reg.-Bez. Stettin, den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruht.

Professor *Scherk* in Halle ist ordentl. Professor der Mathematik, und Professor Heinrich *Ritter* in Berlin ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Kiel geworden.

Der Pastor Dr. *Schmalz* in Dresden ist an *Bökels* Stelle zum Pastor in Hamburg erwählt.

Se. Majestät der Kaiser von Oestreich haben den Professor der Dogmatik am Seminar zu Brescia, *Dominic Ferrari*, zum Bischof von Brescia ernannt.

Der bisherige Privatdocent an der Universität zu Berlin, Dr. *Pott*, ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität in Halle ernannt.

Dem Adjunkten Dr. *Hanow* am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin ist das Prorektorat am Gymnasium zu Cottbus übertragen.

Der Schulamts-Kandidat Dr. *Mützell* ist zum Adjunkten bei dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin ernannt.

Dem Dr. phil. Julius *Ambrosch* in Berlin ist Behufs seiner Vorbereitung zum höheren Lehrfache eine weitere Unterstützung von 500 Rthlrn. aus Staatsfonds bewilligt.

Der ehemalige Vorsteher einer Kupferstecher-Schule zu Wilna, Friedrich *Lehmann*, ist als Zeichner und Kupferstecher bei der Universität in Königsberg angestellt.

Der Professor Dr. *Straufs* ist als Rektor der Universität in Berlin für das bevorstehende Universitätsjahr bestätigt. Zu Dekanen sind gewählt und bestätigt: die Professoren *Hengstenberg*, *von Lancizolle*, *Busch* und *von der Hagen*.

Der Professor Dr. *Schirmer* in Greifswald ist zum Rektor der Universität für das nächste Rektoratsjahr gewählt und bestätigt.

Bei der akademischen Lehranstalt in Münster ist der Professor *Efser* für die nächsten drei Jahre als Rektor, sowie für das nächste Jahr der Professor *Brockmann* als Dekan der theologischen und der Professor Dr. *Roling* als Dekan der philosophischen Fakultät bestätigt.

Am 1sten Juli starb zu Breslau der Kanonikus Dr. Daniel *Krüger*, im 69sten Lebensjahre.

Am 18ten Juli starb zu Ballenstädt der Präsident Dr. *Hurlebusch* aus Wolfenbüttel.

Am 4ten August starb zu Stuttgart der Prof. *Heigelin*, Lehrer an der Kunstschule und provisor. Vorsteher der dortigen Gewerbschule.

Der Professor der Literatur an der Fakultät der Wissenschaften zu Paris und Mitglied der französ. Akademie, Jean Louis *Laya*, ist am 25sten August in seinem 72sten Jahre verstorben.

In der Nacht vom 30sten zum 31sten August starb zu Göttingen der General-Superintendent, Professor Gottlieb Jacob *Plank*.

Ende August starb zu Dresden der Stadtgerichtsrath *Reinhardt*.

De Nombret Saint-Laurent, der Verfasser mehrerer dramatischen Werke, starb im August zu Boulogne.

Wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften.

Auf der Universität zu Upsala befinden sich gegenwärtig 1307 Studirende: 255 Theologen, 329 Juristen, 134 Mediciner, 340 Philosophen und 249, die sich noch für kein Fach entschieden haben.

Zum Ankaufe mehrerer, dem botanischen Garten in Berlin noch fehlenden Afrikanischen Gewächse und Sämereien aus den Sammlungen des Reisenden Ecklon zu Hamburg ist die Summe von 154 Rthlrn. aufserordentlich bewilligt.

Dem Thüringisch-Sächsischen Vereine für Erforschung der

vaterländischen Alterthümer und Erhaltung der Denkmale in Halle ist die Portofreiheit für seine Korrespondenz bewilligt.

Das K. Ministerium der Unterrichts-Angelegenheiten hat auf 100 Exemplare des von dem Dr. *Gloger* in Breslau herauszugebenden Handbuchs der Naturgeschichte der Vögel Europa's subscribirt.

Dem Vereine zur Beförderung des Taubstummen-Unterrichts in Cöln ist für das laufende Jahr ein Zuschufs von 600 Rthlrn. aus Staatsfonds bewilligt.

In der am 24sten August stattgehabten öffentlichen Sitzung der K. Bair. Akademie der Wissenschaften zu München wurden folgende Gelehrte als auswärtige Mitglieder oder Correspondenten proklamirt: Auswärtige Mitglieder: in der philosophisch-philologischen Klasse: Imm. Bekker in Berlin, Chr. A. Brandis in Bonn, Vict. Cousin in Paris, J. Grimm in Göttingen, Raoul-Rochette in Paris. — In der mathematisch-physikalischen Klasse: Ch. Babbage in London, A. Baumgärtner in Wien, S. Friedr. Hermbstädt in Berlin, Nath. Wallich in Calcutta. — In der historischen Klasse: Friedr. von Raumer in Berlin. — — Correspondenten: in der philosophisch-philologischen Klasse: L. Döderlein in Erlangen, J. Kopp in Erlangen, Thad. Rixner in Amberg, Friedr. Rückert in Erlangen. — In der mathematisch-physikalischen Klasse: C. E. von Baer in Königsberg, Bazaine in St Petersburg, Beudant in Paris, A. v. Ettingshausen in Wien, C. Kunth in Berlin, Mitscherlich in Berlin, M. Ohm in Berlin. — In der historischen Klasse: F. W. Dahl in Darmstadt (vor Kurzem gestorben), Ph. Fallmerayer in Landshut. Fr. Kurz in St. Florian in Ober-Oestreich, L. Ranke in Berlin, A. E. Steiner in Seligenstadt, J. G. Stenzel in Breslau.

In der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft am 7ten Sept. 1833 legte Herr Geh. Regierungsrath *Engelhardt* einen von ihm am Orte aufgenommenen Plan der neu gebauten Strafse über das St. Gotthardts-Gebirge mit einigen Bemerkungen über den Bau derselben vor, und Hr. Major von *Oesfeld*, die ihm von Hrn. Tuchen zu gleichem Zwecke übergebene neueste Karte der Lombardei. Hr. Dr. *Meyen* gab die Fortsetzung seines im Juli theilweise vorgelesenen Aufsatzes über das alte Peruanische Reich und über die Gründung des neueren durch die Inkas, in Beziehung auf die zwei verschiedenen Menschenracen, die dasselbe bewohnen. Herr Direktor Diesterweg verglich verschiedene Nordseebäder in Beziehung auf das, was Natur und Kunst für sie gethan, und theilte Bemerkungen über Duden's Werk: „Europa und Deutschland, von Nordamerika aus betrachtet", mit. Herr Professor *Dove* sprach über einige Ergebnisse der durch Hrn. Alexander von Humboldt angeregten, in Amerika, Europa und Asien gleichzeitig angestellten magnetischen Beobachtungen, und legte darauf sich beziehende Zeichnungen vor. Hr. Oberlehrer *Walter* sprach über die Wärmeänderungen auf der See, Hr. Dr. *Philippi* über die unbedeutende noch stattfindende Kultur des Zuckerrohres in Sicilien in Vergleich mit der im Mittelalter. Hr. Professor *Ritter* sprach über die Thätigkeit der dänischen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde und theilte aufser mehreren literarischen Notizen auch die *Notes statistiques sur le Littoral de la Mer Noire* und *Saggio d'un Atlante Statistico dell' Italia* des Hrn. Grafen L. Serristuri mit.

Ministerial-Verfügungen.

Verfügungen des Königl. Ministerii der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

I. Betreffend das Königl. Musik-Institut zu Berlin.

Das Königliche Musik-Institut zu Berlin hat den Zweck, junge Leute zu Organisten, Kantoren, Gesang- und Musik-Lehrern an Gymnasien und Schullehrer-Seminarien auszubilden.

Die Lehrgegenstände desselben sind:

1) Unterricht im Orgelspiel.
2) Vortrag über die Construction der Orgel.
3) Unterricht im Klavierspiel.

4) Theorie der Musik, bestehend
   a) in der Harmonielehre,
   b) in der Lehre vom doppelten Contrapunkt und der Fuge.
5) Gesang-Unterricht.
6) Instrumental- und Vokal-Uebungen zur Ausführung klassischer Musikwerke.

Obgleich der Cursus nur 1 Jahr währt, nämlich von Ostern bis wieder Ostern, oder von Michaelis bis wieder Michaelis, so wird doch nach Umständen auch eine zweijährige Theilnahme an dem Unterricht in der Anstalt gestattet. Die Bedingungen zur Aufnahme in das Institut sind folgende:

1) ein Alter von wenigstens 17 Jahren;
2) dafs der Aufzunehmende entweder ein Gymnasium bis Secunda besucht habe, oder mit dem Wahlfähigkeits-Zeugnifs aus einem Schullehrer-Seminar entlassen sey.
3) dafs er die nöthigen Vorkenntnisse in der Musik und die erforderliche Fertigkeit im Klavierspiel habe;
4) dafs, obgleich sämmtliche Unterrichts-Gegenstände unentgeldlich ertheilt werden, derselbe die Kosten seines Aufenthaltes in Berlin bestreiten könne;
5) dafs derselbe aufser den erforderlichen vorgenannten Attesten, einen von ihm selbst verfafsten Lebenslauf mit kurzer Erwähnung über seine Erziehung und Bildung sowohl in wissenschaftlicher als musikalischer Hinsicht 4 Wochen vor der Aufnahme an das Königl. Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten einreiche, von welchem er den weitern Bescheid zu erwarten hat;
6) dafs derselbe vor seiner Aufnahme in das Institut sich einer Prüfung des unterzeichneten Direktors unterziehe.

Schliefslich ist noch zu bemerken, dafs die Zahl der ordentlichen Zöglinge des Instituts sich nur auf 20 erstrecken darf, jedoch mit Genehmigung des Königl Ministeriums, noch 6 angehenden Musikern, die nicht zu Organisten und Kantoren sich ausbilden wollen, die Theilnahme an den theoretischen Lectionen gestattet werden kann.

Berlin, den 20ten Juli 1833.

A. W. Bach,
Direktor des Königl. Musik-Institutes.
Papenstrafse No. 10.

II. Betreffend die durch das Rescript vom 29ten März 1827 angeordneten Prüfungen.

Es ist dem Ministerium die Frage vorgelegt worden, ob auch Litteraten, die nicht Kandidaten der Theologie sind, oder in das Predigtamt einzutreten nicht beabsichtigen, zu den durch das Rescript vom 29ten März 1827 angeordneten Prüfungen zugelassen werden können. Wiewohl nicht einzusehen, wie die gedachte Verfügung habe mifsverstanden werden können, so will doch das Ministerium hiermit ausdrücklich erklären, dafs

1) alle mit genügenden Universitäts-Zeugnissen versehene Litterati, mögen sie sich der Theologie oder der Pädagogik vorzugweise gewidmet haben, zur Prüfung für die Lehrstellen an städtischen Bürgerschulen, die nicht zu den in dem Reglement für die Prüfungen der Kandidaten des höhern Schulamts vom 20ten April 1831 §. 2. No. 3. bezeichneten gehören, in so fern an die Lehrstellen die Verpflichtung zum Predigen nicht geknüpft ist, nach dem Cirkular-Rescript vom 29ten März 1827 ohne Weiteres zuzulassen sind;
2) alle Kandidaten der Theologie, die sich für den Eintritt in die theologische Laufbahn bestimmt erklärt haben, und wie sie für die Lehrstellen, mit welchen die Verpflichtung zum Prediger verbunden ist, erforderlich sind, zu der Prüfung nach dem Cirkular-Rescript vom 29ten März 1827 nur dann zugelassen werden dürfen, wenn sie das theologische Examen *pro Candidatura* vor dem Consistorium bereits bestanden haben, und über dessen genügenden Ausfall sich durch ein Zeugnifs ausweisen können.

Das Königl. Provinzial-Schul-Kollegium wird beauftragt, die betreffenden Prüfungs-Kommissionen von dieser Verfügung in Kenntnifs zu setzen. Berlin, den 12ten Juli 1833.

Frankreichs Bibliotheken.

In den Departements haben nur 195 Städte öffentliche Bibliotheken; diese enthalten zusammen 2,600,000 Bände, was im Verhältnifs zu der Bevolkerung der Departements (31,000,000), für 15 Einwohner 1 Band ergiebt. Paris hat 5 offentliche Bibliotheken, welche 1,378,000 Bände enthalten, d. h. 3 Bände für 2 Einwohner. Endlich hat Frankreich noch 822 Städte von 3000 bis 18000 Einwohnern, wo keine offentliche Bibliothek vorhanden ist.

Bibliographische Berichte.

Frankreich.

Neu erschienene Werke.

Des polypes et de leur traitement. Par P. N. Gerdy. Paris, in 4.

Dissertation sur les causes de déplacement dans les fractures, les moyens de prévenir l'action de ces causes et de s'opposer à leurs effets. Par Alm. Lepelletier. Paris, in 4.

Procédé nouveau pour guérir par l'incision les rétrécissemens du canal de l'urètre. Par M. Reybard. Lyon, in 8.

Traité de la vaccine et des éruptions varioleuses ou varioliformes. Ouvrage rédigé sur la demande du gouvernement, précédé d'un rapport de l'académie royal de médecine. Par. M. J. B. Bousquet. Paris et Londres, in 8.

Du siége et de la nature des maladies mentales. Par Alexandre Bottex. Lyon, in 8.

Traitement interne et rationnel de la cataracte, de plusieurs maladies des yeux et des douleurs rhumatismales. Par F. Vulliel. Lyon, in 8.

Précis élémentaire de Physiologie. Par F. Magendie. 3e édition, corrigée et augmentée de 6 figures nouvelles. 2 Vol. in 8. Paris

Traité complet de Pharmacie théorique et pratique. Par J. J. Virey. 4e édition, augmentée de toutes les découvertes les plus modernes. 2 Vol. in 8. Paris.

Recherches sur les eaux minérales des Pyrénées. Par M. Théophile de Bordeu. Pau, in 8.

Dissertation sur la philosophie atomistique. Par M. Lafaist. Paris, in 8.

Mémoires de l'Académie royale des sciences de l'institut de France. Tome XII. Paris, in 4.

Mémoire sur les vases panathénaiques, adressé, en forme de lettre, à M. Hamilton, par le chevalier P. O. Bröndstedt, et traduit de l'anglais par J. W. Bourgon. Paris, in 4.

Description des médailles antiques grecques et romaines etc. par T. E. Mionnet. Supplément. Tome VI. Paris, in 8.

Sexti Aurelii Propertii elegiarum lib. quatuor, cum nova textus recensione argumentisque et commentario novo, quibus accedunt imitationes et index verborum locupletissimus. Paris, in 8. (Ist der 142. Band der *Bibliotheca classica latina. P. A. Lemaire* hat die Vorrede unterzeichnet.)

Code de l'instruction primaire, contenant l'historique de la législation primaire depuis 1789; la loi du 18 Juin 1833, accompagnée de commentaires et d'observations; l'ordonnance du roi du 16 Juillet 1833; les circulaires et instructions ministérielles qui l'ont accompagnée; précédé d'une introduction, et suivi des ordonnances, circulaires, arrêtés, documens antérieurs etc. Paris, in 8.

La Grèce régénérée, ou Description topographique du nouvel état indépendant de la Grèce et des frontières qui lui conviennent; suivie de notes justificatives et historiques. Par Ipiridion Balbi de Missolonghi. Paris, in 8.

Lettres sur le Mexique. Par J. R. Pacheco, avocat mexicain. Lettre premiere. Bordeaux, in 8

Histoire des Français. Par J. C. L. Simonde de Sismondi. Tome XVII. Paris, in 8. (Enthält die Geschichte der Jahre 1538—1555.)

Histoire de la Restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état (M. Capefigue). Tomes IX. et X. Paris, in 8. (Diese beiden Bände führen die Geschichte bis zum Juli 1830.)

Gaule et France. Par Alex. Dumas. Paris, in 8.

Mémoires de Mademoiselle Avrillion, première femme de chambre de l'impératrice, sur la vie privée de Joséphine, sa famille et sa cour. 2 Vol. in 8. Paris.

Histoire de Paris, composée sur un plan nouveau. Par C. Touchard-Lafosse. Paris. (Das Ganze wird 4 Vol. in 8. bilden, welche 16 frs. kosten werden.)

Mémoires de Mademoiselle Adèle Boury. Paris, in 8.

De la Restauration de la société française. Paris. in 8. (Im Geiste der Gazette de France.)

Deux ans de règne. 1830—1832. Par Alphonse Pepin. Paris, in 8.

Traité complet de diplomatie, ou Théorie générale des relations extérieures des puissances de l'Europe, d'après les plus célèbres autorités. Par un ancien ministre. 3 Vol in 8. Paris.

Oeuvres de Saint-Just, représentant du peuple à la Convention nationale; précédées d'une Notice historique sur sa vie et ornées de son portrait. Paris, in 8.

Traité des actions possessoires. Par F. X. P. Garnier. Paris, in 8.

Traité des minorités tutelles et curatelles de la puissance paternelles des émancipations, conseils de famille, interdictions, et généralement des capacités et incapacités qui naissent de ces diverses situations, suivant la nouvelle législation. Par A. Magnin. 2 Vol. in 8. Paris.

De la tutelle des impubères, et de la tutelle des femmes, en droit romain. Par C. Vergé. Paris, in 8.

Cours de droit français, suivant le Code civil. Par M. Duranton, professeur etc. Tome XVII. Paris, in 8. (Das Ganze wird etwa 23 Vol bilden.)

Gedichte: *L'ame et la solitude. Par Achille du Clésieux. Paris, in 8. — Pensées du ciel et de la solitude. Par Justin Maurice, avec une préface, par M. Gustave Drouineau. Paris, in 8. — Cinq nouvelles harmonies politiques et religieuses, par Victor Lagrange. Lyon, in 8.*

Romane: *Lelia; par George Sand* (*Mad. du Devan*). *2 Vol. in 8. Paris. — Marie, ou l'Initiation. Par Francis Dazur. 2 Vol. in 8. Paris.* (Nach dem Journal des Débats vom 21. Aug. das mystische Produkt einer Dame.) — Künftig werden erscheinen: *Le Brasseur-Roi. Chronique flamande du 14e siècle. Par M. le Vicomte d'Arlincourt. Paris. 2 Vol. in 8* und ein neuer Roman von *Mérimé*, dem Verf. des Theaters der Clara Gazul.

Künftig werden erscheinen:

Histoire parlementaire de la Révolution française, ou Journal des assemblées nationales, depuis 1789 jusqu'en 1815, contenant la narration des événemens, les débats des assemblées, les discussions des principales sociétés populaires, et particulièrement de la société des Jacobins; les procès-verbaux de la commune de Paris, les séances du tribunal révolutionnaire, le compte-rendu des principaux procès politiques, le detail des budgets annuels, le tableau du mouvement moral, extrait des journaux de chaque époque, etc.; précédée d'une introduction sur l'histoire de France jusqu'à la convocation des états-généraux. Par Buchez et Roux. (Das Ganze wird 15 bis 20 Vol. in 8. bilden, von welchen alle vierzehn Tage eine Lieferung oder ein halber Band erscheinen wird. Der Preis des Bandes ist 4 frs.)

Antiquités mexicaines. Relation des trois expéditions ordonnées par le Roi d'Espagne en 1805, 1806 et 1807, pour rechercher les antiquités antérieures à la découverte du Mexique, notamment celles de Milta et de Palenque; accompagnée des dessins pris sur les lieux et d'une carte du pays exploré; suivie d'un parallèle de ces monumens avec ceux de l'Egypte et de l'Indostan, et d'une dissertation sur l'origine de la population primitive des deux Amériques, ainsi que sur les diverses Antiquités de ce continent. Paris. (Das Werk wird 12 Lieferungen umfassen, jede von 12 Kupfern in Fol. nebst Text in spani-

scher und französischer Sprache. Preis jeder Lieferung 40 frs. Die erste sollte am 15ten Septbr. erscheinen und dann alle sechs Wochen eine folgende.)

Mémoires de Georges Cuvier, publiés sur les documens fournis par sa famille. Paris. 1 *Vol. in* 8.

Literarische Anzeigen.

Neue Verlagsartikel der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten sind.

Atlas, Neuer allgemeiner Schul-, über alle Theile der Erde. Nach den neuesten Entdeckungen und Grenzbestimmungen bearbeitet von A. A. Müller. 26 in Kupfer gestochene Karten, und eine Tabelle, die Zusammenstellung einiger Zahlenangaben, das Sonnensystem betreffend. Quer 4to. broch.
1 Rthlr. 7½ Sgr. (1 Rthlr. 6 Gr.)
(Jede Karte einzeln 2½ Sgr. (2 Gr.)

Barth, Dr. C. W. A., Das Wissenswürdigste der Geographie für Schulen bearbeitet. gr. 8vo. 15 Sgr. (12 Gr.)

Becker, K. F., Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. 3 Theile mit Kupfern. Neue (5te) verbesserte Auflage. 8vo. sauber cartonirt. 3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)
1r Theil. Ulysses von Ithaka. 2r Theil. Achilles.
3r Theil. Kleinere griechische Erzählungen.

Calixtus, Georg, Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgegeben von Dr. E. L. Th. Henke. gr. 8vo. 1 Rthlr. 7½ Sgr. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita; edid. Th. Echtermeyer et Maur. Seyffert. Additae sunt ex latinis poetis recentioribus eclogae. 8 *maj.* brosch.
20 Sgr. (16 Gr.)

Ciceronis, M. T., selectarum orationum liber. Editio XVII. 8vo.
10 Sgr. (8 Gr.)

Geschichte, neuere, der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 79s Stück oder 7ten Bandes 7s Stück. 4to.
12½ Sgr. (10 Gr.)

Henke, Dr. E. L. Th., Georg Calixtus und seine Zeit. Erste Abtheilung, die Einleitung enthaltend. A. u. d. Titel: Die Universität Helmstädt im sechzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literärgeschichte. gr. 8vo.
12½ Sgr. (10 Gr.)

Hohl, Dr. A. F., Die geburtshülfliche Exploration. I. Theil. Das Hören. Mit einer Kupfertafel gr. 8vo.
1 Rthlr. 15 Sgr. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Lieder, Geistliche, und vermischte Poesien in lateinischen treuen Nachbildungen. Ein Versuch von J. C. W. Niemeyer. gr. 8vo. (In Commission). 1 Rthlr.

Vossii, G. J., Aristarchus, sive de arte grammatica libri septem. Edidit C. Foertsch. Pars I. 4 *maj.*
3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Neue Bücher,

welche im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin, erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Heinsius, Thdr., Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. 8. 20 Sgr.

Magnus, Ludw. Immanuel, Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie. Mit vier Kupfertafeln. gr. 8. 1833. 2½ Rthlr.

Auch unter dem Titel:
Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Dritter Theil. Von Ludw. Imm. Magnus.

Dieses ein Lehrbuch der analytischen Geometrie in sich schliessende Werk hat folgenden Inhalt: Abth. I. Bestimmung eines Punktes durch Coordinaten. — Transformation der Coordinaten. — Linien ersten Grades. — Von der Verwandtschaft der Collineation, Affinität und Aehnlichkeit. — Von der Reciprocität. — Vom Kreise. — Linien zweiten Grades. — Linien höherer Grade. — Transscendente Linien. — Abth. II. Von den Tangenten, Normalen und Asymptoten der Curven. — Von den Berührungen höherer Ordnungen. — Von den ausgezeichneten Punkten der Curven. — Von parallelen Curven. — Von den einhüllenden oder Grenz-Curven. — Von den Brennlinien. — Vermischte Aufgaben. — Abth. III. Die Quadratur der Curven. — Die Rectification der Curven. — Aufgaben, welche auf Differentialgleichungen erster Ordnung führen. — Aufgaben, welche auf Differentialgleichungen höherer Ordnungen führen.

Pischon, F. A., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; für Lehrer und zum Selbstunterricht. Erster Theil: Geschichte des Alterthums. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.
(Als Handbuch für Lehrer, die desselben Verfassers Leitfaden zur allgemeinen Geschichte, 1r Theil, 1832, 10 Sgr., bei ihrem historischen Unterrichte zum Grunde legen.)

Studien, hyperboreisch-römische, für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. v. Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr.
(Inhalt: 1. Grundzüge der Archäologie; von Ed. Gerhard. — 2. Ausgrabungs-Berichte; von Ed. Gerhard und Th. Panofka. — 3. Deimos und Phobos; von Th. Panofka. — 4. Ueber das Zeitalter des Gitiades; von F. G. Welcker. — 5. Die erhobenen Arbeiten am Friese des Pronaos vom Theseustempel zu Athen, erklärt von K. O. Müller. — 6. Der gefesselte Herakles; von Th. Panofka. — 7. Die Himmelfahrt des Herakles; von F. G. Welcker. — 8. Theseus und Antiope, von Dems. — 9. Die Enkaustik; von Dems. — 10. Die Hermes-Grotte bei Pylos; von K. O. Müller. — 11. Epigraphisches; von Th. Panofka.)

Theremin, Franz, Das Kreuz Christi. Predigten. Zweiter Theil. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
(Inhalt: 1. Die Eine köstliche Perle. 2. Die Zeiten unter Christi Leitung. 3. Wir müssen seyn in dem, das des Vaters ist. 4. Von der Hochzeit zu Kana. 5. Von der Salbung Christi. 6. Von der Kreuzigung des Christen. 7. Die Erweisungen Jesu Christi des Lebendigen. 8. Der gute Hirt und die gute Heerde. 9. Die Predigt. 10. Die Erbauung, ein Nachbild des Pfingstwunders. 11. Der Werth der Sündenvergebung. 12. Der verlorne Sohn. 13. Von der Bekehrung. 14. Von der Traurigkeit. 15. Es ist Euch gut, dafs ich hingehe.)

Historisch politische Zeitschrift;

herausgegeben von Leopold Ranke.
Zweiter Band. 1tes Heft.

Inhalt: Die grofsen Mächte. (Fragment historischer Ansichten). — Bemerkung über die *Mémoires d'un homme d'état.* — Zur Geschichte der Deutschen, insbesondere der preufsischen Handelspolitik von 1818 bis 1828. — Der Schweizerische Bund vom 7. August 1815. — Ueber die Veränderungen, welche die Benutzung und der Ertrag der Landgüter durch politische und wissenschaftliche Einflüsse und durch die Gesetzgebung in neuerer Zeit erfahren haben.

Der Preis des Bandes, von ungefähr 50 Bogen, ist wie bisher 5 Thlr.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

October 1833.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz, in Nauplion.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfufs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Usteri, in Bern.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher No. 61—80.

Anzeigeblatt No. 6.

No. 7.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 61.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

LXXXIII.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier, Neffen des Dichters und Mitgliede der polnisch-literarischen Gesellschaft in Paris. Erster Band. Leipzig. Brüggemann und Wiegand 1833. *XXIV. und* 162 *S.* 8. (Auch unter dem Titel:) *Jean Paul's sämmtliche Werke. LXI. Dreizehnte Lieferung. Erster Band.*

Poetische Werke sollten eigentlich keines Commentars bedürfen, indem wie aller Kunst, so auch der Poesie die Aufgabe gestellt ist, durch ihre Schöpfungen ohne erklärendes Medium unmittelbar auf den Geist zu wirken. Je vollkommener also ein Gedicht ist, um so mehr wird es alle zu seinem Verständnifs nöthigen Elemente schon in sich enthalten. Dieser Grundsatz wird jedoch nicht überall in absoluter Strenge und höchstens für die Zeitgenossenschaft des Dichters gelten können. Je weiter aber der Leser durch Zeit und Raum von dem Dichter entfernt ist, jemehr wird sich für ihn die Nothwendigkeit von Studien herausstellen, um die Hindernisse einer ihm fremden Sprache, unbekannter Geschichts- Sitten- und anderer Verhältnisse hinwegzuräumen und sich so auf einem künstlichen Wege der Gegenwart des Dichters so viel als möglich zu nähern. Solchem Bedürfnifs kommen denn gute Commentatoren und Scholiasten, die uns des Dichters Leben und Verhältnisse, die Zustände seiner Zeit und die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache und Darstellungsweise erläutern, zu willkommener Hülfe, und die gröfsten Dichter der Vorzeit können ohne kritischen und erklärenden Apparat nicht mehr verstanden und genossen werden. Jean Paul hat mehr als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller in einer Manier gearbeitet, die für die Nachwelt das Bedürfnifs eines Commentars hervorruft. Persönliche Lage sowohl als Vorliebe führten ihn zu Darstellungen aus einem kleinen, engen, versteckten Stillleben, dessen Eigenthümlichkeiten der allgemeinen Beobachtung fern liegen. Aus einer allzuängstlichen Furcht vor der Heerstrafse des Gewöhnlichen warf er sich bis zur Verirrung auf die entgegengesetzte Bahn des Sonderbaren und Wunderlichen, und bildete sich, um nichts so wie ein Anderer zu sagen, eine Sprache, die niemand schreibt und nicht jeder versteht. Durch Erziehung und Umstände zu einer unsystematischen Studienweise geleitet und dennoch von dem brennendsten Durst nach Erkenntnifs getrieben, sammelte er eine gränzenlose Masse verschiedenartiger und aphoristischer Kenntnisse und Notizen aus den fernliegendsten Gebieten des Wissens, die er mit einer Art von eigensinnigem Witz in seine Darstellung verwebte, so dafs jüngeren Mitlebenden ein vollkommenes Verständnifs seiner Schriften schon jetzt bei cursorischem Lesen nicht mehr ganz leicht sein dürfte. Nach fünfzig Jahren wird er den Deutschen kaum noch ohne Commentar verständlich und bald dürfte es Zeit sein, diesen vorzubereiten. Ein solcher Commentar liegt jedoch nicht in der Absicht des Hrn. Spazier. Vielmehr behandelt er die Elemente, auf die sich Jean Pauls Poesie zurückführen läfst und die Form, die er ihnen gab, als Phänomene, deren Entstehung er aus des Dichters Charakter, Erziehung und Schicksalen abzuleiten sucht. Auch ein solcher biographischer Commentar kann auf mannigfache Weise belehren und anziehen. Wie vieles in Goethe's Werken wird durch die Aufschlüsse und Winke, die er in den Darstellungen aus seinem Leben giebt, dem Gefühl und der Erkenntnifs erst recht nahe gerückt und wie viel inniger und eindringlicher sprechen z. B. die Gedichte, die aus seinem Verhältnifs zu Lili entstanden, jetzt zu unserem Gemüth, da wir sie in seine Darstellung dieses Lebensabschnitts eingewebt finden.

Sondern wir bei der Betrachtung von Jean Pauls Werken das Objektive von dem Subjektiven, so finden wir in jenem eine Region des Wahren, Lebenentsprossenen, Selbstgeschauten und eine andere zwar farbenglänzende, blendende aber durchaus unwahre, phantastische und wunderliche, der keine Anschauung wirklichen Lebens zum Grunde liegt oder entspricht. Betrachten wir das Subjektive, so zeigt sich uns ein Wesen, dem wenige gleich sind an Freiheit und Kraft der inneren Anschauung, an Feinheit und Tiefe des sittlichen Gefühls; seine Blicke in die Gemüthswelt sind eigenthümlich und tief eindringend bis zum Sublimen. Doch sind sie vereinzelt, obgleich unendlich zahlreich; seine Anschauung der geistigen Welt verbindet sich nicht zu einem klaren, harmonischen, vollständigen Ganzen. Es ist, als habe ihm eine lange Gewitternacht mit zahllos wiederholten Blitzen, kein heller heiterer Tag bei seinen Betrachtungen geleuchtet. Zum Verständnifs aller dieser Eigenheiten hat er selbst uns den Schlüssel in seiner Lebensbeschreibung überliefert; denn was er davon ausgearbeitet und zur Verarbeitung gesammelt hat, ist, wiewohl unvollendet, doch in Verbindung mit seinen Briefen, vollkommen hinreichend, um uns den Charakter seiner Schriften und ihren genetischen Zusammenhang mit dem seinigen zu erklären. Wenn man Jean Paul's Leben liest, so erkennt man deutlich, wie ihn das Schicksal zu dem erzog, was er geworden ist. Auf mühsam erklommenen Stufen führte ihn das Leben aus der armuthbegrenztesten Enge hinaus in die Weiten und auf die höheren Glanzpunkte menschlichen Daseins. In dem dürftig kleinen Hause seines Vaters, eines armen Landpfarrers im Fichtelgebirge, geboren und erzogen, blieb er bis in sein dreizehntes Jahr in dem beschränktesten Lebensraum in einem Zustande, der den feinen Sinn für die kleinsten unscheinbarsten geistigen und leiblichen Genüsse und Verhältnisse wach und scharf erhielt, während doch Stand und Bildung der Eltern nicht zuliefsen, dafs selbst in solcher Beschränkung seine Natur in Rohheit oder Unempfindlichkeit übergehen konnte. Mit Recht sagt er am Eingange seiner Selbstbiographie, dafs es ein Vortheil sei, in einem Dorf, höchstens in einem Landstädtchen geboren zu sein, weil an dem in einer grofsen Stadt Geborenen das Leben sich schon in seiner Knabenzeit erschöpft und er nun nach dem Anblick und Genufs des Gröfsten für Wunsch und Phantasie nichts übrig behält, als eben das Kleinere, nämlich Ländlich- und Dörflichkeiten, die ihm dann aber beschränkt und kleinlich erscheinen, wenn er sie wirklich betritt. Noch gröfser aber ist der Vortheil des Jugendlebens in einem Dorfe für die Bildung des Gefühls, denn in der Stadt geht der jugendliche Mensch täglich und stündlich an der gedrängten Menge ihm völlig unbekannter Menschen, gleichgültig und untheilnehmend, wie sie selbst es sind, vorüber, während er im Dorfe das ganze Dorf liebt und kein Säugling da begraben wird, dessen Namen, Krankheit und Trauer man nicht wüfste. Hier bildet sich, wie er sagt, durch das Hineinwohnen und Hineingewöhnen jedes Einzelnen in Alle, durch dieses herrliche Theilnehmen an Jedem, der wie ein Mensch aussieht, und das daher sogar auf Fremde und Bettler übergeht, eine verdichtete Menschenliebe, eine erhöhte Schlagkraft des Herzens aus. Und wenn der Dichter dann aus seinem Dorfe wandert, so bringt er jedem Begegnenden ein Stückchen Herz mit und mufs weit reisen, ehe er sein ganzes Herz ausgegeben hat. Glaubt man nicht in diesen wenigen Worten die feinen Wurzelfasern aller jener zahl- und schrankenlos emportreibenden Gefühlspflanzen zu erkennen, die Jean Pauls Werke gleichsam zu phantastisch poetischen Gebirgswäldern machen? Aber nicht blofs auf das von Gebirgswänden eng umschlossene Dorf wurde Jean Pauls Knabenleben beschränkt. Selbst die enge ärmliche Hütte durfte er nur selten verlassen. Die wunderliche Erziehungs- und Unterrichtsweise seines Vaters bannte ihn den gröfsten Theil des Tages in den beschränkten Raum der kleinen Stube, wo er mit seinem Bruder Regeln und Vocabeln aus Langens Grammatik auswendig lernen mufste. So genofs er denn in den seltenen Stunden, die er im Freien, oder in weiterer Umgebung zubringen durfte, Natur und Geselligkeit mit um so heifserer Liebe und sehnsuchtgeschärfterem Sinn. Jedes Einzelne ward ihm Gegenstand neugieriger genauerer Betrachtung und prägte sich um so tiefer in sein Gedächtnifs. Karg gestatteter Umgang mit einfachen wohlwollenden Menschen ward zum Ziel lebhaften Begehrens, zur willkommenen Befriedigung eines inneren liebevollen Triebes, woraus denn später jene reizvollen hinreifsenden Darstellungen ländlichen Stilllebens hervorgingen, die in sinnlicher und geistiger Beziehung so innig und wahr, so fein und doch so einfach sind. Eine andere Beschränkung noch, die auf Jean

Pauls Bildungsgang den bedeutendsten Einfluſs hatte, war der durch das wunderliche Verfahren seines Vaters gewaltsam zurückgehaltene Lerntrieb. Während unserer beklagenswerthen Jugend zum traurigen Ersatz für die Beraubung jeder sinnlichen Anschauung der Natur und des Lebens eine Masse abstrakter Begriffe, todter Sprachformen und gedruckter Weltbeschreibungen aufgedrungen wird, womit sie in langen Tagesstunden bis zur Erschöpfung sich abquälend, Verstand und Gedächtniſs verwirrend überfüllen und statt farbenheller Wirklichkeit intellektuelle Schattenbilder in sich aufnehmen muſs, litt der arme Knabe Jean Paul an dem entgegengesetzten Uebel, weil ihm jede von auſsen kommende Geistesnahrung auf's kärglichste zugemessen, ja beinahe ganz versagt wurde. Mit dem Lernen der trocknen Sprachregeln und Vocabeln war er bei seinem trefflichen Gedächtniſs bald fertig, und nun trat die heftigste Begierde nach Gegenständen der Erkenntniſs ein, die nur durch äuſsere Anschauung oder durch Lecture hätte befriedigt werden können. Beides aber war gleich streng versagt, indem er das Haus nicht verlassen und Bücher aus seines Vaters Vorrath nur heimlich und in Uebertretung strenger Gesetze lesen durfte. Sein Lesedurst ward, wie er erzählt, dermaſsen hierdurch gesteigert, daſs er die *colloquia* aus Langens Grammatik sich deutsch weissagte aus Sehnsucht nach ihrem Inhalt. Kein Wunder war es, daſs Jean Paul die Leere, die unter solchen Umständen in seinem Gemüth entstehen muſste, durch Spiele der Phantasie auszufüllen suchte; daſs diese Seelenkraft vorzugsweise in ihm ausgebildet wurde und daſs er sich allmählich gewöhnte, bei dem Mangel einer realen Weltanschauung sich eine künstliche zu erschaffen, die, mit aller Glanz- und Farbenpracht geschmückt, doch ihren rein subjektiven Ursprung in einer gewissen krankhaften Ueberschwänglichkeit verkündet. Noch manche andere Eigenschaften seines Charakters finden hierin die Erklärung ihres Ursprungs. Völlig entfernt in seinem Knabenalter von jedem Anblick verderbter Sitte und Gesinnung, konnte in seinem Herzen die reinste Unschuld, die tiefste Liebe zu solcher Festigkeit emporwachsen, daſs sie bei seinem späten Eintritt in eine gröſsere Welt jedem Angriff zu widerstehen vermochte. In der engbegrenzten Umgebung seiner Knaben- und Lehrjahre konnten nur wenige Personen, seine Eltern, Geschwister, der Dorfschulmeister, einige spätere Lehrer und Kameraden seinem Blick und seinem Herzen nahe treten. Diese durchschaute er in allen Eigenthümlichkeiten ihres inneren und äuſseren Lebens so vollkommen, ihre körperlichen und geistigen Gestalten drückten sich so genau und tief in sein Gedächtniſs ein, daſs sie auch in seinen Werken mit allem, was sie umgab, in kräftigen, frischen Lebensbildern sich abspiegeln muſsten, und Eindrücken solcher Art verdanken wir denn Gestalten, wie sein Fibel, Wutz, Fixlein und so viele andere.

(Der Beschluſs folgt.)

LXXXIV.

Gröſsenlehre, systematisch bearbeitet von Dr. **Ferd. Schweins**, *Hofr. und ord. Prof. in Heidelberg. Leipzig*, 1833. *bei Leopold Voſs.* 201 *S. in* 8.

Da es dem Verf. nicht sowohl darum zu thun ist neue Sätze zu geben, als vielmehr zu zeigen, in welcher Ordnung nach seiner Ansicht die Gröſsenlehre zu bearbeiten sei, so wird Rec. sich damit begnügen, diese Anordnung hervorzuheben, und nur einige gelegentliche Bemerkungen einstreuen. Was er unter Gröſsenlehre verstehe, erklärt der Vf. S. 1, indem er sagt, „bei mehreren Gröſsen kann ihre Vielheit, es kann auch ihr Nebeneinandersein oder ihre Gruppirung beachtet werden. Im ersten Falle haben wir die Zahlenlehre, im zweiten die Verbindungslehre; beide vereint geben die allgemeine Gröſsenlehre." In der ersten Abhandlung wird nun die Zahlenlehre behandelt. Auf Betrachtung der Zahlenreihe (Numeration) folgt das Zuzählen (Addiren), Abzählen (Subtrahiren), Zu- und Abzählen, Vervielfachen (Multipliciren), wovon folgende Erklärung gegeben wird: „tritt an die Stelle der Einheit, welche durch Wiederholung die Zahl erzeugt, selbst eine Zahl, oder wird eine Zahl mehrmals gedacht, so zählen wir die Zahl oder wir haben die Zahl von der Zahl oder ein Produkt oder wir vervielfachen." Da der Vf. überall die fremden Kunstausdrücke durch deutsche Wörter, die dieselben wörtlich wiedergeben, ersetzt hat, so können wir nicht umhin, auf das Miſsliche dieses Verfahrens aufmerksam zu machen, das sich auch schon hier beim Worte Multipliciren zeigt. Die Kunstausdrücke sind nämlich fast alle zu einer Zeit entstanden, als man nur spezielle Fälle betrachtete und diesen entsprach das Kunstwort vollkommen. So wie aber die Wissenschaft zu allgemeineren Betrachtungen überging, so wurde auch für diese das einmal angenommene Kunstwort beibehalten, und dies hatte keinen weiteren Uebelstand zur Folge, eben weil man dessen eigentliche Bedeutung vergaſs und es nur als Benennung einer gewissen Operation betrachtete. Wird aber dieses Kunstwort wörtlich übertragen, so tritt erst das Miſsverhältniſs zwischen der Benennung und der Operation, die dadurch bezeichnet wird, recht hervor, der Schüler kann nicht einsehen, warum man ein gewisses

Geschäft mit einem Namen belegt, der seinem Wesen nicht entspricht, er kann hierdurch nur verwirrt werden, so daſs man durch Hinwegschaffung des Fremdwortes gewiſs mehr für die Wissenschaft verliert, als man für die Sprachreinheit gewinnt. Niemand findet daran Anstoſs, wenn man sagt, daſs man $\frac{1}{2}$ mit $\frac{1}{2}$ multiplicirt, aber $\frac{1}{2}$ mit $\frac{1}{2}$ vervielfachen, kann man nicht. Ebenso kann man irgend eine Zahl mit $\sqrt{-1}$ multipliciren, aber gewiſs nicht vervielfachen. Wir hätten überhaupt gewünscht, daſs der Vf. bei Erklärung der arithmetischen Grundoperationen sich mehr den Ansichten genähert hätte, die man in Thibaut's reiner Mathematik findet und die auch später Cauchy aufgenommen hat.

Es folgt nun Vervielfachen und Zuzählen, $a(b+c) = ab + ac$. Vervielfachen und Abzählen, $(a-b)c = ac - bc$. Theilen oder Messen (Dividiren). Messen und Zuzählen, Messen und Abzählen, Messen und Vervielfachen, mehrmaliges Messen, $\frac{a}{b} : \frac{c}{d}$. Dann werden noch zwei besondere Fälle des Messens angeführt, erstens wenn das Maaſs 10,100,1000 u. s. w. ist (Decimalbrüche), und zweitens, wenn gleiche Meſsbarkeit vorhanden ist $\frac{a}{b} = \frac{c}{d}$; hieran knüpft sich die Lehre von den Proportionen und den Gleichungen des ersten Grades, womit diese Abhandlung schlieſst. Die zweite Abhandlung enthält die Verbindungslehre (Combinationslehre). Man sieht, daſs hier der Vf. in einem Gebiete ist, in welchem er selbst schon Vortreffliches geleistet hat. Diese Lehre, die in den meisten Lehrbüchern spärlich oder gar nicht behandelt wird, ist hier in groſser Fülle ausgeführt, und Rec. kann nur bedauern, daſs es ihm schon aus typographischen Rücksichten nicht möglich ist Einzelnes hervorzuheben. Den Anfang machen die einfachen Versetzungen (Permutationen) in mehreren Unterabtheilungen. Auf diese folgt die dem Verf. eigenthümliche Untersuchung über die vielfachen Versetzungen, die er auch Zerstreuungen nennt, wo nämlich gefunden wird, auf wie viel Arten die Elemente an verschiedenen Orten zerstreut werden können. Diese vielfachen Versetzungen mit ihren Unterabtheilungen, werden auf die einfachen zurückgeführt. Dann kommen die verschiedenen Arten der geordneten Verbindungen (Combinationen) und zuletzt die Verbindungen zu bestimmten Summen. Besonders bemerkenswerth ist die Art, wie die Anzahl der Glieder bei den geordneten Verbindungen und Verbindungen zu bestimmten Summen gefunden wird, indem die geordneten Verbindungen auf die Zerstreuungen, die Verbindungen zu bestimmten Summen auf Zerstreuungen und geordnete Verbindungen zurückgeführt werden. Eine Idee dieses Verfahrens kann folgendes einfache Beispiel geben. Statt zu untersuchen wie viel geordnete Verbindungen zu zwei Elementen ohne Wiederholung aus den Elementen a, b, c, gebildet werden können, sucht man, wie oft das Element a doppelt genommen an drei verschiedenen Orten zerstreut werden kann, so daſs den Verbindungen ab, ac, bc die Zerstreuungen

a	a	
a		a
	a	a

entsprechen. Die dritte Abhandlung enthält das Wiederholen des Zuzählens und beschäftigt sich hauptsächlich mit den Reihen der Polygonal- und Pyramidalzahlen. Zur Summirung dieser Reihen ist ein zwar zierliches jedoch nicht ganz naturgemäſses Mittel angewandt.

Die vierte Abhandlung enthält das Wiederholen des Vervielfachens und zwar: erstens wenn die Grundzahl einfach ist, dies führt zu den Potenzenreihen. Daſs der Verf. hier ohne weitere Bemerkung den Ausdruck $0^0 = 1$ hinstellt (S. 148), ist dem Rec. nicht aufgefallen, da ihm ein ausführlicher Aufsatz desselben über diesen Gegenstand bekannt ist (Heidelb. Jahrb. 21 S. 637 ff.) in welchem er zu beweisen sucht, daſs $\frac{0}{0} = 1$ ist und sehr gegen die Ansicht der übrigen Mathematiker eifert, die da glauben, daſs $\frac{0}{0}$ ein unbestimmter Ausdruck sei. So lange er indessen keine schlagenderen Beweise, als die dort angeführten, giebt, werden wir immer glauben, daſs die Aufgabe, eine Zahl zu finden, die mit Null multiplicirt Null giebt, eine unbestimmte ist. Zweitens, wenn die Grundzahl eine zusammengesetzte ist, und zwar, entweder durch Zuzählen $(a+b)^n$, oder durch Abzählen $(a-b)^n$, durch Vervielfachen $(a.b)^n$ oder durch Messen $\left(\frac{a}{b}\right)^n$. Verbindung der Glieder durch Zu- und Abzählen, geometrische Reihen. Aufgefallen ist uns, daſs bei der Verbindung durch Abzählen nicht bemerkt wird, daſs die direkte Verbindung, durch Berechnung der einzelnen Glieder, zuweilen durch andere Geschäfte ersetzt werden kann, wie wenn man den Ausdruck $a^1 - a^2 - a^3 \ldots$ oder den Ausdruck $a^1 - a^2 + a^3 - a^4 \ldots$ hat, da doch bei der Verbindung durch Zuzählen die ähnliche Bemerkung für den Fall, daſs man $a^1 + a^2 + a^3 \ldots$ hat, nicht übergangen worden ist. Verbindung der Glieder durch Vervielfachen; $a^n . a^m = a^{n+m}$, durch Messen $\frac{a^n}{a^m} = a^{n-m}$. — Aus einem späteren Gliede die Grundzahl wieder aufsuchen, Wurzelausziehung. — Das Zurückführen der Grundzahl einer bestimmten Zahl auf die Grundzahl einer niederern Zahl und zwar entweder durch Zerlegen in Faktoren wie $\sqrt{50} = \sqrt{25} . \sqrt{2} = 5\sqrt{2}$, oder durch Hinzufügen eines Faktors wie $\sqrt{\frac{11}{7}} = \frac{\sqrt{11.7}}{\sqrt{7.7}}$. — Allgemeine Untersuchung über die Bildung der Haupt- und Zwischenglieder, gebrochene Potenzen. — Aus der Verbindung mehrerer Glieder das erste wieder aufsuchen; dies führt zu den höheren Gleichungen, behandelt sind jedoch nur die des zweiten Grades. — Jeder Zahl ihre Stelle in der Reihe anweisen, Logarithmen.

Diese Uebersicht zeigt, daſs hier keinesweges die ganze Gröſsenlehre, sondern nur deren Anfang behandelt ist. Mehr aber wollte auch der Verf. nicht geben, indem er wegen der ferneren Untersuchungen auf seine früheren Werke über höhere Analysis verweist.

Stern.

№ 62.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto **Spazier**. *Erster Band.*

(Schlufs.)

Auch die ihm eigene Neigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen, die er sich selbst zuschreibt, und um deren willen er allen anderen Jahreszeiten den Herbst vorzog, entsprang gewifs aus dieser jugendlichen Gewohnheit, im engen stillen Raume mit Bildern der Phantasie zu spielen. Er mochte, sagt er, sich so gern behaglich in sein Schneckenhäuschen zurückziehen, nur mufste es offen bleiben, damit er die Fühlfäden seiner Phantasie bis zu den Sternen hinauf strecken konnte. Derselbe Haussinn zeigte sich schon in seinen Knabenphantasien und Spielen. Darum pries er das Glück der Schwalben, weil sie in ihrem ummauerten Nest so heimlich safsen, fand sich heimisch in dem Taubenhause voll enger Taubenhöhlen und baute sich einen Fliegenpallast aus Thon mit vielen Treppen und zahllosen Kämmerchen, in denen er durch die Glasfensterchen mit unendlichem Vergnügen die kleinen Bewohner auf und abwärts umherziehen sah. Sinnige Freunde Jean Pauls und seiner Werke (beides ist bei ihm gewifs unzertrennlich) werden keine Seite in seiner Selbstbiographie lesen können, ohne auf Bemerkungen und Betrachtungen, wie die vorstehenden ganz von selbst geführt zu werden. Dennoch bleibt die Unternehmung des Verfs. verdienstlich, indem er auf manche Beziehungen aufmerksam macht, die dem Leser vielleicht entgangen sein können, oder in denen er gern eine Uebereinstimmung mit seinen eigenen Ansichten und Gefühlen wahrnimmt. So spricht z. B. Jean Paul in seiner Biographie nur flüchtig und scherzend von dem Umstande, dafs er am 21sten März, also zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, auf der Schwelle des Frühlings geboren wurde. Herr Sp. aber, der, mit dem Dichter verwandt, in dessen vertrautestem Umgange lebte, fügt hinzu, dafs dieser Umstand in dem Leben desselben die tiefste Bedeutung gewann, dafs der Frühling ihm dadurch eine doppelt heilige Erscheinung, dafs der 21ste März gleichsam der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens wurde, der Tag, an dem er mit jedem Jahre seine innere Jugend wiedergebar. Alles ging ihm von da aus, strebte danach hin und drückte seiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf seine Familie, Bekannten, Umgebung, kurz auf Alles über, was nah und fern mit ihm in Berührung stand. Es wird hierbei hingedeutet auf den Brief Victors im Hesperus über die Feier des Liebefestes und die Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsstunde des Frühlings auf jene Insel verlegt, wo er seine liebsten Menschen versammelt. An die Aufmerksamkeit J. Pauls auf diesen Umstand schliefsen sich so manche seiner Betrachtungen an; in seinen Dichtungen findet sich gleichsam ein Cultus dieser Jahreszeit verbreitet, und seine stete genaue Beachtung dieses Zeitpunkts führte ihn zu fortgesetzten Beobachtungen aller meteorologischen Vorzeichen, die einen Einflufs auf die Beschaffenheit des zu erwartenden Frühlings zu haben schienen, so wie er auch aus den Eigenschaften des Wetters zur Zeit des Aequinoktiums die Natur des bevorstehenden Sommers vorher zu erkennen suchte, wobei man sich denn gern an die geistreiche Selbstironie erinnert, mit welcher er sich in seinen Werken wiederholentlich als unglücklichen Wetterpropheten darstellt.

Von den Lebensumständen Jean Pauls, die Herr Sp. in diesem Bande bis zu seinem siebenzehnten Jahre, oder dem Abgange zur Universität verfolgt, wird hier nur sehr weniges, was nicht schon anderweitig bekannt wäre und dieses zwar mehrentheils mit den eigenen Worten des Dichters mitgetheilt, dann die Bemerkungen des Verfs. daran angeschlossen oder hinein-

gewebt, die, wenn auch nicht durchgehends von eindringender Tiefe und glänzender Originalität, doch mehrentheils verständig und anregend sind. Der eigentlichen Lebensbeschreibung geht in einem vierzig Seiten langen Kapitel eine chorographisch-statistisch-ethnographische Beschreibung des Fichtelgebirges und seiner Bewohner voran, die von dem Schauplatz, auf welchem J. Paul die liebste und längste Zeit seines Lebens zubrachte, zwar ein anschauliches Bild giebt, doch aber für den vorliegenden Zweck wohl viel zu ausführlich gerathen ist, und den Leser durch Ermüdung um so schwerer drückt, da sie nicht durch sichtbare Anknüpfungspunkte mit dem Folgenden verbunden ist, vielmehr für sich allein ganz trocken dasteht. Möglich ist indessen, dafs sich im Fortgange des Werkes noch Beziehungen entwickeln, durch welche sich die gewählte Form und Ausdehnung als nothwendig rechtfertigt.

Das Ganze eröffnet ein langer, an Herrn Ludwig Börne in Paris gerichteter Brief, dessen durch vielverschlungene Gedankenwendungen etwas unklarer Inhalt zu dem Resultate führt, dafs dieser Schriftsteller eigentlich der Vult aus Jean Pauls Flegeljahren sei, dafs der Letztere, wenn er lebte, ihn unweigerlich dafür anerkennen und seine Briefe aus Paris am ehesten für seinen Vult in Anspruch nehmen würde. Ausdrücklich bezeichnet der Verf. Jean Pauls verlassenen Thron als Sitz für Hrn. Börne, und feiert, indem er solches einen verwegenen Handstreich gegen die vornehme Gelehrten- und Gesellschafts-Aristokratie nennt, hierüber einen Triumph lebhafter Selbstbewunderung. Hierbei bestrebt er sich zugleich, Jean Paul, im Gegensatz zu dem, seiner Behauptung nach „so oft jeden Sinn für Freiheit, Mannheit und Oeffentlichkeit verläugnenden" Goethe als Kämpfer für des Volkes Freiheit und Glück, als Gegner des Aristokratismus darzustellen. Nichts beweist mehr die Befangenheit und den unreinen Sinn, mit welchem heut zu Tage Politik sowohl als Litteratur und Kunst betrachtet und behandelt werden und nichts ist für beide verderblicher, als dieses Bemühen, die Werke der Poesie in den Kampf der politischen Parteien hineinzuziehen, Gunst und Liebe dem Dichter in dem Maafse zu gewähren, in welchem seine Werke mit politischen Ansichten übereinzustimmen scheinen, als ob die Elemente der Poesie, das Reine, Edle und Schöne nicht jedem Stande, jedem Alter, jeder Denk- und Gefühlsweise zusagten. Wenn Jean Paul das Leben einer äufserlich niedriger gestellten Klasse und was darin sich Edles und Schönes bildet und entfaltet mit Liebe und Meisterschaft malt, ohne doch für ihre Fehler und Schwächen sich blind zu zeigen, wenn er dagegen oft Personen aus den ihm viel weniger durch eigene Beobachtung bekannten höheren Kreisen mit ihren Lastern und Lächerlichkeiten darstellt und doch auch aus diesen Kreisen ideale Gestaltungen reiner und erhöhter Menschheit entnimmt, so wird man wohl erkennen, dafs er zu sehr Dichter war, um sich jemals einem bestimmten Kreise der Gesellschaft feindselig gegenüber zu stellen; vielmehr sollten diejenigen, die sich seiner Liebe und Freundschaft und ihrer besondern Verehrung für ihn rühmen, von ihm selbst am ersten gelernt haben, auf allen Stufen der Gesellschaft das Reine und Edle zu erkennen und zu ehren. Dasselbe gilt von Goethe, in dessen Werken wir Menschen aller Klassen mit der höchsten poetischen Wahrheit dargestellt finden und eine Spur ungerechter Vorliebe oder Abneigung nirgend zu entdecken vermögen. Dafs er aber das Gemeine, Rohe und Gewaltsame, wo er es nicht ganz ignoriren konnte, streng von sich abwies, wird ihm als Aristokratismus wohl nicht ausgelegt werden dürfen. Beide aber weisen ihren aufmerksamen Leser deutlich genug als auf das beste und einzige Mittel gegen aristokratische Anfechtungen jeder Art auf innere Veredlung und Ausbildung hin und dieses Mittel ist so erreichbar für Alle, so unabhängig von äufseren Umständen, so anwendbar für Jeden und so unfehlbar in seiner Wirkung, dafs, wenn es zur allgemeinen Praxis gelangte, alle Aristokratie so sicher davor verschwinden würde, als wir die Burgen der Raubritter vor den Wirkungen der Wissenschaft und Industrie haben verwittern sehen. —

Wilh. Neumann.

LXXXV.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—1821 *unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel Pohl. Erster Theil. Mit Kupfern. Wien,* 1832. XXX *u.* 448 S. *4to.*

Erst vor wenigen Monaten haben wir uns bei Beurtheilung der Rüppell'schen Reise über die Vorzüge

und Nachtheile der verschiedenen Formen ausgesprochen, unter denen die Verfasser von Reisebeschreibungen die letzteren der Oeffentlichkeit zu übergeben pflegen, und indem wir auf das damals Gesagte Bezug nehmen, finden wir uns diesmal nur zu folgenden kurzen Bemerkungen veranlaſst. Derjenige, welcher nach Beendigung einer zum Vergnügen oder zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise die Feder ergreift, um auch Anderen das bunte Allerlei von Gegenständen, welches ihn soeben durch den Reiz der Neuheit entzückte und seinem vom Drucke der Alltäglichkeit befreiten Geiste neue Spannkraft verlieh, zum Mitgenuſs darzubieten, braucht nur den Faden der Reise noch einmal auf dem Papier ruhig ablaufen zu lassen, und er wird, wenn es ihm nicht an aller stilistischen Gewandtheit mangelt, ein Publikum finden, welches mit seiner Schilderung der bösen Wege, chikanirenden Mauthbeamten, schlechten Nachtquartiere und eines berühmten Mannes zwischendurch vollkommen zufrieden ist. Wer ferner die mannichfaltigen Eindrücke der Reise nur benutzt, um eine neue Gedankenwelt in sich entzünden und uneingeschränkt walten zu lassen, demnächst aber eine *sentimental journey* zum Drucke zu befördern, ein solcher braucht um die Form auch nicht verlegen zu sein; mag er seine Lesewelt auf Briefe oder auf Kapitel einladen, sie wird ihn allerliebst, sie wird ihn himmlisch finden, wenn seine Geistesdürre nur nicht zu sichtbar und seine Gedanken und Empfindungen der Mode nicht entgegen sind. Ganz anders aber verhält es sich mit solchen Männern, welche zur Beförderung und Erweiterung der Wissenschaft ein Land bereisen; sie wollen durch die Werke, in welche sie ihre Erfahrungen niederlegen, die Welt belehren, und alles, was *nur* ihre Subjektivität berührte, tritt damit in den Hintergrund. Die Form muſs so gewählt sein, daſs der Leser, welcher Befriedigung für seinen Wissensdurst sucht, nicht erst nöthig hat, unermeſsliche Schichten tauben Gesteins zu durchbohren, ehe eine lohnende Goldader ihm entgegenschimmert. Daher bemerkten wir schon früher, daſs die Tagebuchform nur selten anzuwenden sei, wenn der Leser nicht ermüden solle, und daſs sie nur da mit Recht zu empfehlen wäre, wo es darauf ankäme, dem Leser den unmittelbaren Eindruck wiederzugeben, welchen die neue oder noch wenig bekannte Welt auf den Reisenden machte. Mit welcher Geschicklichkeit ist der gröſste Reisende unserer Tage — wir meinen A. v. Humboldt — jeder Ermattung des Lesers dadurch begegnet, daſs er überall, wo die Natur und Menschenwelt selbst *seinen* Augen nicht mehr reich genug erscheinen, den Faden der täglichen Ereignisse augenblicklich fallen läſst und zu allgemeinen Schilderungen und Entwicklungen übergeht, in welchen die durch Wochen und Monate gesammelten Erfahrungen in inhaltsreicher Kürze zusammengedrängt sind! Wenn aber schon derjenige, vor dessen genialen Blicken die Natur jeden Schleier lüftete, es nicht angemessen fand, den Leser auf jedem seiner Schritte mit sich herumzuführen, wie sollte da ein solches Verfahren für jeden Andern räthlich erscheinen, zumal in einem Lande, das schon von mehr als einem tüchtigen Forscher besucht worden ist! Hiernach wird man es natürlich finden, daſs wir den Entschluſs des Verfassers, seine Arbeit in Form eines Tagebuches dem Publikum vorzulegen, nicht billigen können; denn die Ermüdung, welche uns beschlich, wenn wir jeden Morgen mit dem Reisenden nach dem nächsten Engenho (Zuckermühle) ausrückten, uns jeden Abend mit ihm in dem schlechten Rancho (Schoppen zur Aufnahme der Reisenden) lagerten, dann gewöhnlich zu einem Mahle von schwarzen Bohnen und Speck mit ihm niedersaſsen und auſserdem noch die unaufhörliche Qual der zudringlichen Musquitos und widerspenstigen Maulthiere auf jedem Blatte ihm nachfühlen muſsten — diese Ermüdung wird auch keinen der nachfolgenden Leser verschonen. Freilich würde es dem Verfasser gröſsere Mühe gekostet haben, wenn er uns statt seines fortlaufenden Tagebuches eine Reihe abgerundeter, aber darum nicht unzusammenhangender Reiseskizzen gegeben hätte, auch würden die fünftehalb hundert Seiten dieses ersten Theiles vielleicht zu drittehalb hundert zusammengeschmolzen sein; aber wie viel wäre für das Buch, wie viel für den Leser dadurch gewonnen worden!

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte. Die Reise, deren Schilderung hier vorliegt, wurde im Jahr 1817 vom Verfasser und mehreren anderen dazu ausersehenen Personen bei Gelegenheit der Vermählung der östreichischen Erzherzogin Leopoldine mit dem damaligen Kronprinzen von Portugal und nachherigen Kaiser von Brasilien, Dom Pedro, angetreten. Das Schiff, welches den Verfasser nach Brasilien überführen sollte, ging von Livorno aus unter Segel, legte unterweges bei Madeira an und warf nach einer zweiundachtzig-

tägigen Reise, auf welcher keine Ereignisse von großem Belang vorkamen, in der Bai von Rio de Janeiro die Anker aus. Hierauf theilte sich die ganze Gesellschaft in mehrere Gruppen, theils um den Schwierigkeiten, welche sich einer gemeinschaftlichen Reise in diesem Lande in den Weg gestellt haben würden, auszuweichen, theils aber, damit ein jeder nach seinen besonderen Zwecken sogleich diejenigen Gegenden besuchen könnte, welche ihm die gröſste Ausbeute zu versprechen schienen. Der Verfasser, dessen Hauptfächer Mineralogie und Botanik sind, wählt sich daher für seine wissenschaftliche Thätigkeit auch einen Schauplatz, wie er ihn angemessen findet und beginnt hierauf die Reise durch die Capitanien Rio Janeiro, Minas Geraës und Goyaz — so weit wenigstens führt uns der erste Theil — von welcher das Tagebuch, das mit einer Geschichte der Capitanie Goyaz endigt, uns ausführlicheren Bericht erstattet. Dieser Reisebericht aber, welcher bei weitem den gröſsten Theil des ganzen Buches einnimmt, ist es, welchem wir den Vorwurf der Dürftigkeit und Leerheit machen müssen; denn wenn wir gleich dasjenige, was über Gebirge und Flüsse, über die Beschaffenheit des Bodens, das Klima, den Menschen und über die Thier- und Pflanzenwelt gesagt ist, mit Dankbarkeit aufnehmen, so verschwinden doch beinahe diese Beiträge zur Wissenschaft unter der Masse des müſsigen Beiwerkes, das über sie aufgehäuft ist. Namentlich müssen wir es bedauern, daſs die geographische Ausbeute verhältniſsmäſsig so gering ist, denn des Ref. vorzüglichste Hoffnung, seine Kenntniſs von der Brasilischen Gebirgswelt hier bereichern zu können, wurde auch noch dadurch vereitelt, daſs dem sonst so freigebig ausgestatteten Werke keine Karte beigegeben ist, welche uns das im Text Erwähnte näher vor Augen stellte. Daher bleiben die vielen neuen im Buche vorkommenden Gebirgsnahmen für's Erste nur leere Klänge, indem sie auf unseren bis jetzt vorhandenen Karten — die von v. Spix und Martius mit eingeschlossen — noch nicht zu finden sind.

Dasjenige nun, was nach des Verfassers Ansicht nur für Gelehrte im engeren Sinne bestimmt war, ist in den Anhängen zu den verschiedenen Abschnitten, in welche das Ganze zerfällt, untergebracht, und diese Anhänge sind bei weitem der beste Theil des ganzen Buches. Sie enthalten vor allem mineralogisch-geognostische Bemerkungen über den in dem jedesmal vorangehenden Abschnitt beschriebenen Landstrich, welche für die geognostische Kenntniſs der vom Verfasser bereisten Provinzen nicht unwichtig sind. In den Noten zu jenen Anhängen sind stets die verschiedenen Exemplare einer jeden Steinart beschrieben, welche der Verfasser mit nach Europa gebracht hat, auch die Nummern angegeben, unter welchen sie in dem Brasilianischen Museum in Wien zu finden sind. Doch auch in diesem reichhaltigsten Theile des Buches, welcher, da er auch besonders abgedruckt erschien, bereits in diesen Blättern *) besprochen worden ist, haben wir einen Mangel empfunden, der leider in dem ganzen Werke fühlbar ist, nämlich einen Mangel an *Gedanken*. Wir wollen damit keinesweges sagen, daſs wir ein Freund wären von jenen eitelen und leeren Hypothesen, welche durch ihre Kühnheit den Leser anfangs in Erstaunen setzen und sich bei ruhigerer Betrachtung in Nichts auflösen; aber wir verlangen, daſs der Beobachter in den mannichfaltigen Formen der Natur mehr erblicken soll, als todte Massen, welche nur dazu dienen, die in dem starren Gebäude seiner Wissenschaft noch vorhandenen Lücken auszufüllen und etwa die zwanzig Nummern einer Klasse durch die einundzwanzigste zu vermehren. Jene Schichten und Formationen, welche den Wanderer so hieroglyphisch ansehen, öffnen auch ihren Mund und sprechen zu dem, der sie zu beleben versteht, von erstaunlichen Thatsachen; wer aber in diesen Zeugen gewaltiger Ereignisse nichts weiter sieht, als Vorrathskammern für seine Kabinetsstücke, für den bleiben sie auf immer stumm und lassen ihn ziehen — mit Steinen beladen.

Weiter finden wir in den Anhängen eine Uebersicht der auf Madeira von dem Verf., dem östreichischen Hofgärtner Schott und dem toskanischen Naturforscher Raddi während ihres dortigen Aufenthaltes gesammelten Pflanzen, welches Verzeichniſs der Botaniker schon darum nicht ungern sehen wird, da es zu einer Vergleichung mit ähnlichen von v. Buch und Bowdich gelieferten auffordert.

*) S. Augustheft 1833. Nr. 20.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—1821 *unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel* **Pohl**. *Erster Theil.*

(Schlufs.)

Hierbei können wir nicht unbemerkt lassen, dafs mit Ausnahme dessen, was gelegentlich über die Standörter einzelner Pflanzen gesagt wird, dieses Verzeichnifs die einzige Ausbeute ist, welche der Botaniker für jetzt von dem Buche erwarten darf, indem der Vf. nach S. XI. der Vorrede beabsichtigt, eine mit Diagnosen versehene Uebersicht der Gesammtausbeute des Pflanzenreiches in einem eigenen Anhange am Schlusse des ganzen Werkes nachfolgen zu lassen. Mehr hingegen ist schon jetzt für die Befriedigung des Meteorologen gesorgt, der hier eine Uebersicht des während der Seereise von Livorno bis Rio täglich beobachteten Thermometerstandes, mit Angabe der jeden Tag astronomisch aufgenommenen Länge und Breite und der zurückgelegten Seemeilen, ferner eine summarische Angabe von achtehalbmonatlichen Thermometerbeobachtungen in Rio und endlich eine ähnliche Zusammenstellung der während eines beinahe anderthalbjährigen Aufenthaltes in der Capitanie Goyaz angestellten Thermometerbeobachtungen findet. Diese Beobachtungen geben zu mancherlei Vergleichen und Betrachtungen Anlafs; besonders aber springt aus der Zusammenhaltung derjenigen, welche während der Seereise gesammelt wurden, mit den in der Provinz Goyaz angestellten der Unterschied zwischen dem kontinentalen Klima Amerika's und dem oceanischen des atlantischen Meeres auf eine schlagende Weise ins Auge. Unter den 81 Tagen der Seereise waren nämlich 14, an welchen der Mittag (um 2 Uhr) *denselben* Wärmegrad zeigte, wie der Morgen (um 8 Uhr), und 31, an denen die Temperatur des Mittags sogar *geringer* war, als des Morgens, unter 81 also überhaupt 45 Tage, deren Mittags- die Morgentemperatur nicht überstieg; war indessen das Mehr auf der Seite des Mittags, so betrug der Unterschied in der Regel nicht mehr, als 1° bis 2° nach Reaum. Wie ganz anders ist dagegen das Verhältnifs dieser beiden Tageszeiten auf dem Festlande Südamerika's! Hier (in der Provinz Goyaz) ist nicht allein, so weit dies aus den summarischen Angaben der Tabelle hervorgeht, die Temperatur des Mittags *immer* höher als die des Morgens, sondern der Unterschied der beiden Tageszeiten in thermometrischer Beziehung erreicht in der That eine erstaunliche Höhe. So stand das reaum. Thermometer am 29. und 30. Juni 1819 Morgens um 8 Uhr auf + 6°, Mittags um 2 Uhr aber zeigte es an denselben Tagen + 26° 6, was einen Unterschied von mehr als 18 Graden giebt. Ob die Differenzen beider Tageszeiten im Monat Juli desselben Jahres noch gröfser gewesen seien, geht aus dem Buche nicht deutlich hervor, da der Verf. blos bemerkt, dafs das Thermometer des Morgens um 8 Uhr (ob ein oder mehrere Male, ist nicht angegeben) nur + 3°, des Mittags aber + 20° bis 30° gezeigt habe. Wir übergehen die Resultate, welche der Verf. bereits aus seinen Beobachtungen gezogen hat, um durch unser Vorgreifen das Interesse des Lesers nicht zu verkürzen, und verschweigen aus demselben Grunde einige bemerkenswerthe klimatologische Angaben, welche uns hier noch mitgetheilt werden. Sehr zu bedauern ist es indessen, dafs diese Beobachtungen nicht an einem und demselben Orte, sondern in verschiedenen Gegenden der Provinz Goyaz — zwischen 17° 54′ und 7° 30′ S. Br. — angestellt wurden, und dafs man außerdem die absolute Höhe der Beobachtungsorte nicht kennt — ein Mangel, wovon die Schuld den Verf. um so weniger trifft, da die Trümmer seines Barometers bereits eine der unwegsamsten Stellen brasilianischer Landstrafsen bezeichneten, noch ehe er die Provinz

Goyaz betrat. Dagegen müssen wir einen Fehler rügen, den der Verf. bei einiger Aufmerksamkeit leicht hätte vermeiden können. Indem er nämlich bei Nennung der Oerter, an welchen er seine Thermometerbeobachtungen anstellte, jedesmal auch die geographische Position, theilweise nach der Bestimmung des Jesuiten Diego Soares, hinzufügt, begegnet es ihm, dafs er von S. 378 bis 382 Länge und Breite nicht weniger als *sechs mal* mit einander verwechselt, da ihn doch, wenn ihm in dem Moment des Schreibens der Unterschied zwischen Länge und Breite nicht recht geläufig war, ein Blick auf die Karte leicht über seinen Irrthum hätte belehren können. Aber so grofs ist die Zerstreuung des Verfs., dafs ihn sogar der Ausdruck: „*Breite von Ferro*" (S. 378), worunter wieder Länge zu verstehen ist, nicht zur Besinnung bringt.

Unter demjenigen, was der Leser aufserdem noch in den erwähnten Anhängen zu suchen hat, nennen wir vorzugsweise Folgendes: Uebersicht der vorzüglich lästigen Insekten Brasiliens, deren Vollständigkeit Entomologen vom Fach beurtheilen mögen; desgleichen der Münzen, Maafse und Gewichte von Brasilien; Uebersicht der im Gebiete von Ilha grande im Jahre 1821 gewonnenen, verzehrten und ausgeführten Erzeugnisse; Quantität des in den Jahren 1812 bis 1815 verkauften Fernambukholzes und Uebersicht der an das Einschmelzungsamt vom Jahre 1752 bis 1794 abgelieferten Fünftel der Goldgewinnung aus der ganzen Capitanie Minas Geraës, welche unwiderlegbar darthut, was auch aus mehreren Stellen des Tagebuches hervorgeht, dafs der Goldgewinn in Brasilien, zum Theil in Folge des unordentlichen Bergbaues, bedeutend im Abnehmen begriffen ist. Eine unmittelbare Folge davon ist Verarmung, und nicht selten Auswanderung der Bewohner solcher Gegenden und demnächst Verfall der Ortschaften. Doch könnte sicherlich die Vorsehung den Brasiliern keine gröfsere Wohlthat erweisen, als wenn sie alles Gold in eine für Menschenhände unerreichbare Tiefe versinken liefse, da, so lange ihre Goldgier noch auf einige Befriedigung hoffen darf, Armuth und Noth ihr tägliches Loos ist. Alle Kräfte, welche sich in jenem Lande der Trägheit überhaupt noch regen, werden nämlich in goldreichen Gegenden ausschliefslich der Gewinnung dieses verführerischen Metalles zugewendet, der Ackerbau aber bleibt darüber gänzlich vernachlässigt. Auf diese Weise müssen selbst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse oft aus weiter Ferne herbeigeschafft werden, was bei dem bekannten Zustande der brasilianischen Strafsen und Wege häufig bedeutenden Schwierigkeiten unterliegt und die eingeführten Gegenstände unendlich vertheuert. Die eben gewonnenen Goldkörner reichen daher bisweilen kaum hin, die schon mit Sehnsucht erwarteten Maiskörner aufzuwiegen, und wenn der Einkauf des Unentbehrlichsten geschehen ist, bleibt dem Brasilianer nicht so viel, um seine Blöfse zu bedecken. Er aber ändert nichts in seiner Lebensweise, und bei allem Golde hungert er fort, ein moderner Midas!

Endlich erhalten wir in jenen Beilagen, einiger unwichtigeren Mittheilungen nicht zu gedenken, eine übersichtliche Darlegung der Bevölkerung der Capitanie Goyaz, desgl. der Aus- und Einfuhr dieser Provinz und des Goldertrages mehrerer Jahre; hierauf einige Notizen über Aldeyen, d. h. von der Regierung unternommene Ansiedelungen der Urbewohner, welche der Vf. leider in einem sehr traurigen Zustande antraf, und zum Beschlufs Sprachproben der Cayapós-Indier. Alle hier erwähnten statistischen Mittheilungen beruhen, wie wir hören, auf authentischen Angaben, die zuletzt berührten Sprachproben aber auf der eigenen Autorität des Verfs., und beide können daher keiner weiteren Beurtheilung unterliegen. Wir begnügen uns deshalb, allein noch zu bemerken, dafs die beigefügten vier in Kupfer gestochenen Ansichten von einem nicht geringen Grade künstlerischer Ausbildung zeugen; obgleich sie der Geograph sehr gern gegen eine vom Verf. aufgenommene Reisekarte vertauschen möchte. Die aufserdem noch beigegebene Insekten- und lithographirte geognostische Tafel entsprechen ihrem Zwecke, und das ganze Werk ist, wenigstens in der Ausgabe, welche vor uns liegt, hinsichtlich des Papieres und Druckes auf eine wahrhaft splendide Weise ausgestattet.

Walter.

LXXXVI.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweite Abtheilung. Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Mit 2

Charten und Registern über das ganze Werk. Leipzig, 1832. *bei F. Chr. W. Vogel. gr.* 8. XXIV 790 *S. Beilagen* 175 *S.*

Es ist erfreulich, ein Werk von solchem Umfange und solcher Gelehrsamkeit, wie das, wovon hier der letzte Band angezeigt wird, vollendet zu sehen. Beinahe drei Decennien sind nunmehr verflossen, seitdem der erste Theil erschienen ist: es wird aber jeder, der sich mit dem Studium der Geschichte des Mittelalters beschäftigt, es dem Hrn. Verfasser Dank wissen, dafs er den anfänglichen Plan, in einigen Bänden die Geschichte der Kreuzzüge zu liefern, aufgegeben und dafür ein gröfseres Geschichtswerk von dem wissenschaftlichen Werth über die Kreuzzüge ausgearbeitet hat, wie bis jetzt noch keine Nation ein ähnliches besitzt. Zwar sind grade in der Zwischenzeit des Erscheinens des ersten Theiles bis zur Beendigung des Werkes nicht wenige Bücher über die Geschichte der Kreuzzüge erschienen: keines aber ist so umfassend, so mit allseitiger Kenntnifs morgen- und abendländischer Quellen ausgearbeitet, wie die Wilkensche Geschichte, welche, wenn auch weniger für blofse Liebhaber der Historie bestimmt, doch in einer ganz lesbaren Sprache abgefafst ist. Unter den über die Kreuzzüge erschienenen Werken möchte neben der Wilkenschen Geschichte noch die *histoire des Croisades* von Michaud die erste Stelle verdienen, sowohl was Ausführlichkeit, als auch was Benutzung morgen- und abendländischer Berichte angeht: in Rücksicht der kritischen Behandlung der Quellen aber steht das Michaud'sche Werk weit zurück und es läfst sich bei der Vergleichung beider Werke recht der Unterschied zwischen französischer und deutscher Geschichtsbearbeitung erkennen. Des Franzosen Wunsch und Streben ist, klar und gefällig das Gemählde auszuführen, das er sich aus den in morgen- und abendländischen Chroniken u. s. w. zerstreuten Nachrichten gebildet hat: der deutsche Gelehrte setzt den Hauptwerth seiner Arbeit in die Richtigkeit und Vollständigkeit der Darstellung, die mehr belehren als unterhalten soll, da sie ganz auf die kritische Behandlung der Quellen sich stützt.

Diesen siebenten Theil oder das achte Buch der Wilkenschen Geschichte der Kreuzzüge, das 22 Capitel umfafst, könnte man in folgende fünf Abschnitte theilen:

1) Die Kreuzfahrt des Königs Ludwig des Heiligen nach Aegypten (Cap. 1—7, S. 1—259.).
2) Ludwigs IX. Aufenthalt im gelobten Lande bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich (Cap. 8—11, S. 260—387.).
3) Geschichte des Morgenlandes zur Zeit des Sultans Bibars bis zum Jahre 1269 (Cap. 12—16, S. 388—529.).
4) Ludwigs des Heiligen Kreuzzug gegen Tunis (Cap. 17, S. 530—586.).
5) Letzte Kämpfe der Christen um das heilige Land, und endlicher gänzlicher Verlust desselben (Cap. 18—22, S. 587—790.).

Den ganzen Umfang der Verdienste des Hrn. Vfs. um die Aufhellung der letzten Zeiten der Kreuzzüge hier anzugeben, würde bei weitem die Grenzen einer Recension überschreiten. Wir heben nur hier und da Einzelnes heraus, und wollen dabei zeigen, wie der gründliche Geschichtsforscher zu Werk gegangen ist.

Keine Begebenheit, keine Andeutung des inneren Zusammenhanges der Ereignisse ist ohne Beleg der gleichzeitigen und authentischen Quellen gelassen worden; mit Unparteilichkeit und strenger Wahrheitsliebe sind die abweichenden Nachrichten der Christen und Mohammedaner geprüft und erwogen worden; was der Text als Resultat der kritischen Behandlung der Quellen liefert, ist in den darunter gesetzten zahlreichen Noten nachgewiesen und erläutert.

Ueber die Zeit, welche unmittelbar dem Kreuzzuge des heiligen Ludwig vorausging und die einer solchen Unternehmung wegen des Zerwürfnisses des Kaisers mit dem Papste nicht günstig war, benutzte Hr. Wilken viel die grofse Geschichte des Zeitgenossen Matthäus Paris und gab ihr nicht selten bei abweichenden Nachrichten anderer Schriftsteller den Vorzug. Jedoch ist nicht zu übersehen, dafs derselbe als heftiger Gegner des Papstthums in Betreff der Streitigkeiten zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. nicht ohne Parteilichkeit schrieb. Referent pflichtet zwar darin den beiden Cardinälen Baronius und Bellarminus bei, dafs man diesen Schriftsteller in kirchlichen Angelegenheiten mit Vorsicht lesen müsse, keinesweges aber theilt er ihre befangene Ansicht, dafs die Ausfälle in der Geschichte des Matthäus Paris gegen die Päpste spätere Zusätze der protestantischen Herausgeber seien. Matthäus Paris hat einen grofsen Vorzug vor vielen

Chronisten des Mittelalters: er kannte, da er auch in Staatsangelegenheiten verwendet wurde, und viel am Hofe lebte, die Welt und hatte Gelegenheit nicht nur für die Geschichte seines Vaterlandes, Englands, welche den Mittelpunkt seiner Erzählung bildet, die besten Materialien zu sammeln, sondern auch über die Geschichte anderer Länder, der abend- wie der morgenländischen, sich zu unterrichten: woher es kam, dafs er seinem Werke ein allgemein historisches Interesse geben konnte, (besonders für das 13te Jahrhundert) wie wenige andere Specialchronikschreiber.

In viel engeren Grenzen bewegt sich eine andere Hauptquelle, welche für Ludwigs IX. Kreuzzug von der allergröfsten Wichtigkeit ist. Es ist diese die *Histoire de St. Louis* von dem Seneschall Joinville, welcher die Kreuzfahrt selbst mitmachte, immer in den vordersten Reihen der Ritter in den Schlachten kämpfte, alle Gefahren und die Gefangenschaft mit dem König Ludwig IX. in Aegypten theilte, und, nach der Wiedererlangung seiner Freiheit, in Palästina des Königs treuster und beständiger Begleiter war. Die einfache, oft naive Erzählung hat fast überall das Gepräge der Wahrheit und läfst den frommen Sinn und die Ritterlichkeit des Verfassers nicht verkennen: derselbe giebt in seiner Person gewissermafsen einen Spiegel der bessern Ritter seiner Zeit. Da diese Geschichte des Joinville ganz subjektiv gehalten ist, so sind hier eine Menge Data anzutreffen, welche nur für eine Lebensgeschichte Joinville's zu gebrauchen wären, die aber nicht für eine allgemeine Geschichte der Kreuzzüge benutzt werden können. Hr. Wilken scheint aber seinem Werke mehr Colorit haben geben zu wollen durch die Einflechtung der bedeutenderen Lebensmomente eines so ausgezeichneten Ritters beim französischen Kreuzheere: häufig konnte dieses auch ganz passend geschehen, indem aus der Schilderung der Kämpfe und Gefahren, der Lebensweise und der Denkungsart eines einzelnen Ritters die Verhältnisse des ganzen Ritterheeres recht anschaulich gemacht wurden. Jedoch will es dem Ref. bedünken, dafs zu häufig und zu ausführlich die besondern Lebensereignisse Joinville's aufgenommen worden sind, manchmal selbst da, wo für die Geschichte des Ganzen kein besonderer Gewinn zu ziehen ist. Die Erzählung ist dadurch hie und da breit und vom Hauptgegenstand abschweifend geworden, wie z. B. S. 101 und S. 262 fl.

Das was über die Krankheit des Königs Ludwig IX. (S. 15 und 16) erzählt wird, ist hauptsächlich den Nachrichten des Wilhelm von Nangis entnommen: die Nachricht bei Matthäus Paris, dafs Blanca, die Königin Mutter für Ludwig den Heiligen das Gelübde des Kreuzzuges gemacht habe, wird verworfen und Joinville's Angabe als die genaueste und richtigste befunden. Die Vertheilung der Mäntel mit Kreuzen unter den Hofleuten, wodurch diese zum Kreuzzuge genöthigt wurden, welche allein von den Zeitgenossen Matthäus Paris erzählt, ist ganz glaublich: auch hat sich Hr. Wilken dafür entschieden (S. 27). Offenbar aber ist die Rede nicht ächt, welche derselbe Matthäus Paris den Sultan Ejub an die Gesandten der Templer halten läfst, als sie um die Befreiung ihrer gefangenen Mitbrüder ansuchten. Sehr richtig ist die Bemerkung von Hrn. Wilken (S. 38), dafs diese Rede als ein Denkmal der Meinung anzusehen ist, welche sich damals in Beziehung auf die geistlichen Ritterorden gebildet hatte.

S. 79 fll. wird erzählt, wie Ludwig der Heilige auf der Insel Cypern die mogolischen Gesandten empfing, welche einen Brief des mogolischen Fürsten Ilschigatai von Vorderasien überbrachten und von der Verbreitung des Christenthums bei den Mogolen, welches selbst der grofse Chan Gajuk angenommen habe, Nachricht gaben. Die Angriffe auf die Aechtheit des Briefes widerlegt Hr. Wilken nicht vollständig: S. 87, Note 45: „Was den Brief des Ilschigatai betrifft, so trage ich Bedenken, ihn mit Herrn Abel-Remüsat für untergeschoben und von den Gesandten geschmiedet zu achten. Der Hauptsatz, der darin ausgeführt wird, dafs die Mogolen angefangen hätten ihre christlichen Unterthanen mit Milde zu behandeln, war vollkommen gegründet: die Abweichungen von dem gewöhnlichen Style der Mogolen erklären sich dadurch, dafs der Brief in persischer Sprache geschrieben war; und wenn man annimmt, dafs ihn ein morgenländischer Christ auf Befehl des Ilschigatai verfafste, so erklärt sich auch auf sehr natürliche Weise die hinzugefügte Ermahnung, dafs der König von Frankreich keinen Unterschied machen möchte unter den Christen der verschiedenen Bekenntnisse."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 64.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Offenbar wollte der mogolische Fürst Ilschigatai das Kreuzheer zu seinen eigenen Zwecken benutzen: indem er dem Könige Ludwig durch seine Gesandten vorspiegeln liefs, dafs er eine Verbindung des fränkischen Heeres mit einem mogolischen zur Ausrottung des Islams in Asien wünsche, und dafs er hoffe, mit Hülfe der Franken das Christenthum allgemein zu verbreiten, verbarg er seine selbstsüchtigen Absichten, wonach er das Chalifat von Bagdad stürzen wollte, ohne etwas für das Christenthum zu thun. Dieses erfuhr auch selbst Ludwig von seiner Gesandtschaft, welche er zum grofsen Chan nach Karakorum schickte: es reute ihn daher, dafs er sich so hatte bethören lassen. Dafs es auf einen Betrug von Seiten des Fürsten Ilschigatai abgesehen war, äufsert der Hr. Verf. selbst S. 308.

Die Briefe Ludwigs IX. und des Sultans Ejub, welche der arabische Schriftsteller Macrisi mittheilt, hält Hr. Wilken mit Reinaud für unächt (S. 100) und er trug daher mit Recht Bedenken, dieses Briefwechsels als einer Thatsache im Texte zu erwähnen. Uebrigens liegt es in dem Geschmack arabischer Geschichtschreiber, dafs sie ihre Werke mit selbstverfafsten Briefen auszuschmücken suchen, fast in ähnlicher Weise, wie die gröfseren griechischen und römischen Historiker ihre Geschichtsbücher mit zum Theil selbst verfertigten Reden angefüllt haben.

Der Friedensantrag des Sultans Ejub, nach Ludwigs Aufbruch von Damiette, dessen Matthäus Paris erwähnt, wird (S. 131) als ein sehr zweifelhaftes Faktum angesehen, weil weder von irgend einem andern Quellschriftsteller desselben gedacht werde, noch der genannte Sultan einen Antrag habe machen können, da er damals schon todt gewesen. Bedenkt man aber, dafs der Tod Ejub's eine Zeit lang geheim gehalten wurde, so konnte wohl im Namen dieses Sultans noch ein Friedensantrag von den ägyptischen Emiren gemacht werden: dafs aber kein Schriftsteller aufser Matthäus Paris desselben erwähnt hat, läfst sich leicht erklären, weil die Unterhandlungen ohne Erfolg blieben.

So dürfte auch der Bericht desselben Matthäus Paris nach der schriftlichen Mittheilung eines zurückkehrenden Kreuzfahrers an den Grafen Richard von Kornwallis nicht im Widerspruche mit der *Epistola S. Ludovici* stehen, dafs die Kreuzfahrer vermittelst flacher Kähne über den Nilkanal Aschmum gegangen. Ludwigs Brief, den auch Wilhelm von Nangis und Vincent von Beauvais aufgenommen haben, spricht freilich davon, dafs die Kreuzfahrer zu Pferd übersetzten an einer Fuhrt, welche ein Beduine dem Kreuzheere gegen eine Belohnung gezeigt hatte; offenbar aber ist da von der Vorhuth des Heeres, der Ritterschaar des Grafen Artois, die Rede: Matthäus Paris aber spricht von dem Uebergang des Heeres, also auch von dem Fufsvolk, das wegen der Tiefe des Wassers nur in Fahrzeugen den Uebergang bewerkstelligen konnte.

Als das Kreuzheer schon durch Ueberschwemmungen des Nils, durch Krankheiten, Hungersnoth und Zerstörung der Flotte dem Untergange nahe gebracht war, wurden Unterhandlungen zwischen den Christen und Aegyptiern angeknüpft. Von welcher Seite sie zuerst ausgingen und welche Bedingungen gemacht wurden, darin stimmen die Berichte nicht überein. Hr. Wilken theilt sie (S. 193) mit, ohne sich bestimmt für die eine, oder die andere zu entscheiden. Da diese Unterhandlungen, wie schon frühere, ohne Erfolg blieben, so läfst sich leicht erklären, warum der König Ludwig ihrer in seinem Schreiben nicht erwähnt. Joinville's Erzählung zeugt von der Eitelkeit der Franzosen, welche auch

im Unglück nicht den ersten Schritt zu Unterhandlungen gethan haben wollen: jedoch scheint die Angabe, welche auch Michaud *T. IV. p.* 197 aufgenommen hat, ganz glaublich, dafs deswegen die Unterhandlungen sich zerschlugen, weil die Saracenen den König als Unterpfand bis zur Räumung von Damiette verlangten. Auf diese Unterhandlungen möchte Ref. auch die wiederholte Nachricht von Friedensanträgen des ägyptischen Sultans bei Matthäus Paris S. 788 beziehen, welche Hr. Wilken schon S. 131 anführt und als ein zweifelhaftes Factum betrachtet.

Hr. Wilken erstreckt seine Aufmerksamkeit nicht allein auf die Feststellung der historischen Facta und ihren innern Zusammenhang, sondern er giebt auch öfters Erläuterungen und Verbesserungen verdorbener Stellen morgenländischer Schriftsteller. So wird S. 224 eine Stelle bei Abulfaradsch im syrischen Chronicon verbessert. Es heifst dort, der Sultan Turanschah habe der Königin Margaretha bei ihrer Niederkunft in Damiette aufser einer goldenen Wiege und königlichen Kleidern 10,000 Stück *Sumak* (ܣܘܡܩܐ) zum Geschenk geschickt. Sumak erklärt Hr. Wilken nicht durch den Stein Sardonyx wie die lateinische Uebersetzung des Abulfaradsch angiebt, sondern durch das arabische Wort سُمَّاق (eine Frucht oder Gewürz, Golius: *Rhus pec. obsoniorum et ejus fructus*). Dafs vielleicht ܪܘܡܢ̈ܐ (Granatäpfel) zu lesen sei, möchte weniger Beifall finden.

Interessant ist, was von dem tragischen Ende des Sultans Turanschah S. 229 fll. erzählt wird, hauptsächlich nach dem Augenzeugen Joinville und den mit diesem im Wesentlichen übereinstimmenden arabischen Geschichtschreibern Abulfeda, Dschemaleddin u. a. Obwohl in der Hauptsache fast alle abend- und morgenländischen Berichte übereinstimmend gefunden werden, so hält der Hr. Verf. doch S. 257 die Nachricht Joinville's für unglaublich, dafs die Mamluken nach der Ermordung ihres Sultans Ludwig den Heiligen zu ihrem König haben erheben wollen. Dafs mehrere mamlukische Emire wirklich einen solchen Plan gehabt hatten, ohne dafs er jedoch dem Könige Ludwig mitgetheilt ward, läfst sich aus der Unterredung Joinville's mit dem König schliefsen, welche S. 258 sich angegeben findet. Zwar scheinen die Berichte Abulmahasen's bei Reinaud und Ludwig's selbst in seinem bekannten Briefe, damit in Widerspruch zu stehen, indem in beiden authentischen Quellen erzählt wird, dafs einige Mamluken von der Ermordung des Sultans Turanschah mit noch blutigen Händen zu Ludwig IX. eilten und ihn mit gezogenen Schwertern und den furchtbarsten Drohungen zu ängstigen suchten, durch seine Ruhe und Würde aber, wie ein anderer abendländischer Schriftsteller erzählt, entwaffnet wurden. Allein wenn man bedenkt, dafs die mamlukischen Emire an der Spitze von Schaaren roher Krieger, im Aufruhr gegen ihren Fürsten und zum Theil unter einander selbst uneinig, in ihren Entschlüssen hin und herwankten, so war es leicht möglich, dafs einige Ludwig mit dem Tode bedrohten, indem andere sich beriethen um ihn zu ihrem Könige zu wählen. Dieser Plan ward aber bald aufgegeben, und es unterliegt nach den Nachrichten des Arabers Abulmahasen, der auf eine merkwürdige Weise mit Joinville übereinstimmt, keinem Zweifel, dafs die mamlukischen Emire den König von Frankreich und alle gefangenen Ritter würden getödtet haben, wenn nicht die Aussicht auf ein grofses Lösegeld sie von der Ermordung abgehalten hätte.

Die Uebertragung der Regierung an die Sultanin Schadschr-ed-dorr, welches Ereignifs die abendländischen Schriftsteller übergehen, wird nach den ausführlichen Berichten mehrerer arabischer Geschichtschreiber erzählt (S. 239 fll.) und dabei die richtige Bemerkung gemacht, dafs die Beispiele von Frauenregierungen bei den mohammedanischen Völkern äufserst selten vorkommen. Da aber die Uebertragung der Regierung an die Sultanin von dem Mamluken ausging, welche gröfstentheils kurdischer Abkunft waren, so läfst sich diese Erscheinung eher erklären. Unstreitig lag es in der Absicht der mamlukischen Emire, indem sie scheinbar das Regiment der Sultanin gaben, desto willkürlicher selbst die Zügel der Regierung zu behalten.

Das Lösegeld, welches Ludwig der Heilige bezahlte, wird von den abendländischen Berichten verschieden angegeben. Hr. Wilken weicht in seiner Darstellung, die gröfstentheils nach Joinville ist, ziemlich von der in andern Geschichtsbüchern über diesen Kreuzzug ab. Seine Worte sind S. 219 folgende: „die saracenischen Unterhändler — — kehrten — zurück und legten dem Könige die Frage vor, ob er gesonnen wäre, sich mit einer Summe Geldes und der Räumung

von Damiette loszukaufen, worauf Ludwig erwiederte, dafs er, falls der Sultan eine billige Forderung machte, seine Gemahlin die Königin, bitten würde, das begehrte Lösegeld zu bezahlen. Als die Saracenen sich über diese Antwort wunderten und fragten, warum der König nicht selbst entscheiden wollte, so erwiederte Ludwig, die Königin sei seine Gebieterin, und ihrem Willen sei der seinige untergeordnet. Hierauf bestimmte der Sultan *das Lösegeld für die gefangenen christlichen Barone zu einer Million Byzantien oder fünfmalhunderttausend Livres* damaligen französischen Geldes, und forderte *für die Befreiung des Königs die Räumung von Damiette.* Diesen Antrag genehmigte Ludwig und stellte nur die Bedingung, dafs die saracenischen Unterhändler den guten Willen des Sultans, den König und die Barone freizulassen, falls die Königin das geforderte Lösegeld bezahlen und Damiette räumen würde, durch einen Eid bekräftigen sollten. Als die Saracenen nach einiger Zeit zurückkehrten und mit der Genehmigung des Sultans diesen Eid leisteten: so erklärte der König, dafs er gern *fünfhunderttausend Livres für die Freilassung seiner Barone* bezahlen würde, weil es nicht seine Weise wäre, mit Geld zu kargen. Diese Bereitwilligkeit des Königs Ludwig, für die Befreiung seiner Ritter ein so grofses Opfer zu bringen, gefiel dem Sultan Turanschah so sehr, dafs er ausrief: „in Wahrheit, der König von Frankreich ist ein edler Mann, sagt ihm, dafs ich ihm zweihunderttausend Byzantien des Lösegeldes erlasse." — Obwohl der Hr. Verf. sich nicht ganz streng an die Worte Joinville's gehalten hat, welche auch leicht in einem andern als in dem angegebenen Sinn verstanden werden können, so that er es doch mehr als Michaud *T. IV. p.* 225: *Un roi de France, leur repondit-il, ne se rachète pour de l'argent*; *on donnera la ville de Damiette pour ma délivrance, et le million de besans d'or* (*i. e.* 500,000 *livres*) *pour celle de mon armée.*

Ueber die Uebereinstimmung der scheinbar verschiedenen Angaben der Summe des Lösegeldes und ihre Berechnung, hat Hr. Wilken in der Note 15 zu S. 220 und 221 Aufklärung gegeben, welche die Sache deutlicher macht als die Dissertation XX von Ducange zu Joinville über diesen Gegenstand. Ein damaliges französisches Livre wird zu zwei Byzantien oder Ducaten oder einem jetzigen englischen Pfund Sterling angeschlagen: Marinus Sanutus und Matthäus Paris geben das Lösegeld zu 100,000 Mark Silber an.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXVII.

Die Arachniden. Getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben von Dr. Carl Wilhelm Hahn. 1ster Bd. Heft 1 — V. Nürnberg, 1831 — 33 bei C. H. Zeh.

Obwohl die Spinnen durch den hohen Grad des Kunsttriebes, den sie im Anfertigen ihrer Gespinnste beurkunden, wie durch die Schlauheit, mit der sie ihre Beute erlauern, durch die grofse Sorgfalt, die sie für ihre Brut an den Tag legen, durch das feine Vorgefühl, mit welchem sie den bevorstehenden Witterungswechsel durch ihre dagegen ergriffenen Maafsregeln viele Tage vorher verkünden, und sonst noch durch manche andre Eigenheiten Interesse genug für das Studium ihrer an wunderbaren Thatsachen reichen Naturgeschichte erwecken sollten, so haben sie doch, namentlich in neuerer Zeit, nur wenige Beobachter und Bearbeiter gefunden. Ursache zu dieser Vernachlässigung war jedoch nicht, wie Mancher glauben möchte, das Abschreckende ihrer Körpergestalt, was den Naturforscher nicht zurückhalten konnte, und überdies durch die bunte Farbenzeichnung nicht selten gemildert und gehoben wird; der Hauptgrund lag vielmehr darin, dafs die Bestimmung und Benennung der Arten, ja selbst der Gattungen mit manchen Schwierigkeiten verknüpft ist, da sich die gefangenen Thiere nur mit vieler Mühe durch schnelles Auftrocknen für die Sammlungen bewahren lassen, und auch selbst so nicht einmal die schönen Farbenzeichnungen beibehalten, mit denen sie im Leben geziert sind. Bei dieser Schwierigkeit des Aufbewahrens können nur gute Abbildungen die charakteristischen Farben und Formen der Arten festhalten und das Auffinden und Vergleichen derselben erleichtern. Daran hat es nun aber besonders gefehlt. Die ältern Abbildungen entsprechen nicht den Anforderungen der jetzigen Zeit, und neuere sind aufser Walckenaer's *Histoire des Araneides*, von welchem Werke auch nur 5 Hefte ausgegeben sind, keine erschienen. Schon früher suchte der Verf. diesem Mangel durch eine Monographie der Spinnen abzuhelfen, die er ebenfalls in Nürnberg bei J. Lechner herausgab, die aber, wie Walckenaer's Buch mit der 5ten Lieferung zu Ende ging. Wahrscheinlich hatte die geringe Theilnahme des Publikums für dieses Unternehmen dessen langsames Erscheinen, und dieses sein völliges Erlöschen zur Folge. Dieses Werk nun erklärt der Verf. für geschlossen und sagt sich ganz von dem los, was etwa der Verleger noch aus dem Manuscripte und den Abbildungen herausgeben möchte. Dafs die noch in den Händen jenes Verlegers befindlichen Abbildungen mancher Verbesserung bedürfen, glauben wir dem Verf. gern; denn die damals erschienenen waren meist sehr mittelmäfsig und konnten jenem Werke keinen Fortgang sichern. Sie werden indefs durch die in diesem neu begonne-

nen Werks gegebenen, die ebenfalls vom Verf., aber weit besser, gezeichnet und auch von ihm selbst auf Zinkplatten, wenn wir nicht irren, gravirt sind, um vieles übertroffen. Auch das Colorit der Tafeln ist unter des Verfs. Augen besorgt worden. Mit Vergnügen bemerkt man, dafs die Abbildungen selbst an Güte zunehmen, denn die des 4ten Heftes zeigen, mit denen des 1sten verglichen, dafs der Verf. sich im Darstellen vervollkommnet hat. Sechs Hefte sollen jedesmal einen Band ausmachen, dem ein systematisches Inhaltsverzeichnifs am Schlusse hinzugefügt werden soll. Jedes Heft enthält 6 Tafeln, auf deren jeder meist 3—5 Arten, zuweilen bei gröfsern nur 2, bei ganz grofsen z. B. Mygale nur eine, dargestellt sind. Kleine Arten sind gehörig vergröfsert abgebildet, und die Naturgröfse durch eine beigefügte Linie angedeutet. Bei vielen sind allerdings die Augen besonders abgebildet; häufig ist dies aber auch unterlassen. Es wäre indessen sehr zu wünschen, dafs überall, wo die Abbildungen eines früher noch nicht dargestellten Genus gegeben wird, und überall wo die Stellung der Augen, wenn auch nur ein Geringes, von dem Typus der Gattung abweicht, eine besondere Darstellung derselben nicht ausgelassen würde. Schmerzlicher noch vermifst man leider überall die Darstellung der Mundtheile, da bei Bestimmung der *genera*, namentlich Unterlippe und Unterkiefer so wesentliche Charaktere geben. Ziemlich unbrauchbar werden durch diesen Mangel hauptsächlich die vom Verf. gelieferten Milben-Abbildungen, welche Thiergruppe, da das Werk die ganze Klasse der Arachniden umfassen soll, ebenfalls abgehandelt wird. Indessen scheint sich der Vf. hiemit weniger beschäftigt zu haben, und nicht recht zu wissen, was in der Bearbeitung dieser so schwierigen Formen hauptsächlich Noth thut. Besonders ist dies aber die genaue mikroskopische Untersuchung und sorgfältige Darstellung der Mundtheile und diese wird daher der Verf. zum Hauptgegenstande seiner Studien machen müssen, wenn sein Werk auch in dieser Hinsicht den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll. Ref. hofft, dafs der Verf. diese Mängel in den folgenden Heften nicht fortbestehen lassen, und auch von den bereits abgebildeten Gattungen der eigentlichen Spinnen eine synoptische Darstellung der Mundtheile am Schlusse des Bandes noch nachliefern wird. Die den Abbildungen beigefügte deutsche Beschreibung ist hinreichend. Sie giebt bei bereits bekannten Arten die Diagnose derselben, die Synonyme und Citate, die Sexualverschiedenheit, Ausmessung, das Vaterland, den Aufenthaltsort und die Lebensweise an. Letztere ist indessen meist zu kurz behandelt; und könnte wohl umständlicher und für das gröfsere Publikum, dem die citirten Werke nicht zugänglich sind, anziehender geschildert werden. So z. B. vermifst man bei der Lebensweise der Dolomedes-Arten ungern die Schilderung der Sorgfalt, die sie auf das Auskommen ihrer Brut verwenden; bei den Hüpfspinnen *(Salticus)* die Art, wie sie sich ihrer Beute bemächtigen u. dgl., worin viel Anziehendes liegt. Es können in dieser Hinsicht die ältern entomologischen Werke eines Reaumur, Rösel, de Geer zum Muster dienen, die eben deshalb ihrer Zeit im Publikum solchen Eingang und Theilnahme fanden. Soll auch für diese so wenig beachtete, merkwürdige Thierklasse ein allgemeineres Interesse erweckt werden und das Werk selbst unter unserm deutschen Publikum gröfsern Eingang finden, so kann dies nicht die Abbildung und blofse Beschreibung der Körperform bewirken, sondern die Darstellung der höchst interessanten Oekonomie dieser Thiere. Zu dem Ende würde es auch von nicht geringem Nutzen für das Publikum, und umgekehrt für das Aufkommen dieses Werkes sein, wenn der Verf. so weit es sich thun läfst, wenn auch mit geringerer artistischer Sorgfalt, die verschiedenartigen Gespinnste, wie es de Geer gethan, dem Leser vor Augen stellen wollte. Nicht die Körperform und die Organisation ist es allein, worin sich das Wesen dieser Thierklasse erschöpft, auch in ihren Productionen, ihren Kunstwerken objectivirt es sich, und diese können daher bei bildlicher Darstellung, wie in wörtlicher Beschreibung nicht gut umgangen werden. Umständlicher ist der Verf. in Beschreibung der von ihm neu aufgestellten Arten gewesen, deren Zahl nicht gering ist. Abgebildet und beschrieben sind im Ganzen 79 Arten wahrer Spinnen, darunter 63 vom Verf. in Nürnbergs Umgegend und Baiern überhaupt beobachtete, 11 im südlichen Europa einheimische und 4 aufsereuropäische Arten. Unter diesen dargestellten Arten sind früher bereits beschrieben und bekannt 37, vom Verf. neu aufgestellt 41, wozu noch der vom Verf. mit einem ! bezeichnete *Dolomedes fimbriatus* gezählt werden könnte, indem er von dem *Dolomedes fimbriatus aut.* wirklich verschieden zu sein scheint. Man sieht aus dieser Zahlen-Uebersicht, welche Bereicherung die Wissenschaft von den Bemühungen des Verfs. erwarten darf, der schon dadurch, dafs er manche frühere Arten richtig zu Varietäten macht, zeigt, dafs er nicht wie Andre auf Artenmacherei ausgeht.

Von Tracheen-Arachniden sind nur 5 Acariden-Arten abgebildet und beschrieben, und zwar beides sehr mangelhaft. Schon oben ist bemerkt worden, dafs gerade hier viel zu thun ist, und der Verf. sich durch sorgfältige Beschreibung und Abbildung der Mundtheile nach mikroskopischen Untersuchungen ein grofses Verdienst erwerben kann. Seine jetzigen Arbeiten stehen noch nicht einmal auf dem Standpunkte Hermann's, dessen *Memoires apterologiques* ihm nach seinem ausdrücklichen Bemerken nicht zu Gebote standen. Es sind jedoch diese noch im Buchhandel zu haben; und der Verf. wird sie sich zu verschaffen wissen, und gut daran thun, wenn er sich bei Bearbeitung der Acariden mit Naturforschern, die sich mit Eifer dem Studium dieser Thiere ergeben, wie Nitzsch und v. Heyden in nähere Beziehung setzt.

Von dem Werke sollte alle 2 Monate ein Heft erscheinen. Ref. hat aber im Laufe zweier Jahre erst jene 5 erhalten. Also auch dieses Unternehmen scheint nicht den raschen Fortgang zu haben, der ihm zu wünschen wäre. Wir hoffen, dafs wenn der Verf. einerseits die Ansprüche der wissenschaftlichen Interessenten, andrerseits die des gröfsern Publikums berücksichtigt, das Werk eine grofsere Theilnahme finden, und nicht mit des Verfs. Abbildungen aufsereuropäischer Vögel und seiner Monographie der Spinnen ein gleiches Schicksal haben werde.

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweite Abtheilung.

(Schlufs.)

Die Fabeln des letzten Schriftstellers über die Absicht des Sultans, Ludwig in den morgenländischen Städten zur Schau herumzuführen, und über die mifsglückte Kriegslist der Saracenen, Damiette zu überrumpeln, sind zwar in der Note S. 221 mitgetheilt, mit Recht aber nicht in den Text aufgenommen worden.

Besonders viele Verdienste hat sich der Hr. Verf. auch um die Chronologie erworben. Das Datum von den meisten wichtigen Factis ward genau bestimmt, nach Vergleichung der besten abendländischen und morgenländischen Berichte: es war häufig nicht ohne Schwierigkeit, bei sehr abweichenden Berichten in Rücksicht der Chronologie ein sicheres Datum aufzufinden. In den Noten hat der Hr. Verf. jedesmal Rechenschaft über die von ihm angenommenen Zeitbestimmungen gegeben, womit man bei der sorgfältigen und genauen Zusammenstellung der Daten meistens übereinstimmen wird: so sind z. B. gelehrte Untersuchungen über die Zeit der Krankheit des Königs Ludwig IX (S. 15), der mogolischen Gesandtschaft auf der Insel Cypern (S. 80), der Abfahrt Ludwigs von Cypern (S. 93), des Aufbruches von Damiette nach Mansurah (S. 126), des Todes des Sultans Ejub (S. 128), der Ermordung des Sultans Turanschah (S. 232), des Todes der Königin Blanca, (S. 341) und des Sultans Bibars (S. 618) u. s. w. in den Noten beigefügt.

Der Hr. Verf. begnügt sich nicht blofs mit einer Erzählung der Begebenheiten, er sucht auch, soviel die Quellen und der Zusammenhang erlauben, die Veranlassungen und ersten Beweggründe aufzufinden. Als Veranlassung von dem grofsen Eroberungszug der Mogolen unter Hulagu betrachtet Hr. Wilken die Anregungen des damaligen armenischen Königs Haithon (S. 403). Jedoch scheinen diese Anregungen erst gekommen zu sein, als schon die Mogolen ihren Zug angetreten hatten. Die Eroberungssucht des Grofschans Mangu, der seine beiden Brüder, Kublaï gegen China, Hulagu gegen Persien schickte, um sie zu beschäftigen, möchte auch ohne die Aufforderungen des Armenischen Königs das Chalifat von Bagdad gestürzt haben. Die chronologischen Schwierigkeiten, welche S. 405 angegeben sind, lassen sich dann auch leicht lösen, wenn man der gar nicht unglaublichen Nachricht des Abulfaradsch folgt, dafs Hulagu schon gegen Persien ausgezogen war, ehe Haithon an den Hof des Grofschans gelangte.

Ueber das Ende des letzten Abbasidischen Chaliphen Mostasem, der wie manche andere vom Unglücke verfolgte Fürsten, nicht ganz mit Recht von den Schriftstellern gebrandmarkt wird, als habe er den Sturz der Herrschaft, welche seine Vorfahren so lange behauptet hatten, veranlafst, ist nur kurz gehandelt: doch sind in der Note 61 S. 408 die abweichenden Nachrichten über die Art seines Todes angegeben, wornach Abulfeda's Bericht, der auch durch Abulfaradsch bestätigt sich findet, am meisten Glauben geschenkt wird, dafs der Chaliph nämlich in einen Sack eingenäht und mit Fufstritten getödtet worden sei. Dafs das arabische Wort عدل, welches Abulfeda gebraucht, soviel bedeute als das syrische ܣܩܐ (Sack) bei Abulfaradsch, ist höchst wahrscheinlich, obwohl diese Bedeutung, wie Hr. W. bemerkt, sich nicht in den arabischen Wörterbüchern angegeben findet. Joinville, der, mit dem Mönche Haithon von Armenien übereinstimmend, den Chaliphen den Hungertod sterben läfst, erzählt schon beim Jahr 1253 die Eroberung Bagdads durch die Mogolen, wovon damals durch Kaufleute dem König Ludwig IX. nach Palästina Meldung gebracht worden sei, mit allen

Umständen, wie sie erst fünf Jahre später wirklich stattfand. Hr. Wilken macht dabei die Bemerkung, welcher jedermann beipflichten wird: „Es unterliegt keinem Zweifel, dafs Joinville diese Nachricht erst nach seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge erhielt, und dafs die obige Angabe von einer Meldung, welche Kaufleute schon im Jahre 1253 in das Lager von Sidon gebracht haben sollen, auf einem Gedächtnifsfehler beruht."

Bei der Untersuchung, welche im 17. Kapitel S. 547 fll. angestellt ist, warum der zweite Kreuzzug Ludwigs des Heiligen grade seine Richtung gegen Tunis nahm, möchte sehr zu unterscheiden sein, was für Gründe Ludwig selbst bewogen, und was für einen Einflufs und von wem derselbe auf ihn ausgeübt wurde, um ihn dahin zu bestimmen, dafs er eine dem heiligen Lande noch so fern liegende Stadt zuerst angriff. Aus dem Charakter des eigennützigen und eroberungssüchtigen Königs Karl von Neapel und Sicilien, wie auch aus bestimmten Angaben einiger Geschichtschreiber ergiebt sich, dafs Ludwig IX. durch seinen Bruder Karl von Anjou bestimmt, die Richtung seines Kreuzzuges gegen Tunis nahm, in dem Glauben so am besten und schnellsten die Eroberung des gelobten Landes vorzubereiten, indessen der König von Neapel diesen Zug nur als einen zum Vortheile seines Reiches gemachten betrachten mochte.

Höchst merkwürdig ist es, dafs die morgenländischen Geschichtschreiber Abulfeda und Abulfaradsch nicht einmal des Kreuzzuges von Ludwig dem Heiligen gegen Tunis erwähnen, woraus sich schliefsen läfst, dafs dieser Zug im Morgenlande kein besonderes Aufsehen erregt habe. Ueberhaupt sind bis jetzt nur kurze Notizen morgenländischer Schriftsteller (bei Reinaud) über diese merkwürdige Kreuzfahrt bekannt. Der Friedensschlufs der Kreuzfahrer mit dem König von Tunis allein findet sich in einer arabischen Urkunde, welche der Orientalist Silvestre de Sacy im königlichen Archiv zu Paris entdeckt hat. Hr. Wilken findet das Datum 5. Rebi el achir 669 = 21. Nov. 1270 unrichtig: denn der Friede wurde nach dem Bericht des Augenzeugen Peter von Condet den 30. Oct. 1270 d. i. den 13. Rebi el ewwel 669 abgeschlossen: am 21. Nov. hatte schon der gröfste Theil der Kreuzfahrer die afrikanische Küste verlassen. Es ist merkwürdig, dafs eine mit Siegel beglaubigte Urkunde eine solche Unrichtigkeit enthält, oder man mufs das Datum nicht auf den Tag des Friedensschlusses beziehen, sondern auf den Tag der Ausstellung der Urkunde.

Da Hr. Wilken so aufserordentlich sorgfältig in der Benutzung der Quellen ist, so fällt es auf, dafs er bei der Beschreibung der Kriege der Mogolen in Syrien die nach orientalischen Manuscripten ausgearbeitete Abhandlung des Hrn. Etienne Quatremère „über das Verhältnifs der Mogolen zu Aegypten", welche von Schlosser (Weltgeschichte III. 2. 1. S. 539 fll.) mitgetheilt worden ist, nicht benutzt hat. Wie sorgfältig übrigens der Hr. Vf. die Quellen studirt hat, läfst sich recht aus der Darstellung der Zeiten des aegyptischen Sultans Bibars (Cap. 14, 15, 16 und 18) ersehen, besonders wenn man dieselbe mit der von Michaud (T. IV, p. 345 sqq.) gegebenen Erzählung vergleicht, der alles in einige Blätter zusammendrängt und doch fürchtet zu breit zu sein *p.* 346 Note: *Toutes ces expeditions de Bibars sont racontées très en detail dans la Chronique d'Ibn-Ferat et dans Macrizi. Quoique nous ayons beaucoup abrégé leur récit, nous craignons cependant, que l'on ne nous reproche quelques longueurs: Nous avons cédé à l'envie de remplir les lacunes qui se trouvent pour cette époque dans toutes les chroniques d'Occident. La vie de Bibars nous a été aussi d'un grand secours.* Wenn sich Michaud hier eines Verdienstes rühmen konnte, so kann es Herr Wilken eher, da er unvergleichlich mehr, als sein Vorgänger geleistet hat.

Bei der Erzählung der geringfügigen Unternehmungen des englischen Prinzen Eduard im gelobten Lande hat der Hr. Verf. den Hugo Plagon zum Führer genommen. S. 602 wird angegeben, dafs der versuchte Meuchelmord an diesem Prinzen von dem Sultan Bibars angelegt worden, nach dem ausdrücklichen Zeugnifs des Ebn Ferath: von den zahlreichen abendländischen Berichten ist der ausführlichste der, welchen der Fortsezzer der Chronik des Matthäus Paris gegeben hat. Mit Recht ist die Geschichte von der Selbstaufopferung der Eleonore, der Gemahlin des Prinzen, zweifelhaft gelassen worden (S. 605), da dieselbe nur als Sage von Einem Schriftsteller mitgetheilt wird.

Unter den Beilagen, welche diesem siebenten Theile angehängt sind, nennen wir nur die gröfsern: 1) das Schreiben des Sultans Bibars an den Fürsten Boëmund VI. von Antiochien und Tripolis aus dem Arabischen übersetzt S. 5—10; 2) Verträge des Sultans Kalavun mit

christlichen Fürsten im Morgen- und Abendlande, worunter besonders der Vertrag mit dem Könige Alfonso III. von Aragonien höchst interessant ist, v. S. 10 – 30; 3) eine Uebersicht der Geschichte des armenischen Königreiches in Cilicien während der Kreuzzüge von S. 34 – 53.

Aufser den Beilagen zum achten Buche ist für die ganze Geschichte der Kreuzzüge ein Verzeichnifs der Quellen und angeführten Schriftsteller, wie auch ein Sach- und Namenregister beigefügt; auch zwei Karten sind dem Werke beigegeben, wovon die eine das Königreich Jerusalem mit den angrenzenden Ländern, die andere in zwei Abtheilungen die Umgegend von Damiette und Tunis enthält.

Aschbach.

LXXXVIII.

Platonis dialogi tres. Theages, Amatores, Jo. Prolegomenis et annotatione instruxit Henricus Knebel, *gymnasii regii Crucenacensis collega. Confluentibus, in comiss. Carol. Baedeker.* 1833. *VIII.* 131 *pag.*

Zu den Platonischen Dialogen, die in diesem Jahrhundert noch keine besondere Bearbeiter gefunden hatten, gehörten bisher Theages und die Erasten, und auch den Jon kann man in Vergleich mit anderen Gesprächen zu denen rechnen, die am wenigsten Ursache haben, auf die Gunst der neuesten Platonischen Philologen stolz zu sein. Man wird also auf keinen Fall den gegenwärtigen Herausgeber dieser 3 Gespräche, Hrn. Knebel, vorwerfen können, etwas Ueberflüssiges gethan zu haben, wenn er bei seinen Platonischen Studien zunächst seine Aufmerksamkeit diesen Dialogen zuwandte, und sich nach reiflicher Vorbereitung zu einer gründlichen Bearbeitung derselben aufgefordert fühlte. Indessen dürfen wir doch nicht hierin den eigentlichen Beweggrund zur Bearbeitung dieser Gespräche suchen, sondern es leitete den Herausgeber ein ganz anderes Motiv, worüber er sich in der Vorrede klar und bündig genug ausspricht. Hr. Knebel ist nämlich der Meinung, dafs nächst den auf den Tod des Sokrates bezüglichen Gesprächen, die gewöhnlich auf Schulen gelesen werden, unsere drei Dialoge zumeist geeignet wären, empfängliche Gemüther in Platonische Sprache und Platonische Art zu philosophiren einzuleiten. Denn die Untersuchung über das Verhältnifs der Poesie zur Philosophie im Jon, die Frage über Begriff und Zweck aller Philosophie in den Erasten, das schöne Ideal endlich, welches Plato von seinem Sokrates aufstellt im Theages, welchen Jüngling von Geist und Herz sollten nicht solche Unterhaltungen ergreifen und zum ernsteren Studium des Plato zugleich vorbereiten und anfeuern! Die Frage über Aechtheit oder Unächtheit dieser Dialoge komme hierbei so gut wie gar nicht in Betracht, weil der Werth derselben für den angegebenen Zweck von dieser Frage unabhängig sei. Hr. Knebel hatte also bei seiner Arbeit vorzugsweise wohlvorbereitete Jünglinge vor Augen, für solche ist der gröfste Theil seiner Anmerkungen berechnet, und damit das Verdienst des Herausgebers in seinem wahren Lichte hervortrete, will sein Werkchen nach diesem Gesichtspunkt beurtheilt werden.

Nach diesen Vorbemerkungen sei es uns vergönnt, in aller Kürze zu berichten, was Hr. Knebel mit dieser Arbeit geleistet hat. Absichtlich wählten wir den Ausdruck *berichten*, weil das persönliche Verhältnifs, in welchem wir zum Herausgeber stehen, uns vielleicht zum Recensenten eben so ungeeignet macht, als zum Berichterstatter geeignet. Unsere Anzeige zerfällt von selbst in drei Theile. Zuerst werden wir des Herausgebers Ansichten über Ursprung und Abfassungszeit dieser Dialoge mittheilen, darauf einige Worte über den Text folgen lassen, und zuletzt den exegetischen Theil dieser Arbeit charakterisiren.

Bekanntlich haben Heindorf, Ast und Schleiermacher den Dialog Theages bei sonst mehr oder weniger getheilten Ansichten von dessen Werth und Gehalt, einstimmig dem Plato abgesprochen. Socher's rettende Stimme scheint wirkungslos verschollen zu sein: denn wenn wir nicht sehr irren, so hat sich stillschweigend im gelehrten Publikum so ziemlich die Meinung festgesetzt, der Theages sei kein Platonisches Werk. Unser Herausgeber ist auf Socher's Seite getreten, und kämpft mit allem Eifer für die Aechtheit des Theages, und da unter seinen Gegnern Schleiermacher der bedeutendste ist, so war es natürlich, dafs er vorzüglich dieses Mannes Einwürfe gegen die Aechtheit zu entkräften suchte, was er denn auch Schritt vor Schritt gethan hat. Hr. Knebel findet nicht nur die Sprache im Theages Platonisch, was Schleiermacher noch einigermafsen zugiebt, sondern auch alles Andere erscheint ihm ächt Platonisch, die dramatische Anlage, der Gang und die Haltung des Dialogs, die Charakteristik der Personen, die einzelnen Gedanken und ihre Entwickelung, die Lehre vom Dämonion, die eingeflochtenen Geschichten, kurz Form und Inhalt sind ihm hier eben so Platonisch, wie in irgend einem der Dialogen, die noch nie in Beziehung auf ihre Aechtheit bezweifelt worden sind. Wir glauben zwar nicht, dafs Knebels Gründe Schleiermacher auf seinem Standpunkt sonderlich erschüttern werden, indessen halten wir es für sehr gut, dafs solche Untersuchungen aus dem Gebiet der sogenannten höhern Kritik nicht zu früh abgeschlossen werden. Wir erinnern hierbei an den von Fr. Aug. Wolf angeregten Streit über die *Marcelliana*. Hat Wolf freilich am Ende Recht behalten, so sind doch die Bemühungen seiner Gegner, die für diese Rede auftraten, keineswegs unfruchtbar geblieben. Die mannigfaltigen Fragen, die bei solchen Streitigkeiten zur Sprache kommen, nöthigen oft Vieles genauer und schärfer zu bestimmen zum gröfsten Gewinn für Wahrheit und Wissenschaft. Und so hoffen wir denn auch, dafs dieser Versuch, die Aechtheit des Theages zu retten, einen tüchtigen Platoniker unserer Zeit auffordern werde, noch einmal diesen ganzen Gegenstand einer strengen Prüfung zu unterwerfen, damit die Wahrheit desto reiner

und lauterer aus diesem Streit hervorgehe. Uebrigens hätte Hr. Knebel den Eindruck seiner Beweisführung bedeutend verstärken können, hätte er seine Argumente mehr in einem Brennpunkte gesammelt, statt sie schwächend auseinander zu reifsen, indem er sie theils in der Einleitung, theils in den Noten zu einzelnen Stellen des Dialogs vorträgt. Sehr schicklich hätte er alsdann bei den einzelnen Stellen auf die Einleitung zurückweisen können, statt dafs wir jetzt in der Einleitung auf die Stellen vertröstet werden. Dies ist offenbar ein Fehler in der Methode, den wir unserem Freunde nicht vorenthalten wollen, im Voraus von seiner Zustimmung überzeugt. Nach unserem Herausgeber ist also Theages ein Werk des Plato, aber weil hier und da die Darstellung nicht so abgerundet ist, wie in andern Dialogen, so ist er mit Socher der Meinung, dafs es ein Jugendwerk des Plato sei, welche Stelle ihm auch schon von älteren Kritikern einige angewiesen haben.

Ueber die Erasten können wir kurz sein. Hr. Knebel ist mit Schleiermacher, Ast und Socher einverstanden, dafs dieser Dialog nicht von Plato geschrieben sein könne; aber nach seinem Gehalte zu urtheilen, den er mit Schleiermacher ziemlich hoch anschlägt, sei er sicherlich das Werk eines Sokratikers, der einen ächt Sokratischen Begriff nur etwas unvollkommen ausgeführt habe. Dagegen erkennt Hr. Knebel im Jon wieder eine ächt Platonische Schöpfung, die Schleiermacher und Ast mit Unrecht in Verdacht gezogen hätten. Doch überhebt er sich der Mühe, die Verdachtsgrunde dieser Männer zu widerlegen, weil dies bereits von Nitzsch so vollständig geschehen sei, dafs, wie Knebel sich ausdrückt, *paene Iliadem post Homerum scribere mihi viderer, si hanc litem denuo examinare vellem.*

Der zweite Theil unserer Anzeige, worin wir von dem Texte berichten wollen, läfst sich mit wenigen Worten abmachen. Hr. Knebel legt die Bekker'sche Recension zu Grunde, und ist nur in einigen seltenen Fällen, wo es ihm aus grammatischen Gründen nothwendig schien, von ihm abgewichen, ohne auf diese Abweichung einen besonderen Werth zu legen. Ob das Ansehen der Bekker'schen Recension sich gegen die von verschiedenen Seiten her drohenden Angriffe behaupten wird, mufs der Erfolg lehren; so wie die Sache bisjetzt steht, können wir es nicht mifsbilligen, dafs Knebel es seinem Zweck angemessen fand, sich an Bekker anzuschliefsen, und nur in Nebensachen sich von ihm zu entfernen.

Wir kommen drittens auf den eigentlichen Theil dieser Arbeit, worin ohne Zweifel des Herausgebers Hauptverdienst zu suchen ist. Im Jon hatte er zwar an Nitzsch einen tüchtigen Vorgänger, den er zu Rathe ziehen konnte; allein da dieser Gelehrte eigentlich keinen fortlaufenden Kommentar zu diesem Dialog schreiben wollte, so war für den Zweck unseres Herausgebers noch genug zu erklären zurück geblieben. Aus Müllers Ausgabe des Jon konnte er nur soviel benutzen, als Nitzsch gelegentlich mittheilt, weil er das Buch selbst nicht vor sich hatte. Im Theages und den Erasten arbeitete Hr. Knebel ohne alle Vorgänger: denn Stutzmanns Ausgabe der Erasten ist ganz bedeutungslos, und auch in der Ausgabe von Forster, welche indessen unser Herausgeber erst nach dem Abdrucke seines Kommentars zu Gesicht bekam, fand er nur eine einzige bedeutende Anmerkung, die in den *addendis* auch nachträglich abgedruckt ist. Demnach ist der Kommentar zu diesen beiden Dialogen ein durchaus selbstständiger zu nennen. Was nun den Charakter dieser Anmerkungen betrifft, so wird wohl keiner, der dieses Buch aufmerksam lies't, verkennen, dafs Hr. Knebel mit eben so viel Einsicht und Geschick als Fleifs und Beharrlichkeit seinen Zweck verfolgt hat. Um angehende Leser in den Plato einzuführen, ist es vor Allem nöthig, sie mit der Platonischen Sprache bekannt zu machen. Dafür ist hier in reichem Mafse gesorgt. Nicht leicht wird man irgend eine ungewöhnliche Redensart oder Konstruktion finden, die der Herausgeber nicht erklärt und durch ähnliche Stellen bewiesen hätte. Seine Erklärungen sind kurz und bestimmt; die Zahl der Beweisstellen, die gröfstentheils aus Plato selbst, doch zuweilen auch aus andern guten Autoren der attischen Prosa genommen sind, ist weder zu karg noch zu gehäuft: denn wozu 10 Stellen anführen, wenn zwei hinreichen? An Hinweisungen auf namhafte Erklärer griechischer Schriftsteller, insonderheit des Plato, hat es Hr. Knebel nicht fehlen lassen. Fast auf jeder Seite findet man die Namen Schleiermacher, Heindorf, Buttmann, Wolf, Hermann, Böckh, Stallbaum, Engelhardt u. s. w. Diese Hinweisungen machen den jungen Leser im Voraus mit der Literatur des Plato bekannt, und dienen dazu seine Wifsbegierde anzuregen. Und warum sollte der Herausgeber nicht auch nebenher für geübtere Leser des Plato sorgen? Denn hat Hr. Knebel allerdings zunächst für Jünglinge geschrieben, so glauben wir doch versichern zu können, dafs auch der reifere Leser hin und wieder noch Manches aus seinem Buche lernen kann. Einen vorzüglichen Fleifs hat der Herausgeber auf die historischen Momente, die in diesen drei Dialogen berührt werden, verwandt, und mit grofser Sorgfalt über die vorkommenden Personen die nöthigen Nachweisungen zusammengestellt. Durch diese Zugabe hat er den Werth seines Buches bedeutend erhöht. Und so glauben wir denn angehenden Lesern des Plato nicht genug dieses Werkchen empfehlen zu können, weil wir überzeugt sind, dafs sie sich durch ein gründliches Studium dieser drei Dialogen hinlänglich zur Lektüre der andern gröfseren Dialogen Plato's vorbereiten werden.

Nachdem wir so in allgemeinen Zügen den Inhalt dieser Ausgabe entworfen hatten, wurde uns der neueste Band des Stallbaum'schen Plato zugesandt, der nebst einigen anderen Dialogen auch den Jon enthält. Es wäre nun interessant die unabhängig von einander entstandenen Arbeiten des Sachsen und Rheinländers mit einander zu vergleichen, aber da eine solche Vergleichung zu weit führen würde, weil wir dann nicht umhin könnten, ausführlicher ins Einzelne einzugehen, so müssen wir wohl hier darauf verzichten, indem wir uns dieses heitere Geschäft für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Dr. Petersen, in Kreuznach.

Anzeigeblatt zu den Jahrbüchern für wissensch. Kritik. 1833. II. No. 6.

Von der tabellarischen Uebersicht der Unterrichts-Anstalten der Preufsischen Monarchie folgt hier No. II., die Gymnasien betreffend.

№ II. Tabellarische Uebersicht

über die in dem Königlich Preufsischen Staate befindlichen Gymnasien, der dabei angestellten Lehrer und deren Frequenz im Winter-Semester 18 32/33.

Provinz	No.	Gymnasien	Namen der Directoren, Rectoren u. s. w.	Zahl der Lehrer	Frequenz im Sommer-Semester 1832	Abgang im Sommer-Semester 1832. a. zur Universität	b. zu andern Bestimmungen	Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 1832	Frequenz im Winter-Semester 18 32/33 I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	Summa	Bemerkungen
I. Preufsen. Die Einwohnerzahl dieser Provinz mit Einschlufs des Militairs beträgt 2,025,927.	1	Friedr. Collegium zu Königsberg	Gotthold	14	267	10	30	18	25	41	58	53	45	23	—	245	
	2	Altstädtsch. Gym. zu Königsberg	Struve	14	380	12	29	30	44	86	67	66	57	49	—	369	
	3	Kneiphöfsch. Gym. zu Königsberg	Lucas	14	305	—	24	60	35	45	66	72	71	52	—	341	
	4	Gymnasium zu Braunsberg	Gerlach	9	298	25	42	49	46	39	39	69	52	35	—	280	
	5	— zu Rastenburg	Krüger	11	265	3	19	27	30	43	58	60	42	37	—	270	
	6	— zu Tilsit	Coerber	12	266	13	21	37	24	35	58	58	66	28	—	269	
	7	— zu Gumbinnen	Prang	11	280	2	16	22	15	34	44	80	68	43	—	284	
	8	— zu Lyck	Rosenhayn	10	205	8	8	17	16	24	50	49	40	27	—	206	
	9	Lateinische Schule zu Rössel	Präfect Dost	5	133	—	39	21	20	34	43	25	—	—	—	122	
	10	Gymnasium zu Danzig	Engelhardt	9	316	—	28	26	25	27	60	80	67	55	—	314	
	11	— zu Elbing	Mund	12	279	6	17	34	13	40	49	57	65	64	—	290	
	12	— zu Thorn	Brohm	12	166	—	4	6	9	11	42	53	53	—	—	168	
	13	— zu Konitz	Gabbler	11	283	—	20	34	10	43	56	69	50	69	—	297	
	14	— zu Marienwerder	Ungefug	10	189	—	11	14	11	20	28	48	52	33	—	192	
	15	Progym. zu Deutsch-Crone	Prorector Malkowski	6	78	—	8	13	7	10	26	40	—	—	—	83	
		Summa	—	164	3712	79	311	408	332	532	744	879	728	515	—	3730	
II. Posen. Einwohnerzahl 1,056,278.	1	Gymnasium in Posen	Stock und Wendt	18	422	9	57	87	16	30	a 29 b 29	a 60 b 39	a 72 b 37	a 77 b 54	—	443	a) polnischer Cötus, b) deutscher Cötus.
	2	— in Lissa	(vacant)	14	296	—	22	31	17	27	43	75	90	53	—	305	
	3	— in Bromberg	Müller	10	210	3	28	26	7	7	14	43	62	72	—	205	
		Summa	—	42	928	12	107	144	40	64	115	217	261	256	—	953	
III. Schlesien. Einwohnerzahl 2,464,414.	1	Ritter-Akademie in Liegnitz	Becher	16	78	3	9	16	13	20	22	16	11	—	—	82	Die Anstalt in Liegnitz hat nur 5 Klassen.
	2	St. Elisabeth in Breslau	Etzler	11	405	—	38	45	47	64	67	79	80	75	—	412	Der Rector und Professor Kluge ist am 21. Aug. 1833 verstorben.
	3	Maria Magdalena in Breslau	Kluge	13	411	18	25	40	44	61	112	66	67	58	—	408	
	4	Friedrichs Gymnas. in Breslau	Kannegiefser	8	237	—	31	49	31	39	50	63	49	23	—	255	
	5	Gymnasium in Brieg	Schmieder	10	262	7	21	25	25	25	44	36	51	78	—	259	
	6	— in Glogau	Klopsch	8	220	7	16	23	28	21	49	59	69	—	—	226	Diese Gymnasien haben nur 5 Klassen.
	7	— in Goerlitz	Anton	8	294	1	24	11	77	32	62	71	38	—	—	280	
	8	— in Hirschberg	Linge	11	186	5	22	20	35	32	43	37	32	—	—	179	
	9	— in Lauban	Schwarz	7	116	—	4	8	23	16	23	30	28	—	—	120	
	10	— in Liegnitz	Pinzger	8	256	10	20	19	23	44	48	62	68	—	—	245	
	11	— in Oels	Körner	9	212	—	14	22	19	21	39	60	71	—	—	210	
	12	— in Ratibor	Haenisch	9	208	—	18	23	18	16	30	40	62	47	—	213	
	13	— in Schweidnitz	Schönborn	7	181	11	26	30	13	25	37	49	50	—	—	174	hat ebenfalls nur 5 Klassen.
	14	Kathol. Gymnasium in Breslau	Elvenich	14	539	23	72	123	83	107	77	79	103	118	—	567	
	15	Gymnasium in Glatz	Müller	9	221	8	27	57	27	21	23	47	68	59	—	245	
	16	— in Gleiwitz	Kabath	8	271	24	41	90	27	39	41	61	54	74	—	296	
	17	— in Gr. Glogau	Ender	8	164	4	20	45	16	26	21	33	52	37	—	185	
	18	— in Leobschütz	Wissowa	9	257	14	43	66	31	46	32	45	46	66	—	266	
	19	— in Neisse	Scholz	10	357	21	63	97	44	56	43	56	77	94	—	370	
	20	— in Oppeln	Pieliatzeck	11	184	11	34	60	19	31	27	35	37	50	—	199	
	21	Progymnasium in Sagan	Scholz	3	19	—	5	8	—	—	1	3	6	12	—	22	Diese Anstalt besteht aus den 4 untern Klassen eines Gymnasii.
		Summa	—	197	5086	167	573	877	643	742	901	1027	1119	791	—	5223	

Provinz	No.	Gymnasien	Namen der Directoren, Rectoren u. s. w.	Zahl der Lehrer	Frequenz im Sommer-Semester 1832	Abgang im Sommer-Semester 1832. a. zur Universität	b. zu andern Bestimmungen	Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 1832/3	Frequenz im Winter-Semester 1832/33: I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	Summa	Bemerkungen
IV. Pommern Einwohnerzahl 912,223.	1	Gymnasium in Stettin	Hasselbach	20	400	12	29	55	48	53	57	95	98	63	—	414	
	2	— in Stargard	Falbe	11	245	5	15	20	22	30	36	58	60	39	—	245	
	3	— in Cöslin	Muller	9	209	4	33	49	15	32	33	37	43	31	—	191	
	4	— in Neu Stettin	(vacant)	8	201	14	17	30	19	42	51	49	24	15	—	200	
	5	— in Stralsund	Nizze	14	283	8	20	45	24	27	52	62	58	77	—	300	
	6	— in Greifswald	Breithaupt	10	180	9	16	25	39	28	24	27	39	18	—	180	
		Summa	—	69	1518	52	130	195	167	212	258	328	322	243	—	1530	
V. Brandenburg. Einwohnerzahl 1,579,939		*A. Gymnasien in Berlin.*															
	1	Joachimsthalsches Gymnasium	Meinicke	32	304	8	31	29	17	a32 b36	a43 b46	43	34	13	—	294	
	2	Friedrich Wilhelms —	Spilleke	26	389	3	28	40	37	35	a35 b53	a55 b61	66	53	—	398	
	3	Französisches —	Palmié	18	272	—	25	41	14	41	30	51	51	46	55	298	
	4	Berlinisches —	Koepke	25	492	9	42	49	61	41	a62 b50 c49	a55 b64	62	46	—	490	
	5	Friedrich Werdersches —	Ribbeck	17	252	6	15	30	20	23	a27 b58	52	51	30	—	261	
	6	Cölnisches Real —	August	27	352	3	44	60	10	23	a42 b59	a60 b55	58	58	—	365	
		B. Gymnasien in der Provinz.															
	7	Gymnasium in Potsdam	Blume	11	293	6	25	27	21	31	43	55	73	66	—	289	
	8	— in Brandenburg	Braut	10	205	4	13	40	9	12	42	58	52	55	—	228	
	9	Ritter-Akademie in Brandenburg	Schultze	12	67	—	1	8	7	5	23	29	10	—	—	74	
	10	Gymnasium in Prenzlau	Paalzow	13	177	—	22	11	10	13	31	41	36	35	—	166	
	11	— in Neu Ruppin	Thormeyer	10	182	5	11	20	13	22	28	41	50	32	—	186	
	12	— in Cottbus	Reuscher	7	177	—	21	15	19	24	30	48	50	—	—	171	
	13	— in Frankfurt a. d. O.	Poppo	12	177	3	26	17	17	13	26	22	41	46	—	165	
	14	— in Guben	Richter	7	188	—	12	12	18	23	36	52	59	—	—	188	
	15	— in Konigsberg Neum.	Arnold	10	153	5	10	15	12	21	21	29	33	34	—	153	
	16	— in Luccau	Lehmann	10	378	6	12	13	30	33	45	44	69	66	86	373	
	17	— in Sorau	Adler	11	126	—	8	6	11	17	32	34	30	—	—	124	
	18	Pädagogium in Zullichau	Steinbart	13	214	3	16	23	25	33	45	a33 b35	29	18	—	218	
		Summa	—	271	4398	61	362	466	384	481	956	1020	854	598	141	4431	
VI. Sachsen Einwohnerzahl 1,449,587	1	Gymnasium in Aschersleben	Wex	9	87	—	6	2	9	9	11	28	26	—	—	83	
	2	— in Eisleben	Siebdrat	9	179	4	19	10	19	19	26	45	34	23	—	166	
	3	gemeinsch. Gymnas. in Erfurt	Strass	15	200	2	15	10	17	20	25	37	43	51	—	193	
	4	kathol. Progymnas. in Erfurt	Hauser	6	56	—	7	—	—	—	10	11	17	11	—	49	Die Schülerzahl hat sich im Laufe des Sommer-Semesters um 1 vermehrt.
	5	Gymnasium in Halberstadt	Maafs	11	267	10	20	13	49	31	41	45	51	33	—	250	
	6	Vereinigte Haupt-Schule der Frankeschen Stiftungen in Halle	Niemeyer	17	374	11	46	29	43	41	52	55	71	81	—	346	
	7	Königl. Pädagogium in Halle	desgl.	10	90	1	8	10	23	27	11	15	15	—	—	91	
	8	Gymnasium in Heiligenstadt	Rinke	8	115	8	6	15	12	25	39	40	—	—	—	116	
	9	Dom-Gymnasium in Magdeburg	Mathias	15	460	7	28	28	29	37	65	64	97	80	81	453	Die Schülerzahl hat sich im Laufe des Sommer-Semesters um 8 verm.
	10	Pädag. Kloster U. L. F. in Magd.	Solbrig	11	143	8	15	46	17	24	18	41	46	20	—	166	
	11	Gymnasium in Merseburg	Wieck	7	107	1	10	9	17	14	24	22	28	—	—	105	
	12	— in Muhlhausen	Graefenhan	10	139	3	14	2	17	22	31	54	—	—	—	124	Desgleichen um 1.
	13	Domschule in Naumburg	Wernsdorf	6	106	3	3	7	25	19	18	32	13	—	—	107	Desgleichen um 2.
b	14	Landesschule in Pforta	Kirchner	19	190	3	7	12	37	75	80	—	—	—	—	192	
a	15	Gymnasium in Nordhausen	Schirlitz	11	313	7	33	28	25	61	46	44	61	64	—	301	
	16	— in Quedlinburg	Ranke	9	143	1	6	13	15	13	20	22	48	31	—	149	
	17	Klosterschule in Rossleben	Wilhelm	7	75	5	7	8	11	26	32	—	—	—	—	69	
	18	Gymnasium in Salzwedel	Danneil	11	191	2	7	17	12	16	37	31	51	52	—	199	
		Uebertragen	—	191	3233	70	257	259	377	479	580	586	653	419	81	3159	

Provinz	No.	Gymnasien	Namen der Directoren, Rectoren u. s. w.	Zahl der Lehrer	Frequenz im Sommer-Semester 1832	Abgang im Sommer-Semester 1832. a. zur Universität	b. zu andern Bestimmungen	Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 18⅔	Frequenz im Winter-Semester 18⅔ I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	Summa	Bemerkungen
		Uebertrag		191	3233	76	257	259	377	479	586	586	655	419	81	3159	Der etc. Schober ist pensionirt und die Wiederbesetzung seiner Stelle im Werke.
	19	Gymnasium in Schleusingen	Schober	7	100	6	16	10	18	14	19	19	18	—	—	88	
	20	— in Stendal	Hancke	9	129	2	10	16	18	19	37	21	38	—	—	133	
	21	— in Torgau	Müller	6	115	—	6	7	20	13	45	38	—	—	—	116	
	22	— in Wittenberg	Spitzner	7	122	4	12	6	21	25	23	43	—	—	—	112	
	23	— in Zeitz	Kielsling	8	112	3	5	10	19	23	19	18	35	—	—	114	
		Summa	—	228	3811	91	300	308	473	573	729	725	746	419	81	3722	
VII. Westphalen Einwohnerzahl 1,261,896		*a. Gymnasien.*															
	1	Arnsberg	Baaden	12	101	3	11	38	28	15	19	28	16	19	—	125	
	2	Bielefeld	Kroenig	11	217	5	17	33	43	34	36	44	43	28	—	228	
	3	Coesfeld	Sockeland	9	117	4	6	18	9	33	22	18	15	15	14	126	
	4	Dortmund	Steuber	6	132	3	22	17	20	13	20	19	22	30	—	124	
	5	Hamm	Kapp	10	104	2	8	20	7	7	25	26	20	29	—	114	
	6	Herford	Knefel	6	91	2	16	14	8	10	18	28	23	—	—	87	
	7	Minden	Imanuel	11	144	2	20	26	8	14	23	35	40	28	—	148	Die Schülerzahl hat sich im Laufe des Sommer-Semesters um 3 vermehrt.
	8	Münster	Nadermann	19	348	48	38	51	31	60	56	63	46	57	—	313	
	9	Paderborn	Gundolf	14	293	42	42	73	35	63	39	49	41	55	—	282	
	10	Recklinghausen	Stieve	7	79	5	13	15	18	14	10	18	8	8	—	76	
	11	Suest	Potze	12	103	7	8	18	9	13	16	11	21	36	—	106	
		b. Pro-Gymnasien.															Die Progymnasien sind ebenfalls gelehrte Schulen wie die Gymnasien, mit denen sie im ganzen denselben Lectionsplan haben, nur daſs ihnen die beiden obern Klassen oder die oberste fehlen.
	12	Rietberg	Schupmann	6	48	—	8	14	—	18	7	9	6	14	—	54	
	13	Warburg	Manegold	4	50	—	1	6	—	—	—	20	12	23	—	55	
	14	Attendorn	Henne	3	34	—	10	8	—	—	—	6	7	6	13	32	
	15	Brilon	Föhrer	5	52	—	14	12	—	—	4	11	12	14	9	50	
	16	Siegen	Lorsbach	3	52	—	6	16	—	6	15	14	12	15	—	62	
	17	Dorsten	Kanne	7	25	—	7	10	—	2	2	6	4	5	9	28	
	18	Vreden	Hüppe	4	17	—	5	4	—	—	—	4	3	9	—	16	
	19	Rheine	Emmerich	5	32	—	9	4	—	5	7	3	4	4	4	27	
	20	Warendorf	Wellingmeier	5	55	—	4	8	—	9	4	18	10	18	—	59	
		Summa	—	154	2094	123	264	405	216	316	323	430	365	413	39	2112	
VIII. Rheinprovinz. Einwohnerzahl 2,288,596.	1	Gymnasien in Aachen	Schön	13	295	7	32	58	45	82	39	63	45	40	—	314	
	2	— in Bonn	Biedermann	12	128	9	11	41	10	13	28	35	28	35	—	149	
	3	— in Cleve	Rigler	12	125	—	5	13	22	14	22	24	26	25	—	133	
	4	— in Coblenz	Klein.	17	295	18	53	83	24	51	38	57	66	71	—	307	
	5	Kathol. Gymnasium in Cöln	Birnbaum	18	340	21	40	53	44	72	38	68	58	52	—	332	
	6	Evang. Fried. Wilh. Gym. in Cöln	Grashof	14	151	12	15	36	24	37	21	23	19	36	—	160	
	7	Gymnasium in Creuznach	Eilers	10	120	3	13	14	4	15	18	34	25	18	—	114	
	8	— in Duisburg.	Schulze	11	54	—	4	7	13	10	5	10	13	6	—	57	
	9	— in Düren	Meyer	10	160	16	10	28	26	32	27	30	31	16	—	162	
	10	— in Düsseldorf	Wüllner	16	273	10	11	51	27	70	28	68	62	48	—	303	
	11	— in Elberfeld	Hantsche (*interimistisch*)	12	77	—	11	10	13	11	9	13	12	18	—	76	
	12	— in Essen	Sarels	10	83	3	9	6	6	16	12	15	18	9	—	76	
	13	— in Münstereifel	Katzfey	8	135	12	19	32	30	20	14	16	28	28	—	136	
	14	— in Saarbrücken	Zimmermann	12	113	6	12	20	7	7	19	22	26	40	—	121	
	15	— in Trier	Wyttenbach	12	329	26	3	94	30	84	57	51	60	68	44	394	
	16	— in Wetzlar	Herbst	11	98	2	10	9	16	13	20	27	19	—	—	95	
	17	— in Wesel	Bischof	7	139	8	15	38	18	25	31	23	20	37	—	154	
	18	— in Emmerich	(*vacant*)	3	—	—	—	54	—	—	4	7	17	26	—	54	
		Summa	—	208	2914	153	273	649	359	572	430	586	573	573	44	3137	

Recapitulation

No.	Provinz	Anzahl der Gymnasien	Zahl der Einwohner	Zahl der Lehrer	Frequenz im Sommer-Semester 1832	Abgang im Sommer-Semester 1832 a. zur Universität	Abgang im Sommer-Semester 1832 b. zu andern Bestimmungen	Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 18 32/33	Frequenz im Winter-Semester 18 32/33 I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	Summa	Bemerkungen
I.	Preuſsen	15	2025927	160	3712	79	311	408	332	532	744	879	728	515	—	3730	
II.	Posen	3	1056278	42	928	12	107	144	40	64	115	217	261	256	—	953	
III.	Schlesien	21	2464414	197	5086	167	573	877	643	742	901	1027	1119	791	—	5223	
IV.	Pommern	6	912223	69	1518	52	130	194	167	212	258	328	322	243	—	1530	
V.	Brandenburg	18	1579939	271	4398	61	365	456	381	481	956	1020	854	598	141	4431	
VI.	Sachsen	23	1449587	228	3811	91	306	308	473	573	729	725	746	449	81	3722	
VII.	Westphalen	20	1261996	159	2094	123	264	405	216	316	323	430	365	413	49	2112	
VIII	Rheinprovinz	18	2288596	208	2914	153	273	649	359	572	430	586	573	573	44	3137	
	Summa	124	13038960	1334	24461	738	2326	3441	2611	3497	4456	5212	4968	3838	315	24838	

Preisfrage

der philosophisch-historischen Klasse

der

Königlich Preuſsischen

Akademie der Wissenschaften

auf das Jahr 1835.

Bekannt gemacht im Jahre 1833.

Das von Ptolemäus Lagi und seinem Sohne Philadelphus in ihrer Residenz Alexandria gestiftete Museum, das unter wechselnden Schicksalen Jahrhunderte lang bestanden hat und nicht vor Eroberung Aegyptens durch die Araber gänzlich erloschen zu sein scheint, wird in allen Werken über Literaturgeschichte mit Recht als eine Anstalt gerühmt, die wesentlich zur Begründung mehrerer Wissenschaften unter den Griechen, und des wissenschaftlichen Studiums und Strebens überhaupt beigetragen hat. So oft aber auch das Verdienst dieses ältesten Gelehrtenvereins hervorgehoben worden ist, so sind doch die Begriffe, die man sich von dem eigentlichen Wesen desselben zu machen hat, noch immer sehr schwankend. Die Nachrichten, die sich darüber bei den griechischen und römischen Schriftstellern zerstreut finden, sind wenig befriedigend und lassen der Vermuthung einen weiten Spielraum. Bei dem Allen ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob sich der Gegenstand nicht noch weiter aufklären lasse, als es durch mehrere ältere Schriften, die man in Meusel's *Bibliotheca historica* (Vol. III, P. 1, p. 16) genannt findet, und neuerdings durch Hrn. Matter's *Essai historique sur l'École d'Alexandrie* (Paris 1820, 2 Bände, 8.) geschehen ist. Die philosophisch-historische Klasse der Akademie empfiehlt daher folgende Preisfrage der Beachtung der Gelehrten:

„Aus den über das alexandrinische Museum vorhandenen sehr „fragmentarischen Nachrichten mit Hülfe einer kritischen „Combination ein Ganzes zusammenzustellen, das eine an„schauliche Idee von dem Zwecke, der Organisation, den Lei„stungen und den Schicksalen dieser berühmten Anstalt ge„währe."

Es versteht sich, daſs die einzelnen Wissenschaften, die dem Museum ihre Begründung oder Erweiterung verdanken, hervorzuheben, und die einzelnen Gelehrten des Vereins, die sich in dieser Beziehung verdient gemacht haben, anzuführen sind; aber es ist keinesweges die Absicht der Akademie, eine neue mit biographischen und bibliographischen Details überfüllte Literaturgeschichte des spätern Griechenlands in's Leben zu rufen. Es kommt hier, wie man leicht sieht, auf etwas mehr als auf bloſse Anhäufung eines literarischen Apparats an. Wer also nichts weiter als einen solchen zu geben vermag, verschwende seine Zeit nicht an eine Untersuchung, die dadurch wenig gefördert werden würde. Daſs auch von den Schicksalen der berühmten alexandrinischen Bibliothek und ihrer angeblichen Katastrophe unter Omar die Rede sein müsse, versteht sich von selbst; es fragt sich nur, ob nach Bonamy's, Dedel's, Reinhard's und Auguis' Untersuchungen noch etwas Neues darüber zu sagen sein möchte.

Der Termin für die Einsendung der Beantwortungen dieser Preisfrage, welche, nach der Wahl der Bewerber, in deutscher, französischer, englischer, italiänischer oder lateinischer Sprache geschrieben sein können, ist der 31. März 1835. Jede Bewerbungsschrift ist mit einer Devise zu versehen, und diese auf der äuſsern Seite des versiegelten Zettels, welcher den Namen des Verfassers enthält, zu wiederholen. Die Ertheilung des für die beste Beantwortung bestimmten Preises von 50 Dukaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Leibnitzischen Jahrestage im Monat Julius des gedachten Jahres.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben dem Ober-Prediger *Herbst* zu Egeln und dem bei der St. Stephans Kirche zu Mainz angestellten ersten Pfarrer *Merz* den rothen Adlerorden dritter Klasse, und den Predigern *Vogler* zu Plietnitz, Reg. Bez. Cöslin, *Rostkovius* zu Koronowo, Reg. Bez. Bromberg, *Schmölder* zu Soest, und *Walter* zu Groſs-Schönebeck, Reg. Bez. Potsdam, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Se. Majestät der König von Hanover haben den Herren Hofräthen *Dahlmann* und *Stromeyer* zu Göttingen den Guelphen-Orden zu verleihen geruht.

Die berühmte englische Schriftstellerin Mrs. *Hannah Moore* ist im August in ihrem 88sten Lebensjahre verstorben.

Am 19ten September starb zu Berlin der Königl. Justizrath *Wilhelm Mila*, als Schriftsteller durch viele Werke bekannt.

№ 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

LXXXIX.

I. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann, Prof. in Hamburg. 8. Karlsruhe 1832. Druck u. Verlag von Christian Theodor Groos.

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. D. J. Chr. A. Grohmann in Hamburg. 8. Dresden 1833. Chr. Fr. Grimmer'sche Buchhandlung.

Es ist eine geraume Zeit her, daſs der noch nicht beendigte Streit über die Rechtmäſsigkeit der Strafe, und insbesondere der Todesstrafe begonnen hat, und wir verdanken demselben bedeutende Fortschritte, im Wege des Ueberganges von der Wissenschaft in die Gesetzgebung, und von beiden in die Anwendung. So war es allerdings ein Fortschritt, wenn man für den Staat und die aus demselben hervorgehenden Verhältnisse, statt zufälliger Veranlassungen den Vertrag, — also den Willen der Vernunftwesen, als Grundlage annahm. Aber wir haben gesehen, daſs dieser Standpunkt, der den subjektiven Willen, oder ein Aggregat vieler Einzelnen, zum Ausgangspunkte des Rechts, und vollends des Sittlichen machte, nicht geeignet sei, die Wahrheit zu enthalten.

Vom Vertrage aus hat man dann auch das Recht der Strafe, so wie die Strafarten, namentlich die Lebensstrafe gewürdigt, — es war erklärlich, daſs man aus dem nehmlichen Vordersatze die Rechtmäſsigkeit jener beiden und wiederum das Gegentheil folgerte. Diesem Standpunkte der Verstandes-Reflexion, wo sich Rücksichten geltend machen, nicht aber Gründe, als: Nützlichkeit, praktisches Interesse, ein Abwiegen von Vortheilen und Nachtheilen, — diesem gehören die s. g. relativen Theorieen an, nach welchen die Begründung der Strafe und die Vertheidigung der Todesstrafe eben so viel Blöſsen darbot, wonach jede solche Theorie, indem sie eines der mehreren Erfahrungsmomente zur Sache selbst, zum Begriff zu erheben strebt, einen Gegner nicht nur an irgend einer andern eben so sehr berechtigten Theorie hat, sondern in sich selbst unhaltbar, von ihrem eigenen Ausgangspunkt und dessen Verfolgung angreifbar ist. Man muſste weiter gehen, und die Wissenschaft hat es gethan. Indem der Staat und das Recht jetzt in ihrer sittlichen Bedeutung erkannt werden, so ist damit die Grundlage einer weitern Würdigung gewonnen worden, und schon hierin liegt ein Fortschritt, wenn auch auf dem neuen Gebiete die Streitfrage in veränderter Weise wiederum hervortritt. Denn damit ist schon anerkannt theils der nothwendige Zusammenhang, in welchem diese Frage mit dem Princip und der Begründung des Strafrechts steht, theils, daſs hier nicht mehr von einem bloſsen Dürfen die Rede sei, sondern von einem Recht in der höheren Bedeutung, wo dieses als sittliches mit der Pflicht identisch ist. Damit fallen denn auch von selbst alle Nützlichkeits-Systeme hinweg, denn wie vermöchten Zwecke der Abschreckung, Sicherung, Besserung u. s. w. für sich selbst einen Rechtfertigungsgrund für das abzugeben, was in höherer Nothwendigkeit gegründet ist. Verwerflich ist, wie wichtig auch die Politik im Recht ist, jede solche bloſs politische Theorie, die nicht auf der Grundlage der Gerechtigkeit steht, sondern sich an deren Stelle zu setzen strebt. Zum Glück ist auch die Wahrheit, die Gerechtigkeit vorhanden und verliert ihr Recht und ihr Dasein nicht deshalb, weil sie geläugnet oder nicht erkannt wird. Und in

der That, ohnerachtet gelegentlicher Aeufserungen der Gesetze, die eine s. g. relative Theorie, sie einseitig hervorhebend, zu ihrer Unterstützung geltend machen könnte, ist in deutschen Strafgesetzgebungen die Rechtmäfsigkeit der Strafe stillschweigend vorausgesetzt, deren Beweis jedenfalls nicht der Gesetzgebung obliegt, und erst auf solcher Grundlage kommen politische Rücksichten und jene Folgen, dann aber mit vollem Rechte, so weit sie mit ihr vereinbar sind, in Betracht. Es ist vorzugsweise unser deutscher rechtswissenschaftlicher Standpunkt, von dem wir aussagen dürfen, dafs er sich zum Vortheil und im Interesse der Wahrheit verändert hat; wenn auch immer wieder Anfänger-Schriften uns von der Entdeckung belehren, die der Verfasser gemacht hat, Sicherung oder Vertheidigung u. s. w. sei der Zweck u. s. w. der Strafe. *) In dem System der reinen Verstandesauffassung, der Beziehung der Strafe auf Zwecke, deren Brauchbarkeit über ihre Zulässigkeit, und über die Angemessenheit der Mittel entscheiden und durch solche die Strafe rechtfertigen soll, finden wir besonders die Italiener, Franzosen und Engländer beharren, obgleich in neuerer Zeit einige recht eifrige Vertheidiger der Gerechtigkeit z. B. Rossi aufgetreten sind. **) Aber aufser Beccaria haben auch Paolo Vergani, *della pena di morte. Milano*, 1777. und Antonio Montonari, *sopra la necessita della pena di morte. Verona*, 1770, welche als Vertheidiger der Todesstrafe aufgetreten sind, sich nur auf den untergeordneten Gesichtspunkt gestellt, und wenn unsere Zeit weder jene Begründungsweisen des Strafrechts überhaupt und der Statthaftigkeit der Todesstrafe, noch jene Widerlegungen als treffend anerkennt, so ist es eben, weil sich das Bedürfnifs tieferer Begründung unabweislich geltend macht. Aber allgemeine Anerkennung scheint sich dasselbe doch noch nicht verschafft zu haben. Denn während darüber die Stimmen kaum mehr getheilt sind, dafs die Strafe als Nothwendigkeit nicht als blofse Berechtigung aufzuzeigen sei, so findet man, sobald man die Frage in besonderer Beziehung auf Lebensstrafen aufstellt, bei den Vertheidigern wie bei den Gegnern noch häufig, dafs sie wieder an äufsern Rücksichten hin und hergehen, und den Standpunkt ignoriren, von welchem allein eine befriedigende Lösung zu erwarten ist.

Es ist nämlich auf dem Standpunkte des Staats, der Sitte schon das Strafrecht wesentlich ein anderes, als in der bürgerlichen Gesellschaft, aber auch diese, in welcher sich zuerst der Begriff des Verbrechens, als strafbaren Unrechts zeigt, hat schon den Fortschritt von der Geschlechtsrache, wie von dem Rügerecht gemacht. So wie in jeder dieser Stufen das verbrecherische Unrecht eine andere Gestalt erhält, so erweitert und andererseits beschränkt sich auch darnach der Begriff und die Bedeutung der Strafe. In der bürgerlichen Gesellschaft, wo die Rechtspflege ihre Beziehung noch nicht als reine Gerechtigkeit hat, sondern zum allgemeinen Wohl und Besten stattfindet, machen sich eben darum auch die politischen Rücksichten geltend. Hier ist den s. g. relativen Strafrechtstheorieen ihre Stelle anzuweisen, und hiemit erklärt sich auch, weshalb theils bei uns diesen noch so viel Gewicht von denen beigelegt wird, die den Staat als Vertrags-Verhältnifs, als Gesellschaft betrachten, theils jene Ansicht sich bei einigen andern Völkern so überwiegend behauptet, wie denn namentlich Frankreich in seiner neuesten politischen Gestaltung nach dem Ausspruch derer, die die dortige Intelligenz und das allgemeine Bewufstsein in sich darstellen, sich als solche vertragsmäfsige Vereinigung ergiebt, und den Staat zu einer solchen herabzusetzen sucht.

Es ist jetzt fast 20 Jahre her, dafs Feuerbach in der Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfes Th. II. S. 166. Giefsen, 1804. gegen die Bestimmung von §. 129, 130: „die Todesstrafe soll gegen Hochverräther u. s. w. nur dann erkannt werden, wenn sie in Gefängnissen nicht so verwahrt werden können, dafs die nahe Gefahr entfernt wird, sie möchten sich in Freiheit setzen und solche Verbrechen noch ferner begehen," nachdrücklich erklärt hat, dafs hier nicht mehr von einer Strafe wegen des Verbrechens die Rede sei, sondern dafs der Verurtheilte die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen der Gefängnisse büfsen würde. Aber dennoch hört man nicht auf, immer wieder als Grund für die Lebensent-

*) Während Hr. Dr. Schauberg „über die Begründung des Strafrechts", München 1832, dieses aus dem Recht ganz in die Politik verweiset, hat Hr. Dr. Ant. Barth „über den Rechtsgrund der Strafe", Erlangen 1833, wie er sich ausdrückt, *unwiderleglich* gezeigt, dafs dies Strafrecht, und die Strafe ein *Unrecht* seien, welche zur Verhütung gröfseren Unrechts, das aus der Unthätigkeit des Staats gegen Verbrecher hervorgehe, stattfinden.

**) Jahrb. d. jurist. Lit. Bd. 17. S. 110 ff., 237 ff.

ziehung die Gefahr des Entweichens aus dem Straforte anzuführen. Wo nichts Besseres den Gegnern der Lebensstrafe entgegengesetzt wird, da darf man keinen Anstand nehmen, sofort diesen letzteren beizutreten. Aber auch diese lassen es nicht am Gebrauch ungehöriger Waffen fehlen. Sie räumen dem Gefühl und der Leidenschaft einen Einfluſs auf die Untersuchung ein, und erwidern den Vorwurf der Empfindelei durch den der Barbarei, des Blutdurstes, der Unvernunft u. s. w. Sie scheuen sich nicht, es *Justizmord* zu nennen, wenn gewissenhafte Richter ein Todesurtheil gegen einen Schuldigen fällen, wenn ein Fürst, der das Recht förderlich ergehen läſst, dasselbe bestätigt. Fühlen sie nicht, wie sie dadurch ihrer guten Sache selbst schaden? Sie bringen, was gegen die längst als verwerflich erkannten qualificirten Todesstrafen zur Genüge gesagt ist, nicht minder, wie mangelhafte Weisen der Vollstreckung, Unsicherheit, in einzelnen Fällen — als Gründe gegen die Strafe überhaupt vor. Sie berufen sich auf die Erfahrung, daſs die Todesstrafe nicht abschrecke u. s. w. Dieses alles trifft indessen so wenig die Hauptfrage, als die Berufung auf die, jetzt wohl in unsern Staaten nirgends vorkommende Erfahrung, daſs die Ausübung der Strafrechtspflege wohl auch als Mittel eines Miſsbrauches gedient habe, — ein Grund, der nicht gegen die Todesstrafe allein, der vielmehr gegen die Strafe überhaupt gälte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XC.

***Bilder griechischer Vorzeit. Von Wolfgang Robert Griepenkerl. Berlin, Posen u. Bromberg bei Mittler*. 1833. 110 S. 8.**

„Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!" Das waren die Worte dessen, der uns in seiner Diction die reinste Fülle jener gefeierten Jonischen Eleganz erschloſs und gleichwohl die Achilleis unvollendet lieſs; er mochte eben in andern Gebilden, wie in Hermann und Dorothea, lieber auf deutschem Boden und in modernem Sinne Homeride sein. Die schöne Form erzeugt sich in dem Gebiete der Kunst als eine fertige geschlossene Objectivität; die Gegenwart, im Genuſs der Schätze aller Vergangenheiten, mag sich dieselbe aneignen und assimiliren: den Inhalt und den Sinn giebt der Dichtung doch immer die eigne Zeit. In der Sinnesweise einer in sich abgerundeten Kunstepoche, die der vollendeten Vergangenheit angehört, fortzudichten, ist einerseits gewagt und miſslich, wie andrerseits die Berechtigung dazu fehlt, weil der Dichter wesentlich den Interessen seiner Zeit angehört, wofern er mehr aus productivem Drang, denn aus angeübter Anschauungslust fremder Gebilde arbeitet. Jene Anregung macht nicht immer einen glücklichen, diese aber überhaupt selten einen Dichter.

Die drei Bilder aus der griechischen Mythenwelt, die uns das vorliegende Heft bietet, berechtigen in Betreff des zweifelsohne jugendlichen Verfassers zu nicht unbedeutenden Erwartungen, obschon zunächst die gegenwärtigen Leistungen mehr ein philologisches als ein dichterisches Interesse gewähren. Der Standpunkt, den der Dichter sich hier schuf, ist mehr ein künstlicher als ein wirklicher Standpunkt der Kunst, wie ihn das Bedürfniſs der literarischen Gegenwart erfordert. In dem Gebiete, das der Verf. betreten, kann sich die Kraft zum Gestalten eines Stoffes oder zum Bilden von Figuren kaum erproben; nur in der Diction bleibt der Productivität ein freier Raum verstattet und hier finden wir in der That ein reiches, ansprechendes Talent.

Das erste Bild ist eine lyrisch-epische Dichtung in fünf Gesängen, die Orions Geburt, Erziehung, Liebe, Tod und seine Metamorphose darstellt. Die Personificirung der Naturmächte ist das eigentliche Element, in welchem der griechische Mythus bald zart und kindlich, bald geheimniſsvoll groſs sich bewegt, und die Auffassung des Stoffes verräth den classisch gebildeten Dichter, dessen sprachgewandte Diction sich im jonischen Weltentakt des alten Maaſses anmuthig schaukelt. Trotz dem Streben, ganz homerisch in der Färbung und im Tone der Rede zu sein, mischt sich jedoch in den Strom der Darstellung eine Eigenthümlichkeit, die irgendwie immer hervortreten wird und sich überhaupt schwerlich ganz verläugnen läſst. Wo sich der Dichter lebendiger von einer Anschauung ergriffen fühlt, da wird aus dem epischen Fluſs ein bewegterer Strom. Die Schilderung des Jagdzugs der Artemis, Orions Anruf an die Göttin, seine Sehnsucht nach dem Mondgestirn — diese Partieen, die als die bedeutsameren Gemälde uns freundlich entgegentreten, sind in einem dithyrambischen Schwung gehalten, der nicht homerisch ist. Auch schon dadurch, daſs die Personificirung der Naturgewalten, die sich im Homer weit naiver und ungesuchter und wie von selbst einstellt, hier Zweck und Intention des dichtenden Individuums ist, scheint uns der Beweis gegeben zu sein, daſs ein Vorbild überboten, aber in der eignen, selbstgegebenen Begrenzung schwerlich ganz getreu erfaſst werden könne.

Da sich der Dichter bei vorgefundenen Gedanken, Tropen und Anschauungen nur in der Diction als productiv erweisen kann, das Interesse, das seine Leistung bietet, mithin vorzugsweise ein sprachliches ist, so sei es erlaubt, unter den sonst so geschmackvoll gebauten Distichen zwei Hexameter herauszuheben, die Homers nicht würdig sein möchten.

S. 21 findet sich der Vers:

„*Aber die Thränen in Strömen entfielen den bebenden Wangen*".

Einen solchen hüpfenden Thränenstrom, der dem bekannten Verse vom Rollen des Steines fast nachgebildet scheint, kennt der alte Natursänger nicht; der unbewuſste Trieb sicherte ihn vor einem Miſsgriff dieser Art, obschon er kein Verskünstler war, wie unser Dichter sich als ein solcher in der Vossischen Schule erweist.

S. 8 giebt der Vers:

„Wenn du die Bitte verschmähst, — es erschüttre die Festen mein Arm dir"

eine ebenso falsche Spielerei mit der dactylischen Lebendigkeit. Mitunter ist Voſs mehr als Homer copirt, wie sich dies vielfach belegen lieſse. Zu den schöneren Stellen, wo die Diction ihre Schulmanieren überflügelt, gehört auſser den angeführten auch die Klage der Eos um den sterbenden Geliebten, den die eifersüchtige Göttin mit ihrem Pfeile erlegt. Artemis tödtet ihn, aber am nächsten Frühtage steigt ein neues Gestirn aus den Wellen der weinenden Morgenröthe, und Eos hüllt es in ihren rosigen Schleier, während die neidische Luna immer bleicher und stiller zurücksinkt. Sprache und Rhythmus, beide gleich sorgsam gewählt und ausgebildet, erreichen hier vollständig die elegische Wehmuth des griechischen Mythus.

Das zweite mythologische Gemälde, „die Geburt der Aphrodite", giebt schon dem Stoffe nach dem sprachgewandten Verf. den schönsten Spielraum zur Malerei der epischen Diction. Minder bedeutend und den Gehalt der Fabel nicht vollauf erschöpfend sind die beiden Elegieen, mit der Ueberschrift: „Niobe."

XCI.

1. *Biblische Dichtungen von J. P. Lange. Elberfeld*, 1832. *bei C. J. Becker.* 175 *S. gr.* 12.
2. *Die Göttlichkeit der Bibel. In fünf Gesängen, von K. H. Sack. Ebend.* 1832. 52 *S.* 8.

Seit das erste Schwert von seinem Herrn mit dem ersten Gedicht begrüſst wurde, hat die Kunst ihre schönsten Gaben an Krieg und Sieg geknüpft. Schon das Volk des alten Testaments sang seine schönsten Lieder, wenn es siegreich aus dem Kampf mit den Feinden seines Gottesstaates hervorging und die Rede der Propheten wird zum Triumphgesang, wenn sie auf die auswärtigen Völker ihre Drohungen werfen. Da unter den vorliegenden Gedichten besonders das zweite selbst die Absicht ausspricht, gegen einen Feind unsrer Tage zu Felde zu ziehen, und zugleich seinen eignen Sieg besingt, können wir sie auch als Siegesrufe ansehen, die am Abend einer Schlacht den Feind noch mit Gesängen voll Kraft und That bis zur Vernichtung an seinen eignen Thoren verfolgen!

Hr. Lange hat sich zum Gegenstand seiner „Dichtungen" aus dem Cyklus der biblischen Geschichten vom Paradies bis auf Paulus einzelne Partieen hervorgesucht, die mehr zu sanften Gefühlen anregen und an Helden, die in theokratischer Machtvollkommenheit ihr Volk aus Verknechtung, Depravation und Unterdrückung hervorgezogen haben, betrachtet er mit Vorliebe die Züge, die den Rahmen eines kleinen Bildes nicht überschreiten. So sieht er Moses nur auf dem Nebo, wie er das ihm verschloſsne Canaan überschaut, und David besingt er als Hirtenknaben im väterlichen Thale. Es ist dies dieselbe Erscheinung, die wir jetzt in der Malerei sehen, in der auch die biblische Geschichte zu Idyllen benutzt wird. Den einschmeichelnden Eindruck, den ein solches sauber und leicht ausgeführtes Bild sonst hervorbringt, verwischt Hr. Lange durch das Streben nach groſsartigen und erhabenen Bildern, die er in der unschönen Häufung von zusammengesetzten Wörtern und von Adjektiven zu finden glaubt. So beschreibt er unter andern Noah's Errettung aus der Fluth:

„Fest hielt uns über dunkeln Strudelschlünden
„Auf krauser Wellenzacke Gottes Hand,
„Das Lebensflämmchen, bang in Donnerwinden,
„Er bracht es treulich durch die Fluth ans Land.

Was durch das Adjektiv bezeichnet werden soll, muſs durch die Entwicklung der Handlung und durch ein abgerundetes Bild hervortreten und was die zusammengesetzten Worte betrifft, wenn in ihnen die Kraft und das Mark der Poesie gesucht wird, wie steht es dann um die Muster religiöser Poesie, um die Gesänge des Alten Testaments!

Wenn Hr. Lange zu unmittelbarem Genuſs einzelne Partieen aus dem Kreise der heiligen Geschichte wählte, so hat sich Hr. Sack die Göttlichkeit der Bibel zum Gegenstande eines zusammenhängenden Gedichts gesetzt. Das abstrakte Wort Göttlichkeit scheint zwar zunächst eher eine wissenschaftliche Abhandlung zu versprechen, indeſs Hr. Sack will nur so die Göttlichkeit des Inhalts der Bibel und ihren göttlichen Ursprung eruiren, daſs er die Aktivität Gottes in der That, die sein Reich stiftete, und in dem Wort, das die Geschichte seines Bundes uns überliefert hat, darstellen will. Eine Chronik der göttlichen Thätigkeit also, ein Epos, das der Gröſse seines Gegenstandes würdig ausgeführt als ein ewiges Gericht unter die menschlichen Gedanken treten würde, wenn wir es nicht schon hätten — die Bibel. Hrn. Sacks Darstellung beschränkt sich nur darauf, uns mit einer geläufigen und gebildeten Diction in *ottaves rimes* den Inhalt der biblischen Geschichte kurz zusammengedrängt und nur selten eine so schwere und compakte Masse in einem Versmaaſs, das nicht nur dazu einladet, sondern es nothwendig fordert, zu einem vollendeten Bilde geordnet und gegliedert vorzuführen.

Wenn nun aber Hr. Sack im letzten Gesange S. 46, nachdem er die Göttlichkeit der Bibel evident gemacht zu haben und sie der Kirche und Predigt als ein gerettetes und für immer gesichertes Palladium zu übergeben glaubt, sie nun auch der Wissenschaft in die Hand giebt mit den Worten:

„Verständig schöpfen lehre Wissenschaft,"

so kommt der Dichter auf denselben Punkt zurück, auf dem er war, ehe er die gefährdete und verkannte Göttlichkeit des Buches besang. Denn welches ist die Wissenschaft, die er mit dem Preis und der Spolie seines dichterischen Kampfes beschenkt? Und ist es nicht ein Zweifel an der Autarkie und Lebenskraft der Bibel, wenn er sie nur bei einem verständigen Gebrauch in Sicherheit sieht? oder vielmehr giebt er nicht selbst den Sieg auf, wenn er wieder der Macht des Verstandes Raum giebt und von Neuem die Negation auf den Kampfplatz zurückführt?

№ 67.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

1. *Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann.*

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. D. J. Chr. A. Grohmann.

(Fortsetzung.)

Wie freundlich auch das Princip der Besserungstheorie anspricht — sie kann nur neben der Gerechtigkeit, nicht statt derselben in Betracht kommen, und die Strafanstalt ist keine Bildungsschule ihrer wahrhaften Bestimmung nach. Nein, die Besserung mufs eine tiefere sein, und auf einen anderen Grund gebaut werden. Ist aber die mit der Bestrafung stets zu verbindende Rücksicht auf Besserung eine Pflicht gegen den Gefallenen, so ist doch diese Folge nicht der Grund, nicht die Rechtfertigung der Strafe. Freilich, die Besserungstheorie mufs sich gegen die Lebensstrafe erklären, — aber wenn sich deren Nothwendigkeit darthun läfst, so kann sie in den Fällen, wo diese eintritt, sich nicht gegen die Forderung der Gerechtigkeit geltend machen.

Aber ist denn eine solche Nothwendigkeit nachzuweisen? Darf der Staat ein Gut entziehen, das er nicht ertheilt hat, sondern nur schützt? Darf es insbesondere der christliche Staat?

Dies führt uns näher zur Betrachtung der Schriften, an welche diese Bemerkungen angeknüpft werden. Der Vf. derselben würde sich bei näherer Kenntnifs der juristischen Literatur überzeugt haben, dafs das Bild, welches er sich von dem wissenschaftlichen Treiben im Gebiete des Strafrechts macht, grofsentheils dem heutigen Standpunkte nicht mehr entspricht; er würde sich haben die Mühe ersparen können, manche irrige Theorieen zu bestreiten, die längst und weit gründlicher widerlegt sind, er würde andere in einer wahrhafteren Bedeutung kennen gelernt, und dann nicht umhin gekonnt haben, auf andere Weise mit ihnen zu verfahren, da sie ihm keineswegs die Blöfsen bieten, die er nun entdeckt, und mit Erfolg benutzt zu haben glaubt.

Wir wollen es bekennen, dafs wir mit einem gewichtigen Gegner der Lebensstrafe zu thun haben. Seit längerer Zeit hat er in verschiedenen Abhandlungen, von mehreren Gesichtspunkten aus, obschon nicht überall unbefangen, den Gegenstand betrachtet. „Ich habe früher — sagt der Verf. — die Unrechtmäfsigkeit und Unzweckmäfsigkeit der Todesstrafe nach psychologischen, gerichtsärztlichen Gründen *gezeigt*." „Hier geschiehet dieses nun in juridischer Hinsicht selbst nach Gründen des Rechts und nach Grundsätzen der Vernunft."

Was jene frühern Abhandlungen betrifft, die ich mit Theilnahme gelesen habe, so sieht man auch ohne Rücksicht auf alle die Entgegnungen, denen sie Raum geben, nicht wohl ein, wie die Frage nach der Rechtmäfsigkeit oder dem Gegentheil anders als auf dem Gebiete des Rechts und der Sitte, und wie sie auf dem der gerichtlichen Arzneikunde gelöset werden könne. Auch die Psychologie bietet nur hinzutretende Momente dar, indem ihr vornehmlich die der Strafe zu Grunde liegende Lehre der Zurechnung, der Schuld, mit angehört; sie ist es, aus der sich eben die Nothwendigkeit der Todesstrafe begründen läfst. — Aber der Verf. scheint doch von seiner apodictischen Behauptung, das alles gezeigt zu haben, wieder etwas nachzugeben, denn er geht gleich zu der subjektiven Erklärung über: „*Ich* kann mich nicht überzeugen, dafs die Todesstrafe ein rechtbeständiges Recht sei." Das Thema der weiteren Darstellung wird nun so bezeichnet: „Sie ist das Uebel eines barbarischen, ungebildeten Alterthums. Soll denn aber, fragen wir, die Menschheit nicht fortschreiten, sollen

die unverbrüchlichen persönlichen Rechte der Menschheit ewig unter den alten statutarischen Formen begraben liegen? — Hernani sagt: *en vérité la vie d'un homme est grande chose!*"

Es ist wahrhaftig so wenig unter den Vertheidigern der Todesstrafe, als auch bei denen, die sie nach den Gesetzen zuerkennen, und bei der Gesetzgebung selbst zweifelhaft, dafs ein Menschenleben, sowohl das des frevelhaft Gemordeten, als das des Mörders selbst, etwas Wichtiges, Grofses sei, dafs wir nicht dafür der Autorität des französischen Schauspieldichters bedürfen. Die oft ängstliche Sorgfalt bei dem Beweise, das ganze Verfahren, wie es jetzt stattfindet, bestätigt dieses, und würdiger ist dies wohl nicht leicht wo ausgesprochen, als in der P. G. O. von Carl V. im Art. 150 a. E. Die Todesstrafe ist aber überhaupt nicht auf einen besonderen Zweck berechnet, sie ist vielmehr in ihrer Bedeutung die Vernichtung des irdischen Daseins, die Rettung des Geistigen durch das Hingeben des Leiblichen, sie trifft nicht das Leben als solches, sondern das zeitliche, vergängliche, den Leib in der Sinnenwelt. Soll dieses geschehen, so kann es sich nicht um Zweck und Mittel handeln, sondern es mufs die Nothwendigkeit da sein, dafs dem Höheren das Niedere, dem Ewigen das Vergängliche, der Idee, sie ist das Leben der Gerechtigkeit, dasjenige geopfert werde, was bereits todt, ohne fernere Berechtigung nicht dagegen bestehen darf. Nicht *Rache* ist es, nicht *äufserliche Vergeltung*, nicht *Unrecht* gegen *Unrecht*, *Gewalt* gegen *Verbrechen*, — nein, es ist die Aufhebung des Unrechts, welches sich in seiner höchsten Potenz personificirt hat, so dafs es ohne Widerspruch nicht weiter bestehn kann. Dafs eine solche Nothwendigkeit nicht eintrete, dafs nicht das physische Leben, hier und in noch anderen Fällen, der Idee nachgesetzt werden müsse, das hat noch Niemand erwiesen, aber das Gegentheil macht sich selbst geltend, und die Natur und Sitte und Religion bestätigen es. Nur über die Fälle, die immer seltener werden müssen mit fortschreitender Gesittung, können die Meinungen getheilt sein; hier zeigt sich dann vornehmlich der Einflufs der volksmäfsigen, politischen, selbst der religiösen Ansichten. Wo aber von *Tod* und *Leben* die Rede ist, sollte man beide tiefer erfassen, als es meist bei diesen Verhandlungen geschieht; man legt dem Leben des Leibes einen unendlichen Werth für sich bei, und wiederum wird der Tod, als das unendliche Uebel betrachtet. Allerdings ist er, sofern er als Strafe statt hat, die schwerste Strafe, nur wenige Verbrechen können jene Nothwendigkeit der Sühne der Gerechtigkeit durch den Untergang begründen; dann aber, indem er die wahre Befreiung ist, den furchtbaren Widerspruch löset, den der Schuldige auch in sich selbst fühlt, und den er, sobald er erwacht und zur vollen Einsicht seiner Schuld gelangt ist, nicht zu tragen vermag — dann ist er, wie die Strafe überhaupt eine *Wohlthat*. Man hält sich häufig viel zu oberflächlich an den Ausdruck von Strafübeln. Jene äufserste Nothwendigkeit ist das Gefühl des Schuldbewufsten, und auch in einem dann verübten Selbstmord spricht sich nicht selten dieses, man kann sagen, höchst tragische Moment aus. Tragisch nenne ich es, im Sinne wie bei Aeschylos, und noch mehr bei Sophocles, besonders in der Antigone, jene Nothwendigkeit des Untergangs geoffenbart ist. So sagt sehr treffend *Seneca de ira lib. I. Cap. V. i. f.* „*ultima supplicia sceleribus ultimis ponat, ut nemo pereat, nisi quem perire etiam pereuntis intersit.*" Von der Strafe sagt er: „*non enim nocet, sed medetur specie nocendi*, — *nec ulla dura videtur curatio, cuius salutaris effectus est.*" Man sieht, die Wahrheit ist nicht von heut und gestern, und aus dem Alterthum und der Vorzeit, die nicht so barbarisch sind, wie man sie nennt, wenn es gerade pafst, ist vieles zu lernen.

Die vorliegenden Schriften verdienen die sorgfältigste Erwägung, auch wegen der Tüchtigkeit der Gesinnung und der Leistungen des Vfs. Aber man mufs, um seine Unbefangenheit zu bewahren, sich weder durch die das Gefühl so sehr ansprechenden Ansichten im Voraus bestimmen lassen, noch den vielfachen unbilligen und grundlosen Urtheilen, den wiederholten Schmähungen, welche die Strafgerechtigkeit als Rache und Rohheit bezeichnen, den offenbaren Einseitigkeiten einen Einflufs, der gegen den Verf. einnehmen könnte, einräumen. Wir finden in vieler Hinsicht so treffende Bemerkungen, dafs wir über diese nur zur Rechtfertigkeit unserer Wissenschaft das Eine erinnern, dafs sie nicht von dem Verf. zuerst hervorgebracht, sondern längst von Vielen anerkannt sind. Dahin gehört die Anerkennung des Zusammenhanges des Rechts mit der Sitte und Religion, die Verwerfung aller blofs

relativen Theorieen, die Mifsbilligung aller grausamen, durch ihre Vollstreckung empörenden Qualificationen der Todesstrafen, der Anwendung derselben bei einer Menge nicht todeswürdiger Verbrechen, — die am wenigsten bei uns, am meisten in England stattfindet, — die Abweisung aller, aufserhalb des Strafrechts liegenden Gründe, die zu jenem äufsersten Mittel führen sollen. Indem ich in der Art, wie die Hauptfrage zu stellen und zu erörtern sei, so wie in Betreff ihrer nothwendigen Begrenzung, mit dem Verf. einverstanden bin, ist es nur das Ergebnifs, in welchem ich ihm beizutreten nicht im Stande bin. Zuerst ist ein Mifsverständnifs zu beseitigen, dessen Folgen sich durch einen grofsen Theil der Abhandlung des Verfs. ziehen. „Wie kommt es, (fragt er S. 5) dafs die *Strafrechtswissenschaft*, welche den rechtlosen Zustand abwehren soll, so lange ohne Begründung, also selbst ohne wirklich durch einen von der Vernunft begründeten Rechtsanspruch gewesen ist?" und S. 6: „Wie kommt es, dafs die *Strafrechtswissenschaft straft*, ohne doch ihre Strafen rechtsgemäfs erweisen zu können?" Allein bekanntlich ist es nicht die *Wissenschaft*, welche straft, und somit trifft sie auch kein Vorwurf, selbst wenn er gegen das *Strafrecht* gegründet wäre. Ferner weifs, wer die Geschichte kennt, dafs in allen Gebieten, nicht blofs in dem des Rechts, die Sache selbst und ihre Realität früher vorhanden war, als die Aufzeigung ihres Begriffes, als die Wissenschaft und die Berechtigung der Sache selbst; ihre Ansprüche auf Existenz sind darum nicht minder da, dafs sie erst später *er*kannt, dafs sie vielleicht lange Zeit *ver*kannt sind. Wohl mufs bei fortschreitender Bildung das wissenschaftliche Bedürfnifs sich aussprechen und befriedigen, zunächst indem es das Bestehende, die bereits vorhandene Wahrheit zu begreifen sucht, aber wer dürfte sagen, es sei ihre Berechtigung erst seit dem Augenblicke vorhanden, wo sie sich dem Denker offenbart? Darum wird die Wahrheit und auch das Recht nicht *er*funden, sondern sie wird *ge*funden, wie das, was schon *da ist*. Wenn nun längst vor der Strafrechts*wissenschaft* das Straf*recht* da war, so ist seine Berechtigung, die wenn auch mangelhafte Verwirklichung der Idee des Rechts, auch gegründet; die Wissenschaft kann und soll diese erkennen, aber nicht schaffen. Vollends hat das Recht in seiner Objektivität sich nicht abhängig zu machen von den mancherlei guten, geistreichen, witzigen Einfällen, mit denen man demselben zum *Recht* des Daseins zu verhelfen sucht. Mangelhaft aber ist die Realisirung, theils überhaupt, weil sie in das Gebiet der Endlichkeit tritt, theils und insbesondere in einer bestimmten Zeit, weil diese, wenn auch die Arbeit der Geschichte der Vorzeit ihr zu Statten kommt, doch wieder eigenen Beschränkungen unterliegt und einer weitern Ausbildung bedürftig und fähig ist. Gründliche Kenner werden daher dem Rechte unserer Zeit, wenn auch vieles der Besserung bedarf, nicht den Vorwurf der Barbarei oder Unvernunft machen, und wer mit dem Zustande zur Zeit der Entstehung der P. G. O. Carls V. und ihrer Grundlage bekannt ist, wird nicht anstehen, auch die Fortschritte anzuerkennen, welche durch dieselbe gemacht worden sind. Das Princip der Gerechtigkeit zu Tage gefördert, und damit dasselbe nicht nur begründet, sondern auch realisirt zu haben, das ist die Arbeit der Geschichte des Geistigen, das Werk der Vorsehung, und hierin liegt der bereits bewiesene Anspruch, den die Gerechtigkeit hat, zu bestehen. Mag man die einem ungebildeten Zeitalter angehörigen rohen Strafarten, wie längst geschehen, verwerfen, mag man sie, weil die *erscheinende* Strafe nicht ihrem Begriffe völlig angemessen ist und war, selbst als von der Vernunft nunmehr unberechtigt erkennen: das Vernünftige, das Recht war dabei die Anerkennung, dafs das Unrecht nicht bestehen dürfe, sondern dem Rechte weichen müsse, dafs das Verbrechen bestraft werden solle, und zwar von Rechtswegen und aus keinem andern Grunde. Wir können daher für den uns hier beschäftigenden Gegenstand alle Theorieen bei Seite lassen, die nicht die Gerechtigkeit zur *Grundlage* und zum *Zweck* machen. Nur bei der Theorie der Wiedervergeltung verweilen wir noch etwas länger. Ihr liegt die Ansicht zu Grunde, dafs der Verbrecher in der vergeltenden *gerechten* Strafe, eben weil sie dieses ist, ein durch seine Schuld verdientes Uebel erfahre, dafs diese Schuld das zu Beurtheilende und Aufzuhebende sei, dafs daher ihm nicht mehr und nicht minder widerfahre, als seine Verwirkung — nicht blofs der Wille, nicht blofs die That als Erscheinung, sondern beides zusammen als Handlung — nöthig mache, wodurch blofs aufser seiner Handlung fremde Rücksichten, z. B. wieviel Uebel man zur Abschreckung Anderer, zur Aufrechthaltung des psy-

chischen Zwangs u. s. w. bedürfe, ausgeschlossen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCII.

Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaafse der Urschrift, aus dem Spanischen vollständig übersetzt, von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Löflund, 1833. VIII u. 235. S. 8.

Ausländische Dichterwerke metrisch zu übertragen ist empfehlenswerth, weil es der einzige Weg ist, neben dem Inhalte auch den Styl des Originals wiederzugeben, worin sich der Genius des Dichters auf die unmittelbarste Weise ausspricht, dem aber die Prosa ihrer Natur nach widerstrebt; metrische Werke aber ohne poetischen Gehalt metrisch zu übersetzen, ist verlorene Arbeit, und das oft unbewufste Streben, dem Style nachzuhelfen, verleitet zur Untreue und giebt ein falsches Bild des Originals. Die zahlreichen spanischen Romanzen, welche die Geschichte des Nationalhelden Cid Ruy Diaz umfassen, sind, da sie nicht einer und derselben Feder entsprangen, von sehr ungleichem Werthe. Volkslieder sind nur wenige darunter und diese sind allerdings poetisch: sie lassen sich ohne Schwierigkeit an ihrem Style erkennen, den man aus den von Jacob Grimm mit richtigem Gefühle für den Volksgesang ausgewählten carolingischen Romanzen kennen lernen kann; den übrigen nicht volksmäfsigen, wenn auch namenlosen Stücken ist zwar nicht sammt und sonders dichterischer Geist abzusprechen, allein viele derselben tragen die Kennzeichen verbildeten Geschmacks, ein Haschen nach Gleichnissen selbst aus der alten Geschichte und Mythologie, einen pomphaften Ausdruck und dazu überall die Neigung, den einfachen Helden recht trotzig und hochfahrend auftreten zu lassen. Herder fühlte diese Mängel recht wohl und gab daher eine Bearbeitung oder Umdichtung, keine Uebersetzung der Cid-Romanzen; er tilgte was ihm ungehörig schien und so gab es ein anziehendes vielgelesenes Buch. Wer uns gleichwohl diesen Dichtungskreis in strenger Uebersetzung vorlegen will, den führt nur *ein* Weg zu glücklicher Lösung seiner Aufgabe: er sammle, sichte und wähle als Kritiker. Der Text der gegenwärtigen Uebersetzung ist, wie die Vorrede berichtet, „der von Escobar besorgte und im Jahr 1828 von Brönner in Frankfurt herausgegebne." Die Sache ist eigentlich die: Escobar sammelte vor etwa hundert und funfzig Jahren die Romanzen vom Cid; die erste Ausgabe ist v. J. 1688, Recensent kennt nur die zweite v. 1702; von dieser Sammlung ist die Frankfurter ein Abdruck. Allein dies Hülfsmittel ist für einen Uebersetzer nicht ausreichend, da es bei weitem nicht alle Romanzen liefert, die man in den verschiedenen *Romanceros* und *Cancioneros* findet: von den fehlenden konnte Rec., der sie früher selbst einmal zusammengetragen, leicht ein Verzeichnifs geben. Da Hr D. sich ganz auf Escobar beschränkte und nicht einmal die Sammlungen von Grimm und Depping benutzte, da er also Gutes wie Schlechtes aufnehmen mufste, so verleitete ihn, wenn er eine unpoetische Arbeit vor sich hatte, sein poetisches Gefühl ganz gegen sein Versprechen, uns eine „in Wort und Form treue Uebersetzung" zu liefern, zu der eben berührten Methode des Besserns, wobei leider auch Mifsverständnisse des Originals unterliefen. Rec. kann dies gleich mit der ersten Romanze belegen, Vs 21—34:

mandó Uamar á sus fijos
y sin decilles palabra
les fue apretando uno á uno
las fidalgas tiernas palmas,
no para mirar en ellas
las quiromanticas rayas
que este fechicero abuso
no era nacido en España,
mas prestando el honor fuerças
á pesar del tiempo y canas
á la fria sangre y venas,
nervios y arterias heladas,
les apretó de manera,
que dixeron: señor basta.

Wörtliche Uebersetzung: „er (Cids Vater) liefs seine Söhne rufen und ohne ihnen ein Wort zu sagen, prefste er einem nach dem andern die zarten Junkerhände zusammen, nicht nur in ihnen zu betrachten die chiromantischen Linien, denn dieser Hexen-Mifsbrauch ist nicht in Spanien entstanden, sondern indem die Ehre trotz der Zeit und den grauen Haaren Kraft verlieh dem kalten Blute und den eisigen Adern, Nerven und Arterien, prefste er sie dergestalt, dafs sie sagten: Herr, es ist genug." Poetische Uebersetzung des Hrn. D.:

Seine Söhne läfst er rufen,
Und ohn' auch ein Wort zu sagen,
Von den dreien edlen Brüdern
Eines jeden Hand er fafste,
Nicht um chiromant'scher Weise
Ihre Linien zu betrachten:
Denn in solchen Zauberkünsten
War er fremd als edler Spanier;
— Mehr hielt er auf Ehr' und Kühnheit,
Zeugen sind die weifsen Haare —
Sondern ihre frischen Hände,
Blutvoll und voll Nervenkraft, er
Nun erfafste so gewaltig,
Dafs sie riefen: Herr, o lafs es!

Es werden also die weifsen Haare, bei dem spanischen Verfasser ein Zeichen der Schwäche, hier zu dem der Kühnheit, und das kalte Blut des Greises verwandelt sich in das frische der Jünglinge. Ob der Deutsche sagen darf: den *dreien* edlen Brüdern, giebt Rec. beiläufig zu bedenken. — Hr. D. hält sich übrigens streng an die Form des Originals und bildete daher auch die Assonanz nach; in wiefern dies trotz dem Vorgange bekannter Meister rathsam sei, bleibe dahingestellt: ohne diese Fessel würde gegenwärtige Uebertragung gewifs mehr Gelenkigkeit zeigen.

F. Diez

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

I. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann.

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. Dr. J. Chr. A. Grohmann.

(Fortsetzung.)

Wer die Strafe auf die Idee der Gerechtigkeit gründet, wird hiermit einverstanden sein. Aber vielleicht ist keine Theorie mehr angefochten worden, als eben diese. Einestheils verschulden dieses die unhaltbaren Begründungen der Theorie. Es ist namentlich auch nicht zu läugnen, dafs ihr Hauptbegründer, Kant, gerade durch seine Herleitung und Ausführung derselben wohlgegründeten Widerspruch herbeiführen mufste. Theils aber sind von Seiten der Gegner gleich bei der Art, wie sie jene Theorie auffafsten, die sonderbarsten Mifsverständnisse vorgekommen, durch deren Aufdekkung allein eine grofse Zahl ihrer Einwendungen sich von selbst erledigt. So verwechselt man gewöhnlich *drei* Momente, die nicht alle gleich wesentlich der Wiedervergeltungstheorie angehören, obgleich manche von deren Vertheidigern sie aufgenommen haben. Nehmlich 1) *Vergeltung* als *Princip* des Strafrechts. Dieses ist so weit richtig, als es den Sinn hat, dafs durch die Strafe nur Gerechtigkeit, und darum eine nothwendige Reaktion gegen den Uebertreter geübt werden soll; 2) *Vergeltung* in dem angedeuteten Sinn, als *Maafsstab* der *Bestrafung*, der aus der Schuld entnommen, ihr gleich sein soll, — auch dies ist zuzugeben, dafs die Strafe, welche mehr zufügt, oder weniger, als verdient ist, nicht eine gerechte sei; 3) Vergeltung als Princip für die *Wahl* der Straf*art*, dafs der Schuldige *dasselbe* erfahre, was er gethan oder verletzt habe, die *talio* des alten Rechts, z. B. das Mosaische Auge um Auge, Zahn um Zahn, oder der XII. Tafeln G. bei Realinjurien und Verletzungen der Gliedmaafsen. Nachdem das historische Moment, welches dieser Talion eine Bedeutung verlieh, längst bei geläuterten Ansichten seine Berechtigung verloren hat, ist es nun freilich richtig, dafs diese *buchstäbliche äufsere* Vergeltung, dem nothwendigen zweiten Princip, der Vergeltung, als *Maafs-Werth* widerspreche, dafs an die Stelle der geforderten Gleichheit vielmehr das Gegentheil trete. Es ist längst die Unausführbarkeit und Ungerechtigkeit jenes Satzes gezeigt worden, und dafs man, ohne Rücksicht auf andere Gründe, welche in der Gleichheit dem *Worte* nach, eine Ungleichheit der *Sache* bewirken, schon aus äufsern, faktischen Gründen zu Abweichungen und dazu genöthigt sei, dem *speciellen* Aequivalent ein *allgemeines*, den *Werth* überhaupt, zu substituiren. Aber ist es nicht zu bedauern, wenn bis in die neueste Zeit die Gegner nicht aufhören, sich bei Würdigung der Vergeltungstheorie immer nur an dieses letzte, nicht einmal wesentliche Princip, an die Talion zu halten, um den leichtesten Sieg sich zu bereiten? Indem wir mit dem Verf. jene äufsere Vergeltung für ungerecht erklären, können wir sie auch nicht als Rechtfertigung der Todesstrafe anerkennen, wodurch zugleich für die Vollstreckungsarten, sollten diese z. B. den Gräfslichkeiten einer bestimmten Mordthat entsprechen, die empörendsten Weisen zum Vorschein kommen müfsten. Aber darin, dafs, selbst wo qualificirte Todesstrafen zulässig waren, diese doch auf eine kleine Anzahl und Form beschränkt blieben, liegt die Anerkennung, es sei ein anderes Princip, was der Todesstrafe zu Grunde liege, eine Vergeltung anderer Art, Aufhebung des Daseins des Frevlers am fremden Dasein und am göttlichen Gesetz, nicht die *bestimmte* Todesart gegen die gleiche, die der Ge-

mordete erlitt. Daraus nun, dafs auf jene Weise die Lebensstrafe nicht rechtlich begründet werden kann, folgt noch nicht, dafs auch das andere richtige Princip dazu ungenügend sei.

Aber der Verf. stellt für das Strafrecht überhaupt ein anderes Princip auf, dessen Bestimmung jedoch bei der Unsicherheit und den theilweisen Widersprüchen seiner Angaben und der Verwechslung von Behauptungen mit Beweisen nicht ganz leicht fällt. Nach der Widerlegung der relativen Theorieen, sofern sie die Todesstrafe rechtfertigen sollen, wird S. 21 gesagt: „der höchste Grundsatz des menschlichen Lebens, der Sittlichkeit, der Intelligenz ist und mufs auch der Grundsatz des Rechts und des Strafrechts sein. Ohne diese Bedingung ist durchaus kein Recht und keine Rechtsstrafe denkbar." Ohne aber anzugeben, wie denn dieser höchste Grundsatz laute, heifst es weiter: „dies ist *also* das nächste und höchste Criterium, die Rechtmäfsigkeit einer Rechtsstrafe zu prüfen, die Rechtsstrafe darf nicht dem Principe der Sittlichkeit entgegen sein, sie darf nicht die Rechte der *Persönlichkeit* der *Menschennatur* ausschliefsen; sie mufs dem Grundsatze — Strafe soll *bessern* — nicht widersprechen." Alles, was nachher bemerkt wird, liefert aber weder den Beweis dieser Sätze, noch liegt in ihren Prämissen, dafs die Strafe bessern solle. Freilich soll sie es, soweit dieses wichtige Ziel durch dieselbe erreicht werden kann, aber ohne jenen ersten unerläfslichen Beweis darf gar keine Strafe, auch nicht zu dem menschenfreundlichen Zwecke der Besserung erfolgen, und da Besserung niemals der Rechtsgrund der Strafe ist, so kann auch aus ihrem Princip kein Gegenargument gegen solche Strafarten entlehnt werden, mit deren Princip das der Besserung unvereinbar wäre. Wo die Freiheit beschränkt wird, mufs gesorgt werden, dafs der Frevler wo möglich gebessert in die Gesellschaft zurücktritt, aber diese Rücksicht ist so sehr verschieden von der des Rechts, dafs weder eine bekundete Besserung eine Abkürzung, noch ein Mangel der bessern Gesinnung eine Verlängerung des gerecht bestimmten Maafses veranlassen darf. Amts-Entsetzung, Unfähigkeit zu Würden haben ihren Grund in der Nothwendigkeit, nur würdige Personen in Aemtern zu haben; ob dieses zur Besserung diene, ist gleichgültig, und auch der gebesserte Dieb soll kein Kassenbeamter, der gebesserte Bestechliche kein Richter mehr werden. Eben so wo die Macht der Idee über das physische Leben Herr wird, und hierin liegt ihre Sittlichkeit, da ist die Hoffnung der Besserung, dafs z. B. der Verbrecher sein Lebenlang keinen Mord mehr verüben würde, kein Grund, welcher der gerechten Strafe im Wege stehen könnte. Uebrigens erkennt doch der Verf. S. 25 selbst an: „dafs die Rechtsstrafe nicht unmittelbar das Princip der moralischen Besserung in sich enthält, oder dasselbe zum Zweck habe," und mit seiner Folgerung, „dafs sie dasselbe doch auch nicht ausschliefsen solle", bin ich, unter der angegebenen Beschränkung einverstanden. Eine Hauptdifferenz aber zwischen der Ansicht des Verfs. und der fast allgemein angenommenen, die durch die Lehre der Geschichte und der Entwickelung des Vernünftigen in ihr bestätigt wird, ist, dafs er die Person mit ihrem Rechte, die *Persönlichkeit über* den Staat setzt, und während diese vielmehr das Vergängliche, er das Bleibende, Nothwendige und höher Berechtigte ist, dem jenes, wie z. B. im Kriege, zur Rettung desselben, und so auch für die Gerechtigkeit nachgesetzt werden mufs, so im Gegentheil der *Staat* dadurch beschränkt werden soll. Im regelmäfsigen Zustande wird sich keine Collision ergeben, vielmehr hat die Person erst in und durch den Staat ihre Freiheit als sittliche, d. h. als Bewufstsein, dem Staat anzugehören, dessen Nothwendigkeit anerkannt wird, und hiermit ihren Schutz. Aber, wenn es zur Collision, zur Nothwendigkeit des Opfers kommt, dann kann nicht das Allgemeine dem Besondern, nicht der Staat dem Individuum nachstehen, und es würde, so fern nicht durch das Rechtsprincip die Bestimmung für die Beseitigung gegeben wäre und zur Ausführung käme, ein Kampf um die Existenz eintreten, und sich im Wege äufserster Gewalt nichts desto weniger das Recht des Staats bewähren, und dessen Dasein auf Kosten des untergeordneten Wohls erhalten. Der Vf. stellt aber S. 22. den Grundsatz auf: „der Mensch habe, indem er unbedingter Zweck an und für sich sei, — ein unbestreitbares Recht, auch für die *Sinnlichkeit*, die Persönlichkeit gegen alle Angriffe sinnlicher willkürlicher Gewalt zu behaupten. Der Staat sei diesem seinem höchsten Begriffe nach, die *negative* Seite der Pflichtenlehre, den heiligen Bezirk der positiven Pflichten gegen alle Eingriffe einer Sinnengewalt, gegen alle Angriffe gewaltsamer sinnlicher Bedingungen zu beschützen. Wenn es in der positiven moralischen Gesetzgebung heifst: „ „Du sollst dein Leben erhalten, oder

dich nicht tödten, auch dich nicht an dem Leben deines Nächsten vergreifen,"" so folgt daraus unmittelbar das Vernunftrecht, die gegenseitige bedingte und bedingende Rechtsbefugnifs, sich gegen jede solche äufsere Pflichtverletzung der Persönlichkeit zu schützen, alle gewaltthätigen Eingriffe von der Persönlichkeit der Vernunftwesen abzuhalten. Es liegt aber nun zugleich in der Bedingung dieser Abwehr, dafs diese selbst, in wie fern sie das Unrecht abwehren soll, nicht selbst auch die sittliche Grenze der Persönlichkeit überschreite und zum Unrecht werde, d. h. jede Abwehr, Strafe und Strafgesetzgebung ist an das unerläfsliche Maafs der moralischen Persönlichkeit und Intelligenz gebunden."

In dieser Stelle ist der Mittelpunkt des Systems zu suchen. Einverstanden mit dem Satz: „die Strafe soll die moralische Persönlichkeit des Menschen nicht verletzen" werden auch diejenigen Vertheidiger der Gerechtigkeitstheorie sein, die etwas tieferes als Abwehr, in der Strafe erkennen, aber der Satz selbst bedarf einer nähern Bestimmung, namentlich fragt sich, theils, ob in dem nothwendigen Hingeben des leiblichen Lebens eine Verletzung der weit über diesem stehenden, und von demselben unabhängigen Intelligenz enthalten sei, die doch auch nach dem physischen Tode als fortdauernd angenommen werden mufs, theils, da nicht blofs Angriffe auf die Persönlichkeit des Einzelnen, sondern auch gegen den Staat und das Recht unmittelbar abzuwehren sind, ob jene sogenannte moralische Persönlichkeit überhaupt das höchste Recht in Anspruch zu nehmen habe? Und ob, wenn man des Verfs. Prämisse zugesteht, die Beschränkung der Persönlichkeit und Freiheit, in lebenslanger, oder langdauernder Haft etwa nicht enthalten sei? Wir finden S. 62 Note *) die richtige Bemerkung „der Begriff der Todesstrafe sei „gar sehr" (besser: „durchaus") verschieden von der Tödtung des Angreifers im Falle der Nothwehr". Wenn es aber weiter heifst: „Eine solche Nothwehr steht *auch* dem Staate zu, und ist vollkommen Recht z. B. gegen den Ueberläufer der Quarantaine oder Cordons in Pestzeiten, oder gegen den Verräther in Kriegszeiten. Hier gilt das unmittelbare Standrecht, „Noth bricht Eisen"", so liefse sich mancherlei dagegen erinnern. Schon die Berufung auf ein unmittelbares Standrecht und eine Nothwehr, die *auch* dem Staate zustehe, führt zu einer unrichtigen Ansicht der Ableitung des Rechts des Staats von dem der Einzelnen. Die Nothwehr aber würde hier, angewandt zum Schutz des Lebens, grade das opfern, was unverletzlich sein soll, der Tod des Verräthers, *nach* verübtem Verrath, diesen nicht mehr abwehren, *vorher* aber eine blofs politische Maafsregel sein, die der Verf. sonst selbst nicht gutheifst. Es mufs aber für solche Fälle ein höherer Rechtsgrund aufgezeigt werden, wonach zwar allerdings dieselben von der Strafe verschieden sind, aber unter einem gemeinschaftlichen Princip höherer rechtlicher Nothwendigkeit stehn, wie denn Nothwehr etwas anderes ist, als Eisen brechen, nicht ein Recht „in der unmittelbaren Eile der Noth" etwas zu thun, was eigentlich Unrecht wäre, sondern was hier geschieht, ist Recht gegen das Unrecht, und jedes Uebermaafs ist selbst Unrecht.

Eine andere Seite ist es, von der der Verf. vornehmlich die Todesstrafe angreift. Sie betrifft die Zurechnung, und wir kommen hier in ein anderes weites Gebiet von Streitfragen. Der Vf. sagt: „Es ist unläugbar, dafs die *intelligibeln* persönlichen Rechte aufser dem Bezirke des Strafrechts liegen, denn — sie machen selbst ja nur erst ein Staats- und Strafrecht möglich. Eben so unläugbar ist es aber auch, dafs das Strafrecht sich nicht an dem Menschen als Material, an seiner *physischen* Natur vergreifen darf — denn auch diese ist nur ein gegebenes und macht erst den Staat *möglich*. Ohne Vernunftrechte, die heilig und unverletzlich sind (richtig), ohne Menschen- und Völkerleben als körperliche Erscheinung ist keine Existenz des Staats denkbar." Freilich ohne Menschenleben kein Staat. Aber das soll doch wohl nicht der *Beweis* der Unrechtlichkeit der Todesstrafe sein? Insofern hier etwas blofs Faktisches behauptet wird, so müfste der Tod, der aller Menschen Schicksal ist, auch ohne die Strafe, die doch der allerselteanste Ausnahmefall ist, es müfsten Kämpfe für das Vaterland, statt den Staat zu retten, ihn auflösen.

(Der Beschlufs folgt.)

XCIII.

Sophoclis Trachiniae. Recognovit et adversariis enarravit Ioannes Apitzius Ph. Dr. AA. LL. M. Halis Saxonum MDCCCXXXIII. S. 340 u. XII. 8.

Ein Buch hat vielfache biographische Aehnlichkeit mit dem Menschen. Wie es in heiligen Autorschmerzen geboren, wie es schon in den Windeln der Druckerei von Vettern und Basen

als ein Wunder von Kind umstaunt wird, wie es sich dann von Weltumgestaltung und Unsterblichkeit träumend, mit einer Dedikation, als Wechsel auf irgend eine bedeutende Firma versehen, in die Welt hinauswagt, in elegantem Einbande antichambrirt, von einem befreundeten „Rufer im Streit" auf dem Jahrmarkte des Ruhmes, in dem Büchergedränge der Literaturzeitungen und der geschäftigen Müfsiggängerei der übrigen Journale angepriesen wird, wie es umsonst auf Käufer harrt, und im besten Fall einen Augenblick umdrängt, begafft and bekrittelt wird, um dann für immer der Vergessenheit zu verfallen oder einem neuen Autor, polygamisch mit anderen Leidensgefährten, sein Bestes zu einem neuen Buch, zur Fortpflanzung des unseligen Eintagsgeschlechtes herzugeben, — das etwa ist die rührende Analogie des gröfsten Theiles der Bücher und Menschen. Wessen Herz nicht mit dreifachem Stahl umpaazert ist, der wird, jenes Verhängnisses eingedenk, das auch seiner wartet, über ein Buch, über einen Menschen, und gar über einen Autor, das ist Mensch und Buch in Einem, nimmer hart urtheilen zu müssen wünschen.

So dachte ich, als mir die Lesung des oben genannten Buches noch eine neue Analogie erschlofs: die nämlich, dafs beide, jugendliche Bücher und Menschen, den schönen Wahn mit einander theilen, man müsse sie nehmen, wie sie sind, man müsse das Neue und Eigenthümliche, worin sie sich fühlen, wie gering es auch sei, dankbar anerkennen und entgegen nehmen; sie ahnden noch nicht, dafs die Aufmerksamkeit, die sie fordern, auch Forderungen machen darf, dafs ein Paar Weizenkörner nicht der Mühe Werth sind, einen Haufen Spreu, Kehricht u. s. w. zu durchsuchen, dafs endlich, nach dem Münzfufs wissenschaftlicher Leistungen, alles, was seinem Gehalt nach unter dem Nominalwerthe seines Gepräges ist, zur Scheidemünze gehört, die, gut genug für den kleinen Verkehr, für Almosen und Klingebeutel, als Metall wenig gilt und gar zu dem Nationalvermögen kaum noch ein Verhältnifs hat.

Refer. mufs, um Mifsdeutungen vorzubeugen, versichern, dafs vorliegendes Buch keineswegs zur philologischen Pfennigliteratur gehören will, obschon es sich bereits zum Theil in einem anderen Abdruck (*ad summos in philosophia honores rite capessendos*) verbreitet hat. Und fragt man, was es und für wen es sein will, so giebt die Vorrede etwa Folgendes zur Antwort: „der an Geist Schwache und der mit Gelehrsamkeit wenig Ausgerüstete wird von dem Buch wenig Nutzen haben" und dann: „auch geringfügigere Dinge sind in den Adversarien mit aufgenommen, und zwar so, dafs der Leser von dem Leichteren zum Schwereren hinübergeführt wird." ist das für den an Geist Starken und mit Gelehrsamkeit wohl Versehenen, sind für den die „*tironum causa*" geschriebenen Bemerkungen? oder die aus römischen und griechischen Autoren citirten Parallelsentenzen? oder die Alltäglichkeiten über *Ἰφίτου βία*, über das instrumentale ἐν und Aehnliches?

Die Form, die der Hr. Verf. für den erläuternden Theil seiner Arbeit hat wählen wollen, ist die von Adversarien, d. h. von willkürlichen Bemerkungen und Einfällen, an dies oder jenes Wort des Textes angeknüpft. Wenn der Hr. Verf. sich nicht der ganzen Zufälligkeit, welche diese schlechteste Form gelehrter Arbeiten gestattet, hingegeben, sondern eine Art fortlaufenden Commentars nur mit diesem scheinbar anspruchsloseren Namen genannt hat, so scheint es fast, als habe er damit im Voraus jeden Tadel, dafs ihm zufällig nichts Besseres eingefallen ist, abwenden wollen. In der That die Philologie darf heutigen Tages höhere Anforderungen an den Herausgeber einer Sophokleischen Tragödie machen, als der Hr. Verf. an sich selbst gemacht zu haben scheint. Die Fragen höherer Kritik, die sich namentlich bei dieser Tragödie vielfach aufdrängen, werden entweder ganz übergangen, oder beiläufig über Bord geworfen. Ueber den ästhetischen Werth des Stückes begnügt sich der Hr. Verf., die interessante Kritik Schlegels mit Folgendem abzufertigen: „Ich möchte wohl wissen, warum wir die Trachinierinnen den übrigen Stücken des Sophokles nachsetzen, warum sie seines Genies unwürdig nennen sollen?" Der Ansicht, das Stück enthalte Spuren einer doppelten Recension, wird mit einer gewaltsamen Umstellung der Verse in der Hauptbeweisstelle (vs. 85.) begegnet. In Beziehung auf die Zeit, in der die Tragödie verfafst sei, versichert der Hr. Verf.: *est ipsa juvenis Sophoclis, nondum arte sua satis exercitati, ut Rhesus forsitan Euripidis — illa mea est sententia, quam qui quaesiverit confirmatam inveniet;* in der That, ein bombenfester Beweis; gleich als wäre es in der Poesie wie in der Philologie, und mit den grofsen Sternen der Jahrhunderte wie mit uns Irrlichtern einer kurzen Gegenwart; gleich als müfste ein Sophokles auch erst schlechte Schriften edirt, und allmählig sich mehr Mühe zu geben, tiefere Gedanken zu fassen, ein ernsteres Streben zu entwickeln begonnen haben.

Ich bin davon abgekommen zu sagen, dafs, das Metrische anlangend, der Hr. Verf. auch nicht den Versuch hat machen wollen, etwas zu leisten, dafs er von den neuerdings angeregten Fragen über die Personenvertheilungen im Chor u. s. w. keine Notiz genommen hat, dafs er den Text der Tragödie ohne andere kritische Hülfsmittel als die bekannten und seinen Scharfsinn, oft glücklich, öfter willkürlich und unnöthiger Weise verändert hat. Das und Aehnliches will ich übergehen, um schliefslich alles Ernstes mein Bedauern darüber auszudrücken, dafs sich auch unter uns jüngeren Philologen diese unwissenschaftliche, pretensiöse und unerfreuliche Art zu arbeiten wiederholt, um deren willen unsere Disciplin verrufen ist; es thut mir dies um so mehr leid, als sich in dem vorliegenden Buche deutlich genug zeigt, dafs es dem Hrn. Verf. weder an Gelehrsamkeit und Fleifs, noch an Talent fehlt, um Bedeutendes zu leisten, und in die frische Regsamkeit, welche die jetzige Philologie auszeichnet, fördernd mit einzugreifen. —

Joh. Gust. Droysen.

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

I. *Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann.*

II. *Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. D. J. Chr. A. Grohmann.*

(Schlufs.)

Es heifst nun weiter S. 32: „Wenn also (!) Strafen weder an der unmittelbar intelligibeln, noch auch an der unmittelbar somatischen Natur des Menschen verhängt werden dürfen, so entsteht die Frage, welches ist nun das Strafobjekt, oder an welchen Bestimmungen, in welcher Beziehung kann und darf der Mensch gestraft werden? Es *giebt* drei Objekte, *wie* sich nämlich die allgemeine Natur in Rücksicht der Bestimmung, oder Selbstbestimmung äufsert". Ich gestehe, dafs mir in dieser kurzen Stelle mehreres undeutlich ist. Das: „*es giebt*" ist ein empirisches Aufzählen ohne Begründung, das „*wie*" ist eine Modalität, die nicht das Objekt, sondern etwas an ihm erklärt, — die „*allgemeine*" Natur läfst auf einen Gegensatz schliefsen. Jene *Objekte* sind nun „Wille, Naturgewalt" und „noch ein drittes, wodurch sich ganz eigenthümlich das Sein der menschlichen, sinnlichen Natur zu erkennen giebt, es ist nämlich die Willkür, das Gemisch von halb freier und halb nothwendiger Bestimmung, von theils selbstthätigen Vorstellungen, theils passiven sinnlichen Antrieben und Eindrücken". „Diese Willkür ist nun das eigenthümliche Strafobjekt, sie *bezieht* sich auf den Menschen als Erscheinung, als ein zwischen Vernunft und Sinnlichkeit getheiltes Wesen". Diese Willkür wird nun weiter bestimmt, als die einer blofs unbesonnenen leichtsinnigen Handlungsweise, als der mit Verstand und Berechnung ausgeführte Vorsatz, und als der böse, wiederholte Vorsatz. Diese drei Arten der Willkür stehen nun in Beziehung auf die mannichfaltigen Objekte des willkürlichen Seins und Handelns, deren auch drei Arten sind: „Es ist nämlich Vieles in der Welt, was *gleichsam* blofs *umhergestreut* ist, die scheinbare *res nullius*, woran sich die Willkür so gern und am meisten übt. Das Objekt ist *gleichsam* eben so herrenlos, als die Willkür selbst." „Eine zweite Art ist das mehr *gebundene* Sein und Leben, was die äufsere und innere Sphäre des Menschen bindet, das Mein und Dein der Personen und des Eigenthums. An diesem Objekte übt sich nun mehr der sogenannte Vorsatz, die mehr sich bindende und nach sinnlichen Zwecken handelnde Willkür". „Ein drittes Objekt endlich, was kaum mehr Objekt genannt werden kann, ist die persönliche Natur des Menschen selbst, es sind die persönlichen Menschenrechte u. s. w. welche mit heiliger Achtung hervortreten, und es dürfte kaum eine Willkür zu finden sein, die ohne Scheu, ohne Furcht dieselben verletzte". „Das Strafrecht kann nun ganz allein diese Willkür zum Objekt haben, die Rechtsbefugnifs der Strafe ist nun das moralische Gesetz selbst, diese Willkür zu verdrängen, und sie durch angemessene Mittel, durch Zwang oder Strafe zu bessern. Aus diesen Sätzen bestimmt der Verf. die allgemeinen Grenzen der Rechtsstrafe, und geht über „zu den *Mitteln*, *durch* welche, und *an* welchen (!) die Strafe verhängt werden darf." „Der Mensch tritt in die Welt ein zwar als Naturobjekt, als ein schon bestimmtes, und *gleichsam fertiges* Wesen, aber auch zugleich als ein Wesen, welches erst *werden*, seine intelligible Laufbahn durch seine eigenen Kräfte eröffnen und vollenden soll. Zwischen dem intelligibeln Reiche der persönlichen Rechte, und der äufsern sinnlichen, wie schon fertigen und bestimmten Natur liegt nun ein mittleres, an welchem sich die Frei-

heit des Menschen erprobt, oder durch welches erst der Mensch seine Persönlichkeit erweiset, und zum persönlichen Wesen in und für die Sinnenwelt wird." Dahin gehören *Arbeit*, *Freiheit* und *Ehre*, und nur sie sind Mittel und Objekt der Rechtsstrafe. „Alle andere Strafen liegen aufser dem Gebiete des Staats, und sind entweder irrational oder unmenschlich und grausam."

Treffend wird gegen manche verwerfliche Strafarten gesprochen. Doch heifst es, dafs die Strafe „*erstlich* das nothwendige Merkmal zu bessern habe," und dafs dann neben der *Milde* die *Gerechtigkeit* erst hinterher in Betracht kommt. Jene drei Strafarten sollen S. 40 auch noch so gerechtfertigt werden: „Die Willkür sündigt am meisten an folgenden Gütern der Menschheit: Eigenthum, Freiheit, Ehre. Also Arbeits-, Freiheits- und Ehren-Strafen. Alle andern Strafen sind vom Uebel." Allein sündigt die Willkür nicht auch am Leben und den s. g. Urrechten, und zwar dem Leben der Individuen und dem des Staats, und ist denn das Verbrechen nur Verletzung individueller Rechte, und nicht vorzugsweise des Rechts selbst? Wenn hier das Objekt der Verletzung entscheidet, so kann auf *diesem* Wege nicht die Unstatthaftigkeit der Lebensstrafe gezeigt werden.

Wir kehren zu der Frage nach der Zurechnung zurück. Wenn die Schwierigkeit, selbst Unmöglichkeit, die Schuld und Zurechnung, das Dasein der s. g. Freiheit oder des Gegentheils zu bestimmen, behauptet wird, und dafs „noch *gerechtere* Einwürfe gegen die Todesstrafe sich *auf* die Erkenntnifs der Zurechnung beziehen", so wird man zugeben, dafs diese der hier zu erörternden Frage ganz fremd sei. Die Zurechnung ist die Bedingung des Verbrechens überhaupt; wo sie fehlt, ist gar keine Handlung, auch keine Strafbarkeit da, und wenn die Unmöglichkeit, sie zu erkennen, feststände, so würde diese einen allgemeinen Grund, nicht gegen die einzelnen Straf*arten*, sondern gegen alle und jede *Strafe* darbieten. Mit der Frage nach der Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe hat aber jene angebliche Unmöglichkeit nichts zu thun: diese Strafart könnte man als rechtmäfsig anerkennen, und es wäre dann ein faktisches Hindernifs ihrer Anwendung in jedem *einzelnen* Fall, wenn man aufser Stande wäre, ihre Prämisse, die Schuld, die Zurechnung, festzustellen. Vollends entsteht ein gefährlicher Widerspruch, wenn man diese Unmöglichkeit nur auf Fälle der todeswürdigen Verbrechen bezöge, hingegen jene Bedenken nicht trüge, wo es auf andere Strafen, z. B. lebenslange Haft, ankäme, die nicht minder dieselben Voraussetzungen haben mufs. Die Unzulänglichkeit seiner Gründe scheint der Verf. zu fühlen, indem er die aus der Schwierigkeit der Frage über die Zurechnung, die „noch gerechtern" nennt. Wer wollte läugnen, dafs diese Frage eine schwierige sei — aber sie ist nicht unauflöslich, wenn man sich nur darüber Rechenschaft giebt, worauf es bei der Beurtheilung ankomme, wenn man nicht der Lehre des Determinismus, deren neuer Vertheidiger vielfach eine Autorität für den Verf. ist, und nicht einer Theorie sich hingiebt, die mit der Freiheit und Möglichkeit der Zurechnung zuletzt allen Unterschied zwischen Recht und Unrecht aufgiebt. Der Verf. behauptet allgemein, der Gerichtsarzt solle Bedenken tragen, über die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers bis zur möglichen *Todesstrafe* zu urtheilen, und nennt S. 20 es Blendwerk einer mechanischen Theilung: „der Gerichtsarzt habe sich nicht, um die juristische Consequenz des gefällten Urtheils, (nämlich über die Zurechnung) zu bekümmern. Gewissenhafte Aerzte werden, *wenn* sie die Zurechnung begründet finden, sich durch die Gröfse der dem Verbrecher bevorstehenden Strafe so wenig verleiten lassen, ihrem *Eide* entgegen zu handeln, als unter gleicher Consequenz andere gerichtlich vernommene *Zeugen*. Wohin würde eine Theorie führen, die es erlaubte, den *Eid* zu verletzen, wenn auf der Beobachtung desselben eine strenge aber gerechte Folge für den Schuldigen gegründet würde. Sollen wir für uns gutheifsen, was ohnlängst Golberg den Geschwornen mit Recht zum Vorwurf machte? und was sich auch schon bei Juristen zeigt? (Vgl. *Eugène Sue* (*la Coucaratcha II. S.* 195. *Bruxelles* 1832.)

Die Ergebnisse seiner weitern Untersuchung stellt der Vf. S. 64 dahin auf: die Todesstrafe ist 1) „*unzweckmäfsig*, weil sie den äufsern Zweck nicht erreicht, den sie erreichen soll." Allein sofern von dem Zwecke noch *vor* dem Rechte die Rede sein kann, so ist dieser Einwand falsch; — weil sie keinen andern Zweck, als den der Strafe überhaupt hat, den verbrecherischen Willen aufzuheben, und im äufsersten Falle zu vernichten, und diesen erreicht sie vollständig, 2) *unrechtmäfsig*, 3) *unrecht*, jenes, „weil das Recht ihrer Anwendung unerweislich sei" — aber damit ist kein Beweis geführt, sondern nur etwas Anderem *widersprochen*, — und

„die Bestimmungen über Freiheit und Zurechnung zweifelhaft seien", dieses: weil — „die physische und intelligente Natur den Staat erst möglich machen; das Leben an sich eine *unendliche* Gröfse ist, die bis in die *Ewigkeit* reicht, und kein Mensch, kein Staat das Recht hat, diese Linie abzukürzen, oder abzuschneiden." Dafs der Staat dieses Recht nicht habe, war aber zu beweisen und steht daher nicht recht logisch als ein Argument dessen angeführt, was Gegenstand des Beweises ist. Die in die Ewigkeit reichende unendliche Gröfse wird aber, eben weil sie dieses ist, von dem physischen Tod, dem nothwendigen, nicht berührt, also auch nicht in den seltenen Fällen, wo zur Rettung der Seele der Leib hingegeben werden mufs. Darum wenn 4) aus „christlicher Philosophie und Religion" die Todesentziehung Unrecht ist, bemerke ich, dafs allerdings die Lehre des Christenthums, und zwar der Geist derselben, nicht einzelne Stellen, die man für und gegen die Todesstrafe brauchen kann, befragt werden müssen. Unmittelbar entscheidet die Religion nicht. Aber das wissen wir, dafs *der Tod*, den *Christus* überwunden, und *das Leben*, das wir durch ihn gewonnen haben, beides nicht die des *Leibes* und des *vergänglichen Daseins* sind, von denen hier allein die Rede ist.

Historische Unrichtigkeiten finden sich mehrere in dieser Schrift. So namentlich ist die öfter vorkommende Behauptung falsch, dafs wir in Deutschland mit dem *Mosaismus* des alten Testaments, das zugleich mit dem neuen, und der Annahme des Christenthums zu den Völkern gekommen, auch die *Todesstrafe* überkommen hätten. (Vgl. z. B. *Tac. Germ. c.* 12.)

Die zweite Schrift: „*An die landständische Versammlung zu Dresden, für die Abschaffung der Todesstrafe*", enthält nur kürzlich die Resultate der erstern und die Bitte um deren Berücksichtigung, nebst der Verwahrung gegen einige Mifsverständnisse.

Gewifs wird jeder dem Eifer des Verfs. und seiner Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch nicht seinen Gründen beistimmen. Um so weniger aber dürfen wir verhehlen, dafs er gegen seine Gegner, die er „Freunde der Todesstrafe" nennt, (das sind sie nicht, wenn sie auch dieselbe so gut, wie berühmte Kenner der heiligen Schrift, wie Luther und jetzt wieder Ammon, für gerecht und zulässig halten) nicht selten unbillig ist, und seine Darstellung nicht stets in den Grenzen leidenschaftloser Forschung sich bewegt. Man kann sich nicht bergen, dafs z. B. Hegel, dessen Grundsätze, von welcher Seite man sie auch betrachten möge, der sorgfältigsten Prüfung würdig sind, dadurch nicht, wie es sich ziemt, behandelt wird, wenn statt des Versuchs der Widerlegung eine kurze Abfertigung mit den Bezeichnungen des „Obscurantismus und Scholasticismus" erfolgt, der längst zur Genüge erörterten Mifsdeutungen hier nicht einmal zu gedenken. Der Wahrheit wird dadurch nicht gedient, und jedenfalls ist es nicht der auf solche Weise Angegriffene, der dadurch verliert.

J. F. H. Abegg.

XCIV.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch. Hamburg, 1833. 8. *CXX u.* 946 *S.*

Während die Soc. f. wissensch. Kr. einer ausführlichen Beurtheilung dieses Gesang- und Gebetbuchs von einem berühmten Mitarbeiter an diesen Jahrbüchern entgegensieht, hat der Unterz. mit diesem Werk nähere Bekanntschaft gemacht. Es sind ihm insonderheit an dem Inhalt des 1. Anhangs, der den Liedern und Gebeten vorausgeht, mancherlei Zweifel aufgestofsen, die er nicht gern unterdrücken möchte. Darauf allein sich beschränkend ist der folgende Aufsatz entstanden, welchem, sowohl um den Werth, den die Soc. auf jene geistliche Liedersammlung legt, in voraus zu bezeugen, als auch die zu erwartende umfassendere Beurtheilung als nahe bevorstehend anzukündigen, hier eine Stelle vergönnt worden ist.

Zur Erreichung des Zwecks, den der verehrte Hr. Herausgeber dieser Sammlung in der Vorrede ausgesprochen hat, zunächst eine vielseitige Prüfung derselben zu veranlassen, möchte ich sehr gern diesen, wenn gleich nur geringen Beitrag geben, nämlich nur in Bezug auf die Grundsätze, nach denen die Lieder des christlichen Kirchenjahrs geordnet worden sind. Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Gedanken zu loben, von denen diese sinnige, zum Theil auch tiefe Erfassung des an sich tiefen Sinnes der ganzen kirchlichen Sonn- und Festtagsfeier durchdrungen ist. Das Tiefe des kirchlichen Cyclus an sich ist allein das christlich-Gedankenvolle darin; dieses aber bestimmt

sich aus der vorhergegangenen Erkenntnifs des wahren Inhalts der christlichen Religion selbst und überhaupt, auch abgesehen von ihrer liturgischen und hymnologischen Entwickelung. Wer sich daher daran begiebt, diese bestimmten Ergüsse des christlichen Geistes, welche sich in der Form heiliger Lieder darstellen, auf der Grundlage des christlichen Kirchenjahrs zu ordnen und den Platz wiederzufinden, welchem ein jedes durch sich selbst angehört, kann dieses nur aus dem Ganzen der christlichen Lehrerkenntnifs thun und es wird nur in dem Maafs gelingen, als er, wie der Hr. Herausgeber dieser Sammlung, sich zuvor in dem Innersten des Heiligthums christlicher Erkenntnifs wohl orientirt und zurechtgefunden hat. Das christliche Kirchenlied ist nichts in diesem Sinn Selbständiges, dafs es durch sich allein zu verstehen wäre. Bevor der christliche Geist sich in Liedern aussprach, hatte er schon viele vorhergegangene Stufen überstiegen. Er machte zuerst das Wort überhaupt zu seiner vollkommensten Offenbarung, gleichwie Gott selbst als das Wort die Offenbarung des Vaters ist. Das Wort ist dann weiter, wie es das einsame ist, auch das gemeinsame. Die Stiftung der wahren Religion ist als solche auch die Stiftung der wahren Kirche und hier erst finden wir das Lied als Ausdruck der gemeinsamen Erbauung. Es gehören daher, wie das auch bei dem Hrn. Herausgeber nicht zu verkennen ist, grofse Studien des christlichen Geistes, Wortes und Gottesdienstes überhaupt dazu, um dem christlichen Kirchenlied seinen rechten Platz in dem allgemeinen Liederkreise des christlichen Kirchenjahrs zu vindiciren. Ob dieses nun überall in diesem Werk und in gleicher Weise gelungen sei, möchte ich schon in Hinsicht auf einige der Grundsätze, wonach es geschehen ist, im Einzelnen sehr bezweifeln. Es sind nur zu oft *nur* Grundsätze, wonach der Hr. Herausgeber verfährt; aber das, was darin zum Grunde gesetzt ist, hat nicht immer den ursprünglich-christlichen Grundgedanken zum Inhalt, sondern nur eine subjektive Vorstellung, das sogenannte und nur zu oft genannte christliche Bewufstsein, welches, als dieses unmittelbare, sich nicht auch stets durch den nachgewiesenen objektiven Inhalt der christlichen Religion vermittelt und rechtfertigt. Thut es das nicht, so giebt es jeder andern Vorstellung auch das Recht, sich in gleicher Weise geltend zu machen, d. h. es hat nicht ganz Recht und auch nicht ganz Unrecht, wie der Irrthum auch. Die Wahrheit aber, die allein Recht hat, greift in der begreifenden Erkenntnifs über den Irrthum hinaus, und läfst ihn, als eine Einseitigkeit, hinter und unter sich.

Des Hrn. Verfs. höchst rühmliches und der willigsten Anerkennung werthes Bestreben geht auf eine systematische Aufstellung der gesammten kirchlichen Liedermasse. Man kann bei dem Ausdruck: systematisch, zumal in Bezug auf den Inhalt eines Gesangbuches, leicht erschrecken, weil man fälschlich dabei sogleich an Wissenschaft zu denken gewohnt ist. Indessen genügt schon zu richtigem Verständnifs die Einsicht, dafs Vieles ein System ist, ohne Wissenschaft zu sein oder ehe es zu dieser geworden. Das Weltsystem war an sich vorhanden, ehe es das Kopernikanische wurde; ebenso das Pflanzensystem vor dem Linneischen. Alles wissenschaftlichen Systems Aufgabe ist selbst keine andere, als das, was an sich System ist, nur in Gedanken zu verwandeln und es darin zu reproduciren; nur das Wirkliche wird so das Wahre. Wäre die christliche Religion (in der Bibel, als derselben äufserlichen Erscheinung, allerdings noch zerstreut) nicht *an sich* System d. h. nicht nur, innerer, widerspruchsloser Zusammenhang (für den Verstand die Konsequenz), sondern auch Ein Gedanke, der in dem Anfang seiner Entwickelung schon sein Ende in sich trägt und an diesem wieder in seinen Anfang zurückkehrt (für die Vernunft das System), so könnte sie es auch nimmermehr werden (in der Wissenschaft der Theologie). Es heifst zwar auch Vieles System, was es nicht ist. Man ist verschwenderisch, lügnerisch mit diesem Ausdruck. Es kann auch Vieles durchaus kein System sein oder werden. So ist auch in Bezug auf die kirchlichen Lieder unmöglich, ein System in ihnen selbst an und für sich zu entdecken, nicht nur, weil jedes Lied unabhängig von dem andern entstanden ist und für sich steht, als auch dessen Inhalt oft nur ganz subjektive, wenn gleich fromme, Gefühle und Zustände darstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 70.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
October 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Fortsetzung.)

Morgen- und Abend-Lieder, Lieder in Pest- und Kriegeszeiten, auf der Reise u. s. w. haben ihre Hauptbestimmung in gewissen an und für sich nicht geweihten Zeiten und Umständen. Ein anderes aber ist, wenn ein Lied sich an eine Thatsache des allgemeinen christlich-kirchlichen Lebens anschliefst, oder die Beziehung auf eine bestimmte Lehre des Evangeliums als Seele desselben in sich trägt; hiedurch rückt es in einen an sich seienden Zusammenhang hinein und hat die Fähigkeit in sich, sowohl durch diese in ihm selbst liegende Bestimmung, als auch durch die sich ihm öffnende Thür des Gedankensystems der Religion in den an und für sich seienden und kirchlich auch bestimmt ausgedrückten Organismus derselben hineingezogen und aufgenommen zu werden. In dieser Weise entsteht auf dem Grund und Boden des allgemeinen christlichen Kirchenjahrs ein hymnologisches. Die entscheidenden Bestimmungen für dieses sind theils in der Natur der verschiedenen Lieder, theils in der Grundidee des christlichen Kirchenjahrs zu suchen. Die Art und Weise, wie bis jetzt der reiche deutsch-kirchliche Liederschatz in den zahllosen Gesangbüchern den verschiedenen Momenten und Gliedern des kirchlichen Jahres verknüpft worden, ist theils ganz roh und äufserlich, theils zufällig und gedankenlos. Erst in dem vorliegenden Gesangbuch ist zur Lösung dieser Aufgabe ein besserer, sinniger Anfang gemacht, der in jedem Falle das Verdienst hat, von diesem Punkte aus das Geschäft früher oder später zu einem würdigen Resultat hinzuführen. Es ist auch noch in keinem so mit bestimmtem Bewufstsein geschehen: denn die Willkür mufste, um nicht entdeckt zu werden, sich scheuen, von ihrem Verfahren auch in bestimmter Weise Rechenschaft zu geben. Indem nun des Hrn. Verfs. Absehen darauf gerichtet ist: „die den Liedern zu Grunde liegenden Anschauungen und Ansichten aus ihnen selbst zu entwickeln und das Kirchenjahr in seiner tiefsten Bedeutung zu erkennen" S. 68. „und tiefer in den Geist jener ehrwürdigen, sinnreichen Einrichtung einzugehen und das uns noch Dunkele und von der christlichen Idee noch nicht Durchdrungene zur Klarheit bewufster Erkenntnifs zu erheben" S. 69 — so fragt sich doch noch, ob nicht auch bei ihm die Willkür in irgend einer Weise Raum behalten und eine solche Aufstellung der Lieder in dem Ring des Kirchenjahrs, wie sie hier versucht worden, den Grundideen des Kirchenjahrs wirklich entspreche.

Es ist zunächst ganz wahr bemerkt, dafs der Geist des Christenthums früh angefangen, die Zeiten des natürlichen Jahrs mit den Feiern des heiligen zusammenzubringen. Dies deutet auf den tiefen Einklang der Natur und des Geistes hin, der darin seinen Ausdruck und die Anerkennung seiner Wahrheit gefunden. Man kann auch noch zugeben, dafs das Fest der Auferstehung der Mittelpunkt dieser Gestaltung des Kirchenjahres war, wiewohl Pfingsten und Weihnachten die gleiche Beziehung und somit denselbigen Anspruch haben, wenn auch, wie es gewifs ist, das letztere erst im dritten Jahrhundert als Fest der Kirche hervortrat. Aber ein Princip der Eintheilung des Kirchenjahrs und der Einreihung der Lieder in dasselbe ist darin nicht enthalten. Ein solches kann allein der Grundgedanke des Christenthums selber sein, nicht eine solche äufserliche Beziehung und Zusammenbringung. In gleicher Weise unbegründet in solchem Princip ist die nachfolgende Eintheilung des Kirchenjahrs in die drei Abschnitte: Rüstzeit, Christi Lebenszeit und Kirchenzeit. Wir übergehen, was der Hr. Vf. ganz schön, aber abstract von den drei grofsen Zeiträumen der Weltgeschichte sagt, welchen die drei Hauptabschnitte des

Christenthums entsprechen sollen. Es ist vielmehr in einem einfachen Gedanken, der aber zugleich der allerreichste und alles enthaltende des Christenthums ist, der feste Punkt zu ermitteln, von welchem der ganze Organismus des christlichen Kirchenjahrs ausgeht, von welchem auch das entfernter stehende berührt und abhängig ist, und durch welches denn auch sämmtliche Kirchenlieder, nicht in die Unendlichkeit einer Kette auslaufend, sondern einen Ring bildend, gehalten und getragen sind. Welcher nun kann dieses anders sein, als der Gedanke des einen und selbigen Gottes, welcher Vater ist, Sohn und Geist? Es ist die unendliche Macht und Liebe des Vaters, welche wir verkünden und preisen in der Geburt des Sohnes, von wo wir nicht nur zurückschauen und erkennen, was die vorchristliche Welt war im Juden- und Heidenthum, sondern auch in die Zukunft hinsehen und erkennen, was sie durch ihn geworden ist: in beiden Beziehungen giebt sich der unendliche Rathschlufs des Vaters bei der Menschwerdung seines Sohnes kund (Advent — Epiphania). Es ist die unendliche Macht und Liebe des Sohnes, welche wir feiern in seiner Auferstehung, welches die ist von dem erlittenen Tode und der Sieg über Leiden und Tod überhaupt, welche demselben vorhergegangen (Fasten). Es ist die unendliche Macht und Liebe, welche der Geist selbst ist, der sich am Tage der Pfingsten ergiefst über die erste Schaar der Gläubigen, und vom Vater und Sohn ausgehend, nun auch in ihr das Prinzip aller Gottes-Erkenntnifs und Anbetung stiftet. Aber so wäre in den drei hohen Festen, obschon hiedurch nothwendig gesetzt, doch noch der Unterschied vorwaltend; es fehlte die Resumtion in die Einheit, welche der christliche Gedanke Gottes eben so nothwendig enthält, und die Erklärung, dafs dieser Unterschied keiner sei. Dies ist es, was ebenso nothwendig noch in dem Fest der Trinität auszusprechen war. Dafs dieses Fest im Bewufstsein und Leben der Kirche, obwohl nie verschwunden, doch so sehr zurückgetreten ist, hat wohl darin seinen Grund, dafs es substanziell keinen andern Inhalt hat, als die drei hohen Kirchenfeste und in seiner Bestimmung, den spekulativen Gedanken der *concreten* Einheit Gottes darzustellen, einer bestimmten, anschaubaren Thatsache ermangelt. Aber die intensive Bedeutung dieses Festes ist durch die extensive Beziehung um so mehr und genugsam dargethan, indem alle folgenden Sonntage des Kirchenjahrs keineswegs einfache Sonntage sind, oder in ihrer ganzen Ausdehnung nur, wie der Hr. Verf. will, die Sonntagszeit enthalten, sondern von dem Trinitatisfest her zählen und ihren Namen haben. Durch diesen Ausdruck des Dogma im Kirchenjahr hat die christliche Kirche asketisch oder praktisch nur dasselbige gethan, was sie in ihrem apostolischen Symbolum dogmatisch ausgesprochen hat und ist so in der besten Uebereinstimmung mit sich. Auf das Dogma von der Trinität an allen Seiten zurückweisend ist erst die unendliche Tiefsinnigkeit in der ursprünglichen Anlage des Kirchenjahrs zu erkennen, und es ist nichts als Willkür und Einseitigkeit, welche von dem Gedanken und der Intention der Kirche abstrahirt, wenn man irgend eine andere einzelne Lehre zu solchem Mittelpunkt machen will und wäre es auch die vom Erlöser: denn sie läfst zuvor noch die Frage thun, wer allein kann sein und ist der Erlöser? (Antwort: nur Gott, wie er ein Mensch ist, = Jesus Christus) und führt so in einen höhern Zusammenhang. Durch diesen, welcher die Grundlage des ganzen Kirchenjahrs ist, erklärt die Kirche, dafs sie an allen Sonn- und Festtagen nur so den wahren Gott im Geiste Jesu Christi erkennt und verehrt, dafs sie an allen nur den Dreieinigen in ihm erkennt und anbetet und dafs sie nur solche zu ihren Mitgliedern haben will und anerkennt, die als einfache Christen an diese Lehre *glauben*, und als Lehrer der Christen oder als Theologen mit diesem Dogma, welches nur für den sinnlichen Menschenverstand, der nur drei zählen kann, ewig ein Geheimnifs bleiben mufs, es auch zum *Wissen* gebracht haben.

Dieser seiner innern Bestimmung nach entwickelt sich denn das Kirchenjahr in zwei Absätzen, deren ersten man den historischen (vom 1. Advent — f. Trin.), so wie den andern, der vom Fest der Dreieinigkeit bis bis zum 1. Adv. geht, den didactischen nennen könnte. Die Einreihung der Lieder in die erste Abtheilung kann keine Schwierigkeit haben; nur würde ich Lieder für das Michaelis-, Reformations-, Todten- und Erndtefest, den Bufstag u. s. w. nicht mit den Liedern dieses ersten höchst feierlichen Kreises, wie der Hr. H. gethan, selbst nicht anhangsweise zusammengestellt haben, da diese Feiern theils nur einen Sonntag einnehmen, theils gar nur in die Woche fallen. Die Bemerkungen aber, womit der Hr. H. den Abschnitt von den Sonntagsliedern einleitet, gestehe ich gar nicht zu

verstehen. Es hat den Schein, als ob wir nun erst in das Innerste der gesammten Heilsordnung und der Gottesverehrung eintreten, als ob der erste historische Theil (bei weitem der wichtigste) gegen den zweiten zurückzutreten hätte, als ob bei jenem zeitliche (!) Rücksichten den Platz der Lieder bedingten, als ob das alles nur „Nebenbestimmung" wäre, was uns in der Vertheilung der Lieder an die hohen Feste geleitet hätte. Auch das folgende über den Eintheilungsgrund der Sonntagslieder ist sehr dunkel und ermangelt alles genügenden Nachweises der Nothwendigkeit. So viel sieht man wohl, dafs der Hr. Verf. in dem ersten, festlichen Theil der Liedermasse das Objektive des christlichen Glaubens sieht, in dem andern das Subjektive, dort die *fides, quae creditur*, hier die *fides, qua creditur*. Aber dieser Unterschied ist schwerlich in dem Inhalt der Lieder selbst gegeben, da dieses beides in jedem guten Kirchenlied, wie in aller Erkenntnifs, wesentlich zusammengehört und alles Subjektive nur in das Objektive getaucht einen Werth hat. Was daher S. 78. von den Sonntagsliedern im Unterschied von den Festliedern gesagt ist, gilt gleichsehr auch von diesen, unterscheidet sie durchaus nicht von diesen. In Wahrheit also ist es nicht der Fall, dafs, wie der Hr. Herg. sagt, „uns jetzt alles verläfst, was dem Kreise und den einzelnen Liedern die besondere Farbe und Haltung verlieh". Wenn es, wie der Hr. Herg. ganz richtig sagt, das Bewufstsein unseres Verhältnisses zu Gott ist, was in diesen Liedern dargestellet ist, so mufs es eben an dem Inhalt der drei hohen Feste, welche das objektive Christenthum in sich begreifen, seinen Gegenstand haben und behalten und dieser durch alle hindurchklingen. Diefs zeigt sich schon an den Eingangsliedern des öffentlichen Gottesdienstes, welche die Bestimmung haben, das Dasein und die Gegenwart jeder einzelnen Gemeinde in ihrer Gottesverehrung an das Dasein und die Gegenwart der allgemeinen, christlichen, an die grofse Gemeinde Gottes in Jesu Christo, anzuschliefsen und sie als innig vereint mit dieser und von allem Separatismus einer Secte fern, darzustellen. Und was verknüpft nun jede particulare Gemeinde mit der universalen anders, als der allgemeine christliche Glaube, das Bekenntnifs des Dreinigen, welches sie in ihrem Glaubensbekenntnifs mit allen christlichen Gemeinden auf Erden gemein hat? Diese Lieder in zwei Rubriken zertheilen 1) vom christlichen Gottesdienst und 2) Bekenntnifs des Glaubens an Gott, den Dreieinigen, wie noch in dem neuen Berliner Gesangbuch geschehen ist, widerspricht ebensosehr dem Begriff des christlichen Gottesdienstes, als dessen allgemeinen Glaubensinhalts.

Folgt man nun der innern Construction des evangelischen Gottesdienstes, so theilt sich ein Gesangbuch von selbst in die drei Theile des Eingangs, der Mitte und des Endes, so, dafs dann die besonderen Feste und Verhältnisse des christlichen Lebens ihre Stellung in der Mitte finden, die einzelnen oder individuellen, als über die Natur des öffentlichen Gottesdienstes hinausfallend, nur anhangsweise berücksichtigt werden. Aber diese allgemeine und formelle Eintheilung reicht nicht aus, um auch, was zu den Sonntagsliedern der Mitte gehört, zugleich zu bestimmen. Diese machen auch in dem vorliegenden Gesangbuch die gröfseste Schwierigkeit.

(Der Beschlufs folgt.)

XCV.

Europa. Physisch-geogr. Schilderung von J. F. Schouw, Prof. Mit einem Atlasse von 6 *Karten. Kopenh., bei Gyldendal.* 1833. 138 *S.* 8.

Der im Reiche der Wissenschaft anerkannte Verf. giebt uns hier einen Abrifs der physischen Erdkunde Europas, durch dessen Verdeutschung, da das Werk ursprünglich in dänischer Sprache erschienen war, er sich auch um die Freunde der Erdkunde in unserem Vaterlande wohl verdient gemacht hat; denn wir kennen in unserer Literatur kein Buch, das bei solcher Kürze uns eine so geistreiche Darstellung der physischen Verhältnisse unseres Erdtheiles gäbe. Neue Forschungen finden sich hier zwar nicht, aber sie dürfen auch nicht gefordert werden; denn der Verf. wollte hier nur ein Beispiel aufstellen, wie einem geographischen Lehrbuche eine vollkommnere und wissenschaftlichere Gestalt gegeben werden könne; dann aber sollten an diesem Orte diejenigen Belehrung finden, welche, wenn auch sonst gebildet, über die Naturverhältnisse unseres Erdballes im Dunkeln sind. Wer es aber je versucht hat, die bereits vorhandene Masse des geographischen Materials, sei es im Allgemeinen, oder in Bezug auf einen einzelnen Erdtheil, in einen so kleinen Raum zusammenzudrängen und dabei doch abschreckende Trockenheit zu vermeiden, der wird des Verfs. Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er die Blüthen auch der neuesten, zum Theil von ihm selbst angestellten Forschungen hier zu versammeln gewufst hat. Die Ordnung, in welcher der Vf. die einzelnen Theile Europas nach einander betrachtet, ist folgende. Er beginnt mit der skandinavischen Halbinsel, was hier von keinem störenden Einflusse ist, da jede Abtheilung des Buches ein in sich vollendetes Gemälde bildet; dann folgen Süd-Schweden, Finnland, Island, die Färöer, die Shetlands-Inseln

nebst den Orcaden und die brittischen Inseln. Hierauf geht der Verf. zur nordeuropäischen Ebene über und betrachtet danach die mitteleuropäischen Gebirge, die osteuropäische Ebene und die Krimm. Alsdann wird zum Balkan und den dinarischen Alpen fortgeschritten, nach welchen die Alpen, die Pyrenäen, die spanische, die italienische und die griechische Halbinsel allmählich an die Reihe kommen; den Beschluſs macht ein Vergleich der drei südeuropäischen Halbinseln, desgleichen Nord- und Süd-Europas und endlich ein allgemeiner Ueberblick über Europa.

Was nun das Buch besonders auszeichnet, ist, daſs der Vf. es meisterhaft versteht, einer jeden Seite seines geographischen Gemäldes ihr gehöriges Recht widerfahren zu lassen, daſs keine zum Nachtheil der übrigen vorwaltet, keine zu kurz abgefertigt wird; daſs er nirgends, ja selbst nicht da, wo eigene schätzbare Untersuchungen ihn am leichtesten dazu hätten verleiten können, mit Gelehrsamkeit prunkt, und daſs er dennoch überall etwas Vollständiges und Gediegenes liefert. Demnach wird zuerst die Configuration eines jeden Landes mit wenigen kräftigen Zügen gezeichnet, danach die geologische Beschaffenheit in allgemein verständlicher Uebersicht angedeutet, worauf der Verf. jedesmal eine Betrachtung der klimatischen Verhältnisse, so weit sie bekannt sind, folgen läſst. Diese dem Klima gewidmeten Abschnitte, welche in anderen Compendien gewöhnlich gänzlich fehlen, oder so unzweckmäſsig behandelt sind, daſs sie der gewöhnliche Leser überschlägt, erscheinen hier in Folge der vergleichenden Darstellung vorzugsweise belehrend und interessant, und der Uneingeweihte wird kaum ahnen, auf welcher gewaltigen Basis von mühsamen Beobachtungen und Rechnungen diese paar leichtflieſsenden Zeilen sich gründen. Die Vegetation, als durch das Klima bedingt, kommt hierauf an die Reihe und wird mit beständiger Rücksicht auf jenes behandelt; die vorzüglichsten wildwachsenden und Kulturpflanzen werden jedesmal angeführt, und zwar immer in einer leicht übersichtlichen Stufenfolge von Süden nach Norden und bei Gebirgsländern auſserdem in einer zweiten Skale, die vom Niveau des Meeres bis zur Vegetationsgrenze hinaufgeführt ist. Diese Behandlungsweise ist freilich nicht neu, erscheint hier aber durch Faſslichkeit und Präcision der Darstellung so ansprechend, daſs sie auch dem Laien Muth geben muſs, sich an dergleichen, sonst von ihm vermiedene Studien zu wagen. Auf die Vegetation folgt die Thierwelt eines jeden Landes, wobei der Verf. ganz zweckmäſsig sich meist auf die vierfüſsigen Haus- und wilden Thiere beschränkt; die Behandlungsweise ist dieselbe, wie vorher. Zuletzt werden immer noch mit wenigen Worten die Hauptthätigkeiten der Bewohner eines jeden Landes, wie sie durch die Natur desselben bedingt sind, hervorgehoben. Die drei letzten Abschnitte des Buches, deren Inhalt bereits oben näher bezeichnet wurde, setzen endlich die einzelnen Ansichten zu gröſseren Gemälden zusammen; die für die verschiedenen Theile Europas gewonnenen Resultate erhalten durch ihre Zusammenstellung einen neuen Werth und bilden die Elemente, aus denen der Verf. gröſsere und allgemeinere Resultate zieht, welche das Ganze würdig beschlieſsen. Wir überheben uns der unbelohnenden Mühe, dem in sich vollendeten Werkchen etwaige kleine Mängel nachzuweisen, und empfehlen dasselbe nicht bloſs denjenigen Lesern, für welche der Verf. es zunächst bestimmt hat, sondern sind auch der Ueberzeugung, daſs es sich als Leitfaden bei geographischen Vorträgen oder einem über die ersten Elemente bereits hinausgediehenen Unterrichte vorzüglich eignen würde.

Um aber dem verehrten Hrn. Verf. sowohl, wie auch dem Leser zu erkennen zu geben, daſs wir nicht deshalb, weil uns vielleicht die ersten Seiten des Buches bestochen haben, nun sogleich mit Aufgebung alles eigenen Urtheiles das Ganze unübertrefflich finden, bemerken wir nur, daſs wir in einem Abschnitte den Ansichten des Verfs. nicht beitreten können; es ist derjenige, welcher den allgemeinen Ueberblick über Europa enthält. Hier hat sich der Verf. nämlich bemüht, der Configuration Europas eine Ansicht abzugewinnen, welche allerdings neu, aber auf eine so gewaltsame Weise errungen ist, daſs schwerlich jemand im Stande sein möchte, in der Gestaltung Europas dieselben Grundzüge wiederzuerkennen, welche ihm hier vorgehalten werden. Und welcher Gewinn soll daraus erwachsen, wenn wir uns Europa bloſs in ein groſses südöstliches Hochland, welches *die Alpen, alle mitteleuropäischen Gebirgsmassen, die griechische Halbinsel und Italien* umfaſst, in ein kleineres nordwestliches Hochland, bestehend aus der skandinavischen Gebirgsmasse, *„mit welcher man nicht unnatürlich die der brittischen Inseln verbindet"*, ferner in ein kleineres südwestliches Hochland, die Pyrenäen und die spanische Halbinsel begreifend, und endlich in eine groſse Ebene, welche von diesen drei Hochländern, dem Uralgebirge und dem atlantischen Meere umschlossen wird, eintheilen? Wer wird diese Eintheilung der Betrachtung Europas zum Grunde legen wollen, da der Verf. nicht einmal mit seinem Beispiele vorangeht? Wir glauben nicht, daſs dem Verf. die Ritter'sche Eintheilung Europas, welche bereits in so viele geographische Werke mancherlei Art übergegangen ist, unbekannt geblieben sei, ja wir glauben sogar die Grundzüge derselben in der Anordnung des vorliegenden Buches selbst wiederzuerkennen. Sollte sich da aber dem geistreichen Verf. der Unterschied zwischen C. Ritters Gruppirung Europas und seiner eigenen nicht recht fühlbar gemacht haben; sollte ihm nicht klar geworden sein, daſs jene der Natur gleichsam abgelesen, die seinige dagegen ihr aufgezwungen ist? —

Untrennbar von dem Werkchen ist ein aus sechs chalkographischen Blättern bestehender Atlas, welcher auf dem ersten Blatte Europa nach seinen Gewässern und bedeutenderen Erhöhungen zeigt, auf dem zweiten eine Uebersicht von der Höhe der Gebirgsmassen giebt, auf dem dritten die Temperaturverhältnisse Europas, auf dem vierten die Vertheilung der wichtigsten wildwachsenden Bäume und Sträucher und auf dem fünften die Vertheilung der wichtigsten angebauten Gewächse graphisch darstellt. Das sechste Blatt zeigt auf ähnliche Weise den Einfluſs der absoluten Erhebung der Gebirge auf Klima und Gewächse. Sämmtliche Karten sind mit hinlänglichem Fleiſse behandelt und erleichtern die Uebersicht ungemein.

Walter.

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Schlufs.)

Wir wollen uns der Kürze halber nur damit begnügen, zu zeigen, wie auch hier noch bei dem Hrn. Herausgeber des Willkürlichen viel zu finden ist. Die erste Gattung von Liedern abgerechnet, welche als die Bufslieder wohl ihre ganz richtige Stellung finden, weil sie freilich sich noch eben so gut um den Gedanken der Beichtvorbereitung und des Bufstages sammlen und ordnen, kann sich wohl niemand verhehlen, dafs die hier beliebte Anordnung ohne Zweifel eben so gut eine durchaus andere sein *könnte*; durch die beliebige Wahl irgend einer Anordnung aber, selbst wenn sie, wie hier, zu rechtfertigen versucht wird, ist noch lange nicht auch entschieden, welche sie sein *müsse*. Es kommen hier noch so manche Wiederholungen vor, in denen die verschiedenen Lieder eben so gut unter andere Gesichtspunkte gehören, z. B. die Lieder, welche den Gegenstand des Glaubens betreffen, die Lehre von Gott, als Vater, Sohn und Geist. Es ist aus einander gestellt, was wesentlich zusammengehört, wie die Lieder von den Sakramenten, und die, welche sich auf die Feier dieser heiligen Handlungen beziehen. Es sollen die Lieder, welche die Gnaden- und Glaubensmittel betreffen, denen, welche vom Glauben selbst handeln, vorhergehen, was der logischen Natur des Begriffs vom Glauben widerstreitet. Die Unterscheidung von Liedern des Selbstopfers ist neu. Haben wir auch an dem Gedanken nichts auszusetzen, den vielmehr der Hr. Vf. sehr schön ausspricht, so fragt sich doch noch, ob die darauf bezüglichen Lieder nicht anders und besser zu vertheilen wären. Der himmlische Sinn, den der Christ haben soll, drückt biblischer und weniger mifsverständlich denselben Gedanken aus. Wir sind hier aus der Zufälligkeit und Willkür durchaus noch nicht heraus, womit uns z. B. auch in dem neuen Berliner Gesangbuch, sogar noch vor den Festliedern, ein Abschnitt von Christo als dem Erlöser im Allgemeinen, unerwartet entgegentritt. Tauf- und Abendmahlslieder gehören nothwendig in den Kreis der Sonntagslieder. Durch die Aufnahme der erstern in denselben kann am besten dem Vorurtheil entgegengewirkt werden, als wäre die Taufe, selbst wo sie im Lauf der Woche oder zu Hause geschieht, nicht dennoch in allen Gestalten ein öffentlicher kirchlicher Act. Dafs, wie der Hr. Vf. sagt, durch die Mannigfaltigkeit der Abendmahlslieder die Verschiedenheit der theologischen Schulen vergessen gemacht werde und die von diesen ausgegangene unselige Zwietracht und Spaltung nur das Erbtheil einer im falschen Mittelpunkt der Abendmahlsfeier, nachdem der wahre verloren gegangen, befangenen Ansicht gewesen, kann nicht behauptet werden. Die Vereinigung der Kirchen ist bis jetzt nur die in der subjectiven Aneignung des unbestimmten unendlichen Inhalts vom h. Abendmahl. Es mufs aber aufserdem noch zur Bestimmung des objektiven unendlichen Inhalts kommen, zunächst in der Wissenschaft der Theologie, und der Begriff dieses Dogma ist da die Nothwendigkeit der Unterordnung der verschiedenen Momente des Begriffes selbst, deren einseitige Erfassung und Festhaltung den Streit erzeugt hat. Die ihrer Natur nach populären Lieder vermögen wohl diese verschiedenen Vorstellungen in ihrer Mannigfaltigkeit auszusprechen, wie wenn sie alle gleichen Werth hätten, aber nicht zu verhüten, dafs sie in der Reflexion unter einander in Streit gerathen, oder den vorhandenen Streit zu beseitigen, d. h. die entstandenen innern Widersprüche auch aufzulösen. Enthält der Begriff vom h. Abendmahl nicht den wahren Mittelpunkt desselben und ist er gar verloren gegangen in der Wissenschaft, so vermögen die Lieder ihn nicht wiederherzustellen, sondern negativer

Weise nur von der vorhandenen Verschiedenheit abzusehen und dieselbe zu ignoriren. Die zwei, von dem Hrn. Her. angegebenen Punkte, in denen die Einheit liegen soll, sprechen diese wohl in den Liedern, aber nicht im Dogma aus: da handelt es sich vornehmlich um die wahrhaftige, objective Gegenwart Christi im Abendmahl, oder ob sie nur eine sei in Gedanken und Vorstellungen. — Auffallend ist, dafs der Hr. Her. versichert, Kirchenlieder von den sogenannten Eigenschaften Gottes nicht gefunden zu haben. Dies kann wohl nur darin seinen Grund haben, dafs er die Eigenschaften Gottes nur sogenannte nennt, wie wenn Gott der prädicatlose Gott wäre, von welchem der Mensch nichts wissen könne. Wäre dem so, nach der Kantischen Philosophie, dann müfsten wir alle Gesangbücher sogleich zumachen. Wir aber befinden uns in der göttlichen Offenbarung seiner Eigenschaften und es ist keine, welche nicht durch christliche Lieder gepriesen worden wäre. Zu den in diesem Zusammenhange unerwarteten Concessionen gegen die Aufklärung und den Rationalismus müssen wir hier beiläufig noch rechnen die Veränderung in dem bekannten Liede, welche sich der Hr. Her. erlaubt hat: O grofse Noth, Gott selbst ist todt. Hart ist der Ausdruck, sagt Hegel, aber tief und schwer der Gedanke, den der Ausdruck bezeichnen will. Tief und schwer aber ist ein christlicher Gedanke, wenn er Unendliches zu denken giebt und ich möchte ihn, zumal in einem solchen christlich-classischen Liede, um Alles in der Welt nicht antasten. Noch mancherlei hätte ich auf dem Herzen; doch auch nicht wollen wir der zu erwartenden umfassenderen Beurtheilung weiter vorgreifen.

D. Marheineke.

XCVI.

Rahel. *Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.) Berlin,* 1833. *gr.* 8. 608 S. *Mit dem Bildnifs Rahels in Stahlstich.*

Unter den mancherlei Spielarten absichtlicher Büchererzeugung, die an einem der Kritik geöffneten Orte vorübergeführt und mit Gunst oder Ungunst gemustert zu werden pflegen, scheint es schon der Unterbrechung wegen einmal wohlthuend und aufregend zu sein, ein Buch der allgemeineren Kunde näher bringen zu dürfen, das, wie das genannte, vor allen die seltene Eigenschaft einer ganz unabsichtlichen, nur aus vollster Lebenswirklichkeit hervorgegangenen, und durchaus von gewöhnlichen literarischen Ansprüchen entfernten Mittheilung an sich trägt. Dabei kann der Wunsch nicht unterdrückt bleiben, diesem merkwürdigsten Buche, dessen Inhalt wir hier zu einem gedrängten Charakterbilde ausziehen wollen, in einem noch ausgebreitetern Kreise, als dem es sich zunächst hat bestimmen mögen, einen so vielfältigen und tiefen Anklang zu erwecken, dafs dadurch das Bedürfnifs und mithin die Möglichkeit entstehe, die ganze reiche Nachlassenschaft eines der edelsten und ausgezeichnetsten Menschengeister, der mit dem Gröfsten, was geschehn und gedacht worden, in einem innern Gedankenverkehr gestanden, veröffentlicht und allgemeiner dargeboten zu sehn.

Unter den bedeutenden Frauen der Deutschen war *Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense*, (geboren als Rahel Levin im Jahre 1771 zu Berlin, gestorben am 7. März des Jahres 1833, eine Schwester des geachteten Schriftstellers Ludwig Robert,) die unberühmteste und am wenigsten gekannte, aber zugleich die geistig bewegteste und durch metaphysische Höhe der Bildung alle Andern ihres Geschlechts überragende Natur. Nicht schul- und facultäts-gelehrt, wie die Rode; nicht literarische Herrschaft ausübend und kritische Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des Göttinger Michaelis während ihrer Verheirathung mit A. W. von Schlegel, die eigentliche Kriegsgöttin und Anschürerin der damaligen sogenannten romantischen Schule; nicht in vielfältigen äufseren Welterfahrungen gewiegt, wie Therese Huber; nicht durch sentimentales Blüthenschlagen weiblicher Gefühle beglückt und beglückend, wie Fanny Tarnow, war Rahel, die wir ein betrachtendes Genie nennen möchten, einzig durch das tiefste und umfassendste Hervorbilden einer grofsen menschlichen Entwickelung merkwürdig, ja erhaben. Sie war, weil sie eben nur ganz *sich selbst* entwickeln wollte, im seltensten Sinne des Wortes eine Original-Persönlichkeit, ein durch und durch primitives Gemüth, das, durch seine mächtige und unabhängige Entfaltung über den gewöhnlichen Lebenstypus nächster Umgebungen hinauswachsend und darum oft in schmerzlichen Conflicten sich seiner bewufst werdend, doch zugleich in einem mannigfach bedeutenden Umgange mit den Gröfsten und Besten der Zeit, die ihr zu lebhaftem Ideenverkehr verbunden waren, folgereiche Eindrück

hinterlassen, nach vielen Seiten hin Einflufs gewinnen und so mit Dem, was es still und eigenst nur in sich hervorgebracht, auch wieder auf das Allgemeine fördernd zurückwirken mufste. Denn wer könnte die Einwirkungen berechnen, die von solchen unaufhörlich anregenden und angeregten Naturen ausgehen! In die Selbstbekenntnisse großer und vielvollbringender Männer gehörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie oft bei ihren entscheidendsten Ausführungen, Umwandelungen und Gedanken der Berührung mit still hinlebenden Personen schulden, welche durch ihr Schicksal nur in den Hintergrund des Weltschauplatzes gestellt, weder nach That noch Ruhm sich erheben, aber die ganze Strömung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig mitfühlen, und oft in der naiven Weise ihres inneren Bewegens und Ergriffenseins Aeufserungen von sich ausfliefsen lassen, die sibyllinischen Offenbarungen über die Zeit gleichkommen, die dem mit der Thatkraft Begabten wunderbar die Flügel erregen. So war Rahel und so hat sie in einem auch äufserlich mehrfach ausgebreiteten Geistesverkehr, im Umgang besonders mit Gentz, Friedrich Schlegel, Novalis, den beiden Humboldt, ihrem Gatten, in Begegnungen mit Jean Paul, Tieck, Steffens, Schleiermacher und vielen andern Bedeutenden aus den verschiedensten Lebenssphären gewirkt, angeregt, bestätigt, und durch tiefstes Eingehen und Erkennen oft neue Keime gepflegt und aufgezogen. In einen schönen Theil dieser Wirksamkeit läfst uns bereits das ihrem Andenken und Nachlafs gewidmete Buch blicken, das, aufser einer vorangehenden Skizze ihrer persönlichen Erscheinung, die bewundernswerth dargestellt ist, von ihr selbst an Briefen, aphoristischen Gedanken und sonstigen aus ihrem Munde bewahrten Aeufserungen einen nie gesehenen Reichthum enthält, und doch liegt in dem hier Dargebotenen, dem Vernehmen nach, nur etwa der zehnte Theil von dem vor, was von den geistigen Mittheilungen dieses stündlich bewegten Gemüths, das sich am liebsten im raschen Augenblick der Eindrücke improvisirend erschlofs, auf Schrift und Papier unabsichtlich übergegangen. Ihr Bild überdenkend, finden wir ihm Aehnliches nur bei einem Manne wieder, der, wenig berühmt und zurückgezogen lebend wie sie, und, wie sie, allen äufseren Glanz der Wirksamkeit verschmähend, auf gleiche Art durch ein mächtiges, nach allen Richtungen hingehendes Geisteswogen und durch scharfes geniales Sehen der Zeit, im persönlichen Umgange mit grofsen Vorkämpfern auf dem Tagesschauplatz, einen unabweisbaren Einflufs auf das Allgemeine gewann. Dies war der in Paris lebende Graf Schlabrendorf, durch vielfach zusammenstimmende Charaktereigenthümlichkeiten ein gleichgeartetes Naturell, mit Rahel auch das Einsiedelische des Geistes, das Blitzende und Seherartige der Auffassung, und vor allen Unlust und Mangel an eigener Darstellung und Aufzeichnung des innerlich reich Gelebten und Gedachten, in einem überraschenden Grade theilend. —

Soll nun zunächst, um diesen Charakter zu entwickeln, von dem die Rede sein, was als Stufe erworbener und auf dem Grund der Zeit ausgeprägter Bildung in einer solchen Natur, wie Rahel, hervorragend erscheint, so wird man hier Etwas gewahr werden, das dem nächstgegenwärtigen Tagesleben nicht mehr angehört, sondern in eine frühere und vergangene Zeit deutscher Bildungsbestrebungen bereits hinausdatirt. Die *neunziger* Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt; selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise schien ein geschäftiges Literaturleben eingedrungen, und man folgte von Messe zu Messe den Entwickelungen der Schriftsteller mit einer Spannung, mit der andere Völker nur ihren auf Eroberungen und Gränzerweiterungen ausgeschickten Feldherren nachzusehen pflegten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCVII.

England and the English. By Edward Lytton Bulwer, Esq. Author of Pelham etc. London, 1833. 8. In two vol. 390 a. 355 p.

Der Aufgabe, die sich die Poesie gesetzt hat, die Urnatur des Individuums, seine innere Wesenheit, zu offenbaren, und mit dieser Quelle der Ereignisse den breiten Strom und die Stürme des Lebens wie seine Ebbe und Fluth zugleich zu deuten und begreiflich zu machen, — dieser Aufgabe ist eine andre, kaum minder bedeutsame verwandt, die Eigenthümlichkeit einer Nationalität klar und in aller Tiefe der vorhandnen Wirklichkeit zum Bewufstsein und zur Anschauung zu bringen. In Deutschland fehlt es sogar an Versuchen hiezu. Bulwer hat in der angeführten Schrift für seine Nation die Aufgabe versucht und preiswürdig gelöst. Er hat seinem Volke scharf und dreist, oft in dichtester Nähe einen Spiegel vorgehalten, und wie ein Schläfer, der beim plötzlichen Erwachen vom Auge eines Fremden, der

seine Gesichtslinien studirte, sich belauscht sieht, so muſs England erschrecken, wenn es sich in seinen unbewachten Stunden so scharf beobachtet findet. Deutschland ist in letzter Zeit vielfach geschimpft, geschmäht, verhöhnt; früher war es Mode, über deutschen Adel und deutsche Bürgerlichkeit, über einzelne Persönlichkeiten, in die man verliebt war oder die man verketzerte, Reflexionen zu machen, und wir thun es auch heutzutage noch; — der Begriff *deutsch* und seine gesammte Ureigenthümlichkeit ist unenträthselt stehn geblieben. Bulwer ist besonnen kalt, um sich am rechten Punkt zu entzünden; er ist trocken, um gründlich zu sein und das ganze Gemälde auf Grund und Boden sicherster Wirklichkeit zu basiren; er ist scharf, hart, oft bitter, und doch durchwärmt ihn das geläuterte Feuer einer männlichen, nicht verrauschenden, stereotypen Begeisterung für sein Volk. Wer hat unter uns die umsichtige, geweitete, gehärtete Kraft, ohne die tiefe Liebe verloren zu haben, um in der zerstückelten Vielheit die Einheit unsres Begriffs, der wir selbst sind in unserer Eigenthümlichkeit, hindurchzufühlen und ohne vereinzelnde Abirrung hinzustellen? —

Das in fünf Bücher abgetheilte, vorliegende Werk des bekannten Romandichters und Parlamentsmitgliedes verleugnet in keiner Hinsicht den Charakter der Heimath, welcher es angehört. Auch wer den Vf. als Dichter kennt, findet ihn hier vollkommen wieder; sein warmer Eifer, die niedere Volksklasse aus dem Pfuhle des innern und äuſsern Elends herauszureiſsen, hat hier in der Verfolgung eines practischen Zweckes, die Gebrechen des englischen Staatshaushalts und die Carricaturen im heimischen Gesellschaftszustande zu beleuchten, seinen weitesten und eigensten Spielraum. Sein Blick ist fest und durchdringend, seine Augenbraue hängt düster unter der gerunzelten Stirn; bei allem, was ihn fesselt, handelt es sich um Tod und Leben, ein wohlthätig heitrer Scherz umspielt selten seine Lippen, aber Blitze des Verstandes erhellen plötzlich und mit Zauberkraft sein weitgeschichtetes düstres Gemälde. Besonders bedeutsam für die Kenntniſs der englischen Zustände ist das zweite Buch, welches „Gesellschaft und Sitten" in London und auf dem flachen Lande schildert. In der umständlichen Darstellung der physischen und moralischen Verhältnisse der Fabrikarbeiter in den Landstädten werden zum Verständniſs der vor kurzem im Parlament verhandelten Faktoreibill mehrere Zeugenberichte mitgetheilt, die uns mit allen Schrecken der Ueberzeugung die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen, wie der Mensch schon im Kindesalter durch die Schuld seines Mitmenschen, der ihn als Maschine miſsbraucht, mit allem, was ihn adelt und adeln soll, untergeht. Der Zustand der arbeitenden Klasse ist überhaupt tief betrübend; Bulwer's Gemälde derselben wird jeden Betrachter erschüttern. Diese Armseligen erfreuen sich erst dann eines leidlichen Daseins, wenn sie als Verbrecher gebrandmarkt, aus der menschlichen Gesellschaft verstoſsen und zur Transportation verurtheilt werden; so lange sie sich noch auf der Bahn eines unsträflichen Wandels hielten, hatten sie mit Verzweiflung und allen Schauern der drükkendsten Noth zu kämpfen; der dumpfste Kerker bietet ihnen noch Erquickung und Erleichterung ihres Zustandes gegen den Aufenthalt in den Fabrikgebäuden, wo eine Anhäufung mephitischer Dünste in dem einen Raume diese, in dem andern jene stehende Krankheit erzeugt.

Es kann gegenwärtigen Orts nicht Zweck sein, den Inhalt von Bulwers Schrift zu erledigen: auf sie hinzuweisen muſs genügen; nur ist die zweite Hauptabtheilung derselben besonders hervorzuheben, weil des Vfs. Intention, die eine unausgesetzte, nie ruhende, alle Zweige der Verwaltung umfassende Reform erzielt, hier klar und sicher hervortritt. Durch diese langsame Umbildung der gesetzlichen Formen werde auch, nach Bulwer's Meinung, der Inhalt des socialen Lebens sich allmälig freundlicher gestalten. Schlieſslich sei noch erlaubt, auf das erste, dem Fürsten v. Talleyrand gewidmete Buch des Werkes hinzublikken, das der Interessen so mannichfache bietet. Es enthält eine Darstellung des englischen Charakters überhaupt, beginnt mit einer treffenden Parallele zwischen englischer und französischer Volksthümlichkeit und schlieſst mit der Aufstellung einiger meisterlich gelungnen Portraits britischer Nationalität. Hier ist Bulwer anerkannterweise unübertroffen, und wir fassen in schnellen Pinselstrichen einige seiner Charakterzeichnungen auf. Zuerst tritt uns im fünften Kapitel des genannten Buches ein vortrefflicher Gentleman entgegen, Sir Harry Hargrave, der penible, aus Schläfrigkeit seicht-gutmüthige, altbackene Gewissensrath; hinter ihm sein kapitales Gegenstück, Sir Tom Whiteheat, der kalt und höhnisch lachende Atheist, der allen Glauben der Vorväter, alle Satzungen verspottet und alles einreiſst ohne ein Positives setzen zu können. Einen verwandten, aber noch geistesärmeren, kraft- und saftlosen Radicalen sehen wir in William Muscle. Er rühmt sich, Juden, Philosophen und Poëten gleich sehr und gleich consequent zu hassen. Er liebte nie, half niemanden und nennt sich doch den Allerweltsphilanthropen; dumm, massiv, grob, sieht er in der menschlichen Gesellschaft nur eine Maschine, die der Eigennutz allein bewegt, und hat im Unterhause kein andres Ziel vor Augen als die Taxen herabzusetzen. — Ganz vortrefflich ist auch der stumme Lord Dumb gezeichnet, der seltsame Dandy, der bloſs abgerissene Vocabeln spricht und „dem Leben aus einer Balkonloge zusieht"; er existirt eigentlich gar nicht, sondern ist zu seiner Kleiderhülle bloſs der sich mäſsig bewegende Gliedermann. — Endlich noch unter andern der barsche Mr. Bluff, der praktische Mensch, der alles was wie Gedanke aussieht als eitel Speculation verdammt und nur das Factische, wie er sagt, liebt. Im Parlament schläft er tükkisch, bis er von Zahlen hört; er kann nur nach vorgelegten Rechnungen abstimmen, die bis auf den Schilling richtig sein müssen. Ueber Addiren und Subtrahiren geht freilich seine Wissenschaft nicht weit hinaus; er meint am sichersten zu gehn bei allem was er thut, und niemand wird leichter getäuscht und betrogen, als er, eben weil er nach Zahlen stimmt, denkt und schlieſst.

Nicht minder interessant ist die Schilderung der Literaten in London, ihrer schüchternen Hypochondrie und ihrer peinlichen Eitelkeit, — Erzeugnisse der Verachtung, die ihnen im socialen Leben Englands zu Theil wird.

№ 72.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.)

(Fortsetzung.)

Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch grofsé Geister erst jetzt ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um als Festgänger oder Kränzewinder mitzuerscheinen. Das Publikum bildete sich mit und nach seinen Schriftstellern, und es war nichts Seltenes, dafs begabte Männer und Frauen ordentlich systematisch nach dem Ideengang eines grofsen geliebten Dichters, den sie fast mit Nonnenandacht zu ihrem Seelenbräutigam erkoren hatten, sich in sich entwickelten. Es konnte wohl keinen fruchtbareren Boden für tüchtige geistige Bildungen geben als diese Zeit, und was aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegenheit, Reichthum, und innere Wahrheit vielgestaltig unter den Deutschen bethätigt. Diese Zeit grofser literarischer Ideenbewegung hatte vor Allen Rahel nicht nur erlebt, sondern miterzeugt und getheilt, als eines der tiefempfänglichsten und mitfühlendsten Organe der damaligen Periode, und mit ihrer scharfen Originalität alle Eindrücke gleich ihrer eigensten Persönlichkeit gewinnend, stellte sie so eine seltene, gewichtige Bildung dar, die man vorzugsweise, wie wenige, eine klassische nennen könnte, wenn sich ihr nicht zugleich in der Art ihres Charakters etwas Groteskes und Wildbewegtes beigemischt hätte. Sie war, in der Weise ihrer lebhaften Natur, immer wie eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken; sie wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und sagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen vorher. So hat sie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus diesem Manches vorausangedeutet, was im Einzelnen, in den Wendungen bedeutender Verhältnisse und Individualitäten, überraschend eingetroffen ist, und der dereinstige Entwickelungsgang eines grofsen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiseste Nuance erkannt worden. Was ihr aber diese Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens geliehen, war vornehmlich der grofse Zusammenhang, in dem Alles in ihrem Wesen gestanden, und aus dem heraus sie jede Einzelnheit der Erscheinung gleich geistig und allgemein zu beziehen gewufst.

Wie es überhaupt wenig *zusammenhängende* Bildungen giebt, so sterben auch, um zu einer obigen Behauptung von uns zurückzukehren, solche Geistestypen, wie der Rahel's, täglich mehr aus in Deutschland. Jene literarisch geweihte Zeit, aus der sich Rahel eigenst entfaltete, liegt nun schon durch mehrere Entwickelungsstadien entfernt hinter uns. In unsern Tagen haben sich Literatur und Gesellschaft wieder mehr als sonst getrennt oder an einander abgeflacht, aus dem Literaturleben ist die tiefinnere Weihe geschwunden, und die jetzigen Bildungen, oft verwirrt und schwankend in sich, sondern sich immer entschiedener wenigstens von der gründlich literarischen Seite ab. Statt des eigenen Entwickelns tritt das äufsere Anlernen als Typus auf, und wie sich ein Element des Phrasenhaften in die Poesie einmischt, so erzeugen sich gleicherweise in der Welt der Individualitäten nur Scheinbildungen, leidige Conversationsbildungen, die lebenheuchelnd mit vielseitiger Routine prunken. Aber hinter dem heitern Firnifs dehnt sich die Geistesohnmacht gleich innerer Verzweiflung, und das Dasein, unfruchtbar und unerträglich werdend, müfste unter diesem Fluch versteinern, wenn nicht ein grofswaltendes Weltschicksal der mattgewordenen Entwickelung des Geschlechts gleich wieder neue Bahnen zur Rettung und Erkräftigung aufrollte. Die neue Vertiefung in Politik und Staatenleben wird für unsere Zeit die Errettung und Erkräftigung bedeuten müssen, sie wird anregen, umwandeln, Bildungskeime ausstreuen, und dem edlen Metall des

deutschen Wesens den schönsten Gufs bereiten. Doch bis jetzt hat sich noch nichts erfolgreich durchdrungen, und in den mannigfach nüchternen und verloren hinirrenden Klang des heutigen Lebens tönt die Kunde von einer des Gottes vollen Erscheinung, wie Rahel, als eine grofse Mahnung hinein. —

Und diese so viel und tief erlebende Frau, in der sich die höchsten Interessen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer schöpferischen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darstellen und Aussprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künstlerischen Beruf in sich ausgebildet, sondern vielmehr auffallend vernachlässigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künstlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in sich bewegte und ausbaute, aber wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poesie als eigentliche *Lebenskraft* blofs vorhanden scheint, ohne als *Kunsttrieb* selbst sich glücklich äufsern zu können, und wie sie als erstere bei weitem allgemeiner zum Grofsen und Edlen wirkt, denn als letzterer, so fühlte sich auch Rahel nie zum Versuch kunstmäfsigen oder absichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen. Dagegen besafs sie einen eigenthümlichen, gewissermafsen angebornen Hang, in *Briefen* sich auszusprechen, worin sie sich schon seit früher Jugend lebhaft erging (vgl. S. 530 flgd.), und in dieser Weise, die ebenfalls eine im vergangenen Jahrhundert besonders vorherrschende, jetzt ziemlich verfallene Sitte unter den Deutschen ist, hat sie die merkwürdigsten Abdrücke ihres Geistes hinterlassen. Sie klagt und spricht oft darüber, dafs sie eigentlich nicht *schreiben* könne, bei all ihrem richtigen Geschmack für ästhetische Darstellung (vgl. den Brief an D. Veit, S. 95.), aber wie sehr ihr auch äufsere Unbeholfenheit oft in den Weg tritt, und auf eine seltsame Art selbst das Material ihre Ergüsse hemmen will, z. B. die Schreibfeder, die sie nicht selbst schneiden kann, und wo denn mitunter in aller Verlegenheit die Kammerjungfer mit der Scheere daran zurechtstutzen hilft, sodafs ein abenteuerliches Werkzeug entsteht, das, eine gewaltsame Handschrift hervorbringend, die Briefschreibende jedoch durch den Widerstand erst recht zu einem kühnen Flug der Mittheilung anzureizen scheint: kurz, wie auch des Ungünstigen viel zusammentreffen mag, so hat doch Niemand je origineller geschrieben als sie. Indem sie nur rein die Gedanken aus sich abschreibt, und nach der unmittelbaren geistigen Empfängnifs hastig auf das Papier schleudert, wird sie in unruhiger Bewegung die grofsartigste Wortbildnerin, und mitten in dem Gefühl der Darstellungsunfähigkeit, das sie beschleichen will, erschafft sie Ausdrücke und Bezeichnungen, die wie eine fertige Minerva mit Helm und Schild aus ihrem Haupt hervorgegangen scheinen. Ohne irgend stilistische Motive bei sich zu kennen, schrieb sie doch, wie wenige Autoren, einen durch und durch eigenthümlichen Stil, weil sie nur ganz *sich selbst* schrieb, und es herrscht eine so drängende, wogende, oft gewaltsame Gedankengährung in ihrer Schreibart, dafs man, so oft sie sich äufsert, eine Pythia im Schweifs der Begeisterung zu sehen glaubt. Auf der andern Seite scheinen dann auch freilich die innerlichst gebliebenen Gedanken nicht selten noch wie ohne Körper und Kleid aufzutreten, und ein dunkles Element breitet sich geheimnifsvoll verschleiernd über geistestrunkene Aussprüche hin. Dabei ist nicht die geringste Spur von Ostentation in ihr und ihrer Mittheilungsweise auch nur zu ahnen, und dafs sie jedesmal lediglich den Zweck hat, sich so zu äufsern, wie es gerade in ihr vorgeht, zeigt sich besonders daran, dafs sie immer dieselbe ist, und in derselben charakteristischen Weise sich ausspricht, an wie verschiedene Persönlichkeiten und unter wie verschiedenen Bedingungen sie auch Briefe schreiben mag. Bei der seltsamsten Originalität kann man sie doch in gewisser Hinsicht *natürlich* nennen, und Jeder, der eine solche Natur versteht, mufs beistimmen, wenn sie selbst einmal ausruft: „Warum sollt' ich nicht natürlich sein? Ich wüfste nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu affectiren!" —

Es sind vornehmlich dreierlei Perioden des Lebens und der Zeit, welche sich in dem aus ihrem Nachlafs Ausgewählten im bestimmten Wiederklang der vorherrschenden Eindrücke bemerklich machen. Dies ist zuvörderst die bezeichnete literarisch-philosophische Stimmung der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, dann die mehr zur Theilnahme an öffentlichen Lebensinteressen erweckende Epoche der sogenannten deutschen Befreiungskriege, und demnächst die hierauf folgende, wir möchten sagen, in Friedensträgheit wissenschaftelnde Zeit Deutschlands, bis an die neuen politischen Bewegungen des Jahres 1830 heran, welche letz-

teren aber in den Briefen Rahels aus dieser Periode nur kurz und abgebrochen nach ihren Einflüssen auf sie angedeutet werden.

Was Rahels Verhältnifs zur deutschen Literatur zuerst am bedeutsamsten erscheinen läfst, war ihr frühes Erkennen Goethe's und der universalen Bedeutung seiner Poesie. Zu einer Zeit, wo Gleichgültigkeit, Mifsverstand und Feindseligkeit das, was der grofse Dichter für den Aufgang der deutschen National-Poesie gewirkt, noch fast allgemein zu verdunkeln und niederzuhalten strebten, hatte sie, ein junges Mädchen, in der Stille schon die umfassendsten Studien seiner Werke gemacht, und in ihren nächsten Lebenskreisen mit entschiedener Begeisterung und Einsicht die Macht und Kunstvollendung seines Genius verkündigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCVIII.

***Commentatio critica de duplici Psalmi duodevigesimi exemplo. Scripsit Caesar a Lengerke, Phil. Dr. S. S. Theol. Lic. et Prof. P. E. in Acad. Albertina. Regimontii Pruss.* 1833. *pag.* 58. 4.**

Gegen Grambergs Behauptung, dafs der Text des 18. Liedes im Psalmbuche im Verhältnifs zu dem 2 Sam. 22. der ursprüngliche, ächte und unverdorbene sei, ist vorzüglich die vorliegende kritische Untersuchung beider Texte gerichtet, welche der Vf. mit Vollständigkeit, ja absichtlich in einer gewissen Breite führt, um ein für alle Mal das beiderseitige Verhältnifs festzusetzen, und um namentlich eine Ansicht zu vernichten, der selbst de Wette, wenn auch nur schwankend, beizutreten scheint (vgl. p. 51.). Indessen läfst schon ein genauerer Blick in die beiden Texte, ein einseitiges Wählen und Verwerfen des einen oder andren, als des absolut richtigen oder unrichtigen, nicht aufkommen. Denn beide Texte haben gegeneinander gehalten, eben sowohl Richtiges als Falsches, wie denn z. B. 2 Sam. 22, 5. gegen Ps. 18, 5. eben so gewifs die gute Lesart, als umgekehrt 2 Sam. 22, 13. gegen Ps. 18, 13. die schlechte giebt.

Zweifelhafter kann die Beantwortung der Frage sein, wie diese verschiedenen Texte entstanden? Nach Hrn. Lengerke sind sie es nicht, durch 2 Recensionen, welche David selber gemacht, (wie kindisch-naiv noch zuletzt Hr. Claufs glaubt), nicht durch einen spätren Kritiker, der den vor ihm liegenden Text bearbeitet, noch durch irgend einen Leser, der nach bestimmten Zwecken ihn verändert hätte (vgl. z. B. Jes. 36 folgg. zu 2 Regg. u. s. w.), sondern ihre einzig richtige Entstehungsweise (*unus verus fons p.* 10), ist die, durch welche Ewald das Verhältnifs von Ps. 14 zu Ps. 53 erklärt, dafs ein Leser des Alterthums aus einem verblichenen oder sonst verdorbenen Text seiner Handschrift, ohne Kunst aber mit einem gewissen richtigen Tact und mit Freiheit, in Beziehung auf die angegriffenen Stellen und Lesarten einen neuen Text sich gebildet habe. Jedoch giebt der Verf. gleich zu, dafs hier viele Lesarten auch der Nachlässigkeit der Abschreiber, so wie dem Leben des Liedes im Munde des Volkes ihren Ursprung verdanken. Legen wir um des bleibenden Zweifels wegen, kein so bedeutendes Gewicht auf die Angabe der Entstehungsweise dieser Verschiedenheit, so müssen wir uns doch entschieden gegen Hrn. v. Lengerke's Erklärung aus dem Grunde aussprechen, weil sie überflüssig ist, nichts erklärt, was sich nicht einleuchtender und besser erklärte, wenn man die erste Entstehung der Verschiedenheit — wie bei den meisten alten Nationalliedern — in den Mund des Volkes, den wahren Vater der Variation legt, nach welchem schon eine differente Aufzeichnung erfolgte, die dann noch differenter ward durch das gewöhnlich einer schriftlichen Fortpflanzung zukommende Gefolge von Zufällen und Umständen, wie z. B. schlechte, an- und abgegriffene Exemplare, nachlässige, reminiscirende Abschreiber und spätre Kritiker u. s. w. Auch läfst Hr. v. Leng. bei seiner zumeist richtigen Beurtheilung der verschiedenen Lesarten jene Erklärungsweise der Differenz nur selten, kaum allein, und nirgends nothwendig eintreten. Denn z. B. vs. 13. wird wohl niemand dem Vf. beistimmen, dafs der schlechte Text des Buches Sam. aus verloschner Schrift also entstanden sei. ע[ב]רן [ע]ב[ין], da vs. 9. unabweisbar auf eine Reminiscenz im Munde des Volkes oder unter der Feder des Schreibers zeigt. Was gelegentlich die Auflösung des richtigen aber schwierigen Textes betrifft, so kann uns Hrn. v. Lengerke's kaum mehr genügen, als die de Wette's. Der Sinn ist unstreitig: die dichten Wolken lösen sich durch den Lichtglanz Jehovas auf, werden durchbrochen von Hagel- und Feuer-Wetter. Hiernach übersetze man: „Aus dem Lichtglanz vor ihm fuhren dahin seine Wolken, fuhren dahin Hagel- und Feuerkohlen." Es steht עברן, wie häufig schwebend zwischen beiden Gliedern, beiden angehörig, mit im Grunde einer, wiewohl der weitern Auffassung nach etwas verschiedenen Bedeutung (verschwinden — dahingehn.). Denn עבין für מעבין als Apposition zu מנגה zu nehmen (wie nach Gramberg de Wette) ist schon defshalb falsch, weil der *Lichtglanz* Jehovas niemals die *Wolken* sind, man vgl. auch 2 Sam. 23, 4. בקר לא עבות מנגה „am Morgen da keine Wolken sind ob des Glanzes." Hr. v. Leng. erkennt nun zwar richtig die Beziehung עברן zu beiden Gliedern an, womit er zugleich die frühere Erklärung zurückweis't, aber sieht die Nüance der Bedeutung nicht ein, und nimmt defshalb fälschlich die Worte ברד וג" im 2ten Gliede als Explication von עבין im ersten. Eine andre Variante aus *verloschner* Schrift findet der Vf. v. 16. Aber hier ist es eben so wenig nöthig das 2ten Sam. in בגערת fehlende Suffix *ex litterae litura* zu erklären, gleichwie der in diesem Worte stattfindende Wechsel der Präposition ב [mit מ in "מנש] noch kein Fehler, und "מגע in dem Ps. noch nicht die ursprüngliche Lesart ist, da grade ב im Wechsel mit מ (im Sinne *aus* als

durch) geliebt wird; vgl. Ps. 5, 11. 6, 8. u. oft. Wir könnten bei der Beurtheilung der Lesarten noch gegen Einzelnes Einwendungen machen, doch enthalten wir uns dessen um so lieber, als auch manches hier rein vom exegetischen Gefühl und Takt abhängt, beispielsweise führen wir vs. 7. an, hier glauben wir nicht mit Hrn. v. L., daſs das letzte Glied ganz richtig im Buche Sam. sei, sondern halten es in diesem für gleich mangelhaft, als im Psalmbuch für übervoll, denn eigentlich scheint uns zu lesen ושועתי לפניו באזניו, das letztere Wort ist im 2 Sam. als unverständlich weggelassen, während es im Ps. durch die Glosse תבוא richtig erklärt ward, „und mein Gebet vor ihm, drang zu seinen Ohren", denn לפניו ist zum Vorhergehenden, nicht wie gewöhnlich zum Folgenden zu beziehen, wo dann באזניו überflüssig wäre. Doch, wie schon gesagt, im Ganzen sind die Lesarten von dem Vf. richtig und gut taxirt, besonders Gramberg gegenüber, der in seiner vorgefaſsten Meinung dem Recensenten des 2 Buch Sam. selbst grammat. Fehler an den Kopf wirft, wie z. B. vs. 33. bei der Verbindung מעוזי חיל, die Hr. L. mit Beispielen rechtfertigt, während Gramb. selbst de Wette'n an dieser Stelle so geblendet, daſs dieser von dem unverständlichen und eigentlich ungrammatischen der Worte spricht (Comment. z. d. Ps. l. l.), da er die ganz gleiche Stelle Ps. 71, 7. מַחְסִי עֹז — welche Hrn. v. L. entgangen — ganz unbefangen und richtig übersetzt, und so wenig ungrammatisch oder unverständlich findet, daſs er im Commentar nicht einmal mit einer Sylbe ihrer gedenkt. — Auch an gelegentlichen Sprachbemerkungen und grammatischen Beispielen läſst es unser Verf. nicht fehlen, doch bedürfen die ersteren zuweilen noch der schärfern Fassung, die letzteren mitunter noch der Sichtung, wie z. B. die über den freieren Status constr. p. 13. und über das Genus von ארץ p. 25. wo die für das mascul. Geschlecht (— aus bloſsem Druckversehen ist daselbst der Gebrauch des Genus verkehrt aufgeführt —) angegebenen Beispiele sämmtlich nicht stichhaltig sind; nämlich Gen. 13, 6. und Jes. 9, 18. weil das Verbum vorangeht (Ezech. 21, 14. unrichtig citirt) und Ps. 104, 6., weil das masc. Suffix in כסתו sich nicht, nach der gewöhnlichen Meinung, auf ארץ — zu dessen mascul. Auffassung hier *gar kein* Grund vorhanden — sondern auf תהום bezieht. Man übersetze „die Fluth — gleich einem Gewand decktest du sie über die Berge, über den Bergen standen die Wasser." על הרים gehörte wiederum dem Sinne nach beiden Gliedern an, und wie hier so ist oft das Verkennen der wiederholten Beziehung solcher kleinen Sätze am Ende des einen oder Anfang des andren Gliedes, zu beiden Gliedern, das Verkennen solcher *voces in medio suspensae* gleichsam, Schuld der schiefen Auffassung.

Noch haben wir ein Wort über Hrn. v. L. Bestimmung der Abfassung und Abfassungszeit des Liedes zu sagen. Als Verf. desselben nimmt er mit fast allen Exegeten den König David an. Wir wollen hiergegen nicht streiten, wiewohl wir nicht zweifeln, daſs wenigstens der mittlere Theil des Ps. eine spätere Ausführung ist. Aber befremdet hat es uns, wie Hr. v. L. gegen Just. Olshausen, der die Davidsche Abfassung läugnet, für dieselbe sich (nach Hitzig Begriff der Kritik p. 27.) auf die Worte 2 Sam. 7, 18 — 29. als ein *unzweifelhaftes Gedicht Davids* berufen kann! Mit demselben Recht, würde man, unseres Erachtens, den rednerischen oder dichterischen Charakter, der nach dem gewöhnlichen τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη κτλ. im Homer sprechenden Personen, feststellen, ja würde selbst nach den Anführungen der A. T. Schriften (als כה אמר יה" וידבר יה") über Sprach- und Ausdrucksweise, Red' und Dichtungsart Jehovas reden können, wenn nicht schon formell eine verschiedene Art und Weise, die den *Schriftstellern nach* eben verschiedene, sichtbar wäre. Als Gedichte Davids werden in den historischen Büchern, auſser unserm 18ten Psalm, nur wenige Zeilen aufgeführt, etwa 2 Sam. 1, 18 — 27. 3, 33. 34. und ein Fragment 23, 1 — 7., und hiernach ist es wohl schwer in Beziehung auf die Psalmen den Charakter Davids als Dichter festzustellen, ganz unstatthaft aber hier manches als dichterische Eigenthümlichkeit Davids aus jenen Davidischen Rede-Berichten in den historischen Büchern beweisen zu wollen. Ueberhaupt ist wohl zu beachten, daſs manche ältere Psalmen in einer bestimmt traditionellen Beziehung den Verfassern jener Bücher hier und da schon vorgelegen, und die bestimmte Beziehung mancher dem David beigelegten Psalmen, auf einzelne Berichte, oft selbst nach einzelnen Worten in jenen Büchern, ist und bleibt, so probabel man sie auch machen mag, immer noch miſslich. So bezieht Hr. v. Leng. diesen Psalm seiner Grundlage, vs. 5. sqq., nach, gleich dem vorangehenden 18ten, indem er sich an Hitzig Begriff der Kritik p. 22. anlehnt, auf die 1 Sam. 23, 26. erzählte Rettung Davids in der Wüste Maon, wofür nichts weiter spricht, als daſs man es gerade so, aber auch wohl anders beziehen kann, und nimmt auſserdem ohne weiteres — denn die historischen Bücher sagen davon nichts — ein furchtbares Gewitter in jenen Felsschluchten zu Hilfe (p. 57.), welches die Veranlassung zur spätern Darstellung seiner Rettung, in der Form der Theophanie gegeben haben soll. Mit einer solchen Annahme und Vorstellung, wie diese, über die Theophanie, können wir uns gar nicht befreunden, sondern schlieſsen uns ihr gegenüber, an den, wie fast immer, ästhetisch-richtigen Sinn de Wette's an, nehmen jedoch jene ganze Darstellung vs. 5. u. folgg. als eine Concentration, der mannigfachen Rettungen in einer groſsen Rettung, oder als eine Darstellung der Rettung überhaupt, durch die Hilfe des allmächtigen Gottes, der dichterisch unmittelbar einschreitet, furchtbar erscheinend im Erschrecken und Erzittern der Natur.

Indem wir so einzelne Gegenbemerkungen hier hervorgehoben, haben wir die Arbeit und den Fleiſs des Hrn. Verfs. nicht verkennen wollen, im Gegentheil erfüllt diese Schrift so vollkommen ihren Zweck, daſs hinfort eine einseitige Beurtheilung des einen oder andern Textes wohl nicht mehr Statt finden wird.

Ferdinand Benary.

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Rahel. *Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.)*

(Fortsetzung.)

Sie war es eigentlich, welche durch Ausbreitung seiner Dichtergröfse im Privatleben die nachmalige enthusiastische Anerkennungsperiode für Goethe hatte vorbereiten helfen (vgl. S. 22.) und selbst nach dem wenigen Aphoristischen, was sie von ihrem Verständnifs niederschreibend mitgetheilt, könnte man sie wohl den gröfsten Kenner der Goetheschen Werke in ihrem feinsten Zusammenhange nennen, der gelebt hat. Zu bedauern bleibt, dafs sie nie eine ausgeführte kritische Darstellung des Dichters, in den sie sich so mit ihrer ganzen Natur hineingedacht, über sich vermochte, da sie hier in gewisser Hinsicht das Höchste der Beurtheilung zu leisten im Stande gewesen wäre. Wie tiefgefafste und in schärfste Beziehungen gestellte Ansichten sie überhaupt von der Ausübung der Kritik hatte, geht vornehmlich aus einem ihrer Briefe vom J. 1794 hervor, worin sie die vielbesprochene Recension Schillers über Matthisson, die allerdings ein grofser idealistischer Irrthum war, schon damals auf das Lebhafteste zu annihiliren sucht: „O Laokoon, o Lessing! hab' ich nur denken können. Wenn *der* was Allgemeines sagte, so bestimmte er was, setzte er was fest, (freilich hat er sich zu Tod' geärgert!) — wenn der recensirte, tadelte er, wenn er tadelte, gab er die Ursachen an. — Man macht so viel Lärm von dieser Recension, und als ob sie so schwer wäre; ich habe eben keine so hagelneue Ideen darin gefunden. Die Vergleichung der Dichtkunst mit der Mahlerei, und also auch die fernere Anwendung des Landschaftsmahlers und Geschichtsmahlers ist mir gar nicht aufgefallen, und ist, dünkt mich, hundertmal in Lessing vorgekommen; *den* wollen sie mit aller Gewalt *vergessen*, weil seine Recensionen (denn viele seiner Werke, und besonders Laokoon, kommen wir wie Recensionen der Künste vor) nicht so sentimental waren, und er nicht immer das Genie recensirte, analysirte, das hohe Menschliche heraussuchte, und bewies, dafs das Genie ein *Genie* ist, — sondern das Kunstwerk vornahm, aufstellte, mit Gründen tadelte, oder für das alte Lob welche zeigte, den Forderungen sichere Gränzen steckte, und mit richtendem Blick und enthusiastischem Beifall das Genie sie erreichen sah, und seine Genialität in Ruhe liefs." —

Inzwischen war der literarische Eudaimonismus der Deutschen durch den ernsten Drang der weltgeschichtlichen Ereignisse allmählig auch aus seinem süfsen Frieden aufgeschreckt worden. Die erste Reihe der französischen Revolutionsjahre schien noch kaum einen tiefer greifenden Funken der Unruhe in die gesellschaftlichen Zustände Deutschlands geworfen zu haben; man ästhetisirte, philosophirte, unterhielt sich nach wie vor behaglichst, und politisirte *nicht*; und in den Briefen Rahels aus dieser Periode ist auch nur von Literatur, von innerem und geistigem Leben die Rede. Die Revolution steht in der Ferne nur wie ein brennender Komet, den man als ganz absonderliches Ungethüm noch aufser Zusammenhang mit der übrigen Weltordnung erachtet; man bezieht sie nur ganz äufserlich als etwas Vorübergehendes. Es erdröhnten jedoch bald auch die Grundvesten der alten träumerischen Germania, das längstverwelkte Reichsverband zerrifs, und ein universaler Eroberungskrieg, in den sich die französische Revolution aufgelöst hatte, drang umgestaltend auch über die deutschen Gränzen. Da wurden neue Interessen lebendig, und ein neues ihr früher nie bewufst gewordenes Gefühl macht sich auch in Rahel geltend, das der *Vaterlandsliebe*. Sie verkündigt diese in einem schönen Gleichnifs von sich: „O, ich habe es nie gewufst, dafs ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwa nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen!"

Das Jahr 1813 ruft sie auch in ihrem Kreise zur thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten heraus; sie zeigt sich unter den andern mildgesinnten Frauen Berlins, die damals am Altar des Vaterlandes die herrlichsten Pflichten der Weiblichkeit ausübten, geschäftig in der Pflege und Erquickung verwundeter Krieger, und übertrifft alle so sehr an Eifer, dafs sie, krank geworden, ihr Bureau sogar vor ihrem Bett aufschlägt, um an demselben Jäger und Soldaten zu empfangen und mit Rath und Trost zu entlassen. (Vgl. S. 260.) Ja, sie hat im Namen der Frauen, die sich zur Stiftung eines Lazareths vereinigten, einen Aufruf an das Publikum verfafst, der in den Zeitungen verbreitet werden sollte. (S. 249.) Unter allen äufseren Anregungen dieser Jahre verliert die begeisterte Frau doch nie den innersten metaphysischen Faden des verwirrten Weltzustandes aus der Seele, und sie schreibt im Februar 1816 an ihren Bruder Ludwig Robert folgendes wunderbar im Geist Gesehene: „Danieder liegen die Menschen aus allen Ecken Europa's; aus allen Ecken *habe* ich sie abgehört, und *höre* sie sich beklagen, sehe sie sich unbehaglich fühlen, rücken und klimmen; Alle, die nur nicht ganz gemein, ganz roh, ganz plump steigen und gewinnen, ohne Zweck, aus Prahlsucht und Lüge, ganz nach aufsen. Meiner Natur Spinnen ist nun, das, was mich quält, bis zu seinem Ursprunge hin zu verfolgen, das heifst, bis an die Gränze seines Verständnisses. Ich verstehe nun der Welt Gewirre und ihren jetzigen Zustand *so*: Es fehlen zu den bedeutend vielen kleinern — Detail-Erfindungen möcht' ich es nennen — Entdeckungen des Menschenwitzes, wodurch er nun seit den neuern Jahrhunderten seine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, sich die Aufsenwelt dienstbarer, die ganze Erde bekannter und kleiner gemacht hat, einige grofse Erfindungen und Annahmen, wie sonst es einmal müssen Ehe, Menschengemeinden mit Gesetzerfindung, die zehn Gebote u. dgl. gewesen sein. Das Alte, Einfache, damals grofs Erfundene reicht durchaus nicht hin. Der Einzelne ist mächtiger in seinem Sinn und Geist, reicher vorgebildet, als das Gesammte, das ihn regieren soll, und es, ohne Respect, Bewunderung, Meditation einzuflöfsen, nie kann. Hiermit meine ich bei weitem nicht die Regierenden; sondern das Regierende, welches höher, in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung sein mufs, als die, welche regiert werden, wenn soll regiert werden können. Ich bin gewifs, wo viele Menschen als Völker zusammen waren, fanden sie sich ungefähr, aber nur sehr ungefähr, in solchem Zustande, wie wir, kurz vor einer der grofsen Erfindungen, die man auch Offenbarungen nennt. Nichts aber, was wir aus den Büchern und Sagen kennen, kommt, dünkt mich, dem jetzigen Zustande der Erde gleich! Alte gebildete Völker hatten Säulen zu Gränzen der Welt, Höhlen zur Hölle, schöne Inseln und Berge zum Olymp; nannten andere Völker Barbaren, wollten dies und nahmen sie zu Sklaven. Jetzt aber, wo die ganze Erde bereiset, gekannt, Kompafs, Teleskop, Druckerei, Menschenrechte, und wer weifs was Alles erfunden ist, in vierzehn Tagen allenthalben gewufst wird, was allenthalben geschehen ist, und doch die Urbedürfnisse, Nahrung, Vermehrung, das höhere und höhere Wollen fortexistiren: wie sollen die alten Sittenerfindungen noch vorhalten (nicht das Bedürfnifs nach Sitte, für welches erfunden oder entdeckt werden mufs)? Daran, glaube ich, krankt die jetzige Welt; so mannigfaltig ausgebildet, grofs und allgemein war diese Krankheit noch in keinem uns bekannt gewordenen Zeitpunkt, obgleich sie nur nach und nach diese Ausbreitung gewinnen konnte, wozu eine ewige Anlage da war." —

Da wir hier einmal im Zuge sind, ihr von uns entworfenes Bild durch ihre eigenen Aeufserungen und Selbstmittheilungen ausführen zu lassen, so mögen jetzt noch in rascher Blumenlese, für deren kluge Auswahl wir indefs bei dem fast in Verlegenheit setzenden Reichthum jeder Seite nicht einstehen können, einige ihrer bezeichnendsten Briefstellen folgen.

Eigenthümliche Ansichten hatte Rahel von der Fortdauer der Kunst bei den Völkern; sie sind besonders für die nächste Gegenwart zu bedeutsam, um sie nicht herzusetzen: „Es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen Verbesserung fähig sind; auch sprungweise zu viel von der Gesammtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehe — überschritten haben. Wie ich denn glaube, dafs sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eigenen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, kombinirteres Wissen, später sich entwickelnde Interessen, ausgedehnteres Ordnunghalten, in all diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reifern

Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abhalten! Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt immer neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts ursprünglich Menschliches wird vertilgt werden; so wenig wir Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Amt zur Welt kommen wird; und so braucht uns weder um unsere Liebe zur Kunst oder deren Werke bange zu sein. Getrieben nur können sie nicht werden: nicht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf lasse man ihnen; gute Zustände aller Art bereite man; und das ein Jeder auf seiner Stelle; das ist das herrlichste Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in sich! Alle Werke der Kunst zeigen sich gleich als Karikatur ohne sie. Das zeugt, wenn es nöthig wäre, von ihrem hohen Ursprung, und ihrer hohen, herrlichen Verwandtschaft: und so wären wir wieder zu dem Anfang, wo wir sie als höchstes Bedürfnifs des Menschen ansahen, als das Bild, welches wir von unserm hiesigen Leben uns vorhalten; zum Ersatz, zur Lust, zur Erhebung." —

Hier stehe auch Rahel's Urtheil über Börne: „Dr. Börne in Frankfurt am M. schrieb ein Journal: die Wage. Mir empfahl es Gentz. Als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde; er empfahl es mir mit dem enthusiastischesten Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte *einen* bestimmten Artikel darin, — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob: an Witz, schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten; empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewifs ich lebe, *ein sehr rechtschaffener Mensch!* Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen, und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, dafs Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! — Andres von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, dafs er sie hätte." —

Das Erschöpfendste und Tiefste, was unseres Erachtens je über Shakespeare gesagt worden, sagte sie mit den wenigen schlagenden Worten mündlich: „Er ist Leben im Leben; er kann fast nicht zur Betrachtung kommen, denn jede Betrachtung wird Leben; und doch ist er lauter Betrachtung." —

Während Rahel so in allen Gebieten des Geistes und Wissens gleich das Wesentliche und Charakteristische mit scharfblickenden Augen ersah und in treuer inniger Gesinnung zu pflegen wufste, war ihr neben dem strengsten Ernst der Betrachtung auch der Sinn für das spielende Element des Lebens glücklich und jederzeit geöffnet. Ueber Tanz und Musik hat sie überraschend schöne Gedanken gehabt, und besonders in der letzteren, in der sie völlig einheimisch war, verstand sie mit einer seltenen Kennerschaft zu geniefsen. Der Merkwürdigkeit wegen können wir uns nicht enthalten, ihr Urtheil über Spontini, dem wohl nie eine ähnliche Würdigung widerfahren, aus einem Briefe an L. Robert hier noch auszuheben: „Man höre nur mit Aufmerksamkeit, wie viele Lieblichkeiten in Spontinis Musiken wider seinen Willen hervorsprossen: ganz italiänische, freie, üppige, liebliche, reiche, graziöse Gewächse. Alle Tanzmusik: Einzelnes nicht zu rechnen; und nur Olympia's Wunderouvertüre! Er überlegt zu viel; und das will doch nur sagen, da wo er nicht sollte: er sollte überlegen, dafs er sich gehen lassen, und nicht so sehr influenziren lassen mufs! Alle zu häufige militairische Musik ist nun wieder von hier, u. m. dgl. Sein eigener tiefer Irrthum — von Frankreich geboren, und von Eitelkeit erzogen — *der*, dafs er's mit Lärm und Instrumentenzahl zwingen mufs: und was? Beifall von Leuten, die sein wahres Wesen nicht fafsten! Ueberliefse er sich je seinem eigenen Genius, könnte er ihn noch finden, so wäre er gewifs im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abstractes, und immer Meisterhaftes zu liefern. Er besitzt eine Melancholie, er ist melancholisch; die müfste er einmal frei darstellen. Seine komischen Opern sollen vortrefflich sein."

(Der Beschlufs folgt.)

XCIX.

Ueber den Kropf. Ein Beitrag zur Pathologie und Therapie desselben; von Dr. Karl Joseph Beck, Hofrath u. Prof. in Freiburg u. s. w. Mit einer Steindrucktafel. Freiburg, Groos 1833. *IV*, 81 *S.* 8.

Der Hauptzweck dieser schätzbaren kleinen Schrift ist der: einer neuen Art des Kropfes, der *struma cystica*, ihren Platz im

Systeme zu vindiciren. Man findet nämlich, und zwar, wie des Verfs. Erfahrungen zu beweisen scheinen, nicht selten, eine oder mehrere Abtheilungen der Schilddrüse in einen dickhäutigen Balg umgewandelt, der eine mehr oder weniger dunkel gefärbte Flüssigkeit enthält, und an seiner innern, den serösen Häuten ähnlichen Wandung zuweilen Knochenbildung zeigt. Der von dieser Metamorphose nicht ergriffene Theil der Drüsen, kann dabei gesund sein, doch gesellt sich auch der Balgkropf zuweilen zu den übrigen krankhaften Veränderungen, welche die Schilddrüse erleidet. Beim Lebenden zeigt sich die *struma cystica* gewöhnlich als eine eiförmige oder kugelige, elastische Geschwulst, die seltner in der Mitte, öfter seitlich aufsitzt, eine mehr oder minder deutliche Fluktuation wahrnehmen läfst, und mit verhältnifsmäfsig bedeutender Störung der Respiration und Circulation verbunden ist. — Die Art, wie man bei der Untersuchung verfahren mufs, um sich von der, oft schwer zu erkennenden, Fluktuation zu überzeugen, ist vom Verf. ausführlich angegeben. — Zuweilen wird die in dem Balge enthaltene Flüssigkeit fest, und dadurch die weitere Entwicklung der Krankheit gehemmt; auch hat der Verf. bei seinen anatomischen Untersuchungen dergleichen Bälge ganz mit knorpeligen oder knochigen Massen angefüllt gefunden. Es scheint jedoch nicht, dafs sich diese Fälle von *struma cystica indurata* — wie sie der Verf. nennt — in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht für jetzt von dem gewöhnlichen Kropfe, dem sogenannten lymphatischen, gut sondern lassen. Der Verf. hat das Verdienst, nicht nur, die, wie er selbst einräumt, schon früher beobachtete, aber in ihrer Eigenthümlichkeit nicht richtig gewürdigte, *struma cystica* durch Untersuchungen an Leichen und Lebenden zuerst als eine besondere Art festgestellt, sondern auch auf die Beschaffenheit derselben ein eigenthümliches und erfolgreiches operatives Heilverfahren begründet zu haben; so dafs diese Art des Kropfes, bei welcher die pharmaceutischen Mittel nach den bisherigen Erfahrungen ganz unwirksam bleiben, jetzt als die am leichtesten heilbare angesehen werden mufs. Das Operationsverfahren besteht im Wesentlichen in der seit Antyllus bei Balggeschwulsten, deren Exstirpation mit dem Messer unthunlich ist, angewendeten Methode: die Geschwulst einzuschneiden, das Contentum zu entleeren, und den Balg durch Erregung von Entzündung und Eiterung zu zerstören, und ist auch beim Kropfe schon früher, namentlich noch in der neuesten Zeit von Lemaire geübt worden, doch hat es erst durch des Verfs. genaue Unterscheidung des einzig und allein dieses Verfahren indicirenden Krankheitsverhältnisses, seine wahre Bedeutung und bestimmte Stellung in der Operationslehre gewonnen. Der Verf. hat seine Operationsmethode genau, mit Angabe der nöthigen Cautelen und der Nachbehandlung beschrieben, und durch sechs, mit belehrender Ausführlichkeit mitgetheilter Krankheits- und Heilungsgeschichten den Beweis geführt, dafs sie, im Verhältnifs zu den übrigen beim Kropfe üblichen operativen Verfahren, leicht und wenig gefährlich ist und die sichere Hoffnung einer vollständigen Heilung gewährt. Um die Diagnose, auf welche hier, wie überall, das Meiste ankömmt, zu vervollständigen, hat der Verf. die Unterschiede der *struma cystica* von den übrigen Arten des Kropfes angegeben; Ref. kann jedoch, besonders der jüngern Praktiker wegen, den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Verf. die Gefahr den Blutschwamm (oder Markschwamm) der Schilddrüse mit dem Balgkropfe zu verwechseln, mehr hervorgehoben, und nicht so gering angeschlagen haben möchte, als es geschehen ist. Das Gefühl von Fluktuation ist beim Blut- und Markschwamm oft so täuschend, dafs, im Verhältnifs zu dem nicht häufigen Vorkommen desselben, die Fälle nicht selten sind, wo sonst ganz tüchtige Wundärzte sich zu einer Punktion oder Incision verleiten lassen, um die vermeinte Flüssigkeit zu entleeren, und dadurch den unglücklichen Ausgang früher herbeiführen; wie denn Ref. noch vor Kurzem einen solchen traurigen Fall zu sehen Gelegenheit hatte.

Aufser einigen gelegentlichen Bemerkungen über lymphatische Kröpfe, enthält die vorliegende Abhandlung noch eine ausführliche Mittheilung über die Natur der *struma aneurysmatica* und die Heilung derselben durch Unterbindung der *art. thyreoïdea superior*. Der Verf. beschreibt einen Fall, bei welchem er die Operation glücklich und mit dem beabsichtigten Erfolg verrichtet hat, stellt bei dieser Gelegenheit das über diesen Gegenstand Bekannte zusammen, und sucht daraus, so wie aus den anatomischen Verhältnissen die Bedingungen abzuleiten, von denen sowohl die Gefahr der Operation als auch der nicht selten ausbleibende Erfolg derselben abhängen. (Ref. macht bei dieser Gelegenheit auf ein neues von Unger bei *struma vasculosa* angewendetes Heilverfahren aufmerksam, welches in Einführung eines Haarseils besteht und zwar noch gefährlicher als die Unterbindung zu sein, dafür aber auch, soweit sich dies nach so wenigen Fällen beurtheilen läfst, einen sicherern Erfolg zu versprechen scheint. S. Unger, Beiträge zur Klinik der Chirurgie I. Th. Leipzig 1833.). Endlich sind auch noch zwei Fälle vom Markschwamm der Schilddrüse hervorzuheben, die der Vf. beobachtet hat, von denen der eine auf einer gut gezeichneten aber im Druck mifsrathenen Steindrucktafel abgebildet ist, und der andere bei der Untersuchung nach dem Tode aufser dem Blut- und Markschwamm noch eine *Cystis*, steatomatöse und melanotische Massen, so wie Tuberkeln der Schilddrüse zeigte; so wie ein Fall von Tetanus, der nach Einziehung des Haarseils in einen lymphatischen Kropf am dritten Tage entstand, und den Kranken, einen zehnjährigen Knaben, tödtete.

Zum Schlusse danken wir dem Verf. für die Mittheilung seiner lehrreichen, überall auf Beobachtung gegründeteten Beiträge zu der noch mancher Bereicherung fähigen Lehre von dem Kropfe, und auch dafür, dafs er es vorgezogen hat, sie in dieser Form zu geben, statt sie in einer Monographie unter einer Masse fremder Erfahrungen und Meinungen zu vergraben.

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Rahel. *Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.)*

(Schlufs.)

„Er zwingt seinen eigenen Genius in allerlei Wahn, das ist wahr: aber welchen von all den sich zwingenden Komponisten, die jetzt notiren, und oben an „Oper" setzen, bleibt so viel Reichthum und Schönheit in ihrem Zwang! Er nimmt uns ganz in Anspruch, wenn wir ihn hören; wenn wir ihn untersuchen, wozu er auch zwingt — durch Bedächtigkeiten und Vorsätze aller Art, die er nicht genug verbirgt — stellt sich Tadel ein; wenn wir darin fortfahren in gröfserer Dimension und gröfserem Detail, grofse Bewunderung. Hier wird er ganz verkannt — von den *prôneurs;* und von der Heerde, die den Tadlern nachspringt — und das ist fast gerecht, da Righini wenig erkannt war und vergessen ist; obgleich *ich* bei jeder Schönheit in Spontini's Musik gleich Righini anrufe, und mir sage: wie würde *der* das schön finden! Spontini ist ihm sehr unähnlich; und oft höre ich doch Righini in ihm. „Es winken sich die Weisen aller Zeiten!" Ueber die weg, von denen sie nicht erkannt werden!" — —

Nachdem wir nun Rahel aus den Schätzen ihres eignen Gemüths so kennen gelernt haben, dafs klar geworden, wie dieser Genius immer auf einer aufsergewöhnlichen Gedankenhöhe seine Bahnen beschrieb, um sich seine Einsichten zu erwerben und allen Zusammenhang der Dinge sich tief zu vergewissern, wollen wir noch in dem Verhältnifs von ihr reden, in dem sie den gewöhnlichen Gesetzen und Bedingungen unterworfen gewesen. Dies Verhältnifs, welches wir meinen, ist das sogenannte Glück der Welt, das Rahel, wie viele ihrer eignen Aeufserungen oft mit dunkelm Ernst andeuten, eigentlich nie besessen. Sie war auch eine zu schicksalsvolle Natur, um dies Glück verstehen oder brauchen zu können, denn das sogenannte Glück flattert nur in kosenden Zufällen um heitre Stirnen seiner Auserwählten herum, aber mit dem Zufall der Welt stehen die höher und seltener Begabten, wie Rahel, fast nie in Verbindung, und verdanken ihm nichts; *sie* haben ihr schwer auftretendes, ernstes, geistiges Schicksal, das sie in allen Conflicten umherschleudert, um in ihrem Innern die Tragödie der menschlichen Zerwürfnisse mit aller Leidenschaft des Pathos zu feiern. Die Kategorie, *glücklich sein*, giebt es bei solchen Wesen nicht; es giebt und gilt bei ihnen nur die Kategorie, *sich entwickeln*, und diese ist denn das höchste Glück. So sagt auch Rahel einmal: „Ich habe in keinem Ereignifs Glück. Bin ich glücklich, so kommt's von meinem innern Reichthum; und dafs ich nie Unwürdiges wählte, und also frei bin!" Sie mufs sich schon früh im Kreise ihrer nächsten Umgebungen eigentlich zerfallen und unglücklich gefühlt haben, weil die geistige Keckheit ihrer Natur durch zu gewaltige Entwickelung die Gränzen eingeregelter weiblicher und häuslicher Bestimmung durchbrach, und ihr „elastisch-heftiges Herz," wie sie es selbst nennt, sich nie in Ruhe der Gewohnheit einwiegen lassen mochte. Dazu kommt, dafs sich im gewöhnlichen Leben von Seiten der Andern, die sie nicht verstehen können oder mögen, ein gewisses Niederdrückungssystem gegen so Organisirte bildet, die den hergebrachten Formen entwachsen; und in dieser Weise hatte, wie es scheint, auch Rahel, besonders in ihren früheren Jahren, einen grofsen Vertheidigungskrieg nach Aufsen hin um ihr Innerstes zu führen gehabt. Es ist indefs auch nicht zu vergessen, wie sie nach milder Frauenart zugleich durch sinniges Schaffen und Pflichterfüllen im Kreise des Hauses gegen jenes geistige Ueberwogen sich eine wohlthuende Begränzung zu gewinnen verstand. Rahel bewegte sich thätig und fürsorglich in allen häuslichen und geselligen Geschäften; antheilvoll und hülfreich für Jedermann sich zeigend, sah man sie besonders liebevoll zu

Kindern hingeneigt, und, wiewohl sie nicht eigne hatte, ganze und halbe Tage nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Im Umgang mit Kindern, auf den sich so wenige Menschen recht verstehn, kehrte dieser gewaltige Charakter das Liebliche und Feinbesaitete seines Wesens lächelnd hervor, und während diese zarte Kinderliebe ihr in süfser Anmuth Dichtergedanken einhaucht, so dafs sie einmal unnachahmlich schön sagte: — „Milder als Mairegen sind Kinderküsse! Rosenduft, Nachtigallton, Lerchenwirbel, — Goethe hört's nicht mehr; ein grofser Zeuge fehlt!" *) — reflectirt sie an einer andern Stelle folgenderart darüber: „Weit öfter halten sich die Leute unter einander für das, was sie sein möchten und vorstellen wollen, als für das, was sie wirklich sind. Mir ist das mit Einemmale ganz klar geworden, als mir einfiel, wie sehr ich Kinder liebe; wie ich mich mit ihnen abgeben kann; zeitlebens welche zu besorgen hatte und sie mir schaffte. In allen Häusern, in allen Städten; Geschwister, Nichten, Fremde, Nachbarn; alle Sorten. Nie ist es Einem eingefallen, mir den Titel Kinderfreundin zu geben, oder mich dafür anzusehn; mir selbst ist es nicht eingefallen." —

Das Abgesteckte des weiblichen Berufs, an sich nicht geeignet, so starke geistige Entwickelungen zu tragen, mag jedoch auch nicht selten ihre Conflicte gesteigert haben, und wenn sie an einer Stelle ihrer Briefe mit scherzhafter Färbung sagt: „Ich bin eine Art gesünderer, vergnügterer und brünetter Hamlet," so liefse sich dieser Vergleich, wenn man wollte, wohl zu ernsteren Beziehungen auf sie ausspinnen. Was heifst es aber auch eigentlich, glücklich sein? Es ist mit dem *Glück* ebenso, wie mit der *Freiheit!* Die Freiheit ist auch die verhüllte Sonne des Menschengeschlechts, die äufserlich immer nur in unendlicher Zersplitterung und trüben Brechungen strahlt, aber nach den inneren, geistigen Polen gebildeter Völker zu ihre schönsten Morgenröthen wirft.

Eigenthümliche Schmerzen bereiten sich indefs oft so metaphysische Naturen, wie Rahel, selbst, durch zu tiefgehende Auffassungen und Beurtheilungen der Personen in ihrer Umgebung. Sie wollen Jeden, den sie sehen und berühren, sogleich auf sein Allgemeines zurückführen, und negiren oder affirmiren ihn von daher unaufhörlich; sie wollen gleich zu gründlich lieben oder hassen, und verwischen sich so nicht selten auch die harmlose Stundenfröhlichkeit des Umgangs, indem kein blofser Anschein begnüglich von ihnen zugegeben wird, sondern das verborgene wahre Sein es ist, das sie *überall*, selbst mit unbewufster Schonungslosigkeit, aus der Hülse der Persönlichkeiten herausblättern mögen. Aber es erstehen ihnen dagegen auf der andern Seite Freuden, die, jenes Stundenglück hoch überragend, eine gewisse Ewigkeit des Glücks ihnen verbürgen. Dies ist der ihnen vergönnte Blick in den grofsen Zusammenhang der Weltereignisse, in denen sie sich als einen vernünftigen mitlebenden Punct freudig fühlen und bewufst werden, und so die erhabene Strömung, die durch das Ganze geht, auch in ihrem Einzelwesen als Zug der Stärkung einathmen. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchfühlende Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermafsen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus dem Ganzen eine Art persönlicher Genugthuung in sich selbst erfuhr. Sie gehörte der grofsen ewigen Weltentwickelung an, in der sie mitlebte, und in diesem höchsten Sinne ist der Ertrag ihres Geistes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menschen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Th. Mundt.

*) Sommer 1832.

C.

System der Logik. Von Dr. August Ernst Umbreit, Privatdocenten zu Heidelberg. Heidelberg, akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr, 1833. 129 *S.*

Der Hr. Verf. eröffnet seine Schrift mit einer Polemik gegen den Kantischen Satz, dafs die Logik durch Aristoteles vollendet, seitdem weder vorwärts noch zurückgeschritten sei, wogegen er selbst eine lebendige Fortentwickelung auf dieser philosophischen Wissenschaft mit allen übrigen behauptet. Er hätte hiebei den

auffallenden Unterschied in dieser Entwickelung bemerklich machen können, wie sie stetig und allmählig, als blofse Verarbeitung dessen, was Aristoteles selbst schon sehr ausgebildet gegeben hatte, bis auf die neueren Zeiten fortläuft; dann aber, schon von Kant an, eine Revolution sich vorbereitet, und endlich zum Ausbruch kommt, durch welche der bisher festgehaltene Standpunkt völlig verlassen, und das gegebene Material in ganz unerwartetem Sinne verwendet wird. Im Vergleich mit diesem in neuester Zeit gemachten grofsen — Vor- oder Rückschritt, wie man es nennen mag — konnten nun allerdings die seit Aristoteles bis dahin in der logischen Wissenschaft bemerkbaren Veränderungen als eine Art von Stillstand betrachtet werden. In jedem Falle bestimmt sich durch diesen Absatz in dem Entwickelungsgange der Logik die eigenthümliche Stellung und Aufgabe jedes neuen Bearbeiters derselben. Er ist in die Mitte gestellt zwischen den alten und neuen Standpunkt, und sein Geschäft bekommt dadurch zwei Seiten. Auf der einen Seite hat er den reichen Vorrath des alten Materials, unter welchem sich, wie Jedermann weifs, Brauchbares mit Unbrauchbarem in bunter Mischung befindet, woraus dem neuen Bearbeiter die Aufgabe erwächst, das Gediegene aus diesem Vorrath herauszufinden, das Schnörkelwerk wegzuschneiden, und die Anordnung des Apparats möglichst zu vereinfachen, eine Aufgabe, an deren Lösung übrigens von nicht wenigen wackeren Vorgängern das Beste schon gethan ist. — Aber auf der andern Seite steht nun die Umwandlung der Logik durch die Philosophie unserer Tage. Ignoriren darf diese der neue Bearbeiter nicht, wenn seine Schrift in den Entwickelungsgang der Wissenschaft eingreifen soll. Er mufs Partei nehmen. Entweder weist er die Ansprüche derselben gründlich ab, oder er erkennt dieselben an, und dann mufs er suchen, dieses Neue mit dem Alten zu vermitteln, die im alten Standpunkt auferzogenen Gemüther mit dem neuen zu versöhnen, die neueren Entdeckungen mehr als vor dem Urheber derselben geschehen konnte, in das alte Material hineinzuarbeiten.

Diese doppelte Stellung jedes neuen Bearbeiters der Logik in unserer Zeit ist hier genauer bezeichnet worden, weil der Hr. Verf. gegenwärtiger Schrift sich derselben nicht vollkommen bewufst geworden zu sein scheint. Wenigstens hat er sich nirgends bestimmt darüber ausgesprochen. Es konnte in einer Vorrede geschehen: diese fehlt dem Buche. Es konnte noch besser in der Einleitung auseinandergesetzt werden: diese ist zu Bemerkungen über Philosophie überhaupt und die Stellung der Logik in derselben verwendet worden. Statt jener Allgemeinheiten über den Begriff der Philosophie, welche auf ein paar Blättern zusammengedrängt, wie der Hr. Vf. selbst zu fühlen scheint, unmöglich wissenschaftliche Bedeutung haben können, hätte Ref. lieber eine scharfe Bezeichnung des Verhältnisses gelesen, in welches der Hr. Verf. seine Schrift zu den bisherigen Leistungen des Faches stellen will. Doch er kann uns einwenden, dieses Verhältnifs ergab sich bestimmt genug aus dem Verlauf seines Werkes, und er habe daher nicht nöthig gehabt, eine ausdrückliche Erklärung darüber vorauszuschicken. Wir wollen oft seine Schrift darauf ansehen, in wie weit sie, durch Festhaltung der bezeichneten Stellung, die Wissenschaft zu fördern geeignet ist.

Seine Stellung zum alten Material scheint der Hr. Verf. ziemlich so aufgefafst zu haben, wie sie oben bezeichnet wurde: Aufnahme des Wesentlichen, Ausscheidung des Unwesentlichen, Verbesserung der Anordnung ist überall sein Augenmerk. Und hierin hat er im Ganzen lobenswerth gearbeitet. Er hat auf wenigen Bogen Vieles zu geben gewufst, und mit seiner Auswahl und Kritik kann man gröfstentheils zufrieden sein, wefswegen seine Schrift als Handbuch zu Vorlesungen brauchbar sein möchte. — Was die Anordnung betrifft, so wollen ihm vor Allem die hergebrachten Eintheilungen der Logik, in reine und angewandte, in Elementar- und Methodenlehre nicht behagen, und was er dagegen sagt, ist meistens treffend. Nun aber setzt er keine andere Oberabtheilung an ihre Stelle, sondern die Stücke, welche sonst Unterabtheilungen theils der Elementar- theils der Methodenlehre gewesen waren, treten in seinem Buche unmittelbar als Theile der Logik auf. Das giebt eine Menge coordinirter Theile, welche durch keine höhere Abtheilung gruppirt werden; die vorliegende Logik hat keine Hauptabschnitte, keine Bücher, sondern geradezu nur zehn Kapitel, welche nacheinander von Begriff, Urtheil, Schlufs, den scheinbaren Schlüssen, von der Paralogik und Sophistik, von Eintheilung, Erklärung und Beweis, von Wahrheit, Gewifsheit und Wahrscheinlichkeit, endlich von Verstand, Vernunft und Urtheilskraft handeln. So viele coordinirte Theile erschweren die Uebersicht, und haben den Verdacht der

Unordnung gegen sich. Warum, wenn doch der Hr. Verf. den Unterschied von Elementar- und Methodenlehre nicht gelten läfst, warum hat er die Lehre von der Eintheilung, welche er selbst (Kap. VI. §. 1.) als Verdeutlichung eines Begriffs durch Bestimmung seines Umfangs bezeichnet, durch 5 Kapitel von der Lehre vom Begriffe getrennt, warum beide nicht verbunden abgehandelt? warum hat er ferner die Erklärung, welche nach ihm selber (Kap. VII. §. 1.) eine Verdeutlichung des Begriffs seinem Inhalte nach durch eine Reihe von Urtheilen ist, nicht mit der Lehre vom Urtheil in nähere Verbindung gebracht? warum endlich nicht die Lehre vom Beweis mit der Lehre vom Schlusse? — In einer andern Hinsicht hat der Hr. Verf. eine solche Vereinfachung durch Anschliefsung einer sonst abgesondert behandelten Lehre an die übrigen versucht, nämlich in der Lehre von den sogenannten Denkgesetzen. Von diesen handelt er nicht, wie es üblich ist, in einem besondern, dem Uebrigen vorangehenden Abschnitte, sondern das Gesetz der Identität und des Widerspruchs handelt er in der Lehre vom Begriffe, (Kap. I. §. 4.) das Gesetz des Grundes aber mit der Lehre von den Urtheilen ab (Kap. II. §. 3.). Das Gesetz des Widerspruchs nämlich sei die *conditio sine qua non* aller Begriffsverhältnisse, indem es verbiete, Prädicate zu einem Begriffe zu verbinden, deren eines das andere aufhebe; ebenso sei das Gesetz des Grundes die Bedingung alles Urtheilens, indem es fordere, dafs jedes Urtheil seine gehörige logische Begründung haben müsse, d. h. es müfste sich einsehen lassen, dafs das Prädicat nothwendig aus dem Wesen des gesetzten Subjectes hervorgehe. Das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten hat der Hr. Verf. nicht ebenso unterzubringen gewufst. Wir können diese Behandlung der Denkgesetze willkommen heifsen, wie jeden Versuch, dieselben aus ihrer gewöhnlichen Isolirung, wo sie wie vom Himmel gefallen dastehen, herauszubringen, wenn der Versuch auch nicht ganz gelungen sein möchte. Denn es ist doch nur gezeigt, dafs diese Gesetze angenommen werden müssen, wenn man soll Begriffe bilden und urtheilen können, — nicht, wie sie aus dem Wesen des Geistes nothwendig hervorgehen, — sie sind nur aus ihren Folgen, nicht aus ihrem Grunde abgeleitet.

Die einzelnen Lehren betreffend, so will der Hr. Verf. den Begriff nicht blofs als Einheit von Merkmalen überhaupt aufgefafst wissen, sondern in seinem Unterschiede von der Wahrnehmung als eine Einheit, welche dadurch entsteht, dafs das Denken die Verhältnisse eines Gegenstandes mit freier Thätigkeit untersucht, um sie als die ein Ganzes constituirenden Theile zu erkennen, wodurch wir dann die Einsicht in das Wesen des Gegenstandes bekommen (Kap. 1, §. 1.). Nach Abweisung einiger unpassenden Unterscheidungen der Begriffe, wird nun von allgemeinen, besonderen und einzelnen Begriffen, von Inhalt und Umfang derselben, von Bei- und Unterordnung, von Gattungen und Arten gesprochen, wo offenbar der Ort war, die Lehre von der Eintheilung einzuflechten. Was der Hr. Verf. (§. 12.) von den Wechselbegriffen sagt, mufs wohl eine Verwechselung sein. Die Begriffe, sagt er, welche den Umfang eines höheren ausmachen, somit sich nebengeordnet seien und einander ausschliefsen, heifsen auch Wechselbegriffe. Allein Kreis und Dreieck, welche zum Umfang des höheren Begriffs von Figur gehören, hat schwerlich Jemand schon Wechselbegriffe genannt. Wechselbegriffe müssen, wie schon das Wort giebt, der eine an die Stelle des andern gesetzt werden können, es mufs daher in denselben ganz oder doch nahezu der gleiche Inhalt bei verschiedenem Ausdruck, oder bei verschiedenem Inhalt wenigstens der gleiche Umfang vorhanden sein. Was der Hr. Verf. Wechselbegriffe nennt, sind nichts weiter als coordinirte, disjunkte Begriffe. — In der Lehre vom Urtheil will der Hr. Verf. die gewöhnliche Definition desselben dahin vervollständigt wissen, dafs das Zu- oder Absprechen des Prädikats aus dem Subject selbst nothwendig hervorgehen müsse, vermöge des Gesetzes vom Grunde (Kap. II. §. 2.). Dadurch eben soll sich das Urtheil vom blofsen Satze unterscheiden, dafs in jenem die Verbindung zwischen Subject und Prädicat eine nothwendige, in diesem eine zufällige sei, (§. 3.) was von der gewöhnlichen Ansicht abweicht, welche in dem Satze nur den Wortausdruck des Urtheils findet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

System der Logik. Von Dr. August Ernst Umbreit.

(Schlufs.)

Gleichfalls weicht Hr. U. von dieser ab, wenn er nicht die *copula*, sondern nur die Bejahung oder Verneinung als die Form des Urtheils betrachtet wissen will (§. 5.), wenn er ferner die singulären Urtheile ihrem logischen Werthe nach nicht zu den allgemeinen, sondern zu den besonderen rechnet, (§. 8.) welche beiden letzten Abweichungen am Ende vielleicht auf einen Wortstreit hinauslaufen. Dafs der Hr. Verf. hier nicht auch noch von dem Unterschiede der kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Urtheile handelt, kann man kaum wohlgethan heifsen, wenn man sieht, wie dies bei den Schlüssen flüchtig nachgeholt werden mufs. — In der Lehre von den Schlüssen giebt der Hr. Verf. eine brauchbare Uebersicht der wichtigsten Regeln und streitet mit Recht gegen die Ansicht, welche in den verschiedenen sogenannten Schlufsfiguren blofse Spitzfindigkeiten sehen will. Dafs er im fünften Kap. wo von den Trug- und Fehlschlüssen gehandelt wird, jene gediegenen Proben griechischen Scharfsinns, welche gröfseren Theils einen besseren Namen, als den blofser Sophismen verdienen, zum Theil *in extenso* in Erinnerung gebracht hat, kann nur dankenswerth gefunden werden.

Aber wir müssen jetzt unser Buch auch noch von der Seite seines Verhältnisses zu der neueren Umwälzung der logischen Wissenschaft in's Auge fassen. Die neueste Philosophie wird vom Hrn. Verf. weder ignorirt, noch hat er sich gegen ihren Einflufs verschlossen. Namentlich was lebensvoll in ihr ist, und dem Mechanismus entgegengesetzt, das hat er sich mit Liebe angeeignet, und mit Wärme mehr als mit Schärfe ausgesprochen. „Das Denken, sagt er S. 100., ist einer der schönsten Organismen des Daseins, ein wahrer Weltocean des Geistes, welcher in ewig fluthender Bewegung nichts absolut Festes, sich zu starrer Einzelheit Sonderndes in sich bewahrt, — sondern jede bestimmte Gestalt in ihm trägt zugleich als ihre innerste Natur das Streben zum Uebergang in ein neues Verhältnifs in sich." Aber diese Worte sind zu schön, als dafs sie zugleich im Buche des Hrn. Verfs. wahr werden könnten, vielmehr treten in demselben das Gesetz des Widerspruchs (S. 39.), das umgekehrte Verhältnifs der Gröfse von Inhalt und Umfang der Begriffe (S. 41 f.) und die Wahrheit des kategorischen Schlusses (S. 61 ff.) als feste Wahrheiten und letzte Instanzen auf. — Die Logik soll (nach S. 18) nicht blofs die logischen Formen aufstellen, sondern sie zugleich aus dem vollen Bewufstsein des Ich ableiten; wenn sie so die verschiedenen Bewegungen aufzeigt, unter denen sich das Ich als Denken manifestirt, so soll sich hieraus (nach S. 20) von selbst die Eintheilung der Logik ergeben, indem die Theile selbst einander hervorrufen. Aber, wenn eine lebendige Selbstbewegung des Stoffes im Buche des Hrn. Verfs. vorhanden wäre, wie wäre die schon oben gerügte Eintheilung und Auseinanderreissung zusammengehöriger Gegenstände möglich gewesen? Namentlich der 2te Theil des Buches reiht die Gegenstände ziemlich äufserlich aneinander. Aus einem Anschliefsen an den lebendigen Geist der neueren Philosophie ist es auch zu erklären, dafs der Hr. Verf. allenthalben gegen die Ansicht streitet, welche das Urtheil aus Begriffen, den Schlufs aus Urtheilen *zusammensetzt*; der Begriff ist ihm vielmehr nur der ruhende, das Urtheil der in Bewegung übergegangene Gedanke, jener ein Substantial-, dieses ein Causalverhältnifs des Denkens, welche beide der Schlufs in sich begreift, ohne dafs doch jene ursprünglicher wären, als der Schlufs und die übrigen Bewegungen des Denkens, so wenig als der einzelne Sonnenstrahl ursprünglicher ist als die ganze Sonne (S. 128). In der Ausführung dieser Be-

hauptungen jedoch, hat es der Hr. Verf. nicht zur gehörigen Klarheit gebracht, namentlich herrscht in dieser Beziehung in der Lehre vom Schlusse vieles Dunkel. Aber nicht blofs an diesen lebendigeren Geist der neuesten Philosophie überhaupt, sondern auch an ihr bestimmteres Streben, die Dualität von Denken und Sein zu überwinden, schliefst sich Hr. U. gewissermafsen an, wenn er (S. 12 f.) sagt: „Ich und Nicht-Ich, Subjektivität und Objektivität constituiren das gesammte Dasein, aber nicht etwa dadurch, dafs sie nebeneinander bestehen und sich wechselsweise aufeinander beziehen, sondern dadurch, dafs eines das andere nothwendig manifestirt, indem sie beide Manifestationen des Absoluten sind. Einmal manifestirt sich die Leiblichkeit vergeistigt, einmal die Geistigkeit verleiblicht." Ja selbst an die bestimmteste Eigenthümlichkeit der Hegel'schen Logik, nicht blofs eine subjective, sondern ebenso eine objective oder Metaphysik zu sein, finden sich nicht undeutliche Anklänge. Nicht nur soll nach S. 23 die Logik keine blofs formale Wissenschaft sein, sondern S. 11 f. finden sich sogar die Worte: „Die Grundsätze (welche den Inhalt der Logik bilden) müssen nicht blofs subjective Formen unseres Denkens sein, sondern die von uns gewufsten Gründe des gesammten Daseins, also sich in der Geistigkeit des Gedankens reflectirende absolut nothwendige Existenzen, wirkliche, nothwendige Aeufserungen des absoluten Lebens." Und S. 66 f.: „Alle Objektivität, welche sich als kategorisches Schlufsverhältnifs im Bewufstsein reflectirt, ist in den Kreis dieser 4fachen syllogistischen Bewegung eingeschlossen; die Schlufsfiguren sind keine Abstraktionen, die von uns auf das Leben bezogen würden, welche unglückliche Auseinandergerissenheit man leider in so manchen, besonders älteren, Logiken antrifft." Allein wenn man nun wieder S. 17 liest: „Bei der Thätigkeit des Denkens nehmen wir wahr ein Objektives, ein zu erkennendes Mannichfaltige, und ein Subjektives, das denkende Ich, welches dies Mannichfaltige als ein nach innerer Gesetzmäfsigkeit Verbundenes, frei anerkennt; betrachten wir nun das Ich als das blofs diese Verbindung einsehende und in dieser Aeufserung selbstständige Thätigkeit entwickelnde: so finden wir diejenige Lebensäufserung des Ich, welche in ihrer Einseitigkeit das Princip der Logik begründet" — wenn man solche Stellen liest, so sieht man, dafs, unerachtet jener ganz anders klingenden Aeufserungen, der Hr. Verf. doch nicht über die alte Ansicht von der Logik hinausgegangen ist. Dies wird noch deutlicher, wenn man ebendaselbst vernimmt, dafs durch das dialektische Spiel logischer Relationen, die unendliche Tiefe der Harmonie zwischen Geist und Welt nicht begriffen werden könne, wogegen S. 9. Anschauung des Absoluten, unmittelbares Bewufstsein des vollen Lebens des Ich als Quelle aller Wahrheit empfohlen wird. Seite 17 stöfst sich der Hr. Verf. mit so vielen Ueberschwenglichen unserer Tage auch daran, dafs die neueste Philosophie „von dem reinen, d. i. inhaltslosen, todten, abstrakten Sein ausgeht," und durch solche Abstraktionen die Tiefe des Lebens begreifen zu können glaubt. Er selbst fängt freilich gemüthlicher an, nämlich mit dem Leben, der Liebe, dem Absoluten (S. 5 f.). Was offenbart er uns nun von diesen Dingen? Das Leben, sagt er, *ist* das Absolute, in ihm *ist* Alles, aufser ihm *ist* nichts. So mufs also doch auch Hr. U. sich bequemen, mit dem *Ist*, dem todten u. s. w. Sein anzufangen, denn, wenn er uns nicht sagte, was Leben, Liebe, Absolutes *ist*, so bliebe uns das Alles ein verschlossenes Buch. Nur ist es ihm dann freilich zu gering, dieses Ist oder Sein erst besonders zu erklären, weil er es mit erhabenern Sachen zu thun zu haben glaubt; aber von diesen kann er ebendeswegen in seiner ganzen Einleitung nichts Verständliches vorbringen, weil er es verschmäht hat, in der Entwicklung seiner Gedanken vom Einfachsten und scheinbar Geringsten anzufangen, zum abermaligen Beweise, dafs das Dringen auf einen inhaltsvolleren Anfang als das Sein ist, zwar den Mund recht voll nimmt, ohne uns aber an Gedanken reicher zu machen. — Aus allem Bisherigen ist ersichtlich: die Annäherung des Hrn. U. an die neuere Wendung der logischen Wissenschaft besteht mehr in Worten als in wirklicher Ausführung; er hat, was ihm die neueste Philosophie bot, nicht sowohl zu einer gründlichen Reparatur des Gebäudes der alten Logik, als vielmehr nur zu einem modernen Anstrich desselben verwenden mögen.

Straufs, in Tübingen.

CI.

Essai sur la constitution géognostique de la province de Liége, en reponse à la question proposée par l'Académie Royale des Sciences,

Arts et Belles-Lettres de Bruxelles, pour le concours de 1830, savoir: „Faire la description géologique de la province de Liége; indiquer les espèces minérales et les fossiles accidentels que l'on y rencontre, avec l'indication des localités et la synonymie des noms sous lesquels les substances déjà connues ont été décrites". Par C. J. Davreux, Pharmacien, Professeur de Chimie et de Minéralogie à l'école industrielle etc. Bruxelles (Hayez, imprimeur de l'Académie Royale). 1833. gr. 4. 298 S. und IX lithographirte Tafeln.

Eine gedruckte Preisbearbeitung über die von der Brüsseler Akademie für 1830 gestellte, auf dem vorstehenden Titel angegebene Frage haben wir schon in No. 45. dieser Jahrbücher angezeigt. Es war die Arbeit von A. H. Dumont, welche den ersten Preis erhalten hat. Wir müssen diese Anzeige hier wieder ins Gedächtnifs bringen. Wir hätten uns nämlich eine Einseitigkeit vorzuwerfen, wenn wir nicht ebenfalls Nachricht von der vorliegenden zweiten Arbeit von C. J. Davreux über denselben Gegenstand, welche uns früher nicht bekannt war, geben würden, da beide sich wechselseitig ergänzen und erläutern, und so die geognostische Kenntnifs von dem behandelten Landesstrich auf einmal bedeutend fordern.

Die Akademie hat der Abhandlung von Davreux das Accessit zuerkannt und den Druck derselben beschlossen. Die Berichterstatter der Akademie (Cauchy, J. d'Omalius und Sauveur Sohn) sagen darüber unter anderm, dafs darin die Bildungen über dem Steinkohlengebirge vollständiger behandelt wären, als in der Dumont'schen Arbeit, dafs insbesondere auch die darin vielfach mitgetheilten Resultate chemischer Analysen von Mineralien und Mineralwassern sehr willkommen und die Bestimmungen der Versteinerungen sehr sorgfältig durchgeführt seien. Es ist nun aber in Betracht zu ziehen, dafs die Dumont'sche Abhandlung, so wie sie gedruckt erschienen ist, nach jener Beurtheilung noch eine völlige Umarbeitung des jüngern Gebirgs erhalten hat, und daher das Urtheil der Berichterstatter nicht mehr vollständig darauf pafst. Indefs bleibt die Davreux'sche Arbeit neben Dumont auch in dieser Hinsicht noch sehr werthvoll. Auch finden sich darin einige Widersprüche gegen Angaben des letztern, auf die wir hier nicht näher eingehen können, weirhe aber auch Prüfung und Feststellung durch fernere Forschungen verdienen. Freilich hat Dumont durch seine treffliche geognostische Karte der Provinz Lüttich und durch die reichen Beobachtungen, worauf sie gegründet ist, besondere Ansprüche auf Anerkennung sich erworben: aber in der Kenntnifs und Benutzung der Literatur von demjenigen, was in den Kreis der Arbeit gehörte, mufs er dem Hrn. Davreux sehr nachstehen. Auch die Verhältnisse der Oberfläche, Gebirgs- und Thal-Formen, Flüsse u. s. w. hat letzterer mehr berücksichtiget und näher beschrieben. Im Ganzen genommen hat Dumont sich indessen mehr als eigentlicher Geognost, Davreux aber mehr als Oryktognost, Petrefaktenkundiger und Chemiker gezeigt. Wägen wir das Verdienstliche beider Arbeiten, in so weit dieses thunlich ist, gewissenhaft gegeneinander ab, so erscheinen Dumont's Leistungen doch gröfser, sein Werk hat mehr Originalität durch die gegebene treffliche Entwickelung der Lagerungs-Verhältnisse des ältern Gebirges der Provinz einschliefslich der Steinkohlenformation, er hat in diesen Bildungen durch seine guten Combinationen schärfer im geognostischen Sinne gesondert, und wir müssen daher den Ausspruch der Akademie bei der Preis-Vertheilung als völlig gerecht erkennen.

Davreux beschreibt die Bildungen von den jüngern zu den ältern, welches wir nur anführen, keineswegs aber tadeln wollen. Er befolgt also gegen Dumont die umgekehrte Reihenfolge nach dem Beispiele vieler neuern Geognosten, namentlich der Engländer und Franzosen. Wenn man namentlich den Kohlenkalk (Bergkalk) mit den ihm angehörigen Galmei- Eisenstein- und Bleierz-Lagerstätten genau kennen lernen will, so mufs man die Davreux'sche Arbeit mit derjenigen von Dumont vergleichend studiren. Man erhält alsdann etwas Vollständiges, und besonders ist auch in Bezug auf die nähere oryktognostische Beschaffenheit der darin vorkommenden Mineralien die Abhandlung von Davreux von vorzüglichem Werthe. Beitragen kann auch das Werk dazu, die Versteinerungen des Kohlenkalks, welche meist noch mit denen des im Grauwacken-Gebirge eingelagerten Uebergangskalks in Sammlungen und Büchern confundirt sind, von letztern näher zu trennen, zu bestimmen, welche Species beiden Kalken gemeinsam und welche dem einen oder dem andern allein angehören.

Das Buch ist lediglich aus Thatsachen zusammengesetzt. Ueberflüssige nichtssagende französische Phrasen enthält es eben so wenig, wie die vielfach angeführte Parallel-Arbeit. *„Peu de systèmes et beaucoup de faits doivent être la devise du naturaliste:"* so lautet, nach den Worten Baillet's, das gut gewählte Motto des Buche. Solche geognostische Detail-Arbeiten, wie die beiden erwähnten, sind die Quellen, aus welchen allein die allgemeine Geognosie ihre haltbaren Sätze zu schöpfen vermag. Es ist recht verdienstlich von der Brüsseler Akademie, dafs sie nach und nach ähnliche Preisfragen über die verschiedenen Provinzen des Landes giebt. Auf solche Weise sind, aufser der Provinz Lüttich, mehr oder weniger vollständig früher schon die Provinzen Namur, Hainaut und Luxemburg bearbeitet worden.

Dem Davreux'schen Werke sind am Schlusse noch einige nützliche tabellarische Uebersichten und die Bilder von einigen interessanten Versteinerungen beigefugt. Die erste Uebersicht enthält in systematischer Ordnung die Nachweisung der Mineralien der Provinz mit Angabe der vorkommenden Krystallformen nach Hauy'scher Nomenclatur. Namen und Synonymik, Vorkommen und Fundorte sind in besondern Columnen aufgeführt. Dann folgt eine systematische Uebersicht der Felsarten, nach der relativen Altersfolge geordnet. Die Columnen dieser Tabelle weisen nach: Namen und Synonymik, Versteinerun-

gen und Fundorte. Eine dritte Tabelle enthält die Uebersicht der fossilen Organismen und Versteinerungen. In verschiedenen Feldungen sind darin aufgeführt: Namen und Synonymik, Versteinerungsmasse, Gebirgsbildung und Fundorte. Die bedeutende Vollständigkeit dieser Tabelle ist sehr zu rühmen. Wir hätten nur gewünscht, dafs die Namen der Schriftsteller, wonach die Petrefakten bestimmt worden sind, jedesmal mit angegeben wären. Noch ist diefs nöthig, da unter denselben Namen von verschiedenen Schriftstellern oft andere Species bezeichnet werden: ein Uebel, welches die raschen Vorschritte der noch nicht gehörig gesichteten wissenschaftlichen Branche mit sich bringen. Den Schlufs macht eine Uebersicht von Höhenmessungen; der Spiegel der Maas liegt hiernach zu Lüttich 45½ Meter über dem Meere (näher 54,535 M.).

Die typographische Ausstattung ist, gleich der des Dumont'schen Werks, in jeder Hinsicht zu loben.

Nöggerath.

CII.

Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in drei Akten, von August Grafen von Platen. Frankfurt a. M. bei Sauerländer. 1833. *86 S. und 20 S. Anmerkungen.*

So welthistorisch wichtig die Ligue von Cambrai für die Constellation dermaliger europäischer Fragen erscheint, weil mit ihr, nach dem Verschwinden mittelalterlicher Interessen und Richtungen, politische Conföderationen und diplomatische Berechnungen die Absicht der Höfe zu leiten und die Schicksale der Staaten zu gestalten anfangen; so wenig möchte ihre Erscheinung zu einer poetischen Darstellung sich als ein günstiger Stoff erweisen. Auch steht dies historische Phänomen in vorliegendem Drama wirklich nur so sehr im weiten Hintergrunde der eigentlich darin bezweckten Hauptsituationen, dafs sich vielmehr Venedig und der Zustand dieses Freistaates, über dessen Horizont das drohende Bündnifs der grofsen Mächte sich damals zusammenzog, als das Thema der poetischen Interessen ergiebt. Der erste Akt ist nichts anderes als eine einfach gehaltene Conversationsscene zwischen Personen des Volks und Senatoren über Venedigs alte frühere Gröfse und seine jetzige Gefahr bei der Treulosigkeit der Mächte, die aus Bundesgenossen des reichen Freistaates dessen Feinde geworden. Nach Shakspeare'schem Mafsstab betrachtet, kann der ganze Akt für nichts weiter als eine einleitende Vorscene gelten, wie sie beim grofsen Briten, freilich noch mit einem Aufgebot von Humor und gedrungener Charakteristik, mithin in selbständigem Werthe, von Bedienten und Nebenpersonen zusammengesetzt zu sein pflegt. Der zweite Akt eröffnet uns den Versammlungssaal des grofsen Rathes zu Venedig. Der Doge und mehrere Senatoren, von denen wir keinen namhaft machen, weil in der That nicht ein einziger von ihnen mit einer bestimmten Persönlichkeit, wie das Drama sie doch verlangt, auftritt, pflegen Rath über den traurigen Zustand des Staates und fassen den Entschlufs, des alten venetianischen Ruhmes würdig unterzugehn, wenn es die Noth erheischt. Der spanische Botschafter wird entlassen, denn auch der Eigennutz des katholischen Ferdinand sucht bei dem Conflict, der Venedig bedroht, seinen Vortheil. Sonst erfolgt noch die Angabe einiger Sicherheitsmafsregeln; alles ohne Aufregung und Energie in Sprache wie Aktion. Erst im dritten Akte gewinnen die Interessen einige Lebendigkeit; und obwohl nach wie vor in der Dichtung eigentlich die Dichtung fehlt und im ganzen Drama nichts eben als die Hauptsache, das Drama selbst, vermifst wird, so erfährt man doch jetzt, warum es dem Dichter eigentlich zu thun war. In den ersten beiden Akten sieht sich der Leser trost- und rathlos darnach vergebens um, was des Verfs. Hauptaugenmerk, woran es eben fehlt, sein möchte. Es bleibt freilich auch jetzt noch bei den ganz allgemeinen Verhältnissen, die conversationsmäfsig, oft matt genug, abgehandelt werden. Den Staat umdrängt die Gefahr; zweihundert junge Edelleute entschliefsen sich, mit Verläugnung ihrer sonst bewährten stolzen Gesinnung, Landkrieger zu werden, um das von den Feinden eroberte Padua wieder zu erobern; die Königin von Cypern, eine geborne Venetianerin, die dem Dogen ihre Krone übertragen, ergiefst sich in Lobpreisungen ihrer Vaterstadt; ein verbannter Venetianer läfst seine Schätze der heimathlichen Regierung anbieten; die Patricier tragen ihr Silbergeschirr zum Einschmelzen herbei — — alle diese Züge, die den Patriotismus der Republicaner ergeben, sind Ziel und Pointe des Gedichtes. Eine Feier Englands, „der vom Silberrand des Meeres eingefafsten Perle", ist bei Shakspeare allerdings oft ein Thema, das er in einer einzelnen Scene anmuthig und voller Begeisterung variirt; nie aber steht solche Nebenbezüglichkeit an der Spitze eines seiner Stücke. Kann überhaupt ein solches Thema Ziel und Zweck eines guten dramatischen Werkes sein! — Die Frage steht offen; — durch gegenwärtiges Stück wird sie nicht bejaht. Es fehlt hier aber an allem was dramatischer Conflict und überhaupt dramatische Aktion heifst, und die Reflexionen, auf Venedigs Preis bezüglich, eröffnen keineswegs, zum etwanigen Ersatz, eine Welt der innerlichen Tiefe. Kein einziger der hier auftretenden Charactere — ist ein Character.

Der Ausgang dieses sogenannten Dramas ist ebenso kahl als der ganze Verlauf des stofflosen Stoffes. Ein Cardinal erscheint aus Rom und verheifst die Versöhnung des Pabstes Julius; die Botschaft, Padua sei den Händen der Feinde entrissen, erhebt die gesunkenen Gemüther; die zweihundert patricischen Jünglinge ziehn über die Bühne und sprechen ihre Kampflust in guten catalectischen Tetrametern aus, in denen der Vf. seine, besonders als Lyriker, schon oft erprobte Gewandtheit wiederum bewährt, antike Mafse geschmackvoll zu handhaben.

„*Muth entflammt und kampfgerüstet ziehn wir nach dem festen Land,*

„*Treten in die leichten Barken, die der geflügelte Löwe schmückt:*

„*Vater, gieb uns deinen Segen! Doge, gieb uns dein Panier!*" u. s. f.

Eine Erhebung der alten Inselstadt in gleichem Rhythmus schliefst das Stück. Die angehängten kurzen Noten, die einige historische Andeutungen und Winke zur Kenntnifs der interessanten Geschichte einiger venetianischen Familien enthalten, gewähren fast mehr factisches Interesse als die Dichtung selbst. —

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 7.

Personal-Chronik.

Der bisherige Oberlehrer *Hientzsch* in Breslau ist zum Direktor des Schullehrer-Seminars in Potsdam ernannt.

Der Schulamts-Kandidat *E. G. Schulze* ist zum Lehrer am Pädagogium in Züllichau ernannt.

Dem Hofrathe *von Langsdorff* in Wiesbaden ist der rothe Adlerorden dritter Klasse verliehen.

Der aufserordentliche Professor Dr. *Rudorff* ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität in Berlin ernannt.

Dem Lektor der neugriechischen Sprache, *Peucker*, an der Universität in Breslau ist eine jährliche Remuneration von 60 Thalern bewilligt.

Der aufserordentliche Professor Dr. *Hünefeld* ist zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Chemie bei der Universität in Greifswald ernannt.

Der bisherige Professor Dr. *Reimnitz* am Gymnasium in Potsdam ist zum Direktor des Gymnasiums in Guben ernannt.

Dem Dr. *Meyen* ist zur Bestreitung der Kosten der Herausgabe seiner Reisebeschreibung die Summe von 1500 Thalern, und überdies auf zwei Jahre eine Unterstützung von 500 Thalern aus Staatsfonds bewilligt.

Dem Ober-Schulrath *Zeller* haben Se. Maj. der König den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Dem Bischofe Dr. *Drüseke* in Magdeburg ist der rothe Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen.

Der bisherige Privatdocent Dr. Robert *Froriep* ist zum aufserordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

Se. Majestät der König haben dem Prediger *Stöcker* zu Wegeleben, Reg.-Bez. Magdeburg, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Professor *Warnkönig* in Löwen hat einen Ruf zu der durch Prof. *Rossi*'s Abgang (s. Anzeigebl. No. 3) erledigten Professur der Jurisprudenz in Genf erhalten.

Am 14ten Septbr. feierte der Professor Dr. Karl Gottlob *Kühn* zu Leipzig sein funfzigjähriges Doctor-Jubiläum.

Der Rektor des Gymnasiums zu St. Maria-Magdalena in Breslau, Professor Dr. *Kluge*, ist am 21sten August verstorben.

Am 8ten Septbr. starb zu Bologna der Pofessor der Anatomie an der dortigen Akademie der schönen Künste, *Sabattini*.

Im September starb zu Gröningen der Professor der Rechte, *Gabinus de Wal*, 41 Jahr alt.

Im September starb zu Bern der Professer Leonhard *Usteri*, geb. 1799.

Am 22sten September starb zu Christiania der Professor *Niels Treschow*, 82 Jahr alt.

Am 14ten September starb zu Freiburg im Breisgau der aufserordentliche Professor der Philosophie Dr. *F. J. Zimmermann*, 38 Jahr alt.

Wissenschaftliche Institute.

Von dem Apotheker Dr. Martius in Erlangen ist Behufs des Unterrichts bei der Königl. Universität in Berlin eine pharmalogische Sammlung für den Preis von 1000 Thlr. angekauft.

Der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, welche gegenwärtig ihren Sitz in Breslau hat, ist zur Herausgabe ihrer Akten die bisher gewährte Unterstützung aus Staatsfonds wieder für die Jahre 1834, 1835 und 1836 bewilligt.

Der ordentliche Professor der Physik, M. Heinrich Wilhelm Brandes, ist zum Rektor der Universität zu Leipzig für das nächste Universitätsjahr vom 31sten Octbr. 1833 bis dahin 1834 gewählt worden, und hat diese Wahl bereits die erforderliche Bestätigung erhalten.

Am 12ten September (n. St.) hielt die Kaiserl. Universität zu St. Petersburg ihre öffentliche Versammlung im Beisein des Hrn. Dirigirenden des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, des Hrn. Ministers des Innern und einer zahlreichen Gesellschaft von Standespersonen und Fremden. Der Sekretär des Universitäts-Conseils, Professor Staatsrath Butyrski, eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Uebersicht der Thätigkeit der Universität und ihres Lehrbezirks im J. 1832. Demnächst wurde verlesen: vom Professor Staatsrath Pletnew eine Abhandlung „über das Volkthümliche in der Literatur" und vom Professor Staatsrath Charmois eine Abhandlung in französischer Sprache „über den Nutzen der orientalischen Sprachen beim Studium der Geschichte Rufslands." Zum Schlufs der Sitzung wurde die Liste derjenigen jungen Leute verlesen, welche nach Beendigung ihrer Studien auf dieser Universität jetzt als Kandidaten oder Studenten entlassen worden sind.

Bibliographische Berichte.

Frankreich.

Neu erschienen sind:

Des Quarantaines et des pertes qu'elles occasionnent au commerce.

Mémoire présenté à l'Académie des sciences; suivi d'un extrait du rapport de M. M. Girard, Freycinet et Double. Paris, in 8.

Recueil de Mémoires de médecine, de chirurgie et de pharmacie militaires, faisant suite au Journal qui paraissait sous le même titre, rédigé sous la surveillance du conseil de santé, par M. M. Laubert, Estienne et Bégin; publié par ordre de S. Exc. le ministre sécretaire d'état du département de la guerre. Trente-quatrième volume. Paris, in 8.

Journal des connaissances médicales, rédigé par M. M. Gillet de Grandmont, Tavernier, Fuster et Duclou. Premier numéro. 10 *Août* 1833. *Paris, in* 8. Preis des Jahrgangs 7 frs.

Journal des connaissances médico-chirurgicales, publié par M. M. Armand Trousseau, Jacques Lebaudy, Henri Gouraud. 1ère livraison. 1er Sept. 1833. *Paris, in* 8. Monatlich soll ein Heft erscheinen. Preis des Jahrgangs 6 frs.

Encyclopédie des sciences médicales. Paris, chez Laurent. Das Werk wird aus 100 Heften, jedes zu 9 Bogen für 1½ frs. bestehen.

Essai sur la Brulure, et son nouveau traitement par l'usage des poils du typhe. Par E. T. Vignal. Paris, in 8.

Mémoire sur le prolapsus ou chute de la matrice, et tous les autres déplacemens des organes génito-urinaires de la femme, guéris par l'emploi de pessaires en caoutchouc pur. Par Mad. Rondet. Paris, in 8.

Mémoires sur les réservoirs d'alimentation des canaux, et notamment sur ceux du canal du centre. Par L. L. Vallée. Paris, in 8.

Dictionnaire historique et topographique de la Provence ancienne et moderne. Par E. Garcin. 2 Vol. in 8. Draguignan.

Mémoires de Louis XVIII, recueillis et mis en ordre par M. le Duc de D. . . . . Tomes XI et XII. Paris, in 8. (Letzte Bände dieses Werks.)

Mémoires de Madame la Duchesse d'Anbrantès. Tome XI. XII. 2 Vol. in 8. Paris.

Histoire constitutionnelle et administrative de la France, depuis la mort de Philippe-Auguste. Par M. Capefigue. Première époque. De Louis VIII. à la fin du règne de Louis XI. 1223—1483. *Tomes III. et IV. Paris, in 8.*

*Les Reverbères. Chroniques de nuit du vieux et du nouveau Paris; publiées par la comtesse douairière de B***, auteur des Chroniques de l'oeil de boeuf. Tomes I. et II. Paris. 2 Vol. in 8.*

La double Méprise. Par l'auteur du Théâtre de Clara Gazul (*Merimé*). *Paris, in 8.*

Littérature et voyages. Par Jean Jacques Ampère. Allemagne et Scandinavie. Paris, in 8.

Véland le forgeron. Dissertation sur une traduction du moyen âge, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemande et français-romans qui la concernent. Par G. B. Depping et Francisque Michel. Paris, in 8.

De la Littérature française au dix-neuvième scièclc, considérée dans ses rapports avec les progrès de la civilisation et de l'esprit national. Par Cyprien Desmarais. Paris, in 8.

Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. le Baron Cuvier. Par G. L. Duvernoy. Strasbourg, in 8.

Institutes ou Principes des Lois civiles, avec les changemens, corrections et améliorations dont les Codes civil et de commerce paraissent susceptibles. Par C. J. B. Amyot. Paris, in 8.

Notice sur la vie et les ouvrages de M. Champollion le jeune, lue à la séance publique des inscriptions et belles lettres, du 2 Août 1833, par M. le baron Silvestre de Sacy. Paris, in 8.

Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827, par M. Raoul Rochette, 5e et 6e livraisons. Paris, in fol. Mit diesen beiden Lieferungen ist der erste Band geschlossen, der 100 frs. kostet. Die Verlagshandlung dieser Jahrbücher hat ein Exemplar der ersten Lieferungen vorräthig.

Souvenirs atlantiques. Voyage aux États-Unis et au Canada. Par Théodore Pavie. Paris, 2 Vol. in 8.

Mémoires présentés par divers savans à l'académie royale des Sciences de l'Institut de France, et imprimés par son ordre. Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. Paris, in 4.

Annuaire de l'instruction primaire, pour l'année 1833, publié avec l'autorisation de M. le ministre de l'instruction publique. Deuxième Année. Paris, in 8.

Annuaire de l'état militaire de France, pour l'année 1833; publié sur les documens du ministère de la guerre, avec autorisation du roi. Strasbourg et Paris, in 12.

Dictionnaire de l'Industrie manufacturière, commerciale et agricole. Ouvrage accompagné d'un grand nombre de figures intercalées dans le texte. Par M M. Baudrimont, Blanqui aîné, D. Colladon, Coriolis, d'Arcet, Paulin Desormeaux, Desprets, H. Gaultier de Claubry, Gourlier, Th. Olivier, Parent-Duchâtelet, Soulange-Bodin, Sainte-Beuve, A. Trebuchet. Tome 1er. Paris, in 8. (Das Werk wird ungefähr 10 Bände bilden und 80 frs. kosten.)

Élémens de Philosophie catholique. Par M. Combalot. Paris, in 8.

Maisons de ville construites à Paris; par Bourlier-Dubreuil, architecte, ou Traité de l'architecture théorique et pratique des maisons particulières, comprenant le toisé général des bâtimens, et accompagné de planches sur papier grand-raisin formant dix cahiers de chacun six feuilles. Paris, in 8. 60 frs.

Mémoire sur les fourneaux fumivoires. Par M. Lefroy. Paris, in 8.

Mémoires de la société géologique de France. Tome 1er. 1ère partie. Paris, in 4.

On the natural and mathematical Laws concerning population, vitality, and mortality; the modifications which the law of mortality receives, when referred to different classes of people; and generally the movements of population, in its progress of renewel; with tables of mortality, applicable to five classes of each sex; and other tables, expressing the relations between capital and income, under the operation of compound interest; by Francis Corbaux. Paris, in 8.

Künftig sollen erscheinen:

In der Königlichen Buchdruckerei zu Paris wird jetzt gedruckt: *Harivansa, poëme sanscrit, traduit en français par M. Langlois. 2 Vol. in 4.*

Voyage d'un Iconophile. Revue des principaux cabinets d'estampes, bibliothèques et musées d'Allemagne, de Hollande et d'Angleterre. Par Duchesne aîné. Paris, 1 Vol. in 8.

Littérature et Philosophie mêlées, par Victor Hugo. Paris, 2 Vol. in 8.

Jupiter. Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monumens qui le représentent; ouvrage précédé d'un essai sur l'esprit de la réligion grecque. Par Emeric David, membre de l'Institut. 2 Vol. in 8. Paris.

Collection de documens et témoignages tendant à établir la vérité dans l'histoire, ou Mémoires de tous. Das Werk wird 10 Bände in 8. bilden, von denen monatlich einer erscheinen und 7½ frs. kosten soll. (Paris, bei Levavasseur.)

Principes d'économie politique et de finances appliqués, dans l'intérêt de la science, aux fausses mésures du gouvernemens, aux fausses spéculations du commerce, et aux fausses entreprises des particuliers. Par M. Ganilh. (Jährlich soll ein Band in 8. erscheinen und 12 frs. kosten.)

Holland.

Rapport sur les recherches relatives à l'invention première et à l'usage le plus ancien de l'imprimerie stéréotype, faites à la demande du gouvernement, par le baron de Westvienen de Tiellandt. La Haye. 1 Vol. in 8. (In holländischer u. französischer Sprache.)

Bekanntmachung.

Die Ansammlung naturwissenschaftlicher Arbeiten aus den verschiedenen Fächern bei Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft hat gemäfs Beschlusses dieser Gesellschaft die Herausgabe von Schriften unter dem Titel:

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete

der beschreibenden Naturgeschichte, von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft,

herbeigeführt. Der erste Band davon erscheint im Laufe eines Jahres in drei aufeinanderfolgenden Heften, jedes zu circa 12 Bogen in Quart mit den nöthigen Abbildungen in der Buchhandlung des Herrn *J. D. Sauerländer* dahier. Es liegen für diese Hefte Arbeiten der Herren Dr. *P. J. Cretzschmar*, Dr. *G. Fresenius*, *C. v. Heyden*, *F. H. v. Kittlitz*, *Herm. v. Meyer*, Dr. *A. Reuss*, Dr. *Ed. Rüppell*, Dr. *W. Sömmerring* und Anderer vor. Die Tendenz dieser Schriften ist, in unbestimmter Zeitfolge, und zwar heftweise, neue oder zuvor nur ungenügend gekannte naturwissenschaftliche Gegenstände gebührend zu publiciren. Der letzte Bogen des Bandes ist zur Aufnahme von kürzeren Notizen bestimmt. Das erste Heft wird in einigen Wochen ausgegeben und enthält: Beiträge zur Petrefactenkunde, von *Herm. v. Meyer;* Zoologische Miscellen, von Dr. *A. Reuss;* Beiträge zur Flora von Aegypten und Arabien von Dr. *G. Fresenius*, und Beschreibung von Fischen, gesammelt während einer Weltumsegelung, von *F. H. v. Kittlitz*.

Frankfurt am Main, im August 1833.

Die Redaction
des *Museum Senckenbergianum*.

Unter Beziehung auf vorstehende Bekanntmachung erscheint ferner kommende Ostermesse im Verlag des Unterzeichneten:

Die fossilen Knochen der Gegend von Georgensgmünd in Baiern und ihre Ablagerung, untersucht und abgebildet von *Hermann von Meyer*,

mit circa 15 mit besonderer Sorgfalt nach den Zeichnungen des Herrn Verfassers ausgeführten Steindrucktafeln. Dieses Werk, welches über Palaeomeryx, Palaeotherium, Dinotherium, Mastodon, rhinocerosartige, schweinsartige und andere fossile Wirbelthiere aus einer frühen Vorzeit unserer Erdgeschichte handelt, schliesst sich, was Format, Druck und Papier betrifft, vorbemerktem *Museum Senckenbergianum* an, und wird auch als Supplement zu demselben zu haben sein.

Frankfurt am Main, im August 1833.

J. D. Sauerländer.

Literarische Anzeigen.

In der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und versandt:

Neu geordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. Nach den Grundgesetzen der Sprachentwicklung als durchgängige Hinweisung auf eine allgemeine Sprachlehre dargestellt von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Erster und zweiter Theil. Die Laut- und Wortlehre. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Werk ist dem Verf., wie er in der Vorrede sagt, „durch das eigne Bedürfniss bei dem ihm früher obliegenden Sprachunterrichte veranlasst, unter Gottes Beistand sehr allmählig unter den Händen zu solcher Vollendung erwachsen, dass er damit zurückzubleiben nicht verantworten könnte." Den in solcher Consequenz ganz neu und eigenthümlich durchgeführten Hauptgesichtspunkt des Ganzen giebt schon der Titel an, indem ein darin enthaltenes System allgemeiner Sprachphilosophie als durchgängige Begründung des hebräischen Sprachbaues, welcher als dessen reinste und einfachste Darstellung erscheint, die Aufmerksamkeit aller Philologen überhaupt in Anspruch nimmt. Damit ist eine Genauigkeit und Vollständigkeit in Sammlung und Unterordnung des ganzen Sprachschatzes bis auf die einzelnsten Anomalien verbunden, wie sie bisher noch nirgends zu finden war, und werden dadurch ohne ausdrückliche Polemik sehr viele Ungenauigkeiten der andern hebr. Sprachlehren berichtigt. Die in fortlaufenden Noten abgesonderten Beispiele und Belege, gleichsam ein *thesaurus in nuce*, bieten überall sogleich die Rechtfertigung der vielen neuen Behauptungen dar, wie freilich nöthig war, und werden dem gründlichsten Studium kaum etwas zu ergänzen oder verändern übrig lassen. Ganz neu ist vorzüglich das Lautsystem, die Entwickelung der Redetheile auseinander, wobei das *Nomen* in sicher geschiedenen Formen wieder die erste Stelle einnimmt, die Bestimmung der Bedeutungen für die *Verba derivata*, und die Behandlung der Partikeln. Ueberhaupt aber hat der Verf. gestrebt, in systematischer Ordnung, organischem Zusammenhang und bündiger Kürze und Klarheit hier zu zeigen, wie eine Grammatik nach seiner Vorstellung beschaffen sein soll, wovon es in der Vorrede heifst: „sie müsse ihren Zweck als erklärendes Repertorium des Vorhandenen bequem erfüllen, wie das Lexikon in seiner Art." Dabei ist zugleich durch Unterscheidung der Hauptregeln unter Hauptnummern von den ein- und zweimal eingerückten Anmerkungen wieder möglich gemacht, dafs sich jeder Leser das Ganze gleichsam in einen ersten, zweiten und dritten Kursus theile und so vorläufig für den Schulgebrauch gesorgt, worüber ebenfalls die Vorrede eine aus eigner Praxis hervorgegangene Anweisung enthält; bis, wenn erst das neue System Eingang gefunden, ein Schulauszug nachgeliefert werden mag. — Der dritte Theil oder die Satzlehre des ausführlichen Lehrgebäudes wird sobald als möglich nachfolgen, während die bis jetzt vorliegende Laut- und Wortlehre auch schon ein selbstständiges Ganzes bildet, in welchem vieles bisher der Syntax Ueberwiesene schon seine Begründung findet.

Bei A. Hirschwald in Berlin erschien so eben:

Bluff, O. M. J., die Leistungen und Fortschritte der Medizin in Deutschland. Erster Jahrgang. 1832. gr. 8. brosch. Preis 1⅙ Thlr.

Wird alljährlich erscheinen.

Mirus, A., (Verfasser des Preufs. Staatsrechtes) die Grundsätze der Preufs. Handelsgesetzgebung, mit Rücksicht auf die neuesten Verordnungen, systematisch dargestellt. gr. 8. 654 Seiten. 2⅙ Thlr.

Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus nach ihrer geschichtlichen Entwickelung von Dr. Gust. Friedr. Wiggers, Prof. der Theol. in Rostock. 2 Theile. gr. 8. Hamburg bei Fr. Perthes. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Der 2. Theil besonders (Gesch. des Semipelagianismus). 2 Thlr. 22½ Sgr.

Die lang ersehnte Fortsetzung der Geschichte des Augustinismus und Pelagianismus ist jetzt in der des Semipelagianismus, während seines interessanten Kampfes mit dem Augustinismus bis zur Synode zu Orange erschienen, und so liegt also das Ganze in zwei Theilen vor. Die gründliche Quellenforschung und daraus hervorgegangene Objectivität der Darstellung, welche dem ersten Theile einen so ungetheilten Beifall erwarben, tritt in dem zweiten nicht weniger hervor. Wegen des allgemeinen Interesse, welches der Gegenstand des Werks nicht blofs für den Theologen, sondern für jeden denkenden Christen hat, da sich in dem Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus die drei nur möglichen Richtungen der religiösen Denkart in den wesentlichsten Lehren des Christenthums aussprechen, ist es nicht nur ein erfreuliches Geschenk für den wissenschaftlichen Theologen, sondern auch für jeden, dem die Sache des Christenthums wahrhaft am Herzen liegt. Die Klarheit der Sprache wird auch den in theologische und philosophische Studien nicht Eingeweihten die Lesung desselben belehrend und anziehend machen.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben, von Dr. J. Rust, öffentlich. ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Erlangen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Mannheim, im August 1833.

Schwan- und Götz'sche Hofbuchhandlung.

Verlagsbericht 1833, von Leopold Vofs in Leipzig.

Bericht über Goethe, vorgetragen in der allgemeinen Versammlung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg am 22. März 1833 vom Präsidenten der Akademie. Aus dem Franz. übersetzt von R. St. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Tabulae chirurgico-anatomicae, seu icones partium corporis humani, ratione perpetuo habita morborum et operationum chirurgicarum. Figurarum tum germanicam tum latinam descriptionem adjecit A. C. Bock. Etiam sub titulo:

Bock, A. C., Chirurg. anatom. Tafeln, oder Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers in Bezug auf chirurgische Krankheiten und Operationen. 13 Kupfertaf. in gr. Fol., gezeichnet und gestochen von J. F. Schröter, mit 40 Bogen lateinisch und deutscher Erklärung in gleichem Formate, elegant in englische Leinwand gebunden. Ausgabe I. mit ganz colorirten Abbildungen. 12 Thlr.

Ausgabe II. mit colorirt. Abbild. der Gefäfse 10 Thlr.

Cellini, Benvenuto, orefice e scultore fiorentino, Vita scritta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con V tavole in rame. II Vol. 8. *geh.* 1 Thlr. 20 Sgr.

Central-Blatt, pharmaceutisches. 4r Jahrg., für 1833. In wöchentlichen Lieferungen, mit Kupfern. gr. 8. 3 Thlr. 15 Sgr.

Choulant, Ludw., die Heilung der Scrofeln durch Königshand. Denkschrift zur Jubelfeier des Herrn Dr. J. A. W. Hedenus. gr. 4. geh. 7½ Sgr.

Fechner, G. Th., Repertorium der neuen Entdeckungen in der unorganischen Chemie. 3r Bd. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr.

— —, Repertorium der neuen Entdeckungen in der organischen Chemie. 2r Bd. gr. 8. erscheint in kurzem.

Ledebour, C. F. a, Icones plantarum novarum vel imperfecte cognitarum, floram Rossicam, imprimis Altaicam, illustrantes. Tom. III. cum 100 tabb. lith. Folio maj.

Mit colorirten Abbildungen 75 Thlr.

Mit schwarzen Abbildungen 43 Thlr.

Pellico von Saluzzo, S., meine Gefangenschaft in den Kerkern von Mailand, unter den Bleidächern zu Venedig und in den Casematten auf dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Aus dem Ital. von *r. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Pharmacopoea Borussica. Die preufsische Pharmakopöa übersetzt und erläutert von Friedr. Phil. Dulk. 3te, verb. u. verm. Auflage. 2 Bde. gr. 8. 8 Thlr. 22½ Sgr.

Radius, Just., de Influentia morbo anni 1833. Commentatio qua Car. Gottlobo Kühn doctoratus in medicina impetrati semisecularia gratulatur. 4 *maj.* geh. 7½ Sgr.

Reich, C. G., der erste Unterricht des Taubstummen. gr. 8. erscheint in kurzem.

Schweins, Ferd., Gröfsenlehre, systematisch bearbeitet. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Scriptorum classicorum de praxi medica nonnullorum opera collecta. Vol. XVItum. Etiam s. titulo:

Stahlii, G. E., Theoria medica vera physiologiam et pathologiam tanquam doctrinae medicae partes vere contemplativas e naturae et artis veris fundamentis intaminata ratione et inconcussa experientia sistens. Editionem reliquis emendatiorem et vita auctoris auctam curavit L. Choulant. Tom. III. Pathologia specialissima. 8. *carton.* 1 *Thlr.* 22½ *Sgr. charta scripta* 2 *Thlr.* 10 *Sgr.*

Summarium des Neuesten aus der in- und ausländischen Medicin, zum Gebrauche praktischer Aerzte, von A. F. Hänel, fortgesetzt von W. Friedrich. Jahrgang 1833, in 24 Heften. gr. 8. 6 Thlr. 20 Sgr.

Unger, Karl, Beiträge zur Klinik der Chirurgie. 1r Theil. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Wagner, Rud., zur vergleichenden Physiologie des Blutes. Untersuchungen über Blutkörnchen, Blutbildung und Blutbahn, nebst Bemerkungen über Blutbewegung, Ernährung und Absonderung. Mit 1 Kupfertaf. gr. 8. 1 Thlr.

Zeitung für die elegante Welt. 33r Jahrgang für 1833. (Redacteur: Heinrich Laube). In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold, aufserordent. Prof. der Geschichte an der Universität zu Greifswalde. Mit dem Brustbilde Frundsbergs, nach dem Original von Hans Holbein im berliner Museum, gestochen von Ferd. Berger. Hamburg, 1833 bei Fr. Perthes. gr. 8. X und 516 S. Preis 3 Thlr.

Von den vier Büchern, in welches dieses Werk zerfacht, schildert das erste die Umgestaltung des deutschen Kriegswesens durch K. Max I. und G. von Frundsberg, so wie die weitere Ausbildung desselben unter Karl V. Das zweite umfafst Frundsbergs Jugendthaten; die Anwendung der neuen Waffenart im venetianischen Kriege; die Geschichte der Brüder von Ems, Gastons von Foix, den Abfall des Connetable von Bourbon; den grofsen italienischen Krieg bis zum Jahre 1524. Das dritte den Krieg von Pavia. Das vierte erzählt Frundsbergs Antheil am Bauernkriege; Bourbons Zug auf Rom und die Heimkehr der Deutschen.

Die Beilagen enthalten zwei alte historische Lieder über die Belagerung und die Schlacht von Pavia.

Neue Bücher und Kunstsachen,

welche 1833 im Verlage von Dunrker und Humblot in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Hirt, A., die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. gr. 8. 2 Thlr.

„Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten in diesem Fache, und empfiehlt sich besonders durch die Klarheit der Thatsachen, einfache fafsliche Darstellung derselben, und ungewöhnliche Kenntnifs der alten Denkmäler, allen Freunden der alten Kunstgeschichte. Namentlich möchten diejenigen, welche eine Hauptübersicht der alten Kunstgeschichte sich klar zu vergegenwärtigen wünschen, dieses in keinem uns bekannten Werke so leicht und gründlich zugleich erreichen." (Museum 1833. No. 32.)

Studien, hyperboreisch-römische, für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. v. Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Grundzüge der Archäologie; von Ed. Gerhard. — 2. Ausgrabungsberichte; von Ed. Gerhard und Th. Panofka. — 3. Deimos und Phobos; von Th. Panofka. — 4. Ueber das Zeitalter des Gitiades; von F. G. Welcker. — 5. Die erhobenen Arbeiten am Friese des Pronaos vom Theseustempel zu Athen, erklärt von K. O. Müller. — 6. Der gefesselte Herakles; von Th. Panofka. — 7. Die Himmelfahrt des Herakles; von F. G. Welcker. — 8. Theseus und Antiope; von dems. — 9. Die Enkaustik; von dems. — 10. Die Hermes-Grotte bei Pylos; von K. O. Müller. — 11. Epigraphisches; von Th. Panofka.

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel. Neunzehntes Heft: Sechs Entwürfe zu einem Denkmale Friedrichs des Grofsen. Preis 3 Thlr.

— — Zwanzigstes Heft: Sechs Entwürfe zu der jetzt in Berlin im Bau begriffenen allgemeinen Bauschule. Preis 3 Thlr.

№ 76.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

CIII.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler, ord. Prof. der kathol. Facultät in Tübingen. Mainz. 1832. XXXVI. u. 518 S. 8.

Erster Artikel.

Es kann an und für sich nicht anders, als erfreulich und förderlich sein für die weitere Ausbildung der Wissenschaft, wenn die Symbolik, das theologische Bewufstsein der Gegensätze und Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und protestantischen Kirche und der verschiedenen Sekten der Christenheit, nicht mehr, wie bisher, ein Eigenthum der protestantischen Kirche bleibt; auch nach den verdienstlichen Bemühungen von Planck, Winer, Clausen ist in dieser erst in neuerer Zeit zum Leben gekommenen Wissenschaft noch gar viel zu thun, zumal, wenn die kirchliche Geographie und Statistik und die Geschichte der Unionen, wie sich gebührt, im innern Zusammenhange mit ihr einmal bearbeitet werden sollten. Noch erfreulicher mufs es sein, jene Wissenschaft von einem Mitgliede der römischen Kirche sogleich in solcher scharfsinnigen und gelehrten Weise behandelt zu sehen, als in dem vorliegenden Werk geschehen ist. Ein mit allen dazu nöthigen Mitteln besser versehener Bearbeiter konnte sich wohl nicht leicht von jener Seite erheben, als Hr. Möhler, den wir wegen seiner Gelehrsamkeit, kritischen Schärfe, Mäfsigung im Urtheil und anderer vorzüglicher Gaben längst hochzuschätzen gewohnt waren. Das Werk, welches nach kaum einem Jahr bereits in neuer, vermehrter Ausgabe, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, angekündigt worden, handelt im ersten Buch von den Unterscheidungslehren der Katholiken und Protestanten und im zweiten, von den kleineren protestantischen Sekten, der Wiedertäufer, Quäker, der Brüdergemeinde, der Lehre Swedenborgs, der Socinianer und der Arminianer. Was dem Hrn. Verf. besonders hoch anzurechnen, ist, dafs er nicht nur überall auf die Quellen des verschiedenen Lehrbegriffs zurückgegangen und darin eine auszeichnete Kenntnifs und Belesenheit bewiesen hat, sondern dafs er auch, obgleich er in den Prinzipien seiner Kirche bestens befestiget ist, doch nicht leicht irgendwo die Schranken der Rücksicht und Mäfsigung überschritten hat; nur selten kommen so leidenschaftliche Aeufserungen und bittere Ausfälle vor, wie S. 65, wo er, und noch dazu ganz aus heiler Haut und ohne alle Veranlassung, von der „tiefen, mit keinem Wort hinlänglich zu bezeichnenden Verkehrtheit spricht, von welcher die Reformation ausging." Es kann auch wohl gefordert, aber nur schwer geleistet werden, dafs die Symbolik nirgends zur Polemik werde, von welcher sie ihren Inhalt hat, der nichts ist, als Streit und Widerspruch, oder dafs sie nirgends einen apologetischen Charakter annehme und der Bearbeiter dieser Wissenschaft in ihr die Confession, der er übrigens angehört, gänzlich verleugne. Aber ein anderes ist die Frage: ob nicht die Partie sehr ungleich ist und der Bearbeiter in der einen oder andern Confession nicht durch den Geist derselben mehr oder weniger begünstigt und ihm nicht in der einen eine freiere und unbefangenere Behandlung der Gegensätze möglich gemacht ist, als in der andern. Je mehr einer den Ausdruck der ausschliefslichen Wahrheit seiner Confession in sein Werk legt und ihn an allen Seiten beständig hervortreten läfst, um so mehr schadet er gewifs der objectiven Erkenntnifs und thut der historischen Wahrheit Eintrag und davor hat sich freilich Hr. M. nicht genugsam gehütet, woraus jedoch für ihn der Vortheil entstanden ist, dafs sein Werk in eben dem Maafs, als es dem Protestanten weniger sein kann, nun freilich

andrerseits seinen Glaubensgenossen desto mehr ist, woraus sich wohl der grofse Beifall und rasche Absatz des Buchs vorzüglich erklären wird. Ist so die rein historische Aufgabe der Symbolik und die wahre Geschichte des Gegensatzes dem confessionellen Interesse untergeordnet, so tritt Alles leicht in das Licht oder vielmehr in die Nacht des Dogmatismus, welches eben diese Denkart ist, nach welcher die Wahrheit allein auf der einen, der Irrthum auf der andern Seite, aber eben damit die Wahrheit selbst nur eine Einseitigkeit ist und es geschieht die ganze Vermittelung nur durch Raisonnements aus Gründen, wobei man sich doch niemals verbergen kann, dafs auch die entgegengesetzte Lehre ihre Gründe, sogar ihre guten Gründe hat. Ein anderes wäre die Ausgleichung und Auflösung der in ihrer historischen Wahrheit zuvor erkannten Gegensätze, womit es zur Erkenntnifs der absoluten Wahrheit käme; aber diese fällt über die Gränzen der Symbolik hinaus; sie ist nicht möglich auf dem Standpunct der Historie und des Raisonnements; sie ist das Geschäft der speculativen Erkenntnifs und Dogmatik, bei welcher die historische Kenntnifs nur vorausgesetzt ist.

Indem sich der Hr. Verf. nun so von vorn herein nur an die eine Seite stellt und sich in dieser Einseitigkeit und Befangenheit mit grofser Kraft, Kunst und Gewandtheit vom Anfang bis zum Ende behauptet, so ist damit die Quelle aller Irrthümer vorhanden, welche das Werk noch entstellen und man müfste nicht eine Recension, sondern ein Buch schreiben, um sie alle namhaft zu machen oder zu widerlegen. Wir wollen sie in diesem Artikel zunächst in die Bündeln folgender allgemeiner Kategorien zusammenfassen.

1. Durchgängige Verkennung des *ursprünglichen* Gegensatzes. Wir wollen nicht daran erinnern, dafs ein entstandener, wirklicher Gegensatz im christlichen Glauben schon als solcher auf ein Gemeinsames zurückweiset, wovon er ausgegangen und welches die noch unbestimmt gelassene christliche Glaubenswahrheit ist, und dafs die über der Bestimmung und Bestimmtheit derselben Getrennten selbst sich gar nicht so könnten entgegengesetzt sein, wären sie nicht wenigstens in der Behauptung des Allgemeinen noch einig. Aber selbst, dafs dies „die theure Mitgabe ist, welche die überklugen (d. h. doch wohl zunächst, mündig gewordenen) Töchter aus dem mütterlichen Hause auf ihre neuen Ansiedelungen übertrugen" S. XX, hat den Hrn. Verf. nicht bewogen, darauf vor allem zurückzusehen. Er fängt bei allen einzelnen Lehrpuncten sogleich mit dem Gegensatz an, ohne des christlichen Moments zu erwähnen, welches auch der Gegenlehre noch zu Grunde liegt und billig doch unsere Achtung verdient. So kommt freilich desto sicherer alle Wahrheit nur auf die eine Seite; aber die Darstellung selbst verliert darüber alle Wahrheit. Dafs die Reformation *in* der römischen Kirche selbst gefordert, aber *von* ihr selbst nicht zu vollbringen, eine unumgängliche Nothwendigkeit war, dafs sie ursprünglich aus dem Prinzip des christlichen Glaubens und der christlichen Frömmigkeit hervorgegangen gegen eine verdorbene Welt in der Kirche, sich nur an das, was mitten in dem allgemeinen Verderben, wie zu allen Zeiten, so auch damals noch unverdorben geblieben war, angeknüpft hat, dafs sie überhaupt die Wiederherstellung des Christenthums in der Welt gewesen, selbst für die römisch-katholische Kirche, kann der Hr. Verf. wohl wissen, denn es ist weltbekannt und von allen Unbefangenen anerkannt, aber nicht zugeben. Wie er auf seinem Standpunct nicht dahin kommen kann, die Gemeinde Gottes oder Christi auf Erden von den Bekennern einer bestimmten, äufserlichen Kirchenverfassung zu unterscheiden, so gilt ihm auch die wichtige und nothwendige Unterscheidung zwischen der katholischen und römischen Kirche nichts. Sondern was er „Kirche oder die Kirche" heifst, ist ihm durchaus nichts anders, als eine bestimmte Kirchenverfassung und indem „unsere irrenden Brüder" aufser dieser sind, so sind sie aufser der Kirche. Dieses bestimmt zu sagen, verhindert ihn, was wir unter der folgenden Kategorie zu bemerken haben werden; es ist aber nach hundert anderen Zeichen in diesem Buch seine ihm selbst wohl klare, aber nicht eben so klar auch ausgesprochene Voraussetzung. Sie liegt schon in dem Titel des Buchs und darin, dafs er in diesem es wohl vermeidet, der protestantischen den Namen der Kirche beizulegen, sondern diesen allein der römischen reservirt. Wir aber erklären unsrerseits mit der festen Zuversicht der Wahrheit, dafs die evangelische Kirche zur Zeit der Reformation mit der allgemeinen, christlichen Kirche keinen Streit gehabt, auch nie mit ihr im Widerspruch gewesen, sondern allein mit der römischen und dem sektirerischen Prinzip, welches sich unter dem Namen und Schein der katholischen Kirche erhoben und als papistische Glaubens- und Ge-

wissens-Tyrannei geltend gemacht hatte. Weil denn Hr. M. sich so sehr selbst beschränkt und sich so gänzlich in den römischen Standpunkt stellt, wollen wir sehen, ob er nicht vielmehr vom katholischen zu widerlegen ist. — Klar ist, welch einen üblen Einflufs die Verkennung des allgemeinen Verhältnisses der römischen und protestantischen Kirche zur Zeit der Reformation zu einander auf die Behandlung der einzelnen Lehren haben mufs. Denn will man zeigen, welches die dogmatischen Gegensätze beider Kirchen sind, so befindet man sich auf dem Felde der Geschichte, und man hat darzuthun, wie sie entstanden sind, und worin sie *damals*, sowohl im beiderseitigen Streit, als bis der Streit in der gegenseitigen Formel sich fixirte, wirklich bestanden. Unterscheidet man nun die damalige Zeit gar nicht von der gegenwärtigen, in der Meinung, dafs die Lehren der Kirche unveränderlich und stets dieselbigen sind, indefs sie doch in jeder Zeit anders bestimmt sein können, so setzt man sich in die gewifs höchst unbequeme Lage, alle Irrthümer und Mifsbräuche jener Zeit als tiefsinnige Wahrheiten und grofse Herrlichkeiten mit vertheidigen zu müssen. Ich glaube vielmehr, dafs der Hr. Verf. selbst vor der strengsten Behörde es hätte verantworten können, wenn er, wie es schon von vielen einsichtsvollen Mitgliedern seiner Kirche geschehen ist, zugegeben hätte, dafs man damals römischer Seits viel zu weit gegangen, dafs man den Kampf gegen die nothwendige Reformation unweise und ungerecht geführt, dafs die Synode zu Trient viel zu sehr in scholastischen Schulmeinungen befangen gewesen und alles nur künstlich auf Schrauben gestellt habe, um den vorhandenen Partheien in der römischen Kirche nicht zu nahe zu treten und dafs sich aus solchem Benehmen, wie es Sarpi schon nachgewiesen, vieles auch in der Stellung der Gegensätze erklären lasse. Der Protestant wenigstens ist darin, dafs er die Bildung jener dogmatischen Gegensätze nicht aus ihrer Zeit und Geschichte herausreifst, auch sie nicht unbedingt in allen Stücken zu den seinigen zu machen, oder sie zu vertheidigen braucht, selbst wenn er damit übereinstimmt, weit ungehemmter und freier und mehr im Stande, eine bestimmte, wahrhaft historische, d. h. mit der damaligen Zeit, Denkart und Lage der Welt übereinstimmende Ansicht und Vorstellung zu gewinnen. Auch durch die gewandte, künstliche Darstellung der Lehre seiner Kirche wird der Hr. Vf. nicht im Stande sein, den Protestanten, die allerdings nur zu oft eine nur oberflächliche Kenntnifs des katholischen Dogma haben, wie er sagt, wenn sie nur einige Kenntnifs von der Geschichte der Glaubensverbesserung haben, seine Vorstellung der Gegensätze als die der wahren Gedankengeschichte jener Zeit angemessene einleuchtend zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

CIV.

Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. Von Th. Heinsius, Dr. der Phil., ordentlichem Prof. u. Prorector am berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Berlin, 1833, *bei Duncker u. Humblot.* 134 S. 8.

Eine philosophische Propädeutik für die sechszehn- bis neunzehnjährigen Schüler der ersten Gymnasialklasse soll den Sprung von der Schule zur Universität erleichtern. Sie mufs mithin in den jungen Gemüthern die Lust erwecken, von der Empirie des Lernens zu einem tiefern Zusammenhange des wissenschaftlichen Strebens überzugehn und in ihnen die Ahnung aufsteigen lassen, es existire auch in der That im Reiche des Geistes ein Gebiet, auf welchem sich die tiefsten Bedürfnisse der regsten Forschungslust befriedigen dürfen und können. Es kommt dabei alles auf die Methode an, die nirgends von so wesentlicher Bedeutung sein kann als hier, wo es sich darum handelt, in jungen Gemüthern den Trieb zum Denken intensiv zu entwickeln und ihm eine vernunftgemäfse Richtung zu geben. Es sei erlaubt, den Gang eines solchen vorbereitenden Unterrichts hier im kurzen zu entwerfen und daran die Betrachtung des obgenannten Buches zu knüpfen, das in mehr als einer Beziehung das Gegentheil von dem erzielt, was sein im pädagogischen Fache sonst genugsam bewanderter Verf. damit bezweckte. Die Eintheilung einer philosophischen Propädeutik in „Elementarlehre" und „Wissenschaftslehre", wie sie in vorliegender Schrift sich findet, erscheint wohl überhaupt zu willkürlich und zwecklos, um einer Widerlegung erst zu bedürfen. Die ganze Vorbereitung ist Elementarlehre; an der Darlegung einer Wissenschaftslehre und ihrer Zertheilung in Systematik, Methodik und Symbolik kann sich weder der junge Sinn erbauen, noch fördert eine solche den vorstehenden Zweck. Eine blofse Gymnastik in den endlichen Verstandeskategorieen, eine Uebung im verstandesmäfsigen Urtheilen und Schliefsen kann nur dann ein Theil der vorbereitenden Einleitung sein, wenn mit Hinzuziehung der Lehre von den Antinomieen die Nichtigkeit solcher Verstandesthätigkeit, die nur Endliches an Endliches in formeller Weise zu verknüpfen vermag, aufgewiesen und von derselben zur wahrhaft philosophischen Erkenntnifs fortgeschritten wird. So fertig und ohne Uebergang hingestellt, verführt diese abstrakte Verstandesgymnastik zu dem Wahne, der Verstand vermöge nun alles

mit seinen formellen Schlüssen; wird dann darauf, wie es von unserm Vf. geschieht, der Kantische Satz gepredigt, die Dinge-an-sich seien doch unerkennbar, so heifst das Spielerei treiben mit der ganzen philosophischen Vorbereitung.

Man hat auch vom Gebiete der Psychologie aus zu einer philosophischen Einleitungslehre sich Bahn zu brechen versucht, und wir knüpfen hieran die Möglichkeit einer sichreren und ersprieſslicheren Hodegetik. Die gewöhnliche Psychologie frommt freilich hiebei nicht. Dieselbe setzt im Körper einen Geist voraus und beobachtet frisch fort dessen Qualitäten und Funktionen. So sehr im Einzelnen bei solcher Betrachtungsweise Interessantes geleistet werden kann, so wird der Philosophie doch dadurch wenig beigesteuert. Die philosophische Behandlung verlangt wesentlich, *der Geburt* des Geistes zuzuschauen, der anfangs als creatürliche Seele, als in sich dumpf und unorganisch webende Naturseele gesetzt ist, allein immer weiter umsichgreifend, und allmälig sich selbst erfassend, von einer Stufe der Selbstbildung und Selbsterziehung zur andern bewufster Geist *wird*. Man gehe diese fortschreitende Entwicklung des Seelenlebens langsam durch, bringe jeden Abschnitt, den die Geschichte des innern Werdens sich selber bestimmt, zur deutlichen Anschauung, setze den jungen Leuten an ihrem eignen innern Leben und an dessen bisheriger Enthüllung, wie sie sich ohne ihr Wissen von selbst vollzogen hat, diese Stufenfolge auseinander, und nachdem ihnen klar geworden, wie aus der schlafenden Seele sich die träumende, aus der träumenden erst die wirkliche, sich als solche dem Leibe gegenüber fühlende entfalten mufste, so wird ihnen auch der Moment begreiflich zu machen sein, wo die Seele, die sich nun schon dem creatürlichen Leibe gegenübersetzt, den geheimen Punkt in sich findet, in welchem das Bewufstsein für den Geist beginnt, das Bewufstsein der Existenz überhaupt und das Bewufstsein seiner selber. Dieser Moment mufs dem Jüngling, der zum Denken den Anfang macht, klar und fest ins Auge springen, denn in ihm liegt die Federkraft eines nunmehr sich frei fühlenden, sich selbst als Zweck seines Daseins wissenden, neuen geistigen Lebens. So mufs den jungen Leuten inmitten der Verfolgung des Gegenstandes der passive νοῦς zum Ich erwachen, und es bietet sich jetzt erst im Gange des Unterrichts ein Abschnitt dar, wo eine Uebung des Verstandes im Urtheilen und Schliefsen mit Nutzen stattfinden kann. Werfen wir einen Blick auf das vorliegende Handbuch, so finden wir schon S. 1. §. 4. den Begriff *Bewufstsein*, und noch dazu als *„ursprüngliches Empfindungsorgan"* erläutert. Wer Kind und Jüngling war, wird wissen, dafs das Wissen der Seele um sich selbst, dies Wachsein des Geistes, nichts Ursprüngliches ist, und mithin das Verständnifs dieses wichtigen Entwicklungspunktes jungen Köpfen nicht von vorn herein zugemuthet werden kann. — Ist der Hodeget soweit, wie gesagt, mit seinen jungen Freunden fortgeschritten, so eröffnet sich ihm ein vielfacher Spielraum im Felde der Ontologie; die Kategorieen, die hier nahe genug liegen, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit, Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung, Quantität und Qualität, Raum und Zeit, Einfaches und Zusammengesetztes, u. s. w. alle diese Verstandesbegriffe, in ihrer Endlichkeit einfach aufgefafst, geben mannichfachen Stoff, in dem das zum Bewufstsein erwachte Ich die Verstandeskraft üben mag. Man lasse hypothetisch und apodictisch schliefsen, liefere zu progressiven und regressiven (synthetischen und analytischen) Schlufsfolgen vielfache Materien, und wage sich mit den jungen Köpfen bis zu der Lehre von den Antinomieen, wo sich die Endfäden des Verstandes schon abzulösen beginnen. In all diesem rüstig und mit einer leichten Dialectik durchlaufenen Raume bethätige sich den angehenden Denkern die Freiheit des sich selbst setzenden und seine endliche Welt um sich her beherrschenden Verstandes. Zugleich mufs — und das ist das tiefwichtigste Interesse bei der ganzen Einleitung — zugleich mufs der Cartesianische Fundamentalsatz: *cogito ergo sum*, noch entfernter oder schon näher gerückt, mit seinem Lichte in die junge Seele hineinscheinen und die Umwälzung des innern Menschen vorbereiten. Dafs die Welt um des Gedankens, der Leib und alle Creatürlichkeit um des Geistes willen da sei, dieser Satz, zur hellsten Offenbarung geworden, ist schon vollkommen mächtig, das davon erleuchtete Gemüth in dies Gebiet des vernunftgemäfsen Denkens einzuführen, denn in seiner festen Vergewisserung hat er die Kraft, die Schranken der in der Unmittelbarkeit des natürlichen Hinlebens befangenen Seele vollkommen wegzuräumen. Allein hier vergesse der Lehrer nicht, dafs er zu sechszehn- und siebzehnjährigen Jünglingen rede, und die an Jahren ältern Primaner sind es nicht in geistiger Beziehung. Es genüge ihm, diesen ersten Kernsatz echt speculativen Denkens — etwa am Phädrus, oder überhaupt an der Platonischen Lehre von den vorweltlichen Ideen und Urbildern, nach deren Vortypus die materielle Welt erschaffen, — mithin also bildlich zu erläutern.

Bei der oben angedeuteten Gymnastik mit den Verstandeskategorieen hat sich der Lehrende natürlich zu hüten, allzuweit in Kant hineinzugerathen. Das Ich soll sich in diesem Setzen, Schliefsen und Construiren blofs in seiner selbstischen Thätigkeit als freies fühlen und seiner Freiheit geniefsen, sobald es aus dem Schlafe der natürlichen und der träumenden Seele erwacht ist. So wenig Kantische Formen weiter zu verfolgen sind, eben so wenig kann Schelling hier unmittelbarer Führer sein. Schelling wirft die natürliche Seele sofort bei ihrem Erwachen schon in das Anschauen des Absoluten und es fehlt seiner Lehre bekanntlich der Durchgangsprocefs des Fichteschen Ich. Die Fesseln der dumpfen Natürlichkeit lehrt Schelling zwar abwerfen, aber er läfst sie nur mit andern Banden vertauschen, mit denen nämlich, die ein gleich sehr umwölkter, absolut mystischer und im Schoofs der göttlichen Offenbarung sich gefangen wissender Geisteszustand sich selber auferlegt. Bei dem Mangel an Methode bleibt immer die gröfste Lücke in seiner Lehre, er mag diese drehen und durcharbeiten, historisch basiren und unter der schützenden Decke der geoffenbarten Religion weiter systematisiren wie er will, die wesentliche Lücke wird immer die bleiben, dafs Fichte für ihn im Reiche des Denkens nicht da war.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 77.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

2. Anwendung von mancherlei, der Sache selbst fremdartigen Mitteln der Darstellung. Die unmittelbare Folge der genannten Behandlung der dogmatischen Gegenlehren jener Zeit ist, dafs sie, so aus ihrer ursprünglichen Stellung herausgerückt, auch ein fremdes Element aus einer ganz andern Zeit in sich aufnehmen, und nun in dem Hrn. Verf. das absichtliche Weglassen alles Anstöfsigen, wogegen gerade der protestantische Widerspruch in den meisten Fällen gerichtet ist, das Entschuldigen und Beschönigen der Mifsbräuche, die Retizenz in gar vielen Punkten, welche nicht durchzubringen sind, beginnen mufs, besonders aber das verzweifelte Verallgemeinern, welches die Gegensätze abschleift und sie um alle ihre Bestimmtheit bringt. Oft ist diese Kunst schon an dem Lehrbegriff der römischen Kirche geübt worden, wie von Bossuet und Veron, von denen besonders der erstere die Lehre seiner Kirche so ins Blaue hinein verallgemeinerte, dafs er sie, durchaus von allen Opinionen der Schultheologie befreit, in ihrer reinsten Substanz darstellen wollte, wogegen protestantischer Seits mit Recht erinnert wurde, der Lehrbegriff der römischen Kirche sei ganz recht nicht nach den Meinungen und Darstellungen einzelner Lehrer, selbst eines Bossuet nicht, zu fassen. So möchte man auch bei vielen Darstellungen einzelner Lehren in diesem Buch ausrufen: ist das, was der Hr. Verf. daraus macht und darüber psychologisch und so zu sagen philosophisch, in allen Beziehungen aber höchst subjectiv beibringt, noch die wirkliche, objective Lehre seiner Kirche? z. B. vom Ablafs, vom Fegfeuer, von den Heiligen, von den Sacramenten (in der Weise von Goethe: aus meinem Leben, *Dichtung* und Wahrheit). Der Hr. Verf. steht dabei auf dem Standpuncte der Anschauung; er schaut die Kirche und ihre Lehren, oder die Kirche schaut sich und sie so oder so an, was um so leichter geschehen kann, als das Anschauen kein Erkennen, oder gar ein Beweisen, am wenigsten gar ein Begreifen in seiner Wahrheit, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit ist. Der Eindruck, den diese Anschauungen auf den besonnenen Leser machen, ist aber höchstens, dafs sich doch noch irgend etwas dafür sagen läfst und so sind wir nur bei den Raisonnements aus Gründen. Es kann aber genau genommen und zu dem historischen Zweck dieser Wissenschaft nicht in Betracht kommen, was ein Mitglied dieser Kirche, zumal ein so gebildetes, gelehrtes, aus den Trienter Bestimmungen noch jetzt machen kann, sondern was sie waren und enthielten in ihrer *damaligen* Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff. Verwirft z. B. das protestantische Glaubensbekenntnifs das Fegfeuer, so führt es zugleich an, wofür es damals allgemein gehalten wurde, und so haben auch wir in Verwerfung desselben nicht erst darauf zu warten, dafs uns zunächst in Bezug auf die Heiligen, deren Hülfe uns bei dem Fegfeuer zu statten kommen soll, bewiesen oder andemonstrirt werde, „es könne wirklich Werke geben, die mehr als genügend seien (*opera supererogationis*), eine Vorstellung, deren Zartheit und Feinheit den Reformatoren freilich entgehen mufste, da sie sich nicht einmal zu dem Gedanken erheben konnten, dafs der Mensch von Unzucht, Ehrgeiz u. s. w. befreit werden möge." (Wirklich?) Die Vorstellung selbst ist dann die, dafs es die Art der Liebe sei, die weit, unendlich höher als das blofse Gesetz steht, dafs sie sich in ihren Erweisungen nie genügt und immer erfinderischer wird — „nur in dieser Weise ist auch jene merkwürdige Vorstellung, die doch auch gewifs gleich Allem, was in der Menschenwelt Jahrhunderte fortdauert und die Gemü-

ther ernstlich beschäftigt, einen tiefer liegenden Grund für sich aufzuweisen haben wird, befriedigend zu erklären." Aber was hilft uns diese subjective Ansicht, da der Hr. Verf. gleich darauf zur Verwahrung gegen den Vorwurf, dafs er etwa die Lehre seiner Kirche nicht getroffen haben möchte, hinzufügt: die genannte Meinung sei natürlich nicht symbolisch. S. 160. Aber welches ist nun seine Vorstellung vom Fegfeuer selbst und wie wird dieses zu Stande gebracht? „Es ist der vollendete Widerspruch, in den Himmel mit Sünden befleckt einzugehen (Die protest. Lehre, nach welcher in der Rechtfertigung durch den Glauben alle Schuld der Sünde vergeben ist, weifs diesen Widerspruch zu lösen.). Von dem sündhaften Geiste aber mag die Sünde nicht abgestreift werden. (Nach der protestantischen Lehre ist dem Gerechtfertigten die Sünde kein Hindernifs seiner Seligkeit mehr.). Der Trost ist vielmehr mit der vergebenden zugleich die sündentilgende Kraft Christi (doch wohl nicht anders, als durch den Glauben, zu gewinnen), jedoch in doppelter Weise. Bei den Einen vollbringt sie in diesem Leben noch die Läuterung (das sollen ohne Zweifel die Heiligen sein), bei den Andern wird sie im jenseitigen erst vollendet. So hängt die Lehre von *dem Reinigungsorte* mit dem katholischen Dogma von der Rechtfertigung zusammen, welche allerdings ohne jenen für Viele trostlos wäre." (Wenn sie an den *wahren* Trost sich hielten, würden sie eines falschen, eingebildeten, ohne Brief und Siegel erdachten nicht bedürfen.) S. 163. Indem der Hr. Verf. den Trost zuletzt nur für Viele, also für Einzelne, für diesen und jenen, so subjectiv bestimmt, abstrahirt er selbst offenbar von aller Objectivität, Nothwendigkeit und Gewifsheit. Das Fegfeuer ist ihm selbst nur ein Gedanke, Vorstellung eines Möglichen; es wird erdacht, um, wie er sagt, „nicht unerklärt zu lassen, wie denn auch wohl eine tief eingewurzelte Sündhaftigkeit, *auch wenn sie vergeben ist* (!) von dem Geiste endlich möge abgelöset werden." S. 162. Ist sie von dem Geiste nicht abgelöset, so ist sie nicht vergeben. Das soll nun die „traditionell so wohl begründete Idee (doch wohl Idee nur im Kantischen Sinn, wonach sie nur ein Denkbares ist) eines Fegfeuers sein, welche die Protestanten mit ihrer gewöhnlichen Anmafsung verwerfen." Welche Anmafsung ist aber wohl gröfser, dessen, der an ein nur Denkbares nicht glauben zu können bekennt, oder dessen, der ein solches glauben zu müssen meint und gar zu glauben befiehlt? Das traditionelle Fegfeuer ist ohnehin das obige nicht; dieses brennt ganz anders; da mufs man hören und sehen, wie die Priester im Volksunterricht es beschreiben. — Dafs die Sacramente *ex opere operato* wirken, nach der Synode zu Trient, heist dem Hrn. Verf. soviel, als vermöge ihres Charakters, als einer von Christus zu unserm Heil bereiteten Anstalt (*ex op. op. sc. a Christo*, anstatt *quod operatus est Christus*). Zu dieser verschönernden Bedeutung, wonach das *op. op.* von göttlicher Einsetzung nicht verschieden ist, an deren Objectivität auch die protestantische Kirche glaubt, hätte es eines solchen Kunstwortes nicht bedurft. Diefs giebt einem Jeden leicht den Verdacht, dafs die Synode etwas ganz anderes damit sagen wollte. Sie denkt dabei offenbar nicht blofs an den göttlichen Ursprung, sondern an einen jeden einzelnen Act der Sacramentsverwaltung und billig war doch wohl zu erwarten, Hr. M. möchte wenigstens historischer Weise den mannigfaltigen Sinn, den man in der römischen sowohl, als in der protestantischen Kirche dem *opus operatum* beigelegt hat, anführen — ob es etwa soviel sei, als dafs es durch sich selbst, ganz mechanisch, ja magisch wirke, wie die Scholastiker lehrten, als die in der Büchse eingeschlossene Arznei oder als das heilende Pflaster, welches auf die Wunde gelegt wird, oder auch soviel heifse, als unabhängig von aller menschlichen Gesinnung und Gemüthsstimmung (*sine fide et bono motu utentis*), was schon Bellarmin nicht zugeben will. Aber diesen Verstand schliefst Hr. M. in seine Vorstellung davon offenbar mit ein, indem er es übersetzt: „das heifst, die Sacramente überbringen eine vom Heiland uns verdiente Kraft, *die durch keine menschliche Stimmung, durch keine geistige Verfassung und Anstrengung vermittelt werden kann*, sondern von Gott um Christi willen schlechthin im Sacrament gegeben wird." Dann aber soll der Mensch doch wieder empfänglich sein, aber er soll auch *nur* empfänglich sein. Wenn das Sacrament durch keine menschliche Stimmung, Verfassung und Anstrengung vermittelt wird, so mufs es wohl schon durch blofse Application und Susception wirken, falls die Handlung nur *rite* verrichtet wird, *selbst wenn* die nöthige Gemüthsstimmung nicht dabei ist, woraus nicht folgt, dafs diese absolut gleichgültig ist; aber sie ist auch nicht, wie im protest. Lehrbegriff, absolut nothwendig gesetzt zur gesegneten Wirkung des Sacraments. — Was

man mit beschönigenden Raisonnements über anerkannte Mifsbräuche ausrichten kann, zeigt der Hr. Verf. besonders bei der Kelchentziehung. Sie wird dadurch ein nicht geringerer Mifsbrauch, dafs sie zur Disciplin gehört, wofür der Hr. Verf. sie hält. Es ist auch das, was er weiter anführt, dafs der Gebrauch nicht erst durch ein kirchlich Gesetz gegründet, sondern diesem vorhergegangen, ganz und gar kein Grund zur Verstümmelung des Sacraments; sonst könnte die kirchliche Gesetzgebung jeglichen Aberglauben bestätigen und sanctioniren, was sie nicht thun wird, wenn sie nicht selbst schon davon inficirt ist. Der Hr. Verf. hätte aufrichtig, wie es der Wahrheit gemäfs ist, sagen sollen, dafs dieses Gesetz auf der Synode zu Constanz auf eine zum Erstaunen der Welt gereichende Weise entstanden sei. Denn da wurde erklärt: Christus habe allerdings das Sacrament unter beiden Gestalten eingesetzt, die Gläubigen in der ersten Kirche hätten es auch unter beiden Gestalten empfangen: aber demungeachtet (*hoc non obstante*) sollten zur Vermeidung möglicher Gefahr die Laien nur die eine Gestalt des Brodtes empfangen. Luther nannte deshalb das *Concilium Constantiense* das *Nonobstantiense.* Nach diesen und den Beschlüssen der Generalsynode von Basel hat die Synode zu Trient die ihrigen fast wörlich gebildet. Hr. M. macht sich seine Apologie dadurch überaus leicht, dafs er diesem Mifsbrauch andere in der protestantischen Kirche gegenüberstellt, die wir aber nicht billigen, viel weniger sanctioniren; ist also wohl dadurch etwas für den Kelchraub bewiesen? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. Von Th. Heinsius.

(Schlufs.)

Allzu lange darf sich der junge Sinn in dieser Sphäre der Ichheit jedoch nicht festsetzen; denn obschon dieselbe scheinbar zum Genufs des reichsten geistigen Daseins verhilft, so liegt im Begriff des Ich doch zugleich das Negiren der Welt, und die Verwegenheit eines subjectiven Idealismus. Ich ist ein Licht, das sich leuchtet und die Aufsenseiten der Dinge hell macht. In diesem Schimmer und Scheine meint es mit den Dingen bald fertig zu sein; an ihrer Aufsenschaale und beim Aufsuchen ihrer Form, Quantität, Qualität u. s. w. steigert sich seine Kraft des endlichen Denkens zum Uebermuth und es entsteht entweder der Wahn, der Kern der Dinge sei in dieser Anschauungsweise erkannt, oder derselbe sei gar nicht erkennbar. Beides ist für die philosophische Betrachtungsweise gleich sehr verderblich, wenn nicht ihr Tod. Reflectirt nun aber das Ich auch oben, vernimmt es eine innere mahnende Stimme: es sei ein Gott, so schreitet das Ich, wenn es diesem Zuge folgt, schon aus sich heraus und setzt sich durch dies Verlassen seiner isolirten Einzelnheit in einen höhern, allgemeineren Zusammenhang. Dies ist seine Rettung und der nothwendige Fortschritt der Lehre. Zuerst dem Göttlichen, Uebersinnlichen sich gegenüber fühlend, tritt das Ich allmälig in diesen weiten, geistigen Schoofs, in dem es sich heimisch wissen lernt, in eine Region, die keine träge Masse, sondern ein sich selbst bewegendes Element ist, und wie früher das Ich seinen Stoff beherrschte, so beherrscht nunmehr der Stoff die Persönlichkeit, um im Fühlen Gottes dem Denken Gottes näher zu treten. Mit der Lehre vom Ich war den jungen Gemüthern der Begriff subjectiver Freiheit offenbart; diese Freiheit des Ich — so ist der Fortgang jetzt — ist aber nichts als *Willkür.* Die Verstandesbegriffe, in denen das Ich seinen Schaffenstrieb und seine freie Lebendigkeit bethätigte, haben sich in ihren Widersprüchen, die sie selbst sind, aufgezehrt; die Wahrheit kann nicht im Subject als solchem, die *Wahrheit mufs ein Object* sein. So wie das, was jemand für gut und recht hält, erst gut und recht ist, wenn es dem allgemeinen Sittengesetz homogen ist, so ist die Wahrheit des Ich erst eine wahrhafte Wahrheit, wenn sie mit der göttlichen, absoluten Wahrheit; seine Freiheit erst eine, der Laune der Persönlichkeit enthobene, wirkliche Freiheit, wenn sie mit der Nothwendigkeit der absoluten Vernunft, die nur in Gott freies Erzeugnifs ist, sich identisch zusammenschliefst. — Ist den jungen Freunden diese Stufenfolge gangbar und geläufig, so ist der zweite Ruhepunkt für die Propädeutik gefunden. Der Lehrer hat das Verdienst, dem Jüngling still und leise den Uebergang zur Religion gebahnt zu haben. Der junge Geist fühlte sich bei seinem Erwachen als ein freier; die Heiterkeit der Welt stand lachend vor ihm, denn er war zur Ichheit, zum Genufs seiner Persönlichkeit durchgedrungen, und gleichwohl fühlt er sich jetzt von höheren Mächten umgeben und umwaltet. Mag der Hodeget in dieser Sphäre wohlthätig verweilen und aufzeigen, wie die offenbarte Christuslehre seine Sätze bestätigt, wie Christus, der freie, wirkliche Mensch, als Gottessohn der absoluten Nothwendigkeit sich unterthan machte. Dieser Ruhepunkt scheint mir zugleich ein Schlufspunkt für den Gymnasialunterricht.

Fragt man, was ist nun den jungen Gemüthern beigebracht? was haben sie davon, was wissen sie nun? — so beantwortet sich die Frage eigentlich aus dem Vorigen von selbst. Sie haben und wissen nichts Fertiges, Geschlossenes, bei dem ein Dünkel sich erheben oder ein sich gern beschränkender Sinn sich abschliefsen könnte, sie haben kein Etwas, als die Ahnung von einem Etwas. Die Schranken des sinnlichen, nach Sinnlichem strebenden und in Sinnlichem sich befriedigenden Hanges sind weggeräumt, das innere Auge hat eine Richtung in ein abstractes Reich erhalten, in welchem sich die Probleme der concreten Wahrheit lösen, wie das im akademischen Vortrag weiter verfolgt wird. Die Stufengänge des Denkens, die sich hier in

der Gymnasialpropädeutik, in der Conversation mit einem fragenden und die Antwort sokratisch herauslockenden Lehrer, ganz einfach und harmlos, gewissermafsen einem jeden Aufmerksamen in seiner nächsten Unmittelbarkeit selbst ergeben haben, dieselben Stufengänge treten dann in der akademischen Lehre mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes und als historisch vorhandene, nothwendige Momente des menschlichen Denkens hervor.

An vorliegender Vorschule zur Philosophie tadelten wir zunächst die Methode, denn es ist an Folge und Zusammenhang dabei nicht zu denken. Alle Bestimmungen werden den jungen Leuten hier als Notizen beigebracht und die Weise des Unterrichtens, die hier befolgt wird, ist von der, wie sie in der Naturbeschreibung, der Botanik u. s. w. gewöhnlich ist, in nichts unterschieden. An manchen Stellen scheint es fast, als wolle der Verf. seine Schüler irre machen an der Philosophie, z. B. §. 34. Anmerkung, bei der Auseinandersetzung von Verstand und Vernunft. Die Verwirrung in diesen Begriffen, von denen der Vf. spricht, liegt nicht in der Sache, vielmehr ist der Fortschritt und die dialectische Bewegung dieser Bestimmungen von Wolf bis Hegel nothwendig und klar genug. Das gehört freilich schon in die Geschichte des Begriffs, und Geschichte der Philosophie ist der letzte Terminus des Studiums überhaupt, weil die Einsicht in die Nothwendigkeit und in das Positive eines Irrthums zur Herausstellung aller Momente des Begriffs nicht so leicht ist. Wozu aber vor Schülern mit Oberflächlichkeiten prunken? — S. 88 macht der Verfasser die jungen Leute sogar irre an der Ueberzeugung, die jeder Denker von seiner eignen Lehre gehabt. Wenn ferner der Endsatz der Kantischen Philosophie, die Dinge-an-sich seien unerkennbar, dem Schüler so ganz naiv und legèrement hingeworfen wird, so möchte man fast nicht anstehn zu behaupten, durch diese Vorbereitung zur Philosophie werde der junge Mensch zu allem Philosophiren ganz unfähig und unbrauchbar, denn wenn dieser Satz ihm auf der zweiten oder dritten Seite assertorisch eingeflöfst wird, was braucht er sich um den Kern der Dinge zu bekümmern? — Die veraltete falsche Eintheilung der Seelenthätigkeit in 1) *Erkenntnifs-* 2) *Gefühls-* 3) *Begehrungsvermögen*, hat der Verf. auch mit Aug. Matthiä gemein, von dessen „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" gegenwärtig die dritte Auflage erschienen ist. Eine verständige Betrachtung der Entwicklung der Seele zeigt aber in umgekehrter Folge, dafs der Mensch erst begehrt und fühlt, bis ein Gelüst zum Erkennen sich in ihm regt. — Schliefslich machen wir noch auf die Spielerei aufmerksam, die sich der Verf. mitunter mit einem tiefen Begriffe erlaubt. §. 68 Anm. heifst es: „Der Begriff der Unsterblichkeit ist *möglich*, denn er enthält nichts Widersprechendes; er ist *wirklich*, weil der Verstand ihn in einem Denkact bereits hingestellt hat; er ist *nothwendig*, insofern er ein Postulat der Vernunft ist." Erstlich ist es höchst profan, eine tiefe Bestimmung beispielsweise zur Erklärung niedrigerer Categorieen so nebenher zu gebrauchen. Wie kann man aufserdem meinen, der Schüler durchschaue nicht solche Wortmacherei, die man ihm für Philosophie ausgiebt! Nach S. 14 hat er gelernt, der Verstand sei „die Anwendung" der gewissermafsen instinctartig der Seele eingebornen Vernunft „auf *räumliche* und *zeitliche* Verhältnisse des irdischen Lebens;" — und nun soll der Verstand die Unsterblichkeit bewiesen haben! Die dritte Aussage, die Unsterblichkeit sei ein Postulat der Vernunft, ist mit dieser Assertion auch keinem Menschen förderlich; es fragt sich eben, *wie* die Vernunft die Unsterblichkeit der Seele postulire und wie sie zu diesem Schlusse komme. Die Nothwendigkeit der ewigen Dauer der Seele ist ein vollkommen klarer Punkt unseres festesten Wissens, sobald wir nur den Begriff der Ichheit scharf und bestimmt aufgefafst haben; denn das Erwachen des passiven νοῦς zu dieser Selbstigkeit, diese innere springende Federkraft des Sichselbstsetzens, Sichselbstwissens als Ich enthält die Bürgschaft der Ewigkeit unmittelbar in sich. Ein Etwas, das durch eigne intensive Kraft sich selbst setzte, sich selbst als ein geistig Vorhandenes erfafste, wie kann dies von seinem Sein zurücktreten, sich selbst wieder aufgeben und aufheben? Dieser Act des Erwachens aus der natürlichen zur geistigen Welt kann nie wieder weggeräumt werden. In ihm und mit ihm kann zugleich ein Losreifsen vom geistigen Zusammenhange mit dem Urwesen stattfinden, so dafs mit dem Moment des Sichselbstsetzens dem Subjecte die Wahl zwischen Gutem und Bösem offensteht, und dies büfst auch der leibliche, sündliche Mensch mit dem Tode; allein das Sichselbsterfassen des Geistes in seiner Selbstigkeit kann der leibliche Tod, kann Gott selbst, weil er den Act des Erwachens zum geistigen Leben *wollte*, nicht wieder unwirklich machen, denn der Geist *ist* einmal in diesem Moment geworden. Wir dürfen das weder hier näher ausführen, noch können wir hoffen, es jungen Gemüthern zur vollen Offenbarung zu vindiciren; allein den Versuch, diese Wahrheit auf legère Weise, wie es der Verf. noch an einer andern Stelle durch einen συλλογισμὸς σωρείτης thut, zu beweisen, würden wir immer als verfehlt und als gefährlich verwerfen. Die alte Sophistik hat ja darin eben ihren Irrthum, dafs sie dem Verstande überweist, was nur der Vernunft zu erledigen obliegt.

F. G. Kühne.

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Verknüpft mit dem Standpunkte des Hrn. Vfs. ist ferner das Bestreben, gar manches, was doch wenigstens mit dem Dogma zusammenhängt und in jedem Fall zum römischen *Glauben* mitgehört, lieber ganz zu umgehen, als es mühsam oder übel und anstöfsig zu vertheidigen, z. B. die ausdrückliche, einer römischen Kirche ganz angemessene Bestimmung der Trienter Synode über die *vulgata*, als authentisch, was eine interessante Erörterung über den letzteren Ausdruck hätte geben können; über den Gebrauch der Bibel in der Landessprache, wo sich hätte bestimmen lassen, ob ein Bibelverbot wirklich in der römischen Kirche existirte (in der römischen gewifs, ob sich gleich alle wahrhaft christlichen Bischöfe und Laien jederzeit dagegegen gesetzt haben — Bibelgesellschaften eine Pest der menschlichen Gesellschaft (s. die Breven von Pius VII. an den Erzbischof von Gnesen und an den Bischof von Mohilow und von Leo XII. an alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe vom 3. Mai 1824.) —); über den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst; über die Bilder und Reliquien der Heiligen, wo sich die ausgebreitetste und anstöfsigste Praxis noch hinter die kluge und gelinde Theorie der Trienter Synode verstecken kann. Mit keinem Wort erwähnt der Hr. Verf. des ganz verschiedenen Verhältnisses, worin der römische und evangelische Glaube steht zum *Staat*, und wie der Protestantismus dadurch insonderheit die ganze Gestalt der Welt verändert, und seine evangelische Freiheit auch die politische nach sich gezogen hat. So hören wir hier auch gar nichts von Ketzern, weder von materialen, noch formalen, nichts davon, dafs man aufser *dieser* Kirche nicht selig werden kann (*extra ecclesiam sc. romanam, nulla salus*). Ist diese Lehre, welche doch deutlich genug von der Synode zu Trient ausgesprochen ist, von dem Hrn. Verf. nur übersehen und anzuführen vergessen worden, oder aufgegeben gar und zurückgenommen? Doch wohl nicht. Ueber diese und andere dornichte Puncte, besonders bei der Lehre vom Primat, dessen Ausdehnung und Grünzbestimmung durch das Episcopalsystem, erklärt sich der Hr. Vf. entweder gar nicht, oder doch so behutsam, so allgemein und kurz — wie es seinem Standpunkt angemessen ist.

3. Durchgängige Vernachlässigung des protestantischen Prinzips und Geltendmachung des römischen. Das erstere ist, es dürfe nichts in den Lehrbegriff der Kirche aufgenommen werden, was der heiligen Schrift widerspricht. Bringt man nun, wie der Hr. Vf. dies Prinzip in seiner Wirksamkeit bei allen einzelnen Lehren gar nicht in Anschlag, so verliert der protestantische Lehrbegriff alle Bestimmtheit und Haltung und es kommt so heraus, als stehe derselbe auch nur auf Raisonnements aus Gründen. Das heifst sich doch die Widerlegung allzusehr erleichtern. Aber genauer betrachtet ist auch das nur consequent; es liegt dieser Vernachlässigung des protestantischen Prinzips die Nicht-Anerkennung desselben, somit das römische Prinzip selbst nur zu Grunde, welchem zufolge, wer sich nicht zu diesem bekennt, auch nicht die Macht und das Recht hat, die Bibel zu verstehen und auszulegen. Dagegen erlaubt sich der Hr. Vf. gar oft zu sagen: die *Kirche* habe dies und das in der Uebereinstimmung mit der Schrift oder in Kraft des an sie ergangenen Auftrags Christi gethan, ohne irgend eine Schriftstelle selbst, oder den Beweis für jenen angeblichen Auftrag anzuführen. Von dem protestantischen Prinzip hat der Hr. Verf. in Wahrheit auch nur eine Anschauung, welche ihrer Natur nach in das innere Wesen des Angeschauten nicht eindringt, sondern in einem äufserlichen Verhältnifs zu

demselben stehen bleibt. So sucht er oft durch einzelne Stellen aus Luthers Schriften, oft aus der frühesten Zeit, in denen er sich in seiner genialen, originellen, kühnen Weise äufsert und denen man leicht andere berichtigende, die reinere Wahrheit enthaltende aus späterer Zeit an die Seite stellen kann, einzelne protestantische Lehren in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Theologen der römischen Kirche werfen den Protestanten oft vor, dafs sie jenes System nicht nach seiner historischen Wahrheit, sondern nach den Ansichten und Aussprüchen einzelner Lehrer beurtheilen und es so einen ungünstigen Eindruck machen lassen. Stellen aus Luthers Schriften beurtheilen und tadeln, heifst eben so wenig, das protestantische Glaubenssystem in seiner Objectivität untersuchen und darstellen. Mit welchem Erfolg Hr. M. die Schriften der Reformatoren gelesen, spricht er am Ende seiner Abhandlung der Rechtfertigungslehre so naiv, als lächerlich aus, indem er sagt: „es ist uns oft bei dem Studium der Reformatoren ganz unwillkürlich der Gedanke entgegengekommen, als hegten sie die Ansicht, es sei etwas äufserst Gefährliches, wirklich gut zu sein." S. 133. „Niemand wird sich erinnern, dafs je in den symbolischen Schriften der Lutheraner dem gläubigen, wegen seines sittlichen Zustandes beunruhigten Sünder tröstend zugerufen würde: du vermagst Alles in dem, der dich stärkt; nicht du, sondern Christus mit dir. Nicht auf den stärkenden, heiligenden Christus verweisen sie ihn, sondern ausschliefsend auf den vergebenden." S. 169. Statt aus der Bibel und der Uebereinstimmung mit ihr erklärt sich Hr. M. vieles im evangelischen Lehrbegriff „aus leichtsinnigem Oppositionsgeist und Mangel an ernster Ueberlegung." Das mag wohl eines Adolph Menzel, den er lobend anführt, nicht aber unseres Verfs. würdig sein. Den Chinesen, den Hindus und Parsen läfst er mehr Gerechtigkeit widerfahren als den Reformatoren: „denn jene kannten die christliche Lehre nicht, die Reformatoren aber bekämpften die Wahrheit, die dicht neben ihnen in ihrem reinsten Glanze strahlte." S. 53. Der reine Glanz der Wahrheit dicht neben den Reformatoren war ohne Zweifel der, worin Tetzel mit seinem Ablafskasten, Leo X. mit seiner Bannbulle und die untrügliche Synode zu Trient mit ihren Scholasticismen und Anathematen strahlte. Ja an die wesentlichsten, anerkanntesten Grundlehren des Evangeliums stöfst der Hr. Vf. aus dieser blofsen Partheisucht an, wie er sich denn bei der Heiligenverehrung sogar nicht scheut, zu sagen: „Der Grund, auf den die Reformatoren sich stützen, ist derselbe, der die Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft herbeiführte: weil Christus allein unser Mittler sei!" S. 349. Hiernach könnte es leicht scheinen, als ob nach ihm Franciscus von Assisi und Ignatius von Lojola sich mit Christo in der Ehre der Mittlerschaft theilen müfsten, wenn er sich bald darauf nicht würdiger ausgedrückt hätte. Man findet ferner keine Ahndung bei dem Hrn. Verf. von dem Prinzip der evangelischen Freiheit, welches alle Menschensatzungen, als solche, verschmäht, und es scheint, als nähme er diesen Begriff auch nur in seiner formalen, negativen Geltung für das protestantische System, ohne den affirmativen Sinn desselben zuzugeben, nach welchen die evangelische Freiheit in der Befreiung von allem nicht wahrhaft-christlichen, zugleich den Glauben an den wirklichen Inhalt des Christenthums mit enthält. Nur in jenem Vorurtheil konnte er die Socinianer zu den Protestanten zählen, was von diesen selbst nie geschehen ist: denn jene Secte hat allerdings von jener negativen Freiheit Gebrauch gemacht, welche die leere Unabhängigkeit ist und die Freiheit von dem wahrhaftigen Inhalt des Christenthums. Soll aber das schon ein Nachtheil für den Protestantismus sein, dafs solche Secten sich seines Schildes bedienten, um zu existiren, so hätte Hr. M. allerdings auch die St. Simonisten aufführen können als solche, welche von der römischen Kirche ausgegangen sind. Ueberhaupt entfesselte das protestantische Prinzip auch jenen separatistischen Geist, der in der römischen Kirche bis dahin nur durch Gewalt unterdrückt und gebunden war: denn jeder vom Glanz des reinen Christenthums angestrahlt, wurde frei, wie der Sclav, wenn er den Boden von England betritt. — Dafs aber der Hr. Verf. aufser Stande ist, das protestantische Prinzip auch nur historischer Weise aufzufassen, kommt von der engen und beschränkten Vorstellung her, die er von der Kirche hat, die er durchaus nur als römische fassen kann und so ist es eben die Treue gegen das Prinzip seiner Kirche, was ihn das Prinzip der protestantischen so gänzlich verkennen läfst. Ebendeshalb müssen wir hier noch seine Vorstellung von der Kirche näher betrachten, welche überhaupt das vorausgesetzte Licht und Prinzip ist, in welches er alle beiderseitigen Lehren stellt und aus welchem er sie beurtheilt. Er selbst sagt, dafs sich auch in der einzelnen Differenz das Ganze abspiegelt S. 236,

wie er sich auch bei der Lehre von der Messe genöthigt sieht, einiges aus dem Vortrag von der Kirche vorauszunehmen. S. 237. Demnach hätte er ja seine Vorstellung von der Kirche vor allem darlegen und rechtfertigen müssen, um über alle einzelnen Lehren seiner Kirche die rechte Auskunft zu geben und das sicherste Licht zu verbreiten: es hätte dann jeder leicht gewufst, wie er mit ihm daran ist. — Wenn es wahr ist, was wir dahin gestellt sein lassen, dafs „Marheineke und zwar mehr noch in seinem Religionsunterricht für Obergymnasien, als in seinem zu Vorlesungen auf Universitäten bestimmten Lehrbuch der Dogmatik, nebst Schleiermacher, unter den Protestanten bei Weitem das Beste über die Kirche zu sagen wufsten." S. 338. — so wird es mir wohl erlaubt sein, die Art und Weise der Entwickelung dieser Lehre in diesem Buch zu beurtheilen und in wiefern der Gegensatz richtig aufgefafst oder verfehlt ist, anzugeben. An demjenigen, was der Hr. Vf. als Lehre der Katholiken über die Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit der Kirche im Allgemeinen vorträgt, wird kein besonnener Protestant einen Anstofs nehmen, das kann auch dieser im Wesentlichen sich aneignen und dafs dem Hrn. Verf. dieses entgeht, ist hier allein sein Fehler. Er stellt die Wahrheit gleich von vorn herein an die eine Seite, gleich als hätte die andere keinen Antheil daran. Auch unter uns wird wohl Niemand mehr den Gegensatz so machen, dafs er sagt, der Protestant beschränkte sich auf die unsichtbare, der Katholik auf die sichtbare Kirche, wie man wohl findet, dafs von dieser Seite oft noch über die Protestanten gespöttelt wird; der Spott träfe ja aber umgekehrt noch viel bitterer. Der Mifs- oder Kunstgriff aber ist in der römischen Kirche der, dafs alles, was von der christlichen Idee der wahren Kirche gilt und nothwendig von ihr zu prädiciren ist, von jener allein und ausschliefslich auf sich bezogen wird, während die evangelische es wenigstens noch mit gleichem Recht auch auf sich bezieht. Der Streit ist zunächst nicht darüber, *was* die wahre Kirche sei, sondern welche, ob die römische oder evangelische, die nothwendigen Prädicate der wahren Kirche durch ihr wirkliches Dasein und Leben an sich ausgeprägt und realisirt habe: damit ist der Streit sogleich auf den geschichtlichen Grund und Boden versetzt. Der Herr Verfasser merkt es nicht oder will es nicht bemerken, dafs z. B. dem allen, was Calvin Grofses und Erhabenes von der Kirche, der Nothwendigkeit unseres Lebens in ihr und über die Lossagung von der Kirche als Verläugnung Christi sagt, die Voraussetzung zum Grunde liegt, dafs die römische Kirche nicht diese wahre sei: dafs er die universale christliche, nicht die particulare, römische meint, aber Hr. M. acceptirt das alles *utiliter*, macht die Anwendung davon auf die römische Kirche und bringt dadurch Calvin in einen Widerspruch mit sich selbst, worin er nicht ist. Er sagt: „Calvin ist unerschöpflich in Widerlegung seiner selbst und unerschöpflich im Vertrauen auf die Gedankenlosigkeit der Menschen, zu denen er sich alles Ernstes versieht, dafs sie die Gründe, welche seinen Ungehorsam gegen die katholische Kirche verdammen, gutwillig als Beweise hinnehmen werden, dafs sie sich ihm und seinen Institutionen unterwerfen müssen." S. 336. Wer, wie jeder rechtgläubige Protestant den Glauben hat an die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, wird nicht zweifeln, dafs er diesem seinem Leibe, welcher die Kirche ist, ewig gegenwärtig ist: aber sie ist sein Leib auch *nur durch seinen Geist* und hört auf, es zu sein ohne ihn; was in solchem Fall sich für seinen Leib ausgiebt, kann so zum Leichnam werden, ohne dafs er jemals aufhöre, wo nicht hier, doch anderswo, seine Gemeinde zu haben. Damit bricht die grofse Differenz in dem geschichtlichen Leben der Kirche hervor. Es ist das verschieden bestimmte Verhältnifs dieses Leibes zum Geiste. Dafs *dieser* Geist die Erhaltung der Kirche sei, dafs *er* nächst der Schrift (Kanon) auch lebendig und mündlich sich überliefere (Tradition), dafs *er* untrüglich sei in Auslegung der Schrift und Bestimmung der Glaubenswahrheit, ja selbst dafs auch die Kirche *durch ihn* untrüglich sei und es durch *ihn* nie dahin kommen könne, dafs die christliche Wahrheit ihr jemals gänzlich wieder abhanden komme — wer will es läugnen?

(Der Beschlufs folgt.)

CV.

Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur und Sittengeschichte von Friedr. Wilhelm Oppenheim, Dr. med. Kaiserl. Russ. Collegienassessor und Ritter, prakt. Arzte und Wundarzte

in Hamburg. Hamburg bei Perthes u. Besser. **1833. 143 S. 8.**

Der Verf. hat seinen mehrjährigen Aufenthalt in den Provinzen des türkischen Reiches benutzt, eine Menge recht interessanter Notizen über den Gesundheitszustand, über die Krankheiten, über die gebräuchlichsten Arzneimittel, über die Stellung der Aerzte und ihr Verhältnifs zum Einzelnen, wie zum Staate, in jenen Ländern zu sammeln, die er zum Theil in vorliegender Schrift uns mittheilt, von welcher die Schilderung aller die Hauptstadt betreffenden Verhältnisse ausgeschlossen ist. Auch der verheerendsten Volkskrankheiten, der Pest und des Aussatzes, geschieht keine Erwähnung; denn beiden verspricht der Verf. eine eigene Schrift zu widmen.

Betrachten wir nun das Gegebene, so erkennen wir in ihm einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Kulturgeschichte des türkischen Volkes. Denn wie der Gesundheitszustand des Menschen überhaupt bedingt wird durch Lage, Clima, Boden, Ertrag und sonstige Beschaffenheit des Landes, das er bewohnt, wie andererseits Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bedeutenden Einflufs auf ihn ausüben, so mufste der Verf. beständig jene Verhältnisse in seiner Schilderung berühren, die eben hierdurch an Leben und Mannigfaltigkeit des Interesses gewinnt, denen die gewählte aphoristische Darstellung keinen Abbruch thut. Auf eigentlich wissenschaftlichen Werth kann jedoch dieses aus einer Sammlung einzelner Notizen bestehende, aller durchgreifenden Organisation ermangelnde Werkchen keinen Anspruch machen. Alle jene genannten Verhältnisse des Landes und der Sitten sind mehr oberflächlich angedeutet, als zur Basis der Darstellung genommen. Wir erkennen den Zustand der Heilkunde mehr aus einzelnen Zügen, als aus einer pragmatischen Darstellung, wir sehen, wie Dies und Jenes sich verhält, aber es entgeht uns, warum es so geworden, welches die Bedingungen waren, unter denen Alles nur so und nicht anders sich gestalten konnte. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, das Bestreben der türkischen Aerzte, durch Beschwörung böser Geister, durch Gebete u. dgl. die Krankheit zu bannen — wodurch sie doch offenbar den Einflufs eines höheren Wesens für sich zu stimmen bemühet sind — vom Verf. nicht in Verbindung gesetzt mit dem herrschenden Fatalismus, der doch eben nur eine Anerkennung des beständigen Waltens dieses höheren Principes ist.

Der böse Blick ist in der Türkei allgemein gefürchtet und Amulete der verschiedensten Art gewähren Schutz gegen denselben. Die ängstliche Mutter steckt ihrem Kinde, wenn sie es ausschickt, an Kopf und Brust irgend ein geweihtes Abzeichen, damit des Fremden erster Blick — denn nur dieser ist es, welcher Gefahr droht — auf dieses Zeichen, und nicht auf das Kind gerichtet werde; häufig aber genügt ihr auch dieses nicht und sie speiet ihrem Kinde geradezu ins Gesicht, damit ihm die Bewunderung der kinderlosen, die Eifersucht der minder beglückten Aeltern nichts anhabe. — Beschwörungen, Besprechungen, Amulete machen die vorzüglichsten Heilmittel der türkischen Aerzte aus, die ihre weifsen und schwarzen Tage haben, an welchen letztern keine Operation vorgenommen wird.

Den fremden Aerzten — ein Name, welchen Menschen von dem verschiedensten Stande und auf der verschiedenartigsten Bildungsstufe stehend sich anmaafsen — gereicht es zum gröfsten Verdienst, zur gröfsten Ehre, Alles, was den Kranken betrifft, aus dem Pulse zu diagnosticiren; er mufs aus dem Pulse nicht nur wissen, woran der Kranke leidet, sondern er mufs daraus ersehen, ob und wie der Kranke geschlafen, ob und was er gegessen, wie die Oeffnung beschaffen u. s. w. Jede Frage, die der Kranke zu beantworten hat, wird ihm lästig und das Zutrauen zum Arzte wird mit jeder neuen Frage um ein Bedeutendes geschwächt. Gleich beim ersten Besuche mufs dieser bestimmen, in welcher Minute der Tod eintreffen, oder eine günstige Krisis den Kranken von seinem Leiden befreien werde. Und nicht blofs der gemeine Mann, sondern auch der angesehene Türke hält das Pulsfühlen für das einzige, dem Arzte nöthige Criterium. Ist nun aus dem Pulse die Krankheit erkannt und der Zeitpunkt der Genesung bestimmt, so fordert der Muselmann auch sogleich das bestimmte Heilmittel und erkundigt sich nach der Art seiner Wirkung. Wenn diese nicht durch eine Ausscheidung sich offenbart, so verwirft er die Arzenei, als nicht wirksam.

Den Gesundheitszustand der Türken schildert der Verf. als im Allgemeinen höchst günstig, wozu zweckmäfsige Bekleidung und allgemein verbreiteter Gebrauch der wenig kostbaren Bäder nicht wenig beitragen. Hypochondrie, Hysterie, Hämorrhoiden, Schlagflufs, werden häufig Veranlassung zu langwierigen Leiden oder zum Tode. Abortivmittel sind allgemein eingeführt und erlaubt; Vergiftungen nicht selten, die Knabenliebe gehört zu den schändlichsten und verderblichsten Lastern.

Eigentliche Apotheken giebt es nur in der Hauptstadt; jeder Arzt dispensirt nach seiner Weise und mehrere haben auch eine Bude eröffnet, in der ein Gehülfe für Kranke, welche dahin kommen und einen abführenden Trank, eine Pille oder ein Pulver fordern, das Nöthige bereitet. Jeder, ohne Unterschied, erhält was und wieviel er begehrt. In offenen Kästen und Körben stehen Zucker, Salze, Arsenik u. s. w. bunt durch einander. Nicht nur wer den letztern fordert, bekömmt ihn, sondern wer etwas Anderes aus der Officin begehrt, dem wird auf derselben Wagschaale zugewogen, an der vielleicht noch mehr Gift haftet, als nöthig wäre, ihn aus der Welt zu schaffen. Uebrigens giebt es eine eigentlich ärztliche Innung, an deren Spitze der Hekim-Baschi, der Protomedicus und Leibarzt des Grofsherrn steht und zu der aufser den eigentlichen Aerzten, welche von ihm ihr Patent erhalten, die Augenärzte, die Verfertiger der Augenschminken, die Latwergenmacher, die Wundärzte, die Sorbetmacher, die Rosenwassermacher, die Oelpresser, die Narrenwärter und die Krankenwärter gehören.

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

Symbolik, oder, Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Schlufs.)

Aber die grofse Frage, in deren Beantwortung wir uns trennen, ist: ist denn der Mensch oder eine Versammlung von Menschen, oder selbst die Totalität der Menschen, wie *sie* in der Kirche oder Mitglieder derselben sind, untrüglich, wie wenn *sie* die substanzielle Wahrheit selbst wären oder ein Privilegium hätten, dafs er *nur* diesem und jenem Menschen oder Vereine gegenwärtig sein wolle, oder mit andern Worten; hat er *sich* an *sie* und ihren Verein, oder an die Mauern einer alten Stadt so gebunden, dafs jeder sofort vom Geiste verlassen wäre, der nicht Gemeinschaft hätte mit dieser Stadt oder Versammlung, dafs er gar nicht wollte oder könnte anderen, als von dieser bestimmten, etwa römischen Farbe und Aeufserlichkeit gegenwärtig sein? Sehen wir doch, dafs ganze Völker dem Geiste der Menschheit vergehen und er sie wegwirft; warum sollte nicht auch aus kirchlichen Gemeinschaften und Verfassungen der Geist Christi entfliehen, wenn sie ihm anhaltend widerstreben? Von der lutherischen Lehre über das Sacrament macht der Hr. Vf. diese Nutzanwendung, dafs das ein Widerspruch sei, die wahrhaftige Gegenwart im Sacrament des Abendmahls zugeben und doch behaupten, dafs die *bestehende Kirche* in wesentliche Irrthümer verfallen sei, er sich also von ihr zurückgezogen habe. S. 207. Freilich von der wahren Kirche, welche die Gemeinde Gottes auf Erden ist, hat Christus sich nicht zurückgezogen und kann es nicht, wohl aber von einer solchen, welche zuerst von ihm sich zurückgezogen, ob sie gleich noch ein äufserliches *Bestehen* hat, dieses kann an und für sich nicht das Gepräge oder der Beweis ihrer Wahrheit sein. Wer hat ein längeres Bestehen in der Welt, als der Irrthum? Allerdings die Wahrheit; aber er schleicht auch, als derselben Schatten, stets hinter der Wahrheit her, und sichert sich dadurch, dafs er einige dürftige Elemente der Wahrheit an sich zieht und behält, selbst ein dauerndes Leben und Bestehen, ein ansehnliches Alterthum; er wächst in die Welt hinein und macht sich in ihr und aus ihr eine bestimmte Verfassung, der man es zuletzt, des hohen, ehrwürdigen Alters wegen, vergönnt, immerfort und so lange sie kann, zu existiren; zu seiner Existenz gewinnt er auch Consistenz, ohne dafs man deshalb vergessen hätte, wes Herkommens er eigentlich ist und substanzieller Weise. Kann also das Alter und lange Bestehen, mit solchem Entstehen und so gegründet, wohl etwas für ihn selbst oder dafs er die Wahrheit und wahre Wirklichkeit sei, beweisen; bleibt nicht demungeachtet das lange Bestehen der Wahrheit und des Irrthums von ganz anderer Art? „Berufen sich alle bestehenden Partheien, nach dem Hrn. Verf., auf die Schrift in ihrer Abstraction von der Tradition und Kirche und bedienen sich jenes formellen Prinzips und liegt hier eine schwere Verirrung verborgen und wird zwischen dem Individuum und der Schrift ein ausgleichendes Prinzip vermifst," S. 278 — und soll das die Kirche sein — so sagen wir: das ausgleichende Prinzip ist der Geist der Wahrheit und Freiheit, der sich seiner Gemeinde nimmer entziehen zu wollen verheifsen hat, der sich auch wirklich beweiset durch die Macht des Gedankens und der Wahrheitserkenntnifs, der alle anderen Mittel verschmäht, und der nicht dieser und jener Menschen oder Versammlung bedarf, sondern dessen *sie* nur bedürfen, um erleuchtet und der Wahrheit theilhaftig zu werden — und so sagt hingegen der Herr Verf.: „du wirst dich der vollen und ungetheilten christlichen Religion nur in Verbindung mit ihrer wesentlichen Form, *welche da ist die Kirche*, bemächtigen."

S. 280. Die obige schwere Verirrung ist hier, nach protestantischer Lehre und Ueberzeugung, dafs nicht der Geist der Wahrheit und Freiheit, *sondern die Kirche* das obige vermittelnde Prinzip und die wesentliche Form sein soll, nicht als ob man jenes Geistes gar nicht bedürfte, sondern weil er unzertrennlich sei von dieser Form und ganz an sie übergegangen. Betrachten wir aber die Form näher, so ist hier die *erscheinende* Form mit der wesentlichen, *substanziellen* verwechselt und nur indem jene sich zur Bedingung der Wahrheit und Seligkeit macht, kann es heifsen: die Kirche ist die wahrhaft christliche nur in der Form der römischen, die Bibel ist authentisch nur in der Form der lateinischen, die Kirche ist unfehlbar in der Form einer allgemeinen Versammlung der Bischöfe, ja selbst in der Gestalt eines Menschen, des Papstes, im stillschweigenden Consens mit der Gesammtheit der Bischöfe. Von den wechselnden zeitlichen Formen der Lehre spricht der Hr. Verf. auch wohl S. 281 und wir sind mit ihm darin einverstanden, aber kann er die eben genannten Formen im Ernst für solche halten, die der christlichen Wahrheit wesentlich und unentbehrlich wären, für solche, ohne welche die christliche Wahrheit gar nicht sein und wirken könnte? Der Begriff der Kirche ist allerdings nicht als der abstracte, sondern nur als der concrete der wahre; er schliefst die wahrhaftige Wirklichkeit derselben mit in sich und so ist der Streit zugleich und vornehmlich über die historische Wirklichkeit derselben. Aber ein grofser, wesentlicher Irrthum, der Grundirrthum der römischen Kirche ist es, dafs die wahre Wirklichkeit, welche die Geistigkeit und Vernünftigkeit ist, mit der *erscheinenden Wirklichkeit* verwechselt wird, welche doch noch Prüfung erst und Untersuchung nöthig macht, ob sie nicht, was sie ebenso gut sein kann, als die wahrhafte, vielleicht eine falsche und erlogene sei. Wird hingegen gemeint, es sei der Geist der Wahrheit und Seligkeit an die *Erscheinung* so übergegangen, dafs er von dieser sich nicht mehr trennen, oder auch nur sich unterscheiden liefse, so erinnert das deutlich genug an die Verirrung des Eutyches in der Lehre von den beiden Naturen in Christo, oder an die Meinung, es sei die göttliche verwandelt in die menschliche und an die damit zusammenhängende Verirrung in der Lehre vom heiligen Abendmahl, als werde Brodt und Wein verwandelt in den Leib und das Blut Christi. Wie kommt es, dafs diese Lehre nicht von dem Hrn. Verf. in dem innern Zusammenhange mit seiner Lehre von der Kirche betrachtet worden, da diese darin doch erst vollständig und rein ausgesprochen ist? Wohl hat er davon Gebrauch gemacht, wie oben angeführt wurde, aber nur bis zur lutherischen Bestimmung der *Gegenwart* Christi im Abendmahl, da sie doch damit im römischen Lehrbegriff keineswegs erschöpft, sondern ihr da vielmehr die Bestimmung der Verwandelung wesentlich ist, und wohl ist von ihm auch die Lehre von den beiden Naturen in Christo, nur nicht bis zum Eutychianismus hin, zur Grundlage seiner Lehre von der Kirche gemacht, da doch eben dieses häretische Prinzip eben das der römischen Lehre von der Kirche ist. Und wie, der Dogmenhistorie zufolge, die Eutychianische Confusion die Nestorianische Opposition beider Naturen in Christo zur Voraussetzung, ja in sich hat, weil das, was vermengt werden soll, zuvor als verschieden gesetzt sein mufs, so liegt auch eine solche Trennung des Göttlichen und Menschlichen der römischen Vorstellung von der Kirche zum Grunde. Hr. M. sagt: „die Katholiken lehren: die sichtbare Kirche ist zuerst, dann kommt die unsichtbare; jene bildet erst diese. Die Lutheraner sagen dagegen umgekehrt: aus der unsichtbaren geht die sichtbare hervor und jene ist der Grund von dieser". S. 319. Diese Stellung des Gegensatzes, auch wenn sie nur der Zeit, nicht der Dignität nach verstanden wird, können wir uns schon gefallen lassen. Denn wie schon im Vegetabilischen das Werden und Erscheinen des Gewächses oder Baumes nur *veranlafst* werden kann durch den ausgestreuten Saamen, durch Regen und Sonnenschein, aber das Gewächs oder der Baum selbst nimmermehr entstehen oder erscheinen könnte ohne den innern Trieb, der zur Entwicklung treibt, so ist es noch mehr im Animalischen und vollends im Geistigen so. Nach der obigen Lehre von der Kirche aber, der der Hr. Vf. beipflichtet, ist das Leibliche, Aeufserliche, Menschliche und Erscheinende das Erste und der Geist kommt hintennach (wie im Nestorianismus sich mit dem an und für sich fertigen Menschen der Sohn Gottes hintennach vereinigt); es wird zuoberst gestellt, was der Sohn Gottes als Mensch von *aufsen* nach innen bringt, das *äufsere* Zeugnifs, die *äufsere* Offenbarung, die *äufsere* Autorität, wie wenn dies alles etwas für sich gewesen wäre und mehr, als die äufsere, erscheinende Form, die ihre Wahrheit allein in ihrer Geistigkeit und innern Vernünftigkeit hatte.

Nach der christlichen Kirchenlehre ist in der Person Christi nicht das Göttliche in das Menschliche, wie wenn dieses auch aufser jenem etwas wahrhaftes für sich gewesen wäre, sondern dieses in jenes aufgenommen; die Wahrheit des Menschlichen ist das Göttliche. Nimmt man nun diese Kategorien des Göttlichen und Menschlichen als Inneres und Aeufseres oder Unsichtbares und Sichtbares, so würde der richtige Ausdruck der obigen Formel des Hrn. Vfs. der sein, dafs in der römischen Kirche das innere Leben im Glauben dem äufsern, in der evangelischen hingegen das äufsere Leben im Glauben dem innern untergeordnet ist. An Veranlassungen von aufsen, dafs der Mensch ein Christ werde, läfst es auch die evangelische Kirche nicht fehlen; sie bringt die Taufe, die Erziehung und Lehre an ihn; aber sie ist nicht der Meinung, dies äufsere Gepräge eines Christen sei schon das Höchste und auf die Theilnahme an der äufserlichen Gemeinschaft sei das meiste, wo nicht gar alles Gewicht allein zu legen. Im römischen Lehrsystem hingegen mufs der *historische* Glaube viel mehr, als nur die *äufsere* Bedingung des religiösen, jener mufs die Hauptsache und kann allenfalls auch schon allein hinreichend sein, um ein Mitglied der wahren Kirche zu sein. Aber so hat die Kirche wohl erscheinende Wirklichkeit, aber keine Wahrheit und *wahrhaftige* Wirklichkeit. Auf die Erscheinung geht Alles hinaus und damit sie den Geist nicht aus- und zurückgelassen zu haben scheine, wird gesagt, bei der Stiftung der Kirche sei er ein für allemal an sie so übergegangen, dafs er nun gar nicht mehr davon zu unterscheiden wäre. Hat so der Geist Jesu Christi sich gleichsam verwandelt in die Kirche und dieser Irrthum als Prinzip Anerkennung und Beifall gefunden, so wird alles übrige consequent, so geht die Kirche auch über die Schrift hinaus und enthält unendlich viel mehr, als diese und am wenigsten braucht sie sich als diese Macht und Autorität, erst aus der Schrift zu beweisen, sie hat durch jenen Syllogismus, (denn mehr als ein solcher ist diese Voraussetzung nicht) den sie ihre göttliche Stiftung nennt, Alles in sich — es ist der Geist nun so an die Erscheinung übergegangen, dafs diese sich auch als jener geltend machen kann. So kommt im römischen Lehrsystem sein Prinzip hervor, welches die Autorität ist, wie es selbst durchaus nur dieser Autoritätsglaube ist und mit dem Glauben an die Autorität selbst in der Wissenschaft zuletzt Alles niederschlägt. Auch dem evangelischen Glauben ist der Glaube an die Autorität wesentlich verknüpft und er selbst insofern Autoritätsglaube. Aber der grofse, wesentliche Unterschied ist, dafs er wohl *äufserlicher* Anfang des Glaubens, aber nicht Prinzip desselben und er selbst, in diesem begründet, ein solcher ist, der die Möglichkeit in sich enthält und selbst die Aufforderung dazu, in seiner Wahrheit, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit erkannt zu werden und somit aus der Wahrheit selbst, die an sich keiner Autorität bedarf, die Autorität, die ohne die Wahrheit nichts ist, in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen. In der römischen Kirche hingegen ist der angeblich an die Erscheinung übergegangene Geist die ganze Wahrheit, Wirklichkeit und Autorität derselben und der Glaube, weil ihm verboten ist, über die erscheinende Autorität hinauszugehen und er mit allem seinen Wissen sich nöthigenfalls derselben zu unterwerfen hat, wenigstens kein sehender. In der Statthalterschaft des Papstes ist dieses zuoberst vorgestellt; aber es tritt uns auch in der ganzen Einrichtung der Hierarchie entgegen. Was ist die wahre Kirche in römisch-katholischen Sinn, d. h. allgemein in der römischen Lehre anderes, als die Hierarchie? Die Laien, von ihr durch eine absolute Kluft getrennt, gehören der Kirche nur in sehr entfernten Sinn an. So nun auch der Hr. Vf.; spricht er von der Kirche, sagt er: die Kirche oder vornehmer, die katholische Kirche — was kann er, ohne es zu sagen, darunter verstehn als die Hierarchie? Es ist nicht recht und aufrichtig von ihm und müfste ihm billig, wenn es nicht in andern Hinsichten als nützlich und zweckmäfsig erkannt werden könnte, vom Standpunct seiner Kirche vorgeworfen werden, dafs er es so sichtbar vermeidet, die Kirche mit der Hierarchie als identisch zu setzen, ja zuletzt gar so thut, als wäre sie nur ein zufälliger Anhang und nachdem wir noch kein Wort darüber gehört haben, sagt: „Noch bleibt über die Hierarchie Einiges zu sagen," oder, gleich als hätten wir noch nichts davon gehört, nachdem doch tausendmal schon *die Kirche* genannt worden, hinzufügt: „die Grundanschauung von der Kirche, als einer göttlich-menschlichen Anstalt begegnet uns hier aufs Neue in einer sehr sprechenden Form." S. 296. Folgender Satz z. B. klingt äufserst elend und schlecht, wenn man statt *Kirche* und *göttliche Autorität* blofs, wie man doch berechtigt ist, kirchliche Hierarchie setzen wollte: „die Reformatoren versagten demnach der Kirche den Gehorsam und be-

trachteten denselben als einen unedlen und unfreien; sie vergafsen nur, dafs eine göttliche Autorität auch dem Gehorsam, der ihr huldigt, das Gepräge des Göttlichen aufdrückt und ihn so sehr über die Willkür erhebt, als der Geist über das Fleisch erhaben ist." S. 329.

D. Marheineke.

CVI.

Ueber das Verhalten des Wissens zum Glauben. Auf Veranlassung eines Programms des Herrn Abbé Bautain: Enseignement de la Philosophie en France. Strasbourg, 1833. *Aus einem Sendschreiben an Herrn C. Schlüter, Privatdocenten an der philosophischen Fakultät zu Münster. Von Franz Baader. Münster,* 1833. *Theissingsche Buchhandlung.* 23 S.

Der Glaube soll weder in *statu quo* bleiben, noch zu seiner Conservation darauf zurück-, sondern vielmehr in immer weiterer Entwicklung vorwärtsgehen, um den weiteren Angriffen und Ansprüchen gewachsen zu sein Nur auf diese Weise ist durch Evolution der Revolution zu begegnen, nur auf diese Weise kann sich das Gewesene als gegenwärtig und hiermit die Permanenz des uralten Glaubens durch seine Erneuerung selbst bezeugen. Die Theologie darf sich daher nicht von der Philosophie, die Philosophie nicht von der Theologie trennen; und wo es geschehen ist, da ist es zum Schaden geschehen. Hiermit ist schon gesagt, dafs Glauben und Wissen sich nicht direct entgegenstehen können, vielmehr beide ebensowohl durch Trennung und Entgegensetzung als durch Vermengung ausarten müssen, denn Wissen ist eben nichts anders als jene geforderte Entwicklung oder Vermittlung des Glaubens, — *fides explicita* — so wie der Glaube — *fides implicita* — das Vorabgegebene, das *prius* alles menschlichen Wissens ist, welchem der Mensch aus freier Bestimmung sich *gelobt.* Die Freiheit des Menschen besteht eben darin, dafs er sich von dem Finstersehen ab- und dem vorabgegebenen Lichte des Glaubens zuwendet, welches sich als vorlaufendes, begleitendes und confirmirendes erweiset, so dafs dem *Wissen* eben nichts übrig bleibt, als den Inhalt des Glaubens, näher die Person, an welche geglaubt wird, aufzuweisen, welches Wissen wieder nur durch Glauben, d. i. durch Eingehen in das Licht möglich wird. Daraus folgt, dafs der Mensch nicht ist, weil er denkt, sondern vielmehr denkt, weil er gedacht ist, und begreift, weil er in dem göttlichen Lichte begriffen ist.

Gleichzeitig wird näher ausgeführt, warum der Inhalt des Glaubens nothwendig eine Person sein müsse, nämlich weil man einer Sache nicht trauen kann, und beiläufig wird auch bemerkt, dafs nicht blofs in der Religion, sondern in allen Sphären des Wissens alles auf das Verhältnifs zwischen Glauben und Wissen ankommt, womit sich der schale Satz: *l'état est athée et doit l'être* von selbst aufhebe.

In der Hauptsache kann aber mit dem Obigen nichts anderes gesagt sein, als dafs der Inhalt des Glaubens das göttliche Sein ist, welches von dem Subjekte nicht anders gewufst werden kann, als wenn es darin ist und daran Theil hat, so wie das Subjekt nicht anders hineinkommt, als wenn es daran glaubt, womit sich der Zirkel ebensowohl vollendet als aufhebt, indem der Glaube nach seinem Inhalte ebensowohl unmittelbar als seine eigene Vermittlung zu sein sich erweiset, welche letztere im absoluten Wissen zu sich selbst kommt. Der Glaube, den wir als unmittelbar der Vermittlung im Wissen entgegenstellen, enthält selbst schon die Vermittlung in sich.

Hierauf scheint sich auch nach dem Herrn Verfasser das Verhältnifs zwischen Glauben und Wissen zu concentriren, wie sich ergiebt, wenn die in unterschiedenen Wendungen nach dem innern Lichte des Gefühls bestimmten und nach der Sprache der Vorstellung aufgefafsten wechselnden Ausdrücke des Lebens zur Probe auf den einfachen keiner weitern Täuschung ausgesetzten Begriff reducirt werden.

Ist aber dem also, so ist nicht abzunehmen, warum Herr Abbé Bautain und Herr v. Baader an dem Cartesianischen Schlusse vom Denken auf das Sein, *cogito ergo sum*, womit der ontologische Beweis für das Dasein Gottes, welcher aus dem Begriffe auf die Wirklichkeit Gottes leitet, in engster Verbindung steht, ein so grofses Aergernifs nehmen, denn mit dem Denken ist das Gedachtwerden nicht ausgeschlossen. Aber noch weniger ist damit das Prinzip der neuern Philosophie im Widerspruche, wenn es von dem reinen Sein zu dem in der speculativen Theologie gipfelnden Begriffe, und von dem Begriffe zu Natur und Geist fortgehet, vielmehr mufs dem Herrn Verfasser auch von diesen Prinzipien aus darin beigestimmt werden, dafs der Begriff den Menschen selbst begreift. Und so ist auch hiermit die immer weitere Annäherung wie zwischen Glauben und Wissen, so zwischen den unterschiedenen philosophischen Richtungen zu erwarten.

C. F. Göschel.

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

CVII.

Teatro español anterior á Lope de Vega, por el editor de la floresta de rimas antiguas castellanas. Hamburgo, en la libreria de F. Perthes, 1832.

Der Herausgeber der *Floresta de rimas antiguas*, (Hr. Böhl v. Faber) liefert uns in dieser Sammlung ein neues Hülfsmittel zur Kenntnifs der ältern spanischen Litteratur, welches bei der aufserordentlichen Seltenheit der Originale den Dank und die Unterstützung aller Freunde dieser Litteratur verdient, und so ist zu hoffen, dafs der Herausgeber bald im Stande sein werde, den unter der Bedingung günstiger Aufnahme versprochenen zweiten Theil, welcher minder oder gar nicht bekannte Schriftsteller enthalten soll, baldigst nachfolgen zu lassen.

Der vorliegende Band umfafst nicht weniger als 24 Schauspiele verschiedener Gattung entweder vollständig oder auszugsweise, sechs dramatische Darstellungen, nämlich von Juan del Encina, desgleichen acht spanisch geschriebene des Portugiesen Gil Vicente, vier eigentliche Lustspiele von Torres Naharro, eine gleiche Zahl von Lope de Rueda nebst Proben zweier Schäferspiele desselben Verfassers. Die Auswahl scheint dem Referenten zweckmäfsig, und was noch fehlt, um einen anschaulichen Begriff von den verschiedenen Richtungen der beginnenden dramatischen Kunst in Spanien zu geben, würde Hr. B. v. F. in dem zweiten Bande nachzuliefern Gelegenheit haben. Da der Grundbegriff der dramatischen Gattung in der als gegenwärtig dargestellten motivirten Handlung liegt, so ward der Dialog im engern Sinne mit Recht und so viel dies bei den Anfängen der dramatischen Litteratur möglich ist, ausgeschlossen: man würde daher den sogenannten *Mingo Rebulgo* hier vergebens suchen, auch die untheatralische *Celestina*, ein Roman in Form des Dialogs, war zur Aufnahme nicht geeignet.

Die Darstellungen (*representaciones*) des Juan del Encina, der sich auch als lyrischer Dichter einen Platz im *Cancionero general* erwarb, eröffnen diese Sammlung: sie haben für uns fast nur noch historisches Interesse, da sie uns wichtige Fingerzeige über Entstehung und frühere Gestalt der spanischen Bühne geben. Der Verf. selbst nennt sie Eclogen (*eglogas*), und in der That sind es Gespräche gewöhnlich zwischen Hirten und Hirtinnen in streng lyrischer Form, aufgeführt bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. in der Christnacht, vor den Augen hoher Personen. Die Ueberschrift des ersten Stückes lautet z. B.: „Ecloge, vorgestellt in der Nacht der Geburt unsers Erlösers zwischen vier Hirten, Johannes, Matthäus, Lucas und Marcus"; die des zweiten: „Vorstellung auf die sehr gebenedeite Passion und Tod unsers Erlösers zwischen zwei Eremiten, einem alten und einem jungen, der Veronica und einem Engel." Auch Gesänge waren eingemischt, so dafs also schon das Singspiel, wie im Keime, in diesen kleinen theatralischen Unterhaltungen lag: die darin vorkommenden aus der Geschichte der lyrischen Dichtkunst bekannten *Villancicos* waren zum musikalischen Vortrage bestimmt; in der ersten Ecloge wird ein solches *Villancico* nach dem Vorschlage eines der Hirten „*y dos á dos cantiquemos*" als Duett behandelt, in der fünften und andern Eclogen singt das ganze Personal.

Erwägt man die angeführten Umstände und Erscheinungen, so wird man die Ansicht nicht abweisen können, dafs auch in Spanien wie in andern Ländern Europa's die religiösen Darstellungen, wenn auch nicht als die einzige, doch gewifs als eine Hauptquelle des reichen Stromes dramatischer Poesie betrachtet werden müssen, wozu die Lyrik nur die Form hergab.

Wenn daher Juan del Encina seine Autos Eclogen nennt, so darf man, wiewohl er Virgils Eclogen kannte und bearbeitet hatte, — eine Probe hat Bouterwek mitgetheilt — doch den Ursprung des spanischen Auto's, geschweige des Dramas überhaupt, nicht in der bucolischen Poesie der Römer suchen. Gerade der Umstand, dafs Encina's Schauspiele ganz original sind und nicht einen Zug Virgilischer Dichtkunst zeigen, dafs selbst die Personen altchristliche Namen führen, spricht dafür, dafs Encina eine einheimische Sitte vorfand, woran er trotz seiner Kenntnifs des römischen Dichters nichts ändern mochte. Dafs die redenden Personen Hirten sein mufsten, kann recht wohl seinen Grund in den Weihnachtsdarstellungen haben, worin, wie es scheint, die heil. drei Könige als Hirten gekleidet, dem Christuskinde ihre Gaben darbrachten. An welchen Fäden indessen die weit älteren dramatischen Versuche des Marquis von Villena und des von Santillana hangen, bleibt näherer Prüfung anheimgestellt.

Encina's Eclogen, um ihnen diesen Namen zu lassen, sind theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts. Unter letzteren befindet sich auch ein Fastnachtsspiel (*egloga representada en la noche postrera de carnal, que dicen antruejo o carnes, entre quatro pastores*), ein kleines Sittengemälde aus dem niedern Leben, nicht ohne Kraft und Laune ausgeführt. Seine Schäferwelt ist übrigens keine arkadische; er führt uns in eine derbe Realität, die, mit gröfserem Talente behandelt, eine gewisse komische Wirkung nicht verfehlen würde, in nüchterner Prosa aber hingestellt, wie es hier meist geschieht, kein sonderliches Interesse erregt.

Bei dem Portugiesen Gil Vicente galt es dem Herausgeber um eine vollständige Mittheilung aller von diesem anmuthigen Dichter in spanischer Sprache geschriebenen Dramen. Die Form ist bei ihm immer noch die lyrische, wie bei Juan del Encina, auch Gesänge sind eingemischt; an poetischem Sinne jedoch ist Vicente dem Spanier, den er in der Form vielleicht zum Muster nahm, weit überlegen und wenn er an Erfindungskraft und Einsicht in das Wesen des Dramas Zeitgenossen und Spätern nachsteht, so übertrifft er an Zartheit und lyrischer Weichheit die meisten derselben. Die kleineren Stücke werden von ihm nicht mehr *eglogas* sondern *autos* genannt. Das erste enthält eine für die Geschichte des portugiesischen Theaters nicht gleichgültige Notiz: es zeigt, wie auch schon andre bemerkt haben, dafs diese Gattung aus Spanien nach Portugal eingeführt ist und zwar durch den Vf. selbst. „Hirtenspiel von der Geburt unsers Herrn, (so lautet die Ueberschrift) das erste, das in Portugal vorgestellt wurde, in Gegenwart des Königs Don Manuel und der Königin Donna Beatriz seiner Mutter, und der Frau Herzogin von Braganza in der zweiten Nacht der Geburt des Fürsten Don Juan des dritten in Portugal," (d. 6. Juni 1502). Ursprünglich bestand es nur in dem Monolog eines Kuhhirten, der dem königlichen Kinde ländliche Gaben darbringt; „der Königin aber (so lautet eine zweite Notiz) gefiel es so wohl, dafs sie den Vf. bat, es in der Christnacht auf die Geburt des Erlösers angewendet zu wiederholen, weswegen er das folgende Auto zwischen sechs Hirten dichtete." Dieses folgt nun und als eine weitere Merkwürdigkeit ist anzuführen, dafs die Hirten ihre Gabenopfer nicht nur mit Gesang, sondern auch mit Tanz begleiten.

Um nun auch einen Begriff von Vicente's Vorzügen und Mängeln zu geben, erlaubt sich Ref., den Inhalt des Auto's N. 9 kurz auseinanderzusetzen. Cassandra, ein Hirtenmädchen, und ihr Liebhaber Salomo treten auf; sie erklärt sich mit jungfräulichem Stolze gegen die Ehe, weil sie die Freiheit des Weibes vernichte, und weist seine Anträge bestimmt und mit Gründen ab. Er entfernt sich, um ihre Muhmen zu Hülfe zu rufen, unterdessen giebt sie in einem trotzigen Liedchen ihren Entschlufs, sich den Fesseln der Ehe nie zu fügen, von neuem zu erkennen. Die Muhmen, drei an der Zahl, erscheinen, aber auch ihren Lobpreisungen des Liebhabers, ihren Bitten und Ermahnungen widersteht Cassandra; der Werber, sagt sie, sei untadelhaft, allein der Beste könne, wenn er einmal Herr sei, sich ändern. Nun werden die drei Oheime zum Beistande gegen die Spröde aufgeboten; sie treten auf, ein musikalisches, ächt volksmäfsiges Liedchen singend.

O wie zornig ist das Mädchen,
Gott, wer wagt's, ihr zuzusprechen!

Weidend ihre Heerde wandelt
Im Gebirge sie daher,
Reizend ist sie wie die Blumen,
Zornig ist sie wie das Meer.

Komischer Effect, aber ohne des Dichters Absicht, mach

das biblische Argument eines dieser Oheime: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde mit allem was darin ist, Meer und Gebirge rief er aus Nichts hervor und es war wüst und leer," und in diesem Stile zeigt er ihr, dafs die Ehe eine göttliche Stiftung und ein Sacrament sei. Sie versetzt mit Gewandtheit, gegen die von Gott gestifteten Ehen habe sie nichts einzuwenden, allein es gebe welche, die der Teufel stifte, und niemand könne voraussehen, welches Loos ihm falle. Der Leser erwartet nun endlich eine dem Liebenden günstige Auflösung, allein plötzlich nimmt die Handlung durch eine seltsame Wendung einen religiösen Character an, der das Interesse unbefriedigt läfst. Cassandra entdeckt den Anwesenden den wahren Grund ihrer Sprödigkeit: sie wisse, sagt sie, dafs Gott Mensch werde und eine Jungfrau ihn gebären solle, sie selbst halte sich für diese auserwählte Sterbliche. Jesaias, einer der Verwandten, erklärt ihr, die Mutter Gottes dürfe nicht stolz und eitel sein wie sie, sondern demüthig und milde — und in diesem Augenblicke öffnet sich ein Vorhang und enthüllt die Geburt Christi unter dem Gesang der Engel; alle beten an, Cassandra bekennt ihre Schuld, allein von dem eigentlichen Gegenstande des Stückes ist keine Rede mehr. Den Schlufs macht ein Liedchen zu Ehren der Jungfrau, worin sich die ganze Naivetät des altportugiesischen Stiles ausspricht; die Reime sind nicht streng gehalten:

Lieb- und huldreich ist die Jungfrau,
Wie sie schön und reizend ist.

Sag' mir einmal an du Seemann,
Der du deine Schiffe leitest,
Ist das Schiff und auch das Segel und der Stern
Wohl so schön?

Sag' mir einmal an du Ritter,
Der du dich in Rüstung kleidest,
Ist die Rüstung und das Rofs und Schlachtgetön
Wohl so schön?

Sag' mir einmal an du Schäfer,
Der du deine Heerde weidest,
Ist die Heerde sammt dem Thale und den Höhn
Wohl so schön?

Auch das Lustspiel „der Wittwer" (*el Viudo*) leidet an grofsen Schwächen und zeigt, wie wenig man noch über das Wesen der dramatischen Poesie aufgeklärt war. Es zerfällt im Grunde in zwei verschiedene nur durch die Identität der Personen zusammenhängende Stücke; das erste derselben führt uns einen um eine treffliche Gattin trauernden Wittwer und als unterhaltendes Gegenstück einen Ehemann vor, der sich über die Leiden seines Standes beklagt; das zweite zeigt uns einen Prinzen, der, seltsam genug, in zwei Mädchen, die Töchter des Wittwers, auf einmal verliebt, um ihretwillen als Knecht die gröbsten Arbeiten verrichtet, bis er Gelegenheit hat sich zu entdecken, worauf, da seine Leidenschaft für beide gleich heftig ist, die für ihn bestimmte durch das Loos bezeichnet wird und die andre dem unterdefs angekommenen Bruder des Prinzen zufällt. Diese Fehler gegen Composition und Characteristik werden jedoch durch die für jene Zeit sehr wackere Ausführung möglichst vergütet: bei aller Nachlässigkeit und einer gewissen Uncultur sinkt dieser einnehmende, allgemeinerer Anerkennung würdige, Dichter nie zu Plattheiten herab, selbst die eingestreuten Lebensbetrachtungen zeugen von derjenigen innern Bildung, die wir einem Dichter nie erlassen dürfen. Man vergleiche in dem zuletzt erwähnten Schauspiele z. B. die Unterhaltung der Schwestern über den Tod ihrer Mutter, S. 79. — Zum Schlusse werden uns noch einige Stellen aus einer Tragikomödie und einem Auto des Dichters mitgetheilt, die sein Talent im Komischen über jeden Zweifel erheben; zugleich entfernt er sich hier von der streng lyrischen Form und bedient sich der aus dem spätern Drama bekannten vier- und fünfzeiligen Redondilien.

Bartolomé Torres Naharro, der dritte in der Sammlung, Gil Vicente's Zeitgenosse, ist diesem an Erfindungskraft und dramatischer Geschicklichkeit überlegen, mufs ihm aber an poetischem Gefühle, an Zartheit und Innigkeit weichen. Naharro gilt für den Schöpfer des durch Calderon zur Vollendung gebrachten Nationallustspiels. Allerdings sehen wir das Intriguenstück in poetischem Stile bei ihm schon auf einer bemerkenswerthen Höhe; im formellen jedoch zeigen Lope de Vega und Calderon unendlich mehr Mannichfaltigkeit: bei Naharro findet sich u. a. weder die Romanzenform, von welcher Calderon einen so angemessenen Gebrauch gemacht, noch der eilfsylbige Vers; auch theilte jener seine Lustspiele in fünf Acte, für die er nach seiner eignen Versicherung den Ausdruck *jornadas* wählte (Velazquez von Dieze S. 322); erst Cervantes erkannte die Eintheilung der Komödie in drei

jornadas für zweckmäfsiger, entlehnte also diese Einrichtung nicht, wie Bouterwek durch ein Versehen anführt (S. 285), von Torres Naharro. Die Zahl der Schauspiele des letzten ist acht, die hier abgedruckten sind Imenea, Jacinta, Calamita, Aquilana. Bei der ungemeinen Seltenheit des Originals — auch die Göttinger Universitätsbibliothek besafs es nicht, als Bouterwek schrieb — bilden diese Dramen eine wahre Zierde der gegenwärtigen Sammlung. Der Herausg. hat es für nöthig geachtet, nicht allein in den verschiedenen Stücken hin und wieder zu streichen, im Ganzen doch 748 Verse! sondern auch die *introitos* und *argumentos* als zweckwidrig und störend ganz wegzulassen.

Den Beschlufs macht der als Dichter und Schauspieler zu seiner Zeit hochgefeierte Lope de Rueda, dessen Arbeiten schon in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fallen. Sie sind in Prosa, nicht in *jornadas* sondern in Scenen getheilt. Der vorliegende Abdruck seiner vier Komödien *Eufemia, Armelina, de los engaños, Medoro* ist nicht nach der einzigen und höchst seltenen Originalausgabe, Sevilla 1576, sondern nach einer Copie derselben veranstaltet; die komischen Zwischenspiele unter dem Titel *el Deleitoso, Logroño* 1588 hat der Herausgeber sich um keinen Preis verschaffen können. Lope de Rueda ist eine erfreuliche Erscheinung in der spanischen Litteratur, doch scheint Hr. B. v. F. ihn in den angehängten „Andeutungen für deutsche Leser" zu hoch zu stellen; er ist ein Meister im Burlesken, die Bedienten-Scenen sind unvergleichlich, sein Dialog leicht und lebendig, sein Stil wo es sein mufs edel, auch zeigt er mehr Characteristik als andere gröfsere Dichter seiner Nation, allein seine Motive sind zu oberflächlich, und in der Composition vermifst Referent die schönen Verhältnisse der einzelnen Theile, welche nothwendig sind, ein harmonisches Ganzes zu bilden. Gleichwohl würden einige seiner Stücke, von geschickter Hand bearbeitet, auch auf der neueren Bühne noch Wirkung thun.

Beigefügt ist diesem *Teatro español* ein erklärendes Verzeichnifs verschiedener in dem *Diccionario de la Academia española* fehlender Wörter. Refer. stimmt den Auslegungen des in dieser Sprache sehr erfahrenen Herausgebers bei, findet jedoch das Verzeichnifs allzu kärglich, besonders für die mundartlichen und volksmäfsigen Ausdrücke bei Gil Vicente und Lope de Rueda unzureichend. Bei ersterem z. B. finden sich auf wenigen Seiten fremdartige Wörter und Bildungen (wie *placentorio*, *vido* sah, *tirte aforo*, *zèlura*, *letijo*, *namorar*, *entirrado*, *naquel* u. a.), bei denen der weniger Geübte Anstofs nehmen wird. Nicht verwerfliche Spracheigenheiten bieten sich hin und wieder dar; Referent bemerkt nur die Wörter *soncas* (gewifs), *pra* für *pora* (S. 21), das veraltete, auch in *Sanchez coleccion* vorkommende *solombra* (S. 83. Schatten), wovon also *sombra* eine Contraction wäre, *hemencia* (Andacht, S. 48) von *vehementia* (?), die Zusammensetzungen *perhundo* (sehr tief), *per-dañoso* S. 20 (sehr schädlich), worin *per* wie in *perdoctus* verstärkend steht, was sonst den romanischen Sprachen fremd ist, endlich das nach altspanischem Brauche für Präsens stehende Imperfect: *por mirar al ruyseñor como cantaba* (S. 66), *Digas tu el marinero, que en las naves vivias* (S. 65).

F. Diez.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

November 1833.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Feigermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz, in Nauplion.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfufs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Heffter.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher No. 81—100.

Anzeigeblatt No. 8.

Zur Nachricht.

Die *„Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"* werden auch im Jahr 1834 in der bisherigen Art fortgesetzt werden. Jährlich werden, ausschliefslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst schnelle Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthen neuen litterarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den litterarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preufsischen Monarchie zu liefern, und durch bibliographische Berichte auch von der ausländischen wissenschaftlichen Litteratur eine vollständige Uebersicht zu geben. — Der Preis des Jahrgangs bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker und Humblot in Berlin.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 81.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CVIII.

Kunstreise durch England und Belgien, von J. D. Passavant. Mit 5 Tafeln. Frankfurt am Main, bei S. Schmerber. 463 S. 8.

Der Verfasser, selbst Mahler, scheint seine Studien hauptsächlich der neuern Kunstgeschichte zugewandt zu haben. So unternahm er diese Reise nach England wesentlich in der Absicht, die Werke Raphaels in den dortigen Sammlungen kennen zu lernen, weil er vorhat, ein umfassendes Werk über das Leben und die Arbeiten des grofsen Meisters zu schreiben. Dies Unternehmen mufs jedem Freunde der Kunst um so erwünschter sein, da mehrere Versuche dieser Art in der neuesten Zeit eben nicht glücklich ausgefallen sind (man vergl. meine Recension in den Jahrbüchern wissenschaftlicher Kritik im December 1831. No. 12.). Dafs aber der Reisende bei dieser Gelegenheit auch anderes Denkwürdige der Kunst aufzeichnete, wird man leicht begreifen. Das Buch ist also ein Wegweiser geworden für jeden, der künftig in kunstgeschichtlichen Beziehungen England kennen zu lernen wünscht, doch nur in Rücksicht der Mahlerei. Die antiken Bildwerke, an denen die Sammlungen in England so reich sind, wurden dabei nicht berücksichtigt.

Bekanntlich hatte England in frühern Zeiten keine Kunstkultur. Eine eigene Kunstschule existirt allda erst seit ungefähr der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Früher befafsten sich nur Fremde mit der Kunst allda, worunter Hans Holbein als der Ausgezeichnetste, doch hauptsächlich nur als Porträtmahler, zu nennen ist. An Kunstliebe fehlte es indessen nicht, und die Einfuhr seltener Kunstwerke aus der Fremde nahm immer mehr in dem Maafse zu, als der Wohlstand in der Insel stieg. Es enthalten daher nicht blofs die königlichen Schlösser viel Vorzügliches, sondern auch die Privatbesitzer. Von dem Wesentlichsten hievon stehe hier eine kurze Uebersicht.

Die Nationalgallerie hat bisjetzt noch keinen grofsen Zuwachs erhalten. Doch besitzt sie den Christus mit den vier Pharisäern von Leonardo da Vinci, die Erweckung Lazari von Fra Sebastian del Piombo, ein paar Titiane, und Einiges von H. Caracci, welches Alles aus den Sammlungen Aldobrandini, Colonna und Lancelotti dahin kam, mit Ausnahme der Erweckung Lazari, früher in der Gallerie Orleans.

Von den königl. Besitzthümern enthält: 1) Hampton Court die sieben Cartons von Raphael, und neun andere von A. Mantegna, den Triumphzug Cäsars betreffend; 2) Windsor-Castle: allda scheint das Bedeutendste: die Geizigen von Quintin Metsus, Bildnisse von Holbein, Anton Moro, und ein Denner zu sein. 3) Im Palast Kensington wird das Porträt eines Jünglings bemerkt, welches das einzige Oelgemälde Raphaels in den königl. Sammlungen sein soll. Dann werden noch als einzig in England genannt: unter den historischen Gemälden des Holbein ein Christus, welcher der Magdalena erscheint, und von A. Dürer das Porträt eines jugendlichen Mannes. In Rücksicht Dürer's jedoch wollen wir nicht unbemerkt lassen, dafs vor Jahren ein Obrist Campell zwei historische Tafeln von unbezweifelter Originalität des grofsen Meisters in Rom an sich brachte, die dann nach Schottland kamen, wo freilich der Reisende nicht gewesen ist. 4) In Buckinghamhouse scheint das Vorzüglichste von holländischen Meistern zu sein, zugleich mit den Bildnissen der Monarchen und der Generale von Thomas Lawrence.

In Privatsammlungen wird mehreres von Raphael genannt: Erstlich in Dulwich collège ein paar Figuren, Ueberreste der Predella des gröfsern Gemäldes der Nonnen von S. Antonio, das in der letzten Zeit der König von Neapel aus dem Hause Colonna in Rom erkauft hat. Von den drei Theilen dieser Predella soll das

eine der drei Bildchen, Christus am Oelberg vorstellend, Lord Elgin, das andere, die Kreuztragung, John Miles, und das dritte, den Leichnam Christi im Schoofse der Maria, Madame Whyte, besitzen. Zweitens bei Lord Gower sieht man von Raphael: *a*) die Madonna mit der Fächerpalme, ehemals Orleans. — Der Vf. meint: ehedem eines der beiden Bilder für Taddeo Taddei gemacht, das andere aber sei die jetzt in Wien vorhandene Madonna im Grünen. *b*) Wird sehr gelobt eine Madonna mit dem über dem Schoofse liegenden Kinde — früher Orleans — gemacht um 1512., welche dem Rec. ganz unbekannt ist. *c*) Die stehende Madonna, das Jesuskind vor sich haltend, dem der kleine Johann sich annähert, und Joseph ferner stehend sich umsieht. Der Verf. glaubt, das Bild nicht von Raphael selbst, sondern von Fattore gemalt. Das Original meint Hr. S. Quirico in Mailand zu besitzen. *d*) Noch sieht man die Madonna, die von dem schlafenden Kinde den Schleier aufhebt. Das Original hievon soll aber in Paris, und also das von Loretto entführte sein, wie schon Füfsli berichtete. — In dieser Stafford-Gowerschen Sammlung soll sich jetzt auch das ausgezeichnete Gemälde des H. Caracci befinden, das, die Verzückung Gregorius des Grofsen zwischen Engeln vorstellend, die Hauptzierde der Capelle Salviati in S. Gregorio Magno zu Rom war.

In der Gallerie Grosvenor sind die Raphaels, und in York-house der Eseltreiber des Coreggio verdächtig. In Devonschire-house werden zwei Gemälde von Joh. v. Eyck, und in Apsley-house bei Wellington wird Christus am Oelberg von Coreggio genannt, welches Gemälde der General auf dem Rückzuge von Spanien dem Joseph Bonaparte abjagte. Auch bei dem Marquis Londonderry sind zwei Coreggio, das Christushaupt ehedem in Colonna, und Amor, der in Gegenwart der Venus von Merkur unterrichtet wird, ehedem in Spanien. Bei dem Herzog Grafton wird das Porträt des Carandolet von Raphael gezeigt.

Die Madonna von Alba wird als ein Original von Raphael sehr gelobt, welches nach dem Kupferstich dem Recensenten immer verdächtig schien. Der Besitzer ist Hr. W. G. Coesvell, bei welchem auch eine h. Familie von Seb. del Piombo im Raphaelischen Stil, und die Tochter Titian's, eine Schüssel empor haltend, zu sehen ist: dasselbe Gemälde, wovon auch anderwärts Exemplare vorkommen, wie in Berlin, das kürzlich noch in Florenz angekauft ward. Es giebt aber Kunsterfahrne, welche dabei nur an ein Studium des Paolo Veronese für ein gröfseres Gemälde denken wollen.

In den Sammlungen der Hrn. Neeld, Roggers und Aders kommen herrliche Namen von Meistern vor, aber wie es scheint sehr unsicher.

Auf dem Landsitz von Lord Cowper wird eine Madonna von Raphael gezeigt, die, wie aus dem beigefügten Kupferstiche hervorgeht, nach der Madonna Colonna, jetzt im Museo zu Berlin, von einem Spätern gemacht ist. Besser mögen die Bildnisse von Andrea del Sarto, und die Madonna von Fra Bartolomeo in dieser Gallerie gemacht sein. Als die Sammlung noch in Florenz war, erinnert sich der Rec. darin ein sehr schönes Porträt von Mengs, von ihm selbst gemalt, gesehen zu haben.

Mit Vergnügen lesen wir, dafs jetzt Lord Garvagh die kleine Madonna von Raphael, ehedem bei Aldobrandini zu Rom, und die Flucht nach Aegypten von Baroccio aus derselsen Gallerie besitzt. — Weniger bedeutend sind: bei Madame Sykes ein sogenannter kleiner Raphael, einen schlafenden Ritter vorstellend, und das kleine Bild der Grazien von demselben Meister bei Lord Dudley, beide aus der Gallerie Borghese.

Bei Thomas Baring sah man früher eine sogenannte Madonna della Seggiola, die jetzt in München sein soll. In Wiltonhouse bei Lord Pembrocke giebt es Bildnisse von Holbein und eine Judith von Mantegna. Die dortigen Raphaels aber sollen verdächtig sein.

Sicherer ist zu Bowood bei Lord Lansdown die Predigt des heil. Johannes, als Predella des gröfsern Gemäldes in der Servitenkirche zu Perugia, wovon das Original sich jetzt im Schlosse Blenheim befindet, wie es scheint, der vorzüglichste Raphael in England. Das Schlofs Blenheim enthält aber noch andere gute Gemälde.

Auch besitzen die Städte Liverpool und Manchester manches Gute in Mahlerei. Ausführlichere Nachrichten ertheilt der Vf. von den Universitäten Oxford und Cambridge auch in Beziehung von Kunstseltenheiten.

Auf dem Landsitz des Lord Scarodale wird ein Tod Mariä als Raphael bezeichnet, was aber von Domenico di Paris Alfani gemalt sein soll. Bedeutender mag allda die Madonna, welche das Kind küfst, von Quintin Metsus sein.

Von wichtigen Cartons werden zwei von Raphael bei dem Herzog Buccleuch, das Stück eines Carton von

dem Kindermord von Raphael, und bei Hrn. Coke zu Holkam nicht blofs der Carton von der schönen Gärtnerin, sondern auch Ueberreste des berühmten Carton von M. Angelo erwähnt, den Ueberfall am Arno bei Pisa vorstellend.

Hierauf folgt ein summarischer Bericht über andere Sammlungen, welche der Verf. zu sehen keine Gelegenheit hatte. Darunter machet er nach Spiker auf eine ausgezeichnet schöne Madonna von Joh. van Eyck aufmerksam, die sich in Corsham-house bei Bath befindet.

Noch werden beigefügt eine Nachricht über die Sammlungen reicher Handzeichnungen in England; dann die Cataloge der ehemaligen Gallerieen Carl des Isten, und des Herzogs von Orleans, mit den Preisen bei der Versteigerung. Auch wird eine Uebersicht von den Künstlern aus der englischen Schule gegeben.

(Der Beschlufs folgt.)

CIX.

Opuscula theologica ad crisin et interpretationem N. Test. pertinentia auctore Dr. Herm. Olshausen. Berlin, Enslin 1834.

Die beiden ersten Aufsätze dieser Sammlung behandeln die Frage nach der Authentie des zweiten Briefs Petri und nach dem Verf. des Briefs an die Hebräer. Der erste bringt die Ueberzeugung von der Authentie des 2ten Briefs Petri bis zur Probabilität und subjektiven Gewifsheit, und der Zwiespalt der abendländischen und orientalischen Kirche über den Verf. des Briefs an die Hebräer wird so erklärt, dafs der Brief in einer abendländischen Gemeinde unter den Augen Pauli geschrieben und mit seiner Billigung an eine oder mehrere Gemeinden Palästinas geschickt sei, wo sich die Tradition von der Apostolischen Autorität nothwendig länger erhalten habe als in der Gegend, von wo er abgeschickt war. — Eine wichtige Stellung unter den neuern exegetischen Arbeiten nehmen die übrigen Aufsätze ein, die die biblische Lehre vom λόγος, vom menschlichen Geiste und von der ζωή behandeln. Der Hr. Vf. hat mit Fleifs dafür gesorgt, dafs nicht nur aus der Art seiner Entwicklung seine Ansicht vom Verhältnifs des Exegeten zur heil. Schrift erkannt werde, er hat auch hin und wieder ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, wie er sich seine Aufgabe gestellt habe. S. 11 Anm. sagt Hr. Olshausen: „Nicht wegen des Inhalts glauben wir der heil. Schrift, sondern wegen der Autorität der Verf. billigen wir den Inhalt." So scheint zunächst die Wahrheit des Inhalts von den mehr oder weniger gewissen historischen Zeugnissen für die Authentie eines Buchs abzuhängen. Das Gegentheil versichert der Hr. Verf. S. 65, wo er die Autorität der Verf. von der Wahrheit des Inhalts bedingt sein läfst und ganz allgemein sagt: „der Glaube, den die heil. Schriften verdienen, wachse im Menschen nach und nach." Dieser Glaube wird S. 12 dahin bestimmt, dafs in ihm die Thätigkeit des göttl. Geistes in der Abfassung der heil. Schriften anerkannt werde. Der Glaube, den wir der Schrift schenken, sei daher so vom Glauben an die Autorität der Verf. abhängig, dafs wir in diesen die offenbarende Thätigkeit des göttl. Geistes erkennen. So allgemein alle diese Bestimmungen noch sind, so zeigt sich in ihnen doch das Gefühl der Nothwendigkeit, den Inhalt, wie er zunächst uns vorliegt, aus seiner Unmittelbarkeit herauszuführen und zu seinem eignen Prinzip zu bringen.

Deutlicher spricht der Hr. Vf. dies Bewufstsein aus S. 192. Nachdem er nämlich gezeigt hatte, wie wenig die neueren Commentatoren und Lexikographen zum N. T. über die ζωή genügend handeln, sagt er, der Begriff des Lebens, der nur Einer sein könne und auf den alle verschiednen Stellen, in denen vom Leben gehandelt wird, zurückgeführt werden müfsten, könne entweder aus dem gewöhnlichen Leben aufgenommen werden. Da aber hier nicht leicht gesagt werden könne, was denn das Leben sei, müsse man vom absoluten Begriff „*a notione absoluta*" ausgehen, von dem aus man in das Verständnifs der einzelnen Gebrauchsweisen geleitet werde.

Ein merkwürdiges Bekenntnifs des Hrn. Verfassers. Er fühlt, dafs bisher in der Exegese so gefehlt sei, weil man bei einer einzelnen Stelle stehen bleibend, den Hauptbegriff in ihr entweder nach subjektiver Willkür behandelte oder zu seiner Erklärung irgend eine Vorstellung herbeiholte, die im gewöhnlichen Leben cursirte. Einen andern Hauptfehler sieht er mit Recht darin, dafs, wenn man ja, worauf zunächst nur der Lexikograph sich angewiesen glaubte, über eine einzelne Stelle hinausgeht und sie mit verwandten in Verbindung bringt, man die allgemeine Bedeutung nicht hervorhebt und eine Menge Bedeutungen aufzählt, an deren Einheit nicht gedacht wird. Der absolute Begriff also soll nach dem Hrn. Verf. der einzige wahre Ausgangspunkt und die Macht der Einheit sein, die die widerspenstigsten Stellen aus ihrer Vereinzelung in Flufs und mit dem Hauptgedanken in Verbindung bringt.

Wie erfüllt nun Hr. Olshausen seine Forderung bei der Entwicklung des Begriffs der ζωή? Er stellt zunächst mehrere Stellen zusammen, in denen der λόγος das Leben genannt wird, und auf die Frage, woher es komme, dafs der Sohn nicht der Vater absolut die ζωή genannt werde, antwortet er, weil im Sohne offenbar sei, was im Vater verschlossen und verborgen. Was ist aber die ζωή, die im Sohne offenbar ist? Die griechischen Philosophen, antwortet der Hr. Verf., nannten das höchste Wesen τὸ ὄν, weil ihnen mit Recht das Sein als das Höchste und Reinste erschienen sei. Die Anerkennung dieser Hoheit des Seins liege im Namen Jehova's und da Apoc. 4, 8 — 10 ὁ ὤν und ὁ ζῶν verwechselt würden, kommt es zum plötzlichen Resultat, das τὸ εἶναι und ἡ ζωή *quasi synonyma* seien. Vielleicht, fügt noch der Hr. Verf. hinzu, ist der unbedeutende (*levissimum*) Unterschied zwischen beiden, dafs die ζωή die Wirksamkeit des εἶναι bezeichnet.

Der scharf begränzende Begriff hat den Verf. zu einem so

übereilten Resultat nicht geführt. Er hat sich mitten unter aller Berufung auf Bibelstellen von dem dunkeln Gefühl einer zwiefachen Bedeutung des Lebens leiten lassen. Zunächst ist die Kategorie des Lebens als der Lebendigkeit allerdings der des Seins verwandt: beide sind dieselbe Beziehung auf sich, nur dafs in der Kategorie der Lebendigkeit der Gegensatz des Innern und Aeufsern hinzugekommen ist, aber als unmittelbar aufgehoben. Wegen dieser Unmittelbarkeit des Lebens liegt in ihm selbst der Keim seiner Auflösung. Das Leben aber als eine solche unmittelbare noch selbst äufserliche Innerlichkeit kann von Gott nicht ausgesagt werden. Denn so ist es selbst noch nicht das wahre Leben. Allein die Selbstbestimmung Gottes in sich selbst, in der die Momente selbst die Totalität sind, diese absolute Beziehung auf sich selbst ist die Geburt des Lebens. Weil der λόγος diese Offenbarung Gottes in sich selber ist, ist er das Leben und als die offenbarende und absolute Thätigkeit Gottes ist er der Quell des Lebens für die Creatur. Dies führt uns sogleich auf die andre wichtige Abhandlung des Vfs. über den λόγος.

Auch diesen Aufsatz bevorwortet der Hr. Verf., indem er als die höchste Pflicht des Exegeten aufstellt, den Begriff des Worts, über das er handelt, scharf und bestimmt festzustellen. Denn, sagt er, wenn die Bedeutung des Wortes nicht sorgfältig aufgestellt und bewahrt wird, so werden die Wurzeln der Religion abgeschnitten und der Baum wird kraft- und saftlos, p. 127. Ein Exeget, der seine Arbeiten in so nahe Beziehung mit dem innersten Leben des Glaubens stellt, mufs desto gröfsere Erwartungen für seine Leistungen erwecken.

Zur Aufhellung des Begriffs des λόγος nennt der Hr. Verf. zunächst „die Leitung der Geschichte" als nothwendig und besonders die Schriften des Philo und Zoroaster würden die sicherste und zuverläfsigste Hilfe in diesem Geschäft leisten. Dennoch aber bleibt dies nur eine subjektive Stütze in der Hand des Exegeten, denn die Verf. der heiligen Schriften läfst er aufser allem Verhältnifs zu jenen Erzeugnissen des menschlichen Geistes stehen, weder so dafs sie jene vorgefundnen Lehren zur Darstellung der ihrigen benutzt hätten, noch so dafs sie ihre Widerlegung seien. Vielmehr nachdem der Hr. Verf. die Reflexion angestellt hat, dafs die göttliche Thätigkeit sehr passend mit der menschlichen Rede „verglichen" werde, weil diese nicht ohne Denken geschehe und weil das Wort ein Hauch sei aus dem Innersten des Menschen, wendet er sich zu einer weitausgeführten etymologischen Untersuchung, deren Resultat die völlige Ununterscheidbarkeit des λόγος und πνεῦμα ist, denn beide seien der feinste, zarteste Hauch des Lebens. Diese unterschiedslose Confundirung des λόγος und πνεῦμα wird noch erhärtet mit einem Ausspruch des Basilius gegen Eunomius, der aus der geschichtlichen Situation erklärt den Verf. vor dieser Uebereilung behütet hätte. Θεοῦ λόγος ὁ υἱὸς, ῥῆμα δὲ υἱοῦ τὸ πνεῦμα. Das Verhältnifs des Vaters, Sohns und heil. Geistes wird dadurch, statt sich zur vermittelten Einheit zusammenzuschliefsen, zu einer nachschleppenden Kette, an die sich noch unendlich viele Glieder schliefsen könnten. Diese unvollkommne, ins Unbestimmte sich hinziehende Produktionskraft, die es nicht einmal zum abgeschlofsnen Organismus bringen kann, hätte dem Verf. selbst in seinen Citaten aus der Zendavesta auffallen müssen. Denn bald ist *Ormuzd* das Wort, das die *Zervane Akerene* ausspricht, bald ist von einem Worte *Honover* die Rede, das *Ormuzd* ausspricht. In beiden aber sieht dennoch der Verf. den λόγος.

Diese Unbestimmtheit des Gedankens verführte den Verf., bei jedem einzelnen Ausspruch der Bibel einen entsprechenden Ausspruch aus den persischen Religionsbüchern gewöhnlich mit der Formel: *eandem de verbo divino doctrinam proponit Zoroaster*, anzuführen. Eine Lehre also, in der das Natürliche und das Geistige noch so wenig unterschieden sind, dafs das Licht wenn auch in seiner reinsten Gestalt das Geistige das Gute selbst ist, die, um den Drang des Geistes nach dem Unterschied und nach der innern Bestimmtheit zu befriedigen, es nur zu einem äufserlichen absoluten Gegensatz brachte, diese Lehre soll dieselbe mit der christlichen sein! Hat der hochverehrte Verf. hier gar keinen Unterschied gefühlt, dafs er sich unmittelbar auf die Seite derer stellt, die die Ahnung des Evangelii in den vorchristlichen Religionen aufsuchen, um zu zeigen, dafs es mit dem christlichen Glauben nicht so viel auf sich habe, denn das habe man ja längst Alles gewufst, und dafs er das Christenthum zu einer historischen Erscheinung macht, wie jede andere, nicht zum Gericht aller andern! In dem Wort Hebr. 4, 12., das der Vf. seiner Abhandlung zu Grunde legt, wird ja der λόγος selbst der κριτικὸς genannt, der über Alles Gericht spricht, und als der, der Alles zu seiner wahren Bestimmtheit bringt τομώτερος ὑπὲρ πᾶσαν μάχαιραν, weil er die Selbstbestimmung Gottes in sich selber ist. Sieht man freilich in dieser sondernden, negirenden und bestimmenden Kraft, wie der Hr. Verf. nichts anders als was der Parsismus vom Licht sagt, dafs es das reinste, leichteste und schärfste sei, so hat man alle christliche Anwartschaft darauf, im Wort Gottes das Gericht über alle Macht der Welt zu haben, aufgegeben und vernichtet.

Der christliche Glaube verwirft im unendlichen Bewufstsein seiner göttlichen Vollmacht alle Beweisführung aus einer unvollendeten Gestalt des Gottesbewufstseins, wenn man in ihr nicht seine eigne Bewegung zu sich selber weifs. In seinem Namen hat schon das Judenthum aus dem Bewufstsein der göttlichen Macht über alle Creatur den heidnischen Aberglauben widerlegt, und in Beziehung auf den Parsismus, von dessen Harmonie mit dem A. T. man so vieles Unbedachte geredet hat, wird in der Vision des Ezechiel (cap. 8.) mehr als aller Gräuel ägyptischen Thierdienstes und der Weiber, die den Adonis beweinen, der Gräuel derer verflucht, die dem Sitz Jehova's ihren Rücken kehrten und nach Morgen gewandt ihr Knie der Sonne beugten.

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Kunstreise durch England und Belgien, von J. D. Passavant.

(Schluſs.)

Nicht minder interessant ist die Reise in Belgien und am Niederrhein, besonders in Rücksicht der frühern Kunstzustände jener Gegenden.

Brügge hat jetzt noch sehr Bedeutendes von seinem ehemaligen Kunstflor erhalten. Die Akademie besitzt von den Gemälden das Meiste, besonders seitdem auch die vornehmsten Bilder aus dem Stadthause hinzugekommen sind. Es sind allda drei Johann van Eyck vorhanden: das Bildniſs seiner eigenen Frau, ein Christuskopf, und das Gedächtniſsgemälde des Georg van Pale, eines der Hauptwerke nach der Anbetung des Lammes. Alle drei sind mit dem Namen des Meisters und der Jahreszahl bezeichnet.

Von Hans Memling sieht man den groſsen Christoph, das Meisterwerk des groſsen Künstlers der wundervollen Beleuchtung wegen. — Dagegen halten wir die Taufe Christi mit den dazu gehörigen Flügelbildern nicht für Memling, sondern für Hugo v. d. Goes, den Meister des Florentiner und des Danziger Bildes.

Von Memling halten wir aber wieder die zwei Tafeln, ehemals im Stadthaus, welche die Bestrafung des ungerechten Richters von Cambyses vorstellen. Nur ein grobes Miſsverständniſs konnte diese Meisterwerke dem Anton Claeisius, einem Zeitgenossen des Hemskerk, zuschreiben. In der Zeichnung und im Ausdruck hat Memling nie etwas Höheres geleistet.

Im Johannishospital ist das Reliquienkästchen der heil. Ursula und die andern vortrefflichen Gemälde von Memling allda gut beschrieben. Auch in der Frauenkirche ist das Bemerkenswerthe gut angezeigt, desgleichen in der Kirche S. Salvator. Nur hätte verdient allda noch angezeigt zu werden, erstlich das treffliche Bildniſs Philipp des Schönen auf Goldgrund, dann die *Mater Dolorosa* gleichfalls auf Goldgrund, ein vortreffliches Werk von Rüdiger van der Weyde, und das edle Werk einer Pietät von demselben Meister. — Auch in der Jacobskirche hat der Verf. ein anderes Gemälde von dem trefflichen R. v. d. Weyde anzuzeigen versäumt. Es stellet die Madonna mit dem Kinde in einer goldenen Glorie vor, die mit halbem Leibe aus einer goldenen Rose hervorkommt, und wovon die Stiele nach Joachim und Anna sich erstrecken, das Ganze mit Engeln, die Werkzeuge des Leidens tragend, umgeben. Unterhalb sieht man David, und zur Seite je zwei Propheten und zwei Sibyllen. Dann auf einem der Flügel ist Augustus dargestellt, welchem die Sibylla den neugebornen Gott zeiget, und auf dem andern Flügel erscheint Johann der Evangelist mit zwei Franciscanern. — In derselben Kirche bezeichnet der Vf. eine Kreuzabnahme, die man dem Hugo v. d. Goes zuschreibt, die uns aber nicht erinnerlich ist. Dagegen haben wir eine Krönung der Maria aufgezeichnet, unten in der Mitte mit dem Erzengel Michael und nebenbei mit zwei Propheten: ein Gemälde, was uns ganz in der Manier des Hugo zu sein schien. — Interessant sind die beigefügten Nachrichten über den Begräbniſsort des groſsen Meisters. — Auch sah der Rec. in der Kirche Jerusalem eine Madonna auf dem Throne, den kleinen Christus Lesen lehrend, und nebenbei zwei voll Anmuth spielende Engel; auf den Flügeln die heil. Catharina und die heil. Barbara. Auch dieses Bild hielten wir von der trefflichen Hand des Hugo.

Dankenswerth ist, was der Verf. p. 367. aus de Bast über das Gedächtniſsbild des Nicolaus van Maelbeke in Ypern, und über manche Lebensumstände und den Tod des Joh. van Eyck im J. 1445. beibringt.

Von der Anbetung des Lammes zu Gent findet man die Nachrichten nach Dr. Waagen und nach de Bast sehr gut zusammengestellt, mit Beifügung des kleinen Nachstiches des ganzen Gemäldes, bloſs mit Aus-

lassung der Vorstellungen auf den äufsern Seiten der sechs in Berlin vorhandenen Flügel. Nur in Rücksicht der Vermuthung, welche Theile des grofsen Gemäldes von dem ältern und welche von dem jüngern Bruder seien, möchten wir in einigem abweichen. Auch bei der Wiederaufdeckung der Inschrift hat Rec. die zwei ganz ausgetilgten Anfangsworte des dritten Verses anders restaurirt, als man sie bei De Bast findet. Anstatt *frater perfecit* setzten wir *suscepit laetus*, und zwar der Assonanz wegen, welche in den beiden vorhergehenden Versen beobachtet ist. —

Erfreulich ist ferner die Nachricht, dafs der Professor van Rotterdam in Gent ein anderes Bild von Hubert van Eyck, eine Anbetung der Könige vorstellend, besitze; und auch im Privatbesitz allda ein Gemälde der Erfindung des Kreuzes von Justus van Gent vorhanden sei, mit der Aeufserung des Verf., als wenn ihm noch andere Gemälde des Justus bekannt wären. Die Anzeige hievon würde sehr erwünscht sein, so wie die von jedem beglaubigten Bilde der Meister der Eyckischen Schule bis auf Quintin Metsus, der Letzte der grofsen Meister dieser Schule.

Von Antwerpen sprechend berührt der Verf. nur das Meisterbild des grofsen Quintin Metsus allda, die Grablegung vorstellend, und auf den beiden Flügeln die Martyr der beiden Johannes. Wäre der Verf. in Löwen gewesen, so würde er auch ein anderes vorzügliche Gemälde dieses Meisters angezeigt haben, welches die Sippschaft Christi vorstellt, das mit dem Namen Quinte Metsus und mit der Jahrzahl 1509 eingeschrieben ist. Aufserdem enthält Löwen noch anderes Vorzügliche: zwei Gemälde von Hans Memling, eines von B. van Orley, und die Copie von M. Coxcie nach der Grablegung des Rüdiger van der Weyde, wovon das Original jetzt im Museo zu Berlin ist.

Von den Gemälden in der Akademie zu Brüssel zeigt der Verf. nur das schöne Bild des betrauerten Leichnams Christi von Bernardin van Orley auf Goldgrund an. Anderes von ältern Meitern allda ist weniger bedeutend und unsicher. Auch haben die Kirchen in Brüssel wenig Vorzügliches von Kunstwerken. Desto wichtiger ist allda die schöne Sammlung des Prinzen von Oranien. Unter den italienischen Meistern sieht man allda ein schönes Gemälde von Pietro Perugino, welches früher auch in Berlin zu Verkauf stand, die Flora von Leonardo da Vinci, früher in der Gallerie Danout in Brüssel, und ein Porträt des Francesco Penni von Raphael.

Eine der Hauptabsichten des kunstliebenden Besitzers ging aber auf das Sammeln altniederländischer Meister aus der Eyckischen Schule. Von Joh. van Eyck selbst werden genannt: eine Ankündigung, die in den letzten Jahren von Dijon kam, wo noch ein kleines Bild des Meisters sein soll, und dann eine Madonna mit dem Kinde noch in der frühern, etwas härtlichen, Manier. Hiezu kommen noch die Flügelbilder, von M. Coxcie copirt, wovon die Originale in Berlin sich befinden. Ferner sieht man drei Bilder von Gerhard Meire, vier einzelne Heilige von Hugo v. d. Goes, zwei längliche Tafeln von Memling, deren Gegenstände auf die Legende des h. Bertin sich beziehen, und vor der Revolution in St. Homer waren. Die kleinen Gemälde werden in Hinsicht der Schönheit mit dem Reliquienkasten der h. Ursula verglichen. Von Memling sieht man ferner ein weibliches Bildnifs mit dem Jahr 1479 bezeichnet, und ein männliches in mittlerem Alter, welches man für das des Meisters selbst hält.

Von hoher Wichtigkeit sind ferner zwei in der neuesten Zeit im Stadthause zu Löwen wieder aufgefundene Tafeln, welche man auch für Memling hielt. Aber glückliche Forschung hat gezeigt, dafs sie Arbeiten eines fast verschollenen Mahlers, Dierik Stuerbout von Löwen sind, welcher sie im J. 1468 für die Rathszimmer des schöngothischen Stadthauses zu Löwen gemacht hat, als Lehrbilder für die, welche das Richteramt führen, so wie die ähnlichen in Brügge von Hans Memling, und die früher berühmten von Rüdiger van der Weyde in dem Stadthause zu Brüssel.

Die Löwener Bilder stellen eine Legende vom Kaiser Otto vor: nach welcher ein Edelmann wegen der Anklage der Kaiserin, er habe sich ungebührlich gegen sie benommen, hingerichtet ward. Es fand sich aber später, dafs die Anklage falsch war; und so die Kaiserin selbst nach dem Urtheil ihres Gemahls den Feuertod erleiden mufste. Hievon ist der Kupferstich in Umrissen beigefügt.

Wir folgen dem Reisenden jetzt in den Landstrich zwischen der Maas und dem Rhein, oder zwischen Mastricht und Cöln. Hier war der Sitz der frühern deutschen Kunst schon im 13ten Jahrhundert, wenn wir den bekannten Versen des Wolfram von Eschenbach glauben. Im 14ten Jahrhundert aber war der

Mahler Wilhelm von Cöln in der Gegend berühmt, von dem zwar jetzt keine sichern Arbeiten mehr nachgewiesen werden. Doch fehlt es nicht an Ueberresten alter Mahlerei in Cöln selbst; und am Mittelrhein zu Coblenz in der Kirche S. Castor hat sich ein wichtiges Werk, das Denkmal des Cuno von Falkenstein, im J. 1388 auf die Mauer gemalt, erhalten, wodurch der Stand der Kunst in jener Zeit genugsam beurkundet ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die Niederlande jenseits der Maas; so findet sich dort vor den Brüdern van Eyck weder ein Künstlernamen aufgezeichnet, noch irgendwo ein Werk älterer Mahlerei, welches eine frühere Kunstkultur in den Niederlanden erwiese. Es läfst sich demnach mit grofser Wahrscheinlichkeit schliefsen, dafs die altdeutsche und niederländische Kunstpflege aus einer Wurzel stamme, und die Brüder van Eyck ihre erste Bildung von der deutschen Seite diesseits der Maas empfangen haben. In solchem Falle liefse sich leicht denken, dafs Hubert van Eyck, im J. 1366 in dem Städtchen Eyck an der Maas unweit Mastricht geboren, der unmittelbare Schüler des in jener Gegend hochberühmten Meisters Wilhelm von Cöln sei. Indessen gewinnen wir durch eine solche Annahme nur wenig, um uns die wundervolle Erscheinung des Hubert van Eyck mit seinem Bruder Johann zu erklären. Bis jetzt genügt keine Hypothese, ihr dämonisches Talent und ihre Studiumweise zu erfassen. Kein *Allmählig* findet hiebei statt. Die Kunst steht auf einmal wie durch einen Zauberschlag vollendet da. Es heifst jetzt noch von Hubert, was sein Bruder Johann auf die Gentertafel einschrieb: „*Pictor Hubertus è Eyck major quo nemo repertus, et Johannes arte secundus*" — hier stehen Leonardo und Raphael bewundernd da. —

Wie verhält sich nun diesseits der Maas die Cölnerschule zu den van Eyck? — Auch hier meint man, habe der Meister Wilhelm eingewirkt, und der Mahler des Dombildes sein Schüler gewesen sei. Wer möchte die Vortrefflichkeit des Dombildes, welches für das Rathhaus in Cöln gemacht, die Schutzpatronen der Stadt, die drei Könige, die Jungfrauen der h. Ursula, und die Schaar des h. Geryon vorstellet, — läugnen? — Doch in welchem Abstande von den beiden Eyck! —

Sehr wichtig wäre es, etwas Sicheres über die Zeit, wann das Dombild gemalt ward, und wann der Meister lebte, auszumitteln. Durch gewisse Zahlzeichen auf den äufsern Flügeln des Bildes hat man sich bemüht, heraus zu bringen, dafs das Gemälde 1410 gemacht sei. Allein solche Scheinzeichen geben wenig Zutrauen. Eher darf man dem A. Dürer glauben, der den Meister des Bildes Stephan nennt. Auch stimmen wir mit dem Verf. in Hinsicht anderer Gemälde, die in Cöln, in Berlin und in Darmstadt von demselben Meister sich befinden. Der Rec. kennt aber noch zwei andere kleine Bilder von ihm, das eine im Besitz der Königin der Niederlande, und das andere in dem ihrer k. Schwester der Churfürstin zu Cassel. Auf dem erstern ist die Jahrzahl 1447 sehr deutlich zu lesen, bis jetzt, so viel wir wissen, die einzige Zeitbestimmung, in welcher der Meister thätig war. Und da der jüngere van Eyck erst 1445 starb, so findet zwischen diesem und dem Meister Stephan eine Gleichzeitigkeit statt. Aber da die beiden genannten Gemälde Jugendarbeiten des Stephan zu sein scheinen; so läfst es schwer an eine Gleichzeitigkeit zwischen Meister und Meister denken, sondern eher an eine, wie sie zwischen Meister und Schüler statt findet. In dieser Ungewifsheit war es schon länger der Wunsch des Recensenten, dafs man es nicht aufgäbe, über einen so wichtigen historischen Punkt weiter zu forschen. Es verdiente selbst, dafs man einen Preis auf die Entdeckung eines wichtigen Documentes in solcher Beziehung setzte. —

Anderes, was die niederrheinische und westphälische Kunst, und besonders Israel von Mekenem betrifft, übergehen wir: um nur noch eine Bemerkung über Antonello von Messina (S. p. 372) beizufügen. An ein Gemälde dieses Meisters mit der Beischrift: 1445 *Antonellus Messaneus me olio pinxit*, glauben wir nicht. Wie sollte der Mahler die Art der Mahlung, welche ein Geheimnifs sein sollte, durch seine Beischrift absichtlich verrathen? Zweitens sind zwar alle Gemälde, welche wir von diesem Meister kennen, mit seinem Namen bezeichnet, aber nie mit beigefügter Jahreszahl. Drittens haben wir nie ein Gemälde von einem altvenezianischen Meister vor dem J. 1470 in Oel gemalt gesehen. Viertens sind zwar alle Gemälde des Antonello in Oel gemalt, aber keines trägt den Stil der flandrischen Meister an sich, sondern alle sind mehr in der Art der altvenezianischen Meister gemacht. Dann zieht man in Betracht, dafs bereits Rüdiger van der Weyde schon im J. 1450 in Rom war, und ein

anderer Meister der Eykischen Schule, nämlich Justus von Gent, bereits in Genua und in Urbino malte; so bedurfte es der Reise des Antonello nach Flandern nicht, um von dort her die Kenntnifs der Oelmahlerei nach Italien zu bringen. — Es dürfte demnach nicht zu kühn sein, die Reise des Antonello nach den Niederlanden gänzlich zu bezweifeln. —

Den Anhang über den Meister Gerhard, als den ersten muthmafslichen Baumeister des Cölner Doms, und über den allmähligen Bau der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M. wird der Freund des altdeutschen Bauwesens selbst nachlesen. A. Hirt.

CX.

Commentarius grammaticus criticus in Vetus Testamentum, in usum maxime Gymnasiorum et Academiarum. Scripsit F. J. Val. Dom. Maurer, Phil. Dr. Soc. Historico-Theol. Lips. Sod. Ord. Fasciculus I. Lips. Sumptibus Schaarschmidt et Volckhardt 1832. *pgg.* 192.

Der genannte Commentar soll in 3 Bänden das ganze Alte Testament umfassen, der erste die historischen, der 2te und 3te die prophetischen und poetischen Schriften. Der Verf. will mit diesem Werke der studirenden Jugend vorzüglich ein auf dem neuern hebräisch grammatischen Standpunkte begründetes Hilfsmittel zum *sprachlichen* Verständnifs des alttestamentlichen Textes in die Hand geben. Mit Ausschliefsung des übrigen exegetischen Materials, selbst der Angabe des Inhaltes und Zusammenhanges, beschränkt er sich defshalb fast gänzlich auf das grammatische, indem er die einzelnen Schriften des Alten Testamentes der Reihe nach mit einer grammatischen Erklärung begleitet, so dafs man nicht an einen Commentar in unsrem Sinne des Wortes zu denken hat. Wir können dieses des Hrn. Vfs. Unternehmen nur billigen. Denn da die Grundlage aller Auslegung überall das *sprachliche* Verständnifs bildet und bilden soll. so mufs es allerdings wünschenswerth erscheinen, den Studirenden für den ersten Anlauf zu der Ursprache der alttestamentl. Schriften und besonders auch für die Privatlectüre, ein kurzes und wohlfeiles Hilfsmittel sprachlicher Art nachweisen zu können, namentlich den ausführlichern, kostspieligen und ohnehin oft im Rückstand befindlichen Commentarien und Scholien gegenüber, von denen manche mit der Zeit zerfallen, die *rotten boroughs* der sich reformirenden Exegese sind. Ein Haupterfordernifs eines solchen Hilfsmittels ist aber nicht nur ein mit den grammatischen Forschungen der Zeit gleicher Schritt, sondern auch Maafs und Haltung, ohne welche es Gefahr läuft, grade in sein Gegentheil umzuschlagen, d. h. statt ein reger Antrieb zum Studium, ein leidiger Vorschub der Bequemlichkeit und Trägheit zu werden. Nach dem vorliegenden Hefte nun zu urtheilen, — welches sich von der Genesis bis auf 2 Sam. cap. 19, also etwa auf die Hälfte der historischen Bücher erstreckt — können wir die Ausführung des Hrn. M. im Ganzen nur gutheifsen. Denn der mit dem neueren grammatisch exegetischen Standpunkt und seinen Forderungen hinlänglich vertraute Vf., dem wir unter andern bekanntlich auch schon die Auslegung des Buches Josua verdanken, zeigt hier nicht nur durchgehends einen richtigen exegetischen Tact in der Beurtheilung und der Wahl der vorhandnen Erklärungen, sondern giebt auch selbständig hier und da seine eigne gute Auffassung. Wenn mitunter auch leichtere Stellen und leichtere grammatische Fälle hier exponirt werden, so möchten wir es grade diesem Hefte um so weniger als Fehler anrechnen als 1) grade die historischen Bücher noch eine besondre Berücksichtigung selbst ihrer einfachen Erscheinungen für die Grammatik überhaupt, und für die tiefere Begründung des schwerer zu fixirenden Sprachgebrauchs in den prophetischen und poetischen Schriften wünschen lassen, 2) als grade bei den historischen Büchern mehr der Anfänger in Betracht kommt, zu dessen Gunsten auch der Vf. fast durchgehends in den betreffenden Fällen auf die Regeln der Grammatiken von Gesenius und Ewald verwiesen hat. Hiermit sind wir natürlich einverstanden, einverstanden dafs beide Grammatiken citirt sind, da bekanntlich diese nach verschiedenen grammatischen Principien gearbeiteten Werke, nach bestimmten Seiten hin ihre bestimmten Vorzüge und Mängel haben. Indessen haben wir gefunden, dafs oft beide Grammatiken selbst da wo sie in der Auffassung des betreffenden Falles grundverschieden sind, ohne Andeutung nebeneinander, und zuweilen selbst für die Stelle nur oberflächlich aufgeführt werden. Hin und wieder sind wir auch bei der Erklärung einfacher Erscheinungen noch auf alten grammatischen Spuk gestofsen; so, um nur ein deutliches Beispiel anzuführen, heifst es zu Gen. 3, 16. (*femina*) אשר נתתה עמדי *quam dedisti mecum h. e. ut esset mecum, socia mea; constr. praegn. Ew. Gr. crit. pg.* 619 *sq.*, da doch hier weder eine sogenannte *constructio praegnans*, noch dafür die grammatische Stelle bezüglich zu finden ist. Den Begriff unsrer mit Präpositionen zusammengesetzten Verben, drückt das der Composition unfähige Semitische, durch die einfachen, mit der betreffenden Präposition construirten Verben aus, so heifst z. B. נשא מעל herabnehmen u. s. w. und נתן פל' עם פל' jemanden einem mit-, bei-geben, also „das Weib, welches du mir beigegeben (beigesellt)." — Dafs wir aufserdem dem Hrn. Vf. in einzelnen aufgenommenen oder gegebenen Erklärungen nicht beistimmen können, darf nicht befremden, doch sind es zumeist solche Stellen, in welchen die gangbaren Auffassungen überhaupt noch keine Befriedigung gewähren, wie z. B. Gen. 4, 6 sqq. und andre mehr, deren Auslegung wir an einem andern passenden Orte versuchen möchten. — Wir sehen der Fortsetzung dieses Werkes mit um so gröfserem Interesse entgegen, als wir überzeugt sind, dafs es nicht nur den Studirenden nützlich, sondern auch den vertrauteren Lesern des Alten Testaments zum kurzen Handgebrauch erwünscht, so wie der Exegese selbst förderlich sein wird.

Ferdinand Benary.

№ 83.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXI.

Horatius restitutus: or the books of Horace arranged in chronological order according to the scheme of Dr. Bentley, from the text of his second edition in 1713, and the common readings subjoined; with a preliminary dissertation of the chronology and the localities of that poet. By James Tate, M. A. master of the grammar school of Richmond in Yorkshire, and formerly fellow of Sidney College, Cambridge. Cambridge, 1832. 8.

Eine Ausgabe des Horaz, deren abgekürzter Titel (beiläufig, das einzige Latein des Herausgebers) die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, deren Inhalt aber, bei allem Interesse für den Dichter, die Dürftigkeit, mit der heut zu Tage die Römische Litteratur in England betrieben wird, kund giebt. Es ist ein Abdruck des Bentleyschen Textes in derjenigen Ordnung der Bücher, wie sie nach Bentley's Bestimmung einzeln herausgegeben worden sind, d. h. zuerst das 1. u. 2. Buch der Sermonen, dann das Buch der Epoden, ferner das 1. 2. 3. Buch der Oden, das 1. der Episteln, das Carmen saeculare, das 4. Buch der Oden, das 2. der Episteln und die ars poetica — mit den Varianten einer *sogenannten* vulgata, denn die *common readings* welche der Titel verspricht, sind ebenfalls nur die in der Bentleyschen Ausgabe unter dem Text angezeigten unvollständigen Abweichungen, durch deren Wiederholung keineswegs das ganze kritische Verdienst Bentleys angedeutet, noch das Bedürfnifs jetziger Leser befriedigt wird. Gleich auf der ersten Seite zu Anfang der ersten Satire hat Bentley *navem* statt des vor ihm allgemein üblichen und auch nachher noch verbreiteten *navim* gegeben, dann das viel besprochene *aut* vor *cita mors* nach dem Vorgang weniger eingerückt, worin ihm einige Editoren gefolgt sind, mehr jedoch nicht. An beiden Stellen wird keine Abweichung der *vulgata* angegeben, u. s. f.

Der Werth der Ausgabe beschränkt sich also auf die Anordnung und die vorangeschickte 89 Seiten einnehmende Dissertation über die Chronologie und die Lokalitäten des Dichters.

Was der Herausg. für ein Gewicht auf die veränderte Aufeinanderfolge der Schriften des Dichters im Druck legt, ist nicht ohne Ergötzen zu lesen: nun erst könne man das Leben des Dichters und seine persönlichen Beziehungen verstehen, über seinen Charakter richtig urtheilen, seinen Werth einsehen. Als ob man dies nicht auch bei der formellen Anordnung der Gedichte könnte, vorausgesetzt, dafs man überall nicht aufser Acht läfst, in welche Zeit jedes Gedicht gehört. Wenn ein heutiger Dichter seine gesammelten Werke selbst herausgiebt, pflegt er nicht auch seine Gedichte klassenweise zusammenzustellen, ohne dafs er deswegen den Anspruch aufgiebt, dafs wer daraus sein bürgerliches oder litterarisches Leben beschreiben will, die Zeit der Abfassung eines jeden inne habe? So wollen wir nur die in den Ausgaben und zumeist auch in den Handschriften befolgte Anordnung rechtfertigen; denn über die Richtigkeit der von Bentley angenommenen Zeitfolge der Horazischen Werke waltet in Deutschland kein Zweifel ob, und allerdings hat sich Mitscherlich zu stark und zu allgemein ausgedrückt, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Oden sagte: *infirma omnino Bentleji temporum ratio.* Er wird aber dafür auch mit dem *elogium* „*he is a person of little or no authority*" abgewiesen.

Hr. Tate beweist in der Dissertation die Wichtigkeit der wieder abgedruckten Bentleyschen Zeitbestimmungen mit glänzendem Erfolg in Widerlegung mehrerer falschen Behauptungen des Skeptikers Hardouin und der Französischen Erklärer des Horaz, Sanadon

und Dacier; er vertheidigt ferner die Richtigkeit jener Annahmen gegen einige Einwürfe, die er selber aufstellt, nähmlich 1) dafs *Od. IV*, 12, die nach Bentley zwischen 17—15 vor Chr. geschrieben sein solle, an den lebenden Virgil gerichtet sei, der doch schon im J. 19 vor Chr. gestorben — was er mit Gefsner aus verspäteter Aufnahme eines früher niedergeschriebenen Gedichtes erklärt. 2) Dafs das erste Buch der Oden nach B. in die Jahre 30—28 falle und doch in *Od.* 24 der Tod des Quintilius Varus als eben erfolgt beklagt werde, der nach Hieronymus in das J. 24 vor Chr. fällt. Hier wird Hieronymus Autorität bezweifelt. 3) Dafs *Od. II*, 9 eine historische Begebenheit des Jahres 20 bezeichne, da doch das zweite Buch der Oden nach B. in den Jahren 26 und 25 geschrieben sei. Hr. Tate unterscheidet zur Rechtfertigung der Bentleyschen Annahme zwischen historischer Wahrheit und poetischem Vorgefühl oder patriotischer Hoffnung.

So wird also durchweg nur Bentley wiederholt, gerechtfertigt wie es gehen will, über ihn nicht hinausgegangen; die Chronologie Bentleys, auf Jahre vor Chr. Geb. reducirt, in einer Tabelle dargestellt: das 1. Buch Satiren geschrieben in den Jahren 40, 39 und 38, das 2. Buch in den Jahren 35, 34 und 33 u. s. f. wie wir es, aber ohne die nöthige Reduction, in unserer *vulgata*, der Baxter-Gefsner-Zeunischen Ausgabe, haben.

Ref. will es aber doch wagen, auf die Gefahr Hrn. Tate's grofses Mifsfallen über eine Person *of little authority* zu erregen, an der Richtigkeit der Bentleyschen Bestimmungen ernstlich zu zweifeln. Er wundert sich sogar, dafs unser Herausgeber, der sich, wie er sagt, mit diesen Untersuchungen ein Menschenalter hindurch beschäftigt hat, den Punkt nicht hat entdecken können, bis wie weit Bentleys Bestimmungen richtig sind, und wo das Unrichtige beginnt. Nähmlich zweierlei Beschränkungen müssen bei Bentleys Annahmen gemacht werden und können vollständig erwiesen werden. Erstlich hätte Bentley durchaus nur von der *Vollendung* und Herausgabe eines Werks in einem bestimmten Jahre sprechen sollen, nicht von der Abfassung der einzelnen Gedichte in demselben. Man kann sagen, die historischen Beziehungen in einem Werke gehen nicht über dieses oder jenes Jahr hinaus, aber die Anfangspunkte sind durchaus nicht mit Gewifsheit anzunehmen. Zweitens irrt nach unserem Dafürhalten Bentley ganz und gar darin, dafs er annimmt, die beiden Bücher Sermonen und die drei Bücher Oden seien *einzeln* herausgegeben worden. Kein alter Autor verfuhr so. Das erste Buch Sermonen enthält drei ausführliche Vertheidigungen der Satire des Dichters und doch nur eigentlich drei Stücke, die eine Vertheidigung nöthig machten. Man vertheidigt sich doch nicht so angelegentlich, wenn man noch nichts begangen hat. Fast das ganze erste Buch kommt darauf zurück, der Dichter wolle nicht wehe thun sondern scherzen, nicht beleidigen sondern Nutzen stiften. Dagegen im zweiten Buche kommen gröfstentheils ausführliche Angriffe auf Untugenden der Zeitgenossen vor. Offenbar sind jene Vertheidigungen später gemacht, nur bei der Anordnung der Stücke zur Herausgabe vorangestellt. Eben so verhält es sich mit den Oden: die einzelne Herausgabe der Bücher ist durch nichts zu beweisen, dagegen zeigen Prologus und Epilogus (*Exegi monumentum*), dafs sie zusammen herausgegeben sind: im Anfange des dritten Buchs sind 6 grofse moralisch-politische Oden zusammengestellt, gewifs absichtlich; dann folgt eine Reihe erotischer, wahrscheinlich aus früherer Zeit. Mit dem vierten Buch Oden und den Episteln verhält es sich anders: dafs sie einzeln und nachträglich herausgegeben sind, wissen wir aus historischen Zeugnissen. Nehmen wir dies an, so lösen sich alle jene Schwierigkeiten leicht auf. Die *Sermonen* schliefsen mit dem Jahre 33 vor Chr. ab, denn es findet sich darin keine Erwähnung des actischen Kriegs noch der Vorbereitungen dazu. Die *Epoden* sind gleich nach der actischen Schlacht herausgegeben worden: aber wenn Bentley behauptet, sie seien 32 und 31 vor Chr. *gemacht*, so ist dies zu viel behauptet: einige Gedichte scheinen sehr viel früher hinauf zu gehen, und aus Od. 14 ersieht man, dafs der Dichter lange Zeit nicht dazu kommen konnte, sein Buch zu vollenden. Die *Oden*, d. h. die 3 ersten Bücher, schliefsen mit dem J. 20 vor Chr. ab. Weiter läfst sich auch nichts mit Sicherheit behaupten. Die älteste historische Beziehung ist vom J. 30 in Od. I, 37 (der eben erfolgte Tod der Cleopatra), die jüngste vom Jahre 20 in Od. II, 9 und III, 5. Die Abfassung der einzelnen Bücher bestimmten Jahresfristen anzueignen, verwickelt in unauflösliche, gewifs ungehörige Schwierigkeiten, wozu denn auch die Seltsamkeit gehört, dafs nach B.'s Annahme Horaz zwischen dem ersten und zweiten Buch ein Jahr gefeiert haben solle,

ohne ein Gedicht zu machen; denn, in der That, anders drückt sich doch Bentley nicht aus.

Im Uebrigen enthält die Dissertation noch eine Erörterung über die Lokalitäten des Dichters, die durch die deutlich ausgesprochene Liebe des alten Schulherren zu dem Dichter ein gemüthliches Interesse bekommt. Hr. Tate führt aus, Horaz habe Zeitlebens ein *Haus* in Rom besessen: (das wird er doch wohl auf eine *Wohnung* beschränken müssen:) ferner ein ländliches Grundstück in dem bekannten und viel beschriebenen und auch von Ref. mit aller Aufmerksamkeit durchwanderten Thal der *Digentia*, und ein Haus mit Garten in Tibur. Hiebei kommt Sueton im Leben des Dichters in Betracht: *vixit plurimum in secessu ruris sui Sabini aut Tiburtini, domusque ejus ostenditur circa Tiburni luculum.* Hr. Tate tadelt und entschuldigt zugleich den Historiker, dafs er Horazens abgelegenes *Sabinum* nicht gekannt habe, und nur von einem einzigen in unmittelbarer Nähe von Tibur gelegenen Gute mit zweifelhaftem Nahmen (wie bei Catull *o funde noster seu Sabine seu Tiburs*) und darauf befindlichen Hause spreche. („*The author apparently ignorant of the Sabine valley never seems to have supposed that Horace had any rural residence except at Tivoli cet.*) Ganz richtig ist dieser Tadel nicht: denn *aut* ist nicht *sive* (worüber der *master* nicht böse sein möge). Sueton hat offenbar *zwei* ländliche Wohnsitze angenommen, zwischen denen Horaz *wechselte*. Aber in der Sache hat Hr. Tate Recht. Ref. glaubt die entgegengesetzten Zeugnisse 1) dafs Horaz viel in Tibur gewohnt habe, und dafs sein Haus noch nach 100 Jahren dort gezeigt wurde, 2) dafs er nur einen *Besitz* erwähnt und sich reich genug fühlte *unicis Sabinis* (Od. II, 18), dadurch vereinigen und vermitteln zu können, wenn er annimmt, dafs das Gut in Sabinis und das Haus in Tibur zusammengehörten, wie noch jetzt in Italien ein ländliches Grundstück mit schlechter nur für die Arbeiter bestimmter Wohnung und dazu ein Haus in der nächsten Stadt als Herrenwohnung und Niederlage der Produkte des Landes gewöhnlich verbunden sind. Denn dafs der Säulenstumpf und das Stückchen Mosaikpflaster, welches Capmartin unterhalb Rocca Giovane im Thal der Digentia entdeckte, zur *villa* des Horaz gehörte, mag glauben, wer will: auch nur *wahrscheinlich* ist es nicht.

Schliefslich noch eine Notiz für die Freunde Horazischer Lokalitäten. Wer kennt nicht den *fons Bandusiae* des Horazischen Gutes? Und doch hat Capmartin de Chaupy in alten Diplomen einen *fons Bandusinus* bei *Venusia* erwähnt gefunden. Hr. Tate ist darüber mit Recht bestürzt, aber seine Römische Correspondenz über dieses Bedenken hat kein weiteres Resultat ergeben, und wir werden uns mit ihm bei Mr. Dunlops Erklärung (*Rom. litterat. Tom. III. p.* 364) beruhigen können, dafs Horaz dem nahmenlosen Sabinischen Quell (jetzt heifst er, was er ist, *fonte bello*) einen Nahmen aus der Erinnerung seiner Jugend gegeben hat.

C. G. Zumpt.

CXII.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler, ord. Prof. der kathol. Facultät in Tübingen. Maynz. 1832. XXXVI. u. 518 S. 8.

Zweiter Artikel.

In dem öffentlichen, auch theologisch bestimmten Glauben des 16. Jahrhunderts nahm die Lehre vom *Urstand* des Menschen, von der der Hr. Verf. seine symbolische Entwickelung anfängt, eine wichtige Stelle ein, besonders wegen der Folgen davon für die Lehren von der Erbsünde und Rechtfertigung. Die Synode zu Trient erneuerte darüber nur die alten scholastischen Bestimmungen, nach welchen das Verhältnifs des göttlichen Ebenbildes zur menschlichen Natur ein *äufseres*, diese an sich schon fertig und jenes nur ein obenein verliehenes Gnadengeschenk Gottes war. Die Lutherische Kirche setzte jener scholastischen Lehre die durch den christlichen Glauben allein zu rechtfertigende Bestimmung entgegen, dafs das Verhältnifs des göttlichen Ebenbildes zur menschlichen Natur ein *inneres*, wesentliches sei. Sie hütete sich aber wohl, der oberflächlichen Lehre vom Ebenbild als einem Accidens (die Schöpfung des Menschen nach Gottes Ebenbild eine Zufälligkeit!) die von ihm als der Substanz entgegenzusetzen: denn das Ebenbild konnte verloren gehen, ohne dafs die menschliche Natur darüber unterging; aber das

Wesen u. Wesentliche der menschlichen Natur, als die in jenem göttlichen Ebenbild ihre Wahrheit hat, war dann auch dadurch ins Unwahre und Unrechte verändert; das Ebenbild ist die anerschaffene *Integrität* der Substanz. Hr. M., ohne doch die Quelle selbst nahmhaft zu machen, bemerkt: Luther habe diese Lehre aus dem reichen Vorrath von Theorieen entnommen, welche die Scholastiker erzeugt hatten, behauptet auch noch dazu, er habe diese Lehre ziemlich ungeschickt behandelt. Ungeschickt ist Hr. M. in der Behandlung dieser Gegensätze nicht, die er vielmehr mit vieler Kunst aus ihrer wahren Stellung herausdreht, wohl aber in dem Glauben an jene scholastischen Bestimmungen, die er vertheidigt, und der seine letzte Haltung nicht in der Schrift, nicht in einer durch den Geist erleuchteten Vernunft, sondern lediglich in der Autorität eines untrüglichen Conziliums und des davon erleuchteten *Catechismus romanus* hat, welcher sagt: *tum* (als nämlich Gott die menschliche Natur ganz fertig hatte) *originalis iustitiae admirabile donum addidit.* Vor dieser faden, widersinnigen Vorstellung von einer Addition des Ebenbildes zur menschlichen Natur hat Hr. M. solchen Respect, dafs er das einen Supernaturalismus nennt, welcher der Character der Kirchenlehre sei (man weifs nicht, ob darum, weil etwas zur Natur des Menschen von aufsen und oben hinzukommt oder weil es so sehr alles Vernünftige des christlichen Glaubens ausschliefst). Die Einmischung des Supernaturalismus ist es besonders, welche seine Erkenntnifs der Wahrheit der Lutherischen Bestimmung trübt, so dafs er sagen kann: nach Luther habe der Mensch (dem Gott doch das Ebenbild anerschaffen) ohne jegliche übernatürliche Stütze Gott erkannt, an ihn geglaubt und ihn geliebt. Eine *äufserliche* Stütze oder Krücke allerdings war in Luthers Sinn das göttliche Ebenbild des Menschen nicht, sondern vielmehr darin bestand die Schöpfung des Menschen nach demselben, dafs es in *unmittelbarer* Einheit mit der menschlichen Natur stand, welche Einheit *mittelst* der Sünde sich lösen konnte und lösete, um auf einer unendlich höheren Stufe durch Christum *wiederhergestellt* zu werden. Hr. M. hingegen, indem er an Luthers Lehre ganz moderne Bestimmungen anbringt und zeigt, was er hätte sagen wollen, auch bei der Gelegenheit den Reformatoren seltsame, höchst schädliche Begriffsverwirrungen, auch Unredlichkeiten Schuld giebt, behauptet sich mit seiner scholastischen Lehre in jenen quantitativen, somit äufserlichen und unwahren Bestimmungen so zufrieden, dafs er selbst den Pelagianismus nicht merkt, der ebendamit im Anzug ist und von da an das römische Glaubenssystem nicht mehr verläfst: denn wer kann sich verbergen, dafs nachdem der Mensch erst für sich und ohne das göttliche Ebenbild geschaffen ist, ebendamit Gott und der Mensch als zwei selbständige einander gegenüberstehen. — Auf die Frage besonders: wie es denn um die ursprüngliche *Freiheit* des Menschen stehe, hatte die eine oder andere Bestimmung den stärksten Einflufs. Hr. M. macht sich hier viel mit Widerlegung von Privatmeinungen Luthers, Melanchthons, Zwinglis und Calvins zu thun und verläfst das Gebiet der Glaubensbekenntnisse. Noch ehe er an die Lehre von der Erbsünde kommt, giebt er den erstern Schuld, dafs sie die Freiheit des Menschen leugnen, und er thut sich und seiner Kirche viel darauf zu gut, dafs sie dieselbe behaupten. Wenn wir aber genauer zusehen, so finden wir, dafs das nur die schlechte Freiheit ist, womit der Mensch auch das Böse thut, die Freiheit, welche nach seiner Meinung zur ursprünglichen menschlichen Natur und nicht zum göttlichen Ebenbild gehörte und also auch, da dieses verloren ging, nach wie vor mit der Natur des Menschen in ihrer Integrität geblieben wäre. Hr. M. glaubt in dieser ziemlich flachen Weise sich den Sündenfall besser erklären zu können und ihn desto sicherer zur eigenen That des Menschen zu machen, da er hingegen, wenn er nicht aus der Freiheit hervorging, ein unbedingtes Leiden desselben genannt werden müfste. Darauf hin, dafs es protestantische Lehre sei, es habe an der ersten Sünde der menschliche Wille keinen Antheil gehabt, bedient er sich selbst der harten Worte: „Daher denn auch eine Auffassung der Erbsünde von Seiten der Protestanten, die beinahe nach allen Beziehungen hin, man verzeihe den Ausdruck, ohne Sinn und Verstand ist." S. 29. Hiernach kann man sich vorstellen, wie der Hr. Verf., wenn er aufrichtig sein wollte, vollends von Augustinus urtheilen müfste. Er hält seinerseits fest an der Vorstellung einer menschlichen Freiheit *von Natur*, die daher auch, nach den unfehlbaren Bestimmungen der Trienter Synode, auch dem gefallenen Menschen noch zu vindiciren ist, obwohl durch den Verlust des Ebenbildes eine Schwäche hinein kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 84.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Dies ist nun ganz schon die pelagianische Vorstellung, nach welcher wiederum ganz quantitativen und äußerlichen Bestimmung der Mensch mit Gottes Hülfe das Gute nur leichter thun kann, als ohne dieselbe, woraus schon Augustinus folgerte, daſs er also wohl auch ganz ohne göttliche Hülfe das Gute thun könne, wiewohl nur schwerer. Wie diese Lehre als christlich und gar aus der heiligen Schrift zu rechtfertigen sei, kümmert Hrn. M. nicht; sein System hat ganz andere Quellen der Wahrheit. Der monstrose Gedanke in der Religion von einer Freiheit, die von *Natur* ist und in allen ihren Bewegungen nicht von dem unendlichen und allein freien *Geiste* herkommt, die sogar der natürliche Mensch hat und nichts ist, als die leere, pelagianische, alles wahrhaftigen, göttlichen Inhalts ermangelnde Form des Wollens, womit der Mensch alles Irdische, Aeuſserliche vollbringen kann im häuslichen und bürgerlichen Leben, nur nicht, was Beziehung hat auf seine Seligkeit und wovon das Thier sogar in der Begierde einen Schein hat — ist freilich dem protestantischen, wie dem Augustinischen System fremd. Durch jene, von allem göttlichen Inhalt sich freiwillig und eigenwillig ablösende, rein negative Freiheit ist vielmehr der Mensch, nach protestantischer Lehre, gefallen und die Vorstellung dieser elenden Freiheit soll, nach Hrn. M., der Begriff der Freiheit sein. Nach ihm und der Lehre seiner Kirche ist mit dem Verlust des Ebenbildes die Freiheit nicht verloren gegangen — wohl allerdings nicht die, durch die er vielmehr zu Fall gekommen, das Wahlvermögen, aber doch wohl die wahre Freiheit, welche das Gegentheil von der Sündenknechtschaft ist. Hr. M. weiſs nur von jener und nennt sie ein die Natur des menschlichen Geistes integrirendes Vermögen. S. 32. Was er zur Vertheidigung seiner Kirchenlehre beibringt, bringt er dadurch zugleich in Sicherheit, daſs er das nicht auch für die Kirchenlehre selbst ausgiebt, „und Marheineke sowohl als Winer blieb der (pelagianische?) Geist der katholischen Kirche unbegriffen und die Geschichte der Synode unbekannt, wenn sie dieses Theologumenon als katholisches Dogma darstellen." S. 33. Wie unglaublich dagegen Hr. M. aus seiner Supposition heraus, daſs die Vorstellung von der Freiheit als einer natürlichen Kraft der christliche Begriff der Freiheit sei, das protestantische System verkennt, mag folgende Stelle zeigen: „Den Lesern wird es erinnerlich sein, daſs der Mensch nach den Ansichten Luthers und der Seinigen ursprünglich nur mit natürlichen Kräften begabt wurde (nicht mit geistigen, nicht nach Gottes Ebenbild in und zur Freiheit geschaffen?), eine Vorstellung, die nun hier einen äuſserst wichtigen Einfluſs gewinnt. Denn da der gefallene Mensch als solcher offenbar jene Tugenden nicht mehr entwickeln kann, die dem noch Reinen möglich waren, und deshalb nicht kann, weil ihm die Kräfte dazu mangeln (freilich muſs er erst geistig wieder- und auf's neue gebohren werden), so sahen sich die Reformatoren in der Lage, die Lehre aufzustellen, er habe gewisse *natürliche Kräfte* nicht mehr." S. 36. So verwechselt Hr. M., was das *Wesen* der menschlichen Natur ausmachte, mit dieser selbst und *ihren* Kräften und macht sogar S. 40 die alles verfälschende Anmerkung: „man muſs sich erinnern, daſs nur von natürlichen Kräften die Rede sei, da der Mensch keine übernatürlichen Kräfte zu verlieren hatte" — aber doch wohl das mit der Natur des Menschen noch in unmittelbarer Identität durch Gott bestehende, zwar nicht supernaturale, aber doch anerschaffene Ebenbild, welches auch die Freiheit mit in sich schloſs. Noch bei seiner Darstellung der Lehre der Quäker kommt

er auf diesen Gegenstand zurück und sagt: „Die Lutheraner sprachen dem gefallenen Menschen das göttliche Ebenbild, die religiöse Anlage ab; in welchem Zusammenhang nun die Predigt oder das Lesen der heiligen Schrift mit der geistlichen Erweckung stehen sollte, war nicht mehr zu begreifen, da ja der Mensch nichts zu Erweckendes hatte." S. 417. Von weiteren Entstellungen mag nicht die Rede sein, auch nicht von leeren Vorwürfen; es ist wohl noch sehr die Frage, ob der Vorwurf des Gnosticismus, den er der protestantischen Lehre macht, so gründlich sei und gerecht, als der des Pelagianismus, der von jeher der römischen Kirchenlehre gemacht worden ist. Was übrigens der Hr. Verf. hinzufügt, um „auf eine glänzende Weise die katholische Darstellung des gefallenen Menschen zu bestätigen und zu zeigen, dafs auch bei den Heiden noch „ein höheres Fünkchen glühe", wie er sich ausdrückt, ist kein Vorzug seines Glaubens, da es theils nur als ein Natürliches beschrieben, theils auch in der protestantischen Kirche das Wahre davon gelehrt wird, nämlich, dafs der Mangel, die Entbehrung des göttlichen Ebenbildes in allen Seelen *die* Spur von diesem zurückgelassen, welche die Sehnsucht, dies unbestimmte Verlangen ist, an welches *als ein göttliches* allein die Gnade anknüpfen kann. Aber diese Weise der Werthschätzung und Hochstellung des Heidnischen, wie sie der Hr. Verf. ganz im Geiste seiner Kirche declarirt, diese Ehre, die er dem Natürlichen da erweiset bei den Chinesen, Hindus u. s. f., ist freilich im Widerspruch, wie mit Augustinus, so auch mit der christlichen Denkart der evangelischen Kirche: denn dafs alle die unverkennbar guten, edlen Bestrebungen der Heiden Wirkung „der zurückgebliebenen guten Kräfte" der *Natur* seien und nicht des ewigen *Geistes*, der als der Logos die Saamenkörner der Weisheit über alle Völker ausgestreuet — wird von der Wahrheit aus ewig geläugnet werden. — Die wesentlich christliche Bestimmung, dafs der Mensch nach dem Fall und von Natur weder die Freiheit in ihrer Wahrheit, sondern nur als Willkühr und Wahlvermögen, noch auch die Macht besitzt, sich aus eigener Kraft zu Gott zu erheben, sondern nur die blofse Form des Wollens, sich Bewegens, Hörens, Aufmerkens, womit er der göttlichen Einwirkung widerstreben oder den Widerstand ruhen lassen kann, giebt dem Hrn. Verf. in der Rechtfertigungslehre Veranlassung zu dem Spott: „So mufsten die Füfse an die Stelle des nach der katholischen Lehre noch vom Falle zurückgebliebenen Willens treten, die Ohren die Dienste der Vernunft leisten und der Körper die Verantwortung des Geistes übernehmen." S. 79. Die Schöpfung neuer geistlicher Kräfte durch die göttliche Gnade, nach protestantischer Lehre, giebt ihm Veranlassung zu der Bemerkung, dafs damit die Identität des Bewufstseins aufgehoben werde und zu dem ferneren Spott, dafs es dem Menschen so nicht leicht werde, wenn er nicht vor den Spiegel tritt und zu seinem Vergnügen die Bemerkung macht, dafs er stets dieselbe Nase gehabt habe und *folglich* derselbe Mensch, wie von jeher, sei. S. 82. Zu dem neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, der neuen Creatur in Christo, wie der Apostel Paulus spricht, scheint nach Hrn. M. nur zu gehören, dafs er dieselbe Nase behalten habe. Er sagt es selbst nachher und nennt das den zarten und feinen Sinn (des Geruchs?) des katholischen Dogma, dafs die Kirche auch den Nichtwiedergeborenen mit den schönsten menschlichen Kräften und mit dem besten Gebrauch derselben sich denke, nur dafs er die Gnade damit nicht erreiche. Auch hier ist es nur ein ganz äufserliches, pelagianisches Bestimmen, ein quantitatives Uebergewicht nach der einen oder andern Seite, welches er mit seiner Kirche vor Augen hat und welches die protestantische als ein inneres, qualitatives, der Wahrheit nach bestimmt. In einer ausführlichen Anmerkung spricht sich der Hr. Verf. über das seiner Kirche vorgeworfene *meritum de congruo* aus, nach welcher scholastischen Bestimmung es schicklich sein sollte für Gott, auf die eigene Thätigkeit des Menschen (mit seinen natürlichen Kräften, womit er nach protestantischer Lehre nur sündigen kann) Rücksicht zu nehmen; diefs wurde mit Recht vom protestantischen Standpunct aus für Annahme eines Quasiverdienstes und für pelagianisch erklärt. Hr. M. lehnt erstlich nur ab, dafs die Kirche, als solche, jenes *meritum* lehre: denn die Synode zu Trient wisse nichts davon. Die Wahrheit ist, sie gebraucht in ihrer Zweideutigkeit nur das Wort nicht, denkt aber ganz im Sinne desselben und warum soll sie auch nicht, da das allein ihren übrigen Grundsätzen ganz conform ist; sodann erklärt sich Hr. M. auch selbst unbedenklich dafür, doch auch wohl, um nicht in die Gefahr zu gerathen, von der untrüglichen Bestimmung der Synode abzuweichen oder mit ihr in Widerspruch zu kommen.

Er sagt, er sei begierig, eine Erklärung der Erscheinung zu vernehmen, dafs so viele Heiden sich zum Christenthum wandten, Gott werde gewifs das redliche Suchen und Wollen eines Heiden nicht unberücksichtiget lassen, wenn man auch darum noch nicht *glaube*, es gebühre ihm wegen dieses Suchens und Wollens die göttliche Gnade. Die verlangte Auflösung ist schon oben gegeben worden vom evangelischen Standpunct, dafs jenes Suchen und Wollen des Heiden mit Kräften der Natur, wie Hr. M. und sein römischer Hof glaubt, nach der christlichen Lehre unmöglich, sondern selber nur aus göttlicher Anregung und Bewegung des noch nicht Wiedergeborenen, aus frommer, heiliger Sehnsucht denkbar sei, welche im protestantischen Lehrbegriff als Ueberbleibsel (*scintillula*) des göttlichen Ebenbildes vorgestellet ist; der Begriff, welcher der Vorstellung zu Grunde liegt, ist enthalten in dem logischen Gedanken: *dafs die Negativität nicht nichts, sondern auch etwas sei.* — Seinem Standpunct gemäfs nimmt der Hr. Vf. auch die Bestimmung der Trienter Synode in Schutz, dafs die verkehrte Sinnlichkeit, die Concupiscenz, das Gelüsten an sich nicht Sünde sei und das ist der sinnlichen Denkart und Hochhaltung der Natur, die sich besonders im ganzen Cultus der römischen Kirche manifestirt, ganz gemäfs. Ist denn aber durch die Taufe und Wiedergeburt die Erbsünde selbst in dem Menschen erloschen und nicht vielmehr nur die Schuld derselben vergeben? — Als eine äufsere nur wird sodann die *Rechtfertigung* im protestantischen Lehrbegriff bestimmt, weil der Hr. Vf. die subjective nothwendige Bestimmung und Bedingung, welche der Glaube ist, der daher selbst der rechtfertigende heifst und eben das Verdienst Christi (die *iustitia extra nos*) in uns versetzt, nicht dazu nimmt und in Anschlag bringt. Hiedurch verkehrt sich die ganze Stellung der Gegensätze. Die Verlegenheit des Hrn. Verfs. kommt aber hintennach, da nun des Apostels Paulus Lehre, dafs nicht die Werke, sondern der Glaube rechtfertige, welches auch die wesentliche Grundlehre des Protestantismus ist, zu bestreiten und zu widerlegen war. Mancherlei Vorstellungen von Theologen seiner Kirche geht der Hr. Vf. hier durch, um, wo möglich, noch die Werke als mit rechtfertigendes zu retten, er reduzirt aber zuletzt den Begriff des Glaubens auf die matte Vorstellung des röm. Katechismus davon, wonach er nur der historische Glaube, der Beifall ist, den wir der Lehre Jesu Christi schenken, und es erscheint nun als ganz consequent, einem solchen mattherzigen, unzureichenden Glauben die Werke beizugesellen und es weder mit solchem Glauben, noch auch mit solchen Werken zu einer Gewifsheit der Rechtfertigung und Seligkeit kommen zu lassen, welche hingegen die protestantische Lehre unbedingt ihrem Glauben zuspricht; denn da ist er das subjective, alle Objectivität in sich aufnehmende, den ganzen Menschen erfüllende und beseelende Prinzip, an das alle Rechtfertigung geknüpft ist und alle Seligkeit. Aus diesem Begriffe des Glaubens im evangelischen Sinn hätte Hr. M. schon erkennen sollen, dafs diesem Glauben das Angeeignete nicht äufserlich bleibt, wie er fälschlich versichert; denn dieses ist nur bei der Vorstellung seiner Kirche vom Glauben der Fall, dem daher auch die Gewifsheit der Seligkeit fremd bleibt; was zwar nicht in der besten Uebereinstimmung steht mit dem Lehrsatz derselben Kirche, dafs sie die allein seligmachende sei, wohl aber damit, dafs diese Seligkeit wohl schon durch den historischen Glauben zu erlangen sein müsse. Gleichwohl soll dieser Glaube, der nicht die Gewifsheit der Seligkeit mitenthält, die geoffenbarte Wahrheit schlechthin besitzen und Infallibeles nur zum Gegenstande haben. Hr. M. nennt es sogar „einen im Wesen des Protestantismus gelegenen Mifsstand, dafs man zwar glauben, aber nicht auch zugleich das glauben soll, dafs man infallibel glaube d. h. die geoffenbarte Wahrheit schlechthin besitze und unveränderlich besitze. Durch die Zumuthung, eine Fallibilität unseres Glaubens zu glauben, wird dem Glauben ein ihn zerstörendes Prinzip beigegeben". S. 430.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXIII.

Grundlehren der ärztlichen Praxis in ihrem gesammten Umfange. Von Carl Vogel, Grofsherzoglich Sachsen-Weimar-Eisenachischem Hofrathe, Leibarzte u. s. w. Jena, bei Friedrich Frommann. 1832. *VI*, 104 *S.* 8.

Es haben mehrere Aerzte in der jüngsten Zeit gefühlt und gesagt, dafs mit den herrschenden Grundsätzen und Ansichten der allgemeinen Pathologie, wovon die beliebtesten Handbücher Zeugnifs geben, nicht länger genügend auszukommen sei. Während jedoch Manche eine Restauration von Grund aus für nothwendig halten, sind Andere bemüht, durch weitere Entwicklung einzelner Seiten, durch Hinwegräumen, Zuthun und Vereinfa-

chen am Ganzen, oder auch durch Vermittlung der Extreme die Theorie mit der Praxis in Einklang zu bringen. Der Verf. dieser Grundlehren, das Bedürfnifs einer zeitgemäfsen Veränderung gleichfalls erkennend, hat zu diesem Ende eine kritische Prüfung und Sichtung der gangbarsten Lehren vorgenommen, und was ihm davon als haltbar erschien, in gedrängter Kürze zusammengestellt, damit, wie er es für angemessen erachtet, die Wissenschaft aus der Breite, in welche sie immer mehr sich zu verlieren droht, möglichst in die Enge und Tiefe zurückgeführt werde. Seine Hauptabsicht war, darauf aufmerksam zu machen, dafs sich in die allgemeine Pathologie und Therapie nicht wenig Begriffe eingeschlichen haben, welchen nur mehr oder minder logische, aber keine reale Wahrheit zukommt, und zu zeigen, wie sich aus dem Begriff des individuellen Organismus und aus dem Gesetz der Causalität die Regeln für das ärztliche Thun und Lassen ungezwungen und brauchbar ergeben. In der Darstellung ist die strenge Paragraphen-Form, welche Wiederholungen erspart, und Zurückweisungen gestattet, angenommen, und das Bekannte, in so weit es nicht der Verständlichkeit und des Zusammenhanges wegen zu berühren war, übergangen worden. Das Ganze besteht aus dogmatischen Sätzen, welche in systematischer Ordnung verbunden, nur einige Erläuterungen, aber keine ausgedehnte Beweisführung enthalten.

Der Ansicht gemäfs, die immer noch unter den Aerzten als die am meisten geltende zu bezeichnen ist, wird der Mensch als ein lebender Körper, als individueller Organismus, mit beständigem Streben, seine Individualität möglichst zu wahren, betrachtet; der Zweck alles ärztlichen Handelns aber allein in die Unterstützung dieses Strebens gesetzt. Alle Lebensäufserungen sind Wirkungen oder Folgen von Einwirkungen auf die verschiedenen Organe des Organismus durch Aufsendinge. Die Fähigkeit des Organismus zu gewissen Lebensäufserungen, heifst Anlage, die Aufsendinge, welche Lebensäufserungen zu bewirken vermögen, werden Reize, und die Umstände, welche eine wirksame Berührung des Organismus und der Reize zur Folge haben, Gelegenheit genannt, alle drei aber als die ursächlichen Momente sämmtlicher Lebensäufserungen, der gesunden wie der kranken, bestimmt. Die Grundkräfte des lebenden Körpers sind Empfindlichkeit und Beweglichkeit, Gesundheit und Krankheit sind nur Modificationen dieser Grundkräfte, welche sich in ihren mannichfachen Aeufserungen quantitativ und qualitativ verschieden verhalten. Gesundheit findet statt, wenn die Bestrebungen des Organismus zur Behauptung und möglichsten Entwicklung seiner Individualität durchaus zweckmäfsig erfolgen; die allgemeinsten Merkmale dieser Zweckmäfsigkeit bestehen in der Nichtbeschränktheit der jedem Organ zukommenden Verrichtungen durch den Lebensprocefs selbst und in dem Gefühl der Behaglichkeit. Aufserdem ist Krankheit vorhanden, die sich meistens zuerst durch den Mangel an Behaglichkeit des Lebensprocesses zu erkennen giebt. Wenn man auf die Fragen: Was ist Leben? Was ist Gesundheit? Was Krankheit? etwas Anderes zur Antwort verlangt, als die Angabe der Merkmale, an welchen man das in Frage stehende Object jederzeit zu erkennen vermag, so fordert man etwas für die Praxis Unnützes und an sich Unmögliches, das man so oft mit dem viel gemifsbrauchten Worte *Wesen* benennen hört. Es giebt für uns in der Natur nichts, als das, wovon unsere Sinne Zeugnifs ablegen, und der Inbegriff aller sinnlichen Merkmale eines realen Dinges machen für uns das Wesen desselben aus.

Diese Hauptsätze werden hinreichend erkennen lassen, in welchem Geiste der Verf. die Krankheit und ihre Erscheinungen beurtheilt. Seine Lehre ist eigentlich die seit langer Zeit fast allgemein herrschende Solidar- und Nervenpathologie, geläutert durch eine rationelle Ansicht vom Organismus, und mit neueren Thatsachen und Meinungen in Verbindung gebracht. Die Strenge und Kürze der Darstellung eignen sich vollkommen für einen Schriftsteller, welcher auf der Höhe der im pathologischen Gebiet herrschenden Richtung angelangt ist, und diese selbst mit Ausschliefsung vieles Hypothetischen in deutlichen und scharfen Umrissen repräsentiren will. Daher verdient das Werk, so klein es auch an Umfang ist, als ein Zeichen beachtet zu werden von Allen, welche sehen wollen, wie klein und nett die neuen und dicken Handbücher der allgemeinen Krankheits- und Heilungslehre sich verarbeiten lassen, und wie wenig baarer Gehalt am Ende übrig bleibt, wenn die breiten pathologischen Ansichten vom Organismus einer kritischen Scheidung unterworfen werden. Und dennoch sind, wie oft auch der Verf. den Procefs der Läuterung wiederholt haben mag, noch manche Stücke zurückgelassen worden, die selbst von seinem Standpuncte aus als unwesentlich, zweifelhaft und unklar, oder auch als wirkliche Schlacke erscheinen müssen, und mehr als einmal ist es auch ihm begegnet, dafs als eine reale Wahrheit betrachtet wird, was im Grunde nur als ein bündiger Schlufs aus zweifelhaften Prämissen, oder als nackte Behauptung passiren darf. Dieses Alles kann aber nicht hindern, die Schrift des Verfs. überhaupt als eine belehrende den Zustand der Wissenschaft bezeichnende anzuerkennen, wenn wir auch des Glaubens sind, dafs die Zukunft in dem Menschen, so weit er ein Gegenstand der Heilkunst ist, etwas mehr, als einen lebenden Körper erblicken, und zur Beurtheilung des gesunden und kranken Lebens noch andere Grundkräfte, als die organischen Eigenschaften der Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlangen wird; zumal da schon jetzt das Bedürfnifs sich immer vernehmlicher darüber ausspricht, dafs endlich auch die Aerzte wieder anfangen müssen, den *ganzen* Menschen nach seinem geistigen psychischen und leiblichen Element zum Gegenstand ihrer Betrachtung zu machen, wenn sie die Leiden der Individuen und die grofse Krankheitsgeschichte des ganzen Geschlechtes verstehen, und nicht fruchtlos sich stets in demselben Kreise fortbewegen wollen.

Lorinser.

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Welch ein Glaube, der infallibel ist, wenigstens infallibeles glaubt, aber die Gewifsheit der Seligkeit dem, der ihn hat, nicht gewährt! Es sei aus ihrer Vorstellung von der Rechtfertigung begreiflich, sagt Hr. M., dafs die Katholiken aufs nachdrücklichste einschärfen, der Glaube allein mache nicht gerecht vor Gott; aber er hätte vielmehr aus dem hier eintretenden Widerspruch mit dem Apostel einsehen sollen, dafs eine solche Vorstellung von der Rechtfertigung selbst schon unrichtig sei. Er führet unter andern für seine Theorie auch die gleiche Lehre einiger Protestanten, besonders Heinroth in Leipzig und W. Beneke in Heidelberg an, statt bei den Glaubensbekenntnissen und der Kirchenlehre zu bleiben. Ich glaube nicht, dafs jene Männer, wenn es darauf ankäme, sich für oder wider die evangelische Kirchenlehre zu erklären, dem *Catechismus romanus* beistimmen würden, wie wenig sie sich auch vielleicht theologisch genau ausgedrückt haben mögen. Für nothwendig und unerlafslich erklärt die evangelische Kirche die guten Werke auch, so gut als die römische; die *fides sola* ist von ihr nicht als *solitaria* bestimmt und das ist nicht „ein liebenswürdiger Widerspruch gegen den lutherischen Begriff der Rechtfertigung", wie Hr. M. S. 127. sagt, sondern steht, nur einer andern Kategorie angehörend, in der besten Uebereinstimmung damit. Aber darum sagen wir doch nicht, dafs in den Werken das Moment der Rechtfertigung liege, sondern allein im Glauben und zwar allein in dem lebendigen, göttlichen, von Gott selbst in der Seele erweckten und behaupten, dafs die guten Werke nicht die Macht der Rechtfertigung haben ebendarum, weil sie selber nur als Werke des Gerechtfertigten *wahrhaft* gut sein können. So bewährt sich des Apostels Lehre in der protestantischen als die allein wahre und vernünftige, wogegen Hr. M. sich bemüht, dem Sinn des Apostels mancherlei Beschränkung und Gewalt anzuthun. Er verhehlt sich auch das Socinianische der römischen Kirchenlehre nicht, so dafs nicht nöthig ist, diese Uebereinstimmung, wie gewöhnlich, als Vorwurf auszusprechen; die Lehren der Socinianer über den nicht allein rechtfertigenden Glauben, sind, nach ihm, sehr gut, aus den katholischen Schulen entlehnt (*fides formata*), scharfsinnig und geistreich. S. 502. Andere Mifsverständnisse, zumal die falschen Auslegungen des Herrn Verfassers vom evangelischen Begriff des Glaubens, wie S. 123 und 124, lassen wir auf sich beruhen: es liegt dabei die falsche Voraussetzung zu Grunde, von der sich Hr. M. nicht trennen kann, dafs der Glaube schon als der historische der wahre sei. Da er bei dieser Gelegenheit an das Religionsgespräch zu Regenspurg erinnert, so wollen wir unsererseits auch die Erinnerung beifügen an den grofsherzigen Ausspruch eines evangelischgesinnten Churfürsten von Brandenburg, der, da er seine Gesandten zu jenem Gespräch, zunächst auf dem Vorspiel zu Worms, entliefs, zu ihnen sagte: sie sollten ihm das Wörtlein *sola* (*fides sola justificans*) wieder mitbringen, oder nur selbst nicht wiederkommen. Zu den Gründen dieser Lehre, die der Hr. Verf. anführt, dafs nicht der Ruhm der Rechtfertigung zwischen Gott und dem Menschen getheilt und dem Verdienst Christi etwas entzogen werden sollte, welchen er selbst einen ungemein schönen, erfreulichen Grund nennt und zu andern inneren Gründen jener Lehre hätte er auch noch den äufsern, weshalb man eben damals so kräftig darauf bestand, anführen können, dafs man sich durch nichts so sehr, als durch diese Lehre, den schlechten guten Werken, welches die damaligen satisfactorischen Werke der römischen Kirche waren

und noch sind, entgegensetzen und diese von der Rechtfertigung ausschliefsen konnte. Diefs bedenkt der Hr. Verf., der sich überhaupt nicht genugsam in den damaligen elenden Zustand der römischen Kirche versetzt, gleicherweise nicht hinreichend, da er nachher nun von den guten Werken handelt. Es ist die pharisäische Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit, die damals besonders ein so ausgebreitetes Feld hatte, der jene evangelische Lehre so siegreich widerstritt und dagegen erhebt sich noch immer dieser Gegensatz; denn in der Forderung wahrhaft guter Werke und derselben Nothwendigkeit ist kein Streit beider Kirchen, nur dafs die protestantische, der Schrift gemäfs, stets das Bewufstsein hat, dafs auch die besten Werke noch Werke des Sünders sind, die römische, ihrer Vorstellung von der Rechtfertigung gemäfs, die ewige Seligkeit damit verdienen zu können meint, aber, wie schon gesagt, wegen ihres blofs historischen Glaubens sich derselben doch nie für gewifs erklärt. Da war es nothwendig, auf den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium aufmerksam zu machen und zu zeigen, dafs Christus nicht ein blofs neuer Gesetzlehrer (Moralist) sei, wie die Apologie der Augsp. Conf. lehrt. Ebendaselbst aber sind auch die vortrefflichsten, christlichen Grundsätze über den mannigfaltigen *usus legis* zu finden. Die Vorwürfe, welche Hr. M. daraufhin in zwei Abschnitten S. 163 und 174 gegen die protestantische Kirche ausspricht, wird jeder verständige Leser leicht in ihrer Ungründlichkeit würdigen, und als aus tiefem Mifsverständnifs und einer Anschauung hervorgegangen, die sich aus dem eigenen Vorstellungskreise auch nicht einmal historischer Weise in ein fremdes Gedankensystem zu versetzen weifs. Er sieht es nicht ein, wie nothwendig es vor allem war, der kirchlichen Sittenlehre erst an der wahren Religion, am reinen christlichen Glauben wieder eine feste Basis zu geben, und eben damit die elenden guten Werke in ihrer Armuth und Nichtigkeit darzustellen — ein Verdienst, welches den Reformatoren auch nach Hrn. M.'s Angriffen wohl ungeschmälert bleiben wird. — Auch die *Siebenzahl der Sacramente* vertheidigt er, ohne gerade, warum ihrer nicht mehr oder weniger sein könnten, oder die Nothwendigkeit dieser Zahl darzuthun, auch, ohne die infallible Bestimmung der Trienter Synode anzuführen und es überhaupt anders, als nur voraussetzungsweise geltend zu machen, was jene Synode sagt: dafs sie von Christus selbst noch eingesetzt seien. Dies wäre zu beweisen gewesen; da hätte sich denn auch leicht der *wahre* Grund entdeckt, aus welchem man die Zahl „der altkirchlichen Sacramente" vermindern und auf Taufe und Abendmahl beschränken zu müssen glaubte, statt so oberflächlich gegen die Protestanten zu sagen: „sie hätten im Widerspruch mit der Schriftlehre (!) und der begründetsten (!) Tradition der katholischen und orthodox-griechischen Kirche, ja selbst der Nestorianer (welche doch notorisch nur drei Sacramente zählen, nämlich Taufe, Abendmahl und Priesterweihe) und Monophysiten, die sich schon vor vierzehn hundert Jahren von der Gemeinschaft der erst genannten Kirchen getrennt haben, auf die Zweizahl herabgesetzt." S. 199. Dem protestantischen Begriffe vom Sacrament legt er die einseitige Auffassung zu Grunde, dafs es zur Sündenvergebung diene und argumentirt nun aus dieser einseitigen Ansicht fortwährend dagegen. Dafs die Kindertaufe in der protestantischen Ansicht ein völlig unbegreiflicher Act sei, sei keinem Zweifel unterworfen, sagt er S. 205 gegen sein eigenes besseres Wissen, da er doch in diesem Werk selbst zeigt, dafs ihm protestantische Schriften nicht unbekannt sind, in denen die Kindertaufe nicht unbegriffen geblieben, sondern erkannt worden ist in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit. Arme Rettung, wenn man die eigene Lehre nur durch Verdrehung der entgegengesetzten behaupten und vertheidigen kann! Er scheut sich nicht, die Betrachtung der Sacramente als Bundeszeichen eine Herabwürdigung zu nennen, zu der Luther und Melanchthon gegen das Zeugnifs aller christlichen Jahrhunderte und die bestimmtesten Belehrungen der h. Schrift gekommen seien S. 209, ohne auch hier nur im mindesten ein Zeugnifs aller christlichen Jahrhunderte oder der Schrift anzuführen oder zu erkennen, dafs die von ihm verworfene Bestimmung allerdings auch ein wesentliches Moment an dem Begriff des christlichen Sacraments ist. Von der *Taufe* hat Hr. M. die falsche Vorstellung, dafs wirklich darin nicht, wie nach protestantischer Lehre, die Schuld der Erbsünde vergeben, sondern die letztere selbst vertilgt werde, wodurch unbegreiflich wird, wie sie fortwirken kann, wie persönliche Sünde möglich, wie Bufse nothwendig wird. Die *Ohrenbeichte*, deren anstöfsigen Namen er vermeldet, behauptet er, ohne dabei zu fragen, wie sie mit der h. Schrift sich reime, ob es in sich selbst möglich sei, alle einzelnen Sünden herzuzählen,

ob ein solches Gebot nicht alle Aufmerksamkeit auf die einzelnen Werke hin- und von der sündhaften Gesinnung wegziehe oder ob sie nur zu allen Zeiten in der Kirche gewesen; der kirchliche Kanon: *omnis utriusque sexus*, ersetzt alle Beweise, obgleich er nach ihm nur eine Disciplinarbestimmung ist. Aber das führt er nicht an, dafs es doch nun wenigstens so herauskommt, als geschehe, was in der evangelischen Kirche dem freien Trieb und Bedürfnifs anheimgestellt ist, in der römischen nur aus Gehorsam gegen eine so äufserliche Verordnung der Kirche, und dafs im Beichtstuhl hier der Priester als Richter erscheint, der freilich nicht eher strafen kann, als bis er den Thatbestand ausgemittelt und das Einzelne vollständig vernommen und dafs in dieser kirchlichen Macht, die nach protestantischem Gesichtspunkt keine ist, die Ohrenbeichte wesentlich ihre Stelle hat. Der dritte Theil der Bufse, den Protestanten mit Recht am anstöfsigsten und gänzlich von ihnen verworfen, ist die *Genugthuung*. Da erneuern sich alle die frühern Gegensätze von der Rechtfertigung und den sogenannten guten und satisfactorischen Werken, durch die der Mensch sich bei Gott ein Verdienst erwerben kann, und die Hr. M. sehr gelinde — fromme Uebungen und Heilmittel nennt; wer sie aber näher kennt oder beschreiben wollte, würde bald erkennen, von welchem Werth sie sind und wohin sie führen. Hr. M. sagt selbst, dafs sie der Kirche den Vorwurf des Pelagianismus zugezogen haben. Aber die Kirche hat, nach dem Hrn. Verf., eine Anweisung dazu von Christo, die aber nicht nachgewiesen wird. Hier läfst sich nicht länger unterdrücken, was vorhin von dem Priester als *judex* angeführt worden und dafs die Beichte ein „Bufsgericht" ist: denn die auferlegten Bufsübungen haben auch den Charakter von Strafen und wurden, nach ihm und den besondern Nachrichten, die er hat, von Gründung der Kirche an unter diesem Gesichtspunkt aufgefafst. Er adoptirt auch die alte scholastische Unterscheidung von unendlichen Strafen, die Gott um Christi willen erläfst, und den endlichen, welche die Kirche in ihrer Gewalt hat. Die Beziehung auf Christum habe man aber darum doch nicht ausgelassen. „Die alte sichtbare (!) Kirche (ein guter Euphemismus für Hierarchie) trennte sich keinesweges in der Weise von Christus, wie es in der neuern Zeit aufserhalb der katholischen (so?) Sitte geworden ist u. s. w." S. 233. — Mit leisem Schritt geht Hr. M. hier auch an dem *Ablafs* vorüber, dessen „wirklich unläugbarer Mifsbrauch und Verkehrtheit im 16. Jahrh. die Reformatoren zu manchen verkehrten Maafsnehmungen verleitete." S. 234. Von historischer Kritik und Einsicht, wenn sie unter dem Kirchenglauben gefangen liegt, bekommt man eine Vorstellung, wenn man hier lieset, „dafs von den ältesten christlichen Zeiten an unter Ablafs die an gewisse Bedingungen geknüpfte Verkürzung der von der Kirche auferlegten Bufszeit und damit der Erlafs der zeitlichen Strafe verstanden worden." S. 235.

(Der Beschlufs folgt.)

CXIV.

Blüthen Neuböhmischer Poesie, übertragen von Joseph Wenzig. Prag, in der Fürsterzbischöflichen Buchdruckerei, bei Josepha Vetterl. 1833. 164 S. 8.

Der Deutsche hat es von je geliebt, die poetischen Gebilde fremder Volksthümlichkeiten, theils wortgetreu, theils in freierer Reproduction, zu seinem Eigenthum zu machen. In diesem allgemeinen Bildersaal, dessen Raum sich immer weiter ausdehnt, nimmt die obgedachte Auswahl aus den Gedichten zweier jetztlebenden böhmischen Lyriker einen nicht unbedeutenden Platz ein. Der Uebersetzer, Joseph Wenzig, der der deutschen wie der böhmischen Zunge gleich mächtig ist, wird sich durch fortgesetzte Mittheilung und Uebertragung dessen, was in Böhmens neuester Litteratur Aufmerksamkeit verdient, gewifs den allseitigsten Dank der Freunde der Poesie erwerben. Gegenwärtig bietet er Proben von den Werken zweier böhmischen Dichter, deren Leistungen, von ganz verschiedner Art, ein eben so verschiednes Interesse erregen. Zuerst werden wir mit Böhmens Petrarca, Johann Kollar, bekannt gemacht, dessen vermischte lyrische Werke 1821 in Prag herauskamen, und von dem einige Jahre darauf ein erotisch-patriotisches Gedicht, *„die Tochter der Slawa"*, in Pesth erschien. Jeder der drei Gesänge, aus denen dasselbe besteht, enthält funfzig Sonette, und eben so viel hat der Uebersetzer aus allen dreien vermischt zusammengestellt, um den Leser mit dem Ton und Charakter des Ganzen vertraut zu machen. Slawe (wörtlich der Ruhm) wird hier als die Göttin und Stammmutter der slawischen Völker verehrt; ihre Tochter ist die gefeierte Geliebte des Dichters. An der Saale (der thüringischen) war sie ihm leiblich erschienen, und im ersten Gesange, der den Namen des genannten Flusses zur Ueberschrift hat, ergiefst er die Fülle seiner stürmischen Neigung. Ein herbes Schicksal trennt ihn aber bald von dem Gegenstand seiner Liebe; er reifst sich mit blutendem Herzen los und wandert voll schweren Grolles gegen Welt und Menschen nach den Ufern der Elbe. Hier erhebt sich seine gedrückte Seele, und unter Böhmens alten Herrlichkeiten nimmt sein Gesang einen patriotischen Flug. Dies ist der Inhalt des

zweiten Theils des Gedichtes, „die Elbe" betitelt. Der dritte führt die Ueberschrift „die Donau". In Ungarns freundlichen Donauthälern mildert sich des Dichters Schmerz zu einer befriedigten Wehmuth; die Schattengestalt der entschlafenen Geliebten erscheint ihm und winkt still und bedeutsam lächelnd nach dem Lande jenseits, wo keine Thräne mehr fliefst. Uebersieht man so den Gang des Poems, so scheint die Mehrzahl der von Wenzig übersetzten Sonette aus dem zweiten Gesange entnommen, denn die meisten charakterisirt ein harter, scharftönender Schmerz, eine düstre, ungezähmte Unmuthslaune, die, mit dem Dasein zerfallen, zum Ausdruck der ganzen innern Qual nach entsprechenden Kraftworten fast absichtlich sucht, und sich oft in einem pathetischen Strom der Rede gefällt. Wir geben eins der schönsten, trefflich übertragnen Sonette:

„O Augen, blaue Augen, holde Strahlen,
Ihr Perlenblüthen, wo sich der Azur
Des Himmels und der Schmelz der jungen Flur
Gleichwie in einem Spiegelflusse mahlen!

Ihr führtet durch des Lebens irre Wahlen
Mit eurem Glanz mich stets auf reiner Spur;
Warum, ihr Augen, habt ihr aber nur
Geheimes Gift in mich geflöfst und Qualen!

Warum hat euer allererster Blick
In meinem Innersten den Feind gewecket,
Der mich mit seinem Pfeil zu Boden strecket!

Doch freudenvoll verzichtet auf das Glück
Des Daseins jeder, dem zum thränenfeuchten
Und dunklen Grabe solche Fackeln leuchten." —

So düster Kollar's Lyrik, eben so heiter und frisch sind Tschelakowsky's Lieder, von denen uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl mitgetheilt wird. Von Fr. Lad. Čelakowský besitzt die böhmische Litteratur einen im J. 1822 zu Prag erschienenen Band vermischter Gedichte, eine Sammlung slawischer Volkslieder in drei Theilen und eine Uebersetzung lithauischer Nationalgedichte. Aufserdem übertrug er ins Böhmische Walter Scotts Jungfrau vom See, Herders Blätter der Vorzeit und Goethe's Geschwister, welche letztern 1827 erschienen. Er scheint ganz der fähige Kopf dazu, sich fremde Gebilde dichterisch anzueignen, und mit den schon genannten Schätzen ausländischer Litteraturen bereichert, unternahm er es, russische Volkslieder ganz im Geiste dieses seinem heimischen Volke verwandten Slawenstammes in freier Productivität zu schaffen. Aus diesem „Nachhall russischer Lieder", wie der Dichter diese seine Sammlung nannte, sind die von Joseph Wenzig übersetzten und hier mitgetheilten entnommen. Es sind künstlich erzeugte Volkslieder; die Kunst hat sich hier in die natürliche Stimmung, aus der das Volkslied entspringt, vollkommen hineinversetzt, und echte Nationalgedichte der Russen können nicht volksthümlicher sein als Tschelakowsky's Verse. — Hier ist keine düstre, schmerzbeklommene Neigung, alles ist genufssuchend und natürlich heiter, oft wenig sagend und nur als Stimmung werthvoll. Mitunter stöfst man auf dumpfe, sterile Gesinnung, aus der aber unvermuthet ein freundlich naiver, spafshaft zarter Gedanke hervortaucht. Alles dies scheint uns gerade echt russisch, die Kinderstimmungen in manchen Liedern, das Frohlocken der Bräute, die Schlauheit der Liebespaare, nicht ausgeschlossen. Und in Betreff der erstgenannten Vorliebe der Russen für Kinder, so wissen wir es ja selbst historisch bestätigt, wie der bärtige, schmuzige Kosak selbst ausländische Kinder liebt und verehrt; sie sind ihm fast heilig und das Einzige, zu dem er zärtlich thun kann.

An Zahl überwiegend sind die Liebeslieder; ihre Sinnlichkeit wird durch natürliche Anmuth gezügelt. Auffallend häufig kehrt unter den Lieblingskosewörtchen der Schmeichellaut: Graues Täubchen, wieder. Eine harmlose Sentimentalität spricht sich in dem Gedicht „Romantische Liebe" aus. Der Geliebte beredet seine Wasilewna zur Flucht. Sie klagt um ihr Gärtchen, ihre blauen und rothen Blumen; sie weint, Aeltern und Freundinnen nicht wiedersehn zu sollen, und der Liebhaber tröstet sie eben so naiv als gemüthselig:

„O du findest überall ein Gärtchen!
Wo du hinblickst, wachsen blaue Blumen,
Rosen, wo du deine Wangen wäschest,
Ja, der helle Mond wird sein dein Vater,
Und dein Mütterchen die warme Sonne,
Deine Freundinnen die Sterne alle,
Aber ich in Ewigkeit dein Liebster!"

Es liefsen sich noch manche zarte Nationalgedanken zusammenlesen; wir begnügen uns mit noch einem, aus dem Gedicht „die Versöhnung." Das verlafsne, grollende Mädchen sagt:

„Ich vergrub in Schnee die treue Liebe,
Auf den Schnee hin schrieb ich meinen Aerger,
Sagte ganz mich los von dem Geliebten. —
Da begann der Frühlingswind zu wehen,
Es zerflofs der Schnee, verschwamm der Aerger,
Die vergrabne Liebe wuchs in Blumen,
Wuchs in Blumen auf," u. s. w.

Unter den Balladen enthalten einige, besonders „das Verhör" echt volksthümliche Charakterzüge; in andern, vorzugsweise in Čurila Plenkowič, mit der altrussischen Sage vom Vogel Riese, finden wir denselben komisch-schauerlichen Typus, der den russischen Märchen eigen ist.

№ 86.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Schlufs.)

Nach wohlbegründeter protestantischer Ueberzeugung hat sich das ganze Pönitenz- und Indulgenzwesen der römischen Kirche, nur Eine von den zahllosen Neuerungen und Entstellungen der ursprünglichen christlichen Lehre und Sitte, erst im Mittelalter gebildet. Unter dem Vorwande, dafs nachher der Ablafs in gröfserer Ausdehnung aufgefafst worden und dafs das nicht Glaubenslehre sei, entzieht sich Hr. M. klüglich der Aufgabe, mehr ins Einzelne zu gehen, zumal die untrügliche Synode selbst sich so kurz gefafst und alle Mifsbräuche verboten hat. Aber es liegt nahe, dafs ein Gebrauch, an den sich solche Mifsbräuche anknüpfen konnten, selber nicht viel werth und an den Mifsbräuchen selbst Schuld sei. Zum nähern Beweise der Lehre von einer *Verwandelung* des Brodts und Weins im Abendmahl sagt der Hr. Vf. nichts; er bezieht sich nur auf die Macht Christi und die Verwandelung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana, wie man wohl sonst sich bezog auf den Satz, dafs bei Gott kein Ding unmöglich, womit nur zugleich nicht dargethan ist, dafs Gott auch in diesem bestimmten Fall das wollte, was er wohl vermag; Hr. M. hält sich lediglich an die untrüglichen Worte des Conziliums zu Trient und spricht im weiteren Verlauf und in Bezug auch auf die Anbetung des Sacraments nur von dem darin gegenwärtigen Christus; aber ist darum das Geschaffene von dem Schöpfer nicht mehr zu unterscheiden und Erde und Himmel wohl anzubeten, weil Gott darin gegenwärtig ist? Der Hr. Vf. geht lieber sogleich zu einem *anderen* Gegenstand über, welcher die *Messe* ist. Auch hier thut er so, als ob, was er da von der ewigen Gegenwart Christi in seiner Gemeinde sagt, der römischen Kirche eigenthümlich wäre und auf diese an und für sich lutherische Bestimmung die Messe sich stütze, welche vielmehr die Verwandlung voraussetzt, wodurch dann das Abendmahl auch als Opferhandlung bestimmt ist. Was daran die evangelische Kirche verwirft, ist an den Trienter Bestimmungen theils, dafs das Mefsopfer soll ein *visibile sacrificium* sein, wodurch in Wahrheit die grofse Idee des Opfers Christi dahin zurückgebracht ist, von wo sie wegzubringen die entschiedene Absicht des Christenthums im Gegensatz zu den sichtbaren, mannigfaltigen, stets zu wiederhohlenden Opfern des Heidenthums war, theils *propitiatorium*, wodurch diese menschliche Erfindung und Meinung in der römischen Kirche dem Opfer Christi am Kreuz ganz gleichgestellt ist, indem nur die Weise der Darbringung verschieden sei, nämlich dort blutig, hier unblutig. Hr. M. kann seine Theorie davon immer nur durch den Gegensatz gegen die Zwinglische empfehlen, wie wenn das auch die Lutherische wäre oder, was er Wahres und Richtiges nebenher vorbringt, der Lutherischen fremd wäre, die sich darum doch nicht zum Mefsopfer versteht. So sehr schwer, wie Hr. M. meint, wird es dem Protestanten nicht, einen klaren Begriff von diesem katholischen Dogma zu gewinnen; es wird ihm nur schwer, ja unmöglich, sich von der Wahrheit desselben zu überzeugen und er weifs sich der reinen, christlichen Wahrheit allein gewifs durch den Glauben an das einige, selber nicht einmal blofs sichtbare und sinnliche, Opfer Christi am Kreuz. Ohne diesen wirklichen, persönlichen Glauben giebt es für ihn kein Opfer überhaupt, am wenigsten, wie es das Abendmahl selbst sein soll, wie in der röm. Kirche, wo es daher auch für andere, für Gestorbene u. dgl. dargebracht werden kann, weil das innerlich geistige Dabeisein mittelst des Glaubens, ja nicht einmal das individuell-persönliche Dabeigegenwärtigsein mittelst des Leibes erforderlich ist, wie bei den Privat-

messen. An diesem Mifsbrauch geht der Hr. Vf. selbst nicht ohne einige Mifsbilligung vorüber, schreibt ihn aber, wie zu erwarten, nicht seiner Kirche, die doch die Privatmessen nicht nur hat einreissen lassen, sondern sie auch förmlich sanctionirt hat, sondern der Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Gläubigen zu. Heifst einem Mifsbrauch nachgeben nicht ihn einführen? Und hat die römische Kirche nicht das Mefswesen zum Mittelpunct ihres ganzen Cultus erhoben? Ist nicht die Predigt des Evangeliums dadurch so gut wie verdrängt worden? Das geistige Mitgeniefsen der Abwesenden aber, wozu die Synode zu Trient ermahnt, ist nur ein Genufs in Gedanken, Einbildungen und steht noch tief unter der Zwinglischen Ansicht. Hr. M. erklärt, wie man den Sohn Gottes in seiner Menschheit bekennen und doch die Messe eine Verkehrtheit nennen könne, für unbegreiflich, als ob das eine in dem andern nothwendig enthalten wäre. Was er aber gar ans Licht zu ziehen verspricht, als tief im Wesen des Protestantismus liegend und in seiner Rechtfertigungslehre seine Wurzel habend, dafs nicht auch, des Abendmahles geniefsend der Gläubige nach jener Lehre ein neues, gottgeweihtes Leben beginne, ist ganz aus der Luft gegriffen. Denn auch dem Protestanten ist das Abendmahl das Mahl der Versöhnung und Liebe, der Erneuerung und Wiederherstellung seiner Gemeinschaft mit Christo; aber er hält dazu weder Verwandelung des Brodts und Weins, noch Messe für nothwendig. Wie fest und sicher hingegen Hr. M. in seinen Irrthümern sitzt, zeigt sein Ausspruch über die Verwandlungshypothese, dafs sie als Lehre ganz unzweifelhaft stets in der Kirche vorhanden gewesen, wobei er aber doch zugiebt, dafs sie erst im Mittelalter als förmliches Dogma aufgestellet worden. Von seiner Vorstellung von der Kirche ist schon im ersten Artikel gehandelt worden. Hätte Hr. M. einen Begriff von der Aufgabe der kirchlichen Reformation im 16. Jahrhundert, er würde den christlichen Glauben und das Streben, ihn der Welt wiederherzustellen in seiner Reinheit und Integrität, nicht als das Streben nach einer leeren, verkehrten Innerlichkeit auffassen S. 255.; denn was allein diese Auffassung wahres voraussetzt, ist, dafs die römische Kirche damals nur als die leere, glaubensarme, verkehrte Aeufserlichkeit bestand, aus der sich, was sie noch vom wahren Glauben enthielt, in die evangelische Kirche flüchtete. Wenn der Hr. Vf. sich das Zuströmen der Heiden zum Christenthum bei der Stiftung desselben aus den edelsten Bewegungen in ihnen erklärt, wie will er sich diefs grofse Phänomen bei der Wiederherstellung desselben und der Geschichte treu erklären? Wir aber wollen zum Schlufs dieser Kritik nur noch, als charakteristisch für das Verhältnifs beider Kirchen anführen, was sich im J. 1546. bei dem Religionsgespräch zu Regenspurg ereignete. Denn als der Bischof von Eichstädt, Moritz von Hutten, welcher zum Präsidenten des Colloquiums bestellet war, zuletzt unter andern sagte: er wolle bei dem alten Mütterlein, der Kirche, bleiben, so erwiederten ihm die Theologen von der evangelischen Seite: er thue ganz recht daran, wenn er nur bei der *rechten Mutter* bleibe; sie führten auch die Kennzeichen derselben an und setzten hinzu: aber die römische sei verderbt und der Besserung gar sehr bedürftig.

D. Marheineke.

CXV.

***Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundvierzigster bis sechsundvierzigster Band. (Nachgelassene Werke. Vierter bis sechster Band). Stuttg. u. Tüb.* 1832. 33.**

Diese drei Bände enthalten eine Reihe von Aufsätzen, der erste über bildende Kunst, der zweite über Theater und deutsche Litteratur, der dritte über auswärtige Litteratur und Volkspoesie; zusammengestellt, mit wenigen Ausnahmen, aus den Heften über Kunst und Alterthum, und also zum gröfsern Theile dem letzten Decennium von des Dichters Leben angehörend. Diese Zusammenstellung hat das Erfreuliche, dafs sie es erleichtert, von dem Character jener so bedeutenden Seite Goethe'scher Geistes- und Lebensthätigkeit, die durch diese Aufsätze bezeichnet wird, eine Gesammtanschauung zu gewinnen. Wir rathen Allen, denen es um eine vollständige Würdigung des grofsen Mannes zu thun ist, diese Bände trotz der bunten Mannigfaltigkeit der darin besprochenen Gegenstände, und der scheinbaren Selbstständigkeit der einzelnen Aufsätze, dennoch, wo möglich, in Einem Zuge durchzulesen, und nach dem Bewufstsein des Eindrucks zu trachten, den die ganze Folge auf ihn macht. Es ist uns keineswegs unwahrscheinlich, dafs, wie es wohl bei einer Folge von lyrischen Gedichten zu geschehen pflegt, so in ent-

sprechendem Sinne auch hier Manchen, die dem Einzelnen, wenn sie es für sich abgesondert betrachteten, wenig Interesse abgewinnen konnten, das Ganze die Bedeutung, die das Einzelne ihnen verbarg, offenbaren wird; als gewifs aber dürfen wir annehmen, dafs, wer schon in dem Einzelnen den Reichthum von Geist, Seele und Bildung, die darin dem gemeinen Auge freilich unsichtbar niedergelegt ist, herauszufühlen und zu erkennen wufste, in dieser Erkenntnifs und diesem Genusse, ja in dem gesammten höheren Verständnisse des Dichters, sich durch die unwillkürlich sich ihm aufdrängende Anschauung des geistigen Bandes, welches sich, gleichfalls nur dem tieferblickenden Sinne vernehmbar, durch die ganze Folge hindurchzieht, in nicht leicht zu berechnendem Maafse gefördert sehen wird.

Unsere hier ausgesprochene Behauptung könnte im Allgemeinen selbst dann nicht auffallen, wenn man den Werth der in diesen Bänden enthaltenen Kunst- und Litteraturbetrachtungen, von einem mehr stoffartigen Gesichtspuncte ausgehend, nur in das Theoretische, in die Masse der neuen und eigenthümlichen Bemerkungen, die sie enthalten, in das Maafs der ästhetischen Wahrheit, die durch sie festgestellt oder aufgeklärt wird, setzen wollte. Dafs bei einem Schriftsteller, der überall nur in zerstreuten Abhandlungen und Reflexionen, nie in eigentlich wissenschaftlichem, systematischem Zusammenhange, über irgend ein grofses Gebiet der Erkenntnifs gesprochen hat, das Vereinzelte zusammengestellt und in Wechselbezug zu einander gebracht, sich gegenseitig zu erläutern, zu bekräftigen, seinen Sinn und seine Bedeutung durch Herüberziehen aus dem Besonderen in das Allgemeine zu erhöhen vermag, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen. — Nichts destoweniger ist es nicht in diesem Sinne, sondern in einem anderen, wie es uns scheint, noch prägnanteren, dafs wir in Bezug auf die vorliegenden Erzeugnisse des Goethe'schen Geistes diesen Ausspruch zu thun wagten. Jener theoretische Reichthum dieser Aufsätze, so hoch derselbe auch an sich zu schätzen sein mag, gilt uns keineswegs für das einzige, oder auch nur für das hauptsächlichste Moment, welches ihren Werth begründet. Diesen Vorzug theilt das hier Gegebene mit manchen ähnlichen, vielleicht gleichfalls zerstreuten und vereinzelten Leistungen anderer Schriftsteller, in Bezug auf die uns die vorstehende Bemerkung kaum noch eine hinreichende Aufforderung zu einem ähnlichen, ausdrücklichen Sammeln und Zusammenstellen, wie es hier in Bezug auf die Goethe'schen geschehen ist, zu enthalten scheinen würde. In der That, wenn man an den Inhalt der vorliegenden Bände, um seinen Werth und seine Bedeutung abzuschätzen, keinen andern Maafsstab legen wollte, als diesen rein theoretischen, so würde man nicht nur überhaupt ungerecht gegen denselben werden, indem man sich dann allerdings veranlafst sehen könnte, diesen Werth niedriger zu stellen, als den Werth mancher anderer dem Inhalte nach verwandter Leistungen selbst geringerer Geister, denen es gelungen ist, auf gleichem Raume einen, rein theoretisch betrachtet, gröfseren Gedankenreichthum zusammenzustellen; sondern man würde auch insbesondere noch das, was man anderwärts durch die Zusammenstellung zu erreichen glauben kann, ganz oder zum grofsen Theile vermissen. Zu einer Theorie nämlich im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes wollen sich die Goethe'schen Betrachtungen ein für allemal nicht zusammenschliefsen: es fehlt in ihnen durchaus das Element der Abstraction, welches zur Gestaltung einer solchen unentbehrlich ist. Ueberall hat Goethe nur den bestimmten Gegenstand vor Augen, und wenn er auch an dessen Betrachtung allgemeine, in die Form und Sprache der Abstraction gekleidete Bemerkungen knüpft, so haben diese doch stets eine durchaus individuelle, den jedesmal vorliegenden Gegenstand, oder wenigstens die durch ihn bezeichnete Richtung angehende Beziehung. Einen Ausspruch solcher Art als Lehrsatz, der unmittelbar in eine verstandesmäfsig in sich zusammenhängende Theorie eingefügt werden könnte, verstehen und behandeln wollen, würde fast jederzeit auf mehr oder minder schwere Mifsverständnisse hinführen; insbesondere aber würden hierbei die Gegner und Neider des grofsen Dichters leichtes Spiel haben, ihm offenbare Widersprüche und Folgewidrigkeiten nachzuweisen. — Nicht also das im engren Sinne theoretisch zu nennende Element ist es, worin man sowohl den Werth, als auch die innere Einheit dieser Aufsätze über Kunst, Poesie und Litteratur zu suchen hat, sondern vielmehr das *ethische* Element, die Art und Weise, wie sich Goethe's Persönlichkeit und ihr Verhältnifs zu den besprochenen Gegenständen im Ganzen und Grofsen, wie im Einzelnen, darin offenbart. Um diese zu erkennen, um in Folge dieser Erkenntnifs jedem Einzelnen seine rechte Stelle anzuweisen und in ihm Alles zu finden und zu genie-

fsen, was Goethe nicht nur redend, sondern oft auch schweigend, darin niedergelegt hat; um endlich sich der Bedeutung, welche das Erscheinen einer solchen Persönlichkeit und ihrer Thätigkeit ausdrücklich nach dieser Richtung hin, für die Bedürfnisse und die Tendenzen unsers Zeitalters hat, in ihrem ganzen Umfange bewufst zu werden: dazu, behaupten wir, bedarf es nicht nur, sondern lohnt es sich auch der Mühe eines aufmerksamen Studiums der Documente dieser Thätigkeit in dem Zusammenhange, der ihnen durch die Beschaffenheit und Verwandtschaft der Gegenstände, auf welche die Thätigkeit gerichtet war, gegeben wird.

Goethe hat in Wilhelm Meisters Lehrjahren von einem Ideale der Bildung gesprochen, welches „den freien und scharfen, von aller selbstischen Beziehung, von aller beschränkten Vorliebe für gewisse Eigenschaften, welche die meisten Menschen allein an sich und andern schätzen, allein begünstigen und ausgebildet wissen wollen, entbundenen Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art umbilden läfst, eröffnet" (Werke, Bd. 20, S. 216). Schon dort sehen wir ihn (S. 249 flg.) den Begriff dieses Ideals ausdrücklich auf das Verhalten des gebildeten Menschen zur Kunst anwenden, und die Forderung einer reinen Objectivität in der Betrachtung und dem Genusse von Kunstwerken, einer vollkommenen Concentration der Seele auf den jedesmal vorliegenden Gegenstand, mit Beseitigung aller subjectiven, aus angeborener Neigung oder einseitiger Bildung stammenden, aber dem Wesen des Gegenstandes fremdartigen Anforderungen daraus ableiten. —

(Der Beschlufs folgt.)

CXVI.

Briefe über die äufsere Canzel-Beredtsamkeit oder die kirchliche Declamation und Action, von Dr. Gustav Schilling. Stuttgart, 1833. 8. *(bisjetzt* 288 S.*)*

Die Schrift ist in Briefen abgefafst. Wir besitzen Meisterwerke in dieser Form. Eine leichte und rasche Bewegung der dialectischen Gegensätze, das nahe Zusammenstellen und Ausgleichen der entgegengesetztesten Ansichten, Gelegenheit zu sachgemäfsen Episoden und selbst schicklich angebrachte Abschweifungen sind Mittel und Vorzüge, durch welche die Briefform auf engem Raum die gröfseste Mannigfaltigkeit zu entwickeln, und den Leser in der wunderbarsten Spannung zu erhalten vermag, wenn des Meisters Hand, des Stoffes wie der Form gleich mächtig, das Ganze schöpferisch beherrscht. Von diesen Vorzügen der Briefform blieb aber vorliegender Schrift kaum noch ein matter Schimmer. Es gehört eine grofse Ueberwindung dazu, über die Hälfte des Buches hinauszugelangen. Die schrecklichsten Dehnungen, in dem vorbereitenden Theile zumal, steigern die Langeweile bis zur höchsten Ungeduld. Dazu kommt ein Mifsbehagen, welches durch die Behandlung des in der Vorrede erwähnten *tüchtigen* Theologen, an welchen die Briefe als geschrieben gedacht werden sollen, sich in dem Leser erzeugt. Der Vf. läfst ihn nämlich eine ganz armselige Rolle spielen. Die kurzen Bedenken, Zweifel und was sonst aus seinen Antworten zur Kenntnifs des Lesers gelangt, ist entweder so ungeschickt und unbeholfen, dafs man in die Unzufriedenheit seines Lehrers, der ihn nicht besser als einen Tertianer tractirt, gar gern einstimmt, oder er sagt immer nur das, was der Vf. grade absichtlich in ihm hat hervorrufen wollen und was in seiner genauesten Berechnung lag (Belege könnten wir in Menge liefern), woraus genugsam erhellt, wie gemacht und gezwungen die briefliche Form erscheint. Selbst der Styl, auf welchen eine grofse Sorgfalt verwandt zu sein scheint, artet zu oft in jenes Süfseln und Schmelzen gewisser Romanschreiber aus, welche einen unangenehmen Eindruck erzeugen und namentlich für wissenschaftliche Erörterungen ganz unstatthaft sind (z. B. S. 124. 132 u. s. w.). Schilderungen wie S. 28 vollends, wenngleich theilweise richtig, (aber ob auch für die heutige Zeit?) würden einen Aesthetiker, wofür der Vf. doch gelten will, nicht eben zieren. Viele Untersuchungen, (man lese den dritten Brief über die Eigenschaften des wahren Menschen, hergeleitet aus der Doxologie des Vaterunsers) — welche mehr durch eine ungeregelte Phantasie, als durch ein wirkliches Denken geleitet sind, deshalb auch von wenig objectivem Nutzen sein können, da man sich in dem Labyrinthe subjectiver Verirrungen nicht leicht heimisch machen kann, werden wenig Anklang finden, selbst wenn Gutes und Wahres hie und da miteingestreut wäre. Ja selbst die Hauptuntersuchung, über die Bestimmung der ästhetischen Beschaffenheit des Klanges in der Stimme des Predigers, scheint nicht auf der festesten Basis gegründet zu sein. Man wird sie lesen, ohne weiter grofse Wirkung oder bleibendes Interesse dafür in sich zu spüren, da alle Bestimmungen doch nur mehr oder weniger unbestimmte Andeutungen sind, bei denen sich nicht viel denken läfst, zumal wenn sich in vielen Fällen, wo von den Intervallen der Tonsprache die Rede ist, sich das Gegentheil mit gleichem Fug durchführen liefse. Man läfst sich das Ganze wohl gefallen, weil die freilich unumstöfslichen Verhältnisse der eigentlichen Tonkunst, wenn auch nur mit gewissem Zwange auf die Rede übergetragen sind.

Es würde zu weitläuftig sein, den ganzen Inhalt der Schrift hier vorzuführen, oder auf die einzelnen verfehlten Deductionen und irrigen Meinungen aufmerksam zu machen.

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundvierzigster bis sechsundvierzigster Band. (Nachgelassene Werke. Vierter bis sechster Band.)

(Schlufs.)

Dieses Ideal, wir wagen es auszusprechen, ist nie so vollständig, wie in Goethe's eigener Person, verwirklicht worden, oder, wäre es in Andern verwirklicht, nie so vollständig und so rein, zum Musterbilde für alle Mit- und Nachstrebende, in Wort, Schrift und Lebensthätigkeit sich offenbarend, herausgetreten. Die Empfänglichkeit für das Schöne und auch für das nur Geistvolle in Litteratur und Kunst wird, in dem Sinne, mit der Selbstverläugnung geübt, wie Goethe sie geübt hat, und zu der Stärke und Allseitigkeit ausgebildet, die sie bei Goethe erreicht hat, aus blofser Naturgabe zu einer sittlichen Eigenschaft des Gemüths und des Charakters, die Beschäftigung mit jenen Gegenständen aus selbstischem Genusse zur edelsten That. — Die Lebensgeschichte des Dichters zeigt uns mit einer fast beispiellosen Klarheit und Entschiedenheit einen Sieg, den sein Genius nicht über die äufsere Natur und Welt, sondern, worin allein das wahrhaft Sittliche besteht, über sich selbst errungen hat. Wir meinen jenen Uebergang von dem glühenden, aber wilden und formlosen Naturleben des Genius und dem in diesem Leben wurzelnden, leidenschaftlichen und keineswegs von Selbstsucht freien Bewufstsein, welches seinen früheren Schöpfungen eingebildet ist, zu dem höheren Selbstbewufstsein des Geistes, welcher das Wahre, Schöne und Gute nur um sein selbst willen sucht und schaffend fördert, und sich daran erfreut, nicht weil es das Seinige ist, weil es seine Bedürfnisse befriedigt oder seinen Leidenschaften schmeichelt, sondern weil es allein das Ewige ist. Dieser Sieg, und die dadurch gewonnene absolute Freiheit des Geistes prägen sich zwar auf das herrlichste für die Anschauung in allen Dichterwerken aus Goethe's reifern Mannesalter und seinem höhern Greisenalter aus; aber es gewährt ein eigenthümliches Interesse, die Früchte, welche dieser Sieg auch auf dem Gebiete der Kunstbetrachtung und der nicht eigentlich schöpferischen, sondern in anderm Sinne praktischen Beschäftigung mit der Kunst und der Litteratur getragen hat, kennen zu lernen. Eine so ganz und gar leidenschafts- und vorurtheilslose, theoretisch eben so wie praktisch unbefangene Art und Weise des Verkehrs mit jenen Gegenständen, eine so zur zweiten, höheren Natur gewordene Gewohnheit, bei jedem neu sich darbietenden, in irgend einer Sphäre einen ächten Gehalt in sich schliefsenden Gegenstande gleichsam von vorn anzufangen, schlechterdings nichts Bestimmtes, willkürlich Beliebtes oder durch irgend eine Theorie Gefordertes darin zu suchen, sondern durchaus nur das Dargebotene aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen: — hierin besteht eben das *sittliche* Verhalten des gebildeten Geistes zur Kunst und zur Welt geistiger Productivität und Darstellung überhaupt; und diefs ist die Gesinnung, die als unerlafsliches Bedingnifs vorausgesetzt wird, damit einerseits Theorie, Kritik und persönliche, liebevolle und begeisterte Theilnahme der Freunde und Kenner den Künstler über sich selbst aufkläre und wohlthätig fördere, anderseits die Kunst ihre so sittlich veredelnde, als geistig bereichernde und kräftigende Wirkung auf das Gemüth des Beschauers nicht verfehle.

Man wird uns nicht dahin mifsverstehen, als ob, indem wir in Goethe's hier und anderwärts vorliegenden Beiträgen zur Kunstkritik und Litteraturbetrachtung die vollkommenste Offenbarung der hier von uns gerühmten Eigenschaft, die wir überhaupt kennen, zu begrüfsen nicht anstehen, wir hiermit eine unverhältnifs-

mäfsige, ja unbedingte Werthschätzung für den *theoretischen Inhalt* dieser Aufsätze in Anspruch zu nehmen gedächten. — Solche Verwechselungen sind es, die den Gegnern Goethe's manche Vortheile gegen die Anhänger und Lobredner des grofsen Mannes in die Hände gespielt haben; und wir glauben, dafs hier der Ort ist, nachdrücklich ein für allemal unserseits dagegen zu protestiren. Eine wirkliche Unfehlbarkeit des Urtheils wird kein Verständiger irgend einem menschlichen Individuum, auch dem begabtesten und gebildetsten nicht, zuschreiben wollen; und so bekennen wir denn ohne Umschweife, dafs uns manche der hier ausgesprochenen Ansichten und Bemerkungen durchaus nur insofern Werth und Bedeutung haben, als wir sie auf Goethe's Individualität zu beziehen, und aus sonstiger Kenntnifs dieser Individualität einen Zusammenhang, in den wir sie einreihen mögen, zu entnehmen in Stand gesetzt werden. Aber es sei uns erlaubt, aufmerksam darauf zu machen, wie eben durch jenes rein sittliche Verhalten, durch jenen Adel, jene grofsartige Uneigennützigkeit der Gesinnung, die wir hier in so seltenem Maafse finden, eine solche Ergänzung des Einzelnen nicht durch die abstracte, theoretische Einheit, sondern durch den individuellen, persönlichen Geist des Ganzen erst möglich, wie erst hiedurch das Hervortreten der Persönlichkeit als solcher mit ihrer nothwendigen individuellen Beschränkung in das theoretische Kunstgebiet, gerechtfertigt wird. Nicht die Schranken der Persönlichkeit als solche sind das Tadelnswerthe im Menschen; nicht das Offenbarwerden dieser Schranken ist es, wodurch ein Werk seines Geistes entstellt wird; sondern überall nur das Geltendmachen dieser Schranken als eines positiv Wahren und Allgemeinen, als eines theoretisch Nothwendigen. Nur die rein sittliche Gesinnung giebt dem Einzelnen das reine und beharrliche Bewufstsein seiner Schranken, und mit diesem Bewufstsein das Vermögen, allem, was er sagt oder schafft, den Stempel seiner Individualität dergestalt aufzudrücken, dafs für den Leser und den Beschauer an die Stelle des in Folge der Schranken dieser Individualität theilweise mangelnden, Objectiven, allenthalben die Anschauung der edlen und grofsartigen Persönlichkeit selbst tritt. Wir dürfen wohl behaupten, dafs nie ein Individuum dieses Bewufstsein und dieses Vermögen in höherem und reinerem Grade besessen hat, als eben Goethe; und sonderbarer Weise ist gerade diese schöne Eigenschaft auf das schmählichste an ihm verkannt worden. Mit unbegreiflicher Verblendung haben selbst die Geistreicheren unter seinen Feinden ihm die thörichte Selbstsucht zugeschrieben, die Schranken seiner Persönlichkeit in einen positiven Maafsstab für die Werthschätzung des Weltinhaltes verkehren und jeder Erscheinung in Natur und Geschichte, in Litteratur und Kunst nur nach dem Maafse Werth und Bedeutung zugestehen zu wollen, als sie die Eigenschaften, deren Goethe sich als seiner eigenen bewufst war, theilte. Es wäre ein Leichtes, zu zeigen, dafs z. B. Wolfgang Menzels ganze Polemik gegen Goethe auf diesem Vorurtheile beruht, und in Nichts zerfällt, sobald der Ungrund desselben nachgewiesen, ja sobald nur der Inhalt der Voraussetzung selbst zu klarem Bewufstsein gebracht wird. Man beruft sich, um diese irrige Ansicht von dem Charakter und der Tendenz des grofsen Dichters zu unterstützen, auf das Wohlgefallen, mit dem er, namentlich in den hier vorliegenden Bänden, nicht selten untergeordnete Erscheinungen in Litteratur und Kunst, die aber eine gewisse Verwandtschaft zu seinen eigenen Leistungen, oder Spuren des Nachstrebens in Bezug auf diese tragen, hervorhebt und sich mit ihnen beschäftigt, und dagegen Grofses und Bedeutendes, aber seiner Individualität ferner Liegendes, unbeachtet läfst. Es genüge, um dem Schlusse, den man hieraus ziehen will, zu begegnen, auf Stellen hinzuweisen, wie Bd. 46. S. 223, wo Goethe eingesteht, „über vieles Treffliche, was die mächtigste Wirkung auf ihn ausgeübt, geschwiegen zu haben, weil er, je tiefer er in das Werk eines grofsen Geistes hineindringe, desto mehr oft empfinde, wie schwer es sei, es in sich selbst, geschweige für Andere, zu reproduciren;" — oder, um noch eine andere Seite von Goethe's Denk- und Sinnesweise in diesem Bezuge anzudeuten, auf solche, wie Bd. 43, S. 16, wo er in humoristischer Laune, sich zugeschworen zu haben berichtet, „an nichts mehr Theil zu nehmen, als an dem, was er so in seiner Gewalt habe, wie ein Gedicht; wo er wisse, dafs er zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben habe;" — wozu sogleich das Geständnifs gefügt wird, „dafs ein solcher Entschlufs sehr illiberal sei, und nur Verzweiflung einen dazu bringen könne; es sei aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einen um den andern

Tag rasend zu werden." — Wen Stellen, wie diese (und sie kommen in großer Menge in allen Schriften des Dichters seit der Zeit vor, in der er Selbstbeschränkung gelernt hatte, d. h. seit seinem Eintritt in das reifere Mannesalter), wen so viele, laute und stumme Zeichen der Theilnahme, der Achtung, ja der Ehrfurcht für Thätigkeiten und Geisteswerke, mit welchen sich näher und eigentlich zu beschäftigen der Dichter doch zugleich, als nicht in seinen Kreis gehörig, ablehnen mufste, von der wahren Natur jenes vermeintlichen Egoismus des Goethe'schen Kunstlebens nicht belehren: dem, bekennen wir, ist nicht zu helfen, denn sein Irrthum beruht auf dem Nichtfindenwollen dessen, was, wenn man es in seiner Lauterkeit und Gediegenheit an Goethe anzuerkennen sich genöthigt sähe, freilich die eigenen vorgefafsten Meinungen über das Wesen eines wahrhaft sittlichen Strebens und Wirkens in Poesie, Litteratur und Kunst, Lügen strafen würde.

Wenn aber irgend ein Umstand in auffallendem Contraste steht mit jenem Vorgeben einer von Goethe in Anspruch genommenen Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Litteratur: so ist es das nie und in keinem Falle Abschliefsende und erschöpfen Wollende, sondern allenthalben nur Anregende, Beginnende, skizzenhaft Hinwerfende seiner Kunstbetrachtungen. Allenthalben läfst Goethe den Blick frei, ja er schliefst ihn auf und treibt ihn vorwärts, in eine Unendlichkeit des gegenständlichen Gehalts, die durch seine reflectirende Betrachtung, oder durch an die Stelle Setzen eines von ihm selbst dagegen Gebotenen zu erschöpfen, er sich selbst als unfähig bekennt. So unendlichen Werth für *uns* seine Mittheilungen durch die Art und Weise gewinnen, wie uns seine herrliche Persönlichkeit dabei zu lebendiger Gegenwart entgegentritt: so benutzt *Er* doch nie einen von aufsen sich ihm zu liebevoller Betrachtung darbietenden Gegenstand, um durch eine in irgend einem Sinne erschöpfende Analyse an die Stelle desselben sich selber zu setzen, oder auch nur um an ihm gewisse Lieblingsansichten, Lehrsätze oder Tendenzen zu erproben oder zu erhärten. — Wir wissen wohl, dafs man gerade dies Goethe'n als eine „Vornehmigkeit" ausgelegt hat, und wir geben auch zu, dafs man eine Entsagung solcher Art nicht von Jedem, der über Gegenstände gleicher Art schriftliche Betrachtungen anstellt, fordern darf; — die eigentliche Kritik in umfassenderem und strenger wissenschaftlichem Sinne, als in welchem Goethe sie geübt hat, würde diese Forderung dadurch unmöglich werden, wenn man nicht zugleich fordern wollte, dafs nur solche Geister sie üben sollen, die eine so weite und grofsartige Basis des Selbstgeschaffenen und Selbstvollbrachten, wie Goethe, ihren Aeufserungen und Winken zur Grundlage geben können. Dennoch ist jene vollkommene Freiheit der Goethe'schen Aufsätze von dem Anspruche, unabhängig von ihrem Gegenstande für sich selbst etwas zu sein, eine unschätzbare Eigenschaft, um so unschätzbarer, als sie der Natur der Sache nach von so Wenigen gefordert werden kann. Nur durch sie geschieht dem Rechte des Gegenstandes auf ein von aller fremdartigen Beimischung, wäre es auch von der Beimischung der rein theoretischen oder wissenschaftlichen Interessen, unabhängiges Interesse, vollständiges Genüge; nur durch sie wird ein reines Gefühl von dem Werthe des Gegenstandes als solchem erweckt. In diesem Sinne möchten wir den Geist der Goethe'schen Kunstbetrachtung sogar das reine Gegentheil dessen nennen, was durch den Tadel der „Vornehmigkeit" bezeichnet wird, wenn nämlich, wie wir diesen Ausdruck immer verstanden haben, darunter eine kalte Ablehnung fremden Werthes, eine Entfernung aller wärmeren und lebendigeren Theilnahme verstanden wird. Dies eben ist die ewige Jugend des Goethe'schen Dichtergeistes, die ihn in Stand gesetzt hat, noch in dem spätesten Lebensalter so Herrliches zu schaffen, dafs er sich unausgesetzt das Gefühl für die Trefflichkeit und den tiefen Gehalt der gegenständlichen Welt lebendig erhielt, dafs er jeden ihm neu entgegentretenden Gegenstand, in dessen Eigenthümlichkeit er nur irgendwie einen Eingang fand, als eine neue Welt behandelte, die ganz auf ihren eigenen Gesetzen beruht, und in die sich, ohne sie zu verunstalten oder den richtigen Standpunkt für ihr Verständnifs zu verlieren, nichts Selbsterdachtes oder anderswoher Gewonnenes hineintragen läfst. Wie wenig diese allein ächte und sachgemäfse Gewohnheit der ästhetischen Betrachtung in unserem Dichter der Fähigkeit des streng wissenschaftlichen, Jahre lang Einen Gegenstand festhaltenden und alles sonst ihm Vorkommende, auch das scheinbar Fremdartigste, darauf beziehenden und dafür benutzenden Forschens Eintrag

that: dafür zeugen seine, mit so unablässig regem Eifer und unschätzbaren Erfolgen gleichfalls bis in das späteste Alter fortgesetzten naturwissenschaftlichen Untersuchungen. So hier aber, wie dort, ist es eben das reine, völlig uneigennützige Interesse an der Sache, welches wir, mit gänzlicher Beiseitesetzung aller selbstischen und mit strengem Gesonderthalten aller der Sache fremdartigen Interessen, den Dichter beseelen, und in dem einen wie in dem andern Falle ihn auf die einzig der Sache gemäfse Behandlungsart derselben hinführen sehen.

C. H. Weifse.

CXVII.

Zur vergleichenden Physiologie des Blutes. Untersuchungen über Blutkörnchen, Blutbildung und Blutbahn, nebst Bemerkungen über Blutbewegung, Ernährung und Absonderung mit besonderer Rücksicht auf C. F. Burdach's Physiologie Bd. IV. Von Rudolph Wagner, Prof. der Medicin in Erlangen. Mit 1 Kupfertafel. Leipzig, Verlag von Leopold Vofs. 1833. *VI.* 80 *S.* 8.

Wir finden in diesem Werke zunächst eine werthvolle Abhandlung über Form und Gröfse der Blutkörperchen der verschiedensten Thiere. Bei der Differenz der Resultate, welche durch verschiedenartige Untersuchungsweise so häufig schon herbeigeführt ist, erscheint die Mittheilung der befolgten Methode des Beobachtens jetzt unumgänglich nothwendig, was auch der Verf. anerkennt. Behufs der Untersuchung der Blutkörperchen der Wirbelthiere trat derselbe mit dem besten Erfolge dem unter das Mikroscop gebrachten Blutstropfen etwas Eiweifs der Hühnereier zugesetzt. Wasser eignet sich nicht dazu, indem die Blutkörperchen dasselbe schnell einsaugen, anschwellen, ihren Farbestoff abgeben und ihre Gestalt verändern. Auflösungen von Kochsalz oder Zucker in Wasser verhüten diese Nachtheile nur zum Theil. Salmiakauflösung kann als Conservationsmittel der Blutkörperchen betrachtet werden. Bei den wirbellosen Thieren, mit Ausnahme einiger Anneliden ist die Verdünnung nicht nothwendig, da bei der Menge Serum und der geringen Zahl der Blutkörnchen eine allzugedrängte Anhäufung der letztern nicht zu befürchten ist. Die Untersuchungen des Verfs. erstrecken sich auf die Blutkörperchen des Menschen, des Ochsen, des Schaafes, des Huhns, der Taube, der Schildkröte, des Frosches, der Eidechse, einer Menge von Fischen, des *Octopus moschatus* und einiger andern Cephalopoden, einiger Ascidien, mehrerer Crustaceen, Anneliden, Insekten, Arachniden, Echinodermen und Medusen. Ob die Kügelchen, welche der Verf. bei Cirrhipeden und Aktinien fand, Blutkörperchen waren, oder nicht, blieb ihm selbst zweifelhaft. — Ueber alle bisher angestellten Untersuchungen der Gestalt und Gröfse der Blutkügelchen beim Menschen und bei den verschiedenartigsten Thieren, gewährt eine Tabelle zweckmäfsig Uebersicht.

Eine zweite Abhandlung ist der Beantwortung der Frage gewidmet, ob die Blutkörperchen wirklich Kerne besitzen, was der Vf. mit Müller annimmt. Doch scheint es ihm noch nicht völlig bewiesen, ob die Blutkörnchen innerhalb des Gefäfssystemes wirklich aus Kern und Hülse bestehen, wenigstens scheint sich die letztere erst als solche bei der Behandlung mit Wasser vom Kerne abzulösen, im ganz frischen Zustande aber innig an ihm zu kleben. Es finden sich im Herzblute der Frösche, so wie im Blute der Taube und mehrerer Fische noch aufser den eigentlichen Blutkörperchen kleine runde Körnchen, die Müller für Lymph- und Chyluskügelchen hält und von denen er annimmt, dafs aus ihnen die Kerne der Blutkörperchen entstanden. Unwahrscheinlich wird dies dadurch, dafs nach Wagner's Untersuchungen bei den Fischen die Kerne der Blutkörperchen stets kleiner sind, als die sogenannten Lymphkügelchen, die dies doch auch nur *vielleicht* sind. Ob die Blutkörperchen der Menschen und der Säugthiere ebenfalls einen innern Kern haben, konnte der Vf. wegen ihrer Kleinheit nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Eine Gröfsenverschiedenheit junger und alter Thiere derselben Art aber fand Wagner nie.

Aufser dem bereits Angeführten enthält diese kleine Schrift Andeutungen über Bildung der Blutkörnchen nach Baumgärtner, eine Zusammenstellung des über Blutfärbung der verschiedenen Thiere Gelieferten, einige Ansichten über die Bestandtheile des Blutes und eine Darstellung der Blutbahn bei den niederen Thieren, in der manches Neue über den Kreislauf der Anneliden sich findet. Den Kreislaufsapparat der Cirrhipeden und Aktinien zu entdecken, ist dem Verf. nicht gelungen. Den Schlufs des Werkes bildet die Mittheilung aphoristischer Ansichten über Blutbewegung und über Ernährung und Absonderung.

Die Kupfertafel enthält Darstellungen von Blut- und Lymphkörnchen des Menschen und mehrerer Thiere aller Klassen.

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXVIII.

Skizzen aus Spanien. Von V. A. Huber. Zweiter Theil. A. u. d. T. Jaime Alfonso, genannt el Barbudo. Skizzen aus Valencia und Murcia. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1833. Dritter Theil. A. u. d. T. Madrid, Lisboa und die Refugiados in London. Skizzen aus der Geschichte unserer Zeit. Erste Abtheilung: Manuel. Skizzen aus Madrid. Bremen, Schünemann. 1833. 8.

Als wir eben den Titel dieser interessanten Skizzen hier zu einer Anzeige niederschrieben, melden in demselben Augenblick die Zeitungen den Tod Ferdinands VII., und die Aussichten auf neue Verwickelungen der europäischen Politik, die man in französischen Journalen daraus andeuten hört, veranlassen ernste Rückblicke auf die verworrenen innern und äufsern Zustände Spaniens seit den letzten Jahrzehnten, indem sie zugleich dazu dienen können, uns jene Darstellungen des Hrn. Huber, die als treue Zeugen einer vielfältig untergrabenen Nationalität reden, in eine beziehungsreichere Nähe zu rücken. Nach mittelalterlichem Lebensglanz, in dem den Spaniern das Blüthenalter ihrer Geschichte auf einer seltenen Stufe origineller Volksentwickelung, Sittenenergie und schönster poetischer Kraftäufserung verlief, schienen sie nicht berufen zu sein, als eine Nation der neueren Geschichte weiterzuleben; in innerer Verdumpfung gefesselt, in Trägheit der Entwickelung zerflossen, waren sie lange wie ein durch ein Erdbeben geistig verschüttetes Volk anzusehn, über dem der Lavastrom der Zeiten sich zu einem Grab zusammengedichtet hatte, unter dessen tiefer Abgeschiedenheit sie das über sie hin tönende Rauschen der Weltgeschichte vergeblich an ihr erstorbenes Gehör schlagen liefsen. Die politischen Zuckungen und Krämpfe, die in Folge französischer Herrschaft und Einflüsse durch innere Parteizerwürfnisse endlich wieder im Lande einen Anklang von den allgemeinen Zeitbewegungen erweckten, waren nur wie die unwillkürlichen Bebungen eines Scheintodten, die für neues wahrhaftes Leben noch immer sehr zweifelhafte Gewähr gaben; und es zeigte sich, nachdem jene Reibungen ohne Resultat vorübergegangen waren, nur wieder das aussichtslose Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen der Zustände, das im Charakter des spanischen Staates und Volkes bis auf die letzte Zeit vorgewaltet hat. Der schwankende Scepter Ferdinands VII. hatte alle jene Wechselzustände, in denen sich die Kräfte des Landes erschöpft, gleicherweise begünstigt; Ferdinand hatte die schönsten Hoffnungen der Patrioten bestärkt und beschworen, dann gegen die Verwirklichung der neuen Verfassung Partei genommen, und die dem Aufruhr der streitenden Factionen gefolgte Ohnmacht zur Befestigung des alten Standes der Dinge benutzt. Der eigentliche ethische Volkszustand war aber durch alle Vorgänge auf keinerlei Art in eine Aufregung und höhere Thätigkeit versetzt worden, und blieb auf einer merkwürdigen Stufe barbarischer Natürlichkeit verharren, die sich in der Mitte der heutigen europäischen Civilisation um so auffallender ausnimmt, da sie bei diesem Volke nicht aus Ueberkraft und Frische eines noch unentwickelten Urzustandes, sondern aus Abschwächung nach verlebten Kräften, aus aufgelöster Nationalität sich einstellt. Die am Mark des innersten Volkslebens haftende Verwirrung aller bürgerlichen Verhältnisse im jetzigen Spanien, die Rechtlosigkeit der Zustände, der Mangel an öffentlichen Garantieen; Räuber, die ihr Handwerk systematisch im ganzen Lande organisiren, Schutz- und Trutz-Bündnisse mit den Behörden abschliefsen, und, als ein Staat im Staate, eine ordentliche Justiz ausüben; Alles dies, und vieles Andere, trägt so sehr den Typus einer derben Wildheit,

dafs man ihn allerdings fast mit dem frischen Naturzustande eines Volkes noch verwechseln, und, wie auf einen solchen, Hoffnung auf neue Erhebung des spanischen Lebens gründen könnte. Manche Bekenner einer milderen Geschichtsansicht, die, wiewohl mit Unrecht, an die Wiedergeburt grofser Nationalitäten glauben, haben auch die Zustände des heutigen Spaniens nur aus jenem Gesichtspunkt beurtheilt. Es wäre dies freilich das allerwunderbarste Phänomen, welches noch nie da gewesen, dafs eine Volkseigenthümlichkeit, nachdem sie ihre eigenste Kraft und Fülle in der ihr beschieden gewesenen Culturperiode erschöpfend hervorgethan, einen Läuterungsprocefs durch eine Zwischenepoche der Barbarei zu erleben bestimmt war, aus der sie sich in neuer Wildheit der Zustände zu neuer Cultur gewissermafsen erkräftigen sollte. Der alte Cervantes sah, als er wehmüthig-satirisch seinen Don Quixote schrieb, bereits in dem Abfall des spanischen Lebens von dem nationellen Ritterthum ein Versinken und Zergehen des schönsten Wesens seines Volkes, und diesen schmerzlich tragischen Gedanken hüllte er tief in die lachenden Späfse jenes Romans ein, der für die Spanier eine grofse, in diesem Sinne vielleicht noch nicht anerkannte historische Bedeutung hat; denn nicht darauf kam es dem grofssinnigen Dichter an, die Verrücktheit des einzelnen Individuums, das in einer unpoetisch gewordenen Zeit noch Ritterlichkeit affectiren wollte, als solche zu geifseln, sondern vielmehr Das als ein melancholisch bizarres Bild hinzustellen, dafs in einer solchen Zeit, wie die seinige geworden war, jener Anklang aus der herrlichsten Nationalepoche Spaniens, dem Ritterthum, nur noch als Verrücktheit und Abgeschmacktheit, als Don Quixoterie, aufzutreten vermöchte. Es war ein grofser Schmerz über die Entmittelalterlichung seiner Zeit, die durch die Seele des ironisch lächeinden Cervantes fuhr, als er den Don Quixote erdachte, und er war, wie Dichter es sind, hierin ein Prophet gewesen, denn Spanien verlor sich, je weiter es sich in abweichender Linie von seinem Mittelalter entfernte, immer mehr in eine Entartung seiner schönsten und eigenthümlichsten Richtungen.

Dieser schmerzhafte Conflict zwischen grofsen Volkserinnerungen und einer, derselben unwürdig gewordenen, verdüsterten Gegenwart ruht noch, wie ein schleichender Schatten, über dem heutigen Spanien, aus dessen unheimlicher Lebensmonotonie seine mittelalterlichen Baudenkmäler, die sich als Zeugen jener Vergangenheit erhalten haben, wie erhabene Elegieen hervorragen. Dies Bild, das wir Manchem vielleicht allzusehr in's Trübe gemalt zu haben scheinen, ist indefs nur der frische Ergufs des Eindrucks, den die in schärfer und unbekümmerter Objectivität hingegebenen „Skizzen aus Spanien" auf uns gemacht haben, und Hr. Huber, welcher sich schon im ersten Theile dieses Werkes als ein tüchtiger, keiner Art der Illusion nachgehender Beobachter bewährte, hat in den beiden neuen Bänden mit einer, wo möglich noch gröfseren Strenge der Wirklichkeit das jetzige spanische Leben auf seinen sittlichen und politischen Auflösungsstufen vorübergeführt.

Der zweite Theil, „Skizzen aus Valencia und Murcia" enthaltend, schildert besonders das spanische Provinzialleben, das Räuber- und Abenteurerleben des Gebirges in einem lebhaften Gemälde, und läfst darin ein seltsames Durcheinanderwirren gesetzlicher und ungesetzlicher Zustände an uns vorbeigehn. Der berühmte Räuber Jaime Alfonso, der zur Zeit der Parteiungen von 1820 auch in den politischen Bewegungen eine gewisse Rolle spielte, oder wenigstens nicht ganz ohne Antheil an denselben bleiben konnte, da die Wichtigkeit eines grofsen Räubers in Spanien zu bedeutend ist, um ihm nicht von Seiten der Parteien eine Rolle aufzunöthigen, füllt mit seinen interessanten Schicksalen und Thaten den gröfsten Theil des starkbeleibten Buches. Ein Räuber seiner Art geniefst nicht mit Unrecht eines weitverbreiteten Heldenruhms im ganzen Lande, und man sieht ihn und Seinesgleichen, die sich als öffentliche Charaktere geltend zu machen wissen, die Rolle der weiland fahrenden Ritter in Spanien mit nichts nachgebendem Heroismus unter den veränderten Verhältnissen vertreten. So entsteht ein solches Gemisch von Spitzbüberei und Heldenthum, Verschmitztheit und Rechtlichkeit der Gesinnung, Gesetzeshohn und prinzipienmäfsiger Ehrenfestigkeit des Handwerks, wie es in diesem Barbudo meisterlich dargestellt ist, indem man aus dieser Mitte heraus zugleich trefflich das Thun und Treiben der niedrigeren Klassen des Volkslebens überschaut und seine Meinungen, Sitten, Vorurtheile, sein abergläubisches Behelfen und Befreunden mit diesen Zuständen der Ordnungslosigkeit kennen lernt. Wenn wir der Darstellung des Hrn. Huber auch etwas mehr Gedrängtheit und Durchbildung, und etwas weniger Willkür-

lichkeit wünschen, so müssen wir doch sonst seiner frischen, derben, gewitzigten Zeichnung, die oft gerade durch ihre Kunstlosigkeit Alles am wirksamsten und mit dem Zauber lebendiger Wahrheit heraustreten läſst, vollkommene Anerkennung widerfahren lassen. Eine interessante Beilage zu diesem Theile ist die ihm vorausgeschickte Abhandlung: „Ueber landschaftlichen Charakter und Bau der Iberischen Halbinsel", die manche ganz neue Anschauungen der landschaftlichen und geographischen Structur Spaniens darbietet.

Der dritte Theil, von welchem die erste Abtheilung vor uns liegt, behandelt ausschlieſslich die politischen Parteikämpfe unter Ferdinand VII., deren Verwickelungen mit groſser Klarheit und Anschaulichkeit auseinandergelegt sind. Die novellistischen Verhältnisse, die ihnen zur Einfassung dienen, verrathen ein nicht gewöhnliches Darstellungstalent, das sich in diesem Theile überhaupt reger und kunstmäſsiger entfaltet hat, als in den beiden vorhergehenden.

Th. Mundt.

CXIX.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abtheilung. Halle, bei Eduard Anton. 1833. *XII u.* 177 *in* 8.

Unter allen jüngeren deutschen Historikern der gegenwärtigen Zeit, ist uns Hr. Leo immer als der bedeutendste, wegen gewisser Eigenschaften vorgekommen, die, wenn sie auch an sich eben nicht die höchsten eines Geschichtsschreibers sind, doch in unserer gesinnungslosen Zeit hervorstechend erscheinen. Wir rechnen dazu die entschiedene Färbung, die er seinen Bildern zu geben weiſs, die derbe Kraft, die er in Darstellungen und Ausdrücken an den Tag legt, so wie auch bisweilen sogar das rücksichtslose Aussprechen von Ansichten, die Andere verschweigen oder verdecken würden. Es ist bei ihm nichts von jener musivischen Kleinmeisterei zu finden, die Manchen zu Ruf und hohen Ehren gebracht, nichts von jenen ertödtenden Abstractionen, in welchen Andre ihre Gestalten vergehen lassen, sondern Alles hat hier Farbe, Leben, Frische und Anschauung, und wenn wir uns freilich zu den Ansichten die oft kund gegeben werden, auch nicht bekennen dürfen, so ist gewiſs, daſs sie als existirende Wesen Anerkennung verdienen.

Aus dem Gebiete der Geschichte aber, auf welchem Einseitigkeit, Parteiung und kecke Entschiedenheit nicht allein verziehen und ertragen, sondern bisweilen sogar gelobt werden müssen, tritt Hr. Leo jetzt auf ein anderes, durchweg allgemeineres, das anerkanntermaaſsen dem Gedanken allein angehört, dem die Geschichte mehr ein Beispiel als eine Grundlage ist, und dessen Boden lediglich der Aether der reinen Vernünftigkeit genannt werden kann. In dem Bereiche der Staatsphilosophie kommt es weder auf Liebe und Haſs, auf geistreiche Capriolen, auf entschiedenen Willen, noch auf die Erklärung, daſs man jenem entgegentreten, diesem sich widersetzen wolle, an, sondern hier hat man es mit Begriffen, und nicht mit Anschauungen, mit Ideen und nicht mit Vorstellungen zu thun. Wenn wir auf diesem Gebiete Hrn. Leo entgegentreten, so geschieht es, weil wir uns vorzüglich auf demselben umgesehen haben, weil Hr. Leo eine besondere Wichtigkeit auf diese Studien und Skizzen (S. Vorwort S. 1. 2) legt, und weil häufig die unbegründete Meinung des Publicums den Verf. und Referenten, als *einer* philosophischen Ansicht theilhaftig nennt, was am Besten durch diese Anzeige widerlegt werden kann.

Schon der Titel des Buches, Naturlehre, oder Physiologie des Staates muſs hier ernster betrachtet werden. Denn es handelt sich nicht etwa um eine bloſse Vergleichung der Natur und des Staates, wie sie der Verdeutlichung wegen, häufig vorgenommen werden kann, und auch wohl dem Refer. oft entfahren ist, sondern um eine Verlegung des staatlichen Bodens aus dem Gebiete des Geistes und Gedankens, auf das einer äuſserlichen Nothwendigkeit, dem sich das „Auge des Beobachters" allein zu nähern hat. (S. 3). Die Staaten, in welchen „Menschen dazu gezwungen sind, Regeln für gesellschaftliche Verhältnisse ohne Rücksicht auf Hergebrachtes, aufzustellen", werden, obgleich zugegeben ist, daſs man auch hier nicht ganz willkürlich verfahren kann, (S. 4) als mechanische Staaten den organischen gegenüber bezeichnet, deren „Regel aus dem Gesammtleben ihrer Glieder natürlich hervorgehen" soll. (S. 4). Es ist also nicht der Organismus, und zwar in *jedem* Staate, der etwa als das natürliche Element desselben betrachtet wird, sondern, was der freie Geist schafft, hervorbringt und am Veralteten ändert, wäre es

auch selbst, was immer der Fall ist, eine historische Thatsache, wird aus dem Bereiche dieser Natürlichkeit verwiesen, die somit lediglich eine äufserliche und gedankenlos für sich bestehende ist. Der Staat soll nach Hrn. Leo „um so reiner ein Kunstwerk göttlichen Ursprungs sein" je „*naturwüchsiger*" noch seine Entwickelung bleibt (S. 1). Nun aber ist kein Staat, und wir bitten um Erlaubnifs, uns des Ausdrucks des Hrn. Leo bedienen zu dürfen, selbst kein naturwüchsiger, dem Boden der Natur, sondern lediglich dem des Geistes entsprossen. Jeder Staat ist wesentlich *gemacht*, weil die Hervorbringungen des Geistes nicht geschaffen, sondern erst *zu* schaffen sind. Nun ist freilich auch für diese geistigen Schöpfungen eine Vernunft und Nothwendigkeit vorhanden; sie sind nicht willkürlich und zufällig, aber diese Nothwendigkeit kann nicht mit der äufserlichen der Natur verwechselt werden: es ist eine Nothwendigkeit der *Freiheit*, die nicht blofs ihre gegebene, sondern auch in diesem Gegebensein als vernünftig zu erkennende Geschichte hat. Dieses eine Wörtchen „*Freiheit*", das Hr. Leo, wenn er vom Staate spricht, niemals gebraucht, und dem er als Boden, eine Natur, ein göttliches Kunstwerk u. s. w., substituirt, ist auch die grofse Scheidewand, die ihn von der wahren Betrachtung des Staates trennt, und in jedem Gemachten eine leere Hohlheit erblicken läfst, die ihn gespensterartig ansieht, und zu dem Einfachen, Ursprünglichen, und, wie er sich ausdrückt, Natürlichen zurückweist. Denn auch der Titel eines göttlichen Kunstwerks für den Staat, was mit der Naturwüchsigkeit übrigens identisch sein soll, ist ein durchaus unbrauchbares Surrogat für die Freiheit. Man kann den Staat, man kann Alles, wenn man will, göttlich nennen, aber in der That giebt es kein von Gott anders, als durch die Menschen und ihre Freiheit gemachtes Kunstwerk. Dies ist aber nur Kunstwerk, in so fern es die Natur bezwungen und vergeistigt, in so fern es die Materie zum dienenden und den Geist empfangenden Stoff herabgebracht hat. Ein naturwüchsiges Kunstwerk wäre eben die unterste Gattung, die indische Pagode, die auch Hr. Leo dem Apollo von Belvedere nicht wird vorziehen wollen. Nicht minder aber sind naturwüchsige Staaten, die anfangenden, noch ungeistigen, und deswegen kindlichen, patriarchalischen und unvollkommenen Staaten.

Was übrigens hier von dem Titel und der Grundlage des vorliegenden Buches gesagt werden mufste, bezieht sich auch auf seinen weiteren Inhalt. Wer nicht vom Begriffe der Freiheit beim Staate ausgeht, kann auch die Abtheilungen und Gliederungen, welche diesem Begriffe entsprechen nicht billigen. So erfahren wir z. B. (S. 4) dafs die sogenannte Theilung der Gewalten ein Staatsunsinn sei, den man öfter als Sprachunsinn ins Leben zu stellen versucht habe. So sind die Abtheilungen der Staaten, nicht etwa der geschichtlichen Entwickelung des Freiheitsbegriffes entnommen, sondern der zufälligen Anschauung, die von Stimmung, Leidenschaft und augenblicklichen Anregungen abhängig ist. Wie zufällig eine solche Anschauung ist, mag der Hr. Verf. aus seinem eigenen Geständnifs ersehen, wonach ihm die jüdische Theocratie früher als etwas politisch Widerwärtiges erschien, das sich ihm jetzt aber, zu etwas politisch Verehrungswürdigem verwandelt hat. (Vorwort S. VI. VII). Die schon von uns erwähnte Abtheilung der Staaten in mechanische und organische gehört hieher. Das Wesen der mechanischen Staaten im Gegensatz der organischen, wird so bezeichnet, dafs in diesen ersteren „*ein* einzelnes entweder von Natur „mächtigeres, oder von den natürlich mächtigeren Staats-„gliedern als wichtiger anerkanntes Interesse gegeben „ist und alle Gliederung sich diesem Interesse durch „äufseren Zwang fügt" (S. 5). Nun aber kommt unmittelbar darauf eine andre Abtheilung in systematische und unsystematische Staaten, und unsystematische sollen eben solche sein, wo *eine* Richtung so vorherrscht, dafs alle anderen Richtungen des Lebens von ihr politisch unmündig gemacht werden. Im Grunde werden also so ziemlich mechanische und unsystematische Staaten zusammenfallen, und dieser letztere Unterschied, der nach dem Hrn. Verf. für die Betrachtung öffentlicher Verhältnisse von der höchsten Wichtigkeit sein soll, zeigt sich somit als ein ganz zufällig entstandener, der nur die Bedeutung des Einfalls an sich trägt. Man könnte eben so gut statt systematischer und unsystematischer Staaten einseitige und mehrseitige setzen, und die Abtheilungen der Staaten würden demnach nicht weniger willkürlich als die juristischen Unterscheidungen der Contracte sein, die ebenfalls in der Regel, nach äufserlichen Griffen, und nicht nach ihrem Inhalt gegliedert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Nicht minder kann man dieselbige Abstraction in demjenigen sehen, was Hr. Leo als Element des politischen Lebens hinstellt. *Heerden, Land, Geld* im weitesten Verstande, *Philosophie, Sieg der Waffen, Furcht vor geistigem Verlust*, sollen die Grundlagen sein, worauf die unsystematischen Staaten erbaut sind (S. 7), während aus dem Kampf dieser verschiedenen Elemente der organisch-systematische Staat hervortritt (S. 23). Da nun aber die Bedeutung dieser Elemente zu den verschiedensten Zeiten wiederkehrt, und Hr. Leo sich selbst später genöthigt sieht, die abweichenden Richtungen des Grundeigenthums der Geldherrschaft und des Militairstaates zu bezeichnen, so folgt von selbst, daſs die Angabe dieser Elemente für den Staat von untergeordnetem Werth ist, und daſs es nicht sowohl darauf ankommt, was sie sind, als was aus ihnen gemacht ist. Napoleons Reich ist wie die Herrschaft der Römischen Imperatoren ein Militairstaat, aber wie verschiedenartig sind diese Staaten rücksichtlich des Freiheitsbegriffes, der ihre Pulsader ausmacht: der Fanatismus herrscht in Robespieres Staat, wie in dem der Puritaner, aber wie weit sind die religiöse Bibelwuth und die atomisirende Gleichheit auseinander. Es ist mit der abstracten Angabe solchen Inhalts der Staaten, als wenn man heute noch die Regierungsformen nach dem alten Schema von Monarchie, Aristocratie und Democratie abtheilen wollte, und übersähe wie diese quantitativen Unterscheidungen qualitativ geworden, und mehr oder minder zu Momenten jedes Staates herabgesunken seien. Wer solche Blöcke und Gröſsen wie Geld, Sieg Furcht u. s. w. als den entscheidenden Inhalt der Staaten setzt, handelt auf dem geistigen Gebiete nicht minder abstract, als wenn jemand auf dem natürlichen die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden, und die Säugethiere nach den Vorderzähnen abtheilt. In allen solchen Distinctionen liegt ein äuſserlicher Sinn, und die unphilosophischen Gemüther freuen sich alsdann einen Stock zu haben, woran sie sich halten können.

Eben so dürfen wir uns wohl gegen Hrn. Leo erheben, wenn er uns die Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaft der Physiologie des Staates angiebt (S. 24–50). Die Quellen der Physiologie des Staates sollen nämlich die Phänomenologie des Geistes und die Universalgeschichte sein. Nun ist es freilich sonderbar, daſs die Physiologie des Staates einen so ganz anderen Boden, wie die Philosophie desselben hat. Wenn aber die Literatur und die Hülfsmittel dieser Physiologie des Staates auf vier Erscheinungen reducirt werden, und zwar auf Aristoteles, Machiavelli, Montesquieu und und von Haller, so sei es uns erlaubt, dagegen einzusprechen, und zwar sowohl im Interesse einiger der hier Genannten, als auch zum Besten der sonst gar zu dürftig scheinenden Physiologie des Staates. Denn daſs Aristoteles etwa den Menschen für ein politisches Thier erklärt, oder seinen Gedanken über die Staatsformen, die wirklichen Verfassungen, die er vorfindet, zu Grunde legt, oder endlich gegen Plato's ideelleren Staat polemisirt, kann ihn noch nicht zu einem Staatsphysiologen machen, sondern lediglich zu einem Philosophen, dem die Realität und Energie der Dinge, ein dem Gedachten selbst inwohnendes Moment ist. Eben so wenig kann die practische Staatswissenschaft Machiavelli's, der aus den gegebenen Verstandes- und Klugheitsregeln zusammenstellt, wie ein italiänischer Fürst des sechszehnten Jahrhunderts, sich, um zu dauern, benehmen müsse, und andrerseits in seinen Abhandlungen über die erste Decade des Livius sich für die republicanischen Grundsätze des Alterthums (Herr Leo meint, in diesen *discorsi* sei weit weniger wissen-

schaftliche Haltung, S. 36. 37) erklärt, für eine Staatsphysiologie genommen werden, da der bloſse Nichtanspruch auf Philosophie, doch nicht schon an sich Philosophie ist. Nicht minder können wir es hingehn lassen, daſs der groſse und ehrwürdige Montesquieu, der eigentlich mehr ein Staatenphilosoph als ein Staatsphilosoph genannt werden kann, dadurch, daſs er für vier Staatsformen Principien aufstellt, und die Gesetze aus dem Zusammenhange ihrer Nothwendigkeit erklärt, zu einem Staatsnaturlehrer umgeschaffen wird. Schon der Titel seines Buches vom Geist der Gesetze könnte darüber Belehrung geben, daſs er es mit einem Geist, und nicht mit der bloſsen Natur dieser Gesetze zu thun gehabt hat, und dürfte ihn vor der unrichtigen Classification sichern, in die ihn Herr Leo trotz „seiner falsch gebauten Basis", und „der in allen ihren Theilen schiefen Physiologie" einzuordnen sucht. Nur bei Hrn. Karl Ludwig von Haller dürfen wir nicht das Geringste dagegen einwenden, daſs ihn Herr Leo in den staatsphysiologischen Olymp einnimmt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir sonst wirklich nicht wüſsten, wohin er zu bringen ist. Es ist dieses eine Vergötterung aus Noth, weil er unter den Staatsphilosophen nach dem berühmten Worte Hegels keinen Platz einnehmen kann, daſs es zuviel gefordert sei, daſs da zwei Gedanken zusammengebracht wären, wo sich nicht einer findet. Nach Hrn. Leo hat Haller bei manchem Spitzen und Uebertriebenen und trotz dem vom Verfasser miſsbilligten Bestreben, den Staat auf privatrechtlichen Grundlagen zu erbauen, sehr viel Tüchtiges und Schönes in seinem Werke, man kann die segensreichsten Früchte daraus gewinnen; auf jeden Fall meine er es ehrlich und gut, und verdiene nicht entfernt die Verketzerung, die man ihm fast allenthalben hat angedeihen lassen. Wir aber können nunmehr begreifen, wie neben Haller, Plato, Spinoza, Kant und Hegel von der Physiologie des Staates haben ausgeschlossen werden müssen.

Herr Leo behandelt nun in dieser bis jetzt erschienenen ersten Abtheilung seines Buches lediglich die Elemente des Staates, und zwar in fünf Kapiteln, wovon das erste: der Mensch, überschrieben ist und von den Familienverhältnissen spricht, die andern aber das Grundeigenthum, das Geld, den Sieg, die Furcht und die Ansicht als Grundlagen des Staates darstellen. Das, was Hr. Leo im ersten Kapitel über die Ehe sagt, hat vielen Beifall gefunden, und Referent hat schon mehrmals diesen Theil des Buches mit Lobpreisungen anführen hören. Es läſst sich auch nicht läugnen, daſs manche gute und treffende Bemerkungen, eine oft gelungene Charakteristik und im Ganzen eine sittliche Haltung hier anzutreffen sind. So ist z. B. die Ansicht (S. 55) vollkommen wahr, daſs überall eigentlich eine Ehe vorhanden ist, „wo der Vater sowohl eine Verpflichtung hat, für die Kinder bis auf einen gewissen Grad Sorge zu tragen, als ein Recht auf ihre Thätigkeit." Denn das Concubinat in Rom, die *barragania* in Spanien sind sicherlich vollgültige Ehen, wenn auch Modificationen in den Rechten und Verpflichtungen eintreten mögen. Aber trotz allem, hier von uns Zugegebenen können wir uns mit der philosophischen Grundlage der Abhandlung nicht einverstanden erklären.

(Der Beschluſs folgt.)

CXX.

Theoretisch-praktische Abhandlung über die Dampfschiffahrt, ihre neuesten Verbesserungen und ihre Anwendbarkeit auf die Gewässer des Preuſsischen Staates. Nebst einem Anhange über Dampfwagen als Förderungsmittel auf gewöhnlichen Kunststraſsen. Von Dr. L. Kufahl. Mit 5 *Kupfertafeln. Berlin, bei Duncker und Humblot.* 1830. *XII u.* 75 *S.* 8.

Der Gegenstand, welcher in der vorliegenden kleinen Schrift behandelt ist, verdient seiner ungemeinen Wichtigkeit halber unstreitig mannigfache Erwägung und Besprechung, und dennoch ist darüber bekanntlich öffentlich nicht gar viel, namentlich in Deutschland, verhandelt worden, noch weniger aber ist es mit der Beschränkung auf lokale Gewässer geschehen, wie es unser Vf. thut. Ist es daher zur Förderung einer so tief auf das Leben und den Verkehr influirenden Erfindung überhaupt wünschenswerth, sie oft und vielseitig betrachtet und behandelt zu sehen, so ist es nicht minder zu wünschen, daſs diejenigen Modifikationen aufgesucht und bestimmt werden, welche die Anwendung jener Erfindung in concreten Fällen bedingen, weil sie *hierdurch* dem Leben näher gerückt, und eine allgemeinere Einführung und Benutzung erst dadurch möglich gemacht wird. Unser Vf. war dazu um so mehr berufen, als er sich mit diesem Gegenstande nicht bloſs theoretisch, sondern auch praktisch beschäftigt hat, und auf diesem Gebiete als Erfinder aufgetreten ist.

Das Buch ist, ohne den Anhang, in drei Abschnitte getheilt. Der erste beschäftigt sich mit der Bauart der Fahrzeuge, welche

durch Dampfkraft bewegt werden sollen. Es wird als Bedingung aufgestellt, dafs es die der schnellsten Bewegung günstigste Form habe. Ueber diese ist indessen zu wenig gesagt, namentlich hätten die Versuche von Beaufoy, der gar nicht erwähnt ist, wohl eine speciellere Berücksichtigung verdient. Der Vf. giebt das Hauptresultat nur ganz allgemein an, nämlich die Form desjenigen Schiffes, welches zu seiner Fortbewegung die geringste Kraft braucht. Wie diese Kraft für jeden gegebenen Fall zu berechnen sei, hat er übergangen; uns scheint das nicht gut gethan. Allerdings ist die Berechnung des Widerstandes, den das Schiff zu überwinden hat, für den gröfsten Theil der Leser zu schwierig; auch ist uns nicht unbekannt, wie weit das Resultat solcher Rechnungen oft von der Wahrheit abweicht, da die Bedingungen, an welche ein schnelles Segeln des Schiffes, d. h. der verminderte Widerstand des Wassers, geknüpft ist, noch lange nicht genugsam gekannt sind. Beim Schiffsbau finden sich Erfahrungen genug, welche beweisen, dafs das Schnellsegeln gar oft an Bedingungen geknüpft ist, welche damit in gar keinem Zusammenhange zu stehen scheinen, und welche wohl werth sind, dafs ihnen die Physiker eine gröfsere Aufmerksamkeit als bisher schenken möchten. Schwächen solche Erfahrungen auch das Zutrauen zu jenen Berechnungen, so gewähren diese dennoch in den meisten Fällen einen genäherten Werth, der immer besser ist, als eine blofse Schätzung, nach welcher jetzt allein die Stärke der erforderlichen Dampfmaschine bestimmt werden mufs, und ebendeshalb hätten die Grundsätze einer solchen Berechnung nicht ganz übergangen werden sollen.

Was der Vf. sonst über die Bauart, namentlich der Flufsdampfboote sagt, scheint sehr zweckmäfsig zu sein, und nimmt besonders Rücksicht auf die Wassertiefe der Elbe, Oder und der dazu gehörigen Nebenflüsse in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit. Er hält es nicht für unmöglich, selbst für die Oder ein Bugsirdampfboot zu construiren, und giebt dessen Einrichtung und Dimensionen an. Auf die Kanäle des Preufsischen Staates hält er die Dampfschiffahrt nicht für anwendbar. Als die zweckmäfsigste Takelage für Dampfschiffe empfiehlt er die Schoonertakelage mit einigen Modifikationen.

Im zweiten Abschnitte wird von den Dampfmaschinen und ihrer für die Schiffahrt zweckmäfsigsten Construction gehandelt. Ehe er dieselben beschreibt, entwickelt er in sehr einfacher und lobenswerther Weise die wesentlichsten Eigenschaften des Dampfes, und geht dann zu den Maschinen selber über, deren Haupttheile zwar nur kurz aber deutlich für den angegeben werden, der nicht völlig unbekannt mit ihnen ist. Der Vf. redet besonders den Hochdruckmaschinen das Wort, und will sie vorzugsweise bei Dampfschiffen angewendet wissen, indem er die Furcht vor Gefahr bei ihrem Gebrauche Vorurtheilen zuschreibt, zu welchem Ende er speciell untersucht: worin diese Gefahr bestehe, und ausführlich zeigt, dafs sie nur unter seltenen und leicht zu vermeidenden Umständen eintreten könne. So beherzigenswerth auch das ist, was der Vf. darüber sagt, so wird er hierin doch schwerlich auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, dafern nicht Röhrenkessel angewendet werden, welche auch der Vf. mit Recht allen anderen vorzieht, ja selber ein von ihm erfundenes Röhrensystem ankündigt, welches bei nicht mehr als 6 Fufs Breite und Höhe und 9 Fufs Länge für den Bedarf zweier Hochdruckmaschinen, deren jede mit 25 Pferdekräften arbeiten kann, hinreichenden Dampf erzeugen soll, der im Erzeuger mit nicht ganz 5 Atmosphären drückt, auf den Kolben aber durch eine eigene Einrichtung mit einer Kraft von 8 Atmosphären wirken wird, und ganz gefahrlos sein soll. Da der Vf. nur die Eigenschaften eines solchen Kessels, nicht aber seine Einrichtung angiebt, so läfst sich für jetzt darüber nicht urtheilen. Er zeigt, wie viel einfacher, Raum und Last ersparend, die Maschinerie bei hohem Drucke sei, — ein Umstand von Wichtigkeit bei Flufsschiffen, — und wie vortheilhaft sich die Expansion des Dampfes dabei benutzen lasse. Namentlich ist die von ihm erfundene Maschine eine Expansionsmaschine, welche nach seiner Angabe nicht allein mit ⅓ weniger Brennstoff eben so viel Dampf als jede andere Maschine liefert, sondern auch einen nutzbaren Effekt hervorbringt, der um ⅓ gröfser sein soll, als derjenige, welchen die besten nach Evans Systeme gebauten Maschinen gewähren. Zwei Maschinen dieser Art sollen auf einem Elbdampfschiffe angewandt werden, und sind, nach der Vorrede, schon gebaut.

Der Vf. erklärt sich ferner für Maschinen mit liegenden Cylindern, und beseitigt die gegen eine solche Einrichtung gemachten Einwürfe etwas ungenügend. Nur für Seedampfboote hält er stehende Cylinder für zweckmäfsiger. Auch erklärt er sich bei Flufsdampfschiffen gegen die Anwendung eines Condensors. Er will ferner für jedes Dampfboot zwei an der nämlichen Kurbelwelle arbeitende Maschinen, deren Kurbeln im rechten Winkel zu einander stehen, so dafs, wenn der erste Kolben seinen höchsten, den sogenannten todten Punkt erreicht hat, der zweite schon wieder im Niedersteigen begriffen ist, und dem ersten darüber hinweg hilft. Obgleich zwei Maschinen immer schwerer sind, als eine von derselben Kraft, so glaubt der Vf. doch, bei einer solchen Einrichtung die Schwungräder wegfallen lassen zu können. Ob dies bei Expansionsmaschinen möglich ist, werden erst Versuche entscheiden müssen; allein wenn sich dieser Vorschlag bewährt, gebührt dieser Einrichtung unstreitig der Vorzug vor den bisherigen. — Es folgen nun Angaben über die Dimensionen, den Dampfverbrauch und die Kräfte mehrerer nach dem Principe des Vfs. gebaueter Dampfmaschinen für projectirte Dampfboote, von welchen letzteren die Gröfsenverhältnisse schon früher angegeben wurden, und einige isolirt stehende praktische Vorschriften für Einzelheiten.

Der dritte Abschnitt handelt von den Triebvorrichtungen, und beschreibt zuerst die gewöhnlichen Schaufelräder. Es wird hier gesagt: nur so viel Schaufeln würden angebracht, dafs nie mehr als eine sich im Wasser befinde. Dies ist indessen undeutlich ausgedruckt. Die Räder sind theils so gebaut, dafs wenn die eine Schaufel senkrecht in das Wasser hängt, die beiden benachbarten eben die Wasserfläche berühren, so dafs bei dem Drehen sich *zwei* Schaufeln durch das Wasser bewegen, theils so, dafs zwei Schaufeln unter das Wasser tauchen, und die beiden benachbarten die Oberfläche berühren, wo dann bei der Drehung *drei* Schaufeln im Wasser arbeiten. Jene erstgedachte Vorschrift würde offenbar eine zu kleine Zahl von Schaufeln ergeben. Es heifst

ferner im Buche: „die Dimensionen der Räder sind natürlicher Weise nach der Gröfse des zu bewegenden Schiffes und nach der Kraft der Dampfmaschinen verschieden. Sie halten in der Regel zwischen 10 und 20 Fufs im Durchmesser. Die Länge der Schaufeln so wie ihre Einsenkung werden aber gewöhnlich nicht sowohl nach Grundsätzen, als nach Gutdünken bestimmt." Darin hat der Vf. ohne Zweifel recht; aber es ist nicht gut, dafs es so ist. Eine selbst oberflächliche Betrachtung zeigt, dafs Gröfse und Form des Fahrzeuges nebst der Last die Eintauchung bedingen, und dafs diese in Verbindung mit dem vorigen den Widerstand des Wassers nach den verschiedenen Seiten berechnen lassen. Hieraus wird der Durchmesser der Räder, die Zahl und Gröfse der Schaufeln und die Tiefe der Eintauchung zu bestimmen sein, für welche Gröfsen bei dem bekannten Widerstande in jedem gegebenen Falle ein Maximum der Wirkung, wenn auch nur angenähert, gefunden werden kann, aus welchem sich alsdann die Kraft der erforderlichen Dampfmaschine, und hieraus die Geschwindigkeit des Fahrzeuges mit und gegen den Strom bei bekannter Geschwindigkeit der Strömung ergeben mufs. Da es unserem Vf. nach der Vorrede darum zu thun ist, fafslich und doch genau über einen Gegenstand zu unterrichten, bei dem es fast noch überall an positiven Grundsätzen fehlt, so wäre es sehr dankenswerth gewesen, wenn er den Zusammenhang der vorgedachten Hauptmomente in soweit nachgewiesen hätte, dafs dabei das blofse Gutdünken zu einem Wissen erhoben worden wäre, denn gerade hier sind positive Grundsätze besonders wünschenswerth. Was über die Bestimmung der Schaufelfläche der Räder gesagt ist, ist ganz unzureichend, und mufs es sein, da die zu bewegende Last und der zu überwindende Widerstand dabei gar nicht berücksichtigt sind, und ganz aus der Betrachtung herausfallen. Manches, was auf die Bestimmung störend einwirkt, wie namentlich Strömung und Luftdruck, läfst sich ebenfalls berechnen, und wenn auch die Fehler nicht innerhalb einer engen Grenze eingeschlossen sind, so tritt man doch der Wahrheit dadurch näher als durch ungefähre Schätzung. Wir müssen daher bedauern, dafs es sich unser Vf. versagt hat, darauf einzugehen, was ungeachtet seiner Ansicht, dafs Schaufelräder ein sehr mangelhafter Bewegungsapparat seien, nützlich gewesen wäre, da ein sehr grofser Theil der Dampfboote auch künftig noch damit versehen sein wird. Er führt das, was sich gegen Schaufelräder überhaupt sagen läfst, kurz an, beschreibt dann die Versuche Anderer, durch Wasserschrauben und ähnliche Vorrichtungen Dampfschiffe zu bewegen, und kommt so zu seinen eigenen Versuchen mit der von ihm construirten Wasserschraube, deren Erfolge er sehr rühmt. Der Apparat ist jedoch, — unstreitig aus nicht zu mifsbilligenden Gründen, — so unvollkommen beschrieben und abgebildet, dafs eine Beurtheilung seiner Wirkungen hiernach nicht möglich wird. Die Wasserschraube besteht aus einer eisernen Achse, an welcher zwei, drei, vier oder mehrere schraubenförmig gewundene verhältnifsmäfsig breite Ruderblätter aus Eisenblech mit starken eisernen Stäben befestigt sind. Er hat mit derselben vielfache und gelungene Versuche angestellt, und setzt die Vortheile seiner Erfindung gut auseinander. Schon ist ein 50 Fufs langes und 10 Fufs breites Dampfboot gebaut, welches bei einer Maschine von nur 2 Pferdekräften mit Hülfe dieser Wasserschraube in jeder Minute 540 Fufs zurücklegt, welche Geschwindigkeit aber bei hinlänglicher Dampfkraft bis zum Aufserordentlichen gesteigert werden kann. Ist letzteres wirklich der Fall, so ist die Erfindung des Vfs. von grofser Wichtigkeit, und für die Flufsschiffahrt von unschätzbarem Werthe; er verdient dann die gröfste Ermunterung, in seinen Bemühungen fortzufahren, um so mehr, als die bisherigen anderweitigen Versuche mit Wasserschrauben, wie er selber anführt, sehr ungünstige Resultate ergaben, dieser Apparat aber nicht blofs die Stelle der Schaufelräder ersetzt, und die grofsen Nachtheile, welche sie der Benutzung der Dampfschiffe auf Flüssen in den Weg stellen, beseitigt, sondern sie, nach unserm Vf., sogar an Wirksamkeit bedeutend übertrifft. Wie letzteres möglich ist, vermag man bei der ungenügenden Beschreibung des Apparates nicht einzusehen, um so weniger, als die am Hintertheile angebrachte Schraube im Kielwasser des Schiffes arbeitet. Es ist aber sehr zu wünschen, dafs die Gründe bald gehoben sein mögen, welche den Vf. bewogen haben, bei seiner Beschreibung nicht in das Detail zu gehen, und er dann seine Erfindung ausführlicher mittheile. Jedenfalls verdient sie eine vorurtheilsfreie Prüfung, und diese wird ihr um so eher werden können, als er bereits dafür gesorgt hat, die Erfindung praktisch wirksam werden zu lassen, indem schon zwei Dampfschiffe nach seiner Construction gebaut sind, welche ihre Fahrten begonnen haben. Wir wünschen seinen in jedem Falle dankenswerthen Bemühungen einen glücklichen Erfolg.

Der Anhang handelt von den Bedingungen, unter welchen Dampfwagen auf gewöhnlichen Chausseen gebraucht werden können, und enthält im Wesentlichen nichts Neues, ist aber zu kurz, um auf die dabei zu hebenden, nicht geringen Schwierigkeiten erschöpfend einzugehen. Manche derselben sind kaum angedeutet. Indessen hält der Vf. die Sache für ausführbar, und will auch darüber neue Versuche anstellen, über welche er zur Zeit Bericht erstatten wird. Wir sehen demselben mit Erwartung entgegen.

Das vorstehend Gesagte ergiebt, dafs das Buch keine vollständige Abhandlung über die Dampffahrt im Allgemeinen, sondern nur Betrachtungen, Bemerkungen und Andeutungen, diesen Gegenstand betreffend, enthält. Indessen sind diese überall sachkundig und theilweise neu und eigenthümlich, so dafs wir dasselbe allen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, als höchst beachtenswerth empfehlen können.

Klöden.

№ 90.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abtheilung.

(Schlufs.)

Schon die Abtheilung der Ehen in die natürliche, sittliche und unsittliche ist falsch, weil es keine unsittliche Ehe giebt. Gäbe es eine, so würde sicherlich die natürliche so zu nennen sein, die ein Dienstverhältnifs durch Kauf der Frau begründet, die Ehe der Nairs, von der Hr. Leo so oft spricht, kurz die patriarchalische Ehe, die sich in den Staaten des Orients vorfindet. Denn in welcher Form die Ehe sich auch gestalten mag, wie natürlich, oder überspannt subjectiv sie sich auch darstellt; sie ist immer Sitte, und das Unsittliche wäre nur das mehr oder minder Sittliche, das näher beschrieben und bezeichnet, und nicht mit dem einen Worte unsittlich angegeben werden kann. Auf keinen Fall aber ist die sogenannte sentimentale Ehe, die aus „schwächlicher Humanität entsprungen ist", und unter welchem Wappenschilde sich im vorigen Jahrhundert „alle Klatschbrüder und Schwammherzen „aus der gelehrten Welt Deutschlands und Frankreichs „zu einer edlen Rittergemeinde vereinigten", eine unsittliche. Sie ist höchstens der Ausdruck der unterben, sich verflüchtigenden, und zu moralischer Subjectivität sich herabbringenden Sittlichkeit; sie verdient erklärt und mit den Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts in Verbindung gesetzt, nicht aber mit solcher Säure, wie Hr. Leo thut, verfolgt zu werden. Was haben ihm die armen Mädchen gethan, über die er sich beklagt, dafs sie nicht so „viel Mühe" hätten, als „*ordentlicherweise ein Quartaner*" und doch zu „gesellschaftlichen Prätensionen berechtigt sein wollen", da ja durch den Besuch von Quarta diese Ansprüche sicherlich nicht allein erworben werden? Nicht minder falsch ist es, wenn die Ehe mit einer Mitgift abseiten der Frau, wie sie sich in Griechenland, Rom, oder in den italiänischen Staaten des Mittelalters findet, zu den natürlichen Ehen gerechnet wird. Denn jede Ehe, worin die Frau als freie Bürgerin zum Manne kommt, und in einem selbstständigen eingebrachten Vermögen diese Freiheit bestätigt, ist eine wahrhaft sittliche Ehe, wenn auch diese Sittlichkeit allerdings noch äufserlich ist, und nicht in der ineinandergreifenden Liebe ihren reineren, innerlichen Kern und Mittelpunkt hat. Was die Sittlichkeit des Alterthums im Staate ist, das findet sich auch in der Ehe desselben. Es sind äufserlich objective Gestalten, in die der Hauch des subjectiven Geistes noch nicht gedrungen ist, aber von der Natürlichkeit sind sie nicht minder befreit, was schon die feststehende und unwandelbar geltende Monogamie beweist. Wenn wir, statt der Trichotomie des Hrn. Leo, die nur eine wirre Anschauungsabtheilung ist, eine andere substituiren dürfen, so würde die Ehe in folgende Unterschiede zerfallen: in die *natürlich sittliche* Ehe, das heifst, in die Form, worin die Frau einen Theil des Vermögens und Reichthums ausmacht, im Dienste, den sie leistet, besessen wird, und sich zum Manne als zu ihrem Herrn im Zustande der Sclavinn befindet; dann in die *äufserlich aber frei sittliche*, wo die Frau als freie Bürgerin zum Manne kommt, und die Scheidung sowohl von ihr als vom Manne ausgeht, in welcher ein von der Frau eingebrachtes Vermögen, der Ausdruck und die Realität dieser Sittlichkeit ist, der Mann und die Frau aber noch nicht ein und dasselbe Ganze ausmachen: endlich in die *innerlich sittliche:* in welcher der Mann und die Frau nur *Hälften* des grofsen Ganzen der Ehe sind, in welcher das Vermögen der Frau als äufserlich nothwendig verschwindet, wo nicht mehr die Frau den Mann, sondern wie Tacitus sagt, der Mann die Frau dotirt, und somit in der Liebe als *Witthum*, das wiederhergestellt ist, was in der natürlichen Ehe nur als *Morgengabe* erscheint. Diese

letzte Form der Ehe kann man, wenn man will, die christlich germanische nennen. Aber auch von dieser Form ist nicht wahr, was Herr Leo an mehreren Orten behauptet, daſs sie „von der katholischen Kirche zu allen Zeiten, allein anerkannt worden" sei (S. 53) und daſs diese allein den Satz siegreich durch Jahrtausende getragen „daſs die Treue allein die Liebe mache, und „diese ohne jene nichts sei" (S. 79). Die katholische Kirche hat vielmehr an dieser Ehe nur die äuſserliche Fessel, das Band als Sacrament festgehalten, sich darum gar nicht gekümmert, was der Inhalt der Ehe, ob Treue, ob Liebe, ob Gleichgültigkeit sei, somit auf die etwaige Unangemessenheit des Bandes und dessen, was es enthalten soll, gar nicht gesehen und in der Unauflöslichkeit die Nichtbeachtung dessen, was in menschlichen Zuständen Wechselndes begegnen kann, decretirt. Daſs diese Lehre aber nicht die wahre und einzige Ehe enthalten könne, wird am Besten daran gesehen werden, daſs in katholischen Ländern gerade nicht die Ehe das heiligste, innerlichste und treueste Verhältniſs ist. Eben so wenig wird gebilligt werden können, was Hr. Leo (S. 98, 99) bei Gelegenheit des Dienstverhältnisses in der Familie über die Sclaverei sagt. „Eine Democratie mit gebildeter Erfüllung soll „nicht ohne Sclaverei zu denken sein", und „wenn es „auch Sclavenverhältnisse geben könne, welche als un„christlich und unmenschlich bezeichnet werden müssen" so lieſse sich doch „gegen die Sclaverei im milderen „Verhältniſs" weder vom christlichen „noch vom mensch„lichen Standpunkt bei der notorischen Verschiedenheit „der Naturanlage und bei der notorischen Unfähigkeit „der Neger, selbstständig zu welthistorisch wichtiger Bil„dung zu kommen, etwas sagen." Wir wollen uns hier auf Widerlegung dieser Ansichten nicht einlassen. Sie finden ihren Widerspruch in dem Gesammtgefühl der europäischen Menschheit, in dem reineren Verständniſs des Christenthums, und wenn man es Aristoteles verzeihen kann, die Verschiedenheit der Menschen „*respectirt*" zu haben, so dürfen wir sagen, daſs ein solcher „*Respect*", der das schändlichste Verhältniſs vertheidigen oder beschönigen läſst, einem Historiker von der Gröſse des Hrn. Leo, schlecht steht, namentlich da er hierin mehr Hugo wie Aristoteles gefolgt zu sein scheint.

Wir haben schon oben auseinandergesetzt, in wie weit die Elemente, die der Verf. hauptsächlich betrachtet, zu wahren Begriffsgrundlagen des Staates dienen können, aber nebenbei muſs doch gesagt werden, daſs besonders in der Darstellung des Grundeigenthums, des Geldes und des Sieges, in den verschiedenen Abstufungen und Bewegungen, die diese Elemente gewinnen, sich ein solcher Reichthum nationalöconomischer und historischer Kenntnisse, und eine solche geistvolle Charakterisirung bewundern läſst, daſs man nur bedauern muſs, daſs grade die wichtigste Einsicht, wie diese Elemente in unserer Zeit sämmtlich zu inwendigen Momenten des einen Staates geworden sind, nicht etwa widerlegt, sondern *brevi manu* mit einigen derben Kraftreden abgewiesen wird. So ist Hr. Leo z. B. rücksichtlich des Grundeigenthums auf den Standpunkt angelangt, die ländliche Bevölkerung in der Markgenossenschaft für die gesundeste zu halten (S. 119) und die Mobilisirung des Grund und Bodens, als das ideelle Verflüchtigen desselben von der Hand zu weisen, ferner im Gewerbe, die geschlossenen Abtheilungen, den ephemeren Interessen gegenüber, als die einzig wirkenden moralischen Erinnerungen festzuhalten, und endlich sogar über die allgemeine Militairpflichtigkeit loszuziehen, weil sie eine Folge ideokratisch revolutionairer Zustände sei, und weil Staaten, die solche Richtungen von sich abwehren wollen, sich nicht mit diesen Principien zu befreunden haben. Das eigentlich Unangenehme dabei soll sein, „daſs die *geborenen* Soldaten, welche in der „Regel inmitten des bürgerlichen Lebens als *Wildfänge* „erscheinen, keinen Platz des Behagens mehr im Heere „finden", daſs, „der Bauer nicht mehr in dem ihm noth„wendigen *Schimmel* bleibt" und zu einem „raisonni„renden und bürgerlich speculirenden Kerl" wird (S. 158). Daſs nun endlich der Staat der Ansicht, die Ideokratie, wie sie der Verf. nennt, weder der Neigung, noch der Geistesrichtung desselben entsprechen kann (S. 170—177), ist aus dem vorher Mitgetheilten schon klar genug hervorgehend.

Wir trennen uns von dem vorliegenden Buche, und zwar müssen wir sagen, sowohl aus alter Freundschaft für den Verf., deren Erinnerung uns heilig ist, wie auch aus wahrer Hochachtung für sein groſses Talent, mit inniger Wehmuth. Ein Historiker, der sich für seine Zeit abschlieſst, der für die groſsen und noch gährenden Gestalten der Gegenwart, keine Empfänglichkeit haben will, muſs nothwendig dazu gelangen, auch von der Zeit am Ende, trotz vielfacher Productivität,

übersehen, und nur von einer Minorität rückstrebender Deutschen anerkannt zu werden. Das Mittelalter bricht und kracht jetzt seit funfzig Jahren; wenige seiner Institutionen halten noch, und werden als nicht ausgereutete Mifsbräuche bezeichnet: überall tritt statt der Breite des Gegenstandes die Schärfe der *Ansicht* hervor, und erbaut sich neue und ihr angemessenere Formen. Will Hr. Leo uns durch poetische Schilderungen und derbe Klagelieder zu dem Leben, dem wir entstiegen sind, zurückführen? oder will er es nicht, nun so werden seine Ausbrüche der Unzufriedenheit selbst das Schicksal des Beklagten haben. Seine Absicht ist, wie er (S. 24) sagt: Staaten, wie das deutsche Reich, vor seiner Auflösung, England und Schweden, wie sie jetzt sind, gegen diejenigen Staaten zu erheben, welche einem einfachen Principe gehorchen. Aber das deutsche Reich war lange todt, ehe es gestorben war. England entwindet sich langsam seinem mittelaltrigen Wuste, und wird Hrn. Leo seit fünf Jahren durch die Aufhebung der Testacte, durch die Emancipation der Katholiken, durch die Reform, durch die Veränderung des Zehntgesetzes, durch die irische Kirchenbill, durch die französische Allianz bewiesen haben, nach welcher Richtung es kräftig hinausstrebt. Endlich hat Schweden, ein protestantisches Spanien, seinem erhaltenen evangelischen Mittelalter das zu verdanken, dafs es, eine Macht dritten Ranges, der That und dem Rechte nach, von allen europäischen Fragen seit mehr als einem Jahrhundert ausgeschlossen ist. Ist es etwa diese Zukunft, die uns Hr. Leo bereiten möchte?

Eduard Gans.

CXXI.

Kritische Geschichte des Urchristenthums. Erster Band in 2 Abtheil. Philo und die alexandrinische Theosophie oder vom Einflusse der jüdisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des Neuen Testaments durch August Gfrörer. I. Theil XLIV, 534. II. Theil 406 S. Stuttgart, Schweizerbart 1831.

Vorliegende Schrift erhebt sich über alle andern, die im vorigen Jahrhundert mit derselben Absicht, die Entstehung der christlichen Lehre geschichtlich zu erklären, geschrieben sind, durch die scharfe und bestimmte Aufstellung der streitigen Frage, was sie der vorgerückten Entwicklung der Theologie selbst verdankt, und durch eine scharfsinnige und eingehende historische Forschung, die jener Zeit, in der die subjective Ansicht sich zu voreilig und unbedachtsam dem historischen Resultat vordrängte, unmöglich war. — In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirche betrachtet der Hr. Vf. die Richtung auf das Jenseits, auf das Reich der Hoffnung als den Mittelpunkt, aus dem eben so die Schriften des N. T. hervorgegangen seien, wie er den ersten Christen die Kraft gab, in der Verzichtleistung auf die Genüsse der verderbten Welt unerschrocken auszuharren und freudig in den Tod zu gehen. In der Arbeit der Kirche, seit der Veränderung ihres weltlichen Standpunkts unter Constantin, das Reich Gottes in die Wirklichkeit einzuführen, sieht er die Befreundung mit der Gegenwart, während die Hoffnung, mit der die jugendliche Kirche dem Jenseits sich zuwandte, zur Furcht und zum Schrecken geworden sei. Die Reformation habe dieselbe Scheu vor dem Jenseits beibehalten, aber indem sie das Princip, aus dem die päpstliche Kirche ihre Macht, jene Schrecken zu besänftigen, ableitete, die Tradition, verwarf und mit der Bibel sich in die ersten Anfänge der Kirche zurückflüchtete, habe sie die Objectivität und Continuität der Offenbarung verworfen und mit unauflösbarem Widerspruch nehme sie eben jene Bibel aus den Händen derselben Tradition, die sie so eben verworfen habe. Der Begriff der Offenbarung ist also der Stein des Anstofses, an dem nach Hrn. Gfr. alle Bemühungen der Kirche, sich in der Wirklichkeit zu consolidiren, zerfallen sind und ihn umgehend begiebt er sich auf den „heiligen" Boden der Geschichte, um „das ganze Gewebe der Zeit, in welcher vor 18 Jahrhunderten unsre Religion entstanden ist, urkundlich darzustellen."

Von dieser Darstellung nun bildet vorliegende Schrift den ersten Theil. Durch das Mittelglied besonders der Uebersetzung der LXX, der Sprüche Sirachs, der Fragmente des Aristobulus, der Weisheit Salomonis, kommt der Vf. zu dem Manne, der die Lehren, deren Hauptumrisse schon in jenen Werken sich zeigen und sich lange vor Christus in einer langen Kette der Ueberlieferung verfolgen lassen, zusammenfafste, zum Philo, dem Haupt der alexandrinischen Theosophie. Der *status rerum*, in den nun Hr. Gfr. Philo eintreten läfst, war folgender. In den Erzählungen des A. Test., in denen von einem Schauen Gottes die Rede ist, und Gott in leibhaftiger Gestalt in dem mit ihm identischen Engel Jehova's oder in der Wolkensäule als den Führer seines Volkes sich offenbarte, sah man die Reinheit Gottes gefährdet, denn man glaubte ihn darin mit der Materie, die man als das absolut Ungöttliche, Gott Entfremdete und als das Princip des Bösen betrachtete, in zu naher Berührung. In der engen und zu einzelnen Momenten eintretenden Beziehung auf das Endliche, auf ein einzelnes Volk und auf einzelne Personen sei das absolute Wesen nicht in sich abgeschlossen und bei der Beziehung auf das ihm Andre sei ein An-und-für-sich-Sein nicht anerkannt. Um dies zu retten, versetzte man Gott als absolut unsichtbar in das Jenseits, so dafs mit der Unsichtbarkeit Gottes und seiner Entfernung aus der unmittelbaren Berührung mit der Welt seine Unbegreiflichkeit folgte. Um diese Kluft zwischen Gott und der Endlichkeit auszufullen, übertrug man alle Akte

der Offenbarung und alle Vermittlung zwischen Gott und der Welt einem Mittelwesen, dem man die Weltschöpfung zuschrieb, die Führung des jüdischen Volks und alle Begeistigung des Menschen. Man hatte also die Tendenz, das absolute Sein des göttlichen Wesens, seine absolute Antarkie und die Seligkeit seines An-und-für-sich-Seins anzuerkennen, und auf der andern Seite den Gegensatz, der durch dies beginnende Streben, Gott in der Reinheit und Klarheit seines bedürfnifslosen Seins zu wissen, gegen die Endlichkeit entstand, dadurch zu heben, dafs man alles Gute und Wahre auf die Energie des logischen Mittelwesens zurückführte.

Wenn nun Hr. Gfr. nachdem er diese Hauptlehre des Philo klar, lichtvoll und mit ausgezeichneter Anschaulichkeit dargestellt hat, sagt, dafs sich im Ev. Johannis eine der Philonischen völlig entsprechende Lehre finde und es gerade der Hauptzweck seiner Arbeit war, zu zeigen, wie das Johanneische Evangelium und alle ähnlichen Theile der Bibel, aus derselben Quelle der damaligen Zeitansicht geschöpft haben und durchaus nichts anderes gelehrt haben, so wollen wir ihn zunächst nicht fragen, ob er mit den Produktionen des Philo das, was Johannes schrieb, auch zum „baaren Unsinn" geworden sein läfst und mit der Verwerfung des Lobes das die „Sclavenhorde" der Juden den Schriften des Philo zollte auch demgemäfs die Liebe verwirft, mit der sich die gröfsten wissenschaftlichsten Kirchenväter gerade dem Ev. Johannis zugewandt haben, und die Pietät, mit der sich die tiefsten christlichen Gemüther in den Sinn des Joh. Evangeliums hineinzudenken suchten. Auch die Frage wird Hrn. Gfr. wenig anfechten, ob er denn dem N. T. dasselbe Schwanken und dieselbe Unsicherheit beimesse, mit der Philo den *λόγος* bald als selbstlose Kraft, die Creatur bald als aus Nichts geschaffen, bald als aus einem vorhandenen Stoff gebildet darstellt. Auch die Frage wird Hr. Gfr. zurückweisen, ob er nicht in der Lehre des Philo und seiner Zeit die Ahndung der Fülle des Evangelii erkenne; denn Philo und Johannes sind ihm in ihrer Lehre vom *λόγος* völlig übereinstimmend und Eins. Die Untersuchung aber, deren Resultat jene Uebereinstimmung sein soll, glaubt er „mit einem ehernen Wall von Beweisen umgürtet und im Bewufstsein seiner wohlgeordneten historischen Entwicklung sieht er auf die herab, die ihren Hypothesen zu Gefallen bei einer Schrift, deren Uebertragung aus einer andern Sprache sie genau erweisen möchten, von einer Urschrift sprechen, als hätten sie sie in ihrem Pulte liegen.

Philo aber und Johannes sind nicht dieselben. Johannes weifs den Logos auf absolute Weise bei Gott, Philo nur in Beziehung zur Schöpfung der Welt. Dafür spricht das ganze Werk *de mundi opificio* und der Ausspruch: *Pag.* 5. *edit. Marg.* *εἰ δέ τις ἐθελήσειε γυμνοτέροις χρήσασθαι τοῖς ὀνόμασιν, οὐδὲν ἂν ἕτερον εἴποι τὸν νοητὸν εἶναι κόσμον. ἢ θεοῦ λόγον ἤδη κοσμοποιοῦντος;*" bildet so das Thema und Motto desselben, dafs der *λόγος* erst ist, als Gott die Welt zu schaffen gedachte. Gott bedarf des *λόγος* nur, wenn er die Welt schaffen will, und dieser wird deshalb am Ende zu einem äufserlichen Mittel in der Hand Gottes, ein *ὄργανον, τὸ δι' οὗ*. Der Evangelist dagegen weifs von einer ganz andern Einheit des Logos und Gottes, er sagt von ihm, er „war", er war im Anfang, er war bei Gott, er war Gott, um sein absolutes Sein bei Gott recht hervorzuheben. Und als er Fleisch geworden war, und Gott, den zu schauen Niemand vermochte, die Menschen erkennen lehrte, sagt er von ihm, darhalb konnte er die Erkenntnifs Gottes den Menschen mittheilen, nicht weil er einmal und überhaupt vorher bei Gott gewesen war und von Gott von ihm weg zur profanen Endlichkeit geschickt war, während Gott selbst im Jenseits blieb, sondern weiter auch in seiner irdischen Gegenwart *ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρὸς* war. Er ist mitten im Diesseits der Endlichkeit *ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ*.

Wenn auch Philo noch so eifrig im Logos die Vermittlung der jüdischen Vorstellung Gottes als der absoluten Macht und des griechischen Philosophems der Neidlosigkeit, mit der sich Gott ohne Rückhalt dem Menschen mittheilt, suchte und der Preis dieser Herrlichkeit des Logos mit jeder seiner Schriften verschlungen ist, so geht er dennoch über den jüdischen Standpunkt nicht hinaus. Das Subject des Logos weifs er so wenig mit der absoluten Substanz Gottes als mit dem einzelnen Sein der Creatur zu vermitteln, dafs er in jüdischer Scheu und Furcht, das absolute Jenseits Gottes in dessen eigner Selbstbestimmung durch den Logos verunreinigt zu haben, alles Grofse und Hohe, was er vom Logos ausgesprochen hat, in die ungefärbte und bestimmungslose Tiefe des *ὄν* versenkt und vernichtet. Philo hat zwar Alles, was die Vorzeit über das Mittelwesen des *λόγος* gedacht hatte, zusammengefafst und mit bewundernswürdiger Kunst im Bau seiner allegorisirenden Werke eingefügt, aber er war nur das Gefäfs, das das Resultat des unvollendeten Gedankens sammeln und in den Bythos des substanziellen *ὄν* begraben sollte. Der Wahrheit, die in ihrer eignen Fülle auftrat, sollte eine reine Stätte bereitet werden. Gilt daher ein Ausspruch Philo's, dessen beständige Wiederkehr Hr. Gfr. selbst bemerkt, wie *de somniis lib. II. p.* 655. *edit. Mang.* *λέγεσθαι γὰρ οὐ πέφυκεν, ἀλλὰ μόνον εἶναι τὸ ὄν* so gar nichts, dafs hieraus nicht eine völlige Umkehr der Darstellung der Philonischen Lehre erfolgen müfste? Hätte Hr. Gfr. dies Gericht des Philo über sich selbst in seiner tief eingreifenden Wichtigkeit durchdacht und es im Gange seiner Darstellung in seiner Wichtigkeit hervortreten lassen, so würde er auch das objective Gericht über Philo, über sich selbst und über alle hartnäckige Trennung und voreilige Vereinigung Gottes und der Creatur ausgesprochen haben, das in den Worten des fleischgewordenen *λόγος* widerlegt ist: *ἵνα πάντες ἓν ὦσι· καθὼς σὺ πάτερ ἐν ἐμοί, κἀγὼ ἐν σοί, ἵνα καὶ αὐτοὶ ἐν ἡμῖν ἓν ὦσιν.*

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXII.

Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: *Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie, von Ludwig Immanuel Magnus. Mit vier Kupfertafeln. Berlin,* 1833. *bei Duncker und Humblot XII u.* 660 *S.* 8.

Die Schwierigkeiten, welche überhaupt mit der Abfassung eines Lehrbuches der Mathematik verbunden sind, treten um so entschiedener dann hervor, wenn ein solcher Theil derselben zum Gegenstande gewählt wird, welcher, um mit einem Worte Alles auszudrücken, die rechte Art der Behandlung noch sucht. Die geschichtliche Entwickelung einer wissenschaftlichen Disciplin knüpft sich an Perioden an. Eine gewichtige Entdeckung eröffnet neue Gesichtspuncte für die Auffassung und Behandlung der Gegenstände derselben; man erkennt die Vorzüge des Neuen an, ist dann aber gewöhnlich nur zu geneigt das Neue als abgeschlossen und vollendet anzusehen, bis neue Entdeckungen, wiederum, in der Regel sehr langsam, das gefaſste Vorurtheil verbannen. Descartes that einen groſsen Schritt, indem er krumme Linien durch Gleichungen ausdrückte und dadurch geometrische Sätze algebraisch berechnen lehrte. Er schuf eine neue Geometrie. Diese neue Geometrie nahm eine ganz andere Gestaltung durch Monge an, welcher, nachdem durch Euler und Lagrange schon manches vorbereitet worden war, dadurch, daſs er die Gleichung der geraden Linie einführte, Rechnung und Construction streng von einander schied. Wie von Descartes, so kann man auch von Monge sagen: er schuf eine neue Geometrie. So wie die Figur auf dem Papiere eine Darstellung der Curve giebt, so thut es ihm auch eine Gleichung. Er sieht einen vollständigen Parallelismus zwischen Construction und Rechnung, allen geometrischen Beziehungen entsprechen algebraische. Eine algebraische Rechnung bildet sich ab in der Construction, eine geometrische Construction wird ausgedruckt durch die Sprache der Algebra. In Monge's Vaterland fand die neue Behandlungsart der Geometrie sogleich Eingang, sie machte einen integrirenden Theil des neuen Unterricht-Systems aus. Bei uns in Deutschland haben vierzig Jahre kaum hingereicht, um die neuen Methoden allgemein zu verbreiten. Man muſste erst vergessen, was man aus den Lehrbüchern von Kästner und Karsten gelernt. Und kaum fängt die Monge'sche Geometrie an, allgemein Wurzel zu schlagen, so wächst aus ihr auch schon eine Gestaltung der Geometrie wieder hervor, mehr vielleicht von ihr verschieden als sie von der Cartesischen. Die Resultate, die bisher nach allen Seiten hin divergirend aus einander gingen und durch ihre Mannigfaltigkeit unübersehbar zu werden drohten, fangen an sich unter allgemeinen Gesichtspuncten zusammenzustellen und ein gewissermaſsen organisches Ganze oder, mit Hrn. Gergonne zu sprechen, ein wahrhaft philosophisches System zu bilden. Mit der Allgemeinheit des Gesichtspunctes nimmt die Leichtigkeit der Behandlung zu, und ohne daſs die Uebersicht des Ganzen dadurch erschwert wird, kommen unzählige neue Resultate zum Vorschein. Im Grunde ist es ein und dasselbe Ziel, nach welchem alle neuern Bestrebungen, selbst diejenigen der reinen Geometrie gerichtet sind. Nur bildet sich jeder, der Eigenthümliches zu Tage fördert, einen Algorithmus, der seiner Auffassungsart des Gegenstandes angepaſst ist; jeder denkt, spricht und schreibt in seiner eigenen Sprache. Auch, wenn wir uns bloſs auf die analytische Behandlungsweise beschränken, begegnen wir in der Darstellung einer solchen Verschiedenheit, daſs die gröſseste Vertrautheit mit dem Gegenstande und ein eigenthümliches Talent dazu gehört, jeder neuen Ent-

wicklung sogleich ihre richtige Stelle anzuweisen. Ja in manchen Fällen ist es schon schwer wahrzunehmen, dafs Aufsätze, in welchen der weniger Unterrichtete die verschiedenartigsten Gegenstände sieht, im Grunde doch ein und dasselbe enthalten, nur unter eigenthümlichen Gesichtspuncten aufgefafst und unter den verschiedenartigsten Algorithmen dargestellt. Und zuletzt wenn es gilt, das Vorliegende, nachdem Alles geordnet worden, in ein Ganzes zusammenzustellen, fühlt man die Nothwendigkeit, sich selbst für einen bestimmten Algorithmus zu erklären. Wie viel aber auf die Wahl desselben, sowohl in Absicht auf Belehrung, als auch auf die weitere Ausbildung der Wissenschaft selbst ankommt, bedarf keiner weitern Erörterung.

Aus den vorstehenden Andeutungen über die Entwickelung und den gegenwärtigen Standpunct der analytischen Geometrie geht deutlich hervor, was für grofse Anforderungen an ein Lehrbuch derselben — wir erlauben uns die vorliegende Schrift als ein solches zu betrachten und zu bezeichnen, wenn auch der Verf. selbst von derselben in der Vorrede äufsert, sie nähere sich blofs der Form und dem Inhalte nach einem Lehrbuche — zu machen sind, und wie viel Geschicklichkeit dazu erfordert wird, um diesen Anforderungen zu entsprechen.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hält die Monge'sche Methode und Darstellungsweise in ihrer ganzen Reinheit und analytischen Eleganz fest und knüpft die Erweiterungen der neuesten Geometrie an dieselbe an, indem er die Verwandtschaft der geometrischen Sätze ausführlich und zum Theil auf eigenthümliche Weise behandelt. Dieser Verwandtschaft entsprechen Uebertragungs-Principe, vermittelst welcher aus gegebenen Sätzen sich auf der Stelle neue finden lassen. Wir wollen eine ausführlichere Rechenschaft von der Art und Weise geben, wie der Verf. hierbei zu Werke geht, um zugleich bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die Wichtigkeit dieses noch lange nicht allgemein genug bekannten Gegenstandes, welcher die ganze Stärke der neuern Geometrie ausmacht, aufmerksam zu machen; und wenn wir so eine der eigenthümlichern Seiten des Buches mit derjenigen Genauigkeit, welche der Raum gestattet, hervorgehoben haben, wollen wir uns darauf beschränken, das Uebrige in der gröfsten Kürze anzudeuten.

Der Verf. nennt nach Hrn. Möbius zwei Figuren oder Systeme von Puncten und Linien, welche so beschaffen sind, dafs jedem Puncte der einen Figur ein Punct der andern entspricht, dergestalt, dafs wenn drei Puncte der einen Figur in gerader Linie liegen, die drei ihnen entsprechenden Puncte der andern Figur ebenfalls in einer geraden Linie enthalten sind: *Collinearverwandte* oder *collineare Figuren*. Man erkennt hieraus sogleich, dafs ein System, welches einem andern collinear ist, die perspectivische Abbildung oder Central-Projection des andern ist; mit Recht verwirft der Verf. indefs bei der Definition der Collineation jede Bezugnahme auf Projection. Indem er die Coordinaten irgend eines Punctes bezogen auf irgend zwei beliebige Coordinaten-Axen y und x und die Coordinaten des entsprechenden Punctes bezogen auf dieselben oder auf irgend zwei andere Coordinaten-Axen u und t nennt, findet er, der obigen Definition entsprechend, ohne Mühe die folgenden Beziehungen zwischen den beiden Coordinaten-Paaren (S. 34):

$$u = \frac{m'y + n'x + p'}{my + nx + p},$$
$$t = \frac{m''y + n''x + p''}{my + nx + p}.$$

Diese Gleichungen, in welchen m, n, p, m' u. s. w. constante Gröfsen bedeuten, enthalten die allgemeinste analytische Definition der Collineation. Aus diesen Gleichungen folgert der Verf., dafs zwei collineare Systeme sich immer so auf einander legen lassen, dafs zwei bestimmte sich entsprechende Puncte in einen einzigen Punct (A) zusammenfallen und jedes andere Paar sich entsprechender Puncte mit diesem Puncte (A) in gerader Linie liegen. Er nennt diese Lage eine *collineare*. Alsdann fallen, aufser in den Punct (A) noch unendlich viele Paare sich entsprechender Puncte der beiden Systeme zusammen, ihr geometrischer Ort ist eine gerade Linie (B); und endlich liegen alle Puncte jedes der beiden Systeme, welche unendlich weit entfernt liegenden Puncten des andern Systems entsprechen, wiederum in einer mit (B) parallelen geraden Linie, so dafs man also zwei neue gerade Linien (C) und (D) erhält. Den Punct (A) nennt der Verf. *Collineations-Centrum*, die gerade Linie (B) *Collineations-Axe* und die beiden geraden Linien (C) und (D) *Gegenaxen*.

Wenn in den allgemeinen Ausdrücken für u und t die Coefficienten m und n gleich Null genommen wer-

den, oder, was dasselbe heifst, die Nenner in denselben fortfallen; so geht die allgemeine Verwandtschaft der Collineation in den specielleren Fall der *Affinität* über. Die metrischen Relationen, die der Verf. auch für den Fall der Collineation entwickelt, vereinfachen sich in dem Falle zweier affiner Systeme dahin, dafs irgend zwei sich entsprechende (begränzte) gerade Linien, durch irgend zwei sich entsprechende Puncte auf denselben so getheilt werden, dafs das Verhältnifs der Segmente derselben dasselbe ist.

Ein besonderer Fall der Affinität ist wiederum die *Aehnlichkeit*, wobei das Verhältnifs der Abstände eines beliebigen Punctes von irgend zwei andern in dem einen Systeme dem Verhältnifs der Abstände der entsprechenden Puncte in dem andern Systeme gleich ist, und zwar auch dann, wenn die jedesmaligen drei Puncte nicht, wie nothwendig in dem Falle der Affinität, in gerader Linie liegen. Aus den oben angezogenen allgemeinen Gleichungen, leitet der Verf. für den besondern Fall der Aehnlichkeit zweier Systeme Gleichungen von folgender Form her:

$$u = my + nx + p,$$
$$t = \pm xy \mp mx + q,$$

und diese vereinfachen sich wiederum durch eine gehörige Drehung der Systeme, der, analytisch genommen, eine Coordinaten-Verwandlung entspricht, so dafs dieselben in folgende einfache Gleichungen übergehen:

$$u = ay \qquad t = \mp ax.$$

Für den Fall des untern Zeichens in der zweiten Gleichung heifsen die Systeme *ähnlich liegend*. In dem Falle des obern Zeichens, mufs ein System erst umgewendet werden, damit die Lage der beiden Systeme eine ähnliche werde. Wenn zwei ähnliche Systeme eine ähnliche Lage haben, so giebt es einen festen Punct, *Aehnlichkeits-Punct* genannt, durch welchen jede gerade Linie geht, welche irgend zwei entsprechende Puncte der beiden Systeme verbindet. Hieran knüpft der Verf. den Satz, dafs wenn irgend drei Systeme ähnlich und ähnlich liegend sind, die drei Aehnlichkeitspuncte je zweier Systeme in gerader Linie liegen: ein Satz, der gewöhnlich nur in Beziehung auf Kreise bewiesen wird. Der Verf. zeigt ferner, dafs, wenn zwei ähnliche Systeme irgend eine beliebige (nicht ähnliche) Lage haben, es immer einen Punct giebt, der die Eigenschaft hat, dafs zwei gerade Linien, welche denselben mit irgend zwei sich entsprechenden Puncten verbinden, immer in demselben Verhältnisse stehen. Er nennt diesen Punct *Aehnlichkeits-Centrum*.

Die Particularisirung des Falles der Aehnlichkeit führt den Verf. endlich zu der Betrachtung der *Gleichheit* zweier Systeme, wobei er wiederum der gegenseitigen Lage eine besondere Aufmerksamkeit schenkt.

(Der Beschlufs folgt.)

CXXIII.

Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit. Von Karl Schildener, *Prof. in Greifswald. Rostock und Güstrow, J. M. Oeberg und Comp.* 1833. *VI. und* 104.

Der Verf. hat in der Noth der gegenwärtigen bewegten und bedrängten Zeit das Bedürfnifs gefühlt, auf eine ihm gemäfse Weise zur Vermittlung und zur Verständigung, und hiermit zum Frieden sich zu verhelfen. Diesen Frieden fand er in dem christlichen *Glauben*, welchen er sich nach dem ihm zur Zeit beschiedenen Standpunkte mehr und mehr *anzueignen* und demnächst mit seinem Berufe zu dessen Belebung und Befruchtung in Beziehung zu setzen suchte. Aus diesen Bestrebungen stammen die vorliegend gesammelten Aufsätze, in welchen, wie die Vorrede sagt, „manche irrige Ansicht vorkommen mag." „Ist doch „die Zeit so dunkel," setzt der Verf. wohlmeinend hinzu, „dafs „jeder Redliche nur von Tage zu Tage hoffen darf, zu gröfserer Uebereinstimmung mit ihr zu gelangen."

Er beginnt mit Reflexionen über die Stufen des *Gebets*, welches erst in der völligen Hingabe an Gott und in dem Vertrauen auf seine wirkliche Hülfe sich vollendet. In gleicher Weise theilt er seine inneren Erfahrungen über den *Wunderglauben* mit, welcher mit dem Glauben an die übersinnliche Macht und deren Zusammenhang mit der sichtbaren Welt unzertrennlich zusammenhängt. Der Glaube erweiset sich eben darum selbst als das gröfste Wunder.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit *Bibel-Erklärungen*. So wird z. B. in der Erzählung von der Sünderin, welche viel geliebt hat, Luc. VII. 36—50. ein doppelter Sinn gefunden, welchen der Verf. selbst nicht recht bestimmt hervorzuheben vermocht. Die Wahrheit desselben ist die lebendige Wechselbeziehung zwischen Vergebung und Liebe, oder zwischen Gabe und Empfänglichkeit. Gleichzeitig scheint aber nach dieser Erklärung der Ausspruch Christi: „Sie hat viel geliebt," insofern er nicht allein auf die Bufse der Sünderin, sondern auf die ganze Sünderin sich bezieht, auch in der Sünde ein Moment anzuerkennen, welches *an sich wahr*, erst durch Verkehrung zur Lüge wird. Eben darum ist die Verwechslung des Wahren und Falschen nur zu leicht, nur zu gefährlich und täuschend, und hierin liegt der Schlüssel zu den folgenden Erklärungen. Luc. XI. 23—28. XVI. 1—15.

Der dritte Abschnitt handelt von der *Sünde wider den hei-*

ligen Geist, welche nach dieser Schilderung aus der Verletzung der Gesetze des geistlichen und sittlichen Organismus hervorgeht, und — nur durch die *Wiedergeburt* getilgt werden kann — welches beides jedoch von aller wirklichen Sünde gesagt werden müfste. Indem nun der Verf. solcher *Wiedergebornen* „in unserer Zeit immer mehr" zu gewahren glaubt, schliefst er mit der Hoffnung, dafs eben durch diese Wiedergebornen auf dem in der Zeit so laut angekündigten Wege der *Genossenschaft* Kirche und Staat zur Regeneration gelangen werden, weil es zum Wesen der Genossenschaft gehöre, allen Richtungen gutgesinnter Mitglieder Einwirkung auf das Ganze einzuräumen.

Der vierte Aufsatz sucht eine *vernunftmäfsige Begründung des gegenwärtigen Rechtszustandes in Deutschland* vorauszusagen. Der Verf. geht geschichtlich von der Vergangenheit aus, wornach es die Aufgabe des deutschen Volks gewesen sei, in der Religion, in der Wissenschaft, und im Rechte *Fremdes* aufzunehmen, womit es sich ungeschickt genug benommen. Davon zeugten noch die alten Dome, welche an diesem „Aufnehmen von etwas unbezwinglich fremdartigen" laboriren, so wie die deutschen Rechte mit der abergläubischen Verehrung ausländischen Gutes. Eben darum sei es nun an der Zeit dieses Fremde durch Aneignung zu bewältigen, wozu eben nur das Volksleben selbst und die Praxis verhelfen, Schule und Philosophie hingegen nur dienend mitwirken können, während leider! letztere beide gegenwärtig nur allzu herrschend sich benähmen, namentlich aber die Philosophie alles auf das Denken reduciren wolle, welches doch nur subjectiv sein könne und bleiben müsse.

Der fünfte Aufsatz handelt von der *Religion im Rechte*, welche gegenwärtig allein den Frieden wiederbringen könne und auf dem genossenschaftlichen Wege zur Versöhnung mit dem Principe der Vertretung führen werde, indem diese Vertretung nicht zu entbehren sei, und bei der Unvollkommenheit des irdischen Staats erheischt werde, wobei wiederum der Eifer gegen das Schul-Recht, und gegen die neuere Philosophie laut, aber auch das Bekenntnifs ausgesprochen wird, dafs „es rathsamer sein dürfte von Dingen zu schweigen, in deren Wesen einzudringen mir nicht verstattet ist." Näher ausgeführt wird demnächst an den irren Vorurtheilen der Zeit für *Volkssouverainität* und gegen *Todesstrafen* die Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines das Volksvertrauen stützenden und neu belebenden christlichen Princips. Eben darum „bedarf aber aufser dem Gottesgelehrten und Verkünder des göttlichen Worts Niemand mehr der Religion als der Erklärer und Ausleger der Gesetze."

Der sechste Aufsatz erklärt die *Gewohnheit* für einen *nothwendigen Bestandtheil des Rechts*, denn sie ruhe auf dem genossenschaftlichen Verbande, diese auf genossenschaftlichem Vertrauen, und dieses auf dem Glauben an Gott in Christo; die Gewohnheit sei daher so wesentlich und unersetzlich als ihre Bedingungen selbst, mit denen sie unzertrennlich zusammenhange. Wenn es jetzo an den Bedingungen und den Folgen zugleich mangele, so sei die Regeneration vom Mittelstande zu erwarten, in welchem sich die Genossenschaft am kräftigsten entwickele, aber noch sei es nicht so weit in einem Volke, dessen letzter grofser Dichter die heillosesten sittlichen Verwirrungen „ohne allen religiösen Aufschwung vor's Auge führe."

Der siebente Aufsatz enthält ein *väterliches Schreiben an einen Sohn* bei dessen Abreise auf eine fremde Universität. Dieser wird mit dem allgemeinen Verlaufe der deutschen Staatsgeschichte bekannt gemacht, welche von dem Principe der *Genossenschaft* aus „hiernächst in das System der *Vertretung* übergegangen, und nunmehro dieses durch jenes zu seiner Wahrheit zu bringen im Begriff sei." Daran schliefst sich die Ermahnung, Glauben zu halten, um unter allen Verhältnissen sich zurecht zu finden und überall die Wahrheit zu erkennen. Zuletzt theilt der Vater seinem Sohne einen Gedanken mit, „den ich schon manchmal gehegt habe, den auszusprechen aber eine gewisse Scheu mich gehindert hat:" Er hofft natürlich auf eine Verjüngung des Staats durch eine Verjüngung der Kirche in der Art, dafs sich zuerst ein neues religiöses und aus diesem ein neues Volksleben bilden werde." Nicht also *Lehn* und was ihm ähnlich ist, wird fortan unsere Staaten dauernd begründen können; noch weniger aber freilich ein blofser *Vertrag*, der ja nur ein formaler Ausdruck eines innern Lebens ist und ohne dieses wenig bedeutet; sondern nur das neu und frisch aufblühende Gefühl einer religiösen *Gemeinschaft*, welche sich erst unter einzelnen begabten und begeisterten Genossen in kleineren Kreisen bilden, und dann in immer gröfseren und gröfseren Kreisen den Staat durchdringen und in sich aufnehmen wird."

Hiermit ist der hauptsächliche Inhalt der vorliegenden Blätter zu einer zusammenhängenden Uebersicht herausgestellt, welche sie unmittelbar selbst nicht gewähren.

Jedenfalls ist es aber eine erfreuliche Erscheinung, dafs sich der Verf. von seinem Tagewerke nicht hat abhalten lassen, das Bedürfnifs seines Herzens im Glauben zu befriedigen, diesen Glauben sich lebendig anzueignen und demnächst als das Princip, als den Sauerteig seines besondern Berufs aufzufassen und zu verfolgen. Dagegen wäre es zu wünschen gewesen, dafs er von denjenigen Dingen, in deren Wesen er nach seinem Geständnisse noch nicht eingedrungen, und wozu wir aufser der Philosophie auch die deutschen Dome und den letzten deutschen Dichter rechnen möchten, lieber schweigen möchte. Was ein tiefer christlicher Schriftsteller unserer Zeit sagt, möchten wir auch dem Verf. dieser „gutgemeinten kleinen Aufsätze" zurufen: „Scheint dir die Philosophie gefährlich, die Poesie verführ„rend, lastet die Gröfse der alten Welt wie ein schwerer Druck" und ein Dom wie ein unheimliches Gespenst „auf deiner Seele — „wohl! Du magst dich verschliefsen. Aber nie darfst du als „Lehre durch das Christenthum geboten dasjenige verbreiten, „was eine harte Erfahrung dir nothwendig macht."

C. Fr. Göschel.

№ 92.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: *Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie, von Ludwig Immanuel Magnus.*

(Schlufs.)

In dem Vorstehenden haben wir die verschiedenen Fälle, in welche nach besondern Bestimmungen die durch die zuerst angeführten Gleichungen bestimmte Collineation übergeht, in dem Sinne der vorliegenden Schrift übersichtlich zusammengestellt. Der Verf. verallgemeinert in einem spätern Paragraphen die Verwandtschaft der Collineation, indem er sich, ohne irgend eine Beschränkung hinzuzufügen, die Frage stellt: unter welchen Bedingungen entspricht in zwei Systemen, jedem Puncte des einen ein Punct und nur *ein* Punct des andern? Er findet, dafs alsdann die beiden Gleichungen, welche die Collineation ausdrücken, sich dahin verallgemeinern, dafs die Nenner, welche in diesen Gleichungen vorkommen, nicht mehr dieselben, sondern irgend zwei beliebige ganze und lineare Functionen von y und x sind. Alsdann entspricht nicht mehr eine gegebene gerade Linie des einen Systems einer geraden Linie, sondern einem Kegelschnitte des andern, der durch drei feste Puncte geht, und eine Curve irgend eines n. Grades, im Allgemeinen, einer Curve des $2n$. Grades, welche die drei festen Puncte zu $n$fachen Puncten hat (S. 288). Diese festen Puncte nennt der Verf. *Cardinal-Puncte*.

In dem bisher Erwähnten hat der Verf. das gegenseitige Entsprechen zwischen zwei Puncten behandelt; in dem Abschnitte über die *Reciprocität* behandelt er die Frage, wann in zwei Systemen einem Puncte eine gerade Linie und umgekehrt einer geraden Linie ein Punct entspricht. Er gelangt, indem er die Coordinaten des Punctes y und x nennt und für die Gleichung der geraden Linie folgende: $mu + nt + 1 = 0$, nimmt zu Gleichungen, die mit den Gleichungen, welche die Collineation ausdrücken, ganz übereinstimmen, wenn wir in diesen m und n an die Stelle von u und t setzen. Es ist dies in Beziehung auf Methode die einzig richtige Art, die Reciprocität zu behandeln. Da, wo es sich blofs um lineare Relationen handelt, einen Kegelschnitt einzumischen, wie es gewöhnlich geschieht, scheint uns in der gedachten Beziehung unstatthaft zu sein. Leicht ist es übrigens, was auch der Verf. thut, zu zeigen, wie die verschiedenen Arten, die Reciprocität zu behandeln, in Uebereinstimmung gebracht werden können. Der Verf. führt auch hier die gegenseitige Lage zweier reciproken Systeme auf eigenthümliche Weise in die geometrische Betrachtung ein.

Wir müssen uns hier damit begnügen, die Art und Weise angedeutet zu haben, wie der Verf. das Entsprechen geometrischer Constructionen behandelt; der Raum verbietet uns demselben zu folgen, wie er hieran die verschiedenen Uebertragungs-Principe anknüpft und an zahlreichen Beispielen entwickelt, wie man auf diesem Wege aus gegebenen Sätzen neue folgen kann. Die Aufgabe, die uns hier noch obliegt, ist, eine allgemeine Uebersicht des ganzen Werkes zu geben. — Es zerfällt dasselbe in drei Abtheilungen, von welchen die erste von der analytischen Geometrie im engern Sinne, ohne Einmischung höherer Rechnung handelt; die zweite enthält die Anwendung der Differential-Rechnung und die dritte die Anwendung der Integral-Rechnung auf die Geometrie der Ebene.

Die *erste* Abtheilung zerfällt in folgende besondere Abschnitte. Bestimmung des Punctes durch Coordinaten. — Transformation der Coordinaten. — Linien ersten Grades. — Von der Verwandtschaft der Collineation, Affinität und Aehnlichkeit. — Von der Recipro-

cität. — Vom Kreise. — Linien zweiten Grades S. 101—240. — Linien höherer Grade S. 241—292. — Transcendente Linien S. 293—325.

In der *zweiten* Abtheilung ist der Verf. was die Anwendung der Differential-Rechnung betrifft, der Vorstellungsweise von Lagrange gefolgt, weil diese nach seiner Meinung, für Anfänger eine gröſsere Evidenz hat, als die sonst bekannt gewordenen Vorstellungsarten, bezeichnet hierbei indeſs die Differential-Coefficienten auf die gewöhnliche Weise. Zerstreut finden sich hier viele Aufgaben über *maxima* und *minima*. Ohne das im Einzelnen dem Vf. in dieser und der dritten Abtheilung Eigenthümliche besonders erwähnen zu können, müssen wir uns hier auf eine nackte Inhalts-Anzeige beschränken. Die verschiedenen Abschnitte sind die folgenden. Von den Tangenten, Normalen und Asymptoten der Curven S. 325. — Von den Berührungen höherer Ordnungen S. 380. — Von den ausgezeichneten Puncten der Curven S. 410. — Von parallelen Curven S. 427. — Von den einhüllenden oder Gränz-Curven S. 433. — Von den Brennlinien S. 462. — Vermischte Aufgaben S. 476.

In der *dritten* Abtheilung ist nur die Integration der Differential-Gleichungen ausführlich entwickelt, nicht aber die Integration der expliciten Functionen, wobei auf die Integral-Tafeln von Meier Hirsch Bezug genommen ist. Der Vf. hat mit Sorgfalt seine Beispiele nach dem Gesichtspuncte gewählt und meistens selbst gebildet, daſs seine Schrift Anwendungen aller gebräuchlichen Verfahrungsweisen der Integral-Rechnung, mit Ausschluſs derjenigen, womit dieser Zweig der Analysis in den neuesten Zeiten bereichert worden ist, die aber noch nicht in die Lehrbücher übergegangen sind, enthält. Wir finden in dieser Abtheilung vier Abschnitte. Die Quadratur der Curven S. 491. — Die Rectification der Curven S. 528. — Aufgaben, welche auf die Differential-Gleichungen erster Ordnung führen S. 546. — Aufgaben, welche auf Differential-Gleichungen höherer Ordnung führen S. 628—659.

Wir denken, daſs die vorstehende, wenn auch flüchtige Analyse uns der Recensenten-Anmaſsung überhebt, über die uns vorgelegte Schrift in allgemeinen Worten aburtheilen zu wollen. Der Inhalt und der Zweck derselben wird ihr gewiſs eine allgemeine Verbreitung verschaffen. Wir wünschen, daſs auch die äuſsere Empfehlung, welche die Verlagshandlung hinzufügt, indem sie dieselbe als eine Fortsetzung der Aufgaben-Sammlungen von Meier Hirsch erscheinen läſst, hierzu das Ihrige beitragen möge und daſs dann die Bearbeitung der Geometrie des Raumes, mit welcher der Verf., nach der Vorrede, jetzt beschäftigt ist, unter glücklichen Auspicien, als Fortsetzung des vorliegenden Bandes bald erscheinen werde. Die Verlagshandlung hat diesen Band mit der bekannten Eleganz und Correctheit ausgestattet und zugleich den Preis sehr billig gestellt.

Plücker.

CXXIV.

Symbolae ad internam Criticen librorum canonicorum ac vetustissimorum quae supersunt monumentorum Christiani nominis paratae ab Io. Schulthess. Turici 1833. *Vol. I. et II.*

De Praeexistentia Jesu ac de Spiritu S. N. T. aliisque affinibus rebus, tam religiosae quam liberae disputationes Ioannis Schulthess. Lips. 1833. (*XXXII u.* 115 *S.* 8.)

Aus *einem* Princip hervorgegangen, ja aus einem Gusse gleichsam geflossen, sind diese Schriften des Hrn. S. auch *einem* Gesichtspunkte zu unterwerfen. Welches jenes Princip sei, lieſse sich zwar mit einem allgemein verständlichen Namen bezeichnen, indeſs möge man es aus folgenden Citaten erkennen. In dem letztgenannten Buche, in dessen Vorrede der Vf. überhaupt sein Glaubensbekenntniſs niedergelegt zu haben scheint, läſst er sich über das Dogma der Trinität p. VIII folgendergestalt vernehmen: „*Nam tres personae, quibus ἡ θεότης communis est, totidem sunt Dii, pariter ac tres vel innumerae personae, quibus ἡ ἀνθρωπότης communis est, totidem sunt homines Eadem ratione Ethnicis licuerat simulare, unum Deum ipsos credere; totidem autem personas unius Deitatis, quotcunque divinis honoribus afficere, adorare, precari consueverant. — — Itaque, si verum quaerimus, illa Trias nihil est nisi mutato nomine Tritheismus — — p. XIX itaque τριπρόσωπος exstitit Deus Orthodoxorum, sicut Mythologi bifrontem Janum faciunt, triformem Hecaten. — — p. X. Nihilque, si verum quaerimus, differt, tres an trecentas in animum induxeris personas; polytheismus inde redundat, ut polyanthropismus ex communi vocabulo homo, notionem efferente universalem. Atqui hoc vitium Trinitarios commisisse, manifestum est*" etc. Wohin ist hier der Gott des Christenthums, der Rel. des Geistes, gelangt? Zu jener abstrakten Bestimmung ist er hinabgesunken, er sei der höchste Gedanke, das höchste Wesen, wozu es freilich keines Christenthums bedurft hätte. Die Erkenntniſs, das Wissen dieses, so wie aller wesentlichen Dogmen, wird aber nur von der Grundlage des Glaubens aus erlangt, nicht auf umgekehrtem Wege. Ganz unchristlich ist aber der Grundsatz p. III, daſs der

Prof. ein anderes Christenthum lehren dürfe, als der Volkslehrer, und dafs dieses als eine *religio et prudentia cordatissimi cujusque* empfohlen wird, so dafs eine esoterische Lehre der Theologen die Dogmen der Trinität, Präexistenz Jesu u. s. w. verwerfen und wegdemonstriren, eine exoterische aber sie als für den grofsen Haufen anwendbar, beibehalte!! Ohne der ausführlichen Glaubensregeln bei *Iren I.* 10; *III.* 4. *Tertull. Praesc. c.* 13. und *Orig. de princ. p* 47 zu gedenken, führt der Vf. zu seinen Zwekken nur die *regula fidei* bei *Tertull. de vel. Virgg c I.* an. Weil nun hier Tertullianus den Glauben an einen Gott (*unicum*) voransetzt und auch *adv. Prax. c. I.* sagt, dafs die *simplices, quae major semper credentium pars est*, in der *οἰκονομία* eine Theilung der Einheit Gottes in zwei oder drei Götter sahen, so schliefst er daraus, die Trinitätslehre müsse der Mehrzahl der Christen unhaltbar und unevangelisch geschienen haben, sie sei von Einigen dem Christenth. aufgedrungen worden. Aber ist das schon das Wahre, was die Mehrzahl glaubt! Bei wie Wenigen war z. B. zu Anfang der Reformation die Wahrheit! Erst der entstandene Widerspruch gegen diese Lehre, führte die Nothwendigkeit ihrer tieferen Begründung herbei, und dies unternahmen die Lehrer zu Anfang des dritten Jahrh., auch schliefst die Einheit Gottes in der Glaubensregel die Dreiheit nicht aus, welche die Einheit ist, und überhaupt war es schon in der Zeit der ersten wissenschaftlichen Begründung dieses Dogma, wie zu jeder Zeit, wo es festgehalten wird: die verschiedenen Partheien fixirten sich einseitig in einem der Momente des Begriffes, sei es nun in der abstrakten Identität Gottes als Vater, Sohn und Geist, oder in der Behauptung des absoluten Unterschiedes von Gott als Vater und Sohn, während die Speculation die Wahrheit erkannte und vertheidigte. — Natürlich ist mit dem Sturz der Trinitätslehre auch der des Dogma von der Gottheit und Präexistenz Christi verbunden. Die Hauptstellen der Schrift für diese, bezieht der Vf. auf die vollkommenste Erkenntnifs Gottes, die Christus erlangt hat, und welche er den Menschen mittheilt, die Präexistenz Jesu liegt für ihn nur in der Präscienz Gottes von seiner Sendung, so wie er auch uns schon vor Erschaffung der Welt für die Welt prädestinirte. Christus unterscheidet sich von den übrigen Menschen p. 26 nur dadurch, dafs ihm Gott den *spiritus* = Erkenntnifsvermögen, Vernunft, den er auf alle Menschen ergiefst, *largissime et sine modo* ertheilte, so dafs er als *perfecte rationalis* nicht qualitativ, sondern quantitativ verschieden ist von den Menschen, unter denen er den *primatus inter fratres* behauptete. Die Wunder Christi erklärt der Vf. weder historisch noch natürlich, sondern geistig in Bezug auf das *διδάσκειν* und *κηρύσσειν* Jesu und die wunderbaren Wirkungen, die sie auf die innere Wiedergeburt des Menschen ausübten. Diese Grundansichten ziehen sich auch durch die kritischen Theile und beherrschen die kritischen Operationen. Wir wenden uns nun nach dieser Seite besonders, und gehen zu den Beiträgen zur innern Kritik der canonischen Bücher und ältesten christlichen Alterthümer über. Sie sind auf vier Bände berechnet, zwei liegen vor. Der erste unter dem Titel: *Hegesippus, princeps auctor rerum christianarum primi et secundi seculi, nunc primum seorsim, quantum ex reliquiis fieri potest penitus recognitus et secundum criticen historicam exploratus cura Jo. Schulthefs*, hat den Zweck, den geistigen und moralischen Werth des Hegesippus als Geschichtschreiber kritisch zu untersuchen, und erweist mit einem grofsen Schein der Wahrscheinlichkeit, dafs dieser Geschichtschreiber einer gewissen dogmatischen Sekte angehöre und daher partheiisch sei, zu absichtlichen Verfälschungen geneigt, auch unerfahren in den Begebenheiten und ein Mann von schwacher Urtheilskraft gewesen sei, was auf die späteren Kirchenhistoriker, besonders den Eusebius einen um so schädlichern Einflufs ausüben mufste, je unbedingteren Glauben sie seiner Autorität beimafsen. So wird das Urtheil über Hegesippus, welches bisher schon ziemlich allgemein galt, von dem Vf. auf die höchste Spitze geführt. Er läfst ihn unter den Anhängern der Schule des Presbyter (nicht Apostels) Johannes erscheinen, welche bei ihm nicht in dem besten Rufe steht. Seine pharisäischen Grundsätze in das Christenthum mithinübernehmend, unterliefs auch er nicht das Seinige zur Verbreitung seiner Parthei beizutragen; in seine *πέντε ὑπομνήματα* legte er theils absichtlich, theils in einer *fraus pia* viele unreine Ueberlieferungen jüdischen Ursprungs nieder, und verewigte so die Irrthümer seiner fleischlich jüdischen Denkart. Nebenvorstellungen, die er irgend woher erfafst hatte, trug er kein Bedenken, wenn sie ihm nur wichtig waren, als zum Wesen des Christenthums gehörig, darzustellen. Sein Jacobus ist von ihm durchweg ebionitisch gezeichnet und wird als Muster eines christlichen Wandels aufgestellt, während doch seine ganze Heiligkeit nur in einer mönchischen Uebung und in einer äufserlich priesterhaften Ehrwürdigkeit bestand. — Die Behandlung der Fragmente des Hegesipp selbst ist so abgetheilt, dafs nach einem kurzen Satze Text, der an der Spitze jedes Paragraphen steht, erst die lat. Uebersetzung, dann exegetische und kritische Anmerkungen folgen, durch welche Anordnung eine klare Uebersichtlichkeit über das Ganze verbreitet ist. Was die Vollständigkeit betrifft, so wird man nicht leicht etwas hieher Bezügliches vermissen. Die Anmerkungen zeugen von jener soliden Gelehrsamkeit, welche nicht auf äufseres Aufsehen, sondern auf den reinen Ertrag für die Sache selbst bedacht, den geschichtlichen, exegetischen und kritischen Vorrath früherer Forscher mit scharfer Sichtung durchläuft, und von einem hellen Blick und einem geläuterten Urtheile begleitet, zu dem erspähten Ziele sicher fortschreitet. Es gebührt daher dem Unternehmen die rühmlichste Anerkennung, und es wird für die historische Kritik und die Charakteristik jener ersten Jahrhunderte, in denen der Vf. so heimisch ist, ein nicht geringer Gewinn sein, im dritten Bande den versprochenen Papias zu besitzen, wenn auch, wegen der dogmatischen Ansichten des Vfs., der Gebrauch mit Vorsicht verbunden sein mufs. — Der zweite Band handelt von den Verfälschungen, welche die h. Schr. nach der Constituirung des Canon von den orthodoxen Vätern ihrer dogmatischen Ansichten wegen erlitten haben, wobei besonders Ignatius, Polycarpus, Justinus, Irenäus, Tertullianus, als Presbyterianer, der absichtlichen Depravation, ohne Schonung beschuldigt werden, indem sie durch Erdichtungen, Verdrehungen, Zusetzen und Weglassen den Canon nach ihren dogmatischen Vorurtheilen verdarben. Solche Stellen, wie Joh. 5. 28—29, Röm. 3 v. 11—18, wobei sie sogar im

14. Psalm einen ähnlichen Betrug begangen haben sollen, um den einen durch den andern zu verdecken, II. Thess. 2, 1 — 12, welche den offenbarsten Charakter der Verfälschung tragen, will der Vf, wenn nicht gestrichen, doch mit einem *ὀβελος* bezeichnet wissen, man finde sie nur auf dem Wege der inneren Kritik, die grammatisch-historische reiche dazu nicht aus, der freie Geist nur sei im Stande, das an sich Wahre zu erkennen, und es werde eine Zeit kommen, in welcher Christi Lehre auch ohne den Buchstaben der h. Schr. und ohne die gelehrten Untersuchungen in den alten Sprachen, von ihren wahrhaften Verehrern, unverhüllt und rein werde erkannt werden. So schlägt die rationalistische Ansicht des Vfs. unmittelbar in die römisch-hierarchische um. Dieser Band enthält erstens: *Testimonia adulterationis librorum sacr. jam eo, quo Canon exstitit aevo ac deinceps patribus orthodoxis et catholicis crimini dandae.* Es sind namentlich 18 solcher *testimonia* angeführt, welche sich meistentheils auf die Gottheit Christi beziehen, sie sollen von den orthodoxen Vätern vorzüglich den Presbyterianern (Irenäus und Tertullianus u. s. w.) in das N. T. hineingetragen worden sein, um diese ihre Hauptlehre zu befestigen. Es wird hier zwar von sehr richtigen Principien ausgegangen, das Geschäft der innern Kritik scharf und genau bestimmt, so dafs man auf ihnen sicher fortbauen kann, nur hält sich der Vf. selbst nicht in ihren Grenzen und schweift leicht zu jener Hyperkritik hinüber, welche auch das Festeste antastet und wankend zu machen sucht, so dafs, wenn in diesem Geiste fortgefahren wird, die canonischen Bücher N. T. bald des wesentlichen Inhalts beraubt, bis auf gleichgültige Untersuchungen und auf die Hälfte ihres Umfangs durften reducirt werden. Der Begriff der inneren Kritik verdient mitgetheilt zu werden: „*Internam autem Criticen dicimus non coecum aliquod arbitrium, non subjectivam quam dicunt sententiam, mihi vel tibi proprium, sed eam, quae via et ratione, omnium eruditorum et doctorum communi, procedens, certa argumenta, quibus verum quid esse vel falsum intelligatur, requirit, iisque stat immota, donec pari, via et ratione manifesto rectiore sublata fuerint*" Und dabei ist nichts doch subjectiver, als diese Kritik. Zweitens enthält dieser Band: „*Adulterationes carminum liturgicorum ac doxologiae ab orthodoxis patratae*, sie sind nicht seltner als jene; auch sie sind den dogmatischen Ansichten bestimmter Kirchen conform gemacht; man kann eine vor- und eine nachnicänische Recension unterscheiden. Namentlich unterwirft der Vf. den *Hymnus angelicus* (*ἑωθινὸς*), die *προσευχὴ ἑσπερινὴ* und die *εὐχὴ ἐπ' ἀρίστῳ* (*Constitut. Apost.* 7, 47 — 49) einer Kritik, beweist zuerst ihr hohes Alter, sodann besonders, dafs sie keine Gebete zu Christo enthalten, sondern allein zu Gott; noch zu Origenes Zeit seien Gebete zu Christo ungewöhnlich gewesen, weshalb das Gebet des Stephanus Act. 7. 57 müsse interpolirt sein. Auch die Hymnen der Catechumenen bei Clemens Alex. enthalten keine Gebete zu Christo. — Bei weitem das interessanteste Stück dieses zweiten Bandes, ist das ihm vorgedruckte Dedicationsschreiben an D. Dav. Schulz von LXXII S. Es erweist die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der innern Kritik bei der grofsen Willkür, welcher der Text durch die Depravationen der Presbyterianer ausgesetzt gewesen sei, so wie bei der Leichtigkeit jeglichen Betruges noch vor ihrer Zeit, wegen der grofsen Seltenheit der Exemplare. Luc. 24, 51 — 52 erscheint hier als eine Adulteration der Chiliasten, welche die Himmelfahrt Christi im Fleisch wegen ihrer Lieblingslehre von seiner Zukunft im Fleisch vertheidigen wollten, was zusammenhängt mit ihrer Irrlehre von unserer Auferstehung im Fleisch. Eben so ist es mit Joh. I. 13. So ist 1 Cor. 7. 25 — 40. von den Presbyterianern, den Lobrednern des Colibats untergeschoben, denn aufser Apoc. 14. 4 werde in der Schrift weder von Christus noch von den Aposteln, das ehelose Leben angerathen, zudem widerspräche sich Paulus sowohl mit diesem Cap. als mit 1 Thess. 4 vs. 3, 4. 1 Tim. 2. 15; 5. 14. Alle diese Beispiele sind der Art, dafs uns die äufsere Kritik dabei ganz im Stiche läfst, indem ihre Verfälschung über alle alte Codices und Testimonia hinausreicht. Auch Act. 7. 59 finde sich erst um 450 bei Euthalius und sei eingeschoben, um das Beten zu Jesu zu empfehlen; Röm. 9. 5, um Christi Gottheit zu beweisen, sei ebenfalls späteren Ursprungs. Col. 1. 16 enthalte als *ἀνακεφαλαίωσις* des Früheren doch etwas Anderes, und gebe seine Interpolation dadurch zu erkennen, wenn die Worte fehlen, würde Sinn und Zusammenhang viel klarer. Eben so, wenn man Joh. 5. 28, 29 *ὅτι ἔρχεται* bis *κρίσεως* ausscheidet, denn in dem *ὅτι ἔρχεται ὥρα* etc. liege gar kein Grund für die Juden, das *τοῦτο θαυμάζειν* abzulegen, es müsse eine Metaphrase irgend eines Auslegers sein; die Redensarten seien ganz unjohannäisch — *ἐν τοῖς μνημείοις* ruhen nach Ezech. 37. 12 nur die Gerechten, daher aus ihnen keiner zu Gerichte auferstehen könne — *ἔρχεται ὥρα, ἐν ᾗ* sage Johannes nie, sondern *ὅτι* — *ἀκούειν τῆς φωνῆς* heifse bei ihm nicht blofs hören, sondern gehorchen — *ἐκπορεύεσθαι* komme nur noch 15, 26 vor, welche Stelle ein Scholion sei — *τὰ ἀγαθὰ ποιεῖν* brauche Johannes nie — *ἀνάστασις ζωῆς* für *εἰς ζωὴν* sei auch unjohannäisch — *ἀνάστασις* sei nur eine Proprietät der Gerechten, daher *ἀνάστασις κρίσεως* widersinnig, der *ἄδικοι* warte vielmehr eine *κατάβασις, πτῶσις* Luc 2. 34. Matth. 25. 31. — Somit scheine die Stelle eingeschoben zu sein, um das chiliastische Dogma der doppelten Auferstehung gegen die Gnostiker durch eine Schriftstelle aus ihrem Evangelium zu vertheidigen, auch Act. 24, 15 über dasselbe Dogma werde durch die äufsere und innere Kritik in Anspruch genommen. Alle Citate, die an Joh. 2. 28 u. 29 erinnern könnten, erstrecken sich doch nur auf vs. 25, weil alle das *ζήσονται* am Ende haben, und *ἐν τοῖς μνημείοις* hätte den Vätern aus Jes. 26. 19 nach den LXX im Gedächtnifs geschwebt. Vor dem 5ten Jahrh., bei dem Vf. der *quaest. ad Orthodoxos* 109 u. 120 würden vs. 28 u. 29 nur bei Irenäus und Ambrosius gefunden, wogegen ihnen vs. 25 scheine unbekannt gewesen zu sein, Tertullianus unterscheide zuerst genau wie die Recepta vs. 25 von 28 und 29 *de resurr. carn.* c. 37. Ueber die Auferstehung seien bis zum 4ten u. 5ten Jahrh. sogar die Gelehrtesten und Einsichtsvollsten nicht im Klaren gewesen, bis Tichonius Afer (*de VII regulis*) eine geistige, moralische Auferstehung durch die Taufe, von der fleischlichen unterschieden, und *Augustinus ad Joh.* 5. 25 eine *resurr. mentis* u. *carnis* und jene als die wichtigste gelehrt hätten. Diese *μετάνοια*, welche die wahrhaft evangelische Auferstehung und die eigentliche Lehre Christi hierüber sei, und überhaupt den geistigen Sinn der Worte Joh. 5. 25 hätten die pharisäisch gesinnten Chiliasten nicht fassen können, daher hätten sie *οἱ νεκροὶ* in vs. 25. in *οἱ ἐν μνημείοις* verwandelt, für *ζήσονται* aber *ἀναστήσονται* gesetzt, *καὶ νῦν ἐστιν* und *οἱ ἀκούσαντες* weggelassen, und so vs. 28 u. 29 zusammengesetzt. Hiermit hat der Vf. das Geschäft und die Nothwendigkeit der innern Kritik, (*λογικὴ ἐπιστήμη* bei *Sext. Empir.*) die er auch im Gegensatz der buchstäblichen und grammatisch-historischen (*τεχνικὴ*), die philosophische oder theologische (*νοητικὴ*) nennt, durch Beispiele dargethan, und sie als solche dargestellt, welche der äufseren Autorität unbekümmert, das an sich, nach inneren Gründen, nach dem Geiste der ganzen Schrift, der Schriftsteller und nach dem Zusammenhang Haltbare vertheidigt, das Unhaltbare verwirft. Der vierte Band endlich, wird diejenigen Interpolationen zu seinem Gegenstande haben, welche die h. Schr. vor der Constituirung des Canons erfuhren, welche also am wenigsten in das Bereich der äufseren Kritik, gehoren. Hier sollen vornehmlich diejenigen canonischen Bücher untersucht werden, welche Justinus Martyr soll gekannt haben, und von den verschiedenen Evangelien in den einzelnen christlichen Gemeinden vor der Gründung des Canon gehandelt werden, wobei besonders der Unterschied zwischen dem Texte der Valentinianer, des Marcian und der katholischen Väter zur Sprache kommen soll.

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXV.

Die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritte ihrer Momente, dargestellt von Karl Phil. Fischer, Doctor der Philosophie. Tübingen, Osiander, 1833. *(XVI. 62.)*

Wie Hegel von Nichts ausgehet, und doch zu diesem und jenem und zuletzt zu Einem und Allem kommt, womit sich der Anfang im Ende bewährt und die Befähigung dazu, welche der kritische Standpunkt vermifst, sich selbst bethätigt, so sehen wir den Verf. von dem Willen, als dem voraussetzungslosen Prinzipe des Seins, dem er sich erst durch sein Wollen zum Sein bestimmt, ausgehen und zu Gott und Welt kommen, womit eine Begriffsbestimmung in ihrer Besonderheit dargestellt und an ihrer Entwicklung selbst ihre Totalität erwiesen wird. Wie das Nichts überhaupt eben darum der Anfang ist, weil es Nichts voraussetzt und in ihm selbst Nichts vorausgesetzt wird, wie ferner das Nichts ebensowohl der Fortgang wird, weil es in seiner Unbestimmtheit und Unmittelbarkeit das reine Sein ist, welches als noch unbestimmt sich selbst bestimmt, als unmittelbar sich selbst in sich vermittelt, so ist auch der Wille in seiner Voraussetzungslosigkeit als noch Nichts, hiermit als das Prinzip des Seins zu fassen, indem das Sein eben nur den reinen Willen zu seiner Voraussetzung hat.

Indem dieser Wille sich bestimmt, erweiset er sich als *schöpferischer* Wille, welchen mithin die *Schöpfung* zu ihrer Voraussetzung hat. Seine Bestimmtheit ist die Schöpfung. Diese ist daher einerseits nichts anderes, als der schöpferische Wille selbst, der in ihr sich selbst bestimmt, andererseits ist sie, als bestimmt, ihm, als dem Bestimmenden, ungleich geworden, sie ist ihm sogar in ihrer ersten, blofsen Bestimmtheit an sich, insofern es dabei verbliebe, entgegengesetzt. Da sie aber auch in dieser Bestimmtheit wesentlich Wille ist, so bestehet sie weiter darin, dafs sie diese ihre Bestimmtheit, als ihre gesetzte Objectivität, wodurch sie ihrem Wesen, welches der Wille ist, nicht entspricht, innerhalb der Gränzen der Kreatur schrittweise überwindet, und am Ende nur der Unterschied bleibt, dafs sie will, was sie ist, während der schöpferische Wille ist, was er will.

Wie der schöpferische Wille durch seine Momente — Feuer, Luft, Wasser, Erde — zur Bestimmtheit in der Schöpfung gelangt, so hebt sich auch diese Bestimmtheit, als die Ungleichheit mit dem eigentlichen Wesen der Schöpfung, welches der schöpferische Wille ist, von Moment zu Moment wieder auf. Diese Momente sind die drei Reiche der Natur, — Bestimmtsein, Bestimmtwerden oder Werden überhaupt, Sichbestimmen oder Wollen, durch welche und aus welchen die Natur zu ihrem Wesen, welches der Wille in der Totalität aller seiner Momente ist, im *Menschen*, als dem Gipfel der Schöpfung, zurückkehrt. Im Menschen ist das Erste das *menschliche Wesen*, und dieses nichts anderes, als der schöpferische Wille als bestimmter, gesetzter, geschaffener, als der Wille, welcher den schöpferischen Willen zu seiner Voraussetzung hat, mit der näheren Bestimmung, dafs hier sein Ansichsein, als sein Geschaffensein, mit seinem Fürsichsein, als seinem besondern Willen, noch identisch ist. Was aber der Mensch *an sich* ist, das soll er in Folge seiner Ebenbildlichkeit, welche durch die Natur vermittelt ist, und als welche er der Gipfel der Schöpfung ist, *in sich* und *durch sich* werden, nehmlich *freier Wille*, zu welchem Behufe er in die Differenz seines *Ansich* und *Fürsich* tritt, und als *menschliche Seele* sich erweiset, welches das zweite ist. Indem nehmlich der Mensch, das was er wesentlich d. i. *an sich* ist, mithin durch Gott ist, (mit anderen Worten, wozu er erschaffen ist,) *durch sich* zu werden sucht, ist auch der Abfall von seinem eigenen Wesen, hiermit der Zerfall seines An-

sich- und *Fürsich*seins, hiermit der Abfall von Gott sein Durchgangspunkt; und dieser Abfall wird zur *Sünde*, indem er sich statt Durchgangspunkt zu sein verfestet, und in der Differenz, einerseits in der Subjectivität, andrerseits in der Objectivität (Sinnlichkeit), sich verliert, und entäufsert. In beiden Fällen mufs er, statt frei, unfrei werden, weil er sein Wesen verliert, welches in der Identität des Ansich und Fürsich die Freiheit ist.

Es ist nun noch das Dritte übrig: das eigentliche Wesen des Menschen war der göttliche Wille, welcher jetzt aus der Objectivität seines geschichtlichen Gewordenseins in seine subjective Einheit zurückkehrend, sich selbst gleich wird, und hiermit nicht als geschaffen, sondern als von ihm selbst erzeugt sich erweiset, wodurch er der überzeitliche Anfangspunkt der sich durch die Rückkehr in ihre Substanz zum *Geiste* verwirklichenden Menschheit, der Erlöser des Menschen wird. Wie das menschliche Wesen den schöpferischen Geist zu seiner Voraussetzung hat, und die menschliche Seele das, was sie wesentlich ist, durch sich werden sollte, so verwirklicht sie sich durch die Rückkehr in ihre Substanz mittelst der Erlösung, als ihrer Voraussetzung, zum Geiste, in welchem das Ansichsein und Fürsichsein sich gleich, hiermit die Objectivität oder Leiblichkeit der Seele zu des Geistes eigenster Form verklärt wird.

Der Geschichte der Menschheit war der Durchgangspunkt, oder die Differenz, in welche sie gegen ihr eigenes Wesen tritt, nicht zu ersparen, indem es in der göttlichen Ebenbildlichkeit der Menschheit liegt, dafs sie *durch sich* frei wird, nur dafs das *sich* im Menschen sich nicht selbst gesetzt hat, sondern als gesetzt sich frei entwickelt, zu welcher Entwicklung sie die Menschheit Gottes selbst als überzeitlichen Anfangspunkt anzuerkennen hat.

Indem die Rückkehr des menschlichen Wesens in seine Substanz, welche das Geschaffensein ist, näher als Verwirklichung zum menschlichen Geiste sich erweiset, ist die pantheistische Rückkehr in die unendliche Substanz auf das bestimmteste abgewiesen. Es folgt dies schon daraus, dafs die erste Erscheinung des Bestimmten nicht als *Entstehung* oder als *Emanation*, sondern als *Kreation* sich erklärte: die Welt entsteht nicht aus einer unendlichen, sich selbst erst im Geschöpfe bestimmenden und von dessen Erscheinung abhängigen, für sich nicht seienden Substanz, — wie denn überhaupt Substanz und Subject des Wollens nur als heuristische Prinzipien zu fassen sind — sondern der überseiende Wille *erzeuget* sich ebensowohl selbst, als den immanenten sich bestimmenden göttlichen Willen, als er sich als den bestimmten Willen in der Schöpfung *objectivirt* und vermittelt, wiewohl es hier und dort derselbe Wille ist.

Demzufolge ist es Gott, oder vielmehr der Wille Gottes, welcher sich in der Schöpfung objectivirt, entäufsert hat, eben darum kommt allen Momenten dieser Entäufserung ihr objectiver Bestand zu; in jedem Momente hat aber die Schöpfung den Schöpfer zur Voraussetzung. Das zweite ist, dafs der Wille selbst — näher das menschliche Wesen, welches der Wille Gottes ist, — aus dieser Entäufserung mittelst der Geschichte des Menschen in seine immanente Subjectivität zurückgeht, in dessen Folge jeder einzelne in seine Substanz zurückkehrende Mensch den Erlöser der Menschheit zu seiner Voraussetzung hat. Das Dritte ist, dafs der in der Schöpfung entäufserte und aus dem Gipfel dieser Entäufserung wieder zu sich selbst zurückkehrende göttliche Wille im Geiste sich vollendet, welchen die Zukunft des Menschen zu ihrer Voraussetzung hat.

Hierbei dürfte es jedoch noch einer näheren Ausführung bedürfen, dafs und inwiefern die in der ewigen und immanenten Selbsterzeugung Gottes begründete Trinität von deren Vermittlung in der Erscheinung, näher von der Offenbarung des Vaters in der Schöpfung, des Sohnes in der Menschwerdung und Erlösung, des Geistes in der Vollendung der Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch unabhängig und zu unterscheiden sei.

In Beziehung auf die Entäufserung Gottes in der Schöpfung ist aber deren Gipfel der Mensch, dessen Geschichte sich ebenfalls durch drei Momente entwickelt. Es ist nur noch hinzuzusetzen, dafs wie Gott nicht durch die Schöpfung geschaffen ist, sondern sich immanent in sich selbst erzeugt und in der Schöpfung objectivirt, so auch jeder einzelne Mensch durch die menschliche Zeugung und Geburt zwar vermittelt, aber gleich dem ersten Menschen von Gott geschaffen ist, womit der Kreatianismus, mit dem Traducianismus selbst vermittelt, zu seiner Wahrheit kommt, und woraus sich sowohl die persönliche Selbstständigkeit Gottes, als des dreieinigen (p. 14, 55), als auch die persönliche Fort-

dauer der menschlichen Individuen als Geister, und zwar nicht blofs die Unsterblichkeit, sondern auch deren Vollendung als Auferstehung, S. 53, 54, durch Herstellung und Verklärung sowohl des Leibes als des Verhältnisses jedes Individuums zu allen übrigen, nach allen Seiten bestätigt. Indem sich hiermit der *tradux animae* erledigt, ist auch der *tradux peccati* abgewiesen, oder, wie der Verf. sagt: die Sünde ist nicht erblich, weil Adam und in Adam jeder Mensch, sondern weil jeder Mensch gesündigt hat, d. h. ἐφ' ᾧ heifst nicht *in quo*, sondern *quia*, Röm. 5, 12., womit jedoch nicht die Vermittlung durch die menschliche Zeugung, sondern nur die Erschaffung, abgewiesen ist.

Zuletzt hat der Verf. noch die unterschiedenen Momente oder Stufen, in welchen sich der menschliche Geist verwirklicht, als *Staat*, *Kunst*, *Wissenschaft* und *Religion*, welche sich zuletzt in der *ewigen Freiheit* vollenden und zusammennehmen, bezeichnet, und in ihrer Succession so wie in ihrer Totalität nachzuweisen gesucht, woraus von selbst folgt, dafs sie nicht blofs unterschieden, sondern auch eins sind. —

Hiermit hat der Unterzeichnete aus der obigen Schrift, welche selbst als der gedrängte Auszug aus einem zusammenhängenden Denksysteme zu betrachten ist, einen möglichst treuen Auszug mittheilen wollen, welcher eben deswegen, weil ein Auszug auszuziehen und gleichzeitig zu erläutern war, im Verhältnifs zu der äufserlich kleinen Schrift sich weiter als gewöhnlich ausdehnen mufste, und den Inhalt doch nicht erschöpfen konnte. Indem diese Schrift dem an und für sich seienden Gedanken die Ehre giebt und seinem Dienste sich widmet, ärndtet sie auch die Frucht solcher Selbstverläugnung. Wir dürfen sie daher als den inhaltvollen Anfang einer intensiven Förderung und Ausbildung der speculativen Philosophie *aus ihr selbst* um so freudiger begrüfsen, als wir gegenwärtig leider so viele Kräfte in unfruchtbaren Bemühungen sich zerarbeiten sehen, um aus ihrer Subjectivität heraus nicht allein für sich eigene neue Systeme zu entwerfen, sondern auch diese Versuche als die allgemeine Philosophie zu publiciren, womit für den gemeinsamen Acker wenig gewonnen wird.

Aufserdem tritt an der vorliegenden Schrift zunächst das Verdienst heraus, dafs sie „aus dem Begriffe der Welt den Uebergang zur Idee Gottes" reproducirt und gleichzeitig aus dem Begriffe der Schöpfung Identität und Unterschied zwischen Gott und Mensch in Beziehung auf den Willen und die Ewigkeit (S. 12, 52), so wie aus dem Willen die Schöpfung entwickelt. Es ist hier zu sehen, wie uns die Sprache viel mehr sagen läfst, als wir zunächst meinen, wenn wir sagen: *Die Schöpfung ist Gottes Wille*, und was wir eigentlich, wenn wir dieses oder jenes für unsern Willen erklären.

Zu diesen Verdiensten kommt noch dieses, dafs zugleich der Vorstellung ihr vielfältig vindizirtes Recht auch insofern eingeräumt worden ist, als nicht die Religion in der Wissenschaft, sondern vielmehr die Wissenschaft nach ihrer Besonderheit in der Religion ihren Gipfel erreicht, womit die letztere aus der Sphäre des Glaubens erhoben und mit dem Wissen selbst vermittelt ist.

Das weitere Verdienst ist, dafs in dieser gehaltreichen Schrift die Uebereinstimmung der höchsten Begriffsbestimmungen mit den in der Vorstellung vorliegenden Wahrheiten treu und unzweideutig sich ausspricht, welches um so erfreulicher ist, als gleichzeitig eine neue Schrift von den letzten Dingen (von D. Friedrich Richter) als wissenschaftliche Kritik sich ankündigt, welche den rohesten Pantheismus als eine neue Lehre zu Markt bringt, indem sie mit der schlechten, weil abstrakten Individualität oder Selbstheit auch die konkrete, auf dem absoluten Begriffe der Kontinuität oder Durchdringung beruhende Persönlichkeit wegwirft, und hiermit unter den begeisterten Redensarten von hochherziger Selbstentäufserung und unbedingter Hingabe Gott und Menschheit in dem grundlosen Schlunde des Nichts absorbirt, wogegen sich alle drei in solcher Kritik beseitigten Richtungen des Rationalismus, des Supernaturalismus und der Spekulation gleichmäfsig zusammen zu nehmen berufen sind.

Solchen gefährlichen, alles individuelle Geistesleben tödtenden Versuchen fehlt nichts so sehr, als der Begriff der Persönlichkeit selbst, welche sie läugnen: weshalb ihnen darin beizustimmen ist, dafs an der geläugneten Persönlichkeit nichts gelegen sein kann. Als eine Waffe des Geistes gegen solche Versuchungen kann aber die vorliegende Schrift betrachtet werden, wenn gleich dem Verf. von dem neuesten Unternehmen dieser Art nichts bekannt sein konnte.

Demohngeachtet ist zu besorgen, dafs sich auch an dieser Schrift, wenn sie nicht als schwer ignorirt

wird, die voreilige Unruhe und Ungeduld des modernen Bewufstseins versuchen wird, um die ganze Reihe der damit von neuem in Frage gestellten Dogmen daran zu halten und den Verf. darüber in's Verhör zu ziehen. Dagegen würde sich die speculative Lebens- und Liebes-Thätigkeit des menschlichen Geistes in dem einzelnen Subjecte nur dadurch erweisen, dafs dieses, nicht abstofsend, sondern anziehend sich verhalten müfste, um aus seiner individuellen Stellung zur Wahrheit heraus und in das von einem andern Momente aus entworfene, auf dem Boden der Speculation erbaute Denksystem eingehen zu können.

C. F. Göschel.

CXXVI.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung, von Dr. Karl Ferdinand Becker. Frankfurt a. M. 1833. 299 S.

Das Gedeihen einer Wissenschaft hangt nicht zum geringsten Theile von der Vielseitigkeit der Standpuncte ab, von denen ihre Erforscher, stets dasselbe Ziel im Auge, in ihren Untersuchungen ausgehen; ja viel weniger selbst, als unfruchtbare Schlaffheit, wird es ihr schaden, wenn sich auch vielleicht einer oder der andere derselben, er sei nur mit Geist ausgerüstet, auf einen solchen stellte, den die Wissenschaft in ihrer weiteren Entwickelung nicht als einen richtigen anerkennen könnte.

Das Buch, welches uns vor Handen liegt, giebt zu der Betrachtung den Anlafs, denn von dem philosophischen Standpunkte aus und geschichtlicher Seits, wenn auch vielleicht nicht eingestandener Mafsen, doch faktisch von dem der neueren Sprachen, insbesondere der neuhochdeutschen, seinen Auslauf nehmend, gelangt dasselbe, indem ihm Philosophie und tiefere Kenntnifs jener Sprachen für die Beurtheilung der älteren, aus denen sich erstere hervorgebildet haben, so ziemlich als Mafsstab gelten, zu Ergebnissen, zum Theil allerdings sehr verschieden von denen, welche die, nicht minder mit philosophischem Geiste, aber geschichtlich geführte Untersuchung über die Etymologie der Sprachen Sanskritischen Stammes, auf *ihrem* Wege gewonnen hat.

Wir finden den verehrten Hrn. Vf. fast immer auf Höhen wandeln, von denen er uns viele, oft durch Neuheit, oft durch ihre Weite anziehende Aussichten eröffnet; in die Thäler sehen wir ihn seltener hinabsteigen, und dann doch auch weniger, um sich in ihnen einzuwohnen und die Dinge, welche sich dem Blicke von oben herab entweder nur in unsicheren Umrissen zeigten oder auch ganz verdeckten, in der Nähe und ihrer vollen Wirklichkeit zu beschauen, als vielmehr an ihnen, wie ein zu neuen Höhen eilender Reisender, vorüberzufliehen. Andere Male steht derselbe zwar oben, ohne dafs wir jedoch wüfsten, *wie* er dahin gelangt sei, indem eine Vermittelung mit den unteren Regionen entweder sehr gefährlich, oder gerade zu unmöglich scheint.

Ohne Bild fortzufahren: der Grundgedanke des Buchs, der sich leicht und gefällig abspinnt und dem Anscheine nach überall ungezwungen mit den Nebengedanken verknüpft, trägt, so wie auch diese häufig, die Namen Allgemeinheit, Consequenz, Nothwendigkeit an der Stirne; dies wird hinreichen, furchtsamen Seelen eine heilige Scheu einzuflöfsen; indefs, man halte ihnen nur immer das thatsächliche Gewisse entgegen, und es dürfte Vieles von ihrem gorgonischen Zauber verschwinden. Den Ref. erfüllt eine andere Besorgnifs, die nämlich, dafs eben dies Buch, welches der Etymologie eine systematische Gestaltung zu geben unternimmt, gar nahe daran sei, wenn gleich viel weniger durch sich selber, als durch unverständige Benutzung desselben, in die alte chaotische Nacht der Etymologie, welcher zu entfliehen, wir kaum erst angefangen, nur noch tiefer zurückzuführen. Welcher Abgrund der Etymologie entgegengähne, wenn diese die geschichtliche Forschung verläugnet oder gar mit ihr ein loses Spiel treibt, davon liegen in Lennep's etymologischem Wörterbuche der griechischen Sprache die unerfreulichen Belege vor; wer ein jüngeres Beispiel sucht, dem brauchen wir nur Murray's 9 Urlinge ins Gedächtnifs zu rufen, die der gesammten Sanskritsprachfamilie ihr Dasein gegeben haben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 94.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung von Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Fortsetzung.)

Nun kann aber unser Buch durchaus nicht von dem Vorwurfe frei gesprochen werden, daſs es einerseits eine Menge Spracherscheinungen — und wir haben hier nichts weniger als bloſse, für das Ganze unbedeutende Einzelnheiten im Sinne — oft im geradesten Widerspruche mit deren inneren Wahrhaftigkeit, nach Sätzen und Behauptungen beurtheilt, die, der Beobachtung vorweggenommen, erst hintennach aus ihr eine gleiſsende Bestätigung empfangen haben, andrerseits aus ungenauer oder unvollständiger Beobachtung Gesetze abzieht, denen eine Ausdehnung weit über ihre natürliche Grenze hinaus gegeben wird. Ferner ist, was aus den verschiedenartigen Sprachen der Sanskritfamilie als geschichtliche Erläuterung herbeigeholt wird, fast immer so genommen, wie es sich gerade bietet, ohne daſs der Boden, auf dem, und die Umgebung, in welcher es aufgewachsen ist, berücksichtigt worden wäre; und namentlich, was keinem Etymologen erlassen werden kann, die chronologische Aufeinanderfolge und die Gegenseitigkeit der Lautverhältnisse jener Sprachen nicht nur ununtersucht, sondern so gut wie unbeachtet geblieben; selbst Grimm's vortreffliche Untersuchungen über den Lautwechsel deutscher Mundarten werden, obwohl diese doch dem Hrn. Vf. zunächst lagen, beinahe völlig ignorirt. Solcherweise dürfen wir uns weniger wundern, wenn in den geschichtlichen Elementen des Buchs vielleicht in eben dem Maaſse kühne Ungebundenheit als in den philosophischen geregelte Ordnung herrscht.

Ueber das Hauptresultat des Buches können wir nicht zweifelhaft sein, da vom Verf. selbst S. IV. *„die organische Entwickelung in Laut und Begriff"* als solches herausgehoben wird. Hr. Dr. Becker stellt sich die Entwickelung des Wortes als eine stets vom Allgemeinen zum Besonderen, zu gleicher Zeit und untereinander ebenmäſsig fortschreitende Umbildung in Laut und Begriff vor, und setzt hierin das Wesen des Organismus sowohl der Sprache überhaupt als ihrer einzelnen Gliederungen. Dieser Gedanke wird in vorliegendem Werke auf eine groſsartige Weise, mit der Raschheit, und nicht ohne viele glückliche Blicke eines wohlbegabten Genius durchgeführt; und, wenn es ein nicht genug zu lobendes Verdienst früherer Schriften des Hrn. Verfs. war, mit gröſserer Bestimmtheit auf eine Auffassung der Sprache in ihrer vollen Ganzheit und in ihrem einheitlichen Zusammenhange gedrungen zu haben, so ist dieses in gegenwärtiger noch insbesondere dadurch erhöht worden, daſs es den genealogisch eng verbundenen Complex der Sanskritsprachen denkender Betrachtung unterwirft, und die Mittel aufsucht, um uns die Herrschaft über so ungethüme Massen durch eine wissenschaftliche Anordnung ihres Wortvorraths zu verschaffen. Dieses ist die wahrhaft glänzende Seite des Buchs, für welche sich, wie wir nicht zweifeln, die Sprachwissenschaft, insbesondere die Etymologie, stets, wie viele Einwendungen sie auch im Besonderen zu machen habe, dem Vf. höchst dankbar beweisen wird.

Durch die ganze Untersuchung läuft der Begriff und Ausdruck *„Individualisirung"* und es wäre gewiſs nicht überflüssig gewesen, hätte dem Hrn. Vf. gefallen, gleich an der Schwelle des Buchs darüber uns näher aufzuklären, was er eigentlich hierunter, ob immer dasselbe oder auch ein nach Ort und Gelegenheit Verschiedenes, verstanden wissen wolle; Ref. wenigstens fühlt sich in einzelnen Fällen vor dem neckisch hin und her täuschenden Worte nicht recht sicher. Stets fortschreitende Individualisirung in Laut und Begriff wird als ein allgemeines Gesetz sowohl der Sprache überhaupt als des Wortes insbesondere aufgestellt, dessen Einheit leiblicher Seits den *Vocal*, geistiger den Begriff der *Bewegung* zum Principe habe. Hier muſs sich Ref. nun so-

gleich fragen, ob z. B. der Vocal allgemeiner oder einfacher als der Consonant sei, den der Verf. (S. 28.) „*mehr* individualisirt oder articulirt" nennt, als den Vocal. Um es unverholen zu gestehen: ihm will keins von beiden einleuchten; er sieht zwischen Vocal und Consonant im Allgemeinen gar nicht eine *Grad*-, sondern vielmehr eine *Qualität*-Verschiedenheit, und dem „weichen" Vocale vor dem „starren" Consonanten eine Bevorrechtung einräumen, heifst ihm ungefähr so viel, als den starren Mann zu einem mehr individualisirten Weibe, und das liquide, vocale Weib zu Principe selbst anderer, als Amazonenstaaten, machen (vgl. S. 90). Jeder ahnet leicht, woher die Vorliebe des Hrn. Vfs. für den Vocal, sie beruht auf dem falschen Wahne, als ob der Vocal für sich rein und ohne Zuthat ausgesprochen werden, der Consonant dieses aber nicht könne: der Consonant bedarf zu seiner Lautbarwerdung des Vocals nicht, das beweiset die jetzt übliche Lautirmethode; es genügt ihm ein Schwa (oder *e muet*): der Vocal, für sich gesprochen, ist nie ohne die Begleitung eines Spiritus. Hier *Spiritus*, *Schwa* dort sind nur gleichsam Zapfen und Loch oder Andeutungen, dafs beide, Vocal und Consonant, für einander sind und sich, ihrer äufserlichen Selbständigkeit unbeschadet, gegenseitig nicht entbehren können; das Schwa ist schon vocalischer, der Spiritus consonantischer Natur. *Rein* sind Vocal und Consonant nur Abstracta und schlechterdings nicht durch die Stimme, aufser in ihrer Gebundenheit, darstellbar z. B. *ka*, *ti*, *pu*, worin Schwa und Spiritus neutralisirt worden. Wir ziehen hieraus den Schlufs: weder Vocal noch Consonant allein, sondern beide, als zu einander gehörige Momente, bilden das in sich doppelseitige, aber dennoch einheitliche und Eine *Laut*-Princip des Worts.

Ehe wir zu dem *intellektuellen* Principe des Worts übergehen, glauben wir noch daran erinnern zu müssen: es sei ein anderes in der wissenschaftlichen Betrachtung eines Gegenstandes vom Einfachen zu dem Zusammengesetzteren stufenweise aufsteigen, und wiederum ein anderes, in dem vorliegenden Gegenstande selbst dessen stufenweise Entwickelung nachweisen. Dem Hrn. Verf. mengt sich beides zu wiederholten Malen durcheinander, woraus dann nicht wenige schiefe oder halbwahre Sätze entspringen: wenn er z. B. Individualisirung als ein in der *Sprache* durchgreifendes Gesetz aufstellt, was es nur in einem beschränkten Kreise derselben ist, so sieht er sich hinterdrein, indem seinem hellen Geiste nicht verborgen bleiben konnte, wohin ein starrsinniges Festhalten an einem allgemeinen Satze, der keiner ist, führe, genöthigt, dasselbe theilweise wieder aufzuheben, während es doch unstreitig besser gewesen wäre, sogleich bei dessen Aufstellung zu sagen: bis dahin und nicht weiter! Die Sprachforschung mag mit dem Buchstaben als solchem anheben und mit der Periode schliefsen, immerhin; Ungereimtheit aber wäre es, zu behaupten, die Sprache selbst, was auch der Hr. Verf. läugnet, beginne mit dem Buchstaben: denn ihr *Zweck* ist Rede und Satz, alles Uebrige ihr nur *Mittel*, folglich mufs sie ihrer Tendenz nach sogleich in Sätzen (also in einem Zusammengesetzten) zur Erscheinung kommen, wobei es gleichgültig ist, ob ein Wortcomplex, ob ein einzelnes Wort, z. B. ja, nein, endlich gar ein Einzelbuchstab, z. B. Lat. *i* (geh) diese Function ausübe. Es ist daher so wenig wahr, dafs die Sprache mit dem Anfange, dafs sie vielmehr mit der Mitte oder, wenn man will, sogar mit dem Ende anfängt.

S. 29 liest man; „In der Sprache ist der Begriff, wie z. B. *lauten*, uranfänglich höchst unbestimmt und gleichsam noch gestaltlos; und erst später individualisirt er sich zu einem mehr bestimmten Begriffe, wie: *klingen*, *krachen*, *pfeifen*, *heulen*" — nichts als Behauptung! Ursprünglich zeigt sich die Sprache selbst nach des Hrn. Verfs. Geständnisse, durch und durch sinnlich; d. h., soviel ich einsehe, der Sinn ihrer Wörter ist noch *individuell*, wie die Anschauung, auf welcher sie beruhen, und schon aus diesem Grunde Poesie, welche Allgemeines im Individuellen darstellt, die früheste Muttersprache der Völker; allmälig büfst die Sprache ihre alte Volllöthigkeit ein und erhält, je näher sie im Fortgange der Zeit zur Philosophie hintreibt, immer mehr den Charakter rahmenartiger, entindividualisirter, farbloser *Allgemeinheit*. Wir wollen nicht so unredlich sein, aus dieser Thatsache zu schliefsen, als sei nun etwa der Gang der Sprache durchaus der umgekehrte von dem, was der Hr. Verf. ihr vorzeichnet; nur so viel, dafs auch Individualisirung des Begriffes im Worte in einer, um Vieles geringeren Ausdehnung stattfinde, als ihr in unserem Buche eingeräumt wird. Wenn der Hr. Verf. sich darauf stützt, dafs *aus* dem Verbum, als dem Allgemeinen, das Nomen u. s. w. als dessen Besonderungen hervorging, so beruht diese Ansicht auf einer Täuschung. Das Nomen ist um nichts mehr

— ein individualisirtes Verbum, als der Consonant ein dergleichen Vokal; die Gattung *zeugt nicht* die Arten, vielmehr sind beide wechselseitig, nur auf verschiedene Weise, in einander. Das Verbum ist gar nicht das Allgemeine, sondern ebenfalls ein Besonderes, und zwar oft zehnfach mehr modificirt, als das Nomen. Die Wurzel als das wahrhaft Allgemeine und über die Besonderungen Erhabene zeigt sich lediglich nur in Besonderungen, zunächst so gut in dem unabgeleiteten (Wurzel-) Verbum, als in dem unmittelbaren, d. h. nicht erst ein anderes Nomen voraussetzenden Nomen.

Unserer wartet jetzt ein anderer Punct. Während der Hr. Verf. überall vom Organismus der Sprache und ihrem blühenden Leben redet, erinnert er sich, sonderbarer Weise, weder ihres Siegthums noch ihres Absterbens. Was ist nun aber schon das Zerfallen eines ursprünglich mit sich identischen Sprachstoffes in mundartliche Vielheit und Verschiedenheit anders als theilweise *Vernichtung des Organismus?* Verderbniſs in Bezug auf den ursprünglichen Organismus, wenn gleich diese, in sofern auch sie unter Gesetze des Wandels gestellt ist, in solchem Sinne Fortbildung heiſsen mag? Auf der lautlichen Seite der Sprache treten zwei sehr verschiedenartige Vorgänge hervor. *Veränderung (variatio)*, wie ihn der Verf. nennt, ist der eine; *mundartlicher Lautwandel* der andere. Jener kann des Hrn. Verfs. Fündling heiſsen, da dieser ihn nicht nur bestimmter, und zwar mit vollem Rechte, von der Ableitung gesondert, sondern auch meines Wissens zuerst mit einem Namen belegt hat. Er ist auch so sehr des Verfs. Liebling geworden, daſs er an dem Tische des mundartlichen Lautwechsels frei schmarotzern darf, daſs letzterer, obwohl sonst ziemlich dickbäuchig, darüber entsetzlich einschrumpft, und man jenem zurufen möchte: *est modus in rebus, sunt certi denique fines!* — Worin besteht nun jene Variation? Leicht verdeutlichen mag man sich dieselbe unter andern an den Wurzeln γλαφ, γλυφ; *scalp, sculp*, deren keine füglich als Ableitung oder Dialektverschiedenheit gelten mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXVII.

***Allseitige wissenschaftliche und historische Untersuchung der Rechtmäſsigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher überhaupt und die Augsb. Conf. insbesondre. Von J. C. G. Johannsen. Altona bei Hammerich* 1833. XXIV. 646. 8.**

Der Streit über die Geltung des Lehrbegriffs, wie ihn die Kirche in ihrem Symbol niedergelegt hat, der bisher in Deutschland mehr oder weniger auf dem Gebiet der wahren und falschen Wissenschaft geführt wurde, ist in Dänemark durch die Hirtenbriefe der sämmtlichen Bischöfe des Reichs, die unter königlicher Autorität in den Jahren 1817 und 1826 an die Geistlichkeit des ganzen Landes vertheilt sind, officiell autorisirt und als integrirendes Moment in Staat und Kirche eingeführt. Die Reibungen der Theologen fanden daher ihr nothwendiges Forum an den Gerichtshöfen des Reichs und das Interesse an jenem Streit hat den ganzen Staat in Anspruch genommen und in seinen Kreis hineingebaut.

Auf einem so bewegten Gebiet hat es Hr. Johannsen, Haupt-Pastor an der St. Petri-Kirche in Kopenhagen, unternommen, die Rechtmäſsigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher und insbesondre auf die Augsburgische Confession noch einmal letztlich in Betracht zu ziehen. Das Prinzip seiner Kritik bildet das Recht und die Macht der freien Persönlichkeit, die eine permanente und unbedingte Norm des Glaubens unmöglich und nichtig mache und das Recht und die Pflicht in sich trage, selbst zu prüfen, was ihr als das Wahre gelten solle, nichts ohne die Ueberzeugung des Gewissens zu glauben, und so die absoluten Ansprüche des menschlichen Geistes auf Freiheit des Glaubens und Vervollkommnung desselben zu behaupten und sicher zu stellen. Dies Postulat der freien Persönlichkeit will der Vf. gegen Kirche und Staat schützen und findet er in der Lehre des Christenthums, im Akt der protestantischen Kirche zu Speier, in den obersten Grundsätzen der Augsburgischen Confession bestätigt, und nur auf diese Grundsätze statuirt er eine Verpflichtung.

Daſs mit dieser Berufung auf das Gewissen des Subjekts zunächst alle Gemeinschaft und Gesellschaft, die noch die dürftigsten Kategorieen der Kirche sind, aufgehoben sind, spricht der Verf. selbst aus, indem er den Glauben des Protestantismus für „eine Sache" erklärt, „die nicht ihrer Viele insgemein, sondern einen Jeden sonderlich angeht." Jeder ist auf seine eigne Reflexion und Untersuchung angewiesen, diesen Kreis der eignen Prüfung darf Niemand stören und alle Rechenschaft ist vom Tribunal der Objektivität auf das eigne Gewissen hingewandt und demselben vindicirt. Wie aber hiemit das einzelne Subjekt sich zu den Ansprüchen der objektiven Realität stelle, ist consequent auſser Augen gelassen und bleibt ungewiſs und unbestimmt.

Hierbei beläſst es aber nicht die Wirklichkeit und daſs es noch eine wirkliche Kirche und einen wirklichen Staat gebe, zeigt zunächst jene Opposition, die beide durch sich selbst wider ihren Willen anerkennt. Wie verhält sich also Staat und Kirche gegen jene Negation, diese unterlaſsne Frage aufzustellen, ist die absolute Pflicht der Wirklichkeit und derer, die auf dem Standpunkt derselben die Wahrheit wissen.

Der Widerspruch könne nur so gelöst werden, antwortet man nun von einer Seite, die ganz besonders im Centrum der wahren Kirche und des objektiven Staats zu stehen glaubt, die ewi-

gen Rechte beider zu vertheidigen behauptet und im Zwang der Objektivität selbst keine Hülfe sieht, „dafs der Staat dem mit der Staatskirche unverträglichen Elemente eine gesetzliche Existenz gebe." Dieser Akt ist aber so weit davon entfernt, die wahrhafte Lösung zu sein, dafs er die völligste Negation aller wahren und hiermit göttlichen Gesetze wäre. Denn wenn jene Wächter des Staats und der Kirche in der Abschliefsung des Subjekts auf seine abstrakte Persönlichkeit mit Recht die Sünde gegen den Geist der Wirklichkeit sehen, wie können sie es vor der Wahrheit verantworten, dafs der Negation eine gesetzliche Existenz gegeben werde?

Gegen eine solche Befreiung vom Feinde, die nur durch die Flucht vor ihm und durch einen Pact, in dem man ihn gesetzlich autorisirt und aufserhalb der Wahrheit bestätigt, möglich ist, wendet sich der Protestantismus selbst mit der ernstesten Strenge. Er erkennt in jener negirenden Richtung sein eignes Fleisch und Blut an, er weifs in sich dasselbe Moment der Negation, dieselbe Berufung auf das Gewissen, er fordert vom Subjekt gleichfalls eigne Prüfung, er dringt nicht weniger darauf, dafs der einzelne in sich selbst die Wahrheit erfahre, durchlebe und sich in ihr wisse, und gleich stark opponirt er sich gegen alle Zumuthung menschlicher Autorität und gegen das Aufdringen einer Lehre, die nicht von ihm als wahr anerkannt sei.

Gleicherweise braucht die antisymbolische Richtung vom Staat nicht erst ihre Admission zu verlangen. Der Staat ist es selbst, der im Bewufstsein seiner übergreifenden Macht die Negation in sich nicht als Integration seiner selbst einführt, sondern sie gewähren läfst. Er schützt die unendlichen Ansprüche der Subjektivität, damit diese sich mit der Objektivität versöhne, und damit diese Versöhnung, die er in seiner Einheit mit der Kirche an sich schon wirklich weifs, auch für das Subjekt realisirt werde, errichtet er die Universitäten. In der Lehrfreiheit, mit der er diese beschenkt, giebt er der Differenz und deren Macht freien Spielraum und läfst er sie sich bis zum Widerspruch und Gegensatz entwickeln und erweitern.

Recht eigentlich *post festum* also kommen jene, die auf ihre subjektive Freiheit als das höchste Gut pochend an Staat und Kirche herantreten und von diesen ihre Bestätigung verlangen. In alle dem unendlich Hohen, das ihr nur postulirt, sieht der Staat sein edelstes Kleinod und in dessen wirklichen Besitz erfreut er sich des Pfandes seiner ewigen Frische und Jugendkraft.

Die arme Kategorie des Seins, um die jene kämpfen, die ist ihnen schon längst in den Prinzipien des Protestantismus und im Staat zugegeben. Es ist ihnen sogar nicht nur am Saum des Protestantismus, vielleicht als einem Extrem ein Platz vergönnt, sondern mitten in ihm ihre Stelle angewiesen. Dafs sie aber deshalb um dies unerfüllte Sein streiten, weil sie aufser diesem nichts anerkennen wollen, deshalb läfst der Protestantismus nicht ab von ihnen und er begnügt sich nicht allein damit ihnen zu sagen, wie sie ja ein Moment in ihm sind, sondern seine Bewegung in sich selbst treibt ihn ununterbrochen in sie einzugehn. Ja, da er weifs, dafs er zunächst im Gegensatz gegen sie zum Begriff des Geistes getrieben ist, der den Widerspruch und das Moment der Differenz und des Gegensatzes als das Prinzip seiner Dialektik in sich trägt, ermüdet er nicht in seiner Liebe gegen sie. Das heifst, er stöfst sie nicht von sich aus, sondern mit derselben Sicherheit und Langmuth, mit der der Staat in sich selber ruhend, dem Treiben des Gegensatzes zusieht, zeigt er thätig durch die Ausbildung des Wissens, wie ihre Opposition und ihr Postuliren in ihm aufgehoben und überwunden ist. In dieser Entwicklung der Wissenschaft, weil in ihr der Sieg über den Widerspruch errungen und gefeiert wird, liegt die einzige und wahre Polemik gegen jene, die mit den Prinzipien des Protestantismus prahlen, ohne zu wissen, woven die Prinzipien die Geburtstätte sind, und auf Grundsätze pochen, ohne zu wissen und zu umfassen, was in ihnen begründet ist.

In der Aufhebung dieser eitlen Negation und Protestation und jener Berufung auf das Symbol als auf ein nur seiendes und objektives Zeugnifs, zeigt sich die protestantische Kirche als die Kirche des Geistes. Im Geiste ist die erste Richtung, die den Protestantismus nur einseitig repräsentirt und die andre, die in ihrem Festhalten und äufserlichen Gebieten des Seins blofs den Katholicismus im Protestantismus darstellt, in ihrer hartnäckigen Einseitigkeit vergangen.

Denn der Protestantismus trägt das Symbol in sich, aber nicht als äufserlich und fremd ihm gegenüberstehend, sondern er vermittelt es ohne Unterlafs als ein Symbol, indem er seine Subjektivität darin weifs. Eben so macht er nämlich seine Subjektivität geltend und weifs er sie im Unterschied gegen das Symbol, aber er hat in seinem Prinzip die Macht, den Gegensatz aufzuheben. Auf seiner unendlichen Höhe, die die Höhe des Geistes ist, giebt es für ihn keine Ketzerei und keine Exkommunikation mehr, er weifs auch die Negation und Differenz als sein Moment und widerlegt sie, indem er auf unendliche Weise durch sie hindurch zu sich zurückkehrt.

Die Lehre also und ihr Inhalt ist das Gebiet, auf dem allein die Bedeutung und die Wahrheit des Protestantismus, um dessen Symbol es sich handelt, entschieden wird. Wenn man aber die Lehre der Evangelischen, wie sie in der Augsburgischen Confession entwickelt ist, nur für „zufällige, durch die damaligen Umstände gegebene Gegenstände", auf welche sie die Prinzipien „anwandten", erklärt, wie Hr. Johannsen thut, so hat man sich *eo ipso* vom alleinigen Kampfplatz ausgeschlossen und dem Buch des Vfs. kann daher nicht einmal der Ruhm gegeben werden, die Akten des Streits zusammengefafst, geschweige denn geschlossen zu haben, weil er in die Natur des Streits so wenig Einsicht gezeigt hat. Denn nicht auf die blofse Kategorie des Seins kommt es hier an, sondern: was ist der Inhalt des Seins und wozu bestimmt es sich, nicht auf das reine Gewissen, sondern was in ihm ist, nicht auf eine leere Ueberzeugung, sondern: was ist dein Glaube und was weifst du vom Glauben?

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung. Von Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Fortsetzung.)

Fragt man nach ihrem Unterschiede von dem mundartlichen Lautwechsel, so antworte ich, mich zweier Ausdrücke Bopp's bedienend: dieser ist *„mechanisch"*, in der Naturnothwendigkeit gegründet und *beabsichtigt keinen* Begriffswandel, wenn dieser ihn auch zuweilen begleiten mag; jene dagegen *„dynamisch"*, sie bewirkt, wenn auch vielleicht noch so feine Begriffsabschattungen in dem lautlich variirten Sprachstoffe, und diese sind ihr, nicht gerade bewufster Weise, *Zweck*. Mundartlicher Lautwechsel ist seinem Wesen nach *Desorganisation* und Abtödtung; Variation — *Schöpfung* und Belebung. Eine der wesentlichen Aufgaben der vergleichenden Etymologie der Sanskritsprachen besteht nun darin, aus ihnen den *ursprünglichen* Organismus, gleichsam eine unter Schutt und Trümmern begrabene und verstümmelte Antike, hervorzusuchen und möglichst in seiner alten Wahrheit und Schönheit herzustellen. Natürlich sind ihm die älteren Sprachen getreuer geblieben als ihre jüngeren Sprölslinge, und es wäre daher lächerlich, z. B. nach dem Portugiesischen das Lateinische, nach dem Englischen das Angelsächsische und Gothische, aus dem Neupersischen das Zend oder Sanskrit beurtheilen, und den Organismus der letzteren aus dem zertrümmerten Organismus der ersteren erklären zu wollen. Was hier von dem Ganzen gilt, gilt auch von dem Einzelnen; der Hr. Verf. kümmert sich selten darum, ob er den ächten Kern, der *gesucht* sein will, oder die lügende Schaale greife; denn fast jede Seite legt Zeugnifs davon ab, dafs er jüngere Sprachstoffe in ihrer Verderbung, deshalb weil sie die Zeit abgenagt und dadurch vereinfacht hat, für *uranfängliche* Einfachheit und dann die älteren, gar nicht oder weniger verderbten für Entwickelung und Fortbildung nimmt. Wer z. B. althochd. *aha* ein mehr individualisirtes Angels. *ea* nennt, wie der Verf. S. 31, der müfste auch behaupten, das Franz. *eau (ô)* sei *nachmals* von dem Lateiner weiter zu *aqua* individualisirt worden. Solche Verkehrtheiten liefsen sich zu Hunderten aus dem Buche anführen, indem der Hr. Vf. so völlig keine Ahnung von den ungeheuren Verlusten hat, welche die Sanskritsprachen an ihrem Gewichte erlitten, dafs er, wo sich vollere und schmälere Formen vorfinden, stets ganz unbefangen — consequent genug, aber auch um mindestens zwei Drittel gegen die Wahrheit — die volleren sich als aus den destruirten entwickelt denkt, und die Auslassung von Lauten mit der einzigen S. 68 abmacht. Man urtheile selbst, ob das der Weg ist, eine vernünftige und genetisch die Sprache verfolgende Etymologie zu begründen. — S. 70 ff. wird herausgerechnet, dafs gegen vier Fünftel der germanischen Wurzelverben, und die Hälfte der lateinischen zum *„Wurzelvocal" i* besitzen oder doch ehemals besessen; wenn jemand sich so sehr verrechnet, umarmt er doch gewifs eine Wolke statt der Juno. Einer Widerlegung bedürfte es kaum; sie ist aber in Bopp's Erklärung des Ablauts und Umlauts in der Rec. von Grimm's Sprachlehre und jetzt in dessen vergleichender Grammatik gegeben. Dennoch soll „nach dem (schlecht bewährten) Gesetze, dafs jede Wortform um desto weniger dem Wandel unterworfen ist, je mehr sie individualisirt ist", das lat. Präteritum sollen die Zusammensetzungen, z. B. *tetigi, attingo* das *ursprüngliche*, im Präsens getrübte Lautverhältnifs rücksichtlich des Vocals bewahrt haben! — S. 44. ist von einem nicht bedeutsamen *„Augmente"* im Griech. die Rede, das sich durch den Mangel des Accentes (Refn. völlig unverständlich) von den bedeutsamen Vocalen, z. B. dem *a privativum* unterscheiden soll, und S. 53 wird gegen Grimm, in Bausch und Bogen geläugnet, dafs gar oft ein anlautender Consonant Rest einer vorge-

setzten Partikel sei, und jener vielmehr — auf eine nichts oder doch nicht das Rechte sagende Weise — zur „*Verstärkung*" erhoben; als ob Zusammensetzung, welche doch vermuthlich der Hr. Verf. der Sprache im Allgemeinen nicht absprechen wird, ein materieller, für den Organismus der Sprache sich nicht schickender Vorgang sei?! Ist denn aber die Sprache nicht von Grund aus und durch und durch Zusammensetzung! Mit Freuden gebe ich den materiellen *Ausdruck:* Zusammensetzung hin, weil der Sache nach freilich jede Zusammensetzung der Sprache, nach der innern Seite hin, auch zugleich — Durchdringung ist. Was soll man sich aber unter einem *nicht* bedeutsamen *Augmente* d. h. Wachsthume oder einer *Verstärkung*, welche den Sinn angeblich *nicht* verstärkt, denken? Mindestens ist hier der Ausdruck nicht sehr glücklich; und wie verhält es sich mit der Sache? Ref. glaubt in seinen etymologischen Forschungen erwiesen zu haben, dafs z. B. jedes mit *a* anlautende Präfix (*antar* natürlich ausgeschlossen) im Sanskrit, erstens ohne das *a*, und die meisten auch zuweilen ohne den schliefsenden Vocal vorkommen, so dafs häufig nur der blofse Consonant zurückbleibt, z. B. *ati* (*trans, ultra*): 1) *pra-ti* (vorwärts, gegen) 2) *ad-bhuta* (über das Seiende hinaus, übernatürlich) 3) *t-ri* (*transgredi* vgl. √*ri*). Dem Hrn. Vf. würde *t* eine nichtsbedeutende Verstärkung heifsen. Ferner: es ist falsch, wenn man die grofse Menge vortretender Vocale im Griechischen sämmtlich für Prosthesen im wahren Sinne des Wortes, d. h. rein lautlicher Art, etwa wie das *e* im Franz. vor Doppelconsonanten (im Lat.), welches man ein mobil gewordenes Schwa nennen könnte, nimmt; nichts bedeutende Zusätze sind überhaupt im Verhältnisse zu Unterdrükkungen von Buchstaben in den Sprachen *überaus selten.* Um nur bei dem einzigen *a* stehen zu bleiben: jeden Augenblick kann Ref. es beweisen, dafs dasselbe nicht nur für Sanskr. *an-(a-)* st. *na-* (nicht), sondern auch für *sa-* (*com-*); st. ἀπό, lat. *a*; st. ἄν (ἀνά), anderer Präfixe nicht zu gedenken, in sehr vielen Wörtern stehe. Also hat der Hr. Verf. hier wiederum, wie öfters, aus der Hälfte oder einem Viertel — das Ganze gemacht.

Variation der Wurzel. — denn allerdings ist diese zumeist derselben unterworfen — wird unserem Buche zufolge durch Verstärkung, theils des Anlauts, theils des Auslauts, unter die es auch, wiewohl ohne genügenden Grund, die innere vertheilt, bewerkstelligt. Es wird ferner gelehrt, dafs bei diesem Vorgange vorzüglich die Freiheit walte, und daraus die geringere Gesetzmäfsigkeit in ihm erklärt. Leider scheint hier das Wort Freiheit in einem sehr freien Sinne gebraucht zu sein, denn wir sehen diese vielfach in ihr Gegentheil, oder tyrannische Anarchie umschlagen. Praktisch ist die Variation in unzähligen Fällen weder von der mundartlichen Verderbung, noch von Zusammensetzung und Ableitung gesondert gehalten, so dafs Vieles unter einer Haube erscheint, unter welche es nicht gehört. Ich führe keine Beispiele an, weil deren jeder leicht herausfinden wird. An Analogieen, d. h. gleichartigen Anfügungen, welche auch einen gleichartigen Zweck zeigen, fehlt es übrigens selbst in der Variation nicht, und es kommt nur darauf an, diese sammt ihren Gründen aufzusuchen. So finden sich unter den Sanskritwurzeln z. B. eine grofse Zahl solcher, die mit *p* oder Zischlauten schliefsen, und sichtbar zu kürzeren Formen ohne jene Endlaute stimmen. Nun bilden *p* und *s* Causative und Desiderative im Sanskrit, was nicht Zufall sein kann. Bei manchen dieser so am Ende verlängerten Wurzeln dürfte sich nun wohl mit der Zeit erweisen lassen, dafs es eigentlich, wie *tempefacere, calefacere* oder wie mehrere Arab. Quadrilittera, 2 in eins verwachsene Wurzeln sind; ich meines Orts zweifele z. B. gar nicht, dafs θ in πλήθειν, ἤθειν, ἀμύναθον κ. τ. λ. nichts als die Wurzel θη (τιθέναι; in dem allgemeinen Sinne von: bewirken, thun, *to do*) sei.

Zum Beschlusse liegt uns ob, noch einen der Hauptgegenstände des Buchs näher zu besprechen; wir meinen die schon oben angedeutete systematische Eintheilung des Wortvorraths in den Sanskritsprachen. An die Spitze des Thesaurus werden „12 *Kardinalbegriffe*" gestellt, „nämlich 5 — *gehen, leuchten, lauten, wehen, fliefsen* — in denen der Urbegriff *bewegen* durch die besondere *Art* des *thätigen Seins*, und 7 — *erlangen* (*adire*), *binden* (zusammen), *scheiden* (aus einander), *decken, wachsen* (Gröfsenverhältnifs der Bewegung), *schnellen, verletzen* — in denen derselbe Urbegriff durch die *Beziehungsverhältnisse* der *Thätigkeit* individualisirt ist;" und diese umfassen nach S. 146 das ganze Reich der Begriffe von sinnlich anschaulichen Thätigkeiten. Dadurch entstehen nun 12 *Klassen*, welche wiederum nach dem *anlautenden* Buchstaben der Wurzel, als angeblichem Träger des Begriffes,

in *Ordnungen*, und nach dem *auslautenden* in *Unterordnungen*, zerfallen z. B. Ordnungen nach den Formeln: *a*, *ka*, *ta*, *pa*, *ra*, *la*, *na*, *ma*, Unterordnungen: *ak*, *at*, *ap* u. s. w., wo *a* als allgemeiner Ausdruck jeden Vocal und die *tenuis* die übrigen Buchstaben desselben Organs mit repräsentirt.

Nicht ohne Beschämung wird hier Referent seines bisherigen Vorurtheiles inne, als ob die Etymologie eine äufserst schwere Wissenschaft sei; nichts weniger als das, vielmehr — unter einem gewissen Gesichtspuncte — kinderleicht! Suche im Wörterbuche die Verba auf, bring sie unter den Kardinalbegriff und ordne sie nach dem Laute ein, fahre eben so mit dem Nomen fort, für welches die Verben Gattung sind — fertig, *plana omnia!* Dennoch kann er das alte Vorurtheil noch nicht ganz los werden, und er erschrickt über den Gedanken, dafs jene einfache Operation eben die Etymologie in ihrer ganzen Breite und Tiefe erst voraussetze; das Ziel war von jeher meistens leicht zu erreichen, wenn der Weg dahin vollbracht war. Ehe wir indefs die Mühseligkeit des Weges auf uns laden, scheint es gerathen, das Ziel selber zum Ziele unserer Aufmerksamkeit zu machen. Die oft in wesentlichen Puncten von der unsrigen abweichende Einrichtung indischer Wörterbücher dürfte Hrn. Dr. Becker vorgeschwebt haben, indem er die eigenthümlichen Vortheile, welche aus einer verschiedenartigen Anordnung des Sprachstoffes natürlich hervorgehen, scheint haben vereinigen zu wollen. Die Sacheintheilung läfst er fallen; und wäre sie nicht doch die reelste und wahrhafteste! Ist nicht das sächlich Verbundene auch zugleich sprachlich vereinigt! Nicht also. So wendet er sich nun zu der begrifflichen; läuft aber die Sprache stets den Begriffen parallel? Auch nein. Schon sehr bedenklich, denn der Grund der Verwerfung bliebe hier wie bei der Sacheintheilung derselbe. Der Hr. Verf. aber vereinigt Begriffs- und Lauteintheilung, und Ref. glaubt nicht der einzige zu sein, den beim ersten Lesen die Art und Weise, wie beide hier verbunden werden, überrascht und — besticht. Wer nun diesen Genufs festzuhalten wünscht, dem ist anzurathen, ihn nicht durch tieferes Forschen ausschöpfen zu wollen, denn dann schleicht ein solcher Chor von Bedenklichkeiten heran, dafs es schwer wird, jenen vor diesen zu verwahren.

(Der Beschlufs folgt.)

CXXVIII.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, von Dr. Christoph Friedrich von Ammon. Erste Hälfte. Leipzig, 1833. 8.

Ein Buch, wie dieses, ist schwer an einem bestimmten Platz in der theologischen Literatur unterzubringen. Man weifs nicht, wie man es geistig anfassen oder beurtheilen soll. Es mischen sich darin die verschiedenartigsten Elemente, wodurch es selbst ein buntes Aussehen erhält. Einerseits die ausgebreiteten Kenntnisse und Beweise von Gelehrsamkeit, die ausgezeichnete Welt- und Menschen-Kenntnifs, die umsichtige, feine Beurtheilung aller Erscheinungen auf dem Gebiet der Kirche und Theologie, der sprudelnde Witz im Urtheil; andrerseits die weniger deutsche, als französische Bildung des Hrn. Vfs., der rhetorische Ton des Ganzen (manche Abschnitte sind wie Predigten abgetheilt und durchgeführt; vieles sieht man nur gesagt, um den Periodenbau abzurunden), der populäre Anstrich überhaupt machen die Stellung desselben auf dem Gebiet der Wissenschaft zweifelhaft. Am bezeichnendsten würde vielleicht das Urtheil sein, dafs es weniger Geist, als *esprit* verräth. Denn sonst müfste die philosophische Haltung des Buchs eine ganz andere sein. Die Philosophie ist eine Institution der Kirche, ohne welche der christliche Glaube nicht zum Wissen gelangt, nicht die Gestalt der Wissenschaft erreicht. (S. Daub über die Selbstsucht in der dogmatischen Theologie jetziger Zeit u. s. w.). Mit Ausnahme der Kantischen Philosophie hat der Hr. Vf. dessen übrige grofse Talente und Verdienste wir gern anerkennen, mit deutscher Philosophie sich nicht befreundet, am wenigsten mit der letzten. Diefs, dafs er sich dazu nicht fortgebildet hat, macht mit dem Gedanken der Fortbildung des Christenthums einen unangenehmen Contrast. Ohne die schuldige Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der philosophischen Bildung ist es sehr schwer, heutiges Tages in theologischen Dingen mitzureden. Er recurrirt noch auf Tzschirners Meinungscollection, die er Dogmatik nannte, oft sogar noch auf Krugs Schriften. Man kann den Punct deutlich erkennen, auf welchem der Hr. Vf. mit seiner dogmatischen Erkenntnifs und Beurtheilung stehen geblieben, von wo er nicht fortgeschritten, womit er vielmehr hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist. Dieser Standpunct ist der des endlichen Verstandes mit allen seinen Kategorien — der unangemessenste zur Erkenntnifs des unendlichen Inhalts der christlichen Religion. Der Gegensatz des Rationalismus und Supernaturalismus ist in ihm unaufgelöst geblieben; sie liegen beide neben einander, so, dafs von dem einen zum andern übergesprungen und Gebrauch gemacht werden kann; der innere Widerspruch bleibt verdeckt, kommt nicht zum Bewufstsein. Eine Ansicht der höheren Dogmatik soll das Buch sein; dabei zeigt, dafs es nur eine *Ansicht* ist, deutlich genug, dafs hier nicht an eine sehr hohe Dogmatik zu denken ist. — Nach einer ausführlichen Vorrede handelt der Hr. Verf. das erste Buch in zehn Kapiteln ab, mit der Ueberschrift: Religion und Christenthum. Und zwar betrachtet er da

die Religion als Zeitbedürfnifs, die bestehenden Religionsformen der Tradition, der Priester und des Staats, den Protestantism und seine Kirchenverfassung, die Religion der Sectirer, die des Gefühls, die Naturreligon, die Vernunftreligion, das Gottesbewufstsein, Mystik und Mysticism, das Christenthum. Die Betrachtung geschieht ganz zweckmäfsig so, dafs überall zuerst das Wahre und Zulässige, hierauf das Ungenügende und Mangelhafte gezeigt wird. Aber man sieht in der Reihefolge dieser Abhandlungen keine nothwendige, stufen- und gedankenmäfsige Abfolge; das fünfte und achte Kapitel fällt offenbar in eins zusammen. Im zehnten Kapitel spricht der Hr. Vf. dem A. B. die Lehre von Gott als Vater, nämlich nur aller Menschen, zu, erwähnt aber nicht, dafs er es, nach der Lehre des Christenthums nur durch den Sohn, somit die Lehre dort im grofsen Unterschiede ist vom Christenthum. Dieses soll, nach dem Hrn. Vf. am reinen Deism das Fundament der allgemeinen Religion jedes denkenden Menschen haben. S. 93. Den Hauptgedanken des Buchs, den der Titel ausspricht, erläutert der Hr. Vf. viel zu wenig. So unbestimmt gelassen, weifs man nicht einmal, ob er wirklich das Christenthum an und für sich für vollkommen hält oder für perfectibel und der Vervollkommnung bedürftig; in dem ersteren Fall hätte es eines so unnützen, zweideutigen Worts, wie Perfectibilität, gar nicht bedurft; in dem andern war zu bestimmen, ob die Vervollkommnung auf den Inhalt oder nur auf die Form der Erscheinung oder auf beide zugleich gehen solle; überhaupt weifs man nicht einmal, ob die sogenannte Fortbildung des Christenthums eine ist *durch es selbst* oder durch etwas *anderes* und aufser ihm und also die Perfectibilität des Christenthums nicht vielleicht im Sinne der Briefe darüber nur eine sei durch den perfectibeln Krug, wie Fichte den Vf. jener Briefe nannte. Man sieht überall, dafs der Hr. Verf. das Wesen des Christenthums von seiner äufserlichen Erscheinung in der Bibel nicht unterscheidet. Auf diese nur hinsehend behauptet er Perfectibilität auch von jenem so, dafs rechte Vollkommenheit erst durch rechte Auslegung der Bibel an dasselbe kommt; diese aber ist nach den verschiedenen Zeiten verschieden; so spricht er dann von einem Christenthum der Juden, der Heiden und der Reformatoren. Hiermit bewegt sich der Vf. ganz nur auf dem äufserlich-historischen Grund und Boden, wie er einer sonst schon vielfältig bestimmten subjectiven Ansicht vorkommt oder erscheint. Ein christlich-theologisches Prinzip und Element ist nicht in diesem Buch, weshalb es denn auch allen, welche nur Weltleute von Bildung sind, als ungemein schon und vortrefflich vorkommen mufs. Der Abschnitt vom Christenthum der Juden handelt von der mosaischen Religion und Gesetzgebung, den heiligen Schriften des A. B. und ihrer Auslegung, dem Ursprung des jüdischen Messianismus und den prophetischen Messiashoffnungen im Einzelnen. In diesem Kapitel hat der Hr. Vf. von den Ergebnissen der neueren Forschung und Kritik reichlich Gebrauch gemacht und ist auch, wo er eigene Ansichten hat, in wesentlicher Uebereinstimmung damit. Doch ist diefs alles eine, nur noch populärere Darstellung dessen, was seit länger als dreifsig Jahren im Umlauf ist und was wir schon an der „Biblischen Theologie" des Hrn. Vfs. besitzen, nur mit fortgesetzter Polemik gegen alle aus dem nichtrationalistischen Standpunct inzwischen erhobenen Einwendungen, auf die er jedoch nicht genugsam im Einzelnen Rücksicht genommen zu haben scheint. Mit dem sechsten Kapitel kommt dann der Hr. Vf. auf die Geschichte Christi. Wer jemals geglaubt hat, es sei eine Veränderung in der Denkart und Ueberzeugung des Hrn v. A. vorgegangen, oder er sei gar ein Eiferer geworden gegen den flachen Rationalismus und für die allgemeine christliche Kirchenlehre, wird sich aus dieser Darstellung überzeugen, wie sehr er sich im Irrthum befunden und dem Hrn. v. A. Unrecht gethan habe. Steht er doch ganz noch auf dem alten Fleck! Mit soviel Irrthümern fast als Worten lehnt er sich gegen die Grundwahrheit der Bibel und Kirche auf, dafs Gott in Jesu Christo ein Mensch geworden. S. 192. (Er mifsversteht sie so sehr, dafs er meint, nach ihr sei der *Vater* Mensch geworden und wenn *Gott* ein Mensch ist, so müsse er *nur* ein Mensch sein; in Wahrheit, ein Anfänger in der Theologie weifs heutiges Tages diese göttlichen Verhältnisse besser und gründlicher zu erkennen). Mit den französischen Encyklopädisten, Friedrich d. Gr. und Voltaire vereinigt er sich gegen die bestimmtesten Aussagen der Schrift, und wenn er zuletzt noch Glauben an den Sohn Gottes bekennt, so spricht er doch so bedingt und bringt aus *seiner* Schrifterklärung soviel Schwierigkeiten herbei, dafs zuletzt nichts als das (Kantische) Ideal der gottwohlgefälligen Menschheit übrig bleibt! Aber die Substanz des Dogma ist hin, ist für ihn nicht da und ohne dieselbe und derselben Erkenntnifs ist Alles, was er sonst noch bei diesem und den meisten andern Dogmen Kritisches, Gelehrtes und dergleichen beibringt, nichts als, wie er es selbst S. 200 treffend benennt — gelehrte Unwissenheit. Auf diesem Standpuncte ist es ihm jetzt noch nur darum zu thun, mittelst des auflösenden Processes einer bequemen Exegese ein sogenanntes reines, von allen Schlacken des Judenthums geläutertes Christenthum zu gewinnen. Diefs ist das ganze Perfectioniren des Christenthums in dem Buch. Hat das Christenthum, nach dem Hrn. Vf., im Deism seinen Anfang und seine Grundlage, so ist es ganz consequent, dafs dahin gearbeitet wird, dafs auch am Ende nichts andres herauskomme und davon übrig bleibe. Obgleich in dieser Vorstellung der Stifter der christlichen Religion als Mensch nicht Gott und das Prinzip seiner Religion nicht göttliche Offenbarung, sondern reiner, menschlicher Deismus *ist*, so erscheint doch wieder auch das Menschliche an ihr als das Unvollkommne, welches wegzuschaffen ist, damit sie durch solche Wegschaffung erst göttlich *werde*. Diefs ist der innere Widerspruch, worin sich diese Vorstellungsweise fortwährend bewegt, welche auch darin zum Vorschein kommt, dafs einerseits das Bestreben ist, das Christenthum vom Judenthum rein und los zu machen, andrerseits es lediglich auf das reinjüdische Abstractum *Eines* Gottes, der aber jenseits der Welt ist, zu reduciren. Mit diesem allem aber ergiebt sich, dafs die im Anfang und auf dem Titel genannte *Fortbildung* des Christenthums am Ende nur ein anderer Name ist für die inzwischen anrüchig gewordene — *Aufklärung*.

№ 96.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung, von Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Schlufs.)

Das Schlimmste bleibt immer die Aufgabe, welche der Etymologie hier angemuthet wird, sich stets nach einem doppelten Eintheilungsgrunde zu zerfällen, und zwar so, dafs dieser zu gleicher Zeit, einmal in seiner Doppelseitigkeit (Laut und Begriff) und zweitens in seiner Einseitigkeit (Begriff) festgehalten werden soll. Mit Recht wird verlangt, dafs die ganze *Wortfamilie* unter ihre jedesmalige Wurzel gebracht werde; es schliefst dies ein, dafs Alles unter ihr nach Laut und Begriff, ja, was noch mehr sagen will, *genealogisch* — man denke an nicht verwandte Menschen, die sich gleichwohl an Körper und Geist ähnlich sehen — *verwandt* sein müsse. Man wird ferner variirte Wurzeln, die sich als solche in der That bescheinigen lassen, einander beiordnen. Soll nun aber den Wurzeln noch einseitiger Weise eine ihnen sprachlicher Seits äufserlich bleibende Begriffseintheilung wie ein Netz übergeworfen werden, dann tritt Gewalt ein, gegen welche die Natur sich sträuben mufs. Der scheinbare Gewinnst auf der einen Seite, die Wurzeln auf 12 Klassen zurückgeführt zu sehen, ist doppelter Verlust auf der anderen. Eine rein begriffliche Eintheilung mag nützlich und äufserst lehrreich sein, z. B. für synonymische Forschungen; in der *Etymologie* kann schlechterdings kein anderes Anordnungsprincip als das genealogischer (etymologischer) Verwandtschaft anerkannt werden. Sprache und Sprachen, d. h. Welten von Lautzeichen, und andrerseits die Begriffswelt sind zwei so durchaus inadäquate Gröfsen, dafs jene, weil Verschiedenes zum Zeichen desselben Objects gemacht werden, und das Zeichen nie das Bezeichnete, ohne seine eigne Natur zu verläugnen oder geradezu das Letztere zu werden, erreichen kann, stets im Ganzen und Einzelnen mit den Begriffen in einem zwar approximativen, aber incommensurablen Verhältnisse stehen. Die Sprache, gegen den Begriff gehalten, ist eine fortwährende Lüge, aber eine solche, welche die Wahrheit durchschimmern läfst, weil sie gesetzmäfsig und systematisch lügt; und von dem Geiste, an den sie sich mit ihrer glitzernden Scheidemünze wendet, erwartet, deren Gepräge zu kennen, um jene, zu Golde verwandelt, in sich widerlegen zu können. Wäre die Sprache Wahrheit, so bliebe auch nur eine *einzige* Sprache, etwa die, welche körperlose Geister in unmittelbarer Gemeinschaft mit einander führen mögen, gedenkbar. — Eine Begriffseintheilung der Wurzeln ist sonach um nichts minder willkürlich, als die in unseren Wörterbüchern nach einem willkürlichen Alphabete. Die Sprache spottet der begrifflichen Eintheilung; -της, -τηρ, -τωρ, -εύς z. B. bilden alle drei *Nom. ag.*; bringe ich nun -τρον unter die Nom., welche Mittel oder Werkzeug bezeichnen, so reifse ich es aus seiner offenbaren genealogischen Verwandtschaft mit τηρ, τωρ heraus. Ihre Eintheilung ist eine andere als die der Logik; und man mufs daher ihrer eigenen den Willen lassen. Die 12 Kardinalbegriffe des Hrn. Verfs. sollen hinreichen, um alle Wörter ihnen unterzuordnen; warum nicht, da wir ja selbst sehen, dafs er sie unter den Einen der Bewegung zu bringen versteht? Man kann inzwischen doch nicht die Fragen abweisen, warum 12, nicht mehr und nicht weniger, warum gerade diese 12? und natürlich hat diese der Hr. Verf. sich selbst aufgeworfen. Die ersten 5 nehmen sich noch ganz gut aus; mit den übrigen will es nicht recht fort. Wir werden hier aber an die Sprache selber, vorzüglich an Rosens Radices, verwiesen; es kommen, heifst es, die genannten Begriffe in den Sanskritsprachen *am häufigsten* vor; daraus folgt nun aber gar nicht, dafs die übrigen in ihnen untergehen müfsten. In der Naturgeschichte kommen Gattungen vor, welche nur Eine Species umfas-

sen, und, wenn mich nicht Alles täuscht, läfst man diese mit Recht für sich bestehen, so oft sie nur mit Zwang anderwärts untergebracht würde. Was das Verzeichnifs der Sanskritwurzeln betrifft, so hat Refer. in seinen etym. Forschungen sich weitläuftig über die vielen Mängel und Irrthümer in demselben verbreitet, und glaubt namentlich nachgewiesen zu haben, dafs eine Menge von Wurzeln, welche *Bewegen*, *Leuchten*, *Verletzen* u. s. w. bedeuten sollen, geradezu aus Unwissenheit erfunden, oder wenigstens diese Bedeutungen für sie erfunden sind, woran zu zweifeln er auch jetzt noch keinen Grund hat. Doch, wir machen nicht sowohl dies gegen den Hrn. Vf. geltend, als dafs — etwa mit Ausschlufs der fünf ersten — wiederum für den semitischen Sprachstamm, den finnischen, türkischen u. s. w. höchst wahrscheinlich eigne, von den vorigen verschiedene Kardinalbegriffe aufgestellt werden müfsten, und über die Richtigkeit derselben, wenn es überhaupt solche in der Sprache gäbe, könnte doch immer erst *post perfectam etymologiam* und aus ihr entschieden werden. Philosophische Nothwendigkeit wohnt ihnen nicht ein, und sprachgeschichtliche Wirklichkeit derselben läugnen die Sprachen. Der Verf. hütet sich sehr wohl, von Kardinal-*Wörtern* zu reden, ohne Zweifel weil er nicht verkennt, dafs zwar in dem Reiche der Begriffe, aber nicht in dem der Wörter jene vorgegebene Allgemeinheit herrsche. Leuchten z. B. ist als *Wort* um nichts weniger individuell als: glänzen, scheinen, funkeln, schimmern u. s. w.; ferner gar nicht die Gattung, welche die übrigen Besonderungen unter sich begreift, vielmehr diese in ihnen allen gegeben, und, von ihnen durch den Geist abgelöst — ein namen- und wortloses Sublimat. Will der Geist Letzteres, welches sprachlich nicht vorhanden ist, dennoch zur Darstellung bringen, so kann er eben nichts thun, als ein Besonderes zum Zeichen für das Allgemeine erheben d. h. dasselbe, obwohl dieses aller Strenge nach unmöglich ist, seiner Besonderungen entkleiden. *Pars pro toto* ist eine Figur, welche durch die Sprache in ungeheurer Ausdehnung gilt. — Keine Sprache dürfte wohl viel mehr als 1000 wahrhafte *reine* Wurzeln besitzen; und der ganze Sanskritsprachstamm würde eine zwar gröfsere, aber doch auch sehr mäfsige Summe verschiedenartiger Wurzeln darbieten. Zwängen wir diese unter 12 Kardinalbegriffe, so möchten im Durchschnitt auf jeden 1—200 Wurzeln kommen, und trotz jener künstlichen Anordnung wäre die Uebersichtlichkeit nicht erleichtert; vielmehr — wir bekämen solche Klassen, in denen sich die Individuen fragen möchten: Ei, wie treffen wir uns hier? Und da wäre die Antwort: ich bin Fliege, ich Fiedermaus, ich Vogel, ich Drache, ich fliegender Fisch — wir fliegen also sämmtlich; und die des ganzen Corpus: wir bewegen uns! Eine Antwort, welche wir nur in den Fällen gelten lassen können, wo die *Sprache selbst* eine solche (für sie: *natürliche*) Anordnung beliebt hat.

Das Urprincip der Sprache, an welchem die Kette aller ihrer besonderen Principien hangt, ist — der *Mensch* als Einheit von Geist und Körper, als Innen (Receptivität) und Aufsen (Reproduction der inneren Vorgänge durch Rede); als innen Zeit- und aufsen Raum-anschauendes Wesen. So scheidet sich nun auch der Grundstoff der Sanskritsprachen etymologisch in 2 Klassen; der eine ist *Wurzel* und bezeichnet im Verbum das *Zeiterfüllende* und dem Zeitwandel Unterworfene; der andere im Pronomen, in vielen Ortsadverbien, Conjunctionen und Präpositionen (nicht in allen), als Kasuszeichen, oft auch als Ableitungssuffix — *Raumbeziehungen*. Der Versuch, den Stoff der zweiten Klasse auf den der ersten zurückzuführen, mufs bis jetzt für mifslungen erklärt werden, und, auch gesetzt, dafs er einmal gelänge, bliebe doch der Widerstreit, dessen beständige Schlichtung eben Hauptbedingnifs der Bildung und Umbildung des Wortes in dem Sanskritsprachstamme ist. In allen ihren Fäden zeigt sich die Sprache — *sinnlich*; aber, weil der Geist an dem Gewirke beständig Antheil genommen, vermag er auch die Sinnensprache in Geistessprache zu *übersetzen*, wie der Leser den geschriebenen Buchstaben in lebendige, tönende Worte.

Unsere Anzeige hat sich entschieden und mit Nachdruck gegen eine Menge Ansichten des Buches erklärt. Der nachtheilige Einflufs unhaltbarer oder schielender auf die Wissenschaft steht mit der Autorität, welche ihnen durch ihre Urheber zuwächst, in steigendem Verhältnisse. Uebrigens wird das ideenreiche und, auch wo es nicht überzeugt, noch immer mächtig anregende Buch durch das Ausschlagen seines tauben Gesteines in Wahrheit nicht ärmer: eine Fülle ächten, gediegenen Metallgehalts bleibt ihm, namentlich in der Auffassung begrifflicher Verhältnisse der Sprache, zurück, der, ausgeerzt, keinen Leser unbelohnt lassen wird. Ein

schöpferischer, scharfsinniger, zu systematischer Forschung hingedrängter Geist weht durch das Ganze, und läfst es oft vergessen, dafs darin andere Tugenden und Eigenschaften, welche den Sprachforscher schmücken, als da sind: geschichtlicher Sinn, Genauigkeit, Nüchternheit, womit ich nicht die zaundürre meine, und Strenge im Unterscheiden nicht immer gleich eminent hervortreten möchten! —

Aug. Fr. Pott.

CXXIX.

Dramatic Scenes from real life, by Lady Morgan. In one Volume. Paris, 1833. 8.

Ueberblickt man das Schicksal der Lady Morganschen Erzeugnisse in den englischen Zeitschriften, die, je nachdem sie Tory's - oder Whig's - Charakter haben, sie behandeln, so wird man schon hiermit auf ein vermittelndes und Durchschnittsurtheil getrieben, welches auch hier das wahre und rechte sein möchte, um so mehr, da es aus der unbefangenen Betrachtung ihres Bildungsganges hervorgeht. Im Bezug nun auf jene Behandlung sei zuvörderst Folgendes als Entschuldigung mindestens bemerkt! Von einem Weibe unserer Zeit und Sitte überhaupt schon jene befangene Kindesunschuld und Einfalt verlangen, jene Beschlossenheit und Innerlichkeit, wie wir dies stille, bewufstlose Leben und Weben im tiefsten Innern nennen möchten, das, verschwiegen, einen unversiegbaren Lebensquell ahnden läfst und verbürgt, und das wir freilich als Ur- und Hauptzug der Weiblichkeit anerkennen, möchte nachgerade immer mehr für eine Ueberspannung und Abstraction anzusprechen sein. Wie viel weniger aber dürften wir dies von einer Schriftstellerin verlangen? von einer Weltfrau, die sich in der Gesellschaft bewegt und an allen ihren Phasen mehr oder weniger Theil zu nehmen doch nicht umhin kann! Nicht als wollten wir hiermit die Stellung und Gebährung unserer heutigen Frauen und Mädchen als musterhaft und preiswürdig empfehlen — sie ist hoffentlich auch nur Phase und Uebergang — sondern nur um auf Gerechtigkeit hinzuweisen und nebenbei auf den unläugbaren Satz, dafs Männer und Frauen eben nur sind, wozu sie und die Zeit gegenseitig einander machen. Beweisen schon die Zeitschriftler, wie schwer es Männern sei, in so bewegten, „alle ruhige Bildung zurückdrängenden Zeiten" sich neutral zu halten, wie dürfte man es von Frauen, von Schriftstellerinnen fordern? Sind ja doch auch sie nur Wiederschein und Spiegel einer oder der andern Zeitrichtung, und ist ja doch die Freiheit, womit wir uns brüsten und die wir als Antidoton der Zeitgebrechen verschreiben, am Ende eben auch nur ein Mifsverstand, und im Grunde nur eine bescheiden hinzunehmende Bevorrechtung, worüber nicht zu hadern, ein glücklicher Fund, der nur treu und still zu brauchen und zu geniefsen, aber nicht viel zu besprechen ist. Wer vermag denn die tiefste Persönlichkeit, wer das Wehen des Genius hervorzubringen, an- und einzulernen, oder auch nur immer und überall zu vernehmen? *Πολυμαθίη νοον οὐ διδασκει* könnte man also mit Heraklit Manchem der englischen Recensenten der Lady zurufen. Mag sie doch immerhin als Mifs Owenton oder Verfasserin der Ida of Athens, des Missionary, des Wild Irishgiel und O'Donnell, oder als Verfasserin des Book of the boudoir, der O'Briens and the O'Flaherties, der Werke über Italien und Frankreich, oder der Biographie des Salvator Rosa, der Kritik so manchen Stoff gegeben haben, ihre Fingerfertigkeit und Geschwätzigkeit, ihren Dünkel und ihr Haschen nach Originalität und Effect, ja ihre Leichtfertigkeit zu rügen — immer wird man den Werken ihrer zweiten Periode nicht absprechen können, dafs sie des Unterhaltenden und Lehrreichen gar manches enthalten, dafs sie eine gewisse Gewandtheit und Anstelligkeit noch durch die Künstelei und Fangsucht, wie Möser die Coketterie genannt wissen wollte, hindurchblicken lassen; dafs sie endlich lebendige Theilnahme an dem grofsen Anliegen der Zeit, wenn auch zuweilen mit Fanatismus und Schmähsucht versetzt, kundgeben. Sie würde freilich hinsichtlich des Letztern wie Mrs. O'Neal in einer der drei vorliegenden dramatischen Skizzen antworten, sie sei eine grundgutartige Frau, nur mit einer bösartigen, wilden Muse behaftet, die etwas zu streng und zu ähnlich schildere, wenn sie nach dem Leben zeichnet; und wer wollte ihr so durchweg abläugnen, dafs es schwer sei, keine Satire zu schreiben? Diese rege, sinnige und beschauliche, gewifs auch an Frauen nicht unbedingt zu tadelnde Theilnahme am öffentlichen und geselligen Leben, in welchen Verkehr sie ja durch die Caricatur der mittelalterlichen Chevalerie und Galanterie immer mehr hineingerissen werden, spricht sich auch in diesen dramatischen Scenen aus. Ja sie ist das Vorwaltende darin; und indem die Verfasserin in der Vorrede bemerkt, dafs wir auf einem sittlichen und staatischen Wendepuncte stehen, dafs Bewegung, Förderniss und Kürze an der Tagesordnung seien, sagt sie den vor den grofsen Anliegen der Zeit und der dermaligen Gegenständlichkeit und Wirklichkeit einschwindenden und erbleichenden geschichtlichen und Moderomanen, den herzbrechenden alltäglichen Geschichtchen, worin sich endlich die äffische Mittelmäfsigkeit erschöpft hat, den Paradoxien, ein Lebewohl, um in und mit der Welt, ihrer Form und ihrem Gepräg gemäfs zu leben. Darum und aus Achtung vor den grofsen Weltfragen und ihrer Breite, nicht aus Anmafsung, bringt sie hier Tändelwaare, wie sie es nennt, drei Skizzen nämlich, deren erste und zweite, Manor Sackville und The easter reuss or the tapestry-workers allgemeinere und weitere weltgeschichtliche Beziehung haben, als die dritte The temper, die sich in einem engern Kreise, dem der Häuslichkeit, bewegt.

Manor Sackville gilt dem Verhältnifs Irelands und Englands, welches hier sehr charakteristisch individualisirt dargestellt wird als kleinliche politische und religiöse Ränke- und Parteisucht, als Unfreiheit und Unbildung eines unterdrückten Volks. Dies entwickelt sich theils komisch, theils tragisch an den menschenfreundlichen Reformations- und Ausgleichungsversuchen

eines unbefangenen, gebildeten neuen Erbgutsbesitzers Sackville, der sein Gut acht Monate jährlich in dieser Absicht bewohnen will. Da wird denn, nachdem Eingangs der Boden und die in Abwesenheit der Besitzer darauf eigensüchtig und vorurtheilig Handelnden ergetzlich dargestellt sind, im Verlauf der Handlung viel Wahres und Treffendes gesagt über die eifersüchtige Unterdrückung der Unglücklichen durch einen gleich wilden, nur mächtigern und bürgerlich weiter gediehenen Stamm, der ihnen alle und jede Bildungsmittel abschneidet; über die Trunksucht der Irländer; über die veraltete fehlerhafte Gesetzgebung, und das daraus auf beiden Seiten entstandene Unheil und Zerwürfnifs; über geistlichen Stolz und Herrschsucht. „Gebt Ireland" — dies ist das Endergebnifs — „Kenntnisse und bald wird es Ruhe haben; gebt ihm Ruhe, und seine wilde Thatkraft wird sich wieder auf seine Anliegen richten und in wohlgeordneter und productiver Betriebsamkeit einen heilsamen und gedeihlichen Zweck finden." Und wieder: „Irelands dermaliger Zustand erinnert an das, was ganz Europa vor zweihundert Jahren war. Wissen mit seinem Gefolge, Freiheit und gute Regierung, sinds, die der Menschheit sichern Schutz vor solchem Elend gewähren. Das freigegebene Ireland bedarf nur Zeit, Geduld und Freiheit, um alles zu werden, was es selbst vernünftigerweise wünschen kann. Ruhe ist sein dringender Bedarf. Ruhe würde Fleifs, Kenntnisse, Wirthschaftlichkeit, Wohlhabenheit bringen. Ich meine nicht jene zahme Zufriedenheit und Fügung in Mifsbrauch und Vernachläfsigung, sondern Ruhe von innerm Zwiespalt, Aufruhr und Blutvergufs." Sackville's lebensbedrohliche Erlebnisse, meint seine Gemahlin, haben wie eine Posse begonnen und wie eine Tragödie geendet; und „mit diesem kurzen Wort," schliefst Sackville, „hast du Irelands ganze Geschichte ausgesprochen."

Die zweite dramatische Skizze ist besonders gegen die weibliche Erziehung oder vielmehr Verziehung unserer Zeit in dem dermaligen Boden der Geselligkeit gerichtet, welche hier in einem reichen, mannichfaltigen Gemälde aufgestellt wird. Auch hier begegnen wir vielen gesunden Bemerkungen über das verflächende und verkünstelnde Anlehren und Abrichten, statt des Herausbildens und Hervorrufens natürlicher weiblicher Anlagen und Strebungen aus dem Gemüthe; über das Eingeben von leidigen Klängen, und das Einschärfen dürrer Allgemeinheiten, womit kein Sinn und Verständnifs eines Begriffes, noch vielweniger eine Idee verbunden ist; über Vornehmheit und Geburtsstolz; über die feinen Teppicharbeiten der Frauen. Hier heifst es unter andern: „Arbeiten, die weder Geschmack, noch Talent, noch Studium fordern, und den niedrigsten Fähigkeiten, den läfsigsten Gewohnheitsnaturen zusagen, sind jederzeit dann getrieben worden, wenn Unwissenheit der Frauen und ihre falsche Stellung in der Gesellschaft ihnen keine Wahl der Beschäftigung übrig liefsen." Eine solche Beleuchtung einzelner Momente und Folgen der Geselligkeit, oder der gesammten Geselligkeit selbst, gilt freilich nothwendig für irische Tölpelei. Gleichwohl sagt Mrs. O'Neal nicht ohne Grund: „Blikken Sie nur um sich! Die höchsten Grade der europäischen Gesellschaft sind leidige Billardspieler und Teppichwirkerinnen, Diener in den Palästen, wo sie sich des Dienstes freuen und bereit sind, auf sich treten zu lassen. — Sybariten daheim, Opfer ihres eigenen Müfsiggangs, ihrer Ueppigkeit und Selbstsucht. In Gesellschaft sind sie die Schutzherrn einer verderblichen Litteratur; im Senat die Erhalter beigängiger Institute, welche immer die Natur verletzen und auf die dermaligen Anliegen ganz unanwendbar sind. Institute, welche Gewöhnungen vererben, Gesundheit des Leibes und Kraft des Geistes zerstören, der Nation einige übermüthige Desputen geben, um ihre Meinungen durch ihren ungeheuern zusammengedrängten Wohlstand zu leiten und sie mit einer Menge unbegabter, unvorsichtiger Geschöpfe zu überschwemmen, welche die Gesellschaft plündern, weil sie ihnen aufserdem keinen gesetzlichen Vorschub leistet. — Die zu Müttern künftiger Solone und Lykurgen bestimmten Frauen, die Lehrer derer, die ihre Mitmenschen lehren und leiten sollen, müssen nicht vernunft- und ideenlose, unerregte, oder doch nur durch ihre unbeherrschten und darum unbeherrschbaren Leidenschaften erregte Tapetenwirkerinnen und Automate sein." — Dergleichen in einer Weise, wie es hier geschieht, auszusprechen, gilt nun allerdings in so überfeinen und zartfühlenden Zeiten, welche, wie eine andere mitlebende Engländerin sagt, mehr Gewicht auf Worte, als auf Sachen, mehr auf Sitte als auf Sittlichkeit legen, für Solöcismus, kann aber dennoch nicht oft genug, wenn auch nur als frommer Wunsch, wiederholt werden. Denn Zeitgeist und Sitte sind so sehr durch geistige Elemente und Einflüsse bedingte Naturgewächse, dafs ihr Verkummern und Mifswachsen zumeist gerade Folge des Machenwollens und künstlicher Eingriffe ist. Tugend als Gesinnung und Sein ist einmal nicht lehrbar, noch erlernbar.

Das dritte Dramolett The temper, nach Le Clerc's Sprüchwörtern bearbeitet, inwiefern es ein aus Langeweile und unfreier Versunkenheit in das hohle und schale Modeleben entstandene Milzsucht und Mifslaune schildert, ist eben durch seine nachgewiesene Quelle aus der engern Sphäre des Persönlichen wieder vor den Richtstuhl der Sittlichkeit gestellt, und hebt seinen Gegenstand in recht guten und scharfen Contrasten hervor. — Und so nehmen wir denn immer unbefangen das, wenn auch bittere, Heilmittel hin, und freuen uns, dafs neben der dürren, zahmen Correctheit und Familienphysiognomie auch einmal ein andres und minder regelrechtes Gesicht uns entgegentritt, das doch in derber Frische nicht widert und abstöfst!

Adolf Wagner.

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXX.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen, Prof. der Theologie zu Königsberg. — Band I. die 3 ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. XXIV. u. 927 S. Band II. das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend. — Königsberg, 1830—32. bei A. W. Unzer. XV. u. 822 S. gr. 8.

Zweiter Artikel.

Suchen wir uns nunmehr, soviel möglich, specieller auf Einzelnes in dem Werke eingehend, das Gesagte an Beispielen zu veranschaulichen! Am passendsten werden wir zu dem Ende die Art und Weise prüfen, wie der Vf. einige durchgehende Hauptbegriffe der Schrift behandelt. Fragen wir zuerst, wie derselbe die Taufe und Versuchung Christi auffafst! Alles weniger Wesentliche (wie z. B. die Frage, ob das davon erzählte höhere Factische Gegenstand *äufserer* oder *innerer* Anschauung gewesen — der Verf. entscheidet sich für Letzteres — u. s. w.), was nur formelle, äufsere Bestimmungen ergiebt, die den Kern der Sache nicht betreffen, übergehend, heben wir nur die Hauptsache hervor, nämlich das Verhältnifs der Persönlichkeit Christi zur Taufe und Versuchung. *Warum mufste Christus getauft werden?* Die einfache Antwort der Schrift ist: weil er, vom Weibe geboren, unter das Gesetz gethan war, gleichwie seine Brüder. (Gal. 4, 4.) Nämlich unter das Gesetz, das schon zu Adam (Gen. 2, 16. 17.) im Paradiese sprach: du sollst nicht gelüsten! — Das Gesetz also war Christo, Christus dem Gesetze kein fremdes (inadaequates) Wesen. Und zwar bestimmter: auch das mosaische Gesetz nicht, als welches das göttliche Gesetz für Israel im alten Bunde ganz und gar existirte. Wie hätte der Herr es sonst auch *erfüllen* können? wie vermöchte ich, eine Lebenssphäre zu *erfüllen* (auszufüllen), die nicht die *meinige* ist? — Doch man wird sich mit der Distinction zu helfen suchen, dafs Christus zwar gesetzes*fähig* gewesen, aber nicht, wie wir, gesetzes*bedürftig*. Allein dies ist zuvörderst eine ganz unlebendige Abstraction; in der That ist, wer liebefähig, auch liebebedürftig u. s. w. Sodann ist auch die Schrift nicht im mindesten *für* diese unwahre Ansicht; sie sagt vielmehr ganz unbefangen, auch Christus habe *Gehorsam lernen* müssen an dem, das er litt. Was heifst das anders, als dafs auch er des Gesetzes *bedurft?* — Nun, wird man sprechen, so bedurfte er wenigstens nicht der *Bufse*, weil er kein *Sünder* war. Das Letztere sogleich zugegeben, frägt sich aber doch wieder: warum mufste er sich der *Bufs*taufe unterwerfen, wenn ihm *keine Bufse* möglich und nöthig war? wo bleibt, bei dieser Voraussetzung, die *Wahrheit* jenes Schrittes? Unser Vf. weifs demselben auch durchaus keine *innere Nothwendigkeit* abzugewinnen; und legt defshalb viel Gewicht auf das πρέπον ἐστὶ Matth. 3, 15. Dieses soll die blofse *Schicklichkeit* anzeigen, im Gegensatze gegen δεῖ, welches die *innere Nothwendigkeit* (des an sich seienden göttlichen Willens) bedeute. Aber πρέπειν kommt unleugbar auch in diesem letzteren Sinne vor, (z. B. Hebr. 2, 10., wo es der Vf. selbst nicht anders wird fassen wollen) gerade wie unser „es gebührt sich" auch von der *strengen Pflicht* gebraucht wird; und was es hier heifse, wird *der Context* bestimmen müssen. Dieser aber ist es gerade, der den Verf. durch das dicht nebenstehende πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην sofort schlägt. Der Ausdruck δικαιοσύνη ist gar zu deutlich. Der Verf. weifs ihn natürlich auch nicht zu beseitigen. Er bemerkt zwar, δικ. bedeute hier das, was *in einem einzelnen Falle* das Gesetz fordert. Aber, dies auch

zugestanden, was wird damit gewonnen? wird es durch diese Bestimmung etwa ein weniger Nothwendiges? Man vgl. dagegen nur Jac. 2, 10 ff. — In der That liegt die *Wahrheit* der Taufe Christi und seiner damit verbundenen Erfüllung mit dem Geiste in der unleugbaren Nothwendigkeit, dafs auch bei ihm das *Natürliche* zum *Geistigen* erhoben (aufgehoben), das creatürliche *Selbst zur ewigen Persönlichkeit* verklärt würde; und *dies* ist es, was die Schrift sagen will, wenn sie ihn *seinen Brüdern in allem gleich werden* läfst, *ausgenommen die Sünde.* Doch gerade dieses Letzte wird uns nun noch weiter beschäftigen, indem wir zur *Versuchungsgeschichte* übergehen. Der Vf. wehrt hier erst andere unzulässige Erklärungsversuche ab, und gesteht dann, am *allerwenigsten* sich mit dem Gedanken befreunden zu können, „als ob das Innere Christi ein Spielplatz versuchender und die Versuchung abwehrender Gedanken hätte sein können. Schleierm. sage (üb. d. Luc. 54.) nicht mit Unrecht, wenn Jesus auch nur auf die flüchtigste Weise solche Gedanken (wie der Versucher ihm hier zuspricht) gehegt hätte, wäre er nicht mehr Christus; und diese Auffassung erscheine als der ärgste neoterische Frevel, der gegen seine Person begangen worden." Aber, abgesehen von dem unpassenden Ausdrucke „Spielplatz", möchte Ref. den Vf. fragen, wie *er* sich denn überhaupt eine Versuchung denken könne, wenn nicht als innerliches Factum? und wie er sich Christum versuchlich (das mufste er aber doch sein, wenn er, wie auch der Vf. annimmt, *wirklich* versucht worden sein soll) denken wolle, wenn nicht in der beschriebenen, aber mifsfällig erwähnten, Weise? Der Vf. hat darauf freilich eine Antwort bereit: nach der tiefsinnigen Erzählung der Genesis sei der erste, nach der unsrigen hier der andere Adam *von aufsen her* versucht worden. Wir verstehen den Verf. und geben ihm dies vollkommen zu; leugnen aber, dafs es eine Antwort auf unsere Frage sei. Denn so *äufserlich* wird der Vf. jenes *„von aufsen her"* gewifs nicht verstanden wissen wollen, dafs die Versuchung im eigentlichsten Sinne *draufsen geblieben*, d. h. das Versuchende gar nicht in den zu Versuchenden eingegangen und *sein Gedankeninhalt* geworden sein soll. Dies führt uns unmittelbar auf eine zweite Frage: ob nämlich der *Gedanke des Bösen* nothwendig und an sich schon *der böse Gedanke* sei? (was wohl Niemand wird behaupten wollen) und ob das *Haben* versuchender Gedanken gleich zu setzen sei dem *Hegen* (d. i. mit Lust und Liebe Pflegen und Nähren) derselben? ja ob überhaupt das *An- oder Insichhaben des Bösen* als solches schon mit *sündig sein und sündigen* gleichbedeutend sei? was wir durchaus verneinen müssen. Daher wir auch nicht einsehen, wie die *Reinheit* Jesu getrübt werden sollte durch die Annahme, dafs sein Inneres „ein Schauplatz versuchender und die Versuchung abwehrender Gedanken" gewesen; wenn nur, wie billig, die *Abwehr* bei ihm als *rein*, und die (bei uns Allen stattfindende, sündliche) *Nachgiebigkeit* gegen die Versuchung als Null gedacht wird. — Ref. war, nachdem er diese Ausführung des Verfs. gelesen, sehr begierig zu erfahren, wie derselbe Matth. 26, 39. behandelt haben würde; er schlug also Bd. II. 406 ff. nach. Der Verf. bemerkt hier S. 411 nach vielem Anderen, sehr Bemerkenswerthen und Interessanten, über die Bitte πάτερ μυ — τῦτο *erstlich*, es spreche sich darin die ἀσθένεια τῆς σαρκὸς aus, die der Erlöser theilen mufste, wenn sein Leiden kein blofses *Schein*leiden sein sollte; *zweitens*, es sei diese Bitte nicht isolirt, losgetrennt von dem Zusatze πλὴν οὐχ ὡς ἐγὼ θέλω τλ. zu fassen. Und dies gewifs sehr richtig. Sodann fährt er fort: in dieser zweiten Bitte liege der Ausdruck des *siegenden Geistes.* Auch dies vortrefflich; aber — *hic haeret aqua!* Der siegende Geist — worüber hat er denn zu siegen? Ist sein Gegensatz, wie unser Verf. will, nur ἀσθένεια τῆς σαρκὸς, und er wird, wie billig, damit in Kampf gedacht — denn ohne Kampf ist kein Sieg —: so möchten wir fragen, wodurch sich eine solche Ansicht des Erlösungskampfes Christi noch unterschiede von jener trivialen Weise den Tugendkampf des Menschen als eine Oscillation des Innern zwischen Intelligenz und Sinnlichkeit vorzustellen, worin doch, wie längst richtig erkannt worden, das Gute und Böse gleichsehr verkannt wird. Dazu kommt, dafs der Vf. gleich hernach in gar mifsverständlicher Weise auch das Wesen jener ἀσθένεια τῆς σαρκὸς in Christo als etwas im Grunde Reines und Heiliges darzustellen bemüht ist; wornach eigentlich gar nichts in ihm übrig bleibt, was noch als Gegenstand des Kampfes dienen und diesen zur Anschauung bringen könnte. Darum mufs hier und anderwärts zur Schärfung desselben die ganze *Macht der Finsternifs* zu Hülfe gerufen werden; aber sie hilft nichts; denn leider soll sie wiederum eine — Christo völlig *äufserliche* und *fremde* sein!

Giebt dies Kampf? giebt es Sieg? — Nimmer! Wir glauben schon oben gezeigt zu haben, dafs sich *gar kein Begriff* damit verbinden läfst. Soweit kommt man also, wenn man Christum nicht nur, schriftmäfsig, als *sündlos*, sondern auch, schriftwidrig, *ohne zu überwindendes Böses* *) setzen will! Was hilft es alsdann, mit edlem Eifer, wie der Verf. hier und sonst thut, die natürliche Lebendigkeit, Wachsthümlichkeit, (Luc. 2, 52.) Entwicklungsfähigkeit u. s. f. des Erlösers gegen unnatürliche Vorstellungen überall festzuhalten, wenn man doch der ersteren ihr Lebenselement, der letzteren ihren Entfaltungstrieb an der inneren Negativität des natürlich-Bösen entzogen hat? — Die Schrift zeigt andere Wege. Die vorliegende Stelle (und jede ähnliche) ist die offenbarste Widerlegung der Ansicht des Vfs. Hier ist mehr als die creatürliche Endlichkeit, die sich als ἀσθένεια τῆς σαρκός äufsert; hier ist auch θέλημα des ἐγώ, entgegen dem θέλημα τοῦ πατρός. Was wollten sonst die Worte: οὐχ' ὡς ἐγὼ θέλω, ἀλλ' ὡς σύ sagen? Das Fürsichsein also, die Selbstheit und Ichheit, welche, gleichwie die natürliche Basis der geistigen Individualität der concreten Persönlichkeit, also auch und zugleich die natürliche Wurzel des Bösen in der Creatur ist, jedoch erst zum abstracten, starren Fürsichsein verfestet und verstockt in *Sündhaftigkeit* umschlägt, und, im einzelnen Acte sich realisirend, *Sünde* wird; — dieser dunkle, gleichsam vulkanische, Grund, auf dem, wie schon J. Böhm so richtig schaute, alles Leben ruht und ohne welchen es vergehen müfste: war auch in Christo, und *versuchte* z. B. hier, als egoistisches Princip dem göttlichen Leben entgegen sich geltend zu machen; und darum darf und mufs man sagen, dafs auch an Christo die Ichheit ertödtet werden, dafs auch er der natürlichen Selbstheit und ihrem Willen, als dem natürlich-Bösen, absterben mufste; zu welchem Ende eben die Versuchungen der *Lust* am Anfange wie die Versuchungen der *Angst* am Schlusse seines Erlösungswerkes, ja vielmehr die Versuchungen *seines ganzen Lebens* über ihn verhängt waren: aber, wie sich's ebenfalls *an diesem Beispiele* darstellt, war das Böse in ihm eben auch nur das *versuchende*, nicht das gewältigende, etwas *ausrichtende* Princip, nur ein vergebliches Bemühen tantalischer Impotenz, also nur als von seinem Widerstande (dem, was über allen Gegensatz hinaus liegt) immerdar überwundenes und stetig aufgehobenes *) Böses; und *dies* macht den Unterschied der reinen und ungetrübten Lebensentwickelung Christi und unserer unreinen und sündlichen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Irrthum ist ganz im Sinne der doketischen Gnostiker; wie diese die Materie von Christo fern halten zu müssen glaubten, weil sie zwischen ihr und dem Bösen nicht zu scheiden wufsten, so meinen die Neueren das Böse von Christo ängstlich entfernen zu müssen, weil sie den höheren Unterschied zwischen dem Bösen und der Sünde nicht erkennen. Darüber hätte schon der alte J. Böhm eines Besseren belehren können. — Uebrigens bitte ich, mich nicht etwa so zu verstehen, als legte ich Christo die *Erbsünde* bei. Denn wenn ich vom Bösen spreche, so meine ich eben auch nur dieses, und nicht die Sünde, auch nicht als Erbsünde, die mir vielmehr noch etwas Anderes ist, als das blofs (natürlich Böse — wie auch die kirchliche Lehre einen solchen Unterschied in dem bedeutsamen Ausdrucke: „Erb*sünde*" (nicht „Erb*böses*") wohlweislich andeutet. —

*) So darf auch, um auf die Versuchungsgeschichte zurückzukommen, auf die Frage, ob Christus, als versuchbar, auch des *Falles* fähig gewesen sei, nur geantwortet werden: die Möglichkeit des Falles war in ihm (er wäre sonst nicht der *andere Adam*, noch hätte er in des *ersten* Stelle treten können) — aber als aufgehobene — ideelle — Möglichkeit; nämlich *aufgehoben* vermöge seiner Gottmenschlichkeit, als worin die Gottheit mit der Menschheit wahrhaft eins, die Menschheit aber zur Gottheit erhoben worden ist — Auch wenn man z. B. in Marc. 14, 36 an dem πάντα δυνατά σοι in Christi Munde Anstofs genommen hat (bibl. Comm. II. 411.), rührte die vermeinte Schwierigkeit nur daher, dafs man den wahrhaften Begriff jener Einheit in ihm zu fassen nicht vermochte — der Einheit, durch die das Menschliche selbst als Aufgehobenes Moment des Göttlichen geworden. Vgl. Hegel's Logik I. 150. 2. Aufl. u. dess. Vorles. üb. d. Relig. Philos. II. 249 f. Man merkt noch immer zu wenig, dafs ohne jenen wahren Begriff nicht nur dieser oder jener einzelne Augenblick, sondern *das Ganze* des Lebens Christi ein unauflösliches Räthsel wird. —

CXXXI.

Verfassung und Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen. Dargestellt von Friedr. Bülau, aufserord. Prof. d. Philos. zu Leipzig. Auch unter dem Titel: *Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Königr. Sachsen. Aus staatsrechtlichem und politischem Gesichtspuncte. Erster Theil. Leipzig, Göschen* 1833. *VIII,* 263 *S. gr.* 8.

Eine ungemein zweckmäfsige Auseinandersetzung und Erläuterung aller in der neuen Verfassungsurkunde des auf dem

Titel benannten Staates enthaltenen Bestimmungen. Der Verf., schon früher geraume Zeit hindurch mit einer ausführlichen Arbeit über das Staatsrecht Sachsens beschäftigt, bei der er, was ehemals, zum Gewinn der erforderlichen Materialien, nothiger noch als jetzt war, durch persönliche Verhältnisse begünstigt ward, sah sich durch die wichtigen Staatsveränderungen, die sein Vaterland seit d. J. 1830 erfahren hat, die er selbst als höchlich willkommene begrüfst, zu einer gänzlichen Umarbeitung des begonnenen Werkes genöthigt. Er will dasselbe, wie schon die Ueberschrift andeutet und die Einleitung umständlicher ausspricht, als ein nicht blofs vom staatsrechtlichen, sondern auch vom politischen Gesichtspuncte aus abgefafstes betrachtet wissen. Hierunter versteht er zunächst wohl nur diefs, dafs die Verfassungsbestimmungen nicht überall ausdrücklich von ihm unter die Kategorien von Rechten und von Pflichten gebracht werden, wie es ehemals, zur Zeit der auf den abstracten Rechtsbegriff gebauten Systeme, üblich war, und in der That als ein sehr unnützes, ja der wahrhaften Idee des Staats, aus der Rechte und Pflichten der Einzelnen und der Staatsgewalten erst folgen, Eintrag thuender Ueberflufs anzusehen ist. Sodann meint der Verf. unter diesem politischen Gesichtspuncte vielleicht noch den Geist, in welchem seine, den Paragraphen, welche die detaillirte Angabe der Verfassungsbestimmungen als solcher (doch auch schon mit Wendungen, durch die der Inhalt der Anmerkungen vorbereitet wird) enthalten, beigefugten Anmerkungen abgefafst sind. Diese Anmerkungen haben nämlich durchgehends die Bestimmung, Nachweisungen zu geben über den Grund und innern Zusammenhang aller einzelnen Institute und Momente der Verfassung, Winke über ihre Zweckmäfsigkeit oder vielleicht hin und wieder auch Unzweckmäfsigkeit, Zurückführung derselben auf die Idee der constitutionellen Monarchie und Beurtheilung von dem Standpuncte dieser Idee. — Dem staatsrechtlichen Gesichtspuncte dagegen scheint der Vf. seine genauen und reichhaltigen Erörterungen über das Verhältnifs des Gegenwärtigen zu dem Vergangenen, über die geschichtliche Grundlage des sächsischen Verfassungswerkes und über die Fortwirkung dieses Geschichtlichen auch noch in dem Bestehenden, als angehörend zu betrachten.

Von dem philosophischen Standpuncte aus kann über die Einheit und Unzertrennlichkeit des staatsrechtlichen und des politischen Gesichtspunctes keine Frage sein, und der Vf., weit entfernt, über diese Vereinigung beider zur Rechenschaft gezogen zu werden, würde sich vielmehr darüber zu verantworten haben, wie er noch immer eine Trennung derselben als möglich zuzugeben scheint. Bei seinem mehr practischen als theoretischen Zwecken, und bei der Darstellung eines so überall in das Aeufserliche und Zufällige übergehenden Details mufste freilich jene Vereinigung grofsentheils als eine nur äufserliche erscheinen; aber es ist ihm gewifs als Verdienst anzurechnen, einen Weg eingeschlagen zu haben, durch den sowohl den Geschäftsmännern, denen der Gebrauch seines Werkes unumgängliches Bedürfnifs sein wird, der höhere, freiere und umfassendere Standpunct immer vor Augen gehalten, als nicht weniger auch dem Auslande ein geistigeres und allgemeineres Interesse an der Betrachtung der staatsrechtlichen Verhältnisse Sachsens möglich gemacht wird. Beiden Zwecken entspricht das Werk in einem wirklich seltenen und ausgezeichneten Grade. Durchaus gedrängt und bündig, von jeder unnütz räsonnirenden Weitschweifigkeit fern, giebt es nicht nur eine klare Uebersicht des Bestehenden, sondern macht auch mit musterhafter Umsicht allenthalben die Lücken bemerklich, die sich noch in diesem Bestehenden finden, und deutet mit eben so löblicher Bescheidenheit, als ernster charaktervoller Gesinnung und gebildeter Einsicht auf die durch den Geist der Verfassung und der geschichtlichen Entwickelung geforderte Ausfüllung dieser Lücken hin. Sehr günstig wirkt auf die Darstellung des Buches der Umstand, dafs es eine Art von diplomatischer Haltung hat; es wird dadurch von allen den pedantischen Elementen befreit, die rein doctrinellen Werken solchen Inhalts nur zu leicht ankleben. Der Verf. tritt nämlich zwar, was die Grundtendenz seines Werkes betrifft, unverkennbar in dem Sinne auf, den man jetzt in Sachsen den ministeriellen nennen konnte; es ist ihm, nicht um eine Lobrede, aber um eine Apologie, der von der gegenwärtigen Regierung dieses Landes gegebenen Verfassung zu thun; nicht weil sie von dieser gegeben, sondern weil es seine Ueberzeugung ist; wie denn auch sein an verschiedenen Stellen freimuthig, aber stets mit kluger Zurückhaltung ausgesprochener Tadel keineswegs das Gepräge einer *captatio benevolentiae* an die Leser, sondern das einer würdigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gesinnung trägt. Eben aber diese seine, so entschieden ausgeprägte und so fein temperirte, Gesinnung machte es ihm zur Nothwendigkeit, den Ausdruck allenthalben auf das Besonnenste zu wählen und auf das Sorgfältigste abzuwägen; wodurch die Lectüre seines Buches ein ganz anderes Interesse gewinnt, als sonst die Lectüre staatsrechtlicher Handbücher, auch wenn dieselben mit einem Gewebe von Reflexion und Räsonnement durchzogen sind, zu haben pflegt.

Die politischen Principien, zu denen sich der Verf. bekennt, geben sich auf charakteristische Weise in dem Gegensatze kund, den er in Bezug auf die Bedeutung des Repräsentativsystems zwischen England und Frankreich einerseits, und Deutschland andrerseits statuirt. *Dort* „ist der eigentliche Sitz der Herrschaft im Parlamente (— in Frankreich wird dasselbe für die Kammern wenigstens intendirt —), das sie durch die Minister, die zugleich Mitglieder und Führer des Parlaments und nur solange Minister sind, als sie die Führer des Parlamentes bleiben, ausübt. Auch wird diese Verfassung wesentlich durch das Bestehen eines Standes bedingt, dessen Glieder seit Jahrhunderten das Monopol der politischen Rechte ausgeübt haben, der sich zwar rastlos ergänzt, aber deshalb nicht weniger Kaste ist, den auch die Reformbill nicht aus dem Besitze verdrängt, und der nicht blofs im Oberhause seinen Sitz hat." Die deutschen Stände dagegen sind unserm Verf. „nicht Mitregenten des Fürsten; sie wirken mit entscheidender Kraft nur im Negativen, im Verhindern; die alten Landstände in der Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der geschlossenen Stände, die sie repräsentiren, gegen die Vorschritte des Staates; die neuen, durch den Geist des Jahrhunderts geschaffenen Ständeversammlungen in der Vertheidigung der gewährleisteten Rechte des Volkes, womit sich zugleich, — zur Förderung des, wirklich oder scheinbar, Guten nur durch ihren Einflufs, nicht durch zwingende Kraft, — das Fursprecheramt für die Wünsche und Bedürfnisse der Gesammtheit verknüpft." — Diesen Grundsatz spricht der Verf. nicht nur (S. 112 ff.) im Allgemeinen aus, sondern kommt auch mehrfach im Einzelnen darauf zurück und macht ihn zum Maafsstabe für die Würdigung verfassungsmäfsiger Institute und Bestimmungen. Doch herrscht bei dieser Würdigung nicht eine abstracte logische Consequenz, sondern vielmehr eine auf besonnene Geschichtsbetrachtung basirte Richtung auf das Practische und Nützliche vor, wodurch, dem Verf allenthalben ins Einzelne zu folgen, eben so anziehend als belehrend wird.

Den zweiten umfangreicheren Theil, welcher die Lehre von der Verwaltung enthalten wird, verspricht der Verf. nach dem Schlusse des gegenwärtigen Landtags und nach der Publication der betreffenden Gesetze und Verordnungen erscheinen zu lassen. Dafs in die Kategorie der „Verfassung" das ganze Detail der juristischen Verhältnisse des Hofes aufgenommen, dagegen Anderes, für die Verfassung als solche bei weitem Wichtigeres, z. B selbst die allgemeinsten Bestimmungen über das Staatsministerium und die obersten Landesbehörden, ausgeschlossen ist, findet in dem geschichtlichen Umstande, dafs jene unmittelbar in der Verfassungsurkunde enthalten, die letztern aber dem gröfsern Theile nach durch besondere Gesetze zu reguliren sind, seine Entschuldigung.

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Wer in dieser Darstellung ein häretisches Element entdecken, oder gar etwas Christum Entehrendes finden sollte, der sehe wohl zu, daſs er nicht einsichtslos erscheine und ungerecht dazu. Eine fingirte, zuständliche paradiesische *Unschuld* war nicht Christi Loos, ist überhaupt nicht Loos der Menschheit; und auch für Christum hieſs es: *via crucis via lucis* (Hebr. 2, 10.); *crux* aber ist nicht das bloſse Uebel und Leiden, sondern vornämlich das Böse und die Schuld. Die dies an Christo leugnen, ihn so unschuldig haben möchten, daſs er aus der einfachen, unterschiedslosen Identität in sich und mit sich gar nicht herausträte, haben so Schrift als Vernunft wider sich, und bedenken nicht, was sie fordern, indem sie einen *menschlichen* Christus postuliren, der doch auch wieder *kein menschlicher* sein, d. i. den nothwendigen Entwickelungsgang der Menschheit nicht in sich durchmachen soll. — Uebrigens unterscheidet schon die gewöhnliche Vorstellung richtig zwischen dem aufsteigenden und dem angeeigneten Bösen, welches letztere ihr erst die Sünde ist; und so brauchen auch wir bei unserer Ansicht Christum mit der *Sünde* keinesweges zu behaften; denn diese besteht nicht in dem Fürsichsein an sich, sondern erst in dem abstract gewordenen Fürsichsein jenes ersten Fürsichseins; nicht in der Ichheit und Selbstheit als solcher, sondern erst in der *Selbstsucht*, d. h. dem Sichselbersuchen der Selbstheit, wozu es eben in Christo nie kommen konnte, weil das gewältigende πνεῦμα die absolute Macht und Erfüllung seines Lebens, der Gegensatz folglich darin aufgelöst, das abstracte Fürsichsein zum *Moment* des Ganzen, der concreten Persönlichkeit, erhoben, und die Ichheit und Selbstheit zum steten, *freien und willigen Gehorsam* verklärt war. — Doch genug hiervon, und nur noch eine Bemerkung über den *Ursprung* der Irrthümer, in denen wir den Verf. mit Anderen hier befangen glauben. Es muſs nämlich, unseres Erachtens, allen denen so ergehen, wie unserm Vf., die, wie er, den Teufel nicht nur *als Anfang* oder Anfänger *der Sünde*, sondern auch und *eo ipso* als *Urheber des Bösen* betrachten, und sich folglich nicht die Aufgabe stellen, das Böse sammt dem Teufel *in Gott*, sondern nur das Böse *im Teufel* zu begreifen. Ist der rechte Gesichtspunkt einmal auf diese Weise verschoben, so verzichtet man natürlich geradezu auf jeden vernünftigen Zusammenhang des Bösen mit der Person Christi, und muſs *es* consequent; denn mit *Teufels Werk* kann *der* nichts gemein haben, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören. — Ferner wird ohne unser Erinnern klar sein, daſs sich an den hier gerügten Grundirrthum über die Person des Herrn andere verwandte anschlieſsen muſsten; manches der Art wird weiterhin beiläufig vorkommen; in eine speciellere Erörterung des Einzelnen hier einzugehen, verbietet der Raum.

Die Behandlung der Wunder des Herrn giebt dem Vf. häufigen Anlaſs zu sehr interessanten Bemerkungen und geistreichen Ausführungen; weil es aber dessenungeachtet bei ihm zu keinem rechten *Begriff des Wunders* kommt, so läuft auch manches Unpassende und Irrige mitunter. Der Verf. liebt es, wie Andere, in diesem Punkte besonders durch Vergleichungen, Analogien, bildliche Ausdrucksweisen und dgl. zu erläutern, was an sich nicht geradezu getadelt werden kann; wenn man dabei nur nicht allzuleicht in Gefahr käme, sich selbst zu täuschen, indem man durch solche leichthingeworfene, dem Anscheine nach meist eben so verständliche als tiefe, in der That oft mehr witzige als wahre, Redensarten sich der weit mühsa-

meren, echten und wahrhaften *Begriffs*erforschung nicht selten unvermerkt entübrigt wähnt. An dieser Klippe sehen wir auch unsern wackern Verf. mehr als einmal scheitern; so spricht er z. B. *I.* 253 bei der Geschichte des Centurio von „der Magie des gleichsam (!) in die Ferne wirkenden Willens Christi"; dergleichen klingt recht hübsch, aber was ist damit gesagt? Der geneigte Leser wird sich entweder gar nichts, oder etwas Schiefes und Verkehrtes dabei denken. Ebendas. und anderwärts öfter werden zur Erklärung und Veranschaulichung der Wunderkuren des Heilandes Analogien des animalischen Magnetismus verwendet; aber zur Veranschaulichung waren sie nicht nöthig, denn dazu ist die *Darstellung* der Evangg. klar und lebendig genug; und zur Erklärung taugen sie nichts, weil die etwanigen Aehnlichkeiten äufserlich und zufällig sind, die Sache selbst aber in beiden Fällen *toto coelo* verschieden ist. Der Verf. selbst fühlt dies, und sein exegetisches Gewissen straft ihn darüber; in der Vorr. *p. IX.* f. sagt er defshalb, nachdem er den Wunsch ausgesprochen, „dafs man jene *dunkle* Kraft (in der Ausübung) ganz ruhen lassen möchte", fortfahrend: „die Vergleichung der Heilkraft des Herrn mit dem Magnetismus wünschte ich nur so aufgefafst zu sehen, dafs man von der niederen, gefährlichen Kraft und ihrer Aeufserung eine Anschauung der *Form* der Wirksamkeit der höheren, heiligen gewinnen kann; *ihr Wesen ist natürlich ganz verschieden.*" Wenn dem so ist, kann man billig fragen, warum läfst denn der Vf., um seinen eigenen passenden Ausdruck zu gebrauchen, *jene dunkle Kraft nicht lieber ruhen?* was hilft eine Anschauung der *Form* ohne Begriff vom *Wesen* der Sache? (wobei Ref. nicht umhin kann zu gestehen, dafs ihm, auch formell genommen, nicht einmal einleuchtet, was auf solchem Wege zur Erläuterung des Gegenstandes gewonnen werden sollte.) Der Vf. selbst zeigt übrigens sonst viel richtigere Einsichten in das Verhältnifs von Wesen oder Inhalt und Form zu einander; er macht öfters aufmerksam, wie sich beide nothwendig wechselsweise bedingen (mithin doch auch die Erkenntnifs beider); und wird hier also sich selber untreu. — Was sollen wir dazu sagen, dafs die Wunder des Herrn I. 478 und 505 f. II. 70 als *„höchst beschleunigte Naturprozesse"* aufgefafst werden! und dafs der Verf. an der letzteren Stelle hinzusetzt, schon *die KVV.* erinnerten, es sei hier nichts anderes geschehen, als was *in langsamer Entwickelung* sich jährlich im Weinstocke darstelle, und zum Erweise dieser Thatsache auf die — unschuldigen Worte Augustin's provocirt: *ipse fecit vinum in nuptiis, qui omni anno hoc facit in vitibus. — Illud autem non miramur, quia omni anno fit; assiduitate amisit admirationem.* Wo steht denn in diesen Worten etwas von beschleunigten Naturprozessen, von langsamerer oder schnellerer Entwickelung u. dgl.? Doch wir dürfen nicht unterlassen, die Worte selbst vollständig beizubringen, durch die der Verf. an der *erst*genannten St. seine Vorstellung rechtfertigen will. „Die Auffassung solcher Erscheinungen als höchst beschleunigter Naturprozesse ist gewifs immer festzuhalten; denn reale Bildungen können immer nur durch Reihen realer Entwickelungen hervorgebracht werden; (wie mag sich der Vf. hiernach die Weltschöpfung denken? er nennt kurz zuvor Jesu Wunderthätigkeit in diesem Falle ausdrücklich eine *mehr schöpferische.*) aber einer Beschleunigung sind diese fähig, und einer wie grofsen — das ist nicht zu bestimmen. (Ref. gesteht, dafs ihm bei dieser allerhöchsten Beschleunigung nicht allein Hören und Sehen, sondern auch alles Denken vergehen will.) Der echte Begriff des Wunders aber, der auf eine höhere Causalität zurückführt, nöthigt zu solchen Voraussetzungen. Ohne Causalzusammenhang der Kräfte ist keine Erscheinung denkbar; *in der Person Jesu griffen aber eben die höheren, alle Naturprozesse bedingenden Kräfte in voller, centraler Unmittelbarkeit in's Naturleben ein,* indem er herrschend und schöpferisch, wie ein Gott (!), durch die elementarischen Bildungen hindurchschritt, sie nach höheren Zwecken ordnend und leitend." Wäre der Vf. doch diesem letzten, zwar noch unklar ausgesprochenen, Gedanken *„eines absolut bedingenden Einwirkens der Persönlichkeit in das Naturleben mit voller, centraler Unmittelbarkeit"* genauer und tiefer nachgegangen! Sicher hätte ihm dann bald eingeleuchtet, dafs das vorher Geschriebene zu diesem guten Gedanken gar übel pafste, und dafs Einem nichts Wunderlicheres begegnen kann, als den (unvermerkt als absolut gefafsten) endlichen Causalnexus mit seinem räumlichen und zeitlichen Auseinander und Aufsereinander in — die Sphäre des *Wunders* zu verlegen! Dieses Mifsverständnifs des Vfs. verbietet uns auch, hinter seinem Ausdrucke *„höhere* Causalität" etwas *Bedeutsames* zu suchen; wie er denn selbst an einer andern

Stelle (I. 532. Anm.) uns einen Fingerzeig darüber giebt, wenn er gesteht, „in der Ansicht der Geschichte dieses Dämonischen (Mth. 17, 14 ff.) mit der sehr gelungenen Entwickelung des Dr. Paulus im Wesentlichen ganz einstimmig zu sein; *nur mit dem Unterschiede*, dafs er in derselben, wie immer, die von den Evangelisten beabsichtigte Zurückführung der Krankheit auf den letzten geistigen Grund anerkenne, Paulus aber verkenne." Hier haben wir eine über die Natur hinausliegende Ursächlichkeit, die aber den Zusammenhang der Erscheinungen so wenig bestimmen soll, dafs, man erkenne sie an oder nicht, derselbe sich gleichgut auffassen lasse! Eine ähnliche Bewandtnifs hat es mit dem vorliegenden Falle, wo auch die Sache im Grunde *dieselbe* bleibt, nur dafs die „*höchste Beschleunigung*" erst durch das Hinzutreten der höheren Causalität möglich geworden sein soll. Ref. dächte umgekehrt: wenn es mit solcher höheren Causalität ein Ernst sei, so möchte sich dieselbe als so nothwendig geltend machen, dafs ohne ihre, als des *Wesens*, Erkenntnifs auch gar keine wahrhafte Erkenntnifs der *Erscheinung* statt finden könne. — Die Hauptstelle, an der der Vf. von den Wundern im allgemeinen spricht, ist I. 242 ff. zu finden. Sie wird eröffnet mit der Vorbemerkung, dafs „nach der biblischen Lehre eine Immanenz Gottes in der Welt statt habe, vermöge deren die Natur nicht als eine Summe willkürlicher mechanischer Feststellungen aufzufassen sei, die durch Eingriffe von aufsen aufgehoben (suspendirt) werden müfsten; sondern sie erscheine als in ihrer Gesammtheit in Gottes Wesen ruhend" u. s. w. Hiermit ist insofern der wahre Begriff des Wunders gut vorbereitet oder eingeleitet, als dadurch falsche Distinctionen sogleich abgewiesen sind, wie z. B. jene vielbeliebte, die Wunder seien ein Unbegreifliches, Unerklärliches u. s. w., die Natur das Begreifliche, Erklärliche u. dgl. m. Nun aber warten wir vergeblich auf den zu hoffenden wahren Begriff; gleich die nächstfolgenden Sätze verrathen uns, unter manchem Erfreulichen, was sie beibringen, ziemlich bestimmt, dafs jene richtige Abweisung unzulässiger Trennungsversuche zwischen Wunderbarem und Natürlichem im Sinne des Vfs. leider auch schon mit einer eben so unzulässigen Identifizirung beider verbunden war; und nun ist es natürlich, dafs sie inconsequent bald so bestimmt werden müssen, als sei das Eine nur eine quantitative Steigerung, ein Mehr oder Minder, des Anderen; bald wiederum so, als sei dennoch ein qualitativer Unterschied vorhanden; wie sich dies beides z. B. in dem Satze: „das wahre Wunder ist *nur ein höheres Natürliches, aus* der Welt *ungetrübter Harmonie* in diese *durch so manche Disharmonien getrübte Welt**) *hineinleuchtend*" verknüpft zeigt. Der absolute *Begriffs*unterschied aber, durch den das Wunder und das Naturereignifs auseinander zu halten gewesen wäre, wird verwischt. Am merkwürdigsten tritt dies hervor in der gleichfolgenden Bestimmung, die sogar als eine absolute Grundbestimmung des Wunderbaren angekündigt wird: dafs *kein Wunder vollzogen werde ohne eine reale Kraft.*

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXXII.

Neugeordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. Nach den Grundgesetzen der Sprachentwickelung als durchgängige Hinweisung auf eine allgemeine Sprachlehre, dargestellt von Rudolf Stier, Pfarrer zu Frankleben bei Merseburg. Erster und zweiter Theil. Die Laut- und Wortlehre. Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung, 1833. — *XVI u.* 507 *S. in* 8.

Der Verf. „fordert eine demüthig-gläubige Auffassung der Sprache des Alten Bundes als heiliger Offenbarungssprache, und Anerkennung ihrer von Oben eingebornen Würde, wodurch sie über alle spätern orientalischen Schwester- (um nicht zu sagen Tochter-) Sprachen erhaben bleibt, und mit *blofser* Philologie, *wie andere Menschensprachen*, nie gründlich zu verstehen und gebührend zu behandeln ist." Und weiter läfst er sich vernehmen: „wir haben, von allen Zeitmeinungen unabhängig, durch Gottes Gnade solche Einsicht, dafs wir wissen, die hebräische Sprache ist die heilige Grundsprache, von welcher das Verständnifs aller andern Sprachentwickelung ausgehen *mufs und seiner Zeit auch wird*" Auf diese Art sieht er denn auch in der jüdischen Punctation und Accentuation nicht nur „tiefe Wahrheiten", sondern auch Mysterien und göttliche Offenbarung; wie es unter andern S. 13 heifst: „wir halten die Vocal- und Lesezeichen für ein *schon längst im Geheimen dagewesenes, nicht ohne göttliche Offenbarung* oder Leitung entstandenes subjectives Vehikel der Ueberlieferung;" und nach S. 48 ist die Accentuation „ein jedenfalls nicht ohne Gottes Beistand ins Ganze gebauter Zaun um sein Gesetz."

---

*) Von derselben Ansicht aus nennt der Vf. weiterhin die Perioden der Wunder und Zeichen die *Blüthenmomente* der Kirche und Geschichte; gewifs aber giebt es nicht darum keine Apostel und Propheten, keine Wunder und Weissagungen mehr, weil die Kirche verlassener wäre vom Geiste und seinen Wirkungen, sondern umgekehrt darum, weil der Geist in ihr einheimisch geworden und Wohnung gemacht. —

Wir haben also ein neues Erzeugnifs unserer Zeit, eine *mystische Grammatik*, vor uns, und können daraus lernen, was die Mystik im Bunde mit allerlei sprachlichen und historischen Kenntnissen in der Grammatik zu leisten vermöge. Die Mystik der letzten Jahrzehende fing mit den lichten Höhen allgemeiner Gefühle und Ahnungen an, sie sank dann immer tiefer in die dichtern, schwerern Regionen der Kritik und Exegese herab, und sucht nun zuletzt sogar das Gebiet der Grammatik sich zu unterwerfen. Aber je tiefer sie sich herabläfst, desto deutlicher und warnender kommen auch ihre Schwächen und Blöfsen hervor, desto nothwendiger erscheint das Bedürfnifs wahrer Wissenschaft gegen die Täuschungen der Mystik. Sie hat hier weder festen Grund und Boden, noch die Kraft irgend eine gute Frucht zu erzeugen.

Der Grund dieser Mystik ist nichts als eine Verwechselung des Innern und Aeufsern jedweder Offenbarung, als ob Offenbarung sich auf etwas Anderes erstrecken könne als auf den reinen Gedanken. Mag Offenbarung entstehen wo und wann sie wolle, die besondere Sprache, worin sie sich äufsert, und die Schrift, worin sie dann später festgehalten wird, sind dabei sehr zufällige, blofs historische Dinge, was ein christlicher Theologe um so leichter und gewisser erkennen sollte, da er ja in der Bibel nicht weniger als *drei* verschiedene Sprachen sich nach der äufsern Zeitreihe folgen sieht. Auch die unter diesen dreien am frühesten gebrauchte, die hebräische, ist so natürlich wie jede andre Sprache ohne irgend einen innern Vorzug; unter den semitischen Sprachen die älteste, von der Schriften erhalten sind, und daher die natürlichste und schönste, ist sie doch weder älter noch durchaus vollendeter und schöner als andere, nicht semitische Sprachen; und die Offenbarung Mosis und der Propheten hat nicht diese Sprache erst gebildet oder gänzlich umgeschaffen, sondern das Hebräische ist erst *durch* die in ihm sich äufsernde Offenbarung veredelt und verewigt, und *nach* ihr allmählig geheiligt. Mögen nun spätere Juden die alte Sprache nicht blofs geheiligt, sondern auch in ihrer mannigfachen Beschränktheit für den Grund aller Sprachen gehalten, mögen christliche Gelehrte vor 200 Jahren dieses wiederholt und weiter ausgeführt haben: ein Gelehrter unserer Zeit und Wissenschaft sollte in dergleichen Dingen das Heil zu finden nicht wieder den (wir glauben gewifs) eitlen Versuch machen, sondern lieber bedenken, wie er mit solchem ebenso unklaren als unhistorischen Fühlen und Meinen nur auf derselben Stufe stehe, worauf wir die muhammedanischen Theologen erblicken, wenn sie, und zwar mit demselben Recht und Grund, die Sprache des Korans für die einzig heilige und älteste, vortrefflichste halten.

Dafs nun auf so dürrem nicht nur, sondern auch unsicherm, grundlosem Boden der Wissenschaft keine Früchte reifen können, läfst sich schon zum Voraus erwarten. Die That zeigt hier am deutlichsten, wie unfruchtbar eine solche Ansicht ist. Aeufsere Vollständigkeit im Anführen von Regeln und Beweisstellen hat zwar der Verf. erreicht: für die innere Erklärung des Hebräischen ist aber mit diesem Werke nichts gewonnen. Historisch freier Ueberblick fehlt durchaus; und da die wahren Gründe und der echte Zusammenhang nicht aufgesucht werden, zerfällt die ganze Grammatik in eine unübersehbare Zahl kleiner Regeln, vereinzelter Bemerkungen und zufälliger Ausnahmen. Tiefe Weisheit wird zwar überall, wo möglich, gesucht und gepriesen, aber sie ruht eben am meisten nur im Sinne und Gefühle des Verfs., nicht in der Sache. Alte Traditionen der Juden werden als sehr heilig und unantastbar, oder doch als sehr tiefsinnig und richtig überall wiederholt, gleich als lebte der Verf. nur in der Sphäre dieser alten Rabbinen, wie z. B. S. 327 die rabbinische Ableitung des heiligen Gottesnamen יְהֹוָה von den drei Zeiten des Verbum היה „Sein" als des zu allen Zeiten Seienden nicht für eine geistreiche, aber unhistorische Deutung der Rabbinen, sondern für reine grammatisch-historische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit ausgegeben und bewiesen wird. Auf die neuern Forschungen über die hebräische Sprache nimmt der Vf. zwar Rücksicht und schöpft aus ihnen manches: wie wenig er aber ihrem Geiste gefolgt sei, erhellt aus der grofsen Menge von Annahmen, deren Unrichtigkeit schon klar dargethan ist, wie wenn S. 82 von *ohne weitern Grund* hinzugefügten Buchstaben der Wörter geredet, oder S. 92 Formen wie קוֹל, wo *ó* gewifs aus *au* entstanden ist, mit Formen wie קֹדֶשׁ zusammengestellt, oder S. 27. 40 die unmögliche, nirgends vorkommende Aussprache und Form יִגָּל als wirklich erscheinend angenommen wird, u. s. w. Wo aber endlich der Verf. ihm Eigenes giebt, hat Ref. vergeblich etwas wahrhaft Belehrendes und Aufklärendes gesucht. So glaubt der Vf. etwas sehr Neues und Wichtiges durch die Behauptung zu lehren, dafs die ursprünglichen Vocale nur *A E O*, *I* aber und *U* Umlaute von *E* und *O* seien, während die Geschichte der semitischen sowol als indo-germanischen Sprachen gerade umgekehrt *A I U* als ursprünglich erweist; er glaubt eine wichtige Entdeckung darin gemacht zu haben, dafs Segol drei oder noch mehr verschiedene Laute bezeichne, unter andern auch ein sehr langes *E*, während schon nachgewiesen ist, dafs Segol überall, in tonlosen oder betonten Sylben, nichts ist als das kurze, geschärfte *é*. Das Einzige, was dieses Werk vor den meisten frühern voraus hat, ist die ausführliche Erklärung der Redetheile nach ihrem logischen Sinne, wenn nur nicht auch dabei theils das Unklare vorherrschend, theils gerade die Eigenthümlichkeit des Hebräischen verkannt wäre.

Mehr aber von diesem Werke hier zu reden, scheint dem Ref. desto unpassender, da darin gerade das fehlt, was in diesen Blättern am wichtigsten ist, — die Wissenschaft. Unstreitig ist in hebräischer Grammatik noch viel zu forschen und zu leisten, da ihre wissenschaftliche Bearbeitung noch nicht seit langer Zeit gilt: aber einem die Geschichte verschmähenden, das Unklare liebenden Geiste wird sie ihre Klarheit nicht erschliefsen. Dafs der Verf. „demüthig-gläubig" sein *will*, ist recht gut: nur sehe er erst zu, dafs er den rechten Glauben habe, um dann auch recht demüthig zu sein.

Ewald.

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Der Vf. wird selbst nicht in Abrede sein, dafs wir uns mit dieser Erklärung noch ganz und gar auf dem Gebiete des Natürlichen befinden; denn die Natur ist eben, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, ein System von Folgen realer Kräfte. Das Wunder ist mehr als der blofse *Erfolg* einer *Kraft*, es existirt wesentlich nur *als That*. Der Vf. selbst deutet gleich nachher so etwas an, erklärt sich auch über „die Anwesenheit jenes realen Kraftelements" näher, indem er es dem *πνεῦμα* in seinen *χαρίσμασι* (1 Cor. 12, 10) gleichstellt und hinzusetzt: ohne dasselbe wäre gar keine Vermittelung zwischen der Wunderthat und dem Wunderthäter und die erste erschiene somit gleichsam gespenstisch; allein so gespenstisch hat sich gewifs nie Jemand die Sache gedacht, dafs er schlechthin den Zusammenhang zwischen dem Wunder und der wunderwirkenden Persönlichkeit aufgehoben; und der Vf. möchte uns, wissenschaftlich betrachtet, kaum weiter gebracht haben, wenn er kurz zuvor aus dem Umstande, dafs wir vorherrschend *menschliche Persönlichkeiten* Wunder verrichten sehen, auf nichts Anderes zu schliefsen weifs, als auf „Mittheilbarkeit höherer geistiger Kräfte an die Menschen;" denn gerade diesen Ausdruck in seiner Weite und Unbestimmtheit könnte sich auch der crasseste Orthodoxismus, den der Verf. eben bekämpfen zu wollen scheint, recht wohl gefallen lassen. Auf den näheren Sinn jener *Mittheilbarkeit* aber, sowie auf die nähere Bestimmung des gedachten *Zusammenhanges* wäre es hier eben angekommen. Indessen wird auch das Lichtlein, was durch die Vergleichung der St. 1. Cor. darüber hätte angezündet werden können, sofort wieder ausgelöscht durch unzeitige Citirung eines — *Ungeistes*, nämlich des animalischen Magnetismus! — Im Folgenden kommt der Vf. auf den Gegensatz der *himmlischen* und *höllischen* Wunder und somit auf die Frage, ob und inwiefern Wunder geeignet seien, die Wahrheit *der Lehre des Wunderthäters* zu erhärten? Wir haben diese Darstellung mit vielem Interesse gelesen und uns dadurch vielfach angesprochen, aber doch am Ende *nicht recht befriedigt* gefühlt; und hätten statt ihrer hier lieber eine Untersuchung zu lesen gewünscht über den von dem Vf. zuvor (S. 242) bei Erläuterung des Begriffes der *ἔργα* ausgesprochenen Gedanken, „dafs das Wunder die *natürliche* Form der Wirksamkeit des Erlösers gewesen;" denn mit dem ebends. auch sogleich gegebenen Zusatze, „dafs er, als Inhaber göttlicher Kräfte, mit denselben nothwendig *überirdische Erscheinungen* (!) hervorbringen mufste", ist die Sache keinesweges aufgeklärt und abgethan. Offenbar aber würde der eben angedeutete Untersuchungsgang den Vf. auf die Ueberlegung geführt haben, ob und inwiefern die Wunder Christi *nothwendig* und *wesentlich* in seiner Persönlichkeit begründet seien? deren Resultat dann eben auch die Beantwortung der obigen Frage nach der Beglaubigung oder Nichtbeglaubigung der *Lehre* durch *Wunder* *) herbeigeführt oder vielmehr schon mit-

*) Der Verf. entscheidet S. 244 verneinend: „der Zweck der Wunder an sich könne unmöglich sein, *die Wahrheit irgend einer Behauptung* zu erhärten." Ganz richtig. Damit steht aber gewissermafsen im Widerspruch, was S. 245 folgt: „*die Verbindung der Wahrheit mit dem Zeugnisse der Wunder* constatirt den Charakter eines göttlichen Gesandten, *kraft dessen auch Dinge als wahrhaft und gewifs geltend gemacht werden dürfen, die als solche nicht durch die inwohnende Empfänglichkeit für Wahrheit erkannt werden können.*" Eine Wahrheit, die als solche dem Geiste unerkennbar wäre (ein in sich widersprechender Begriff) könnte doch in der That nur durch das (abstract gefafste) Wunder constatirt werden; denn sollte es die „*Verbindung* des Wunders mit der (bereits erkannten) Wahrheit (der Lehre des Gesandten)" thun, so

enthalten hätte. Zum Schlusse wirft der Vf. S. 246 noch einen Blick auf die *Geschichte* der Wunder, und äufsert dabei interessante Gedanken, unterscheidet z. B. zwischen den (unmittelbaren) Wundern Gottes in Engeln, (das *„im Sohne"*, was dabei steht, gehört nicht dahin) dem Wunderbaren in der Natur u. s. f. und den durch menschliche Persönlichkeiten vermittelten; bemerkt, es scheine eine Gereiftheit der menschlichen Natur erfordert zu werden, um als Träger der Wundergabe dienen zu können; deutet ferner hin auf den ungeistigeren Charakter der alttestamentl. und den geistigeren der neutestam. Wunder u. dgl. m. Nehmen wir dazu, dafs der Vf. S. 310 bei Erläuterung des Ausdrucks *δύναμις ἐξελθοῦσα ἀπ' ἐμοῦ* noch die treffende Aeufserung thut, „es schleiche sich in Folge desselben gar leicht die Vorstellung ein, dafs die Kraft *unwillkürlich* gewirkt, *wodurch der Vorgang aber zu sehr in das Gebiet des Physischen gespielt werde*; *das christliche Bewufstsein sehe sich vielmehr genöthigt, die Kraftfülle, die den Erlöser beseelte, als in totaler Beherrschung durch seinen Willen zu denken*": so sehen wir, wie nah der Vf. dem wahren Begriffe des Wunders gewesen, und es könnte uns Wunder nehmen, dafs er ihn dennoch nicht aufgestellt, wenn wir nicht wüfsten, wieviel leichter es ist, gute Gedanken (einzeln) zu *haben*, als sie *zusammenzubringen und zum Begriff zu gestalten*. In Wahrheit aber ist „das Wesen des Wunderbaren die für das subjective Denken aufgehobene, aber durch den unendlichen Lebensbegriff des Ganzen in dem Individuum absolut gesetzte und unauflösliche Einheit der *Nothwendigkeit* und *Freiheit;* und das Wunder ein Zeugnifs, dafs der absolute Unterschied beider nur formell, die absolut Unterschiedenen keine absolut Verschiedenen seien, sondern dafs in der Freiheit die Nothwendigkeit, in dem Individuum das Ganze sich darstelle. Das Wunder nämlich ist diejenige That des Individuums, in welcher es sich in dem Gesammtbegriff seines Lebens, in der Totalität seines Wesens darstellt; das Individuum erkennt das Leben des Ganzen in ihm als sein eigenes Leben an, und ist bereit in der Einheit desselben zu wirken, dem Antriebe desselben zur Darstellung dieses Gesammtlebens durch einen Act der individuellen Thätigkeit zu entsprechen, und somit das Ganze selbst als die That des Individuums darzustellen. Nicht also in der Natur an sich, noch in dem Geiste an sich liegt das Dasein des Wunders; beide schliefsen in ihrer Unmittelbarkeit den Begriff desselben aus; es ist weder die Wirkung der immanenten Naturthätigkeit als solcher, noch die Wirkung der freien Thätigkeit als solcher, *sondern der zum Individuum gewordenen Gesammtthätigkeit des Geschlechtes*." *) — Wir bitten, die (treffliche) Ausführung dieser Sätze bei Conradi: Selbstbewufstsein u. Offenb. S. 208 ff. nachzulesen, wo man weiterhin auch über den nothwendigen Zusammenhang der Wunder mit der Persönlichkeit Christi, über den Unterschied der wahren Wunder von allem blofs Natürlichen und allem blofs uneigentlich wunderbar zu Nennenden (wohin z. B. auch der animalische Magnetism gehören würde), ferner über die Verschiedenheit der Wunder des Herrn von den alttestamentlichen und von den vorchristlichen überhaupt u. dgl. m. die ausführlichsten und gründlichsten Aufschlüsse finden wird. Wir gingen gern noch auf Mehreres ausführlicher ein; aber der Raum verbietet es. Nur eines Punctes aus der Eschatologie, der *resurrectio carnis*, **) müssen wir noch kürzlich gedenken, weil wir früher schon darauf hingewiesen haben. Dort machten wir auch schon auf die Grundverwechselung aufmerksam, die dem Vf. in diesem Puncte begegnet ist, und auf die Ungerechtigkeit des Vorwurfs, den er defshalb der neuesten Philosophie macht. ***) — Es ist doch sehr

---

müfste ein Zusammenhang der angeblich unerkennbaren Wahrheit mit der übrigen, schon erkannten vorhanden sein, durch den die vermeinte Unbegreiflichkeit der ersteren sofort aufgehoben würde. — Vielleicht aber meint der Vf. nur eine vorläufige, äufsere Beglaubigung, der die vollkommnere (das Zeugnifs des Geistes für den Geist) folgen könne und müsse, und nur relative (momentan und für Einzelne stattfindende) Unerkennbarkeit der Wahrheit, nicht absolute. —

*) Hiernach verhielte sich Wunder und Natur wie Vernunft und Verstand, und die Wahrheit des Wunders wäre das zum Natürlichen gewordene Wunderbare, wie die Wahrheit der Vernunft erst die zu Verstande gekommene, zum Begriff erhobene, durch ihre eigene, unendliche Negativität mit sich selbst vermittelte, Vernunft ist. (Hegel's Phänomenol. S. 24 d. ält., S. 17 d. n. Ausg.) — Auch andere interessante Parallelen liefsen sich ziehen, z. B. die des Wunderthäters mit dem Dichter, des planmäfsig - berechnend Handelnden mit dem Denker, u. s. f.

**) Dieser kirchlich - symbolische Ausdruck entspricht bekanntlich *ganz* und *nur* der biblischen Idee einer *ἔγερσις τοῦ σώματος*, und will nichts Anderes sagen als diese. — Ebenso ist im A. T. בָּשָׂר = *σῶμα* z. B. Hiob 19. v. 26. —

***) Dieser Vorwurf enthält auch eine factische Unrichtigkeit, sofern gerade ein Schüler Hegel's die Lehre von der ewigen (geist-leiblichen) Persönlichkeit mit einer speculativen Fülle

merkwürdig, dafs gerade *der* Apostel, der am bestimmtesten die ἔγερσιν τοῦ σώματος lehrt, und gerade an der Stelle wo er es thut, uns auch am ausdrücklichsten verbietet, das σῶμα in dieser Hinsicht mit der σάρξ zu identificiren (1 Cor. 15, 50.); und schon vorher, wo er von dem Unterschiede der σώματα ἐπουράνια u. ἐπίγεια sprach, (vs. 40), erlaubte er sich nicht, dafür (wie vs. 39) σάρξ ἐπουρανία zu setzen. Auch die St. Joh. 3, 6 konnte Gleiches lehren; jedoch der Vf. scheint die σάρξ *quovis modo* sich reserviren zu wollen; und wiewohl es auch von der σάρξ des *Menschensohnes*, auf die er sich zum Erweise seiner *Verklärung der σάρξ und ὕλη* beruft (II. 401 f.), in Joh. 6. nicht heifst, dafs sie *verklärt*, sondern dafs sie *verzehrt* werden solle (vgl. dazu auch Joh. 6, 63 und die treffliche Auseinandersetzung des lutherischen Abendmahlsbegriffes bei Hegel in den Vorless. üb. d. Rel. Phil. II. 275.): so schliefst der Vf. doch immer so: wie zu dem jetzigen σῶμα ψυχικὸν (1 Cor. 15, 44) eine σάρξ σαρκικὴ (*sit venia verbo!*) als dessen lebende *Substanz* (I — vgl. II. 401) gehört, so mufs für das σῶμα πνευματικὸν eine — σάρξ πνευματικὴ (II. 402) postulirt werden! Blofs *zufällig*, meint er, komme der Ausdruck im N. Test. nicht vor — (wir sind sonst nicht gewohnt, den Vf. so *willkürlich* mit der Schrift umgehen zu sehen; s. z. B. I. 777. Z. 6—8 v. o.) — aber ein σῶμα bestehe doch nothwendig aus σάρξ (ob auch wohl die σώματα der *Engel* daraus bestehen? vgl. Mtth. 22, 29 f.), und es sei also nicht abzusehen, wefshalb jenes Epitheton nicht auch zu σάρξ gesetzt werden könnte! Ref. war verwundert, dies beim Vf. zu lesen; vielleicht aber wird derselbe von seiner σάρξ πνευμ. lieber abstehen, wenn wir ihm, als Seitenstück dazu, auch ein πνεῦμα σαρκικὸν anbieten, was doch noch unverdaulicher scheint. — Wie nun die σάρξ nicht das σῶμα ist, so ist auch die Materie nicht die κτίσις, von der Paulus Röm. 8, 19 ff. spricht; und es ist daher ein Anderes, die endliche Befreiung der κτίσις von der Eitelkeit (mit dem Apostel), und ein Anderes, eine ewige Verklärung der *Materie* (mit dem Vf. II. 487) zu lehren. Was einen Anfang gehabt hat, mufs auch ein Ende haben; nach dem Vf. hingegen würde das Endliche absolut. — Σῶμα ist, nach der Schrift, die in der Endlichkeit unendliche Form des unendlichen Inhaltes, (der ewigen Natur, des unerschaffenen Menschen) darum ewig und unvergänglich; σάρξ (Materie) die abstracte Form der Endlichkeit, (der zeitlichen Natur, des geschaffenen Menschen) darum zeitlich und vergänglich. — Es läfst sich, nach dem Angegebenen, erwarten, dafs der Vf. Anhänger der aus dem (mifsverstandenen) 20. Kap. der Apocal. geschöpften, aber von allen christlichen Kirchen (mit Ausnahme einiger unbedeutenderen und abgerissenen Secten) jederzeit mit Entschiedenheit verworfenen Lehre vom *tausendjährigen Reiche* und der *zwiefachen Auferstehung* sein werde. Die (wohlverstandene) Schrift lehrt als Folge der allgemeinen κρίσις und letztes Ziel des Weltlaufes die Erneuerung des Himmels und der Erde, sowie als deren Bedingung die allgemeine Auferstehung; aber das ist kein Chiliasmus; auch Paulus weifs 1. Cor. 15, 24—28 nichts von einer *zwiefachen* Auferstehung, und wer sie in Stellen wie Luc. 14, 14 u. ä. (mit dem Vf. s. I. 646 f.) finden will, mufs sie wahrlich erst hineinlegen. — So löbliche Mühe der Vf. sich öfters (vgl. z. B. I. 731) giebt, seinen Chiliasmus durch Zurückführung auf allgemeinere, wahre Ideen zu vergeistigen und ihn so *unschädlich* zu machen, so hat sich der verderbliche Ein-

---

und Energie behandelt hat, wie kaum irgend Jemand vor ihm (vgl. Conradi a. a. O. S. 293 ff.) — anderer mehr gelegentlicher Aeufserungen von Andern nicht zu gedenken. — Unser Vf. indessen bezieht sich (II. 487.) besonders auf Steffens und Schubert, als die die Wahrheit und Bedeutsamkeit dieser Lehre am tiefsten erkannt hätten. Der ehrwürdige Steffens wird es dem Ref. nicht verargen, wenn er gesteht, dafs ihm seine Darstellung der ewigen Individualität (z. B. in der neusten Confession, S. 90 ff.) den wahren Begriff derselben nicht erreicht zu haben scheint, weil darin das Particuläre und Zufällige ein solches Gewicht bekommt, dafs man sich in *der* Weise gerade den Heiland, die Mitte und Wahrheit aller Individualität, als kein Individuum denken könnte. — Von Schubert führt der Vf. anderswo den Satz: *„Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes"* mit Beifall an; Ref. kann sich des Zusammenhanges nicht erinnern, worin dieser Satz bei Schubert selbst steht; wie ihn aber unser Vf. nimmt und consequent nehmen *mufs*, wird er einseitig und unrichtig, und es ergeht ihm so, wie dergleichen abstracten Allgemeinheiten immer; wenn man sie recht festgestellt zu haben meint, so schlagen sie in ihr Gegentheil um und zeigen sich an ihnen selber ihr Anderes zu sein. So, wenn es wahr ist, dafs Leiblichkeit das Ende der Werke Gottes ist, sagt ja dieser Satz eben, dafs das Werk in der Leiblichkeit (Leiblichwerdung) zu Ende, mithin zu Grunde geht, in seinen Grund zurückkehrt, und der Geist zeigt sich somit in Wahrheit der ewige Wiedereingang, sowie der ewige Ausgang der Natur, zu sein. Dies ist die grofse Wahrheit, die in der tiefen Lehre der Schrift von dem σῶμα πνευματικὸν enthalten ist, die aber unser Vf. nicht genug erkannt und gewürdigt zu haben scheint. —

flufs dieser Lehre doch auch in seiner Exegese bisweilen geltend gemacht; wie z. B. I. 812 f., wo wir uns nach der ersten Auferstehung im tausendjähr. Reich eine bunte Mischung von Auferstandenen und noch Lebenden d. h. nicht Auferstandenen auf der — wir können natürlich nicht sagen, *was für einer* — Erde ruhig bei einander denken sollen! (wodurch der Begriff der ἀνάστασις und alles, was damit zusammenhängt — s. vorh. — total alterirt und in willkürliche Ungereimtheiten verwickelt wird.) Ferner I. 919, wo der Vf. den Sinn der herrlichen Parabel so sehr mifsversteht, dafs er (freilich darin nicht der Erste) die ἀδελφοί von den *Schafen* sondern, und die Ersteren von den *nicht in's Gericht kommenden* (*!*) *) Christen, die Anderen von den frommen Heiden verstehen zu müssen glaubt **) — (in der That *ohne allen Grund*; denn warum sollte der Herr, indem er zu jedem der Schafe sprechend dargestellt wird, nicht die übrigen immer *seine Brüder* nennen? oder wodurch wäre sonst im geringsten die vom Vf. behauptete Unterscheidung der ἀδελφοί von den δίκαιοι und ἄδικοι begründet?) — u. dgl. m. Wir versparen uns eine weitere Prüfung des hier gerügten chiliastischen Grundirrthums, bis der Vf. seine Erklärung der Apocal. (auf die wir uns übrigens sehr freuen) herausgegeben haben wird (in Bd. IV dieses Comm.), und bitten ihn mittlerweile J. Böhm's *Informatorium de rebus novissimis* zu lesen, welches Büchlein, wie wir wissen, schon Manchen von dergleichen Vorurtheilen trefflich curirt hat.

Das Gesagte wird hinreichen, um das Hauptdesiderium zu veranschaulichen, das dieser Commentar in uns zurückgelassen; in enger Verbindung damit steht, dafs der Ausdruck hie und da lax und unbestimmt erscheint. So, wenn der Verf. an der Hauptstelle, wo er von der πίστις handelt, dieselbe so definirt, dafs ihr *Wesen nicht* in ein Wissen des Göttlichen zu setzen sei, sondern in eine *geistige Receptivität* für dasselbe, die freilich *ein gewisses Wissen zur Begleitung* haben werde, sind diese Ausdrücke doch sehr schwankend und schwebend, und es frägt sich sogleich: was ist *geistige* Receptivität? *wie recipirt der Geist?* worauf der Verfasser I. 276 bei Erklärung des Wortes δαίμων selbst antwortet: als Wesen des Geistes kündige sich das *Wissen* (Denken) an. Mithin ist der Glaube wesentlich *denkende Thätigkeit*, und es früge sich nun weiter um seinen Unterschied vom *Wissen*. Es wäre aber das Verhältnifs beider auf diesem Wege in Wahrheit als das Verhältnifs der *fides implicita* und *explicita* zu begreifen und zu entwickeln gewesen. *) — Ganz mifsverständlich ist es, wenn der Verfasser II. 398 seine Abweichung von der *lutherischen* Abendmahlslehre so angiebt, „dafs er 1) nicht zugeben könne, dafs der Leib des Herrn *mündlich* empfangen werde; 2) nach seiner Ansicht nicht der *ganze* Christus, und zwar der *gekreuzigte*, genossen werde, sondern eine *Wirkung* von ihm und zwar von dem *verklärten* Erlöser." Beide Puncte beruhen auf unwahren und unlebendigen Abstractionen: — (*No.* 1 auf einer Trennung des Aeufsern und Innern, die, streng genommen, den Begriff des Sacraments aufheben würde; *No.* 2 auf einer eben so unwahren Sonderung des Gekreuzigten von dem Auferstandenen und Verklärten, die, genau betrachtet, sogar den Begriff der Erlösung alterirte und vernichtete) — und durch beide, wenn es voller Ernst damit wäre, würde der Vf. geradezu aus der *luther.* Lehre heraustreten; sieht man aber genauer zu, so ist es nicht so schlimm; denn mit *No.* 1 will der Vf. nur den Gedanken abwehren, als ob der Gottlose das heilige Mahl *gleicherweise* genösse wie der Fromme (wozu nur *dieser* Hebel nicht in Bewegung gesetzt zu werden brauchte); und in *No.* 2 sieht man bald, dafs der Vf. eigentlich sagen wollte, nicht die *Person* Christi werde genossen, („nicht *der ganze* Chr." s. o.) sondern sein *Wesen* (bei dem Vf. „*Wirkung*") theile er den Gläubigen mit. Dabei hätte der Verf. freilich, wenn er seine eigne Sache besser verstanden hätte, nicht nöthig gehabt, weder den Genufs des *gekreuzigten* Erlösers (welche Bestimmung vielmehr im Abendmahl ganz wesentlich ist, und ohne die es nicht *sein* würde was es ist: *Aneignung* seines *blutigen Erlösungstodes* im Glauben), noch die (nur richtig zu verstehende und nicht etwa *begrifflos vorzustellende*) sogenannte Ubiquität des σῶμα τοῦ Χριστοῦ zu leugnen. —

*) S. 920 Mifsverstand von Joh. 3, 18. —

**) Ein zweites Mifsverständnifs knüpft sich ebendas. an die irrthümlich aufgefafste *Demuth* der Gesegneten vs. 37. Der Text will einfach sagen, dafs die Frommen von ihren guten Werken nichts wissen wollen und nichts wissen sollen (Mtth. 6, 3); und nun lese man nur, zu welch' einer Schwierigkeit der Vf. sich diesen einfachen Gedanken verwickelt und verzieht!! —

*) S. darüber Goeschel's *Monism. d. Gedankens, pg.* 76. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Schlufs.)

In das ganz Specielle und Einzelne eines so inhaltsreichen Werkes einzugehen, ist unmöglich; nur einiges Hauptsächlichste und was dem Ref. gerade zur Hand ist, mag hier zum Schlusse noch Platz finden. — Die *Einleitungen* zu den einzelnen Büchern sind kurz und zweckmäfsig; viel eigentlich *gelehrte Untersuchung* findet sich natürlich darin nicht, aber desto mehr geistvolle Andeutungen und angenehme Uebersichten; die *höhere* Kritik übt der Vf. hier und im Commentar selbst öfters (s. z. B. I. 13. 283. 417 f. 500 f. 856 f. II. 21 f. u. s. w.), und man erkennt dann in ihm stets den geistreichen, feinsinnigen und gewandten. Die Streitfrage über die Authentie des Matth. hält der Vf. (mit Recht) für noch nicht entschieden; er selbst hält ihn für echt und giebt hie und da treffliche Winke, z. B. wie dem Mrc. zwar der Vorzug äufserer Anschaulichkeit der Darstellung zukomme, (der aber auch einem *Augenzeugen* wie Mtth. gar nicht nothwendig eigen zu sein brauche) wie aber Mtth. oft unscheinbare und doch wesentlich bedeutsame Züge der Begebenheiten treuer aufbewahrt habe u. dgl. Wir haben ja über diesen Gegenstand jetzt eine schätzbare Monographie von Sieffert erhalten, die unstreitig das Ihrige zur Entscheidung der Frage beitragen wird. — Feine Beobachtungen über den Charakter des Evang. Joh. stehen II. 21 f, nur hätten wir freilich die Bemerkung No. 3 auch auf die *Form der Reden Jesu* bei Joh. ausgedehnt zu sehen gewünscht. Dann reichte No. 3 allein schon hin, das von Eichhorn und And. angenommene Zeitverhältnifs des Joh. zu den Synoptikern umzukehren. — Vom Mtth. meint der Vf. noch immer, er könne wohl vom Apostel selbst in's Griech. übertragen worden sein; aber solch' eine Kunde hätte sich in der Kirche doch unmöglich ganz verlieren können — zu geschweigen, dafs, wie Sieffert a. O. 35 richtig bemerkt, die App. ohnehin berufen waren, hinzugehn in alle Welt und zu predigen, nicht zu sitzen und zu schreiben. — I. 56 und 463 *Anm.* äufsert der Vf., es möchte in Jesu als dem ewigen Regenten aus Dav. Hause sich auch sein Stamm wohl beschlossen haben. Die *Brüder* des Herrn hält er für seine *Vettern*, was, wie Fritzsche zeigt, bedeutende Schwierigkeiten hat; eher möchte Ref., wie Schleierm., an *Stiefbrüder* denken. — Bei Mtth. 2, 23 verwirft der Vf. die Beziehung auf den נֵצֶר Jes. 11, 1., sie hat aber neulich an Hengstenberg (Christol. II. 1 ff.) wieder einen geschickten Vertheidiger gefunden. — Hinsichtlich des Citats Mtth. 1, 23 stimmen wir dem Vf. jetzt gern bei. Wir finden überhaupt die Citate des A. T. im N. T. von ihm durchweg sehr geistvoll und fleifsig behandelt. — In Luc. 2, 14 zieht auch der Vf. die Lesart *ἐν ἀνθρ. εὐδοκίας* vor. Dem Ref. erscheint sie immer noch gezwungen und ungeschickt. Die kritt. Auctt. sind ohnehin für *εὐδοκία*, und wir finden auch im Sprachgebrauch nirgends, weder *ἀνθρ. ὀργῆς* noch *ἀνθρ. εὐδοκίας*, sondern nur *τέκνα ὀργῆς* u. dgl. — Die Betrachtung über Joh. d. T. I. 143 ff. enthält viel Durchdachtes und Schönes; so auch S. 150 ff. die Auseinandersetzung von *βασ. τῶν οὐρανῶν*, wenn gleich wir hier nicht in Allem beistimmen können. — Die Bergpredigt, sowie andere längere Reden Jesu bei Mtth. (10, 4 ff. 24, 23 u. a. m.) hält der Vf. für *freie*, doch *getreue* (d. h. den Inhalt und Geist des ursprünglich getrennt Gesprochenen nicht alterirende) Composition des Evangelisten. Diese Behauptung

durchzuführen, hat freilich im Einzelnen seine Schwierigkeiten; doch bleibt auch kein anderer Rath. Die Erklärung der Bergpredigt ist im Ganzen sehr wohl gelungen. — I. 259. 479 u. ö. berührt der Vf. beiläufig das Verhältniſs von σῶμα, ψυχή und πνεῦμα und verspricht ausführl. Erörterungen beim 1. Cor. Briefe; bis dahin versparen wir denn auch billig die Prüfung seiner Ideen über diesen schwierigen Gegenstand. — Ueber die Dämonischen finden wir viel Geistreiches und Interessantes gesagt bei Mtth. 8, 28—34. vgl. bes. 278 ff. 280. 281. Auch die Lehre vom Satan und den bösen Engeln wird dabei und sonst (z. B. I. 386 f.) behandelt, doch weniger befriedigend, wie sie denn überhaupt noch der tieferen Begründung in unserer Zeit wartet. Vorläufig bitten wir, Marhein. Dogm. §. 258 und (zur Abwehr falscher Vorstellungen von Wirklichkeit, Selbstständigkeit, Persönlichkeit u. s. w. des Bösen) Goeschel's *Hegel u. s. Zeit* 105 ff. zu vergleichen. — Der Vf. wundert sich über die Nichtaufnahme dieser Lehre z. B. bei Schleierm. in der Dogm., aber gegen die *gewöhnliche* Satansvorstellung (von der auch unser Vf. nicht abzugehen scheint) ist seine Kritik doch sehr schlagend. Gerade Schl. hat ja hier wie in andern Artikeln (Wunder, Weissagungen, Schöpfungslehre u. s. w.) das Unhaltbare der Vorstellungen des alten Dogmatismus am treffendsten gezeigt, und das ist eins seiner Hauptverdienste. — Das angeblich pract. Hauptmoment dieser Lehre endlich, was der Vf. hervorhebt, (387) „die Lösung der Räthsel der Selbstbeobachtung", hat kein gutes Vorurtheil für sich; denn die App. selbst thun gerade an den eigentlich didactischen Hauptstellen über die *Sünde*, des Satans keine Erwähnung (Röm. 7. Jac. 1); so auch der Herr (Mtth. 15, 18 ff.) nicht. — Uebrigens läſst die Erklärung von Mtth. 8, 28 ff. natürlich auch beim Vf. viel zu wünschen übrig, was er selbst S. 292 anerkennt. — Sehr gefallen und überzeugt hat uns des Verfs. Darstellung von Mtth. 9, 23 ff. Er zeigt sich hier eben so fern von falscher Wundersucht als von falscher Wunderscheu. Auch die Aufrichtigkeit, mit der der Vf. noch ungelöste Schwierigkeiten in der heil. Geschichte überall nicht verbirgt, sondern aufdeckt und gehörig würdigt, ist sehr zu loben. — Die Erklärung von Mtth. 10 und 11 ist meist sehr hübsch, theilweise vortrefflich; s. bes. z. 11, 1 ff. Weniger gelungen ist c. 12, 1 ff., vollends bei v. 32 f. hat die Scheu des Vfs. vor näherem Eingehen auf das Speculative der Lehre vom *Sohne* und *Geiste* der Tiefe der Auslegung geschadet; — doch erhalten wir auch so noch viel Gutes. — Die Erklärung der Parabeln Mtth. 13 u. ö. haben wir schon früher besprochen. — I. 521 ff. verdient Beachtung und ist sehr geistvoll; auch machen wir aufmerksam auf 538 ff. — Von S. 569 beginnt die Auslegung des Reiseberichts Luc. 9, 51 ff., wir haben auf manches Treffliche darin schon oben hingewiesen. — Erquicklich ist die Behandlung von Mtth. 19, 16 ff., wie auch von 15, 21 ff. (vgl. I. 494 ff.) — Weniger befriedigt hat uns die Beurtheilung der St. Mtth. 20, 28. Warum sollte denn das ψυχὴν δοῦναι von dem διακονῆσαι so gar nicht *unterschieden* sein! — Bei Mtth. 21, 1 ff. verwirft auch der Verf. (mit Recht) die Annahme eines doppelten Einzuges Christi. — S. 772 f. verdient viel Berücksichtigung. — S. 770 kann καιρὸς σύκων nur heiſsen: „Zeit, in der die Feigen reifen", nicht, wie der Vf. will, „(es war keine) gute Zeit für Feigen" (d. h. die Feigenbäume hatten nicht getragen.) Der Artikel kann auch wegbleiben, wenn eine Ausdrucksweise schon *stehender* Terminus für die Sache geworden ist (fast oder ganz nom. propr.). So Χρὸς für ὁ Χ. und so auch bei uns. Wir halten übrigens die Schwierigkeit dieser St. für noch nicht genügend gelöst. — Nach S. 813 soll sogar der *Ausdruck* ἀνάστασις ἐκ νεκρῶν aus der Vorstellung herrühren, daſs aus der Menge der νεκροὶ Einige früher auferstehen würden, als die Andern!! Ref. kann dem Vf. versichern, er bedeute nichts weiter, als daſs jeglicher Todte *in* und *aus* der Mitte aller übrigen Todten erstehen werde. Der Verf. aber hält ihn für *unerklärlich*, wenn man *seine* Erklärung nicht annehmen will. — S. 816 f. stehn seine Bemerkungen über die Benennung „Gott Abr. Js. und Jac." Mtth. 22, 32. Eben so 819 ff. über die nächste Erzählung. — Mtth. 23—25 übergehen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden; Manches daraus ist auch schon früher berührt worden. Bei c. 24 treten wir dem Vf. in der Hauptsache ganz bei und können im Ganzen seine Auslegung theilen. Vortrefflich ist besonders das S. 900 über v. 35 Gesagte. Vs. 28 wird doch wohl am leichtesten mit Hengstb. (Christol. II. 507) erklärt: wo *Sünde* ist, stellt sich auch *Strafe* ein. s. üb. d. Zushg. ebds. — Wo der Vf., wie eben hier, *mehrere* Auslegungen einer St. angiebt und recensirt, verfährt er stets nach seinem eignen, in der Vorr. p. XI. aufgestellten,

richtigen Anordnungsprincip, und dadurch wird seine Darstellungsweise auch für diesen Fall so belehrend, fafslich und übersichtlich. Der Mangel einer solchen genetischen Methode macht sich jetzt, bei dem gesteigerten wissenschaftlichen Bedürfnifs, in manchen sonst guten Büchern besonders fühlbar; so z. B. bei der gründlichen und gelehrten Arbeit Hengstenbgs. über den Zacharja, Christ. II. — Ueber den Johann. λόγος (II. 29 ff.) liest Ref. doch immer noch lieber Lücke als unsern Verf. und Tholuck. Die Bemerkungen des Vfs. über die salomonische חָכְמָה sind zu dürftig, und eine St. wie Prov. 30, 4 gilt nichts, wenn man sie nicht (wenigstens anmerkungsweise) erläutert und ihren Werth und Zusammenhang mit dem Ganzen der fraglichen Idee bestimmt. — Auch die Erläuterung von φῶς und ζωή befriedigt Ref. weniger, als er gehofft. — Bei Joh. 2, 18 ff. bestreitet der Vf. (wie Thol.) Lücke's Auffassung mit Unrecht. Auf sie führt auch Mrc. 14, 58. Dabei kann des Ap. Deutung immer bestehen; denn allerdings ist das Wort des Herrn mehrfacher Auslegung fähig, und der *wahre* Tempel ist eben *der Leib des Herrn* (— wieder in mehr als *einem* Sinne). — 3, 5. 6. wird S. 81 f. im Wesentlichen richtig ausgelegt, aber dann folgt S. 83 der — Ungedanke, dafs statt ἐξ ὕδατος γεννηθῆναι auch stehen könnte ἐκ ψυχῆς γενν. Ein Pendant zu der obigen σὰρξ πνευματική! — 3, 16 ff. wird als erklärender Zusatz des Evangelisten betrachtet; eben so v. 31 ff. — Ueber die Erklärung von Joh. 6 wäre viel zu sagen, wenn wir uns tiefer darauf einlassen dürften. Dafs der Vf. hier Beziehungen *auf die Idee des Abendmahls* findet, ist gewifs vollkommen richtig. — S. 194 ff. und 204 ff. verdienen die Ausführungen üb. Joh. 8, 44 und über die Geschichte der Ehebrecherin Auszeichnung; auch die Auslegung von c. 11 enthält viel Treffendes und Gutes. — Den *dritten* Theil des Evang. (S. 262 ff.), soviel Schönes die Auslegung darin giebt, hier übergehend, wenden wir uns zur Leidens- und Auferstehungsgeschichte. Die Anordnung S. 366 ff. scheint uns richtig; und die Ausführung S. 368 ff. zweckmäfsig. Hinsichtlich der schwierigen Vereinigung von Mtth. 26, 17. mit Joh. 13, 1. u. s. w. schliefst sich der Vf. ganz an Tholuck an, wie denn auch nach der trefflichen Auseinandersetzung, die dieser Gelehrte darüber (zu Joh. 13, 1) gegeben hat, vor der Hand kaum etwas Anderes übrig bleibt. Für mifslungen wenigstens hält Ref. den neusten Combinationsversuch von Rauch in den theol. *Studien* u. *Kritiken*. — Luc. 22, 24 ist in τὸ τίς κτλ. das τὸ nicht Accus. absol. sondern Nom. wie φιλονεικία. Der vollständige Sinn wäre: es entstand ein Streit (ἐγέν. φιλον.), *und zwar ward in Streit gezogen* (gleichsam: ἐφιλονεικήθη) τὸ τίς κ. λ. (S. 381.) — Hübsch ist Mtth. 26, 23. erläutert S. 384 f.; und Luc. 22, 35 — 38. S. 392 — 95. — Unnütz quält sich der Vf. mit Mtth. 26, 53; der Herr will nichts weiter sagen als: eure Hülfe ist überflüssig; bedürfte es überhaupt solcher, so kann (= könnte) ich sie mir von oben erbitten, und der Vater wird (= würde) sie mir sofort schaffen. Die (verführerischen) Indicc. δύναμαι u. παραστήσει scheinen den Vf. an dieser Auslegung irre gemacht zu haben, aber sie sind ihr (auch nach dem Sprachgebrauch) gar nicht im Wege. (Der Erlöser konnte δύναμαι sagen, ob er gleich es *nicht im Stande war*, nämlich *nicht wollen konnte und durfte*, weil der Vater nicht wollte und der Sohn nur that, was er den Vater thun sah.) — Joh. 18, 19—23 hält der Vf. nicht für parallel mit Mtth. 26, 59—66, sondern für ein Privatverhör vor Annas; auch die Scene der Verleugnung des Petrus soll in Annas Hause vorgefallen sein und überhaupt Johannes die Synoptiker hier berichtigen und vervollständigen wollen, daher aber auch *weglassen*, was *sie* haben, z. B. das gerichtliche Verhör vor Kaiphas. So gut der Vf. das Empfehlende dieser Ansicht auseinandersetzt, so können wir doch nicht beistimmen; denn wie ist es möglich, das ὁ ἀρχιερεὺς in Joh. vs. 15 ff. anders zu nehmen als dicht vorher in vs. 13 u. 14, wo es Kaiphas war? In solcher Willkür ginge ja alle Möglichkeit einer sichern Auslegung zu Grunde! Es mufs daher, wenn man keinen Widerspruch der Evv. zugeben will, bei der von Tholuck befolgten Anordnung und Erklärung bleiben, die freilich auch ihr Schwieriges hat. — *Die Darstellung der Leidensgeschichte scheint dem Ref. die gelungenste Parthie des 2. Bandes; sie ist durchweg lebensvoll und anschaulich; die Hauptpunkte des grofsen Gemäldes dieser Tage treten, in das rechte Licht gestellt, dem Leser aufs klarste entgegen; und die Hauptfiguren desselben (Petrus, Judas, Pilatus u. s. f.) werden vortrefflich charakterisirt und nach ihrer Bedeutung im Ganzen gewürdigt.*

Ungern enthalten wir uns mancher andern Bemerkung, die noch zu machen wäre (z. B. über die Einleitung zur Auferstehungsgeschichte 484 ff., die interessanten Gedanken des Vfs. zu Mtth. 28, 20. S. 517 ff. und den ganzen soviel Treffliches darbietenden Comm. zur Ap. Gesch., wo

wir jedoch zu c. 7 die, wie uns scheint, gelungenere Gedankenentwickelung in Neand. Gesch. d. apost. Zeit I. 63 ff. zu vergleichen bitten), aber wir müssen schliefsen. Ref. kann es nicht, ohne nochmals, auch im Namen des wissenschaftlichen Publicums, für das viele hier geleistete Gute von Herzen zu danken; der edle, allem Besseren offne und zugängliche Vf. wird seinerseits gewifs auch die vom Ref., seinem ihn innig verehrenden und in dankbarem Andenken haltenden Schüler, an diesem Orte gemachten Ausstellungen wohlwollend aufnehmen, und, sofern sie es verdienen sollten, seiner Beachtung würdigen. Möge nur Niemand sich durch unsern *Tadel* von der trefflichen Schrift abschrecken lassen! Alle Leser, zumal diejenigen, die der Sachen und ihrer Begriffe schon mächtig sind, werden hier überall fruchtbare Anregung und reichen Genufs finden. — Seit dem Erscheinen von Lücke's Commentar über die Johanneischen Schriften ist dem Ref. wenigstens durch kein exeget. Werk eine so kräftige und bleibende Anregung zu Theil geworden, wie durch das vorliegende. — Druck und Papier sind anständig.

Kleinert.

CXXXIII.

Jahres-Bericht über das clinische chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin abgestattet vom Director der genannten Anstalt Dr. Carl Ferdinand von Graefe. Nebst 2 Kupfertafeln. 1832. *Sechzehnte Folge. Berlin,* 1833. *in Commission bei Duncker und Humblot.* 39 S. *in* 4.

Der berühmte Verfasser stattet in vorliegenden Blättern einen kurzen Bericht ab über die Wirksamkeit eines Institutes, dem er selbst Glanz und Ruhm verliehen, das fast alljährlich an Umfang sowol, wie an Bedeutsamkeit gewinnt, in dem Einheimische wie Fremde aller Nationen theils den Grund zu ihrer chirurgischen Bildung legen, theils durch Belehrung eines der gröfsten Meister an Sicherheit und Gewandheit zu gewinnen trachten. — Aus der Uebersicht ergiebt sich, dafs während des Jahres 1832 theils in ihren Wohnungen, theils im Hospitale 1612 Individuen therapeutisch behandelt wurden, unter welchen sich 1153 chirurgische und 459 Augenkranke befanden. Es genasen im Ganzen 1227 und 14 starben; die übrigen sind theils in der Cur noch begriffen gewesen, theils von selbst weggeblieben u. s. w. Die Zahl der chirurgischen Operationen, die zum Theil durch Studirende vollzogen wurden, belief sich auf 368, die der wichtigern ophthalmiatrischen auf 69. — Von 225 Zuhörern, unter denen 47 promovirte Aerzte, wurde die Anstalt besucht: 82 derselben prakticirten, während die Uebrigen nur auskultirten. Aufser einer Aufführung Derer, welche sich vorzugsweise auszeichneten, finden wir ein Namen-Verzeichnifs sämmtlicher Aerzte und Studirenden, welche im Jahre 1832 die Klinik besuchten; alsdann aber eine Uebersicht aller vorgekommenen Krankheitsfälle, so wie aller vorgenommenen Operationen, denen der Verfasser zum Theil recht interessante belehrende und erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat. Unter der Rubrik: „lehrreiche Ereignisse" tritt uns zunächst ein ausführlicher Aufsatz über ein neues Ligaturwerkzeug und dessen Gebrauchsart entgegen. Ihm folgt eine kürzere Mittheilung über die *Aqua Binelli*, deren ungleiche Wirkung der Verfasser auf eine Ungleichheit in der Bereitungsweise schiebt, deren wirksamer Bestandtheil ein kürzlich von Reichenbach entdeckter, Creosot benannter Stoff zu sein scheint. Ein hieran sich schliefsendes Gutachten über die Torsion der Arterien, die bekanntlich von Amussat und Thierry statt der Unterbindung vorgeschlagen ward, fällt nicht eben günstig für diese Operationsmethode aus, die die Nachtheile gröfserer Schmerzen und eines bedeutenden Zeitverlustes, sowie die Gefahr einer *Arteriitis* in ihrem Gefolge hat. Wie aus einer andern Notiz hervorgeht, verdient das schwefelsaure Chinin die ihm gewordene Empfehlung bei der gefährlichen *Febris intermittens traumatica maligna*. — Versuche, die mit der Cocosnufsöl-Seife angestellt sind, bewiesen ihre Wirksamkeit gegen trockene Flechten, Sprödigkeit der Gesichtshaut und Comedonen. — Die zwei dem Werkchen beigegebenen Kupfertafeln erläutern die Construction und Applicationsweise des neuen Ligaturapparates.

② Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 8.

Personal-Chronik.

Der Superintendent und Professor *Schwarz* zu Jena ist zum General-Superintendenten in Oldenburg berufen worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät zu Breslau, Dr. *Klose*, zum Regierungs- und Medizinalrath bei der Regierung zu Königsberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. *Dulk*, zum ordentlichen Professor der Chemie in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität zu Berlin, Dr. *Schultz*, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Geheimen Regierungsrath von *Grävenitz* zum Geheimen Ober-Regierungsrath zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Professor Dr. *Thilo* in der theologischen Fakultät der Universität zu Halle das Prädikat eines Konsistorialraths beizulegen geruht.

Robert Brown ist zum Ehren-Mitglied der geographischen Gesellschaft in Berlin gewählt worden.

Charles Nodier ist an *Laya's* Stelle (s. Anzeigeblatt No. 5) zum Mitgliede der französ. Akademie erwählt worden.

Der Geheime Rath *von Schelling* in München hat das Ritterkreuz des Ordens der Ehrenlegion erhalten.

Der Ober-Hofgerichtsrath Dr. *Blümner* zu Leipzig und der Hof- und Justizrath *Winkler* zu Dresden haben das Ritterkreuz des Königl. Sächs. Zivilverdienst-Ordens erhalten.

Der Konsistorialrath *Hartmann*, Pfarrer der evangel. Gemeinde zu Düsseldorf, hat bei Gelegenheit seines sechszigjährigen Amtsjubiläum von Sr. Maj. dem Könige die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klasse, und von der Rheinuniversität das Ehrendiplom eines Doktors der Theologie erhalten.

Se. Maj. der König haben dem Ober-Schul- und Regierungsrath Dr. *Zeller* zu Bonn den rothen Adlerorden 3ter Klasse und dem Prediger *Rolle* zu Dahlenwarsleben, Reg.-Bez. Magdeburg, den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben dem evangel. Schullehrer *Kamphausen* zu Mörmter, Reg.-Bez. Düsseldorf, das allgem. Ehrenzeichen zu verleihen geruht.

Se. Maj. der König haben dem Professor Dr. *Lehmann*, Direktor des botanischen Gartens in Hamburg, den rothen Adlerorden 3ter Klasse zu verleihen geruht.

Se. Maj. der König haben dem Prediger *Scheiffler*, an der deutsch-reformirten Kirche in Hamburg, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

An der Universität zu Königsberg ist zum Prorektor der Medizinalrath Prof. Dr. *Unger*, zum Dekan in der theolog. Fakultät der Konsistorialrath Profess. Dr. *Rhesa*, in der juristischen der Prof. Dr. *Sanio*, in der medizin. der Hof- und Medizinalrath Prof. Dr. *Burdach*, und in der philosoph. der Regierungsrath Prof. Dr. *Hagen* gewählt worden.

Der Ober-Medizinalrath, Prof. *Ringeis* ist zum Rektor der Universität München für das Jahr $18\frac{33}{34}$ gewählt worden.

Am 1sten Aug. starb zu Meiningen der herzoglich sächs. Meiningische Hofrath und erster Bibliothekar Joh. Christian Friedr. Wilhelm *Schenk* im 77. Lebensjahre.

Anfang Oktober starb zu Marseille auf der Rückreise aus dem Bade der General *von Schütz*, Inspektor der Preufs. Garnison zu Luxemburg und Mainz und Verfasser der Geschichte der französischen Staatsveränderung unter Ludwig XVI. Lpzg. bei Brockhaus.

Am 3ten Oktober starb zu Bologna der Theologe Msgr. *Mariano Medici*, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten an der dortigen Universität.

Am 4ten Oktober starb zu Paris der Bibliothekar der Deputirtenkammer, *Druon*, 89 Jahr alt.

Am 10ten Oktober starb zu Frankfurt a. M. der bekannte Novellendichter Georg *Döring*, im 44sten Lebensjahre.

Am 17ten Oktober starb zu Tübingen der Professor der Chirurgie, Dr. v. *Gärtner*.

Am 22sten Oktober starb zu Berlin der Geheime Ober-Medizinalrath, Dr. Sigismund Friedrich *Hermbstädt*, geb. 1760.

Am 25sten Oktober starb zu Paris Victor *Ducange*, Verf. mehrerer Romane und dramat. Werke.

Am 28sten Oktober starb in seiner Residenz Limburg der Bischof Jakob *Brandt*.

Am 31sten October starb zu Halle der berühmte Anatom *Meckel*.

Wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften.

Von den auf die Preisfrage der *Société industrielle* zu Mülhausen (Frankreich): „Welches mag der vorzüglichste Plan zur Errichtung der Gewerbschulen sein?" eingegangenen Abhandlungen sind die des Hrn. Dr. Siebenpfeiffer und des Hrn. Lebrecht Franzot, Direktors der Gewerbschule in Chemnitz gekrönt worden.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin, am 5ten Oktober, gab Hr. W. Beer einen historischen Ueberblick der geographischen Versuche zur Darstellung unseres Nebenplaneten. Hr. Direktor Klöden theilte die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die in den südbaltischen Ebenen zerstreuten Geschiebe mit. Herr Ing.-Geograph Wolff zeigte vier künstlerisch ausgeführte Alpenprofile vor. Hr. Major v. Oesfeld legte eine von ihm bearbeitete Karte des Weinbaues in der Schweiz vor; aufserdem eine andere desselben Landes, welche alle geographischen Hülfsmittel zu einer neuen Karte durch Eintragung der bisherigen Aufnahmen enthielt. Mehrere Mittheilungen vom Prof. Ritter beschlossen die Sitzung.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 2ten November las Herr Geheimerath Engelhardt über die Versorgung Venedigs mit süfsem Wasser durch die dortigen Zisternen, und legte eine darauf sich beziehende Zeichnung vor. Darauf sprach Herr Hauptmann v. Ledebur über die Wohnsitze der Thüringischen Angeln und Veriner. Zuletzt berichtete Herr Direktor Zeune über die Breslauer Naturforscher-Versammlung in Hinsicht auf Erdkunde. Mehrere Karten wurden zur Ansicht vorgelegt.

Nachdem des Königs Majestät durch die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 29sten August d. J. din am 1sten desselben Monats geschehene Wahl des Professors, Hof- und Dompredigers Dr. Straufs zum Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin für das nächste Universitätsjahr Allergnädigst zu bestätigen geruht hatten, fand am 21sten Octbr. im grofsen Hörsaale des Universitäts-Gebäudes die statutenmäfsige Uebergabe des Rektorats statt. Der Professor Weifs, als zeitiger Rektor, eröffnete die Handlung mit einer lateinischen Rede, in welcher er von den wichtigsten die Universität betreffenden Ereignissen des verflossenen Universitäts-Jahres Nachricht gab. Durch den Tod hatte während desselben die Universität verloren: den ordentlichen Professor, Geheimen Medizinal-Rath Rudolphi und den Privatdocenten Dr. Rofsberger; durch Versetzung und Annahme eines anderweitigen Rufs, die Professoren von Schlechtendal, Jarcke und H. Ritter. Gewonnen hatte sie durch die Fürsorge des vorgesetzten hohen Ministeriums die ordentlichen Professoren Heffter und Müller; aufserdem waren zu ordentlichen Professoren ernannt worden: in der juristischen Fakultät der bisherige aufserordentliche Professor Dr. Rudorff, in der medizinischen Fakultät die aufserordentlichen Professoren Schlemm und Schultz; zu aufserordentlichen Professoren in der medizinischen Fakultät die bisherigen Privatdocenten Dr. Trustedt, Dr. d'Alton und Dr. Froriep; in die philosophische Fakultät waren zu aufserordentlichen Professoren berufen worden: der Professor Dr. Hoffmann und der Dr. Trendelenburg. Die durch den Tod des Professors Zelter erledigte Musiklehrerstelle hatte der aufserordentliche Professor Dr. Marx erhalten. Habilitirt hatten sich in der juristischen Fakultät der Dr. Göschen, in der medizinischen Fakultät die Doktoren Nicolai, Phöbus, Wilde und Troschel, in der philosophischen Fakultät die Doktoren Droysen, Kugler, Riedel, Ruer, Schott, Schultz, von Sommer und Ulrici. Promotionen hatten statt gefunden in der medizinischen Fakultät 89 und in der philosophischen 9. Immatrikulirt wurden in diesem Rektorats-Jahre 1120 Studirende, davon 292 der theologischen, 449 der juristischen, 222 der medizinischen und 159 der philosophischen Fakultät angehören. Die Gesammtzahl der hiesigen Studirenden betrug im abgelaufenen Semester 1801.

Unter den Beweisen der vorzüglichen Fürsorge, deren sich die Universität und die zu derselben gehörenden Anstalten auch in dem abgelaufenen Jahre von Seiten des vorgeordneten hohen Ministeriums zu erfreuen hatten, verdient eine ganz besondere Erwähnung der von Sr. Majestät dem Könige Allergnädigst bewilligte Ankauf der Schmalz'schen Büchersammlung für die Universitäts-Bibliothek und der Schlotheimschen Petrefakten-Sammlung für das mineralogische Museum. Das Betragen und der Fleifs der Studirenden waren im Allgemeinen lobenswerth; nur zwei Studirende wurden consiliirt, und 20 mit der Unterschrift des Consiliums bestraft, ein Student wurde excludirt. Karzerstrafen wurden 9 Studirenden zuerkannt, von denen nur einer die Hohe von 14 Tagen erreichte. Verweise wurden 58 Studirenden ertheilt. Nach diesem beendigten Vortrage proclamirte der abgehende Rektor die Mitglieder des neuen Senats, welcher nächst dem Rektor Professor Straufs, dem Prorektor Professor Weifs, dem Universitäts-Richter und den für das beginnende Universitäts-Jahr erwählten und unter dem 3ten September d. J. von dem vorgesetzten hohen Ministerio bestätigten Decanen, nämlich für die theologische Fakultät dem Professor Hengstenberg, für die juristische dem Professor von Lancizolle, für die medizinische dem Professor, Medizinalrath Busch und für die philosophische dem Professor von der Hagen, noch bestehen wird aus den in der General-Versammlung aller ordentlichen Professoren am 19. d. M. erwählten Senatoren, den Professoren Steffens, Lachmann, Boeckh, Osann und Heffter. Hierauf wurden dem neuen Rektor von seinem Vorgänger die Urkunden der Universität übergeben und nach geschehener vorschriftsmäfsiger Eidesleistung die Insignien und Attributen des Rektors überreicht, worauf der Rektor Professor Straufs die Verhandlung mit einer kurzen lateinischen Rede schlofs.

Leipzig, den 31. Oktober. Heute fand der feierliche jährliche Rektoratswechsel statt. In Folge der neubegründeten Universitätsverfassung geschieht dies an dem Tage des Reformationsfestes in der Universitätskirche. Bei der Feierlichkeit selbst erinnerte der abgehende Rektor, Herr Dr. Haase, Professor der Therapie und Arzneimittellehre, in einer Lateinischen Rede an die wichtigsten Ereignisse in dem letzten akademischen Jahre. Die Studirenden, zu denen während seines Rektorats 347 Inscribirte, nämlich 201 Inländer und 146 Ausländer gekommen waren, erhielten das Zeugnifs, dafs sie überhaupt eines gesetzmäfsigen Betragens sich befleifsigt hätten. Nach der hierauf erfolgten Uebergabe des Rektorats an den vom Senate erwählten und durch hohe Ministerial-Verordnung bestätigten neuen Rektor, den Professor der Physik, Hrn. M. Brandes, entwickelte dieser in einer Lateinischen Rede den Begriff der wahren akademischen Freiheit und zeigte den rechten Gebrauch derselben.

Literarische Anzeigen.

ANKÜNDIGUNG

einer

zweyten verbesserten und wohlfeilen Ausgabe

von

Joseph v. Hammer's

Geschichte des osmanischen Reiches.

The splendid work is crown'd to day,
On which Oblivion ne 'er shall prey
Nor Envy make her spoil.

„Vollendet und gekrönt ist heute das strahlende Werk, woran Vergessenheit nie nagen, das der Neid nie verderben wird." Mit diesen Worten wand am 8. Mai 1788, dem Geburtstage Gibbon's, der Dichter Hayley einen Lorbeerkranz um die Schläfe des grofsen Geschichtschreibers, der Sinken und Fall des Römerreiches beschrieben hat. Mit vollem Rechte, ja in gesteigerter Bedeutung, mag, vierzig Jahre nach Gibbon's Tod, der gleiche Ausspruch gelten von der zu glücklicher Vollendung gediehenen *„Geschichte des osmanischen Reiches durch Joseph von Hammer."*

Mit dem zehnten Bande, der noch in diesem Jahre in die Hände des Publicums kommen wird, ist ein Werk geschlossen, wie in solchem Umfang, von so welthistorischer Wichtigkeit, unter Besiegung so tausendfacher Schwierigkeiten in Stoff und Form, wohl noch nie ein ähnliches in gleich kurzer Zeit (1827 — 1833) aus der Feder eines Mannes gekommen ist.

Fast in den Tagen seines Verfalles hat das Reich der Osmanen unter den Abendländern einen Geschichtschreiber gefunden, der gewagten Aufgabe, die er sich stellen mufste, würdig und gewachsen. Sparsam flossen die Quellen, und ungerüstet traten ans Werk, die der türkischen Annalistik labyrinthische Pfade begehen wollten. Nur ein grofser Orientalist, durch seltene Gunst der Umstände zu freyer Benützung sonst unzugänglicher Schätze gelangt, rastlosen Fleifs mit scharfer Kritik und richtigem Tact verbindend, durch vieljährige Vorstudien zum vollendeten Meister in der Darstellung gereift, konnte ein Unternehmen beginnen und durchführen, was eine ungewöhnliche Vereinigung von Kräften und Kenntnissen, einen entschiedenen Beruf, eine unablässige Ausdauer ansprach.

Entstehen, Gedeihen, Sinken eines grofsen, seit vierhundert Jahren in die Geschicke der Menschheit und der Staatsverhältnisse Europa's tief eingreifenden Reiches waren bis jetzt nur höchst unvollständig bekannt. Die Wirkungen des wilden Völkerstromes — sein Daherbrausen, Toben zwischen den Ufern, Austreten, Zerstören — lagen vor Augen; die Ursachen deckte oft dichter Schleyer, kaum gehellt durch die Mühen einzelner Gelehrten, deren Forschungstrieb stets an unbesiegbaren Hemmungen scheiterte.

Das innere Wesen, die geheimen Springfedern eines anti-europäischen, streng nationellen Regimentes mit nie irrendem Auge zu erfassen; — die zu rechter Einsicht unentbehrliche Kenntnifs zahlloser Einzelnheiten nicht nur zu erwerben, sondern auch, was fast schwerer, ohne Erdrückung auch der gespanntesten Aufmerksamkeit geordnet mitzutheilen; — die pragmatische Darstellung mit der Genauigkeit eines Chronisten zu verbinden; — auf dem weiten Wege durch fünf Jahrhunderte nie zu ermüden, vielmehr auf den Schlachtfeldern, wie in Serail und Moschee, Waffenthaten und Thronumwälzungen mit gleichem Feuer und doch nie wankender Besonnenheit zu schildern — überall ein Heer von Zeugen zu mustern, langgeglaubte Angaben als nichtig nachzuweisen, Ort und Zeit mühsam zu entwirren, nach langer Anstrengung die geeigneten Ruhepuncte zu finden, den strengen Styl einfacher Erzählung mit den duftenden Blumen orientalischer Wortpracht zu durchflechten; — diefs und weit mehr noch, als hier angedeutet werden mag, war die unabweisliche Forderung an den Historiker, der Bahn zu brechen sich stark genug fühlte.

Die öffentliche Stimme und das Urtheil der Kunstrichter haben laut erkannt, dafs nun, Dank der Beharrlichkeit Joseph von Hammer's, die Jahrbücher der Osmanen dem Forscherblick der Kenner, wie der Wifsbegierde der Geschichtfreunde, aufgethan sind. Ein grofses Nationalwerk ist vollendet, ein Werk, das wir mit Stolz den berühmtesten des Auslandes entgegenstellen können. Alles an diesem Werke, — Schreibart, Ausdruck, Anordnung, Wahl der Behandlung des Stoffes, Prüfungsgeist und Quellensichtung; — Philosophie des Lebens, der Gesetzgebung, der Regierungskunst; — unpartheyische Wahrheit, Kenntnifs des menschlichen Herzens, Unbestechlichkeit der über Blendwerk, Heucheley und Bosheit richtenden Vernunft Abscheu vor Tyranney unter allen Formen Schilde-

rung folgenreicher Begebenheiten, den Leser fortreifsend in das Getümmel gährender Völkerschaften; Mahlerey der Sitten: Charakteristik der Regenten, der Staatsmänner, Helden, Weisen und Dichter; — alles, alles trägt das Gepräge möglichster Vollendung.

Aber dieses Riesenwerk deutschen Geistes, es soll auch gemeinsames **Nationalgut** werden, was bey seinem zu zehn Bänden — über Siebentausend Grofsoctav-Seiten — angewachsenen Umfang und verhältnifsmäfsigen Preise nicht zu erwarten steht. Ueberdem ist auch die Auflage bis auf wenige Exemplare bereits vergriffen. Der unterzeichnete Verleger hat daher den Herrn Verfasser bewogen, zu einer neuen Ausgabe die Hand zu biethen, und dabey das Bedürfnifs des grofsen Publicums der Geschichtfreunde ins Auge zu fassen.

Durch ökonomische Druckeinrichtung, Weglassung der nur für den gelehrten Forscher wichtigen Beylagen, über welche sich der Herr Verfasser in dem Vorworte ausspricht, so wie durch anderweitige Concentrirung ist es möglich geworden, dieses einzig in der deutschen Literatur dastehende Geschichtwerk der möglichst gröfsten Zahl von Lesern zugänglich zu machen durch nachfolgende

Subscriptions-Eröffnung

auf die zweyte verbesserte Ausgabe

von

Joseph v. Hammer's

Geschichte des osmanischen Reiches,

grofsentheils

aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven.

Vier Bände in Grofsoctav auf Velindruckpapier,

mit 8 Karten und einem grofsen Plane von Constantinopel.

Bedingungen:

1) Das ganze Werk in vier Bänden, jeder gegen 50 Bogen, wird aus beyläufig 200 Druckbogen bestehen, welche in monatlichen Lieferungen, jede von 10 Druckbogen in Umschlag geheftet, und die Karten gehörigen Orts beygegeben werden.
2) Jede solche Lieferung kostet 12 Groschen (15 Sgr.) ohne Vorausbezahlung; jedoch macht man sich bey dem Eintritt in die Subscription auf die Abnahme des ganzen Werkes verbindlich.
3) Es werden demnach beyläufig zwanzig Lieferungen in eben so vielen Monathen erscheinen, und zusammen nur an zehn Thaler betragen, während die erste Auflage gegenwärtig 60 Thaler kostet.
4) Die erste Lieferung ist bereits erschienen und liegt zur Einsicht vor, die zweyte Lieferung wird am 1. Januar 1834, und dann am 1. jeden Monaths eine folgende ausgegeben. Der geringe Subscriptionspreis bleibt bis zur sechsten Lieferung offen, dann tritt ein bedeutend erhöhter für spätere Abnehmer ein.

Alle angesehenen Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Staaten nehmen Subscription an.

So wie der Unterzeichnete die erste Ausgabe dieses Werkes würdig auszustatten bemüht war, wofür ihm ehrenvolle Anerkennung zu Theil geworden, eben so hält er es für seine Pflicht, der hier angekündigten zweyten verbesserten Auflage seine umsichtige Aufmerksamkeit zu widmen, und nichts zu versäumen, um sich durch eine gleichförmige typographische Ausstattung und pünctliche Ablieferung die Zufriedenheit der Abnehmer zu sichern.

Pesth, am 15. Oktober 1833.

C. A. Hartleben.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

December 1833.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1833.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Billroth, in Leipzig.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
v. Brandt.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Droysen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Erdmann.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfufs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Heffter.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
*Fr. Hufeland.
Wilhelm v. Humboldt.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
J. Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Kleinert, in Dorpat.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Göttingen.
Johannes Müller.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Rauter, in Strafsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Speier.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Paris.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*Joh. Schulze.
*C. H. Schultz.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Straufs, in Tübingen.
Streckfufs.
*Toelken.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Neustrelitz.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des December-Heftes.

Jahrbücher No. 101—120.

Anzeigeblatt No. 9.

No. 10.

Zur Nachricht.

Die *„Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"* werden auch im Jahr 1834 in der bisherigen Art fortgesetzt werden. Jährlich werden, ausschliefslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Wie bisher wird darauf gesehen werden, durch ausführliche und möglichst schnelle Recension der bedeutendsten neuen Werke, und kürzere Anzeige der minder wichtigen, den Lesern vollständige Kunde von den bemerkenswerthen neuen litterarischen Erscheinungen zu verschaffen. In dem Anzeigeblatt wird fortgefahren werden, neben den litterarischen Intelligenz-Nachrichten, eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichts-Anstalten der preufsischen Monarchie zu liefern, und durch bibliographische Berichte auch von der ausländischen wissenschaftlichen Litteratur eine vollständige Uebersicht zu geben. — Der Preis des Jahrgangs bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Duncker und Humblot in Berlin.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXXXIV.

George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Greifswald. Mit einem Bildnisse Georgs von Frundsberg. Hamburg bei Fr. Perthes. 1833.

Der Verf. vorliegender Biographie und geschichtlichen Darstellung, aus einer guten und gründlichen Schule hervorgegangen, ist uns bereits kein Fremdling mehr. Zwei Werke von vorzüglichem Inhalt und in geschmackvollem, anziehendem Style geschrieben, „Johann von Werth" und „der Römerzug K. Heinrichs VII. von Lützelburg" haben seine historiographische Meisterschaft rühmlich bewährt. Seine Neigung, hauptsächlich solchen Materien Aufmerksamkeit, Forschung und Behandlung zuzuwenden, welche von den Geschichtsbearbeitern bis dahin mehr oder minder vernachläfsigt worden, und welche bei reichem inneren Stoffe an und für sich selbst, überdies noch ächt vaterländische Gefühle wecken und Erinnerungen an kraftvolle, markige Charaktere der Vorzeit zurückrufen, führte ihn glücklicherweise auf einen neuen Gegenstand von allgemeinem Interesse für jeden, dem deutscher Heldenruhm, deutscher Erfindungsgeist und deutsche Manneskraft in dem gegenwärtigen Zustande allgemeiner und systematischer Verflachung unserer Nationalität, auch in ihren letzten Ueberresten, nicht ganz gleichgültig geworden sind. Der Verf. hat verschiedene Worte in der Vorrede zu seinem neuesten Buche dem Ref. aus der Seele genommen und Saiten berührt, welche sicherlich immer noch grofsen Anklang finden im Publikum, wenigstens bei einem grofsen Theile desselben, da es, Gott sei Dank, immer noch sehr viele „Liebhaber altfränkischer Studien" giebt; so viele Mühe man auch anwendet, den Maafsstab alles Würdigen und Grofsen nunmehr ausschliefslich bei den Fremden zu holen, und seitdem Deutsch sein wollen, vielen *Patrioten* gegenüber, für eine Schande gilt. Auch die Idee, G. von Frundsberg's Leben zu bearbeiten, theilte Ref. mit Hrn. Barthold seit Jahren schon; doch hielten andre, dringendere Arbeiten ihn jederzeit davon ab. Die Lesewelt wird es dem Vf. nur danken, zuvorgekommen zu sein, und auf so genügende Weise einen langgehegten Wunsch ausgeführt zu sehen. Der grofse Kriegsheld von Mindelheim hat einen seiner vollkommen würdigen Biographen gefunden, und wir beeilen uns, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme die Hauptpartieen des vor Kurzem erschienenen Werkes zu durchgehen und, da wir selbst mit dem Inhalte und den Quellen früher uns mehrfach beschäftigt haben, einige Bemerkungen da beizufügen, wo wir sie als dem Interesse der Sache dienlich erachten — ohne alle Absicht und Anmaafsung und ohne irgend eine Präjudiz für Hrn. Barthold.

Der Vf. hat einige gute Vorarbeiter gehabt, deren er auch in seiner Vorrede ehrenvoll gedenkt. Der erste und älteste, mit reichen Materialien ausstaffirt, welche von allen Beschreibern jenes Zeitraums in kriegsgeschichtlicher Beziehung benutzt worden, ist wohl der ehrliche A. Reifsner, mit seiner ungefügen und weitläuftigen *Historia Hrn. Georgen und Hrn. Kasparn von Frundsberg, Vatters und Sohns* u. s. w., welcher in der Vorrede nicht, wohl aber später oftmal erwähnt worden ist. Unter den neueren hebt Hr. B. mit Recht vorzüglich die Biographieen Frundsbergs von Hormayr im österr. Plutarch und von von Woltmann (im II. B. der 5. Lieferung s. sämmtlichen Werke) hervor; beide sind in ihrem wahren Werthe geschildert. Woltmann vor Allen verstand es, nach dem Leben, mit Geschmack und Geist zu mahlen, so wie er auch auf die gleiche Weise verläumden konnte, wo es ihm darum zu thun

war. Die wichtigsten Nachrichten und die mehr kritischen Mittheilungen mufs man jedoch bei den Darstellern der italienischen und französischen Kriege, bei Fleuranges, Bellay Guicciardini, Paul Jovius, Brantôme, Coccinig Gaillard, Garnier u. s. w. und in den Biographieen mehrerer G. v. F. befreundeten Ritter und Streitgenossen suchen. Höchlich zu bedauern ist nur, dafs der Verf. nicht auch *handschriftliche Quellen in Süddeutschland* sich zu verschaffen gesucht hat; die Archive mehrerer edlen schwäbischen Häuser, zumal der *Berlichingen, Gemmingen, Venningen* u. a. enthalten noch sehr vieles, und mehrere der jetzigen Besitzer, Männer durch Geist und Gesinnung ausgezeichnet, von welchen wir selbst mehrere darüber besprochen, würden nicht gesäumt haben, nach Kräften beizusteuern. Wir wundern uns defshalb, dafs kein öffentlicher Aufruf von seiner Seite erfolgt ist. Die wichtigste Notiz aber, die wir mittheilen können, wird wohl für ihn sein, dafs sich eine *ungedruckte Selbstbiographie* von Georg von Frundsberg vorfindet. Wir kennen die Thatsache aus dem Munde eines Freundes, der das Manuscript selbst (im J. 1821) eingesehen und das Versprechen mir gegeben hatte, eine Abschrift davon zu verschaffen. Leider ist dieser Freund für Griechenlands Freiheit kämpfend bei Peta gefallen, aber wir werden keine Mühe sparen, den Namen des herrschaftlichen Schlosses, der uns entfallen (wenn es anders Mindelheim selber nicht ist), auszumitteln und zugleich die Wege und Mittel, des kostbaren Schatzes, dessen Werth vielleicht dem Hüter oder Eigenthümer selbst bisher unbekannt geblieben, habhaft zu werden. Leider allzu viele Beispiele von Gewissenlosigkeit oder Dummheit, womit man solche Dinge aufzubewahren pflegt, (wir wollen blofs der merkwürdigen Vertheilung der Bände des kostbaren Zimmern'schen Manuscriptes erwähnen) sind uns binnen 10 Jahren kund geworden, als dafs wir so bald die Hoffnung für die Vindizirung des Besprochenen, im Interesse vaterländischer Geschichte, aufgeben sollten. Die kaiserliche Bibliothek in Wien, die Centralbibliothek in München und die öffentliche in Stuttgardt (an Materialien solchen Inhalts überreich) dürften nicht minder allerlei Ausbeute gewähren, wenn mit gehöriger Umsicht und Sorgfalt nachgeforscht würde. Auch ist Ref. einer höchst bedeutenden französischen Bibliothek von mehr als 30,000 Handschriften auf der Spur, worin *von* und *über* G. von Frundsberg eine Menge Briefe und Aktenstücke (laut dem von ihm in den Niederlanden eingesehenen, dem Besitzer der Bibliothek selbst mangelnden Kataloge) vorfindlich sind. Der Verf. hat zwar die Lebensschicksale und die Thaten Frundsbergs vorzugsweise sich zur Aufgabe gestellt, aber dabei, wie der Titel selbst es schon dargiebt, die Schilderung des deutschen Kriegswesens im Allgemeinen, zur Zeit des Uebergangs von der alten zur modernen Art, mit aufgenommen und zugleich werden die Charakteristiken und die Thaten verschiedener andern hervorstechender Gestalten, wie Sebastian Schärtlin, Götz von Berlichingen, der Brüder Ems, F. von Sickingen u. s. w. theilweise mit eingereiht. In jedem Fall ist durch Hrn. B. ein wichtiger *Theil* der *Geschichte des deutschen Adels* zur Zeit der Reformation, dem eine Bearbeitung, wie die von Hüllmann über die Städte u. s. w. und von Sartorius über die Hansa, bisher noch fehlte, nämlich die *militär-historische strategische*, auf genügende Weise behandelt worden. Es fehlt nun aber noch der *kultur-* und *litterar-historische*, der *politische* und der *reformatorische*. Der deutsche Adel, seit langer Zeit von seichten Schwätzern und politischen Fanatikern allzu oberflächlich abgefertigt, nimmt einen zu bedeutenden Theil der Reformationsperiode ein, als dafs man ihm nicht ein genaueres Augenmerk und gediegene Forschungen widmen sollte; aber diese Periode mufs nicht erst von Luthers Auftreten, sondern schon vom Wiederaufblühen der Wissenschaften an, bis zum völligen Ruin der politischen Macht des Standes mit Wilhelm von Grumbachs Sturze, begonnen und durchgeführt werden.

Im vorliegenden Werke hat der Verf. zuerst das deutsche Kriegswesen unter Maximilian I. und den Unterschied zwischen dem dienstpflichtigen und dem Soldritter zu Ende des 15. Jahrhunderts entwickelt. Die französischen Banden (neben Ban und Arrière-Ban), die deutschen Freireiter, die italienischen Condottieri, die belgischen und englischen Brabanzonen, endlich die Gialdionieri, und eine Menge andern wüsten Gesindels macht geregelteren Haufen Platz; das neuerfundene Feuergewehr verdrang die Stahlrüstungen mit ihren plumpen Waffen. Die gröfste Revolution bereitet sich aber ganz besonders im langen Streite der Häuser Valois und Habsburg vor. Die Schweizer und die Landsknechte, abwechselnd auf beiden Seiten dienend, spielen fortan die entscheidende Rolle. Mit Recht hat Hr. B. den groben Irrthum bemerkt, den Namen „Landskench-

te" vom Gebrauche der *Lanzen* abzuleiten, da er doch den Sinn hatte, dafs die im Kriege Dienenden *Volk vom Lande* seien; daher die Uebersetzung Lancigeri abgeschmackt. Dafs die Franzosen ihn in Lansquenets veränderten, ist bekannt.

Mit warmem Patriotismus wird die neue Schöpfung Maximilians beschrieben, wie die Waffen nunmehr den bis dahin verschmähten Bürgern und Bauern anvertraut worden, und die deutschen Fufsgänger mit den französischen *Hommes d'armes* fröhlich und streitkühn sich gemessen. In demselben Jahre, wo die Wehr deutschen Reiches dem Adel also entrissen worden, feierte die Ritterschaft der vier Nationen (der schwäbischen, fränkischen, baierischen und rheinischen) ihr letztes allgemeines Turnier. Der Kaiser trug, durch die Art und Weise, wie er den Landsknechten Achtung und Neigung zu erkennen gab, nicht wenig zur unverhältnifsmäfsigen Vermehrung ihrer Zahl bei, sie überschwemmten bald alle Länder und schlugen ihre Schlachten. Im Schwabenkriege mufsten sie zwar, den bisher unüberwindlichen Schweizern gegenüber, ein theures Lehrgeld bezahlen; aber Marignano sah ihre Kraft entwickeln und endete den Zauberglauben an das unzerstörbare Kriegsglück der so lange Zeit furchtbaren Eidgenossen. Dagegen kam die Furcht vor dem *furor tedesco* auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXXV.

Abendstunden, herausgegeben von Dr. Franz Theremin. Berlin, 1833. *Verlag von Duncker und Humblot.* 194 *S. kl.* 8.

Bei diesem kleinen Buche, worin ein angesehener Theolog und Kanzelredner für seine Mittheilungen die Form heitrer Kunst gewählt hat, mögen uns zuvörderst einige allgemeine Bemerkungen erlaubt sein.

Die tiefsten und heiligsten Wahrheiten, welche den Geist ergreifen und das Gemüth erfüllen, bedürfen ganz gewifs keines Schmuckes, wie ihn die Kunst aus ihren reichen Schatzkammern allem Erscheinenden darbietet. Die höchsten Ergebnisse des Denkens, die reinsten Ueberzeugungen der Religion, wirken unmittelbar durch ihr eigenstes Wesen, ohne Beimischung künstlichen Vortrags, der das einfache starke Licht durch die Mannigfaltigkeit bunter Farben in vielen Fällen sogar verdunkeln würde. Die Kunst hinwieder weifs jene Wahrheiten, mit denen sie im tiefsten Einverständnisse lebt, eben so wenig für sich als Schmuck und Hülfe zu benutzen; und ein Bund der Kirche mit den Künsten, den man zu solchem Behufe wechselseitigen Leistens oft genug verkehrterweise hat schliefsen wollen, ist immer ein unfruchtbarer geblieben. Doch wird eine Vereinigung beider Gebiete defshalb nicht entbehrt, sondern nur in andrer Art, als jener aushülflichen, bewirkt, indem keines derselben sich an das andre veräufsert, sondern beide selbstständig in dem reinsten menschlichen Antriebe zusammenfliefsen. Der Weise, der ein Künstler, der Fromme, der ein Dichter ist, wie sollten sie, ihrem höchsten Berufe folgend, aufhören diese Begabten zu sein! wie dürften sie jemals diese edlen Gaben verwerfen oder verläugnen, ohne das ganze Gewebe der ihnen verliehenen Eigenschaften zu zerreifsen? Wo diese Gaben wahrhaft vorhanden sind, da müssen sie den Geist überall begleiten, und es wird immer ein erfreuender Anblick sein, die höchste Bildung der Kunst, die Anmuth und Lieblichkeit des Vortrags, den Zauber der Poesie, sich den schmucklosen Ergebnissen der Wissenschaft und der Religion anschmiegen, diese zu jenen einkehren zu sehen. Auf beiden Seiten bleibt das Wesen dabei unverändert, und die Verbindung ist nur in der persönlichen Begabung, ohne auf die Sachen selbst überzugehen.

An solchen glücklichen Talenten hat es niemals gefehlt, und wie im Alterthum die philosophische, so ist in neuerer Zeit die religiöse Wahrheit öfters in schönem Kunstgebilde aufgetreten. Sehen wir jedoch näher an, was besonders die spätere Zeit bisher in dieser Richtung geleistet hat, so fällt uns sehr auf, dafs der eben bezeichnete Verein sich im protestantischen Bereiche noch selten, und im Ganzen auf einer minderen Stufe zeigt, als im katholischen. Eine kleine Auswahl von geistlichen Liedern, und eine vielleicht nicht stärkere von Predigten, abgerechnet, steht die dichterische und rednerische Bildung in jenem Gebiete sehr zurück, und auch das Beste davon dürfte schwerlich die Lieder eines Spee und Angelus oder die Reden eines Bossuet und Massillon übertreffen. Der Messias von Klopstock ist bei grofsen Schönheiten des Einzelnen im Ganzen ein verfehltes Werk. Von andern poetischen Gestaltungen der Frömmigkeit läfst sich auch das Einzelne nicht rühmen. Spätere Schriften über Religion, mit grofsem Anspruch an rhetorisches Verdienst abgefafst, tragen grade dessen Mangel zur Schau, und christliche Gegenstände platonisch zu dialogisiren ist bisher auch nur immer mifsrathen.

Um so erfreulicher erscheint nun dieses kleine Buch, von dessen Verfasser man mit Recht sagen kann, dafs er den ächten Künstlerberuf in sich trägt, wie denn auch seine mannigfachen Schriften bisher seine Dichter- und Rednergabe vielseitig dargelegt haben. Der Inhalt theilt sich in drei Abschnitte, von welchen der erste, „der Kirchhof" überschrieben, aus einer Reihe von Gedichten besteht, die bei sehr wechselnder Form in derselben Gemüthsstimmung und Gedankenrichtung verweilen. Ein wehmüthiger Schmerz und ein inniges Vertrauen athmen in dieser Poesie, die in den schönsten und klarsten Bildern sich bewegt; und besonders in den Sonetten ist ein melodisches Auf- und Niederwogen, wie es der Hauch Petrarcha's selber nicht schöner erregen könnte; die schwierige poetische Form erscheint hier nur als der natürliche Ausdruck der in frommer Liebe em-

porgeschwungenen Seele. Den Empfindungen zarter Innigkeit und treuer Sehnsucht gesellen sich auch wohl Gefühle erhabenen Schmerzes und Unwillens, wie in folgendem Sonett, das wir als Probe hier einrücken:

„Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stumm den Finger an die Lippen drücket,
Das alle Blumen von dem Rasen pflücket,
Und welken läſst die traurenden Cypressen.
Ihr meint, daſs um euch noch Thränen flössen,
Daſs die noch weinten, die ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, ihr Todten! Neue Lieb' entzücket
Die schwachen Herzen, die ihr einst besessen.
Wohlan, so laſst uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.
Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein jeder, der gestorben,
Und Er ist der Vergessenste von Allen." —

Auf diese Gedichte folgen „drei Gespräche", worin die sinnige Kunst des Verfassers sich auch auf diesem bisher so wenig, und fast immer unglücklich, angebauten Felde des Dialogs im gröſsten Vortheil zeigt. Sie sind von sehr verschiedenem Inhalt und Ton. In dem ersten wird das Erwachen eines Verstorbenen in den Gefilden des Himmels und sein steigendes Gewahrwerden des neuen Ortes und Zustandes dargestellt. Jederman sieht das Bedenkliche einer solchen Schilderung ein, wobei der Einbildungskraft ein reiches und gleichwohl nicht überfülltes Bild zu geben ist, das ihr weithin zur Thätigkeit Anreiz und doch zugleich Beruhigung geben muſs, das besonders aber den reingeistig christlichen Karakter nicht verläugnen, noch diesen unter sinnlicher Fülle verdecken darf. Das Bedenkliche wird zum Wagniſs, wenn die Ausführung in schlichter Prosa, und so zu sagen im Tone einer stillen Lebensscene geschehen soll. Diese Aufgabe nun ist hier mit groſser Meisterschaft behandelt, und zu dieser rechnen wir auch den Takt und das Maſs, mit denen zu rechter Zeit abgebrochen wird. Aus ganz einfachen, ja gewöhnlichen Zügen entwickelt sich eine geistige Wendung, der eine schmerzstillende Süſsigkeit entquillt, und die das Gespräch eröffnende, vielleicht von manchem Leser belächelte Frage: „Du hast gut geschlafen?" führt unvermerkt zu schauerlich ergreifenden Andeutungen, deren Bild man zerbrechen kann, ohne den Eindruck, den es gegeben hat, zu verlieren. Das zweite Gespräch: „die geistliche Beredsamkeit," verhüllt seinen tiefernsten Gehalt in einem fast scherzhaften Gewande, das aber in der Verhandlung selbst mehr und mehr zerrissen wird, und abfällt, um wichtige Wahrheiten in klarer Gestalt erschauen zu lassen. Der Verfasser bewegt sich in diesem Gespräche mit vollkommener Freiheit und Leichtigkeit, und wenn er gröſsere Stoffe ausführlich in dieser Art durcharbeiten wollte, so wäre ihm ein Erfolg zu versprechen, der unter uns Deutschen noch niemanden, bei unsern französischen Nachbarn vielleicht nur Einem, den wir aber hier nicht grade nennen mögen, zu Theil geworden ist. Lebhafte Laune ist auch in dem dritten Gespräch: „der Ritter von der traurigen Gestalt;" doch scheint uns dieses weniger gelungen, und der Grundgedanke mit der humoristischen Begleitung in einigem Miſstone geblieben.

Die dritte Abtheilung, fast die Hälfte der ganzen Schrift, ist ein Versuch: „von dem Wesen der mystischen Theologie." In diesem Aufsatze verläſst der Verfasser die Form des eigentlichen Kunstgebildes, und spricht im schlichten Vortrag der erörternden Untersuchung. Das Verdienst seiner Künstlerschaft zeigt sich aber auch hier in der klaren Besonnenheit, mit der er, ohne rednerische Erhebung und Abschweifung, aber gleichwohl mit innerer Wärme, seinen Weg forschend dahinschreitet, und bei jedem Schritte das Ziel fest im Auge behält. Er nimmt in der Theologie eine dreifache Richtung an, die historische, die philosophische und die mystische, deren jede ihren eigenen Grund haben, und neben den andern wirksam bestehen, ja ihnen zur Vervollständigung dienen soll. Nachdem er die Gränzen einer jeden dieser Richtungen bestimmt, wobei doch der philosophischen, wie uns dünkt, ihr Standpunkt nicht ganz nach Gebühr geworden, untersucht er näher das Wesen der mystischen Theologie, für welche er den besser bezeichnenden Namen „Theologie der unmittelbaren Anschauung" vorschlägt, sondert deren Abwege und Verirrungen von der graden und sichern Bahn, auf welcher Johann Gerson und Fenelon gewandelt, und zeigt, daſs diese mit den Wegen der historischen und philosophischen Theologie in völliger Uebereinstimmung zu demselben Ziele gelangt, und ihr Dasein auch den beiden andern Richtungen hülfreich, ja in gewissem Sinn unentbehrlich ist. Die wissenschaftliche Prüfung dieser Begriffe, wie sie der Verfasser festgestellt hat, und die Erörterung dieses Gegenstandes überhaupt kann in dieser Anzeige keinen Raum finden. Wir wollen hier nur dem Verfasser zum Ruhme bemerken, daſs seine Anerkennung einer philosophischen Religionswissenschaft und seine Vertheidigung der mystischen Theologie ihn vor vielen heutigen Theologen auszeichnen, die sich in beschränkteren, für jede freie Umsicht verschlossenen Standpunkten sicherer wähnen! Der ganze Aufsatz ist übrigens in friedlichstem Geiste zur Versöhnung und zur Vereinigung geschrieben, und der Verfasser bekennt in der Vorrede, daſs, wenn er bei diesem Gegenstande, über den so weniges feststehe, geirrt habe, er gern eines Bessern sich belehrt sehen werde.

Die ganze Stimmung dieser *Abendstunden*, der Zug gemeinsamer Gedanken und Empfindungen, der sich durch die verschiedenen Aufsätze windet, die geistig milde Anregung, die über dem Ganzen schwebt, alles dieses muſs der Hoffnung des Verfassers, „daſs auch nach Absonderung dessen, was der Eigenthümlichkeit der Form angehört, etwas allgemein Lehrreiches und vielleicht Erbauliches übrig bleiben werde," zur besten Gewähr sein, und sie wird sich gewiſs reichlich erfüllt sehen. —

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold.

(Fortsetzung.)

Mehrere Kapitel beschäftigen sich mit der Organisation des neuen Kriegswesens, oder dem Institute der Landsknechte; mit der Aufrichtung oder Werbweise des Regimentes, der Musterung, dem Artikelbriefe und den verschiedenen Aemtern, den hohen sowohl, als den niederen. Der Obrist, (in ziemlich unabhängiger Stellung zum resp. Kriegsfürsten und nur dem General-Obristen über das sämmtliche deutsche Fufsvolk, sowie dem General-Feld-Obristen untergeordnet) der Schultheifs oder Justizamtmann, der Profos und der Hurenweibel, der Feldweibel und der Landsknecht selbst treten hinter einander auf. Leonhard Fronspergers, kaiserl. Provisionars zu Ulm, schätzbares, wenn auch ungeheuer weitläuftiges Werk: „von Kaiserl. Kriegsrechten, Malefitz und Schuldhändeln, Ordnung und Regiment" u. s. w. ist die Hauptquelle, woraus Hr. B. geschöpft; dabei benutzte er jedoch manch' treffliche Winke aus Lebensbeschreibungen deutscher und französischer Ritter und Kriegshäupter, so wie mehrere Kriegsgeschichtschreiber mit. Einen charakteristischen Zug liefert die aristokratische Geringschätzung des Ritters Bayard gegen das schlechte deutsche Fufsvolk. Es liegt etwas von Junkerhoffahrt auch in dieser sonst so edlen und kraftvollen Natur, jene übelzeitige Chevalerie, welche noch zu Ende des 18. Jahrhunderts ihre politische Unbrauchbarkeit dargethan hat. Die Rechtsverfassung und Auflösung des Regiments, das Recht mit den langen Spiefsen, die Vereinigung mehrerer Kriegswürden, die Fechtart, die Frömmigkeit, das Kostüm und die Gesangliebe der Landsknechte reihen sofort den früheren Kapiteln sich an; das anziehendste darin ist unstreitig die Portraitirung des äufsern Wesens und Treibens, sowie die Poesie der Landsknechte. Gewifs finden sich in der kaiserl. Handschriftenbibliothek zu Wien, woraus Hr. G. Leon früher mancherlei mitgetheilt hat, sowie in mehreren ungedruckten Schweizerchroniken, wo die wechselseitige Ironie und der Hafs des schweizerischen und deutschen Fufsvolkes bitter genug gegen einander spielt, noch viele solcher poetischen Reliquien, die man nur zu suchen und zu sammeln braucht. Es wäre Jammer Schade, dafs das Lied: „Franz Sickingen das edel Blut, der hat viel der Landsknecht gut" u. s. w. nicht mehr aufzutreiben sein sollte. Gewifs ist es zu Wien selbst noch vorfindlich, wenigstens von einer spätern Hand aufgezeichnet; denn natürlich läfst sich nicht annehmen, dafs man Lieder, welche in aller Zeitgenossen Munde waren, damals gedruckt wurden, aufser vielleicht in der ersten Zeit, ehe sie allgemein bekannt geworden. In Prof. Wolff's Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen findet sich einige neue Ausbeute, die Hrn. B. vielleicht entgangen ist; aber es bleibt immer noch vieles nachzutragen, und wir werden in einer ausführlicheren Beurtheilung jenes Werkes das Zweckmäfsige diesfalls anzudeuten versuchen. Auch die holländischen und friesischen Kriegslieder dürfen nicht übersehen werden. Sie streifen oft sehr nahe an die oberdeutschen, so wie die Soldschaaren sich untereinander mischten; man trifft in flämischem Idiome liebe, alte Bekannte, Ueberarbeitungen, Uebersetzungen. Eine Art landsknechtischer Poesie erhielt sich im Niederlande bis über das Ende des langen Freiheitskrieges hinaus, und es sollen davon an geeignetem Orte Proben folgen, welche dies darthun werden. Eine Zusammenstellung der oberdeutschen, schweizerischen, plattdeutschen, dittmars'schen, flämischen, holländischen und friesischen Kriegslieder, mit biographischen Nachrichten über ihre Verfasser dürfte sicher als eine höchst verdienstliche und zugleich angenehme Arbeit sich ausstellen. Man denke nur an Isenhofer von Waldshut

und Veit Weber, an Hans Viol und Halb Suter von Luzern u. s. w. Ueber die meisten schweizerischen und viele holländischen besitzen wir selbst schon manche Materialien; aber Zeit und Geduld, Korrespondenz und Geld gehören freilich gleich sehr dazu, um die Aufgabe würdig zu lösen, und Deutschland ist nicht das Land, wo dermal solche Dinge besonders begünstigt werden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserm Verf. zurück, welcher mehrere Klag- und Lobelleder, auf G. von Frundsberg bezüglich, probweise mitgetheilt hat. Er kömmt nun auf die herrschenden Laster und auf die Ausartung des Institutes der Landsknechte zu sprechen. Vor allem wird der entsetzlichen Wildheit des Kriegsverfahrens in Feindes, bisweilen auch in Freundes Land, und der vielen empörenden, oft ganz unnützen Verwüstungen gedacht, wodurch sich die Landsknechte und ihre Häupter auf schauervolle Weise verewigt. Selbst G. von Frundsberg, der doch genaue und strenge Zucht hielt, konnte nicht immer wehren. Bald war es National-, bald Religionshafs, der den Mordstahl leitete und die Brandfackel in die Hand gab. Besonders stellt er in dieser Beziehung Graf Wilhelm von Fürstenberg voran, welchem die Franzosen noch lange Zeit wegen Vitri le brûlé Flüche nachriefen, und welchen sowohl die Königin Marguerite von Navarra, als der Hr. v. Brantôme ziemlich stark mitgenommen haben. Gerne hätten wir gewünscht, dafs Hr. B. den II. Band unserer *„Geschichte des Hauses Fürstenberg"* (welches Werk bisher in den meisten krit. Journalen nur leichtweg behandelt worden ist, aus Unkunde der vielen mühesamen Forschungen und der Zusammenstellung aus meistentheils handschriftlichen Quellen) eingesehen haben möchte, er hätte dann sowohl das Mährchen von der Vergiftung Königs Franz I. durch jenen Wilhelm, als dessen französische Dienste und sein Verhältnifs zum Hof und zu den deutschen Landsknechten umständlich beleuchtet gefunden. Eben daselbst ist auch Sebastian Vogelsberger von minder vortheilhafter Seite, als der Verf. und viele andere ihn genommen, aber ganz nach vorhandenen Quellen, die getreulich angegeben sind, dargestellt und auf die Nemesis hingewiesen, welche ihn für frühere Perfidien, freilich mit minderem Grunde bei der Sache selbst, wefshalb er den Kopf verloren, aber immerhin für falsches zweideutiges Wesen und Untreue an Kaiser und Nation, erreichte.

Aufser dem Landverwüsten und Gelderpressen, dem Martern und Quälen armer Leute, welche den Krieg ohnehin schwer genug fühlten, kam noch die Spielwuth und Trunksucht der Landsknechte hinzu, um sie zu nichts weniger, als liebenswürdigen und wohlfeilen Gästen dem Boden zu machen, welchen sie betraten. Die Strenge des kaiserlichen Abrufungsmandats reichte nicht immer hin, um dem Unwesen der gartenden Knechte zu wehren. Ueberdies hatte die Leichtigkeit, womit die Landsknechte geworben werden konnten, zur traurigen Folge, dafs die Kriege beträchtlich sich mehrten, und da man schneller sie endigte, auch einen räuberischeren und grausameren Charakter annahmen.

Eine schätzbare Untersuchung ist im 7ten Kapitel über den Untergang der alten Ritterschaft, über die Stiftung der französischen Hommes d'Armes, über die neue deutsche Reiterei, über die Ausbildung der französischen Cavallerie und über die Bildung der neuen Artillerie angestellt. Der Patriot mufs mehr als einmal erröthen, wenn er von den vielen Regimenten deutscher Reiter in Frankreichs Solde liest, welche, zumal seit die allerchristlichsten Könige in die Religionswirren unserer Nation sich einmischten, unterhalten, und, von französischen Feldherren gröfstentheils unabhängig, unter unmittelbaren Befehlen des Hofes und des Kriegsministeriums standen. Es waren, wenn wir die französische Kriegsgeschichte gründlicher studiren, *Deutsche*, welche ganz hauptsächlich dem Heerwesen des erbfeindlichen Volkes zu jener furchtbaren Kraft verhalfen, welche unser Vaterland um Macht, Sieg und Ruhm und endlich um Selbstständigkeit und Nationalität gebracht hat. Am Schlusse der wichtigen Abhandlung beschäftigt sich Hr. B. noch mit der Bildung deutscher Geschützkunst *in specie;* er stellt Parallelen an zwischen der alten und neuen, durchgeht die verschiedenen Gattungen des Geschützes und ihres Gebrauches; endlich entwickelt er die Nothwendigkeit, welche die Staaten nach und nach zwang, in das neue System einzugehen.

Mit dieser allgemeinen Abhandlung endigt das I. Buch. Das II. enthält nun *die Thaten der Hauptleute und die Geschichte Georgs von Frundsberg* bis zum Kriege von Pavia 1524. Die Hohen Ems eröffnen den Reihen; sie strahlen den meisten schwäbischen Namen an Tapferkeit, Kühnheit, Treue und Selbstaufop-

ferung voran, und mit Recht hat auch Ulrichs v. Hutten Muse ihnen ein Denkmal gesetzt. Nach ihnen wird der Frundsberger Abkunft (entweder von einem baierischen, oder tyrolischen, oder schweizerischen Schlosse) und seine Geburt (24. Septbr. 1473) angezeigt. Die Jugendgeschichte hat allerlei humoristische Einzelnheiten und zieht sich auch durch jene Götzens von Berlichingen hindurch. *) Gemeinsame Abentheuer legten den Grund zu einer innigen und stets dauernden Freundschaft. Nachmals arbeitete Hr. Jörg mit dem Kaiser gemeinschaftlich am neuen Kriegswesen; außer der ritterlichen hatte er auch einigermaſsen wissenschaftliche Bildung genossen. Seine ersten Kriegsthaten fallen in's J. 1510 und 1511 während des Feldzuges wider Venedig. Vom Ende 1511 bis zur Ravennaschlacht 1512 beginnt der groſse Wettstreit deutschen Kriegsvolkes mit Gaston de Foix (Nemours) und den Franzosen und der Heldenlauf der Anhalt, Ems, Lichtenstein und Frundsberg; mehrere Scenen sind mit Lebendigkeit erzählt und gehören zu den vorzüglicheren im Buche; es ist hier auch die erste gründliche Darstellung der bedeutsamen und hochtragischen Ereignisse jener Periode, welche die Liga von Cambray herbeigeführt.

Nunmehr folgt Frundsbergs Wirksamkeit vor Hohen Krähen, welches Raubschloſs durch den schwäbischen Bund zerstört wurde. Die verschiedenen Lieder auf diese Begebenheit, welche noch lange im Volke fortlebte, und von denen Hr. Wolff einige in seiner Sammlung mitgetheilt hat, sind dem Verf. entgangen. Schätzbare Nachrichten darüber liefert auch Walchner in seiner Geschichte der Stadt Ratolphzell, so wie die von Konstanz; viele andere sind noch im Königlichen Staatsarchive zu Stuttgardt, in ungedruckten Chroniken und Geschichten von Würtemberg, im Fürstl. Fürstenbergischen Archive zu Donaueschingen und einige Notizen in Münch's Gesch. von Fürstenberg II. zu finden. Die Schlacht bei Vicenza und die Belagerung von Verona im J. 1513 verschafften G. v. F. neue Lorbeeren.

Bis dahin hatte Hr. Jörg mit fröhlichem Muthe und ohne innere Entzweiung wider auswärtige Feinde gestritten; nun kamen aber immer mehr und mehr innere, politische und religiöse, Wirren, welche den Zweifel in seine Seele warfen, und ihn mit vielen alten Freunden, Gönnern und Streitgenossen in Zerwürfniſs brachten.

(Der Beschluſs folgt.)

*) Es wäre zu wünschen, daſs die Urkunden über — und die Verhöre mit Götz vor dem HeilbronnerRath vollständig herausgegeben würden. Alles darauf bezügliche Vorhandene befindet sich noch zu Heilbronn. Eine Kopie davon, die wir im J. 1827 erhalten, schenkten wir der Freiburger historischen Gesellschaft.

CXXXVI.

Die letzten Dinge des röm. Katholicismus in Deutschland. Von F. W. Carové, D. ph. u. Lic. en droit. Leipzig, 1832. 364 pp.

Eigentlich nur ein Wiederabdruck mehrerer (in diesen Jahrbüchern, den neuest. theol. Annal. und der allg. KZtg. erschienenen) Recensionen und Aufsätze, die der Hr. Vf. unter obigem Titel zusammengestellt, weil sie Schriften betreffen, welche factisch beweisen sollen, daſs die römische Kirche von dem Geiste der Zeit zu Grabe getragen werde. Neu jedoch ist die vorangeschickte „Einleitung" (p. 1 — 140), welche I) eine kurze Uebersicht der Geschichte der röm. kath. Kirche giebt (p. 1 — 20), II) die Principien darstellt, worauf ihre Verfassung beruht (p. 20 — 25), III) nachweist, daſs auch die neusten päpstl. Verordnungen jene Principien festhalten (p. 25 — 44); sodann aber IV) ausführlicher zu entwickeln sucht, wie sowohl die jetzige Verfassung der röm. kathol. Staaten Deutschlands, in kirchlicher wie in politischer Hinsicht, als auch die moderne kathol. Bildung und Wissenschaft direct und indirect jene Principien negirt (p. 44 — 118); endlich V) auf 2 Erscheinungen der neusten Zeit hindeutet, in welchen der „allgemeine Menschenverstand" und das „allgemeine Menschengefühl" nicht nur über die römische und protestantische, sondern auch über die christliche Kirche hinausgehe und ein absolut „neues Reich Gottes" zu gründen beginne (p. 118 — 140).

Fast komisch aber ist es, zu hören, daſs damit die „Philalethen in Kiel" und die „CXXVII antirömischen Katholiken in Dresden" (denen auch das Buch dedicirt ist) gemeint sind. Fürwahr, man traut seinen Augen nicht, wenn man den (sonst so verständigen) Hrn. Verf. p. 125 diesen widerwärtig monstrosen Nachgeburten des Illuminatismus und der Freimaurerei eine „*welthistorische Bedeutung*" beilegen sieht, die sogar mit der der Reformatoren verglichen wird. Nein! wenn diese nicht mit tüchtigeren Geisteswaffen gestritten hätten, wahrlich! wir ständen noch, wo die Welt im 15ten Jahrh. stand, da ebenfalls Schwarmgeister in Menge mit dem Papstthum zugleich das Christenthum abschaffen wollten, ohne doch nur im Geringsten mehr zu bewirken, als höchstens, Aasfliegen gleich, die allemal bei Gährungen sich erzeugen, den alternden Löwen des Mittelalters ein wenig zu molestiren. Vielmehr muſsten und müssen solche rein negative Bestrebungen fort und fort an ihrer eignen Ohnmacht spurlos zerschellen. So die Freethinkers in England, so die Théophilanthropes in Frankreich, so auch schon (3 Jahre nach ihrem Entstehn) die „groſse Einheit der CXXVII", deren Ober-

haupt. der Nudelfabrikant Bartholdi, wie kürzlich die Zeitungen meldeten, sich im Gefängnifs erhenkt hat! —

Verum index sui et falsi. Nicht der Irrthum überwindet den Irrthum, am wenigsten aber der gehalt- und marklose einen so substantiellen und energischen, als die römische Auffassung und Gestaltung der Idee der Kirche ist. Sie allein, die Idee, vielmehr giebt, selbst irrig gefafst und einseitig zum Dasein gebracht, der römischen Kirche doch eine Zähigkeit der Existenz, dafs sie selbst den härtesten Angriffen Stand hält. Es kann daher von einer geistigen Ueberwindung d. h. Erkenntnifs derselben als jener einseitigen und ihr selber inadäquaten Erscheinung der Idee nur da die Rede sein, wo diese selbst in ihrer *positiven* Wahrheit zu vollem, reifen Bewufstsein gekommen ist. Diefs aber hat zunächst in lebensfrischer Unmittelbarkeit der Glaubensact der Reformation vollbracht, und darum die protestantische Kirche sich siegreich über die römische erhoben. Doch nicht nur unmittelbar hat jenes Bewufstsein der Idee in ihr sich verwirklicht; es hat auch in ihrer Wissenschaft sich durch den Begriff mit sich selbst zu vermitteln gewufst, und die neuere Dogmatik ist die Frucht davon. Nur also vom protestantischen Glaubensbewufstsein aus und nur in wissenschaftlicher Form d. i. vom Begriff der Idee aus kann jetzt noch erfolgreich der Kampf gegen die römische Kirche fortgeführt werden. Mit so äufserlich empirischen Reflexionen, wie: dafs die Individuen, die sich zu ihr bekennen, diefs nicht mehr so unbedingt und entschieden thun, wie etwa im Mittelalter, oder: dafs die Staaten sich jetzt nicht mehr so völlig ihr unterordnen u. s w., — darf höchstens eine räsonnirende Kirchenstatistik sich beschäftigen, nicht die Polemik, die, da ihr historisches Element der Symbolik anheimgefallen, ihrem dogmatischen Elemente nach durchaus dogmatisch d. h. speculativ geführt werden mufs.

Diefs protestantische und speculativ-dogmatische Element tritt leider! in Hrn. Carové's Polemik immer mehr zurück. Er macht es sich zum Hauptgeschäft, einerseits die „Halb- oder Schwachgläubigen", wie er sie nennt, zu belehren, dafs sie in ihren Consequenzen, wenn sie „ächt-römisch" sein wollen, noch weiter fortgehen müssen, andrerseits den sogenannten Idealisten nachzuweisen, dafs sie die römische Kirche nicht, wie sie „urkundlich" sich darstellt, auffassen. Gesetzt nun aber auch, dafs diefs der Fall sei: was ist damit erwiesen? Eben nur die Mangelhaftigkeit der logischen Consequenz und historischen Kenntnisse einiger Theologen der römischen Kirche. Sie selbst ist damit nicht im Geringsten getroffen, und diefs bezweckt doch der Hr. Verfasser.

Indefs er selbst verfährt in Auffassung des Princips der römischen Kirche nicht logisch und historisch genau. Denn wenn er p. 45 als die „fundamentalste" Lehre der röm. Kirche die von der „alleinseeligmachenden Eigenschaft (!," derselben bezeichnet: so ist diefs 1) nicht logisch richtig, da solche „Eigenschaft" doch Qualität des *Wesens*, richtiger: Bestimmung des *Begriffs* der Kirche sein mufs, somit das Wesen d. h. der Begriff der Kirche, wie er römischer Seits gefafst wird, als das logisch Höhere, demnach „Fundamentalere" zu setzen ist; 2) aber auch historisch falsch, da jene Lehre keineswegs unterscheidende Lehre der *römischen* Kirche *als solcher*, sondern der Kirche überhaupt ist (was ihm z. B. Act. 4, 12 u. a. St. „urkundlich" beweisen können). Römisch vielmehr ist nur die Lehre, dafs es schon die *äufsere* Gemeinschaft mit der *sichtbaren* Kirche sei, die die Seeligkeit verbürge.

Obiges Princip aber bekämpft der Hr. Verf. nicht etwa von ihm selber aus d. i. aus dem Begriff der Kirche sowohl als der Seeligkeit (denn dann würde sich ihm ergeben, dafs Seeligkeit, als der Genufs des Bewufstseins der Wahrheit und der Versöhnung mit Gott, nur in der Kirche, als dem Leibe dessen, durch den uns „Gnade und Wahrheit geworden" (Jo. 1, 17), möglich ist); sondern von einigen Verstandesconsequenzen aus, wie: dafs dann viele „*Milliarden*" Menschen von der Seeligkeit auszuschliefsen seien, dafs dann Gott nicht der „*all*liebende" sein könne u. s. w. Auf das Erste liefse sich antworten, dafs ja die Zahl hierbei nicht in Betracht komme — schreibt doch der Hr. Verf. den *CXXVII* vor der Hand allein die rechte Lehre zu —; auf das Zweite, dafs ja Gott nicht die Sünder *als solche*, somit doch nicht *alle* und *Alles* liebe u. s. w. Aber es verlohnt sich gar nicht der Mühe, sowohl auf das Ungegründete, als Schiefe jener Consequenzen näher einzugehn, da einerseits, wie gesagt, das Dogmatische dem Hrn Vf. nur Nebensache ist, andrerseits aber derselbe so sehr aufserhalb des Christenthums steht, dafs er p. 65 den „Einigen Gott" der „dreipersönlichen Gottheit der mittelalterlichen (!) Kirche" entgegensetzt (als ob die christliche Kirche nicht an den *drei-einigen* Gott glaubte), p. 135 die CXXVII tadelt, dafs sie noch „an die göttliche Natur Christi glauben", sofern darunter mehr als „das jedem Menschen eingeborne (!) Göttliche" (das vage θεῖον der Heiden!) verstanden werde, p. 119 dem Christenthum vorwirft, dafs es „sich als übernatürlich über alles Natürliche, als göttliche Auctorität über alles Eigenmenschliche", „das Reich Gottes über das Reich dieser Welt, Gnade über Verdienst, Barmherzigkeit über Gerechtigkeit, Stellvertretung über Selbstgenugthuung" erhoben habe u. s. w.

Die letztren Vorwürfe zeigen recht deutlich, wie sehr der rationalistische Deismus mit dem römischen Pelagianismus innerlich verwandt ist (daher denn auch die entschiedensten Gegner des Christenthums meist auf röm. katholischem Boden entsprossen sind). Oder ist es etwa nicht die Lehre von der Verdienstlichkeit der eigenen Satisfaction durch allerlei gute Werke, worin gerade die römische Kirche das apostolische Christenthum am ärgsten depravirt hat? Und hören wir nicht jene Lehre gerade von Deisten und Rationalisten mit absonderlicher „Selbstgenugthuung" hervorheben? In der That stehen diese jener näher, als sie selber meinen, und wie heftig sie sich auch in ihrer Polemik geberden, sie arbeiten damit nur derselben in die Hände. Die protestantische Kirche aber sowohl als Theologie hat mit solcher Polemik nichts zu schaffen und mufs darauf die Worte Christi Mtth. 15, 14 anwenden.

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold.

(Schlufs.)

Sein Auge, sein Gemüth, sein Geist umflorten sich. Er stritt jetzt nur noch, weil der Löwe den Streit nicht lassen konnte; oft blutete das Herz, oft widerstrebte die Ueberzeugung. Kaum in den Schoofs seiner Familie gekehrt, (seine Gattin war eine tyrol. Gräfin Londron, unter seinen Söhnen zeichnete bereits Kaspar sich aus und folgte des Vaters Fahne als Hauptmann) wurde er von der geistigen Bewegung erfafst, welche, längst vorbereitet und vorhanden, in Martin Luther's Auftreten ihren Durchbruch erhalten hatte. Die Fehde mit Herzog Ulrich von Würtemberg, die Affairen Götzens v. Berlichingen, zumal in Heilbronn, sind, nach den Vorgängern, gut zusammengestellt. Frundsberg, der seine Herzensmeinung wegen Luther's durch die bekannte Ansprache beim Eintritt des Reformators in den Saal der Reichsversammlung zu Worms so rührend kund gegeben, ward seitdem noch mehr in seiner Ueberzeugung von der neuen Lehre bestärkt und eine der vorzüglichsten Stützen ihres Werkes.

Im 5. Kapitel rollen sich die Begebenheiten des grofsen Krieges wider Franz I. in den Niederlanden und in Italien, bis zur Einnahme von Genua, ab; Sikkingen, Nassau, Bayard, Frundsberg, Lautral, die Schweizer und die Landsknechte, Kabinetszorn und Volkshafs, ritterliche Begeisterung und schnöde Mordsucht, die Leidenschaften der alten und der neuen Zeit, erscheinen in mannigfachen, oft riesenhaften Gruppen neben und hinter einander. Lodi und Genua bilden neue Stätten des Ruhms für den Frundsberger und seinen Sohn.

Nach seiner abermaligen Heimkehr hatte er das Leidwesen, seinen biedern Götz in frischer Bedrängnifs, seinen verehrten und theuern Franciscus von Sikkingen unter Landstuhls Trümmern begraben, die Macht des verbündeten, nicht nur fränkischen (wie Hr. B. annimmt), sondern des fränkischen, schwäbischen, rheinischen und wetterau'schen Adels durch drei verbündete Fürsten, welche ein Instinkt der Selbsterhaltung zu ungewöhnlichen Anstrengungen treibt, gebrochen zu sehen. Die Burgen und die Glücksgüter vieler Freunde und Schützlinge fallen hinter einander, noch tiefer aber fällt der Adel moralisch und intellektuell, nicht nur politisch und finanziell im gröfsten Theile von Deutschland. Eine interessante Episode bieten die letzten Tage des alten Jörg Truchsefs des Bauernherodes (in den meisten Nachrichten nachmals der „Bauern-Jörg" geheifsen) und die letzten bösen Thaten der Rosenberge. Ueber diese letzteren kann man in Schwaben noch gehaltige Volkssagen sammeln; über den Truchsefs haben wir selbst, und eben so Hr. Schreiber zu Freiburg und Walchner zu Konstanz (aus Waldburgischen Archiven) viele neue Materialien aufgehäuft, jene für eine längst erwartete fragment. Geschichte des deutschen Bauernkrieges (welche auch durch Burkard Oechsle und Deuber noch nicht überflüssig geworden), wir aber für die Geschichte des deutschen Adels. Der Frevel Felix von Werdenberg's, welcher einige Wochen nach Herzog Ulrich's Hochzeitstag den Brautführer G. Andreas von Sonnenberg meuchelmordete, ist ebenfalls von B. erzählt. Viel Anziehendes und Seltsames mehr von diesem Geschlechte liefern noch vorhandene Chroniken, die Zimmern'sche besonders, sodann die reichen urkundlichen Collektaneen des leider nun verstorbenen Grafen Mulinen zu Bern und seines Freundes, des Grafen von Brandis, eben so über Montfort, welch' beide zusammen gehören. Sie und die *Helfensteiner*, welche mit Frundsberg gleichfalls in Berührung standen, hätten mit in den von Barthold gezogenen Kreis aufgenommen werden können.

Der Abfall des Konnetables von Bourbon, die In-

trigues der Königin Louise von Savoyen und die Wiederaufachung des Krieges mit Frankreich bis zum Abzuge von Marseille (1524) kommen sofort an die Reihe. Damit schliefst sich das II. Buch.

Das III. füllt sich beinahe ausschliefslich mit dem sogenannten *Pavia-Kriege*. Die Eroberung von Mailand durch Franz I., die Veränderung in der italienischen Politik, die grofsen Kämpfe vor und um Pavia, dessen Belagerung und Drangsal, Montmorency, Leyva, Pescara, Lannoy, Albani, Oranien, Schärtlin, Frundsberg, die als die berühmteren Feldherren bei Lodi und St. Angelo auftreten, Pescara und Frundsberg wider einander — bieten eine Reihe von epischen Gemählden, und die denkwürdige Schlacht bei Pavia und Franzens I. Gefangenschaft strahlen unter allen darin hervor. Die Stellung der Schweizer zu den Landsknechten, der italienischen Mächte zu dem Sieger, Sforza's zu Frundsberg werden sonach mehr oder minder ausführlich beschrieben. Hr. Jörg, mit den reichen Lorbeeren von Biccocca und Pavia, kehrt zu traurigen Scenen im Innern von Deutschland zurück.

Der *Bauernkrieg* nimmt das erste Kapitel im IV. Buche ein. Der Antheil unseres Ritters war ein nicht minder kräftiger, aber im Ganzen humanerer, als der des Truchsessen. Viele treffliche Winke über den Charakter, das Schicksal und die Ursachen des immer noch mit zu viel Einseitigkeit, Leidenschaft und Parteilichkeit abgehandelten Bauernkrieges sind auf S. 354 — 356 zu lesen; aber der Partheigeist unserer neuesten Zeit könnte auch diese leicht *mifsverstehen* oder *mifsbrauchen*, daher wir über diese Materie abbrechen, ob wir gleich mancherlei darüber bei diesem Anlasse sagen möchten. Die erneuerten *Italiakämpfe*, von der Liga zu Coynac bis zur Erstürmung Roms, boten reichlichen Stoff zu mehr als einer schönen Schilderung; letztere Katastrophe selbst ist unstreitig die schönste und das Prachtstück des Buches. Die neueren Forschungen und Aufschlüsse, auch mehrere kriegsgeschichtliche Werke und Memoiren (wie jene Benvenuto Cellini's) sind zum erstenmal auf verständige Weise mit benutzt worden. Der wackere Ritter, des Kriegshandwerkes und der Welteitelkeit über und über satt, von harten Körperbeschwerden (zum grofsen Unglücke Roms in den verhängnifsvollen Tagen) heimgesucht, erreichte sein Vaterland blos noch, um bald darauf in ewigen Urlaub sich zu begeben. Er schied mit gebrochenem Herzen über so manche verfehlte Hoffnungen, nutzlose Siege, über die Leiden und Gefahren des deutschen Vaterlandes, über die trostlose Zukunft und schmählichen Undank gegen seine zahllosen Verdienste um das Kaiserhaus und die Gesammtnation, am 20. August 1528, auf dem Schlosse Mindelheim, im Schoofse der Seinen. Hr. B. schliefst die Biographie würdig mit folgender treffenden Schilderung:

„Des Mannes Charakteristik ist in der Geschichte seiner Zeit eingeschrieben; dafs sein grofsartiger Antheil am Glücke des Hauses Oesterreich im ganzen Maafse erkannt werde, erweckte Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit und die Aufmunterung deutscher Fürsten und Herren fast ein Menschenalter nach seinem Tode, als jedoch noch mancher Zeuge der Thaten lebte, den wackern Adam Reifsner, der mit Beiträgen und Kundschaften eines Sebastian Schärtlin und Anderer in schlichter, ungeschminkter Erzählung die Heldenlaufbahn berichtet."

„Man hat Georg von Frundsberg den Bayard der Deutschen genannt; Lob und Bewunderung sei dem Ritter ohne Furcht und Tadel unverkümmert; aber der Frundsberg Frankreichs war er nicht, und Frundsberg als Bayard hätte Deutschland kein Frommen gebracht. Waren auch Beide an Tapferkeit, an Uneigennützigkeit, an Hingebung in die Sache ihres Vaterlandes, an Leutseligkeit und Milde, an Frömmigkeit sich ähnlich, so gaben sie sich doch durch das innere Verständnifs gleicher Eigenschaften als ganz verschiedene Naturen kund. Der Bayard bei aller Seelengüte so trotzig verhärtet in altfränkischen Standesvorurtheilen; bei aller Klarheit des Wollens so befangen angestämmt gegen eine Verjüngung der Verhältnisse des Lebens, als könne sein Arm und sein Wille die Jugend der gealterten Chevalerie zurückbannen; krankhaft wie ein Don Quixote, angeglüht vom Phantom der Ritterehre, das Mitleid und die Bewunderung erregend, seine Farben verlor, mufste untergehen. Was haben alle Bayards den Lilien geholfen? Der Frundsberg, so klug und einsichtig in die neue Zeit eingreifend und sie fortrückend, so ausgeglichen mit den Forderungen der Gegenwart, so gemüthlich tief und erfüllt von wahrer Mannesehre, bei aller Nachhaltigkeit des Hasses so fast prosaisch gleichmüthig die Stöfse des Geschickes, die Vereitlung hinnehmend, im ungeirrten Bewufstsein seiner selbst, auch wenn es ihm fehlschlug; er schuf, erweckte, beförderte

und veredelte seinen Stand, und ist immerdar das Bild eines christlich-deutschen Feldherrn."

Diese tüchtige Charakterschilderung kann zugleich auch eine Probe der körnig-deutschen, männlich-klaren und korrekten Schreibart des Vfs. geben, die im ganzen Werke sich gleich bleibt. Er ist überall warm, gemüthvoll, verständig, oft begeistert für seinen Helden und für sein Vaterland, aber immer gründlich, unpartheiisch, für die Fehler seiner Lieblinge unverblendet; und so wäre denn zu wünschen, daſs sowohl er, als Andere in seinem Geiste fortführen, an der Geschichte des deutschen Adels, zumal in kriegsgeschichtlicher Beziehung, zu arbeiten.

Ernst Münch.

CXXXVII.

Untersuchungen über die Irren. Zur Pathologie, Therapie und gerichtlichen Medicin. Von **Nasse.**

Dieser Aufsatz, aus Horn's u. s. w. Archiv für medicinische Erfahrung, Jahrgang 1832. Julius und August, 44 S. 8. abgedruckt, hat zum Gegenstand der Untersuchung die Frage:

1. Woran erkennt man einen Irren?

Nasse bemerkt richtig, daſs es nicht bloſs nicht gleichgültig, sondern selbst höchst wichtig sei, eine scharfe Gränze zwischen Irresein und Nichtirresein zu ziehen, — daſs Arzt und Richter diese Gränzbestimmung für ihr Geschäft dringend bedürfen, und daſs die Verwirrung groſs sei; er wolle daher einen neuen, auf ein befriedigendes Resultat gerichteten Versuch zur Lösung der Frage machen.

Worin besteht denn nun dieses „neue" pathognomische Zeichen des Irreseins, dies Kriterium des Unterschiedes des Irren vom Nichtirren? Abgesehen von dem Beiwerk seien die Haupt- und Haltpunkte der Beantwortung der Frage kurz zusammengefaſst, um daraus entnehmen zu können: in wie fern bei dem entscheidenden Kriterium in praktischer Hinsicht, besonders *in foro* ein genügendes Resultat sich ergiebt.

Oben an steht die wahre Behauptung, daſs die den Ausschlag gebenden Gründe der Beweisführung: daſs Jemand irr sei, oder nicht irr, *nur* aus dem psychischen Verhalten, nie aus dem somatischen zu entnehmen seien. Diese Behauptung, von Nasse aufgestellt, ist höchst bemerkenswerth. Sie ist nämlich, da es auch nach ihm auſser Zweifel zu sein scheint, daſs die irre Verkehrtheit jedesmal einem körperlichen Uebel als Symptom angehöre, eine faktische Appellation an die Seele wegen der Unzulänglichkeit der rein somatischen Theorie und Praxis, gleichwie die somatische Behandlung nicht kranker Irren eine faktische Appellation an den Leib ist, wegen Unzulänglichkeit der rein moralischen Praxis und Theorie. Die kraſs-somatische Theorie nämlich, (zu welcher übrigens Nasse sich gar nicht bekennt) welche z. B. eine *plethora abdominalis*, oder einen zu hohen Kopf oder Herzklopfen für einen *hinreichenden* Grund zur Erzeugung des Wahnes eines Bäckers aus Alt-Damm, daſs er Christus sei, ausgeben möchte, ist wirklich nicht viel weniger sinnlos, als die etwanige Behauptung, daſs, *was* und *wie* Jemand auf der Geige spiele, einzig und allein das Produkt der Geige als Geige sei. — Aus obigem Satze folgt, daſs in der Aufsuchung und Nachweisung der psychischen Merkmale des Irreseins der einzige Verständigungsweg für Aerzte und Juristen liege. Es fragt sich nun weiter, ob jeder Irre *psychisch* irre, und wird diese Frage im Allgemeinen dadurch mit Ja beantwortet, daſs Nasse mit andern Schriftstellern annimmt: das in der Seele des Irren primär leidende sei die Vorstellungsthätigkeit. Der wesentliche Unterschied des Irrens bei einem Irren und bei einem Nichtirren besteht nun nach N. darin, daſs das Irren im Irresein ein entschiedenes, dem Wanken und Zweifeln entzogenes sein müsse; daſs der Gradunterschied sich bei einem Irren in einen specifischen umbilde, in die Unfähigkeit, das Irren einzusehen, und zwar ist nach ihm diese Unfähigkeit nicht eine des Wollens sondern des Erkennens. Die Beachtung der Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Irrthumserkenntniſs giebt eine feste Gränze zwischen Irresein und Nichtirresein; oder noch kürzer: die *„Irrthumserkenntniſsunfähigkeit"*, welche keine zur Regel des Lebens gehörende sein dürfe, ist das entscheidende Kriterium des Irreseins. Und somit fährt er fort: Alles was so wohl der praktische Arzt, der für die Zulässigkeit eines Kranken zum Testiren, zur Abschlieſsung eines Contracts u. s. w. über das Dasein von Irrsein oder Nichtirrsein entscheiden soll, als was der gerichtliche und was der Richter zu dieser Unterscheidung braucht, ist in dem vorstehend erörterten Merkmal enthalten.

Dies wäre im wesentlichen der Gang und Inhalt der Untersuchung der Frage: woran erkennt man einen Irren? Fragt man jetzt, ob durch diese Bestimmung in praktischer Hinsicht, wie gewünscht wird, zur Erkenntniſs der *einzelnen* Fälle viel gewonnen, ob die Schwierigkeiten der Untersuchung erleichtert, die Verwirrung wirklich gehoben sei, so dürfte im Voraus mit Nein geantwortet werden können.

Strenge genommen nämlich ist mit diesem Kriterium der unzweifelhaften Unterscheidung der Seelenkrankheit von allen verwandten und ähnlichen Zuständen für Exploration der besondern Fälle in *praxi* wenig Positives gewonnen. Trotz dem nämlich, daſs der Arzt dies (vorläufig als ausreichend angenommene) Merkmal kennt, wird er es noch nicht im einzelnen Falle gleich erkennen, um demgemäſs sein Urtheil über den krankhaften Gemüthszustand des *Individui quaestionis* zu constatiren. Die Mittel aber, um zum Ziele der Untersuchung zu gelangen, sind in dieser Untersuchung nicht gegeben, sondern nur das Kriterium, durch welches zwar das Ziel der Untersuchung angegeben ist, nicht aber die Kenntniſs des Weges und der Mittel zum Ziele, welche doch für die Praxis, worauf es hier besonders ankommt, Hauptsache bleibt, und welche Nasse vielleicht als zweite Frage sich bei diesen begonnenen Unter-

suchungen zur Beantwortung stellen wird. Durch das Resultat dieser ersten Untersuchung, durch das aufgestellte Kriterium wird für Erkenntnifs der Seelenkranken in praktischer und forensischer Hinsicht nicht mehr gewonnen, als durch das Wesen der Körperkrankheit, durch das Kriterium von „Krankheit" für die richtige Diagnose der einzelnen so verschiedenartigen Krankheitsformen. — Zur Diagnose der Seelenkrankheiten gehört aufserdem: dafs der Arzt das organische in- mit- und durcheinander-Wirken der Totalität der Erscheinungen, ihrer Entwickelung, ihrer Uebergänge, ihres Zusammenhanges in objectiver naturgemäfser Anschauung erfasse, dafs er durch vorurtheilsfreie Combination und Vergleichung aller Thatsachen, aller vergangenen und gegenwärtigen somatischen, moralischen und intellectuellen Symptome die Verhältnisse und Unterschiede der äufseren und inneren, näheren und ferneren, disponirenden und occasionellen Ursachen erkennen, und dafs er endlich, durch Hülfe rationeller Benutzung und Berücksichtigung der natürlichen und erworbenen Individualität, des Alters, Geschlechts, Temperaments, der Bildung, Erziehung, des Geschäfts, kurz des Inbegriffes der subjectiven und objectiven Lebensverhältnisse, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Nothwendige vom Zufälligen, gehörig zu sondern und zu unterscheiden wisse. — In der quantitativ oder qualitativ verschiedenen Fähigkeit und Unfähigkeit der Aerzte zu Gemüthszustands-Untersuchungen nach dieser angedeuteten Methode, liegt, (wenn anders festgehalten wird an den im Landrecht gegebenen Bestimmungen über Wahnsinn und Blödsinn,) wie Ref. nach der reichlich ihm gewordenen Gelegenheit zur Einsicht in psychisch-gerichtliche Explorationen unmaafsgeblich sich überzeugt hält, weit mehr der Grundquell der dem Werthe nach verschiedenartigsten Untersuchungen und Gutachten über zweifelhafte Gemüthszustände, als in dem Fehlen oder Nichtkennen eines Kriteriums, wie etwa des hier gegebenen.

Jenes Kriterium selbst aber möchte nicht als genügend und ausreichend für *alle* Fälle und Formen von psychischen Krankheiten befunden werden. Allerdings denkt Ref., es gehöre zu den pathognomischen Zeichen des vollständigen, unzweifelhaften Wahnsinns, dafs der Kranke *nothwendig* für die Zeit des Krankseins die Symptome von unauflöslichem Widerspruch des Subjectiven und Objectiven, entweder partiell oder allgemein offenbare. Denn dadurch ist die psychische Krankheit — *Krankheit*, dafs der Mensch die krankhaften psychischen Symptome haben *mufs*, so lange er vollständig wahnsinnig ist, und nicht blofs leidenschaftlich oder immoralisch; er *mufs* sie *so* nothwendig dem Sachverständigen offenbaren, als der körperlich Kranke, z. B. der an der Lungenentzündung leidende, die wesentlichen Symptome derselben zeigen mufs, er mag wollen oder nicht, er mag von seiner Krankheit und von den Ursachen derselben wissen oder nicht. — Freilich ist also demgemäfs Nasse's „Irrthumserkenntnifsunfähigkeit" auch ein wesentlich pathognomisches Zeichen des unzweifelhaften, vollständig ausgebildeten Wahnsinns; allein es ist nicht als einziges Kriterium durchweg anzusehen. Für die gewöhnlichen, selbst Laien klaren Fälle von Blödsinn, Narrheit, Wuth, Verrücktheit, fixen Ideen kann dies Kriterium allenfalls genügen; aber schon bei einer der Hauptformen, selbst wenn sie ganz ausgebildet ist, kommen Fälle vor, von denen dies nicht zu behaupten ist. Es giebt nämlich Melancholiker, welche nicht nur die Erkenntnifs ihres Zustandes haben, sondern auch gar nicht unfähig sind, ihren Irrthum zu erkennen, dessenungeachtet aber *unwillkürlich* der entsetzlichsten Verzweiflung preisgegeben sind, und nicht nur dieser wegen, sondern wegen der Ohnmacht des Willens sich herauszureifsen zu können, sich selbstmorden. Noch viel häufiger läfst dies Kriterium im Stich bei den Untersuchungen über zweifelhafte Gemüthszustände, wegen welcher gerade die Sachverständigen in civil- und criminal-rechtlichen Fällen zu Rathe gezogen werden. Ja es giebt Beispiele in Fülle, aus der Geschichte zu entnehmen, dafs Irrthumserkenntnifsunfähigkeit da ist, ohne dafs gleichzeitig Wahnsinn da wäre, und es sei nur an viele Märtyrer erinnert.

Dies genüge, da weder die weitere Motivirung der angedeuteten Ansicht, noch die etwanige Aufstellung eines andern Kriteriums, (wenn überhaupt ein in der Praxis durchweg genügendes bei dem noch lange nicht erreichten Ziele wissenschaftlicher Psychiatrie möglich ist,) hier aus Mangel an Raum gegeben werden kann. Es sollte auch nur das aufgestellte Kriterium in der Kürze kritisch beleuchtet werden.

Schliefslich sei noch der Wunsch ausgesprochen, dafs Nasse diese Untersuchungen ja und ja fortsetzen möge, da sie stets geistreich und anregend sein werden, wie es sich von einem solchen Manne erwarten läfst. Diese Aufforderung ergeht um so dringender an ihn, da er, um nicht mifsverstanden zu werden, diese schöne Gelegenheit: sich über seine Ansicht von dem Wesen der psychischen Krankheiten nochmals definitiv auszusprechen, um so weniger vorübergehen lassen wird, als ihm nicht unbekannt geblieben sein dürfte, dafs die befangenen unter den Somatikern ihn sich zu nahe, die befangenen unter den Moralisten ihm sich zu fern stehend wähnen.

Diese seine Beantwortung der ersten Frage ist in der Gegenwart von allgemeinerem Gewinn und Interesse, als mancher glauben mag. Dadurch nämlich, dafs Nasse, welchen einige laute Herolde der krafs-somatischen Theorie für ihren Heros ansehen, unumwunden erklärt, dafs nur psychische Symptome über die Existenz des Irrseins entscheiden können, nie somatische, dürften einerseits diese Herren theoretisch etwas stiller und vorsichtiger aufzutreten vielleicht bewogen werden; andererseits dürften sie jenen unvorsichtigen, beklagenswerthen Ansichten, als dafs z. B. eine schiefe Grimmdarmslage, ein Gallenstein, eine Herzkrankheit oder unterdrückte Menses allein an und für sich Verbrechen und Mord veranlassen, also auch die Zurechnungsfähigkeit aufheben könnten und müfsten, *in foro* Gültigkeit usurpiren zu wollen, nach und nach ganz aufzugeben lernen.

H. Damerow.

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXXXVIII.

Des Aischylos Werke, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. *2 Theile. Berlin, Fincke* 1832.

Unter den Koryphäen der attischen Tragödie hat den ältesten, „den Vater der Tragödie", wie ihn seine Landsleute nannten, schon früh ein ungünstiges Geschick getroffen. Von den griechischen Kunstrichtern, selbst von Aristoteles verkannt, von den Römern durchaus nicht verstanden, von neueren Aesthetikern entweder gar nicht beachtet, oder mit einem mitleidigen Seitenblick übergangen, hat Aeschylus sich erst in der letzten Zeit einer vorurtheilsfreien Würdigung zu erfreuen gehabt. Zwar hört man auch wohl jetzt noch von übertriebener Kraft und von Unzulänglichkeit der Mittel, von gigantischen Conceptionen und von beengender Form sprechen, und statt mit Liebe in das Verständnifs des Dichters einzudringen und dem treffenden Urtheil des Aristophanes zu folgen, zieht man es wohl noch vor, gewisse spottende Bemerkungen des Komikers als einzige Richtschnur für die Beurtheilung gelten zu lassen; indessen verstummen immer mehr und mehr jene Pygmäen, die nur einzelne Theile des Riesenkörpers zu erkennen, aber nicht das Ganze zu überschauen vermögen. Seitdem die vorzüglichsten deutschen Gelehrten theils mit dem Schwerdte der Kritik, theils mit der Fackel poëtischer Divination in die Nacht des Vorurtheils eingedrungen sind, ist der alte Dichter wieder in sein Recht eingesetzt worden, und wo man sonst gewohnt war, Willkühr, Unordnung und Schroffheit zu erblicken, da zeigt sich jetzt Planmäfsigkeit, Ruhe und schöne Form.

An die Reihe derer, die für die Restauration des Aeschylus gewirkt haben, schliefst sich auf würdige Weise Hr. Droysen an. Er hat nicht blofs die Dramen des grofsen Dichters übertragen, sondern er hat es auch unternommen, ihn in allen Beziehungen, sei es politischen oder künstlerischen, so darzustellen, dafs sein Bild der Anschauung des Lesers vorgeführt werde.

Wenden wir uns zunächst an die Uebersetzung, da wir von ihr aus das ganze Werk am passendsten werden beurtheilen können. Es mufs gefragt werden, ob in ihr der Sinn des Originals stets richtig aufgefafst, und ob er treu wiedergegeben ist. Nennt man eine Uebersetzung treu, die sich durchaus, ohne Rücksicht auf die für Sprache und Sinn entstehenden Unbequemlichkeiten und Härten, an das Original anschmiegt, und keinen Schritt aus dem engen Kreise hinauswagt, in den ein wörtliches Uebertragen bannt, so kann die vorliegende Uebersetzung nicht auf den Ruhm der Treue Anspruch machen. Aber die Treue des Uebersetzers scheint in einem höheren Gebiete zu liegen; mögen auch bisweilen die Worte nicht genau mit dem Originale übereinstimmen, so wird doch etwas Tüchtiges geleistet sein, wenn der Inhalt dem Geiste des Schriftstellers angemessen wiedergegeben ist. Jenes allzu ängstliche Anschmiegen und Nachbilden verdunkelt gar zu leicht die schöne gefällige Form des Originals. Mehr als *ein* warnendes Beispiel lehrt, wieviel Schönheit und daher wieviel Wahrheit diesem untergeordneten Streben nach Genauigkeit aufgeopfert werde. Wie aber auf dieser Seite das Uebermaafs sehr bald alle Freiheit und Leichtigkeit der Form vernichtet und die anmuthige würdevolle Gestalt als eine steife ungefüge Gliederpuppe erscheinen läfst, so wird in der anderen Richtung nur allzu leicht der Willkühr Raum gegeben, so dafs die sicheren gediegenen Züge in ein unbestimmtes schwankendes Nebelbild verschwimmen. Es ist Hrn. D. gelungen, zwischen beiden Gefahren glücklich hindurch zu steuern; er hat fast durchgängig der Anforderung genügt, die er selbst dem Ubersetzer stellt, „dafs aus dem Schönen in das Schöne übertragen werde", und so stimmen wir gern mit seiner Aeufserung überein, „jeder Mifslaut, jede Wortverstümmelung, jede

Satzverrenkung sei eine ärgere Untreue, als ein Wort zu viel oder zu wenig." (Vorrede p. IX.) Indessen möge erinnert werden, dafs er bisweilen durch eine zu freie Uebertragung dem Gedanken Einiges von seiner ursprünglichen Schärfe, Bestimmtheit und Einfachheit entzogen hat, ohne ihn gerade unrichtig wiederzugeben. So ist z. B. *Suppl.* 636 (*ed. Well.*) der Gedanke zu sehr erweitert; es steht im Texte: „sie (die Argiver) schauen auf Zeus, den rächenden schwerzubekämpfenden Späher"; die Uebersetzung hat:

„Sondern sie schauen zu Zeus rächendem Wächter, der Schuld Unüberwindlichem Fluch."

Es ist wahr, dafs von jenem rächenden Späher ein leichter Uebergang stattfindet zu dem Mittel der Rache, dem Fluch der Schuld, durch das dann das Folgende:

„dafs blutschuld'ges Spähn
Keiner auf seinem Dache wünscht, denn er lastet schwer dort',

noch in genauere Beziehung zu dem Späher gesetzt wird, und insofern ist die Uebersetzung durchaus nicht unrichtig, aber sie ist zu frei, indem sie die Mittelglieder des Gedankens nicht etwa errathen läfst, sondern sie, ohne durch das Original dazu aufgefordert zu sein, ausspricht. — Eine ähnliche Erweiterung bemerken wir in der Persern, v. 590:

„Ihr Freunde, wer des Grames nasse Pfade kennt,
Der weifs es, wie den Menschen, wenn des Mifsgeschicks
Sturzwelle einbricht, Alles Furcht zu wecken liebt."

Dies „nasse Pfade" liegt nun aber nicht in κακῶν ἔμπειρος, sondern Hr. D. hat sich, wie es scheint, durch das κλύδων κακῶν des folgenden Verses zu dieser Uebersezzung bewogen gefühlt; und wenn wir auch mit ihm κακῶν ἔμπορος lesen, „ein Wanderer des Leides", so stört doch gerade das von ihm gewählte Epitheton, indem es zu viel Farbe aufträgt, die Ruhe des Originals. Die Vossische Uebersetzung kann hier freilich nicht einmal den ihr sonst zukommenden Ruhm der Genauigkeit in Anspruch nehmen:

„Ihr Freunde, wer mühselig weites Meer befuhr";

wo ist hier κακῶν übertragen? man soll es doch nicht etwa in „mühselig" suchen? — Es ist uns noch eine dritte Stelle aufgefallen, in der die Uebersetzung zu viel gethan hat. Ag. 1611 steht: καὶ ταῦτα τἄπη κλαυμάτων ἀρχηγετῆ. Der Humboldt'schen Uebersetzung:

„Auch diese Worte werden Grund der Thränen dir"

fehlt die Schärfe und Bestimmtheit, die in ἀρχηγετῆ enthalten ist. Vofs sagt:

„Auch diese Rede ist dir des Heulens Urbeginn",

eine eben so wenig genaue (ἀρχηγετῆ durfte nicht durch ein Abstractum wiedergegeben werden), als geschmackvolle Uebersetzung. Warum finden wir aber bei Hrn. Droysen eine im Aeschylus nicht vorhandene Metapher?

„Auch dieses Wort scharrt bittrer Thränen Quell dir auf!"

Ist es wohl bei seiner Gewandtheit anzunehmen, dafs er nicht eine, der lebhaften Anschauung, die mit ἀρχηγετῆ zu verbinden ist, angemessene treue Uebersetzung habe finden können?

Es hat uns nothwendig geschienen, auf diese Stellen, zu denen wir noch eine und die andere hätten hinzufügen können, aufmerksam zu machen, weil vom Uebersetzer verlangt werden mufs, dafs er nicht mehr thue, als ihm das Original erlaubt, und weil meistentheils Hr. D. gerade darin dem Aeschylus mit vielem Glücke nachgefolgt ist, dafs er das Ineinanderspielen von Bildern und Beziehungen, wo oft *ein* Wort eine weite Perspective von Gedanken und Empfindungen eröffnet, mehr angedeutet, als entwickelt hat. Ausgezeichnet ist in dieser Art die Uebersetzung der Chorstelle, Ag. 379: „Gleich schlechter Goldmünze", und ihr sind manche andere Chorsätze an Werth gleich, z. B. der aus den Choëph. 578 „Erde wohl nähret manch' riesengrausig Ungeheu'r", den wir bedauern nicht ganz mittheilen zu können. Zu den am vorzüglichsten gelungenen Stellen rechnen wir aufser *Suppl.* 274 sqq. und Ag. 870 sqq. auch den Anfang der Rede der Kassandra, Ag. 1151:

„Es soll von nun an unter Schleiern nicht hervor
Die Verheifsung blicken gleich der neuvermählten Braut;
Ein heller Frühwind wird sie wach, dahinzuwehn
Gen Sonnenaufgang, und es rauscht wie Meeresfluth
Bei dieser Blutschuld erstem Strahl gewaltiger
Empor!

Die Vergleichung dieser Stelle, und überhaupt alles dessen, was Kassandra spricht, mit der Vossischen Uebersetzung ist sehr geeignet, die Vorzüge der Droysenschen Uebertragung vor jener anschaulich zu machen.

Bis auf einige Stellen hat Hr. D. den Text stets richtig verstanden; ein Beispiel genüge, um einen Irrthum anzuzeigen. Ag. 130 hat Hr. D. übersetzt:

„So hat nimmer der Ewigen Neid
Die gefährdeten Wälle mit Heeresgewalt so wie umnachtet!"

Schon das folgende γάρ zeigt an, dafs Kalchas in diesen, mit Absicht etwas unklar gehaltenen Worten eine

Warnung für das griechische Heer und die Atriden ausspricht. Die Stelle heifst wörtlich übersetzt: „dafs nur nicht (οἷον, nicht οἶον ist zu lesen) der Ewigen Neid den grofsen, in den Krieg gezogenen Zügel Troja's (nämlich das griechische Heer, und näher bestimmt, die Atriden, denn es folgt οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος), der schon früher geschlagen ist, verdunkele." Die ganze Stelle bezieht sich auf die Opferung der Iphigeneia, die durch den Zorn der Artemis nothwendig wird. Das sehr dunkele προτυπέν möchte wohl nicht mit Wellauer auf die Frevel des Agamemnon gegen die Artemis zu beziehen sein, sondern es scheint vielmehr versteckter Weise auf das, dem Atridenhause einen furchtbaren Hintergrund bildende Schicksal der Vorfahren zu deuten. Nach Hrn. D's Uebersetzung dürfte nicht μή τις, sondern οὔ τι; zu lesen sein. — Es scheint uns fast unnöthig, hinzuzufügen, dafs wie weit wir davon entfernt sind, dem Uebersetzer, der so viele Schwierigkeiten so tapfer überwunden, einen Vorwurf daraus machen zu wollen, dafs er einige Stellen nicht ganz richtig aufgefafst hat; es ist im Gegentheil unsere Pflicht, anzuerkennen, dafs die vorliegende Uebersetzung unter Anderem auch *das* Verdienst hat, das Verständnifs vieler Stellen sehr gefördert zu haben.

Meistens genügt es den Uebersetzern, den Inhalt des Originals wiederzugeben; aber es mufs auch noch der Uebersetzung das Gepräge aufgedrückt werden, wodurch sich dieser bestimmte Schriftsteller von anderen unterscheidet, seine Eigenthümlichkeit, seine Farbe mufs sich in den kleinsten Zügen erkennen lassen, „der Eindruck der Form, die sich der Inhalt gegeben, mufs wiedergegeben werden," wie Hr. D. bemerkt. Aeschylus ist in der Sicherheit des Eindrucks ausgezeichnet, Alles gewinnt durch feste Haltung und scharfe Zeichnung Leben und Bedeutung, nirgends ist Schlaffheit und Farblosigkeit. In seiner reichen, vielbewegten Darstellung liegt oft der Punct, der die scheinbar auseinander fallende Masse von Beziehungen zusammenhält, sehr verborgen; ihn herauszufinden, ihn nicht zu deutlich, aber doch erkennbar zu bezeichnen, durch ihn den Ton des Originals hindurchklingen zu lassen, ist die mühevollste Arbeit, aber zugleich die höchste Tugend des Uebersetzers. Metrum, Klang der Vocale, ungebräuchliche Formen, antithetische Stellung einzelner Worte und ganzer Gedanken, Alles mufs zusammenwirken, um den Eindruck des Originals ohne Verzerrung und Uebertreibung hervorzurufen. Gelingt dies dem Uebersezzer, so hat er sich als Künstler bewährt. Hr. D. hat in dieser Beziehung viel Vortreffliches geleistet; die Scene der Kassandra, der grause Chorreigen der Eumeniden, die Beschreibung der salaminischen Schlacht, die Todtenspende der Atossa, der Traum der Io, das Ende des Prometheus, der Chor der Grabesspenderinnen nach Klytämnestra's Ermordung und viele einzelnen Stellen sind auf ausgezeichnete Weise in ihrer ungemein scharf hervortretenden Characterisirung aufgefafst und nachgebildet worden. Biblische Worte und Wendungen ersetzen hier und da den Eindruck, den Anklänge an die Homerischen Gedichte, jene Bibel der Hellenen, stets in dem Griechen erweckt haben; ja selbst, wenn Atossa sagt, sie lege auf des Darius Grab „bunte Blumen, *Kinder der verjüngten Au*", so ist die Erinnerung an den grofsen Dichter, dessen Worte fast insgesammt Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, von einer sehr erfreulichen Wirkung.

(Der Beschlufs folgt.)

CXXXIX.

Ueber das Gift der Fische, mit vergleichender Berücksichtigung des Giftes von Muscheln, Käse, Gehirn, Fett u. Würsten, so wie der sogenannten mechanischen Gifte von Herm. Fried. Autenrieth, Dr. u. Prof. der Medicin u. s. w. Tübingen, bei C. F. Osiander 1833. *VI u.* 287 *S.* 8.

Was der Vf. in vorliegender ausgezeichnet fleifsigen Schrift liefert, ist ein schätzenswerther Beitrag zur Lösung der Aufgabe, die Einwirkungen der Aufsenwelt auf den Körper kennen zu lernen. Es ist seine Absicht, uns mit den Fischen bekannt zu machen, die schon eine nachtheilige Wirkung auf den menschlichen Organismus geäufsert, und die Bedingungen, unter denen dieselbe Statt gefunden, nachzuweisen.

Das Werk beginnt mit einer Aufzählung der verschiedenen Arten von Fischen, deren Genufs schon Vergiftungszufälle herbeigeführt haben soll. Die Namen dieser Thiere, die der Vf. nach den Familien geordnet, sind aufgeführt, die Schriftsteller, welche ihrer nachtheiligen Wirkungen gedenken, sind citirt und deren Erzählungen kurz mitgetheilt. Da es nicht bestimmte einzelne Familien sind, denen die Individuen, welche schädlich wurden, angehören, da nicht eine bestimmte Gestalt und Bildung diese Eigenschaft begleitet, die bei Thieren aller Zonen und Himmelstriche schon hervortrat: so wirft der Vf. die Frage auf, ob nicht vielleicht ein entfernter Grund solcher Einwirkung in der organischen Grundmischung der Fische liegen könne. Denn diese Mischung ist eine andere, als die der übrigen Thiere. Das Fisch-

blut zeichnet sich durch Vorherrschen von Wasserstoff und Kohle und durch geringen Stickstoffgehalt aus. Das Fischfleisch nähert sich seiner Natur nach weit mehr dem verhältnifsmäfsig stickstoffärmeren, aber hydrogenreicheren Eiweifsstoffe, als dem Faserstoff; es ist weicher, schwammiger, lockerer, als das der höheren Thiere, es geht weit schneller in Fäulnifs über, bei welcher zum Unterschiede vom Fleische der warmblütigen Thiere der Wasserstoff weniger mit Stickstoff zu Ammonium, als besonders auch mit dem in beträchtlicherer Menge vorhandenen Phosphor zu gephosphortem Wasserstoffgas eine Verbindung einzugehen pflegt. Bei allen Fischen, unter denen aber besonders die schleimigen zur Fäulnifs Neigung haben, ist bei diesem Processe der Geruch nach gephosphortem Wasserstoffgase in hohem Grade wahrnehmbar. Das Fett der Fische oxydirt sich weit leichter, als anderes Fett und zeigt bei seinem Ranzigwerden einerseits ein stärkeres Hervortreten von einer gesäuerten Kohle, andererseits eine leichtere Entwickelung von riechenden Wasserstoffproducten. Bei diesen auffallenden chemischen Verhältnissen kann es denn nicht anders sein, als dafs der ausschliefsliche Genufs von Fischen eine von der, welche andere Fleischnahrung zeigt, verschiedene Wirkung beim Menschen zur Folge hat. Diese zeigt sich denn auch wirklich in dem geringen Grade von Plasticität des Blutes, in der Muskelschwäche, in dem Vorherrschen der Lymphe vor dem Blute, in der Anlage zu Zersetzungskrankheiten. Hierzu kömmt noch eine ganz besondere Beziehung zum äufsern Hautsysteme, welche hauptsächlich wohl von dem den Fischen eigenthümlichen Geruchsprincipe herrührt und sich durch stinkenden Schweifs und lepröse Krankheitsformen manifestirt. Ferner giebt Fischnahrung auch gern zu Indigestion und selbst zu kaltem Fieber Veranlassung.

Alle diese Momente deuten aber nur auf eine Prädisposition zu Krankheiten, die der anhaltende Genufs von Fischen zuweilen vermag, über die Bedingungen, unter denen Fische giftig geworden sind, geben sie keinen Aufschlufs. Eine eigene Art von Fäulnifs ist schon oft eine Quelle der giftigen Entmischung der Fischbestandtheile geworden; allein bei weitem häufiger ereigneten sich Vergiftungszufälle auf den Genufs von frischen Fischen. Da es aber wahrscheinlich keinen einzigen Fisch giebt, der immer giftig wäre, so müssen es mehr zufällige oder wechselnde Einflüsse sein, welche unmittelbar oder mittelbar jene giftige Entmischung des Fischfleisches bewirken, die entweder schon während des Lebens der Fische Statt findet, oder wenigstens sogleich nach ihrem Tode, ehe sie in eigentliche Fäulnifs übergehen, eintritt. —

Nun zeigt der Verf., wie geringen Einflufs der Aufenthaltsort der Fische auf ihr Giftigwerden hat, wie es nicht vulkanische Ausdünstungen oder die Auflösung von metallischen Giften im Meerwasser sind, die dies veranlassen, wie das Gift nicht ihrer Nahrung seine Entstehung verdankt. Da nun aber giftige Fische bei sonst gleichen äufsern und örtlichen Verhältnissen nur in gewissen Gegenden getroffen werden, da auch die giftigsten blofs zu gewissen Zeiten verderblich sind: so glaubt der Verf. die Ursache hiervon, in einer periodischen Veränderung der Lebensverhältnisse der Fische selbst suchen zu müssen, mit welcher zugleich die Wahl eines besonderen Aufenthaltes verknüpft ist. Eine solche Veränderung der Lebensverhältnisse findet aber Statt zur Zeit, wo diese Thiere dem Fortpflanzungsgeschäft nachgehen. Aus den vom Verf. mitgetheilten Thatsachen geht nun wirklich hervor, dafs die meisten Vergiftungsfälle durch Fische, während diese laichten, sich ereigneten. Schon dafs der Rogen so vieler dieser Thiere vorzüglich nachtheilig wirkt, deutet hierauf hin. Es ist ferner eine allbekannte Erfahrung, dafs das Fleisch der meisten Fische durch das Laichen verschlechtert und bisweilen ganz ungeniefsbar wird. Es nimmt dadurch nicht nur oft einen ekelhaften Geschmack an, sondern wird auch weicher und mehr oder weniger schmutzig gefärbt und zeigt bei allen Fischen einen mehr oder weniger hohen Grad von Entmischung. Dazu kömmt nun noch, dafs sehr häufig dieser Zustand in wirkliche, deutlich ausgesprochene Krankheit übergeht, wie beim Blei, bei den Salmen, deren Körper um diese Zeit sich oft mit Blasen bedeckt. Werden nun schon die Fische unserer Climate um diese Periode ihres Lebens nachtheilig, um wie viel mehr mufs dies in den Tropen der Fall sein, wo noch so viele andere Umstände eine intensive Entmischung des Fischfleisches begünstigen.

Bei näherer Betrachtung der Zufälle, welche auf den Genufs schädlicher Fische eintreten, zeigt sich in der Art derselben eine auffallende Verschiedenheit. In dem einen Falle sind es mehr Symptome von einfach gestörter Verdauung, bei denen die Krankheit stehen bleibt, in dem andern gesellt sich zu denselben eine ungewöhnlich starke Aufreizung im Gefäfs- und Nervensysteme, die bald nur in vermehrter Secretion des Darmcanals als cholerische Form sich ausspricht, bald das Gefäfssystem im Allgemeinen betreffend mit Hauteruption verbunden ist, die scarlatinose Form. Im dritten Falle endlich finden wir den Ausdruck von tiefster Schwäche und Lähmung hereingebrochen (paralytische Form).

Nach einer sehr sorgfältigen Schilderung der verschiedenen Krankheitssymptome, welche dem Genusse giftiger Fische folgen, gelangt der Verfasser durch Vergleichung des Fischgiftes mit dem, welches Muscheln, Hirn, Würste, Fleisch, Fett, Käse u. s. w. schon producirt haben, zu dem Resultat, dafs das Gift der Fische als blofse Modification eines allen thierischen Giften gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Giftstoffes zu betrachten sei, der wohl durch die Entwickelung eines mit einem Pimetinartigen Stoffe verbundenen Fettsäure gebildet wird. —

Der vierte Abschnitt des Autenrieth'schen Werkes enthält eine Aufzählung der verschiedenen Arten von Fischen, deren Stacheln giftige Wirkungen zugeschrieben werden. Der Untersuchung der Ursachen, welche die durch die genannten Fische versetzten Wunden ungewöhnlich bösartig machen, ist der fünfte Abschnitt gewidmet. Im 6ten theilt der Verf. seine Ansichten über die Behandlung der durch den Genufs von Fischen bewirkten innerlichen Vergiftung, so wie der durch sie bewirkten äufsern Verletzungen mit.

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Des Aischylos Werke, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. 2 Theile.

(Schlufs.)

Sollte Hr. D. auch einzelne Stellen, die einer eigenthümlichen Färbung entbehren, dennoch auf eine besondere Art haben hervortreten lassen, so dürfen wir mit ihm deshalb nicht rechten, denn es ist auf der anderen Seite die Unmöglichkeit nicht zu verkennen, Alles und Jedes in der bestimmten Weise, wie es sich im Original darstellt, wiederzugeben. Auch hat Hr. D. niemals, wenn er sich vom Original entfernt, die Gränze des Schönen überschritten.

Es scheint nothwendig, hier auf den Reim aufmerksam zu machen, dessen sich Hr. D. bedient hat, um bisweilen einen eigenthümlichen Eindruck hervorzurufen. Die äufsere Beobachtung zeigt, dafs Aeschylus den Reim öfter angewandt hat; hüten wir uns wohl, seine Bedeutung falsch aufzufassen. Wir versuchen, uns diese Erscheinung im alten Tragiker auf folgende Art zu erklären. Viele Beispiele beweisen, dafs Aeschylus ein Freund von, wir möchten sagen, witzigen Antithesen war, in denen mit einem Hauptworte das, dem Sinne desselben entgegengesetzte Epitheton verbunden wird*). Wem ist wohl diese, auch den späteren Tragikern so sehr beliebte Wendung unbekannt, die durch Wiederholung desselben Wortes bis zur Carricatur gesteigert zu haben, des Euripides Verdienst ist (man erinnere sich der herrlichen Parodie in Aristophanes Fröschen, 1360 sqq. φόνια φόνια etc.). Eine weitere Ausdehnung gewann diese Wendung beim Aeschylus dadurch, dafs er ähnlich klingende Worte einander gegenüber stellte, und so eine Antithese, nicht mehr des Gedankens, sondern des Klanges erreichte*), durch welche die Darstellung ungemein viel Leben und Farbe gewinnt. Verschieden hiervon ist der Reim in den Trimetern, wo er theils von selbst durch die unvermeidliche Wiederholung der im Griechischen so klangvollen Endungen entsteht, (z. B. *Prom.* 238. 9. ἰδεῖν, τεχεῖν; *Suppl.* 924. 5. ἐγγεγραμμένα, κατεσφραγισμένα), theils aber von Aeschylus mit Absicht, besonders am Ende von Reden und Abschnitten, gesetzt zu sein scheint **). Es ist nicht an-

*) Es genügt, hierfür anzuführen: χάρις ἄχαρις „lieblose Liebe", *Prom.* 544. *Ag.* 1525. *Coëph.* 42. νόμος ἄνομος. *Ag.* 1113. ἔρως ἀπέρωτος. *Choëph.* 592. παῖδες ἄπαιδες „kindlose Kinder" *Eum.* 987. θέλεος ἀθέλεος „ob du magst, ob vermagst" *Suppl.* 842. νᾶες ἄνᾳες *Pers.* 660. (ähnlich ist *Eum.* 14. χθόνα | ἀνήμερον τιθέντες ἡμερωμένην „die des Landes Wildnifs seinem Zug entwilderten").

*) So steht *Ag.* 473. ταχίπορος. ἀλλὰ ταχύμορον „mit Windeswehn; doch windverweht". 366. 7. πνεόντων μεῖζον ἢ δικαίως, | φλεόντων δωμάτων ὑπέρφευ „Im Kriegsmuth wilder denn gerecht war, Im Hochmuth überstolzen Glückes". 1544. 5. φέρει φέροντ' . . . | μίμνει δὲ, μίμνοντος . . . *Choëph.* 430. 1. ἕκατι μὲν δαιμόνων | ἕκατι δ' ἁμᾶν χερῶν „Auf Gottes Kraft bau' ich fest! Auf meine Hand trau ich fest!" *Suppl.* 368. 9. μονοψήφοισι νεύμασιν σέθεν, | μονοσκήπτροισι δ' ἐν θρόνοις χρέος „Alleinherr mit dem Auge wenn du winkst | Alleinherr mit dem Scepter, das du schwingst." *Pers.* 899. κακοφάτιδα βοὰν, κακομέλετον ἰὰν" Unergötzliches Getön, Unersättliches Gestöhn!" 907. λαοπαθέα σέβων, ἁλίτυπά τε βάρη (so, scheint es, liest Hr. D) „Um die Leiden in der See, Um die Leichen in der See." Aehnlich ist die Wiederholung desselben Wortes in gleicher Stelle verschiedener Verse, z. B. *Choëph.* 425. 6. ἄνευ πολιτᾶν ἄνακτ' | ἄνευ δὲ πενθημάτων. 618. 9. ἐπ' ἀνδρὶ τευχεσφόρῳ | ἐπ' ἀνδρὶ . . . . . *Pers.* 542. 3. 4. Ξέρξης μὲν ἤγαγεν, ποποῖ, Ξέρξης δ' ἀπώλεσεν, τοτοῖ, Ξέρξης δὲ πάντ' . . . . „Ach Xerxes führte sie — hinab! Ach Xerxes führte sie — Ins Grab! Ach Xerxes schuf u. s. w.", entsprechend ist die Antistrophe ganz an derselben Stelle 552. 3. 4. Ferner vergleiche man *Pers.* 641. 2; 646. 7; 680. 1; 686. 7.

**) In dieser Beziehung sind hauptsächlich folgende Stellen bemerkbar: *Ag.* 24. 5. κατάστασιν, συμφορᾶς χάριν. 1291. 2. 3. θάνῃ, πέσῃ, θανουμένῃ. 1657. 8. (das Ende des ganzen Drama's) τῶνδ' ὑλαγμάτων· ἐγὼ — τῶνδε δωμάτων καλῶς *Choëph.* 839. 40. εἴτ' αὐτὸς ἦν θνήσκοντος ἐγγύθεν παρών, | εἴτ' ἐξ ἀμαυρᾶς κληδόνος λέγει μαθών. 1057. 8.

zunehmen, dafs dem so feinen Ohre der Griechen dergleichen Töne verklungen seien, ohne einen bestimmten Eindruck zu hinterlassen, und es mufs daher durchaus gebilligt werden, wenn der Uebersetzer etwas Analoges durch den Reim hervorzubringen sucht. Dies ist Hrn. D. in hohem Grade gelungen; die meisten unter den angeführten Stellen sind höchst entsprechend wiedergegeben, und hier, wie in manchen anderen Fällen (z. B. *Pers.* 1014. u. 1020 *ἄπριγδ' ἄπριγδα μάλα γόεδνα.* „Es *bricht*, es *bricht* mir die greise Kraft") zeigt der Uebersetzer, dafs er den Klang der Worte, der für den Eindruck des Ganzen von so grofser Bedeutung ist, sehr schön nachzubilden versteht. Hr. D. bestimmt in der Vorrede (p. XI) die Bedeutung des Reims sehr gut: „Auch die alte Sculptur schmückte ihre Marmorstatuen mit hellen Farben; und diese Farben des Reimes sind es, die ich der marmorhellen Sprache des Aischylos um so weniger entziehen durfte, da sie für uns die strenge Kälte der Rhythmen so wohlthuend lindern". Setzt er nun aber hinzu: „Wahr ist es, ich habe die Farbe häufiger und stärker aufgetragen, als mein Original," so mufs er erwarten, dafs, wenn *er* sich von seinem Gefühl und von seiner Kenntnifs des Dichters hat bestimmen lassen, der Leser seinerseits das Recht nicht wird aufgeben wollen, zu untersuchen, ob der Reim auch an allen Stellen *seinem* Gefühle und dem Eindruck, den das Ganze auf *ihn* gemacht, entsprechend sei. Wir für unser Theil müssen bekennen, dafs durch zu häufige Benutzung des Reims einige Stellen für unser Gefühl einen zu starken Anklang an die moderne Weise erhalten haben. So schliefst z. B. die eine Rede der Kassandra (*Ag.* 1264—8) mit je zwei Reimen, und in dem Chore der *Choëph.* „Weinet die Thräne" finden sich Reime, die durch das Original nicht bestätigt werden. Auch scheint es uns fast, als wenn Hr. D. zu weit gegangen ist, wenn er den Reim an zwei Stellen seiner Uebersetzung, die ihn im Original nicht haben, in der Vorrede (p. XI) auf folgende Weise motivirt: „Für die epischen Anklänge, die dem Boten der salaminischen Schlacht so eigenthümlich sind, bot mir unsere Sprache nichts Stellvertretendes: ein Reim am Ende seiner Rede war das Einzige, was einen ähnlichen und wohlbekannten Klang hervorrief; die andächtigen Gesänge der Danaïden durften ihren weichen, ihren liturgischen Character nicht ganz verlieren: wenige Reime genügten, ihnen eine entsprechende Farbe zu liefern." — Wenn wir auf diese Weise mit Hrn. D. in manchen Einzelheiten nicht übereinstimmen, und bisweilen weniger gethan wissen möchten, als er gethan hat, so sind wir doch genöthigt, die Aufnahme des Reims in die Uebersetzung zu loben, um so mehr, da sie uns Gelegenheit giebt, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu schätzen, mit welcher der Uebersetzer selbst die kleinsten Züge seines grofsen Originals aufgefafst hat.

In der Behandlung des Metrums hat Hr. D. es verstanden, die strenge Form des alten Dichters unserem Gefühle zugänglich zu machen, ohne den Weg, den ihm das Original vorschrieb, auf leichtfertige Weise, wie es einige Uebersetzer gethan, zu verlassen, und so hat er es erreicht, die Schroffheit und Schwerfälligkeit, die ein zu enges Anschliefsen an das Antike mit sich führt, in Ebenheit und heitere Würde umzuwandeln. Namentlich ist es zu billigen, dafs er den Trimeter etwas leichter behandelt hat, als es Vofs in der streng antiken Weise, die unserem Gefühle zu starr ist, gethan; ebenso hat Hr. D. die dochmischen Verse mit Recht meistens nur mit iambischem und dactylischem, und nicht mit tribrachyschem Anfange gebraucht, der keinen Eindruck auf uns macht, da wir die zweite Sylbe nicht accentuiren. Das Metrum ist in den Chören meistens dem Texte ganz entsprechend nachgebildet; doch läfst sich darüber nicht immer genügend urtheilen, weil oft die Leseart, die Hr. D. annahm, nicht ganz bestimmt zu erkennen ist. Es wäre zu wünschen, dafs er hierüber Aufschlüsse gäbe. Besonders ist es zu loben, dafs er auch das in rhythmischer Hinsicht Bedeutsame stets bedeutsam wiedergegeben, und auch hierin auf die Eigenthümlichkeit des Originals geachtet hat. Wenn er in der Anordnung der Chorgesänge vielfach von früheren Bearbeitern der Aeschyleischen Tragödien abgewichen ist, und manche eigenthümliche Ansichten aufgestellt hat, so möchte zwar wohl nicht Alles un-

---

ὁρῶ, ἐγώ. *Eum.* 63. 4. τερασκόπος, καθάρσιος. „Zeichenkündiger, Entsündiger". 287. 8. ὢν θεός, λυτήριος. „Göttin Huld, letzte Schuld." *Suppl.* 199. 200. φυγάς, ἥσσονας. 286. 7. πλέον, τὸ σόν. 497. 8. χρεών, θεῶν. 499. 500. κίοι, ἐμοί. 706. 7. θεῶν, λαβών. *Sept.* 37. 8. ὁδῷ, δόλῳ. 452. 3. φερέγγυον, ζυγόν. 663. 4. αὐτοκτόνος, μιάσματος. *Prom.* 468. 9. σόφισμ' ὅτῳ, ἀπαλλαγῶ. 511. 2. φυγγάνω, μακρῷ. 522. 3. σώζων ἐγώ, ἐκφυγγάνω. 774. 5. ἐγώ, λέγω. Zwar nicht am Ende einer Rede, aber von grofsem Nachdruck ist der Reim *Ag.* 1415. 6. τερασκόπος, θεσφατηλόγος „Wunderseherin, Zukunftdeuterin."

bedingt zu billigen sein, jedoch verdient auf jeden Fall *das* mit Dank aufgenommen zu werden, was an die Stelle der Unordnung und Verworrenheit, die noch immer dieses Gebiet beherrschen, Einfachheit und Klarheit setzt.

So zeigt es sich nun, dafs Hr. D. den Geist seines Dichters sicher und bestimmt aufgefafst, und dafs er es verstanden hat, dem Tragiker in die innerste Werkstatt des Schaffens zu folgen. Es liefsen sich viele Beispiele anführen, um darzuthun, wie ihm selbst die entferntesten Beziehungen nicht entgangen sind, und wie er Alles, was für die Eigenthümlichkeit des Aeschylus in Sprache, Klang der Worte, Versstellung, Folge der Gedanken und Haltung des Ganzen von Wichtigkeit ist, beobachtet und mit grofsem Glücke nachgebildet hat; ja, wenn wir ihm etwas vorwerfen wollten, so würde es nicht etwa dies sein, dafs er die Art und Weise des Dichters *nicht* erkannt hat, sondern, dafs er bisweilen selbst *da* Eigenthümlichkeit und besondere Characteristik finden zu müssen glaubte, wo sie nicht bestimmt hervortritt. Indessen ist die Masse des Gelungenen so bedeutend überwiegend, dafs wir lieber mit freudiger Anerkennung das Werthvolle rühmen, als uns den Vorwurf unzeitigen Mäkelns zuziehen mögen, besonders da wir bedenken, mit welchen Hindernissen der Uebersetzer eines, in so vielen Beziehungen schweren Dichters zu kämpfen hat.

Hr. D. läfst uns nicht allein den Dichter an seinen Werken erkennen, er giebt uns auch eine Anschauung von der Form seiner Dramen. Die Frage über den trilogischen Zusammenhang derselben hat in der letzten Zeit die Gelehrten vielfach bewegt, und wie die Entdeckungen des grofsen Kenners der homerischen Gesänge eine neue Bahn für die Würdigung jener epischen Gedichte gebrochen haben, so hat *sie* durch Belehrung und Widerspruch das Verständnifs des Tragikers ungemein gefördert. Während die Kritik sich gegen die Annahme von Trilogien sträubt, um nicht den sicheren Boden äufserer Beglaubigung verlassen und sich in das Gebiet poëtischer Anschauungen versteigen zu müssen, hat gediegene Gelehrsamkeit, verbunden mit tiefem dichterischen Gefühl die Ahnung eines inneren Zusammenhanges von scheinbar getrennten Dramen zur Gewifsheit erhoben. Die Erkennung der trilogischen Form macht nunmehr erst eine richtige Schätzung des Gehaltes der aeschyleischen Tragödien möglich; sie allein zeigt, mit welcher Sicherheit und Besonnenheit Aeschylus seine grofsartigen Conceptionen zu beherrschen verstand, und indem sich die aus einander geworfenen Glieder zu einem kräftigen, ebenmäfsigen Körper vereinigen, ordnen sich auch die einzelnen Theile der Dramen nach derselben Form zu einem schöngebildeten Ganzen. Wenn die Gelehrsamkeit sich bemüht hat, den trilogischen Zusammenhang einzelner Tragödien nachzuweisen, von denen bisweilen kaum etwas mehr, als der Name vorhanden war, so versucht Hr. D., die Gestalt der Trilogien aufzufassen, und sie unserer Anschauung näher zu bringen, indem er oft einzelne Dramen anders und glücklicher, als der Verf. der „aeschylischen Trilogie" verbindet. Da all' sein Bemühen überhaupt darauf gerichtet ist, nicht die Untersuchungen, sondern deren Früchte mitzutheilen, so ist das freilich gewagte Unternehmen, „ein ungefähres Bild einzelner Trilogien" nach den, in so geringer Anzahl sich vorfindenden Andeutungen zu entwerfen, mit Dank aufzunehmen; doch darf nicht vergessen werden, dafs ein solches Bestreben in eben dem Maafse zur Willkühr im Nachdichten verleiten kann, als es der Darstellung poëtischer Anschauungen günstig ist. Will man aber einmal ein Verfahren der Art gestatten, — und man wird es wohl nach den Bemerkungen, die der Verf. in der Vorrede macht, gestatten müssen, — so kann nicht geleugnet werden, dafs die Nachbildung der Trilogien von tiefem Verständnifs des Aeschylus, sowohl in der Form seiner Dichtungen, als in der Behandlung der Mythen, zeugt. So ist namentlich die Trilogie, in der die Perser das Mittelstück bilden, dann die Promethee, besonders in der Anordnung des ersten Drama's, die Achilleïs, die Aethiopis, die Trilogie der Niobe, und die von Hrn. D. zuerst aufgefundene des Ixion mit wahrhaft poëtischem Geiste dargestellt. Die Trilogie der Aetnäerinnen, auf die Hr. Welker nicht eingegangen ist, liefert in der Weise, wie sie Hr. D. auffafst, einen neuen Beweis einer sogenannten historischen Tragödie. Es sind, wie Hr. D. bemerkt, in die Darstellung der Trilogien meistens nur solche Fragmente aufgenommen worden, die von Wichtigkeit für die Erkennung des trilogischen Zusammenhanges waren; aufser den mitgetheilten sind indessen noch manche bekannt, die es vielleicht wegen ihres Werthes verdient hätten, berücksichtigt zu werden. So z. B. der Vers aus Aristophanes Fröschen (v. 1468), *οὐ χρὴ λέοντος σκύμνον ἐν πόλει τρέφειν*, der nunmehr nach Herrn Welker's Belehrungen

(Allgem. Schulzeitung, 1831. Abth. II. No. 152.) ein klares Licht auf die „Zerstörung Ilions" wirft. Auch die Fragmente aus den „Todtenbeschwörern", von denen sich eines in Aristophanes Fröschen (v. 1290) findet, scheinen wenigstens diese Tragödie, wenn auch nicht die ganze Trilogie, ziemlich bestimmt erkennen zu lassen, besonders bei gewandter Benutzung der *Νέκυια* aus der Odyssee. Vermissen wir an dieser Stelle Einiges, so scheint uns an einer andern der Vf. zu viel gethan zu haben. Wenn er es nämlich unternimmt, nach so ungemein geringen Andeutungen das Satyrspiel der Orestee bis in's Einzelnste genau zu skizziren, so, fürchten wir, genügt zur Motivirung dieser Kühnheit nicht die Erklärung, dafs „er nichts anderes, als das Aeschyleische Satyrdrama und dessen Verhältnifs, wie er es sich denkt, an einem Beispiele zeigen wollte." (Vorrede p. VII.) So geistreich auch der Versuch ausgefallen ist, so rechtfertigt doch, wie es uns scheint, das Gelingen subjectiver Intentionen nicht das gefahrvolle Unternehmen. Uebrigens ist die, auch durch die „Amymone" (Theil 2. p. 103) bewährte Auffassung des Satyrdrama's, die es als „ein jubelndes Freudenfest darstellt, mit dem das neue, aus furchtbaren Kämpfen erstandene Leben begrüfst und begonnen wird" (Theil 2. p. 281), ebenso neu, als sinnvoll, und sie gewinnt um so mehr Bedeutung, da sie auch *diese* Art von Dramen, in denen Aeschylus ausgezeichnet gewesen sein soll, in eine enge Gedankenverbindung mit der Trilogie setzt.

In den Didaskalien behandelt der Verf. Alles, was nur irgendwie in ein näheres Verständnifs des Dichters einzuführen vermag. Sein Leben, seine politische Stellung, sein Verhältnifs zu Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern in der Kunst, die Art und Weise der Aufführung seiner Dramen, die Zeitbestimmung derselben, alles dies ist klar und übersichtlich aus einander gesetzt. Von besonderem Werthe ist der Abschnitt, der das Leben des Tragikers vom politischen Standpuncte aus betrachtet. Aeschylus hat thätig an allen den grofsen Begebenheiten, die seine Zeit bewegten und Athen's Macht auf so wunderbare Weise hoben, Antheil genommen; er hat auch in die Parteikämpfe seines Vaterlandes mit Wort und That eingegriffen. Nicht blofs als Kämpfer von Marathon, Salamis und Platää dichtet Aeschylus; noch in späteren Jahren stehen ihm Feinde gegenüber, gegen die er die mühevolle Errungenschaft seiner Jugend vertheidigen mufs; die neue Gestaltung des attischen Staatslebens seit Aristides Tode, und hauptsächlich die gesteigerte Entwickelung der Demokratie unter Perikles findet in ihm einen eifrigen Widersacher. Aus diesem Streite ist sein gröfstes Werk, die Orestee, hervorgegangen. Wie die heftigen Erregungen seiner Jugendzeit in den Perserkriegen, seiner Mannesjahre in dem merkwürdigen Wettstreit mit Sophokles, „in dem die Richtung, die er in der Kunst und im Staate vertrat, eine entschiedene Niederlage erlitt" (Thl. 1. p. 174), und seines Greisenalters in dem fruchtlosen Ringen gegen Perikles Neuerungen den Charakter des Dichters bildeten und bestimmten, hat der Vf. auf eigenthümliche Weise hervorgehoben. Eben so interessant und belehrend ist die Schilderung der verschiedenen Stufen der tragischen Kunst, wie sie durch die Trias der grofsen Tragiker bezeichnet wird.

Die durch viele neue Ansichten sehr anziehenden Bemerkungen, die Hr. D. zu der Uebersetzung der Orestee hinzugefügt hat, sind im höchsten Grade geeignet, eine Anschauung von der Aufführung dieser Trilogie zu geben, und sie beweisen, dafs es möglich ist, aus den geringen Andeutungen, die uns über die äufsere Darstellung der Dramen enthalten sind, ein klares Bild zu entwerfen. Freilich mufs man die Beziehungen, welche jedes einzelne Drama darbietet, aufzufassen verstehen, wenn man sich die äufsere Wirkung desselben vergegenwärtigen will, und es ist in dieser Hinsicht ein wesentliches Verdienst des Vfs., dafs er einen jeden, auch noch so verborgenen Umstand zu benutzen gewufst hat. Wir bedauern, dafs es uns nicht vergönnt ist, in alle Einzelnheiten in dieser Beziehung näher einzugehen, ebenso wie wir uns nur ungern mit der kurzen Bemerkung begnügen, dafs die Andeutungen über die Schule des Aeschylus und einiger anderer Dichter sehr belehrend und anziehend sind.

Soviel genüge, um den Inhalt des vorliegenden Buches zu schildern; es bleibt uns nur noch übrig, hinzuzufügen, dafs Arbeiten dieser Art ebenso dem heutigen Standpuncte der Wissenschaft angemessen sind, als sie den Keim zu weiterem Fortschritt in sich tragen. Die Philologie unserer Tage darf nicht mehr ihr Gefallen daran finden, eifersüchtig über ihren Schätzen zu wachen, sie mufs es sich vielmehr selbst zum höchsten Gewinn anrechnen, wenn sie soviel wie möglich freien Zutritt zu ihnen eröffnen, und sie zur allgemeinen Anschauung bringen kann. Dies hat Hr. D. für den, von ihm behandelten Gegenstand gethan; wenn wir auch in einzelnen Puncten mit ihm nicht übereinstimmen, so werden wir ihm doch dafür aufrichtig Dank wissen, dafs er die Werke des Tragikers mit künstlerischem Geiste nachgebildet, dafs er ein allgemein verständliches Resultat aus den Untersuchungen über den Aeschylus geliefert, und das *Bild* des grofsen Dichters mit bestimmten Zügen entworfen hat. Mögen sich die Philologen ja nicht mit einem vornehmen „Gehört nicht zum Dionysos" von dergleichen Leistungen wegwenden; ihre mühevollen Bestrebungen können in der That nur gefördert werden, wenn sie es sich angelegen sein lassen, dieselben durch die Frische der Anschauung zu beleben. **A. Heydemann.**

// Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833. (Zweites Semester.) № 9.

Personal-Chronik.

Se. Majestät der König haben dem französischen Prediger *Chodowiecki* zu Schwedt den Rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruht.

Am 13. November feierte der Professor und ehemalige Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Dr. *Bellermann*, sein funfzigjähriges Doctor-Jubiläum, bei welcher Veranlassung ihm von Sr. Majestät dem Könige die Schleife zum Rothen Adlerorden 3ter Klasse verliehen wurde.

Der als Schriftsteller bekannte Ludwig *Osinski* in Warschau ist zum Referendar des Staatsraths ernannt worden.

Am 4. Juli starb zu Darmstadt der grofsherzogl. Hessische Stabsmedicus Dr. Heinrich *Hoffmann*, geb. 1781.

Am 27. September starb zu Leipzig der Dr. jur. Friedr. Huldr. Karl *Siegmann*.

Am 16. October starb in St. Gallen der gelehrte *Ildephons von Arx*, Verf. mehrerer geschichtlichen Werke.

Wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften.

Die Zahl der in 7 Lehrbezirken vertheilten und unter 3, von diesen abgesonderten, Inspektionen stehenden Unterrichtsanstalten in Rufsland, waren in den Jahren

	1830	1831
Universitäten	6	6
Lyceen und andere hohe Schulen	5	3
Gymnasien	62	61
Kreisschulen	416	392
Volks-, Pfarr- und Dorfschulen	718	469
Privatpensionen, Konvikte u. s. w.	402	345
in Allem	1609	1276.

Die 7 Lehrbezirke sind: der St. Petersburgische, der Moskowische, der Dörptsche, der Wilnasche, der Charkowsche, der Kasansche, jeder mit einer Universität, zuletzt der Weifsreufsische ohne Universität. — Unter abgesonderter Inspektion stehen Odessa, Transkaukasien und Sibirien. Die Zahl der Lehrenden und Studirenden auf den Universitäten und im Pädagogischen Centralinstitute:

	Lehrer. 1830.	Lehrer. 1831.	Studirende. 1830.	Studirende. 1831.
St. Petersburg	37	42	202	236
Moskau	79	78	754	814
Dorpat	72	73	619	529
Wilna	116	95	1321	120
Charkow	100	95	308	313
Kasan	56	54	113	146
Pädagogisches Centralinstitut	21	25	95	94
In Allem	481	462	3412	2252

Die Zahl der Lehrenden in allen Schulen waren 1830 4281, 1831 4170; die der Schüler 1830 79,420, 1831 68,367.

Der Universität zu Ferrara ist das alte Privilegium, akademische Würden in der Medicin und Chirurgie zu ertheilen, welches sie seit 1796 nicht mehr besafs, durch die Bemühungen des Magistrats von der Päpstlichen Regierung wieder gegeben worden, doch nur für die Jugend dieser Provinz.

Litterarisches.

Einzige Antwort auf die Antikritik des Herrn Dr. Mayerhoff zu Berlin gegen Dr. Förstemann zu Halle.

Herr Mayerhoff hat im 4. Anzeigeblatte des 2. Semesters dieser Jahrbücher unter der Aufschrift „Antikritik" meine Recension seines Buches „Joh. Reuchlin und seine Zeit" öffentlich angetastet. Er nennt sie ein Werk der Leichtfertigkeit und will an ihr den sichtbaren Mangel der Quellenkenntnifs nachweisen; ja, er geht so weit, ihr geradezu alle Wissenschaftlichkeit abzusprechen, weil sie nur den litterarischen Theil des Buches umfasse. Da möchte ich denn billiger Weise zunächst fragen, ob denn bibliographische und litterärische Arbeiten nicht auch wissenschaftliche Leistungen sind! ob diese, auch wenn sie wirklich in Bezug auf andere wissenschaftliche Richtungen als einseitig erscheinen sollten, so geradezu unwissenschaftlich genannt werden können? Es wäre doch wahrlich weit gekommen, wenn man fleifsige wissenschaftliche Bestrebungen der Bibliographen und Litteratoren mit so kecker Dreistigkeit ungestraft als unwissenschaftlich bezeichnen dürfte! Dafs Hr. Mayerhoff zu solchen Aeufserungen fähig war, kam mir nicht unerwartet: es ist ja, dächte ich, in meiner Recension hinlänglich gezeigt worden, dafs er von dem Sinne und der Bedeutung der Wissenschaftlichkeit kaum eine Ahnung habe. Eine gute wissenschaftliche Biographie Reuchlins kann, wie jede andere Arbeit der Art, nur auf die Kennt-

nifs und wissenschaftliche Verdauung alles dessen sich gründen, dessen Mangel ich aber leider fast auf jeder Seite des Mayerhoffschen Buches nachzuweisen genöthigt war, weil Hr. Mayerhoff ohne alles Gefühl von Wissenschaftlichkeit zu Werke gegangen ist. Wie gern hätte ich überall das Gegentheil gesagt! Von dieser litterärischen Basis des Ganzen mufste ich ausgehen, wenn ich gründlich verfahren wollte, und nicht so obenhin, wie es hie und da aus merkantilischen und Privat-Rücksichten immerhin zur grofsen Trauer aller wahren Wissenschaftlichkeit geschehen ist und noch ferner geschehen mag. Und ich glaube in dieser Beziehung Alles gethan zu haben, was man nur irgend von mir verlangen konnte: auch wird mir die Redaction bezeugen können, dafs meine Derselben zuerst zugesandte Recension dieses Buches wenigstens noch einmal so stark war, als diejenige, welche im Druck erschienen ist. Sie ist im Verhältnisse zu dem Werthe des Buches schon viel zu grofs geworden, und wo hätte ich also enden sollen, wenn ich mich auch über die Ausführung und Darstellung und ihre Mängel weiter hätte auslassen wollen! Jeder wird es gut heifsen, dafs ich gerade jene Basis ins Besondere aufgegriffen habe, ohne welche auf dem Gebiete der Wissenschaftlichkeit dieser Art nie etwas Ausgezeichnetes, selten kaum etwas Mittelmäfsiges geleistet werden kann.

Was nun die Angaben selbst betrifft, mit welchen Hr. Mayerhoff meine angebliche Leichtfertigkeit und Quellenunkunde zu belegen gedachte, so bin ich erstaunt über die verkehrte Obstination und wahre Verblendung im egoistischen Dünkel, mit welcher Herr Mayerhoff in seiner Unwissenschaftlichkeit beharrt. Hr. Mayerhoff hätte sich doch ja meine Recension für die Zukunft zur Lehre nehmen sollen; er mufste einen andern Weg einschlagen, um künftig etwas recht Wissenschaftliches und Gründliches zu leisten. Jetzt tritt er so kühn auf und endet doch so matt, dafs er nichts weiter erntet als eine neue Erfüllung des alten Spruches; „Parturiunt montes" etc. Denn um mich angeblich zu widerlegen, um mir alles das aufzubürden, was ich eben als seine argen Fehler mit unwiderleglichen Beweisen hundertfach bewährt habe, macht er nichts wie neuen Wirrwarr. An seines Gleichen kann das nicht befremden; sie sind immer unverbesserlich, weil sie nicht die Einsicht haben wollen, sich von dem zu überzeugen, was ihnen vor allen Dingen Noth thut. Ich bemerke aber zu gleicher Zeit, dafs ich mich nie wieder veranlafst fühlen werde, Hrn. Mayerhoff auf die in andern Zeitschriften verheifsenen Artikel zu antworten: meine Zeit ist mir viel zu kurz zugemessen, sie ist mir auch viel zu edel und kostbar, als dafs ich sie mit der Widerlegung so nichtsnutziger Einwürfe und Erörterungen vergeuden sollte, zumal da ich mich doch versichert halten darf, dafs jeder Sachkenner mein Urtheil über Hrn. Mayerhoffs Buch mit mir theilt, und dafs Hrn. Mayerhoff dadurch nicht geholfen wird u. s. w. u. s. w. u. s. w.

(Die Societät für wissenschaftliche Kritik bedauert, den weitern speciellen Verhandlungen nicht Raum geben zu können.)

Bibliographische Berichte.

A m e r i k a.

The Biblical Repository, conducted by Edward Robinson. 3 *Vol.* 8. (3 *L.* 12 *sh.*)
A new Theory of terrestrial Magnetism, by S. L. Mercalf, Esq. 8. (8 *sh.*)
Reminiscences of Spain, by C. Cushing. 2 *Vol.* 12. (12 *sh.*)
A History of the Florentine Republic, and of the Age and Rule of the Medici, by Lorenzo L. da Ponte. 2 *Vol.* 12. (12 *sh.*)
Buttmanns griech. Grammatik, Jahn's bibl. Archäologie und Krummachers Parabeln sind übersetzt worden.

E n g l a n d.

N e u e r s c h i e n e n e W e r k e:

Mercantile Marine Architecture; with six plates of approved Merchant Vessels. By Thomas Richardson. 4to. (4 *L.*)
Memoirs of Baron Cuvier. By Mrs. Lee. 8. (12 *sh.*)
Biographia Borealis, or Lives of distinguished Northerns. (Andrew Marvell, Rich. Bentley, Lord Fairfax, James Earl of Derby, Lady Anne Clifford, Roger Ascham, John Fisher, Rw. W. Mason, Sir Rich. Arkwright, Will. Roscoe, Capt. Cook, Will. Congreve, Dr. Fothergill.) By Hartley Coleridge. 8. (16 *sh.*)
Memoirs of Bishop Heber. By the Rev. G. Bonner. 12 (3½ *sh.*)
The Autobiography of John Galt, with a portrait. 2 *Vol.* 8. (24 *sh.*)
History of the Waldenses; with an introductory Sketch of the History of the Christian Churches in the South of France and North of Italy. By the Rev. Adam Blair. 2 *Vol.* 8. (1 *L.* 1 *sh.*)
Russel's History of Modern Europe; a new edition, brought down to 1832. 4 *Vol.* 8. (2 *L.* 12 *sh.*)
Duchess of Berri in la Vendée. 8. 10½ *sh.* (Vom General Dermoncourt. Uncastrirte Ausgabe.)
The Laws relating to the Poor; being a Supplement to Bott and Nolan. By J. T. Pratt. 8. (15 *sh.*)
Illustrations of Cooper's surgical Dictionary. By W. P. Cocks. 8. *Vol. I.* (*containing* 119 *sketches*) (3 *Vol.* 2 *L.* 2 *sh.*) — *Separetely: Dislocations and Fractures.* 45 *Plates.* 8. 1 *L.* 3½ *sh.* — *Amputations.* 24 *Plates.* 8. 13 *sh.*
B. Cooper's surgical Essays. Col. plates. 8. 15 *sh.*
A Treatise on Cholera. By Dr Ayre. 8. 6 *sh.*
Earle on the Functions of the Nerves. 8. 7½ *sh.*
Rev. W. Leigh's Account of the Cholera at Bilston, in 1832. 8. 5 *sh.*
Dr. Uwins on Disorders of the Brain and Nervous System. 8. 7 *sh.*
A Treatise on some Nervous Disorders. By E. Lee. 8. 5 *sh.*
Observations on Injuries and Diseases of the Rectum. By H. Mayo. 8. 7 *sh.*
An Essay on Inflammation. By P. Phillips. 8. 6 *sh.*
Bloxham's Anatomy of Hernia. Fol., coloured plates. 10½ *sh.*
Pathological Anatomy. Illustrations of the Elementary Forms of Disease. By Dr. R. Carswell. Fasc. 1 *to* 3. *Fol. each* 15 *sh. coloured.*
A Treatise on Epidemic Cholera. By J. V. Asbury. 8. 2½ *sh.*
A Compendium of Osseology. By George Witt, M. D. 4to. 7½ *sh.*
Von Hahnemann's Organon der Heilkunst hat Stratton eine engl. Uebersetzung geliefert.
An Analysis of the Literature of Ancient Greece. By H. Brailsford. 8. 5 *sh.*
Junius, Lord Chatham, and the „Miscellaneous Letters", proved to be spurious. By John Swinden. 8. 5 *sh.*
Von J. Otto's Abhandlung über den Bau der Bogen-Instrumente (Jena 1828. 8.) ist eine engl. Uebersetzung von Thos. Fardely erschienen.
Old Bailey Experience; Criminal Jurisprudence, and the working of our Penal Code. 8. 12 *sh.*
A Guide to the Choice of Books. 12. 6½ *sh.*
The Prose Works of John Milton. Imper. 8. 25 *sh.*
The Entomology of Australia, in a Series of Monographs. By George Robert Gray. Part I. containing the genus Phasma. 4to. *with* 8 *Plates and descriptive Letterpress.* 15 *sh. plain, and* 21 *sh coloured.*
The Description of a new Lightning Conductor, and Observations on Thunder Storms. By John Murray. 12. 3½ *sh.*
Transactions of the Zoological Society of London. 4to. *Vol. I. Part* 1. 16 *sh. plain.* 19 *sh. coloured.*
Jackson's Observations on Lakes; with a view to the advancement of useful Science. 4to. 12 *sh.*
Hortus Woburnensis; a descriptive Catalogue of Plants cultivated at Woburn Abbey. By James Forbes. 8. 1 *L.* 1 *sh. Royal* 8. *proofs* 2 *L.* 2 *sh. detto coloured* 2 *L.* 12½ *sh.*
Illustrations of the Botany of the Himalayan Mountains. By J. Forbes. Part. I. 4to. 1 *L.*
Traditionary Stories of Old Families, and Legendary. Illustra-

tions of Family History. With Notes, historical and biographical. By Andrew Picken. 2 *Vol.* 8. 1 *L.* 1 *sh.*
Aurungzebe; a tale of Alraschid. 3 *Vol.* 1 *L.* 7 *sh.* — *The Heirers. A Novel.* 3 *Vol.* 1 *L.* 11½ *sh.*; beide Romane von geringer Bedeutung.
The Provost of Paris. A Tale of the court of Charles VI. By W. S. Browning. 3 *Vol.* 12. 15 *sh.*
Character; or Jew and Gentile. A Tale. By Mrs. Leman Grimstone. 2 *Vol.* 8 10 *sh.*
Introductions, and Notes, and Illustrations to the Novels, Tales, and Romances of the Author of Waverley. 3 *Vol.* 8. 24 *sh.*
The Poems of Drummond of Hawthornden; with Life by P. Cunningham. 8. 9 *sh.*
Poems by Hartley Coleridge. Vol. I. 8. 6 *sh.*
Tables of the Revenue, Population, Commerce etc. of the United Kingdom. Compiled from Official Returns. Part 1. Fol. 15 *sh.*
Travels in the United States of America and Canada; containing some Account of their scientific Institutions, and a few Notices of the Geology and Mineralogy of those Countries. By J. Finch. 1 *Vol.* 8. 12 *sh*
Morell's Narrative of four Voyages to the Chinese Seas, and the Atlantic and Pacific Oceans 8. 15 *sh.*
Miss Pardoe's Traits and Traditions of Portugal. 2 *Vol.* 8. 1 *L.* 1 *sh.*

Unter der Presse ist:

History of the Revolution in England in 1688. By the Right Hon. Sir James Mackintosh. London. 1 *Vol. 4to.*

Rufsland.

Vom 1sten Januar 1834 an soll die, einige Zeit unterbrochen gewesene, Herausgabe des Journals des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts wieder erneuert werden. Der Inhalt desselben wird folgender sein: 1. Alle das Ministerium betreffende Ukasen und Verordnungen, und am Anfange eines jeden Jahres eine allgemeine Uebersicht der Wirksamkeit des Ministeriums im letztvergangenen Jahre. 2. Litteratur, Wissenschaften und Künste. 3. Nachrichten von den gelehrten Anstalten und Lehrinstituten in Rufsland. 4. Nachrichten über ähnliche Anstalten im Auslande. 5. Geschichte der Aufklärung und bürgerlichen Civilisation. 6. Allerlei vermischte Nachrichten, als: von neuen schriftstellerischen in und aufserhalb Rufsland erscheinenden Werken u. s. w.

Der Jahresbericht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1831 enthält Folgendes: Im J. 1831 kamen unter der Censur des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts 40 Zeitschriften heraus; darunter 16 Zeitungen und 24 Journale. Von diesen erschienen: 1 täglich, 2 alle zwei Tage einmal, 9 zweimal die Woche, 1 alle fünf Tage, 10 wöchentlich einmal, 6 zweimal im Monat, 3 einmal im Monat, 2 alle zwei Monat und 6 alle drei Monat einmal. — Sechs Zeitschriften hatten nur Politik und Litteratur zum Gegenstande, 4 den Handel, die Manufakturen und die Bergwerke, 2 den Ackerbau und die Gewerbe überhaupt, 1 die Statistik, 4 die Militairwissenschaften, 3 die Naturgeschichte und Medizin. Aufserdem kamen noch folgende nicht unter der allgemeinen Censur stehende Zeitschriften heraus: der Invalide oder die Kriegszeitung, das *Journal de St. Petersbourg*, die St. Petersburgischen und Moskowischen Zeitungen, die Senats-Zeitung und verschiedene andere Blätter in einigen Grenzstädten.

Die Anzahl der im Jahre 1831 herausgegebenen Werke beträgt 600 Originalwerke und 124 Uebersetzungen.

Litterarische Anzeigen.

verschiedenen Sätze, so wie das Wesen und die Bedeutung derselben vollständig kennen zu lernen. Diese Aufgaben und Lehrsätze sollen daher als Uebungen dazu dienen, um dem Anfänger nach und nach eine Sicherheit in der Behandlung geometrischer Gegenstände zu verschaffen, die jeder sich erwerben muss, dem daran gelegen ist, mit der Wissenschaft vollständig vertraut zu werden.

Um die Benutzung dieses Handbuchs zu erleichtern, sind die 560 Figuren, fein lithographirt, unmittelbar dem Texte beigefügt, und ohnerachtet des dadurch stattgefundenen Aufwandes der Preis äufserst billig angesetzt, damit auch Unbemittelte sich das Buch leicht anschaffen können.

Für Eltern, deren Söhne studieren wollen:

Versuch über die zu den Studien erforderlichen Eigenschaften und die Mittel dieselben am Knaben, Jüngling und Manne zu erkennen. Eine Abhandlung, welcher nach einer vom k. preufsischen Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten veranlafsten Prüfung der Preis zuerkannt worden ist, von Theodor Fritz, Professor der Theologie in Strasburg. Hamburg, bey Friedrich Perthes 1833. gr. 8. Geheftet. Preis 1½ Thlr.

Dieser Titel spricht deutlich aus, was in diesem Buche zu suchen ist. Die Preisaufgabe hatte zum Gegenstande: Die Erforschung der zu den theologischen, juristischen und medicinischen Berufsarten erforderlichen Anlagen. In dem Vorworte sagt der Herr Verfasser: „Die Leser, die ich während der Ausarbeitung vor Augen hatte, sind Personen der gebildeten Classe, und ich glaube, die Darstellung so gehalten zu haben, dafs jeder Denkende unter ihnen leicht meinem Vortrage soll folgen können. Dabey suchte ich zugleich, so viel wie möglich, die Anforderungen des Gelehrten zu befriedigen u. s. w."

Bei Leopold Vofs in Leipzig erschien so eben:

Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore Fiorentino, scritta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con 5. tavole in rame. II. Vol. 8. (Preis: 1⅔ Thlr.)

Das insbesondere durch Goethe's Uebersetzung bei uns bekannt gewordene Leben des Florentiners Cellini, das für Kunst, Menschenkenntnifs, Sprache und Geschichte eine so unendlich reiche Fundgrube darbietet, wurde bisher nur in Abdrücken gelesen, welche nach flüchtig und verstohlen gemachten Handschriften besorgt waren und zum Theil die darin befindlichen Fehler noch durch Druckfehler vermehrten. Auch Goethe's Uebersetzung ist nach einer solchen Ausgabe gemacht. Das echte Originalmanuscript, zum Theil von Cellini's eigner Hand, zum Theil von ihm dictirt, fand sich erst 1810 in Florenz vor, und nach ihm ist die werthvolle und typographisch-prächtige Ausgabe des Tassi (Florenz, 1829. 3 Bde. gr. 8.) veranstaltet. Ein correcter Abdruck ihres Textes ist die hier angezeigte Ausgabe, welcher eine vollständige bisher noch nirgends gegebene Bibliographie des Cellini'schen Werkes und ein alphabetisches Register beigegeben ist, das die zum Verständnifs nöthigen Personal- und Realnotizen enthält. Die Kupfertafeln sind nach den Tassi'schen Tafeln von guten Künstlern copirt und stellen aufser Cellini's Brustbild, einige seiner wichtigsten Werke dar: das Salzfafs, den Perseus, die Büste Cosmus I. von Medicis, und die Büste des Bindo Altoviti.

Im Verlage von Georg Friedrich Heyer, Vater, in Giefsen sind ferner im Jahre 1833 bis zum November folgende neue Verlagsbücher erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Mackeldey (Dr. Ferd.) Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts, 2 Bände. Zehnte durchaus verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe. 3¾ Rthlr. oder 6 fl. 36 kr.

Krebs (Dr. Joh. Ph.) Lateinische Schulgrammatik für alle Klassen, dritte umgearbeitete Ausgabe von Dr. E. Geist. 35 Bogen in gr. 8. 1¼ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

v. Gall (Carl) Der Anbau der Weifserle in Beziehung auf Landwirthschaft und Forstkultur. gr. 8. brosch. auf weifs Druckpapier 24 kr., auf Velinpapier 36 kr.

Schlez (Dr. I. F.) Der Kinderfreund. Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. 4te verb. Aufl. 13 Bogen 24 kr.

Hüffell (Dr. L.) Katechismus der Glaubens- und Sittenlehre unserer evangelisch-christlichen Kirche. Dritte verb. Aufl. 8. 4 ggr. oder 5 Sgr oder 18 kr.

Rau (Dr. G. L.) Geschichte und Bedeutung des homöopathischen Heilverfahrens in kurzem Abrisse dargestellt. gr. 8. 3½ ggr. oder 4½ Sgr. oder 15 kr.

Anleitung zum Schreibunterricht für Lehrer in Elementarschulen. Nebst 16 Musterblättern in Kupfer. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 fl. 48 kr. Die Schreiblehre apart 30 kr. und die 16 Vorlegeblätter auf starkes Papier abgedruckt 1 fl. 18. kr.

Wagner (Dr. H.) Lehrbuch der griechischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsätzen, 1ter Theil, Aesopische Fabeln mit erläuternder Einleitung und ein Wörterbuch enthaltend, 2 Hefte in grünem und gelbem Umschlage, brosch. 16 ggr. oder 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Unter der Presse befinden sich unter Anderm und werden zum Theil noch vor Ende dieses Jahres erscheinen:

Rau (Dr. L. G.) Beiträge zur homöopathischen Heilkunde etc. 1 Bd. gr. 8.

Zimmermann (Dr. F. G.) Lateinische Anthologie aus den alten Dichtern gesammelt. 6te verbesserte und vermehrte Ausgabe von Dr. L. Ch. Zimmermann.

Schmidt (Dr. I. E. C.) Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, fortgesetzt von Dr. F. W. Rettberg, 7ter Band. gr. 8.

Krebs (Dr. I. P.) Lateinisches Lesebuch für die ersten Anfänger etc. 6te umgearbeitete Ausgabe von Dr. E. Geist. gr. 8.

Schlez (Dr. I. F.) Evangelische Kirchen-Agende, mit musikalischer Beilage für Orgelbegleitung von Muck und Jäger. gr. 8.

Mittermaier (Dr. R.) Die Lehre vom Beweise im Strafprocesse nach ihrer Ausbildung im deutschen Verfahren, in Vergleichung mit der Beweislehre im französischen und englischen Processe, circa 36 Bogen in gr. 8.

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXL.

Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza, von Dr. Ludwig Andreas Feuerbach. Ansbach 1833. *C. Brügel. II.* 434 *S. (Beilagen p. I—LXIV.)*

Die, leider sehr gewöhnliche, Art, die Geschichte der Philosophie zu behandeln, die verschiedenen philos. Systeme ohne eigentlichen Zusammenhang, nur zufällig durch die Zeitfolge verbunden, darzustellen, wie es sich für gelehrte und Conversations-Lexica wohl schicken mag, und dann eine Kritik hinzu zu thun, welche zeigt, wie nur der Kritiker Recht und Verstand hat, — diese hat es mit verschuldet, wenn gerade Männer mit speculativem Interesse, sich voll Ekel von der Geschichte der Philosophie abwandten. Dieses aber hat Andere (zu einer Zeit, wo auch in der Wissenschaft das, früher nur religiöse, Interesse sich zeigte, in der Geschichte den Finger Gottes, d. h. Vernunft zu finden) — zu dem Versuch gebracht, auch in der Geschichte der Philosophie die Nothwendigkeit und Vernunft nachzuweisen, d. h. sie zu begreifen. Allerdings geschah dies zuerst in *einer* Zeit, wo man glaubte begriffen zu haben, was man in ein fertiges Schema hineinpressen konnte, und so entstanden auch auf diesem Gebiete die Constructionen, in welchen sich die Geschichte der Philosophie als ein Oscilliren zwischen Realism und Idealism und dgl. zeigte, Versuche, welche nur *den* Fehler hatten, dafs sie *zu wenig* construirten, denn das, worauf es am meisten ankam, die Differenzen der verschiedenen Idealismen u. s. w. wurden vergessen, und die Geschichte erschien als langweilige Wiederholung verfehlter Versuche, und es blieb das ungelöste Problem, die Wiederholung zu begreifen u. s. f., bis mit der wahren Erkenntnifs der Aufgabe, die Geschichte zu *begreifen*, auch die Erkenntnifs kam, dafs solcher Schematismus nicht nur nicht helfe, sondern schade. Mit der Deduction der *verschiednen* Entwicklungsstufen des Geistes aus seinem Begriff, mufsten solche Klassen-Namen fallen, da, wenn *eine* Stufe etwa Idealismus war, jede andre höher oder niedriger, kurz etwas *Andres* als Idealismus war. — Werden nun aber, wie es die wissenschaftliche Darstellung verlangt, die einzelnen Philosophien dargestellt, als Entwicklungsstufen, die der philosophirende Geist durchläuft, so verschwindet auch *die* Art der Kritik, wie sie gewöhnlich war, dafs der Kritiker einen fertigen Maafsstab der Beurtheilung hinzuträgt. Vielmehr, wie im Verlauf der Geschichte jedes System mit Nothwendigkeit aus dem vorhergehenden folgt, und von dem nachfolgenden zum Moment herabgesetzt wird, so hat der Darsteller der Geschichte, ihr nachfolgend, jedes als nothwendig nachzuweisen (zu rechtfertigen), und wo er kritisirt nur *die* Kritik anzuwenden, mit welcher der Geist sich selbst kritisirt. Der kritische Maafsstab für eine jede Stufe ist die, unmittelbar auf sie folgende, höhere.

Der Vf. des vorliegenden Werkes zeigt sowohl in der Einleitung, als in der Ausführung, dafs die Geschichte der Phil. ihm nicht ein Aggregat von verschiedenen Meinungen, sondern eine Entwickelung des Geistes ist. Er hat sich ferner von dem, oben gerügten, Formalismus, der nur den Schein eines nothwendigen Fortgangs hat, und die wesentlichen Differenzen übersieht, frei erhalten, vielmehr zeigt seine genaue und klare Erörterung, wie fern er ist von der oberflächlichen Ansicht, die in allen Systemen dasselbe sieht, *nur* (!) mit veränderten Worten. Aber die Aufgabe, die ein Jeder, welcher eine wissenschaftliche Darstellung unternimmt, sich zu stellen hat, ist von dem Vf. nicht, wenigstens nicht überall, gelöst. Als Beweis sollen drei Punkte näher beleuchtet werden:

1. *Der unrichtige Anfang.* Der Vf. beginnt, wie viele Andere, die Geschichte der neueren Phil. mit Bacon. Hält man die Geschichte für eine *Erzählung*, die

irgend Einer erzählt, so ist's freilich natürlich, wenn man diesem erlaubt, die Epochen, die er selbst macht, hinzusetzen, wo er will. (Wie wenige Historiker aber *machen* Epoche!) Hat man aber die richtige Ansicht von der Geschichte, dafs sie selbst ihre Epochen macht, d. h. Punkte heraussetzt, in welchen ein neues Princip sich geltend macht, welches in einem Zeitraum (der Periode) realisirt wird, so hat der Historiker nicht die Geschichte zu theilen, sondern die Theile, in die sie sich zerlegt, aufzusuchen. Als das neue, Epoche machende, Princip führt nun der Vf. p. 15 ganz richtig an: das Princip des denkenden Geistes als denkenden, das Selbstbewufstsein der Vernunft. Das Selbstbewufstsein ist aber zunächst sprödes Fürsichsein und ausschliefsend gegen Alles, daher protestirend gegen alles Dasein, wie denn auch ganz richtig pg. 20 der Protestantism in der Religion als eine Aeufserung des neuen Princips aufgewiesen wird. Allerdings zeigt sich nun das negative Verhalten des Geistes als *reine* Negation, und so also auch als negativ gegen sich selbst, damit als Affirmation des, vorher negirten, Daseins, aber das geschieht erst im Fortgange der Entwicklung, am Anfange derselben ist der Geist wesentlich das Dasein negirend, und *nur in diesem Negiren* sich selber setzend, während wiederum das Dasein, das den Geist Negirende, *nur* sein Gegensatz ist, beides als selbstständig gegen einander. Dasjenige System also, welches das Princip in seiner dürftigsten und abstractesten Gestalt darstellt, und in welchem sich der Gegensatz beider so gestaltet, wie oben gezeigt, beginnt die neuere Geschichte, das ist aber nicht das des Bacon, sondern das des Cartesius. Weil sie nicht auf das Princip des selbstbewufsten, zunächst rein protestirenden, Geistes sich gründen, gehören die vom Vf. mit dargestellten Systeme des Bacon, Hobbes, Gassendi und auch der, die Schwelle bildende, Böhm, der früheren Periode an. Der Vf. scheint das selbst dazwischen zu fühlen. Schon das Angeführte pg. 20 spricht, — wenn man dazu nimmt, dafs, ehe ein Princip in der Philosophie geltend wird, es erst in andern Sphären wie Religion, Staat, Recht u. s. w. sich geltend gemacht haben mufs, da die Philosophie nur das Bewufstsein einer *schon erreichten* Stufe ist — dafür; (da der Geist des Protestantism sich in *allen* andern Sphären nicht eher als erst im 17. Jahrh. bethätigt hat.) — pg. 22 sq. spricht die Nothwendigkeit aus, dafs das neue Princip mit dem Zweifel an aller Realität beginnen müsse. Und wenn dabei gesagt wird, *pg.* 25, dafs der Geist vorher sich *empfangend* verhalten mufste, so ist das ganz richtig; *vorher*, d. h. in der frühern Periode. — Ja pg. 282 nennt der Verf. den Cartesius geradezu den Anfänger der neuern Philosophie. — So viel Dank wir darum dem Vf. schuldig sind für die klare und gediegene Darlegung jener vier Systeme, so gehört sie doch nicht in die Grenzen des Werks, und hat den wesentlichen Nachtheil gehabt, dafs das eigentliche Princip der neuern Geschichte nicht dialectisch durchgeführt wurde, und oft ganz in den Hintergrund tritt. Dies zeigt sich besonders, wenn wir

2tens *die Art des Fortganges* betrachten. Wäre nämlich das aufgestellte Princip wirklich als das immanente der ganzen Geschichte der neuern Philosophie aufgewiesen, so würde seine dialectische Entwicklung die nothwendigen Uebergänge von einem System zum andern geben. Was nun in vorliegendem Werke zuerst die Systeme *vor* Cartesius betrifft, so hat dies, dafs in ihnen das neue Princip sich nicht durchführen *liefs*, und wiederum das der vorhergehenden Periode auch nicht als das treibende angegeben ward, die Folge, dafs nun *gar kein* nothwendiger Fortgang sich findet. Zuerst wird p. 29, nachdem ganz richtig die Skepsis als nothwendiger Anfang hingestellt ist, sehr gezwungen auch Bacon, der mit seiner Forderung, dafs alle Wissenschaften *utero naturae adhaereant atque ab eadem alerentur*, der absoluten Skepsis ganz entgegensteht, zu einem Skeptiker gemacht, — *dies Princip* ist in ihm *nicht*, kann deswegen auch nicht, sich weiter entwickelnd, den Uebergang zum folgenden System machen. Da nun das Princip ihn nicht machen kann, macht ihn der Vf. durch eine allerdings sehr geistreiche Analogie pg. 91—94, indem er den Geist aus dem Gymnasio des Mittelalters heraustreten, und auf der Universität vom Rausch der Sinnlichkeit ergriffen werden läfst. Ein Bild ist keine Demonstration. Von Hobbes zu Gassendi wird gar kein Uebergang nachgewiesen. Von Gassendi auf Böhm, pg. 150, geht die Darstellung ganz in der beliebten Weise über: die Geschichte des denkenden Geistes führt uns jetzt u. s. w., dann Antithesen zwischen der vornehmen Welt und der Schusterhütte u. s. w.; auch der tiefe Gedanke, dafs ohne *sichtbaren* Zusammenhang Böhms mit seinen Vorgängern, der *eine* Geist wie unterirdisches Quellwasser zum Vorschein kommt, steht als eine blofse Versicherung

da, es mufste das *wie* des unsichtbaren Fliefsens, d. h. die unsichtbare dialectische Begriffsbewegung sichtbar gemacht werden. Der Uebergang endlich von Böhm zu Cartesius wird 213 damit gemacht, dafs *versichert* wird, denselben Inhalt habe in passender Form Cartesius ausgesprochen. — Im Verlauf der Geschichte von Cart. an, ändert sich's allerdings, und kann sich ändern, da von da an, das hindurchzuführende Princip wirklich das herrschende und bewegende wird. (Zu Geulinx, der mehr als blofser Schüler erscheint, ist der Uebergang nicht besonders hervorgehoben.) Der Uebergang von Cart. zu Malebranche ist pg. 292 wirklich als ein nothwendiger aufgewiesen, indem gezeigt wird, dafs von den beiden selbstständigen Substanzen keine an sich die andere ist, und also in sie übergeht, und also der Geist die Ideen weder von sich noch von den körperlichen Dingen haben kann, 294, und also nothwendig alle Dinge nur in Gott geschaut werden. Eben so ist der Uebergang von Mal. zu Spinoza richtig nachgewiesen und gezeigt, dafs Sp., von den Vorstellungsformen des christlichen Idealismus frei, *wirklich* zum Mittelpunkt mache, was bei Mal. nur der Vorstellung nach dies war. Weil bei diesem Verhältnifs Mal. gleichsam auf dem Wege von Cart. zu Spinoza liegt, so knüpft der Vf. ganz richtig den Letztern zugleich unmittelbar an Cart. an, und deducirt aus dem, was Cart. erreicht hat, das System des Spin. ganz streng 352 so, dafs er zeigt, dafs, wenn der Geist und die Materie, beide *Substanzen* sind, nicht dies, dafs er *Geist* und *opp.* sei, sondern dafs er *Substanz* ist, das Reale und Positive in ihm ist. Man vergleiche den ganzen meisterhaften §. 112.

3tens ist zu bemerken *die Art der Kritik*, welche der Vf. anwendet. Mit wenigen Ausnahmen (Bacon und Böhm) folgen in der Darlegung der Systeme den wichtigsten Abschnitten kritische Beurtheilungen, und hier werden die Mängel und Einseitigkeiten nicht in der oben angedeuteten Weise, sondern nach dem, was der Verf. als wahr weifs, nachgewiesen. So sehr er nun Recht hat in seinem System, so ist es fehlerhaft an Hobbes z. B. eine, Jahrhunderte später gewonnene, Anschauung als Maafs zu legen. (U. a. §. 62. §. 65., wo das bekannte *nihil est in intellectu etc.* vortrefflich beleuchtet wird für Jeden, der es *itzt* wollte geltend machen, aber der Tadel gegen Gassendi ist so ungerecht, als wenn man ein Kind vom Standpunkt des Mannes beurtheilt.). Ist, was vom Gassendi p. 130 gesagt ist, wahr, so durfte er kaum in die Reihe der Philosophen aufgenommen werden. — Bei Böhm hat sich der Verf. von solcher Kritik ganz frei gehalten. Seine Darstellung dieses Systems ist vortrefflich, seine Erläuterungen dankenswerth. Was der Vf. p. 338 von Locke äufsert, dafs er „von seinem Standpunkt aus richtig, eben darum der Sache nach falsch" — etwas gesagt habe, hätte er stets im Auge behalten müssen, und alle Sätze eines Systems als *von ihrem Standpunkt aus richtig*, und nur diesen Standpunkt als sich in einen andern aufhebend darstellen sollen. Auch im eigentlichen Bereich der neuern Geschichte bleibt diese äufserliche Weise der Kritik. Die Darstellung des Systems des Cartesius ist so vortrefflich, wie sie dem Ref. noch nie vorgekommen ist, er mufs ihr in allen ihren einzelnen Punkten, so wie dem Verf. überall, wo er das System vertheidigt, beistimmen, um so mehr aber bedauern, dafs dazwischen wie pg. 251 *seq.* Anforderungen an Cart. gemacht werden, die im Grunde nichts Andres verlangen, als dafs er statt Anfänger, Schlufs der neuern Philosophie sein solle. — Dieser Mangel hat mit den beiden, eben gerügten, eine ganz gleiche Quelle, dafs nämlich nicht *überall* das aufgestellte Princip als bewegender Puls der Entwicklung dargestellt ward. Wäre es stets festgehalten, so ergaben sich alle sogenannten Inconsequenzen und Mängel als nothwendig, und dann wäre das Tadeln vergessen. Beim Festhalten des Princips ergab sich's, dafs in dem Gegensatz in seiner abstractesten Gestalt dem Geist entgegen stehen *mufste*, die Materie als *nur* Ausgedehntes. Der Vf. hat selbst vortrefflich es gezeigt, wie in Cart. der Geist *nur* als Selbst gefafst sei (er *konnte* nicht anders gefafst werden). Ist nun aber nach dem Vf. der Geist nur indem er die Materie, diese nur indem sie jenen von sich ausschliefst, so ist er *blofses* Centrum, Ich, — sie dagegen schliefst gerade das Centrale aus, ist so das Selbstlose, und *nur*, indem sie jedes Centrum ausschliefst (d. h. nur als Ausgedehntes) ist sie. Der pg. 274 gerügte Mangel ist also nothwendig. Cart. *mufs* aus eben dem Grunde die Bewegung von Aufsen zur Natur bringen, es *kann* zu keiner *wirklichen* Einheit (278) der entgegengesetzten kommen, weil sie eben nur als Entgegengesetzte sind, weil sie ferner als nicht aus einem Höhern deducirte, gleich berechtigt sind, — es mufs also ihre Einheit eine mechanische d. h. Zusammensetzung (279)

sein u. s. w. — Es wäre bei einer dialectischen Entwicklung des Principes nicht getadelt, dafs Malebranche den Geist nur als Selbst fafst, d. h. dafs er eben *er* ist u. s. w. Was nun endlich die Kritik des Spinoza betrifft, so mufs der Ref. *diese* hier unangetastet stehn lassen, *erstlich* weil der Standpunkt des Vfs. ihn den Spinoza mehr rechtfertigen, als tadeln liefs, und das Erstere sich mit dem Begreifen wohl verträgt; — *dann* aber, weil hier das Werk des Verfs. sich für's Erste schliefst, und man nicht wissen kann, ob, was am Spinoza als Mangel gerügt wird, nicht eben in dem folgenden System verbessert wird, so dafs der Verf. nur kritisirt hat, was die Geschichte kritisirte. Nur möchte der Ref. hier seinen bescheidnen Zweifel aussprechen, ob man schon an Spinoza dies als Mangel anführen kann, dafs er die Substanz nicht als Geist gefafst habe, da zur Ergänzung dieses Mangels der Geist an anderthalb Jahrhunderte bedurft hat. —

Wenn der Ref. hier auf Mängel aufmerksam machte, so geschah es, weil, wo so viel Vortreffliches geleistet ist, die Kritik um so strenger sein darf. Er mufs gestehn, dafs in dem vorliegenden Werk, was gründliche Benutzung der Quellen, was treue und geistreiche Darstellung der Systeme, und das Hervorheben der Grundgedanken, was das Auflösen scheinbarer Widersprüche, was die Auswahl der als Beilagen erschienenen Belegstellen betrifft, mehr geleistet ist, als in den meisten Lehr- und Handbüchern sich findet. Die Darstellungen Böhms, vor allen des Cartesius, Spinozas sind klassisch, die schwierigsten Knoten wie §§. 85. 89. 118 mit geschickter Hand gelöst. Ref., schon seit mehreren Jahren mit einer Arbeit über denselben Gegenstand beschäftigt, hat sich in seiner Erwartung, mit der er diesem, längst angekündigten, Werk entgegensah, nicht getäuscht, aber eben das helle Licht, welches aus so vielen Stellen entgegentritt, hat die wenigen Schatten um so schärfer erscheinen lassen. Möge der Vf. uns recht bald die Entwicklung der folgenden Systeme darstellen, und dabei von seinem speculativen Geiste *in jedem Augenblicke* sich leiten lassen, so würden einzelne geistreiche Auswüchse sich verlieren, die, bei aller Wahrheit, nicht hingehören (so p. 157 *sq.*), und dagegen in allen Systemen *dasselbe*, nur verschieden entwickelte, Princip sich zeigen. Indem ihm dann ihre Nothwendigkeit, so wie die ihrer bestimmten Gestalt, deutlich würde, würde sich bei ihm die wahre historische Gerechtigkeit zeigen, die nur so richtet, wie die Geschichte selbst. —

Dr. Eduard Erdmann.

CXLI.

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode, nach medicinisch-moralischen Grundsätzen und von natur-, menschen- und staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus beleuchtet durch Theodor Friedrich Baltz, Dr. der Heilkunde und practischen Arzt in Berlin. Berlin, Posen und Bromberg, bei E. S. Mittler. 1833. 67 *S.* 8.

Vorliegende Schrift ist hauptsächlich für das grofse Publikum bestimmt, um dies auf die Mängel und Irrthümer der homöopathischen Heilmethode aufmerksam zu machen, weshalb auch nur die wichtigsten Punkte der neuen Lehre herausgehoben und einer Beleuchtung unterworfen sind. Die einzelnen Theile der Arbeit beschränken sich darauf, dem Laien besonders die tadelnswerthen und phantastischen Seiten der Homöopathie zu zeigen, welche nach des Verfs. Meinung in folgenden bestehen:

1) in der gröfstentheils ungegründeten Hypothese, dafs alle Krankheiten nur durch solche Arzeneien zu heilen sind, welche ähnliche Symptome bewirken;
2) in der Hypothese von der Potenzirung oder Kraftvermehrung der Arzeneien durch langes Reiben, möglichstes Verdünnen, Rütteln und Schütteln;
3) in der Hypothese von dem vorgeblichen Erprobtsein der Wirkung der Arzeneien in der beinahe unendlich kleinen Gabe eines Millionen-, Trillionen-, Dezillionen-Theilchens eines Grans;
4) in der vorgespiegelten Nothwendigkeit und der unwürdigen Zumuthung der Bereitung der Arzeneien durch den Arzt selbst; und
5) in der durchaus verlangten, für die Menschheit so höchst gefahrvollen Verabreichung dieser selbst fabrizirten Arzeneien durch die Aerzte an die Kranken.

Ob nun dem Vf. es gelungen sei, die erwähnten Gebrechen der Homöopathie dem nicht ärztlichen Publikum auf eine evidente und genügende Weise darzulegen, möchte Ref. fast bezweifeln, da ziemlich einseitig abgeurtheilt wird, eine stricte Beweisführung gänzlich ermangelt und obenein die ganze Schrift in einer leidenschaftlichen Sprache geschrieben ist, wodurch sie bei Laien um so mehr Mifstrauen erwecken mufs. Die eingestreuten Bemerkungen über einzelne homöopathische Kuren, insofern sie sich auf Thatsachen beziehen, nehmen fast noch mehr, als der Text, das Interesse des Lesers in Anspruch, weil sie über die Verfahrungsweise und Maximen mancher Homöopathen gehöriges Licht verbreiten.

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXLII.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein. Breslau, Max. 1826—1833. 8.

Erster Artikel.

Es ist eine längst zum Gemeinplatz gewordene Bemerkung, dafs man, um einen Schriftsteller richtig zu beurtheilen, dessen Leben kennen müsse. Wir möchten im gegenwärtigen Falle diesen Satz umkehren und behaupten, dafs es, um die vorliegenden Documente aus dem Leben eines unserer merkwürdigsten Schriftsteller gehörig zu würdigen, unerläfslich ist, zuvor das Urtheil über dessen schriftstellerischen Charakter und Werth festgestellt zu haben. Es mag Andere geben, deren Leben und Persönlichkeit den Schlüssel zu ihren Schriften enthält, weil nur ein Theil des Gehaltes der ersteren den letzteren eingebildet ist; — bei Jean Paul ist umgekehrt der Schlüssel zum Verständnisse seiner Persönlichkeit und Lebensschicksale in seinen Schriften enthalten, weil alle seine Lebensthätigkeit sich in diesen concentrirt, und sein höheres Selbst fast nur in ihnen, aber in ihnen so vollständig, wie nicht leicht das Selbst eines andern Sterblichen, zur Erscheinung kommt. Eben aber über dieses Selbst, über den litterarischen Charakter Jean Pauls im tieferen und umfassenderen Sinne, hat sich weder unter seinen Zeitgenossen, noch bis jetzt unter dem nachgeborenen Geschlechte ein Urtheil bilden wollen, welches für ein objectives, wissenschaftlich bewährtes gelten könnte. Dies mag auffallend erscheinen, wenn man es mit dem zusammenstellt, was wir vorhin sagten, dafs eben Jean Paul deutlicher und vollständiger, als fast irgend ein anderer Schriftsteller, seinen persönlichen Charakter in seinen Schriften zur Schau trägt. Indessen giebt, bei näherer Betrachtung, gerade dieser Umstand einen Aufschlufs über die gröfsere Schwierigkeit der Bildung eines objectiven Urtheils, als solche bei anderen grofsen Schriftstellern unserer Nation, z. B. bei Lessing, Goethe, Schiller u. A. stattfindet, über die wir längst ein objectives, philosophisch begründetes und unter allen Einsichtigen beglaubigtes Urtheil besitzen. Auch das schriftstellerische Hervortreten einer bedeutenden Persönlichkeit als solcher, und unverhüllt durch den Schleier, welchen eigentliche Kunst oder Wissenschaft über das Subject und die Person zu werfen pflegen, regt, wie anderes solches Hervortreten, zunächst die Leidenschaften auf, und die Stimmen, die über eine solche Erscheinung laut werden, sind, nach der einen wie nach der anderen Seite hin ausschweifend, von der Liebe oder vom Hasse beseelt. So, wir gestehen es aufrichtig, sind uns bis jetzt noch wenige Urtheile über jenen wunderbaren Mann (— einige doch, und unter diesen einige von einsichtsvollen Ausländern, namentlich Britten) zu Ohren gekommen, in denen nicht entweder die hingerissene Begeisterung für den gewaltigen Genius desselben, gegen seine vielleicht nicht minder colossalen Fehler und Verkehrtheiten verblendet, oder die Abneigung vor den letzteren auch gegen die hohen Eigenschaften und Tugenden dieses Genius erkältet oder unempfindlich gemacht zu haben schien. Wir betrachten es als eine keineswegs unwichtige Aufgabe für die ästhetische Kritik unserer Tage, auch für diesen seltenen und abnormen Geist, wie es ihr in Bezug auf so manche andere bereits gelungen ist, — den richtigen Mafsstab aufzufinden, und Denen, die sich an seinen Bildern und seinem Gedankenreichthum erfreuen wollen, ohne doch das Verwerfliche, was ihnen mit diesem Reichthume zugleich geboten wird, aufzunehmen oder gut zu heifsen, gleichsam ein kunstreich geflochtenes Sieb in die Hand zu geben, wodurch sie den Spreu von den ächten Körnern auszusondern in Stand gesetzt werden. Nicht diese Aufgabe zu lösen, sondern nur zu ihrer wahrhaften Lösung, die wir für eine sehr schwierige und nur durch eine ausführlich in das Einzelne eingehende Kritik der

Werke Jean Pauls zu vollbringende halten, einige Winke zu geben, ist die Absicht dieses unsers ersten Artikels, den wir, sollte der zweite, die Würdigung des eigentlich uns vorliegenden Werkes, seine Bestimmung nicht ganz verfehlen, nicht umgehen zu können glaubten.

Wir möchten Jean Paul einem bedeutenden Charakter vergleichen, dem in der Weltgeschichte eine grofse That, die Schöpfung oder Vorbereitung eines neuen Zustandes der Dinge, aufgegeben war, der aber diese That nur auf dem Wege gewaltsamen Zerstörens und Umkehrens des Vorhandenen vollführen konnte, wodurch seiner eigenen Schöpfung ein Gepräge der Feindseligkeit gegen das Bestehende und zugleich der Künstlichkeit und Ueberspannung aufgedrückt ward, welcher nothwendig den eigenen Untergang derselben beschleunigen mufs; — oder auch einem Forscher und Entdecker auf wissenschaftlichem Gebiete, dem sich durch die Einseitigkeit der Richtung seines Geistes nach dem ihm gesteckten Ziele hin die Ansicht des übrigen Universums trübt oder verzerrt, und so den eigenen Gehalt der von ihm erkannten Wahrheit, wenigstens soviel die Gestalt betrifft, unter welcher er unmittelbar sie bietet, verunreinigt. Auf den Gebieten des geschichtlichen Handelns und des wissenschaftlichen Forschens giebt man diese Mischung ächter und gediegener Elemente mit verderblichen und bösartigen, der Wahrheit mit dem Irrthume, zu, als eine nothwendige und unvermeidliche in den meisten Fällen, wo überhaupt etwas gethan, geleistet oder gefunden werden soll. Es thut in der Meinung der Menschen, die überhaupt das Grofse zu würdigen wissen, dem Ruhme eines geschichtlichen Helden keinen Eintrag, wenn seine Gegenwart, sein unmittelbares Wirken, eben so sehr ein zerstörendes, als ein schaffendes war, oder wenn sein Werk eben durch seine colossale Gröfse sich seinen Umsturz bereitete; und von jeder wissenschaftlichen Entdeckung zieht die Zeit den baaren Gewinn ab und bewahrt das ewige Gedächtnifs des Erfinders, während die Schlacken des Irrthums, die er zugleich mit zu Tage gefördert hatte, bei Seite geworfen und vergessen werden. Aber auf dem Gebiete der Kunst ist solche Mischung eine bedenklichere, sowohl für den Ruhm des Künstlers, als für den Umfang und die Gediegenheit der Wirkungen, die von seinem Werke erwartet werden. Hier liegt das edle und köstliche Erz, ewig unausgeschieden von den Schlacken, der Anschauung vor, und es bedarf für jeden Einzelnen, der dasselbe sich aneignen und seiner sich erfreuen will, eines stets neu wiederholten Amalgamationsprocesses. Von der Kunst sind alle ächten Jünger derselben gewohnt, vor allem anderen *Reinheit* ihrer Werke zu fordern: denn sie hat ja eben die Bestimmung, das im Leben Getrübte und Verworrene zur reinen Harmonie der Idee wiederherzustellen, und durch Beseitigung alles dessen, was in der gemeinen Wirklichkeit diesen Einklang stört, ein Himmelreich wenigstens des objectiven Scheines zu erbauen. Wie kann, — diese Frage läfst sich nicht umgehen, — Der auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen, der eben jene trübe Mischung, welcher zu entgehen wir aus dem Leben in die Kunst flüchten, in die Kunst mit hinübernimmt; der sein Werk wie ein Buch voll reiner und unreiner Thiere vor dem Beschauer ausbreitet?

Es wird den Verehrern J. P. Richters hart erscheinen, wenn wir den gefeierten Dichter unbedingt und ohne Einschränkung unter die hier bezeichnete Gattung von Künstlern, deren Charakter als Künstler solchergestalt problematisch wird, zu subsumiren wagen. Und doch sind wir uns bewufst, diesen Ausspruch eben so sehr in der Absicht zu thun, um dadurch seinen Gegnern einen Wink zu geben, wie derselbe ungeachtet seiner Fehler dennoch ein grofser Mann sein und bleiben kann, wie allerdings auch in der Absicht, vor einer blinden Bewunderung desselben und Hingebung an ihn zu warnen. Wir selbst sind die Schule einer fast unbedingten Verehrung Jean Pauls durchgangen; wir haben die Kraft seines mächtigen Genius, Seelen an sich heranzuziehen und von der Fülle der Anschauungen, die er verschwenderisch zu spenden weifs, trunken zu machen, durch und durch in uns selbst erfahren — und von dieser Erfahrung ist das Bewufstsein jener Götterkraft, welche diesen Geist ein für allemal in eine Reihe mit allen wahrhaften Genien stellt, unauslöschlich in uns zurückgeblieben. Aber die Klarheit dieses Bewufstseins selbst verträgt sich auf die Länge nicht mit einem ruhigen Gehen- und Gutseinlassen, oder gar mit einer verblendeten Liebe jener Auswüchse, die mit der Natur des ächten Genius, obgleich sie unter dessen üppig treibender Lebenswärme aufgewuchert sind, doch in ewigem Widerspruche stehen. Wer es versäumt, sich über das eigentliche Wesen dieser Auswüchse, über ihre keineswegs nur indifferente oder gleichgültige, sondern positiv verkehrte, und also, — da

sie sich auf ästhetischem Gebiete zeigen, — in Wahrheit *häfsliche* Natur, deutliche Rechenschaft zu geben, für den wird sich, wenn er sonst einen tüchtigen Sinn und lebendige Anschauungskraft besitzt, der Eindruck, den er unbewufst von ihnen empfängt, mit der Wirkung, die der Genius, der mit ihnen behaftet ist, auf ihn ausübt, allmählig neutralisiren, und somit die letztere, und die Freude und Erhebung, die er aus der Beschäftigung mit diesem Genius schöpfen könnte, für ihn verloren gehen. Auf diese Weise haben wir es geschehen sehen, wie manche unserer edelsten und urtheilsfähigsten Geister, indem sie es versäumten, sich das eigentliche Wesen der abstofsenden Elemente, die für sie in diesem Dichter lagen, zu klarem Bewufstsein zu bringen, ungerecht gegen Jean Paul wurden, und zugleich mit der positiven Natur seiner Mängel auch die ächte Kraft und Höhe seines Genius verkannten. Wohl zu unterscheiden von solchen Geistern, deren es zu unserer Zeit gar nicht wenige giebt, deren Genius selbst Einer und derselbe mit ihrer Verkehrtheit und Häfslichkeit, ein durch und durch bösartiger und abgefallener, ein *schwarzer* Magus ist, — lassen sich bei unserm Dichter beide Elemente, das ächte und das unächte, allerdings von einander abtrennen; nicht zwar, als seien sie räumlich oder zeitlich schon getrennt, als walte das eine da, in demjenigen seiner Werke, oder an dem Theile des einen oder des anderen dieser Werke, wo man das andere nicht findet, — hiezu läfst es die organische Natur des Geistes freilich nicht kommen, — wohl aber, insofern es einen philosophischen Scheidungsprocefs der höheren Kritik giebt, der den Begriff des trüben Mediums, durch das hindurch sich in solchen Geistern das reine Sonnenlicht des Genius offenbart, von dem Begriffe dieses Genius ablösen, den Genius von seiner Umhüllung entkleiden kann.

Der Genius, nämlich der ächte und wahre, der *weifse* Magus, im Gegensatze jenes schwarzen, dessen wir oben gedachten, eben so sehr, wie im Gegensatze minder begabter Geister, bewährt sich in der Dichtkunst vor allem andern durch das Talent der Menschen- oder Charakterschöpfung. Dieses Talent finden wir bei Richter in einem Grade, der ihn, wiefern sich das Aechte, was er in dieser Beziehung gegeben hat, von der unlauteren Mischung, mit der es sich versetzt findet, rein darstellen liefse, unbedingt den Gröfsten auf diesem Gebiete an die Seite setzen würde. Wenn ausdrücklich dieses Talent nicht selten an ihm bezweifelt worden ist, so können wir diesen Zweifel eben nur für eine Folge des Unvermögens jener Sonderung ansprechen, die wir von jedem Beurtheiler dieses Dichters zu fordern uns allerdings berechtiget glauben. Es käme auf den Versuch an, bei einer detaillirteren Durchmusterung der Hauptwerke Jean Pauls die ächten Züge, die sich in der Darstellung der Charaktere dieser Werke finden, gesondert von den unächten zu sammeln, sie durch eine poetisch reproducirende Kritik zu einer räsonnirenden Charakterschilderung zusammenzustellen, und zuzusehen, ob sich nicht aus ihnen ein reines, lebendiges, aus den Tiefen der menschlichen Natur geschöpftes Bild einer wahrhaften, durchaus individuellen Persönlichkeit ergeben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIII.

Die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands. Eine Inauguralrede, von Dr. Fr. Kortüm, Prof. der Gesch. an der Bernischen Akademie. Bern, bei C. A. Jenni 1833.

Bei dem Kampfe der politischen Ideen, welcher unsere Zeit bis in ihre Grundfesten ergriffen hat, liegt es im Interesse der Geschichte als Wissenschaft, an verwandte Zustände und Zeitlagen der Vergangenheit zu erinnern; nicht um zu warnen und zu lehren, — denn die Geschichte ist keine Schulmeisterin eben so wenig als das Leben eine Schule — sondern um ganz eigentlich ihr Amt auszuüben, und in der Aehnlichkeit, Verwandtschaft oder Harmonie menschlicher Thaten und Schicksale die ewige Einheit des Gesetzes zu offenbaren. Die gröfste Krisis der Hellenischen Welt, der Peloponnesische Krieg, welchem Thucydides Leben wie das geistige Dasein seiner Wirksamkeit als Geschichtschreiber angehört, bietet nicht nur einzelne Punkte der Vergleichung mit dem Stande der Dinge unseres Jahrhunderts dar; sie ist in der That *dasselbe* geistige Moment, das unsre Zeit bewegt, wenn man darunter nicht todte, absolute Identität, wovon weder das Leben der Natur noch der Menschheit etwas weifs, sondern organische, lebendige Harmonie verstehen will. Auf diese Harmonie aufmerksam zu machen, und in ihr jene Einheit des schaffenden und bildenden Gesetzes in historischer Art anzudeuten, scheint im Allgemeinen die Absicht der oben genannten kleinen Schrift zu sein, der diese Anzeige gewidmet ist. Ihre besondere Bedeutung findet dieselbe in den gegenwärtigen Zerwürfnissen und Spaltungen der Schweizerischen Kantone und ihrer freien Bürger, für welche sie zunächst geschrieben wurde. Ref. tadelt deshalb nicht die etwas rhetorische Form der Darstellung, welche ohnehin der mündliche

Vortrag einer Festrede erheischen möchte. Weniger kann er es billigen, dafs auch im Materiellen der Geschichte, namentlich in der Schilderung des Zustandes, Geistes und Charakters der Griechischen Staaten vor und in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, die Färbung zu grell und finster gehalten ist, obwohl sie sich überall treu an den Ton der Thucydideischen Darstellung anschliefst. Allein nicht nur die Alten, wie Dionysius von Halikarnafs u. A., deuten mifsbilligend auf die Bitterkeit und Schärfe der Thucydideischen Urtheils- und Ansichtsweise hin (ἡ δὲ Θουκυδίδου διάθεσις αὐθέκαστος καὶ πικρά); sondern wenn man auch diese Meinung eines späteren, schwächlichen und gesunkenen Zeitalters, welches das Grofse und Starke nicht mehr verstehen und ertragen konnte, verwerfen will, so sprechen es doch die Zeugnisse wie die Geschichtserzählung älterer, fast gleichzeitiger Schriftsteller (Platos, Xenophons u. A.) deutlich aus, dafs Thucydides, vom edlen Eifer für die Sittlichkeit und Mäfsigung des alt-hellenischen Sinnes erhitzt, und darüber der schonen Pflicht des Geschichtschreibers, jener milden Ruhe und jenes erhabenen, über der Zeit und ihren Interessen stehenden Gleichmuths der Anschauung vergessend, in der That zu hart und streng sein Zeitalter gerichtet habe, jenes Zeitalter, das freilich der Wendepunkt, zugleich jedoch auch der Gipfelpunkt Hellenischer Grofse war. Jene erhabene Ruhe der Anschauung mag aber der Geschichtschreiber einer Zeit, in welcher eine mächtige, Alles durchdringende Bewegung der Völker nicht nur alle Leidenschaften und Begierden, und damit Laster und Verbrechen aller Art, sondern auch alle höheren Geisteskräfte und damit alle Irrthümer und Trugbilder des menschlichen Verstandes in den lebendigsten Umlauf setzt, nur durch den festen Blick auf den *ganzen* Kreis der Menschengeschichte und seinen göttlichen Mittelpunkt sich erhalten und bewahren. Thucydides, wie die Alten überhaupt, umfafste in seinem Gesichtskreise nur die ihn umgebende Welt seines Vaterlandes, der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit. Was er hier sah, galt ihm für allgemein-menschlich. Daher setzte er die menschliche Natur so tief herab, dafs er meint, die grofsen und schweren Uebel des Peloponnesischen Krieges würden sich fortwährend wiederholen, so lange das menschliche Wesen sich selbst getreu bleiben werde, dafs er letzteres schlechthin prahlsüchtig und eitel nennt, und die menschliche Willensfreiheit nicht nur für beschränkt hält durch die Einflüsse der Naturgewalten und die Veränderungen der grofsen, universellen Verhältnisse, sondern sie geradezu für unfähig erklärt, sich über Leidenschaften und Begierden zu erheben (III, 82. V, 68. III, 84. vergl. IV, 108. II, 8. VII, 68. VIII, 89 u. a.). Eben daher kann man aber auch, obwohl Thucydides selbst sich nirgend darüber ausspricht, dennoch mit grofser Sicherheit annehmen, dafs sein Blick für die Offenbarung des Göttlichen in der Geschichte getrübt war, dafs die höhere Leitung menschlicher Dinge ihm in düstrer Ferne verschwand, und sein Glaube daran nicht zur historischen Klarheit und Sicherheit sich erhoben hatte (was Ref. schon an einem andern Orte gegen die Ansicht des Hrn. Verfs. ausgesprochen hat). Denn es ist ein merkwürdiges, aber sehr erklärliches und natürliches Ergebnifs der Geschichte, dafs je tiefer eine Religionslehre, eine Philosophie oder die Volksmeinung einer Zeit, je tiefer die Weltanschauung eines Einzelnen die *menschliche* Natur, den Geist und das Wesen des *Menschen* herabsetzt, desto tiefer in derselben Religionslehre, Volksmeinung und Weltanschauung auch die Natur des Göttlichen gesetzt, desto schwankender und unsicherer der Glaube an eine göttliche Fügung menschlicher Dinge erscheint, und desto allgemeiner und verderblicher Unglaube und Atheismus um sich greifen. Achtung vor dem *allgemein Menschlichen*, welcher die Demuth des *Einzelnen* immer zur Seite steht, ist die nothwendige Bedingung der Achtung des *Göttlichen*.

Kann Ref. mit der Ansicht des Hrn. Verfs. über die Weltanschauung und religiöse Denkungsart des Thucydides nicht ganz übereinstimmen, so ist er andrer Seits mit der Durchführung des eigentlichen Themas dieser Schrift, Thucydides Stellung zu den Parteien Griechenlands betreffend, völlig einverstanden. In der That tritt in Thucydides Charakter, wie ihn sein Werk deutlich ausspricht, eine innige, lebendige Verschmelzung des tiefen, ernsten *Gemüths* des Dorers, und des hellen, scharfsichtigen *Geistes* des Atheners Ionen hervor. In der That konnte er nur durch diese besonders glückliche Bildung seines innersten Wesens seinen schwierigen Standpunkt als Zeuge der Wahrheit in dem ihn umgebenden Gewirre parteisüchtiger Berichte, Meinungen und Ansichten mit solcher Sicherheit, Festigkeit und Unbestechlichkeit behaupten. In der That erklären sich aus dieser besondern Mischung seiner Natur auch manche, sein Werk charakterisirende Eigenheiten, deren der Hr. Verf. nicht gedacht hat; so sein voller körniger Styl, der in Lakonische Kürze den reichhaltigen, vielseitigen Geist des Atheners zusammenzudrängen sucht; das eigenthümliche Helldunkel seiner halb-poetischen, halb-rhetorischen Darstellung, die den Schwung Dorischer Lyrik mit der Schärfe und Bestimmtheit Attischer Beredsamkeit vereinigt; endlich auch jene ernste, nur zu finstre und harte Weltanschauung und Lebensansicht, in welcher das tiefe, sinnige Gemüth des Dorers von der klaren Attischen Erkenntnifs des gegenwärtigen Verderbens wie des zukünftigen, unvermeidlichen Verfalls Hellenischer Dinge gewaltsam erschüttert, sich abspiegelt.

Wenn der Hr. Verf. schliefslich die Parallele, die zwischen den politischen Bewegungen und Ideen des Thucydideischen Zeitalters und unsers Jahrhunderts sich darbietet, nur andeutet, und das daraus zu ziehende Resultat ganz verschweigt, so kann Ref. darin nur die ächthistorische Bescheidenheit ehren, welche die Sachen und Thaten lieber selbst sprechen lassen, als durch wohlgesetzte Betrachtungen und Redensarten die weit mächtigere und ergreifendere Sprache jener in ein mattes, subjektives Räsonnement verflüchtigen will; er kann nur wünschen, dafs gerade darum die kleine Schrift des Verfs. von denen, welche etwa berufen sind, in die Zeit und ihr Getriebe thätig einzugreifen, um so mehr gelesen und beherzigt werden möge.

Hermann Ulrici.

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein.

(Fortsetzung.)

Gelänge dieser Versuch, wie wir nicht zweifeln, dafs er gelingen würde, wenn nur der Kritiker die dazu erforderlichen Eigenschaften mitbrächte, so hätten wir hiemit ein unverwerfliches Zeugnifs, dafs in des Dichters Geiste das Positive einer reinen und ächt lebendigen Kunstschöpfung vorhanden war, und dafs, was den Genufs dieser Schöpfung verkümmert, nicht sowohl ein Mangel an genialer Begabung, als vielmehr ein entgegenstehendes Positive ist. Freilich würde hiebei auch noch vorausgesetzt, dafs man zu dieser Untersuchung nicht etwa mit Forderungen hinzukäme, die schlechterdings unerfüllbar sind, und die auch in den anerkannt gröfsten und reichsten Dichtern nur eine verblendete Bewunderung derselben erfüllt finden kann. Man hat oft Jean Paul der Einförmigkeit und Wiederholung in der Schilderung der Charaktere von Helden und Heldinnen seiner Romane bezüchtigt, und nicht bedacht, dafs eine gleiche Einförmigkeit, und überdiefs noch Unbestimmtheit oder Charakterlosigkeit, in Bezug auf die am meisten hervortretenden männlichen Charaktere, zwar nicht mit Recht, aber doch mit einigem Scheine von Recht, auch Goethen vorgeworfen worden ist, so wie, dafs selbst der Meister, dessen Unerschöpflichkeit in dem Hervorhauchen der buntfarbigsten Individualitäten unter allen am höchsten gefeiert wird, der gewaltige Shakespeare, seine weiblichen Heldinnen vor einer sehr auffallenden Familienähnlichkeit nicht hat bewahren können. Dafs ein Dichter, insbesondere ein Romandichter, allenthalben in den Vorgrund Charaktere, seinem eigenen verwandte, zu stellen liebt, und diese mit der gröfsten Ausführlichkeit schildert, ist an sich noch kein Tadel, dafern er nur in der Art und Weise der Darstellung dieser Charaktere die objective und universelle Weltanschauung bethätigt, welche den Charakter in wahrhaft organischem Sinne zum Gliede eines gröfsern Ganzen macht. Es giebt Dichter, deren Genius, ohne darum niedriger zu stehen, als andere Genien, es sogar wesentlich zu fordern scheint, dafs sie alles, was sie auf ächt lebendige und schöpferische Weise darstellen sollen, zuvor an sich selbst erleben müssen; und ihre Darstellung wird dadurch nur eine um so innigere und plastisch gediegnere. Gelingt es solchen Dichtern, den übrigen unendlichen Weltinhalt gleichsam auf der Spiegelfläche jener Individualitäten, die ihr eigenes objectivirtes Selbst darstellen, schwimmend, in theilweise, aber durchaus naturgemäfs, gebrochener Gestaltung zu zeigen, so erreichen sie durch diese indirecte Schilderung dasselbe, was andere durch ihre mehr unmittelbare. Wegen dieser Subjectivität also dürfte unsers Erachtens Jean Paul nicht zu schelten sein; denn so sehr man in allen seinen Romanen (einige kleinere aus seiner spätern Lebenszeit, z. B. Katzenberger, der Komet u. a. vielleicht ausgenommen) ihn selber findet, so hat er für diese Schilderung seiner selbst doch durchaus einen höheren Maafsstab und eine tiefere Quelle, als nur wiederum sein Selbst, und er bietet in den oft mit aufserordentlicher Meisterschaft gezeichneten Gruppen der Nebencharaktere einen wahrhaften Weltinhalt. Was aber allerdings an ihm zu schelten ist, ist das Gepräge von krankhafter Ueberspannung, die nicht selten in Fratzenhaftigkeit ausartet, welches er den meisten seiner Charaktere und gerade denjenigen am auffallendsten und abstofsendsten aufdrückt, die er mit der gröfsten subjectiven Vorliebe schildert. Eben von diesem Gepräge aber wagen wir zu behaupten, dafs es weniger in der Conception, als in der Ausführung jener Gestalten liegt, die dadurch nicht selten (man denke unter andern an den Albano im Titan) ihrer ursprünglichen Anlage handgreiflich untreu werden; dafs dem Dichter selbst, — weniger freilich im Einzel-

nen und Concreten (denn dann würde er sich von diesem Fehler haben befreien können), als im Abstracten und Allgemeinen, — ein Bewufstsein darüber nicht abgeht; und dafs folglich in der Würdigung von Jean Pauls Gabe der dichterischen Menschenschöpfung davon abgesehen werden kann, wenn es auch für die allgemeine ästhetische Werthschätzung seiner Romane als Kunstwerke stets ein Flecken, und zwar ein häfslich verunstaltender, bleiben wird. Am leichtesten dürfte es sein, das der ächt schöpferischen Grundidee eines Charakters Angehörende von dem der fehlerhaften Ausführung Angehörenden zu unterscheiden, bei solchen Charakteren, in denen das Element jener dem Dichter leider anklebenden Unnatur für ihn selbst objectiv geworden, und auf eine Spitze hinaufgetrieben ist, wo er es als ein bösartiges erkennt und in diesem Sinne schildert; und dann bei solchen, an deren rein objectiven Darstellung die Leidenschaft des Dichters keinen Antheil hat. Als Beispiel für die erstere Art von Charakteren nennen wir den Roquairol im Titan, in welchem wir das Element jener phantastischen, bis an die äufsersten Gipfel der Verruchtheit heranführenden Zerrissenheit, der in unserm Zeitalter so viele hochbegabte Geister verfallen sind, mit noch nie erreichter Wahrheit und Tiefe geschildert finden; als Beispiel für die letztere die Lenette im Siebenkäs, über deren unübertrefflich gelungene Darstellung wohl unter Allen, die dem Dichter sich nicht ganz entfremdet haben, nur Eine Stimme ist.

Was die Composition im engern Sinne der Richter'schen Werke, die Fabel seiner Romane betrifft, so pflegte der Dichter selbst sich darüber zu beklagen, dafs man die grofse Kunst, die er auf dieselbe gewandt, so wenig erkennen wollte, dafs man sie meist für eine zufällig zusammengeworfene, den reichen und herrlichen Einzelheiten nur als Rahmen dienende, zu nehmen beliebte. Wir unserseits verkennen nicht, dafs diese Composition allenthalben, namentlich in den gröfsern Werken, mit ausdrücklichem Hinblick auf das Ganze des Weltzusammenhangs, und mit der Tendenz, ein Bild dieses Weltzusammenhangs im Kleinen zu geben, wie es allein des Genius würdig erscheinen kann, entworfen, und mit überaus kunstreicher, eben so tiefsinniger als besonnener Absichtlichkeit durchgeführt ist. Käme es blofs auf die Intensität des künstlerischen Bewufstseins und auf die Ideenfülle an, die in der Fabel eines Romans auf entsprechende Weise, wie in der eines Drama, niedergelegt sein kann: so wären einige der Jean Paul'schen Compositionen nicht weniger, als es nur immer die tiefsinnigsten und gedankenreichsten Compositionen Shakespeares sein mögen, würdig, von philosophischen Denkern studirt und ergründet, und als Musterbilder für die Begriffe von Weltzuständen und Weltgesetzen benutzt zu werden. Aber hier nicht weniger, wie bei der Charakterzeichnung, wird der Mangel an Reinheit der dichterischen Productionskraft zu einem Mangel an Wahrheit in der Auffassung und Durchführung der Weltverhältnisse. Die Fabeln Jean Pauls, während sie nicht selten durch die Grofsheit der Blicke in die Tiefe des Weltwesens und durch die Weite und Freiheit der Ueberschauung seiner Breite überraschen, beleidigen zugleich durch die allenthalben beigemischte Willkür und Sonderbarkeit, welche, in dem überreizten Streben, die Wirklichkeit zur Idee zu erheben, die Wirklichkeit vielmehr zur Carricatur verzerrt. Jean Paul ist viel mehr Philosoph, als es der Dichter zu sein braucht, insofern die Philosophie in der Ausdrücklichkeit des Selbstbewufstseins und in der überall sich eindrängenden Reflexion besteht; aber dieses Zuviel schlägt unmittelbar in ein Zuwenig um: er ist weniger Philosoph, als der seiner selbst unbewufste, reine Künstler es ist, insofern nämlich die wahrhafte Philosophie des Künstlers in der bewufstlosen, allein durch den Instinct des Genius herbeigeführten Harmonie seiner Gebilde mit dem selbstbewufsten Weltbegriffe des speculativen Denkers besteht. Jean Paul hat sich auch ausdrücklich viel mit wissenschaftlich philosophischen Studien beschäftigt; mehrere seiner früheren Werke enthalten höchst grofsartige Anticipationen der tieferen Natur- und Geistesansicht der Philosophie unserer Zeit, eben so, wie später seine Vorschule der Aesthetik, seine Levana und andere seiner gröfseren und kleineren Schriften wichtige Beiträge zur Ausbildung und Erweiterung dieser Ansicht; keine litterarische Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie liefs ihn unberührt; er suchte sich ihrer aller zu bemächtigen, und drang in ihren Sinn bis zu einem gewissen Grade nicht erfolglos ein. Dennoch gelangte er nie zur philosophischen Befriedigung; er brach an irgend einer willkürlich beliebten Stelle den wissenschaftlichen Faden eigenmächtig ab, und füllte die leeren Räume durch die sentimental-phantastische Maschinerie eines höchst

oberflächlichen Dualismus und eines fast roh zu nennenden geistigen Materialismus aus. Auf ganz entsprechende Weise sehen wir ihn in seinen romantischen Compositionen fast allenthalben die Idee, welche die Anlage der Fabel bedingt, durch die Hitze seiner trunkenen Leidenschaft bis zu einem solchen Grade der Ueberspannung auftreiben, bis der Faden des künstlerischen Gewebes auseinanderreifst, und dies durch irgend einen tollen Einfall, dessen Inhalt ein fratzenhafter, kümmerlich noch mit den Fetzen der Idee überklebter Mechanismus zu sein pflegt, zusammengeflickt werden mufs.

Man hat den schriftstellerischen Grundcharakter Richters als *humoristischen* bezeichnet; und es lohnt der Mühe, sich über die Grenzen, innerhalb deren diese Bezeichnung ihre Richtigkeit hat, mit einigen Worten zu verständigen. Der dichterische Humor, diesen Begriff streng philosophisch aufgefafst, ist das Element der Negativität in der Poesie, ihr feindliches Gekehrtsein gegen die Gestalten der gemeinen Wirklichkeit, ihre Kraft gleichsam des Zerfressens und Zerbeissens dieser Gestalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIV.

Lehrbuch der Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik, von Johann Paul Brewer, Prof. der Mathematik und Physik zu Düsseldorf. Düsseldorf bei Schaub 1832.

Ein erfolgreiches Studium der Mechanik setzt nicht allein eine gründliche Kenntnifs der Mathematik, sondern auch einen beträchtlichen Umfang physikalischen Wissens voraus. Dieses lehrt uns die in der Natur vorhandenen Kräfte kennen; es liefert den Stoff, durch dessen Gebrauch die Anwendung der allgemeinen Gesetze des Gleichgewichtes und der Bewegung auf Gegenstände der Erfahrung bedingt wird. — Betrachtet man die Ausführlichkeit, mit welcher in dem vorliegenden dritten Theile des Lehrbuches der Mechanik von Hrn. Prof. Brewer die physikalischen Lehren behandelt werden, welche für die Hydrostatik von Wichtigkeit sind, so scheint es, dafs der eben angedeutete Gesichtspunct hauptsächlich in dem Plane des Hrn. Vfs. gelegen hat. Indem das Werk auf diese Weise weiter in das Gebiet der Physik eingeht, und sich nicht begnügt, nur das Nothdürftigste aus derselben für den Gebrauch der Mechanik zu entlehnen, unterscheidet es sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaft, und gewinnt nach einer Seite hin eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit. Freilich steht dagegen die mathematische Ausführung der mechanischen Lehren zurück, und um so mehr, da der Hr. Verf. sich den Gebrauch der Differential- und Integralrechnung gänzlich untersagt und dieselbe in den Fällen, wo es nöthig war, durch andere algebraische Methoden ersetzt hat. Ref. glaubt nicht, dafs diejenigen Stellen des Buches, welche in diesem Falle sind, durch die Einführung der Grenzmethoden an Leichtigkeit gewonnen haben; vielmehr scheint es ihm, dafs der Hr. Verf. Recht gehabt haben würde, bei denjenigen Lesern, welche nicht die Mühe scheuen, sich durch mehr oder minder weitläufige Summationen hindurchzuarbeiten, wie solche zum Ersatze der Integralrechnung eintreten müssen, eine elementare Kenntnifs dieser Rechnung vorauszusetzen, welche gegenwärtig so leicht zugänglich ist und durch die mit ihrer Einführung verbundene Kürze und Einfachheit sich so sehr empfiehlt. Mit etwas gröfseren mathematischen Mitteln hätten sich viele Lehren allgemeiner und dabei nicht minder klar durchführen lassen. —

Wenn indefs der Hr. Vf., in Folge dieser in den Plan des Werkes gelegten Beschränkung, auf die Darstellung der, gröfsere mathematische Mittel fordernden, Theile der Wissenschaft verzichtet hat, so zeigt sich in dem, was er giebt, ein selbstständiges Urtheil und ein Streben nach gründlicher Einsicht, sehr geeignet, zu weiterem Nachdenken anzuregen. — Um den Lesern Kenntnifs von diesem Werke zu verschaffen, und das ausgesprochene Urtheil zu begründen, will Ref. eine Anzeige des Inhaltes mittheilen, und bei einigen Puncten desselben etwas verweilen, obgleich es ihm nicht möglich ist, auf alle die verschiedenen Gegenstände mit der nöthigen Ausführlichkeit einzugehen, auf welche der Hr. Vf. in der Vorrede besonders aufmerksam macht. —

Der Hr. Vf. geht, wie die meisten Schriftsteller über Hydrostatik, von der Eigenschaft der in Gefäfse eingeschlossenen Flussigkeiten aus, welche in der gleichmäfsigen Fortpflanzung eines einseitigen Druckes nach allen Richtungen besteht. Diese Eigenschaft wird von ihm Elasticität genannt, und als der wesentliche Charakter der Flüssigkeit angesehen. Allein die einfachste Eigenschaft der Flüssigkeiten ist ohne Zweifel der Mangel an Cohäsion und die freie Beweglichkeit ihrer Theile, welche daher aus der gleichmäfsigen Fortpflanzung des Druckes, als eine nothwendige Folge, müfste abgeleitet werden. Ref. findet nicht, dafs der Hr. Verf. dies in seinem Werke gethan habe, und glaubt, dafs vielmehr umgekehrt die gleichmäfsige Fortpflanzung des Druckes als eine Folge der freien Beweglichkeit der Theile betrachtet werden müsse. Lagrange leitet die Fortpflanzung des Druckes und die damit zusammenhängenden hydrostatischen Gesetze ab, indem er die Flüssigkeiten lediglich als Anhäufungen loser, beweglicher Theilchen ansieht (*comme des amas de molécules très-déliées, indépendantes les unes des autres, et parfaitement mobiles en tout sens.* Anal. Mech. S. 181 der zweiten Ausgabe). Da die gleichmäfsige Fortpflanzung des Druckes, eine allen Flüssigkeiten zukommende Eigenschaft, von dem Hrn. Vf. Elasticität genannt wird, — worüber nähere Erklärung zu wünschen gewesen wäre — so mufste die gewöhnliche Eintheilung der Flüssigkeiten, insofern sie von dem Dasein oder Mangel dieser Eigenschaft hergenommen wird, natürlich

wegfallen. Die Sache wird aber dadurch nicht verändert, indem die Flüssigkeiten in zusammendrückbare und nicht zusammendrückbare unterschieden werden, Ausdrücke, welche man, neben den hier verworfenen Namen elastische und tropfbare Flüssigkeit, auch sonst häufig braucht. Den Namen tropfbare Flüssigkeit weist der Hr. Vf. deshalb zurück, weil Tropfbarkeit keine einer Flüssigkeit allein zukommende, sondern nur durch das Zusammentreten von Flüssigkeiten verschiedener Art bedingte Eigenschaft sei. Nämlich das Wasser bildet Tropfen in der Luft, aber auch die Luft im Wasser (Luftblasen); also sind beide in gewissem Sinne tropfbar. Der Hr. Verf. verweist bei dieser Gelegenheit auf seine Schrift über die Natur der festen und flüssigen Körper, in welcher er diese Ansichten entwickelt hat. Ohne diese Schrift zu kennen, glaubt Ref. doch darauf hinweisen zu müssen, dafs die Bildung des Wassertropfens und die der Luftblase auf ganz verschiedenen Ursachen beruhen. Die Luftblase wird durch den Druck der sie umgebenden Flüssigkeit zusammengehalten; der Wassertropfen dagegen entsteht durch die Anziehung der Theilchen gegen einander. Der Name tropfbare Flüssigkeit dürfte daher doch mehr Grund haben, als der Hr. Vf. bei der Verwerfung desselben voraussetzt.

Nachdem der Hr. Vf. die Flüssigkeiten in der angegebenen Weise unterschieden, behandelt er die Lehre von dem Drucke, den das Wasser auf die Wände des einschliefsenden Gefäfses, vermöge seiner Schwere, ausübt, und entwickelt die bekannten hierher gehörigen Gesetze. Nach einer sehr kurzen Andeutung über die Wirkungen der Capillarattraction folgt die Statik der luftförmigen Körper, in welcher zu den allgemeinen hydrostatischen Gesetzen das Mariottische Gesetz hinzutritt. Den mechanischen Wirkungen der Wärme ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, worin namentlich die Theorie des Thermometers ausführlich behandelt wird. Es folgt hierauf die Lehre von den Dämpfen und von der Mischung derselben mit Luft; und obgleich die Beschreibung von Maschinen im Allgemeinen aus dem Plane dieses Werkes ausgeschlossen ist, so ist doch eine Ausnahme zu Gunsten der Dampfmaschinen eingetreten, von welchen eine nähere, und wofern Ref. sich über diesen Gegenstand ein Urtheil zutrauen darf, sehr wohlgeordnete und verständliche Beschreibung gegeben wird. Ueberhaupt werden diese physikalischen Lehren gründlich und nicht ohne manche dem Hrn. Vf eigenthümliche Bemerkungen vorgetragen. Der fünfte Abschnitt enthält die Theorie der schwimmenden Körper und des specifischen Gewichtes, worauf im sechsten Abschnitte die Lehre von den barometrischen Höhenmessungen folgt. Nach einer Bemerkung in der Vorrede scheint der Hr. Verf. einiges Gewicht darauf zu legen, dafs er sich nicht begnügt hat, bei Ableitung der barometrischen Formel die Temperatur der Luft dem arithmetischen Mittel aus den Temperaturen an beiden Enden gleichzusetzen, sondern eine arithmetische Abnahme derselben anzunehmen. Dieses Verfahren ist theils nicht neu, theils hat es den Hrn. Vf. zur Aufstellung einer Formel geführt, welcher die Physiker, in Beziehung auf den Wärmecoefficienten, wahrscheinlich nicht beitreten werden. Bezeichnet man nämlich mit t und T die unten und oben Statt findende Temperatur der Luft, und mit f die Ausdehnung derselben für einen Wärmegrad, so ist bekanntlich der Wärmecoefficient in der barometrischen Hohenformel: $1+f\,\frac{(t+T)}{2}$. Statt dessen giebt der Hr. Vf. seiner Formel den Coefficienten $\frac{1}{M}$, worin

$$M=\frac{1}{1+ft}\left\{1+\tfrac{1}{2}\,\frac{f(t-T)}{1+ft}+\tfrac{1}{3}\,\frac{f^2(t-T)^2}{(1+ft)^2}+\ldots\right\}.$$

Diese Formel weicht von der gewöhnlichen auffallend ab; bei näherer Untersuchung aber zeigt sich, dafs die Abweichung nur von der unvollendet gebliebenen Entwickelung herrührt; denn entwickelt man $\frac{1}{M}$ nach Potenzen des kleinen Bruches f, so erhält man, mit Vernachlässigung der zweiten und höheren Potenzen von f, die gewöhnliche Formel. Ueberhaupt ist zu bemerken, dafs die gewöhnliche Formel sich nicht blofs bei der Annahme einer arithmetischen, sondern auch einer geometrischen und jeder der Sache angemessenen Wärmeprogression wiederfindet, indem die verschiedenen Hypothesen erst auf die Glieder der zweiten und höheren Potenzen Einflufs ausüben. Diese Glieder sind daher eben so unsicher als jene Hypothesen. Sollte man indessen auch die Glieder der zweiten Potenz von f berücksichtigen wollen, so kann man dies auf eine für die Rechnung bequemere Weise thuen, als in dem vorliegenden Lehrbuche angegeben ist. —

In der zweiten Abtheilung des Werkes, welche von der Bewegung der Flüssigkeiten handelt, konnte von der Theorie, welche bekanntlich auch bei Anwendung aller mathematischen Mittel zu den schwierigsten gehört, nur wenig mitgetheilt werden. Desto sorgfältiger dagegen ist der Hr. Vf. in der Darstellung der Versuche über den Ausflufs und den Stofs des Wassers gewesen, welche von Bossut, Venturi, Eytelwein u. Anderen angestellt worden sind; so dafs diese Abtheilung als eine lehrreiche Zusammenstellung der genannten Versuche empfehlenswerth ist.

Am Schlusse der Vorrede bemerkt der Hr. Vf, dafs er gern noch einen Abschnitt über die sphäroidische Gestalt der Erde beigefügt haben würde. Dies wäre allerdings zu wünschen gewesen; Ref. glaubt aber noch einen hierher gehörigen Gegenstand nennen zu müssen, welcher in den Lehrbüchern wenig berücksichtigt zu werden pflegt, und doch, bei dem gegenwärtigen Stande der Physik, zu den wichtigsten gehört, die Theorie der Wellen. Es wäre verdienstlich und nützlich, wenn der Hr. Vf, vielleicht in einer späteren Ausgabe, seinem schätzbaren Lehrbuche eine elementare Theorie der Wellenbewegung flüssiger Körper beifügen wollte, welche nach den vorhandenen Hülfsmitteln gegenwärtig nicht mehr unausführbar ist, wenn man die Erfahrung zu Hülfe nimmt. —

Dr. Ferd. Minding.

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein.

(Fortsetzung.)

Er ist insofern unmittelbar Eins mit dem Talente der witzigen und komischen, der satyrischen und ironischen Darstellung, und kann von diesen Talenten nur insofern unterschieden werden, als man von dem eigentlichen Humoristen fordert, dafs das Talent in ihm nicht blofs Talent, sondern zugleich Gesinnung sei, dafs er in der, nicht sowohl gegen einzelne Gestalten der Wirklichkeit, als gegen das ganze sinnliche Universum gekehrten und durch diese ihre Universalität und die Kraft ihres Weltüberblicks selbst in positive Gestaltung umschlagenden, Negativität unmittelbar und ohne fremdartige Zuthat die Idee finde. So der Meister aller rein humoristischen Poesie, der unsterbliche Cervantes, dessen Scherz allenthalben der tiefste Ernst ist, und dessen Ernst, es müfste ihm denn ein Zusammenhang vorliegen, in welchem der Humor ausdrücklich keine Statt findet, nie anders als unter der Maske des Scherzes auftritt. Diesen wahrhaften Begriff des Humors hat Jean Paul auch vollkommen verstanden und so zu sagen in sich erlebt; er giebt eine scharfsinnige theoretische Auseinandersetzung desselben in seiner Vorschule der Aesthetik, und zwei seiner gelungensten Charaktere, Leibgeber oder Schoppe im Siebenkäs und im Titan und Vult in den Flegeljahren, sind ächt lebendige, mit hoher Meisterschaft der Conception und grofsentheils auch der Ausführung dargestellte Humoristen. Aber um selbst Humorist zu sein, oder irgendwo in seiner Darstellung das humoristische Element nicht als den Gegenstand, sondern als den subjectiven Geist dieser Darstellung, rein hervortreten zu lassen, ist Jean Paul viel zu sehr jener Wirklichkeit befreundet, die er, wollte er diesen Charakter behaupten, unaufhörlich scherzend vernichten müfste. Es ist wahr, er läfst die reiche Ader seines komischen Talentes unablässig gegen allerhand ihm vorkommende Gestalten der Wirklichkeit spielen, er verlacht und verspottet diese Gestalten mit nimmer sich erschöpfendem Witze. Aber es ist eben so wahr, dafs er diese Gestalten nicht darum mit dieser Waffe verfolgt, weil sie überhaupt da sind in dieser irdischen Wirklichkeit, sondern weil sie nicht so sind, wie er sie will, weil sie nicht dem Bilde entsprechen, welches er sich, zum Theil eigensinnig und willkürlich genug, von dem, was sie sein sollten, entworfen hat. Nichts kann mit dem Geiste des Humors in schrofferem Widerspruche stehen, als Jean Pauls gehässige und carikirte Zeichnungen von Gestalten aus der s. g. grofsen Welt, insbesondere aus der Umgebung der Höfe, obgleich ihnen komische Kraft und, die Uebertreibung abgerechnet, Wahrheit des Colorits gar nicht abzusprechen ist. Dem wahren Humor ist die Leidenschaft des Hasses eben so fremd, wie die Leidenschaft der Liebe, nämlich jener Liebe, die, wie die Liebe, die Jean Pauls sentimentale Kleinbilder oder Idyllenscenen, oder die seine glänzenden Schilderungen von der sinnlichen Herrlichkeit des Naturlebens eingegeben hat, statt des Allgemeinen oder der Idee bestimmte Gestalten und Situationen der äufseren Wirklichkeit liebt. — Man sieht wohl, dafs wir weit davon entfernt sind, unserm Dichter das alles, was es bei ihm nicht zum reinen Humor kommen läfst, schlechthin als Tadel anrechnen zu wollen. Vielmehr erkennen wir in ihm ein generisch von dem humoristischen verschiedenes, positiveres Talent der dichterischen Darstellung, dessen sich zu entäufsern ganz und gar nicht von ihm gefordert werden konnte. Aber dafs, was in ihm als Humor erscheint, zum Theil, statt ächter, gesunder Humor zu sein, vielmehr eine Wirkung jener krankhaften Anlage ist, welche bald die Gestalten, die in harmonischer Integrität vom Dichter erzeugt werden sollten, durch leidenschaftlich ungestümes Herauswerfen aus der schöpferischen Tiefe an der ehernen Spiegelfläche der objectiven künstlerischen Darstellung zerschellen macht,

bald das ihr Widerstrebende, statt dasselbe sanft und allmählig umbildend in den Aether der Poesie herüberzuziehen, mit giftiger Wuth anfällt und gewaltsam zertrümmert, können wir uns keineswegs verheelen. Nimmt man solchergestalt nicht Richters Humor zum Maafsstabe für das antihumoristische Element in ihm, sondern betrachtet man, was in ihm für Humor gilt, nur als eines der verschiedenen Phänomene seiner tiefer liegenden Naturbegabung, so wird es leichter, gegen ihn gerecht zu sein, als wenn man, in dem Wahne, dafs er nichts als nur Humoristisches zu geben vermöge, auch nur den reinen Humor von ihm fordert. Keineswegs können wir daher in jene Ansicht über unsern Dichter einstimmen, welche diejenigen seiner Werke, in denen jener vermeintliche Humor vorherrscht, unter andern und zwar von allen am meisten den Siebenkäs, zuoberst stellt, und dagegen die heroischen Romane, z. B. selbst den Titan, einseitig verwirft. Annehmlicher, aber unsers Wissens noch von Keinem gemacht, wäre uns die Bemerkung, dafs Richter in der zweiten Hälfte seiner schriftstellerischen Laufbahn dem reinen Begriffe des Humors sichtlich näher tritt, als in der ersten. So finden wir schon in den Flegeljahren einen harmloseren, heiterern und beruhigtern Humor, als in dem Siebenkäs, einen Humor, der sich hier, was in allen ältern Romanen nicht der Fall ist, sogar über die, leise an das Komische heranstreifende, Schilderung der sentimentalen Hauptfigur erstreckt; der Katzenberger und der Schmelzle stehen an unbefangener Komik weit über dem Fixlein, dem Jubelsenior und andern Kleinbildern der früheren Periode; das letzte Werk der Jean Paul'schen Laune aber, der Komet, scheint uns zugleich dasjenige, welches unter allen am meisten den Namen eines humoristischen verdient. — Wäre diese unsere Bemerkung gegründet, so würde sich in ihr eine Art von Reinigungsprocefs angedeutet finden lassen, dem Jean Pauls Poesie in dem allmähligen Uebergange zu der Negativität und Resignation des wirklichen Humors sich unterzog; und es wäre dem edlen und sittlich kräftigen Willen des Dichters — wenn nicht seiner unmittelbaren und bewufsten, doch seiner mittelbaren und unbewufsten Thätigkeit, — die Ehre dieses Sieges über sich selbst zuzuschreiben.

Nach allen diesem können wir nun freilich nicht umhin, den Ausspruch zu thun, dafs die Rechtfertigung für das Willkürliche und Sonderbare in Richters Styl, für das Gesuchte, Weithergeholte, Aeufserliche, oft nur auf trockenen Verstandesanalogien Beruhende seiner Bilder und Gleichnisse, dem unaufhörlichen fieberhaften Wechsel von überfliefsender Wärme und schneidender Kälte, von glühender Begeisterung und mechanischer Berechnung, keineswegs, wie seine Verehrer oft zu thun pflegen, von dem Begriffe des Humors hergenommen werden darf. Auch der ächte Humor zwar giebt der Willkür des Dichters einen weitern Spielraum, als andere, mehr auf das Positive gerichtete Arten dichterischer Darstellung; auch durch ihn werden keckere Sprünge, gewagtere Wendungen, und die häufigere Herbeiziehung mancher wenigstens für den ersten Anblick prosaisch und stoffartig bleibender Elemente veranlafst, als sonst wohl in Dichterwerken von ächt classischer Gediegenheit statt finden. Aber hier ist, durch das durchgehende Walten des in den Tiefen der geistigen Negativität wurzelnden Genius, von vorn herein die Willkür selbst zum Gesetz, das Prosaische zum Poetischen geworden. Die humoristische Subjectivität ist, wie es Richter in den vorhin namhaft gemachten Humoristencharakteren sehr gut geschildert hat, von Grund aus mit der Farbe einer Poesie tingirt, die sich in allen ihren Aeufserungen, aber stets nur im ausdrücklichen Gegensatze zu der prosaischen Aufsenwelt, nie in irgend einer, sei es offenen oder versteckten, Art von Dienstbarkeit unter ihr, bethätigt. — Sollten wir die Eigenschaft Jean Pauls, die es nicht nur zu dem reinen Spiele des Humors bei ihm nicht kommen läfst, sondern durch die zugleich ausdrücklich jener krankhafte Halbhumor bedingt und veranlafst wird, mit einem einzelnen Worte andeuten; so wäre unstreitig das auch sonst wohl schon zur Bezeichnung des Jean Paul'schen Charakters gebrauchte Wort *Sentimentalität*, hiezu das gezeichnetste. Wenn nach Aristoteles jede Tugend das lebendige Maafs oder Mittlere zweier Extreme ist, die sich ihr gegenüber als Fehler oder Laster darstellen, so bethätigt sich die bei unserm Dichter vermifste ächte Künstlertugend indirect an ihm durch das schroffe Hervortreten nicht etwa nur des einen jener beiden Extreme, deren Mittleres sie ist, sondern beider Extreme zugleich. Diese Extreme, die poetischen Laster unsers Dichters, sind, das eine, das Uebermaafs an subjectiver Empfindung in der Darstellung solcher Gegenstände, wo entweder der Leser den Gegenstand, und nicht den Dichter, oder auch, wo er den Dichter erhaben über den Gegenstand, und nicht in ihn versunken oder an ihm festklebend, sehen will, das

andere der Mangel dieser Empfindung als des temperirenden Maafses in dem zersetzenden und combinirenden Verstande, als der Seele, die allenthalben den mechanischen und materiellen Theil der Dichtung, ihr Gerüste und ihr Aufsenwerk, beleben und zusammenhalten soll. Es gehört zu den tieferen Einsichten der Psychologie und der Ethik, zu begreifen, wie je das eine dieser krankhaften Extreme in übrigens tüchtigen, genialen Naturen nicht durch die Abwesenheit, sondern gerade umgekehrt durch das Vorhandensein und die Gegenwart des andern Extrems, wie durch polarische Erregung, bewirkt und hervorgerufen wird. Wo der Genius noch nicht die höhere sittlich schöpferische Kraft erlangt hat, die elementarischen Grundbestandtheile in jene vollendete organische Einheit, deren Ausdruck in der Kunst die eigentliche Schönheit ist, zusammenuehmend, sie gegenseitig durch einander gleichsam zu sättigen, und hiedurch ihr ungestümes Durcheinanderwogen zu beschwichtigen: da läfst er nicht eines oder das andere, sondern alle zugleich frei und ungebunden walten, und ersetzt, was an innerlicher, gediegener Einheit fehlt, wenigstens quantitativ durch äufsere Vollständigkeit. Es mag erlaubt sein, dann unter diesen Elementen das positivere, insofern es sich mit jener genialen Kraft vermählt hat, als das die andern ihm entgegengesetzten hervorrufende zu nennen; und in diesem Sinne glaubten wir nicht zu irren, wenn wir die Quelle von Richters poetischer Krankheit in dem Uebermaafse des Empfindens und des Strebens nach Empfindung suchten. Es fehlt ihm jene künstlerische Resignation, welche eben so sehr sich selbst in dem Gegenstande zu verlieren und zu vergessen, wie auch umgekehrt, alle Ansprüche an die gegenständliche Welt fahren zu lassen und sich mit dem Gotte, der im Innern waltet, zu begnügen versteht. Er will mit Gewalt geniefsen und seine Leser geniefsen machen, sollte auch die Welt, das heifst eben jene poetische Gestaltenwelt, die nur um ihrer selbst und nicht um des Geniefsenden willen da ist, darüber zu Grunde gehen. Wäre nicht die tiefere und kernhaftere Anlage seines Genius, so würde er, wie die Helden der Siegwart'schen Periode, in dem aufgelösten Elemente jener Empfindungsseligkeit zerfliefsen: — aber diese Anlage eben treibt den Gegensatz jener kalt berechnenden und eben so schneidend zersetzenden, als keck combinirenden Verstandesthätigkeit hervor, die, obgleich auch noch ihrerseits mit jenem Krankheitsstoffe behaftet, und an sich keineswegs eine rein künstlerische oder sittliche, doch eben als der Gegensatz zu dem, worin der Urquell der Krankheit liegt, von Vielen, die diesen Quell erkannt haben, als das allein Aechte und Gesunde in Jean Paul angesprochen wird.

Wer auch an das Geistige eine Art von quantitativem Maafsstab zu legen liebt, der kann sich leicht darauf hingeführt finden, Jean Paul für einen noch ideenreicheren Schriftsteller zu erklären, als selbst die anerkannt Gröfsten unter den übrigen, so neuen wie alten Dichter, sind. Aber auch über dieses Gedankenreichthums Beschaffenheit und Grund dürfen wir uns nicht täuschen. So wenig er in dieser Fülle und zugleich, zum grofsen Theile wenigstens, in dieser Tiefe und Gediegenheit, vorhanden sein könnte ohne hohe und seltene Gaben des Genius, so wenig darf doch aus dieser Ueberschwänglichkeit auf eine wirkliche Erhabenheit des Jean Paul'schen Genius über den Genius anderer Dichter geschlossen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

CXLV.

Lustfahrten ins Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte, von Franz Xaver Bronner. Zwei Bändchen. Aarau, Sauerländer. 1833. 8.

Der Name des Verfassers, der zu einer gewissen Zeit unserer Litteratur nicht ganz ohne Klang war, ruft uns eine poetische Richtung und Gattung ins Gedächtnifs zurück, die seitdem ebenso vergessen und vertönt ist, als es Hr. Bronner selber war. Die *Idylle*, die als ästhetische Kunstform immer sehr unbestimmt aufgetreten, ist den modernen Dichtern niemals sonderlich gelungen, am allerwenigsten den Deutschen; und der Grund davon beruht, dünkt uns, in der allzu sentimentalen Stimmung, deren sich die Neueren in dieser Dichtungsweise nicht leicht erwehren können, und wodurch sie gleichwohl den eigentlich idyllischen Charakter jederzeit wieder zerstört haben. Die Alten, deren εἰδύλλια zu gleicher Zeit die Stelle der modernen Romanze oder Ballade vertreten, hatten, obwohl auch bei ihnen der Kreis der demselben angehörigen Gegenstände keineswegs genau umgränzt war, doch die Naturfrische naiver Lebensansicht so glücklich darin niedergelegt, dafs damit ein reiner Typus dieser Dichtungsart vorbildlich ausgedrückt erscheint. Bei der mehrfachen Bedeutung, die idyllischer Dichtung gegeben wird und ihrem Gegenstande nach zukommen kann, dürfen jedoch die späterer Zeit des Griechischen Lebens angehörigen, vorzugsweise sogenannten Bukoliker, wie Theokrit, Bion und Moschus, keineswegs lediglich als Darstel-

ler und Vertreter der idyllischen Seiten des antiken Charakters angesehen werden. Im Gegentheil, die ursprünglichste und frischeste Volksidylle des antiken Lebens ist im Homerischen Epos aus den unmittelbarsten Zuständen der Nation heraus gedichtet, wo sich wirklich in der naivsten Jugendzeit volksthümlicher Verhältnisse jene seelige vorhistorische Lebensepoche abspiegelt, wie sie die Idylle, welche das Paradies menschlichen Bewegens und Geniefsens *vor* den eingetretenen Conflicten der Civilisation anschaulich machen will, am eigensten zu ihrem Grund und Boden hat. Und so sieht man auch, dafs neuere Idyllendichter, vor allen Goethe und Johann Heinrich Vofs, bei weitem mehr Homerische Formen und Farben abgelauscht haben, um ihren Darstellungen einen wahren idyllischen Anhauch zu geben, als dafs es ihnen eingefallen wäre, jenen Bukolikern nachzuahmen.

Die Idylle wurde von Deutschen Dichtern besonders in jener Periode lebhaft ergriffen, wo eine gewisse *Natur-Empfindsamkeit* in der poetischen Anschauung vorwaltete. Man trug sich in dieser sentimentalen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts mit wunderlich weichmüthigen Ideen über die Verderbnisse des modernen Kulturzustandes, und während die Alten nur aus einem kräftigen Selbstgefühl ihrer Naivetät idyllisch dichteten, war es bei den Neueren ein rückwärts liegendes Arkadien, zu dem sie in ihren Idyllen eine schwärmende Sehnsucht ausdrückten und ausmalten. Die Alten *hatten*, was sie dichteten, und blieben darum in ihrem Dichten naiv; die Neueren sehnten sich nach den eignen Welten ihrer Dichtung hin, und wurden darum mitten unter den naiven Naturzuständen der Idylle, die sie darstellen wollten, unwillkürlich doch sentimental. Diese vorherrschende Stimmung macht die Gefsner'schen Idyllen meistentheils unerträglich, wenigstens für uns, die wir es heut nicht mehr sehnsuchtswerth finden, auch in Arkadien gewesen zu sein. Gefsner schilderte in seinen Hirten Wesen, wie sie nie gelebt und nie leben konnten, und indem er die Idyllik ihrer Zustände zugleich als eine Idealität menschlichen Lebens hinstellt, muthet er seinen mitfühlenden Lesern zu, diese Leute in all der Schäferei ihrer Unschuld zu beneiden, und dabei auf das Elend der eigenen Civilisation, aus der jene Hirtenunschuld entflohen, jammernd zurückzublicken.

Während Gefsner so für Hirten und Schafe schwärmte, suchte sich Franz Xaver Bronner, der älteste Freund und Anhänger seiner Muse, in der Fischerwelt ein besonderes Lieblingsplätzchen für die Idylle aus. Die ersten Fischergedichte Bronners gab Gefsner selbst heraus, und jetzt haben in seinem hohen Alter die idyllischen Angewöhnungen der Jugend noch so wenig Reiz für ihn verloren, dafs er uns noch im Jahre 1833 wieder in die Gemüthlichkeit seiner zappelnden Fische zurückführt, und mit zwei neuen Bänden „Lustfahrten ins Idyllenland" bedenkt. Mit altväterischer Schalkheit streift der siebzigjährige Bronner nun wieder um schilfige Uferbuchten herum, kneift einer schönen Netzestrickerin in die bräunlichen Wangen, phantasirt über einen krabbelnden Hummer, und fährt mit dem sanften Medon oder dem redlichen Athis über den abendrothen Teich, um in geweihter Stunde der Freundschaft beim Karpfenfang über Tugend und Unsterblichkeit sich zu unterhalten. Wir wollen nicht läugnen, dafs auch über der stillen melancholischen Welt eines Fischerdörfchens eine gewisse Poesie ruhen möge, aber man fühlt, bei längerem Verweilen in solchen Darstellungen, doch leicht ein gewisses frostiges Unbehagen, das, wie der Fischgeruch selbst, bis zum Ekel wächst. Schreibart und metrische Form Bronner's sind sonst gut und gediegen, obwohl nie ausgezeichnet, und an Neuheit der Erfindung, wie an Erfindung überhaupt, fehlt es ihm fast ganz. Eigenthümliches hat er kaum, wennschon er mitunter danach zu suchen scheint, indem er z. B. den Schauplatz seiner Idyllen öfter auf Griechische Inseln verlegt, und mit Griechischer Localität und Mythologie sich schmückt, ohne dafs es jedoch dabei zu mehr als dem ganz Gewöhnlichen käme. Auch treibt er nicht selten ein abgeschmacktes Prunken mit gelehrten Citaten, die er bald aus Plinius, bald aus Pausanias oder Diodor herbeischleppt, um sie, wie man es im vorigen Jahrhundert wohl häufiger bei Deutschen Dichtern antraf, dem Text seiner Fischerpoesie als ein Senkblei anzuhängen. Trefflich gemeint sind ebenfalls die Absichten auf Rührung und Gemüthlichkeit, die der Dichter überall kundgiebt, und wenn er seine Angel gar zu sichtlich danach auswirft, und zu offen solche Zwecke zur Schau trägt, so mufs man es zugleich dem Geschmack seiner Zeit zuschreiben, wo die Poeten ihr eigenstes Geschäft darin erblickten, in ihren Versen auf eine sogenannte Veredelung des Herzens hinzuarbeiten.

Wir bedauern, dafs diese „Lustfahrten ins Idyllenland" im Ganzen keinen günstigeren Eindruck auf uns gemacht haben. Vielleicht hätten sie es zu jeder anderen Zeit gethan, als eben jetzt, wo man uns Alles, nur kein Eingehen in idyllische Stimmungen, zumuthen sollte. Wann geistige Zeitelemente im Kampfe liegen, stofse auch der Poet entweder in die Kriegstuba, oder spreche, da ihm so oft das Wahrste und Innerste zu schauen vergönnt ist, von seinem Sonnenthron herab leuchtende Worte der Weisheit in die Wirren der Gegenwart; aber er musizire nicht, wie zur Nachmittagsruhe der Völker, auf der friedlichen Panpfeife, deren Ton im Lärm der Zeit herauszuhören Niemand die Mufse hat. Selbst die Schweiz, die Wiege und Heimath Deutscher Idyllendichtung, macht heut kein idyllisches Gesicht mehr, und in die Alpenthaler und Sennerhütten, wo sonst Myrtill und Daphnis mit ihren Turteltäubchen um die Wette koseten, ist ein zwieträchtiger Zeitgeist eingedrungen. Myrtill und Daphnis sind vielleicht Liberale geworden.

Th. Mundt.

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein.

(Schlufs.)

Auch in ihr gewahren wir vielmehr ein Symptom von Krankhaftigkeit, und sind geneigt, sie für das charakteristische Phänomen eines Geistes zu erkennen, der, unvermögend, die organische Gestalt, die aus seiner schöpferischen Tiefe hervorstieg, in objectiver Formbildung rein und klar auszuprägen, statt ihrer lebendigen und gesunden Integrität gleichsam ihre zertrümmerten und auseinandergeworfenen Bestandtheile giebt. In dem ächten Kunstgebilde sind die Gedanken- und Bildermassen, die Jean Paul alle einzeln und ausdrücklich giebt, — im dialectischen Sinne dieses Wortes, *aufgehoben*; d. h. sie sind darin gegenwärtig, aber nicht als einzelne und fürsichbestehende, sondern gebunden unter die negative Einheit des künstlerischen Ganzen; der lebendigen Totalgestalt, an der man so wenig, wie an dem gesunden Körper des lebendigen Menschen, die Eingeweide sehen kann. Daher der Schein von Trockenheit und Gedankenarmuth oft selbst an den höchsten und classischen Kunstwerken, z. B. an den Werken der Alten, von denen Jean Paul selbst, in einer hiemit nahe verwandten Beziehung, das treffende Gleichnifs braucht, dafs sie, gleich dem Erdboden, an der Oberfläche kalt erscheinen, aber je tiefer man in ihr Inneres dringt, desto höhere Wärme zeigen. Jean Paul ist nicht überall von dem Vorwurfe freizusprechen, dafs er gern in Eingeweiden wühlt, sowohl in seinen eigenen, als in den Eingeweiden des von ihm Dargestellten. Seine Zergliederungen des Gemüths- und Seelenlebens, so tiefeindringend und geistvoll, ja in Wahrheit ganz neue Regionen dieser innern Welt dem sinnigen Beobachter aufschliefsend dieselben sind, haben doch oft einen Charakter von Peinlichkeit, der da nicht ausbleiben kann, wo die Seele, so zu sagen, zum anatomischen Präparate gemacht wird. Es bedurfte der ganzen Kraft des Richter'schen Genius, um über dieser Detailmahlerei die grofsartige und gediegene Gesammtanschauung eines lebendigen Charakterbildes nicht zu verlieren; und doch ist ihm auch die schöpferische Ausprägung des letzteren oft wunderbar gelungen. In den meisten Fällen aber wird sich sowohl hier, als auch überhaupt in Bezug auf Styl und Darstellung seiner Dichtungen, der sinnige Leser des Eindrucks nicht erwehren können, als seien diese Werke, statt reine und glatte Spiegelflächen zu sein, worin das Universum und seine Sonne hell und lauter wiederscheint, vielmehr zerschellte Glas- oder Krystallmassen, welche das Lichtbild, das in sie hineinfällt, unendlich buntfarbig gebrochen, aber nicht in seiner ersten Reinheit und Integrität zurückstrahlen.

Dürften wir zum Schlusse dieser allgemeinen Andeutungen über Jean Pauls Dichtercharakter noch einen Wunsch aussprechen, so wäre es dieser: dafs dieser Dichter mehr, als bisher, von wissenschaftlich und philosophisch gebildeten Lesern mit Liebe und Aufmerksamkeit studirt werden möge. — Geister, welche die Fähigkeit einer Unterscheidung der bei unserem Dichter vermischten Eigenschaften besitzen, sollten nicht ermangeln, sie auszubilden und zu gebrauchen; und welcher würdigere und fruchtbringendere Gebrauch könnte davon gemacht werden, als der Gebrauch zu Gunsten eines Dichters, dessen Dichtung auch, wenn alle Schlacken von ihr ausgeschieden werden, noch eine so herrliche Ausbeute des edelsten Metalles giebt? Es war eine Zeit, und sie ist vielleicht noch nicht vorüber, wo es nöthig schien, vor voreiligem Dareintappen mit dem eigenen, unzureichenden Urtheile zu warnen, und eine reine, vollständige Hingebung bei dem Studium tiefer und inhaltvoller Schriftsteller anzuempfehlen. Aber auch in dieser Hingebung kann zu weit gegangen und dadurch die höhere Freiheit des Geistes verscherzt oder gefährdet werden; — und um diese zu bewahren, möchte wohl kaum eine Uebung geeigneter sein, als jene, welche das Studium

solcher Geister gewährt, in denen man, ohne das, was sie geben, durchaus billigen zu können, einen tiefen und reichen Inhalt zu finden jederzeit versichert sein kann.

C. H. Weifse.

CXLVI.

Illustrazione d'una serie di monete dei Vescovi di Trieste fatta dal suo possessore C. D'O.° Fontana. Trieste 1832. *tipografia Weis.* 55 *S.* 4*to.*

Die Numismatik hat in den jüngst verflossenen Jahren den Verlust einer beträchtlichen Anzahl ihrer eifrigsten Förderer diesseit und jenseit des Rheines, diesseit und jenseit der Alpen zu beklagen. Die Namen Münter, W. G. Becker, Jos. Mader, Graf Franz Sternberg, Dinget, Graf Renesse Breidbach, die der Nachbaren Tochon d'Annecy, Allier de Hauteroche, Cousinery, Gosselin, Marchant haben in der Geschichte dieser Wissenschaft einen guten Klang, wie andererseits die Transalpinen Viani, Napione, Vernazza, Castiglione, Sestini nicht minder bedeutsam hervortreten. So ist es denn doppelt hart, einen neuen Verlust beklagen zu müssen, da auch der Vf. vorliegenden Buches unlängst seinen Freunden und der Wissenschaft entrissen ist. Der Dank für diese seine letzte Gabe kann ihn auf Erden nicht mehr erreichen; so sei denn dem Gefühle ernster Pietät auf die Weise Genüge geleistet, dafs wir auf dieses aus dem reichen Schatze ebenso geschmackvoller, wie gründlicher Gelehrsamkeit Dargebotene, die Aufmerksamkeit lenken. Es ist diese Schrift eine erfreuliche Frucht einer auf gehaltvolle Monographien gegenwärtig in Italien gerichteten Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche früherhin vornemlich von der realen Alterthumswissenschaft in Anspruch genommen, nun auch auf dem Gebiete der Kunde des Mittelalters, namentlich dem numismatischen immer mehr heimisch wird. Contantin Gazzera für Turin, Ludov. Cibrario, Dom. Promis, Zardetti, Vermiglioli, der Canonico Giulio Mancini di Citta di Castello für Lucca, (Giorn. Arcad. 32. 329 *sq.*) Monaldo Leopardi für Recanati sind einige der Männer, welchen theils rege Vaterlandsliebe, theils äufsere günstige Verhältnisse Veranlassung wurden, sich dergleichen Untersuchungen mit entschieden günstigem Erfolge zu widmen, dergestalt dafs, fährt man noch eine Reihe von Jahren auf diese Weise fort, die numismatischen Zustände der einzelnen Gauen und Städte zu erforschen, die Zeit nicht mehr allzufern sein dürfte, aus dergleichen gehaltreich gründlichen Monographien, eine Doctrina mittelalterlicher italienischer Münzkunde entstehen zu sehen. —

Nach manchem Jahrhundert politischer Unruhen begann Italien etwa seit dem zehnten sich neu zu beleben, ungefähr seit dieser Zeit datirt sich auch die numismatische Wiedergeburt mancher Stadt, da denn die deutschen Kaiser, unter mehr oder minder ausgedehnten Beschränkungen, Münzrecht ertheilten, Triest erfreuet sich solch' kaiserlicher Gnade erst ungefähr seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Im Allgemeinen gedenken die Triestiner Geschichtschreiber Padre Ireneo della Croce *) und Gius. Mainati **), so wie der fünfte Band des Ughelli welchem nach Blum. Iter I. 199 die sehr dürftigen *Monumenta Tergestini Episcopatus* zum Grunde liegen, von ihrem Standpunkte aus, dieser Verhältnisse; nach ihnen aber treten die Männer, denen italienische Numismatik im Grofsen Vorwurf rastloser erfolgreicher Thätigkeit war, in die Schranken, es geben Muratori, Graf Carli, Zanetti, de Rubeis, Liruti u. a. treffliches Material; bis endlich ein geborener Triestiner Andrea Giuseppe Bonomo ***) im Jahre 1788 mit seinem ausschliefslich den Münzen der Triestiner Bischöfe gewidmeten Werke auftrat. Seine gründlichen Untersuchungen über die Urkunde Lothars zu Gunsten des Bischofs Johannes über die rechtlichen Befugnisse der Bischöfe, über den Verkauf seiner Gerechtsame eben dieses Johannes an die Bürger, seine Forschung endlich über die Münzgeschichte Triests, so wie die reichen diplomatischen Beilagen hätten billigerweise von Seiten Fontana's eine mehr gerechte Würdigung verdient, als er ihnen zu Theil werden läfst. Zugegeben, dafs seinem Vorgänger nicht selten

*) *Historia antica e moderna sacra e profana della Citta di Trieste. Venetia* 1698. *fol.* besonders für die ältere Geschichte wichtig.

**) *Chroniche ossia Memorie storiche sacro-profane di Trieste T.* 1—6. *Venezia* 1817. 8. M. forschte theils in Archiven, theils fand er die Materialien seines Vorgängers für dessen zweiten Band durch einen glücklichen Zufall vor. Er giebt die Geschichte seiner Vaterstadt nach der chronologischen Reihe der Bischöfe und zwar nicht, wie er anfangs wollte, von da an, wo Ireneo abbricht, sondern vom Giacinto (v. 44) an.

***) *Sopra le Monete de Vescovi di Trieste. Trieste* 1788. *fol.* Bekanntlich gab er dasselbe unter seinem arcadischen Namen Orniteo Lusanio heraus.

Autopsie fehlt, dafs ihm nicht ein so reicher Münzschatz zu Gebote stand; so mufste doch der Umstand wenigstens dankbar anerkannt werden, dafs Bonomo auf diesem sehr schwer zugänglichen Gebiete zuerst Bahn gebrochen und Licht geschaffen hatte. Fontana nun, bisher, wie bekannt, leidenschaftlicher Sammler antiker numismatischer Monumente (woher es denn kommt, dafs er auch in der Einleitung zu unserer Schrift nicht unterlassen kann, vom Nutzen der alten Numismatik im Allgemeinsten, so wie von den Aeginetischen Schildkröten, den *Quadratis incusis* u. dgl. m. zu sprechen), verschmäht es nun nicht mehr, auch das Mittelalter in die Reihen seiner Sammlung aufzunehmen, um uns durch diese erste dargebotene Spende nur um so mehr bedauern zu lassen, dafs sie zugleich die letzte sein mufste. Denn wie er (und dies ist mit wenigen Worten, das Hauptergebnifs seiner Untersuchung) historische Irrthümer vermöge seiner Münzreihen hinwegzuschaffen im Stande ist, so vermehrt er andererseits die Reihe der Bischöfe um mehrere Namen.

Zu Anfang des 13. Jhrdts. beginnt Bischof Geberardo in Triest zu münzen, wie das durchaus gleichzeitig in Aquileja und Lubiana geschah. Den Beleg dazu liefert F. in den drei Münzen eben des Geberardo, des Patriarchen Volchero von Aquileja und des Herzogs Bernhard für Lubiana *). Alle drei sind sie von gleichem Gewicht, gleichem Gehalt und analoger Rückseite (wie denn Geberardo 1209, Volchero 1202 und Bernhard in demselben Jahre die Regierung antraten), so dafs der Schlufs, die Gleichförmigkeit habe den praktischen Nuzzen leichteren Verkehres durch gleiche Münze, zum Zwecke gehabt, um so mehr erlaubt ist, als dies sich für Triest und Aquileja wenigstens auch durch Urkunden beweisen läfst.

Fontana beginnt also mit dem Jahre 1209 mit dem Bischof Geberardo (dem neunundzwanzigsten nach Mainati) die Reihe der Münzen, an deren Spitze er eine bisher unbekannte (Nr. 1.) mit PI ∽COE + TRIE ∞E. Rev. + CIVITA ∽ + TRIE ∞E freilich ohne den Namen des Geberardo stellt. An diese schliefsen sich zwei andere desselben Bischofs mit (Nr. 2.) GIOBAR + PI ∽COE

*) Letztere mit + BERNARDU ∞ DU ∞ in zwei Kreisen, der Herzog zu Rofs zur Rechten reitend, die Fahne in der Linken, den Zügel in der Rechten. Rev. DE + LEIBACEN ∞I ∞ in zwei Kreisen. Andeutung eines kirchlichen Gebäudes ist unseres Wissens ein *Ineditum*.

Rev. CIVITA ∞ + TRIE ∞E u. (Nr. 3.) Avers wie die früheren, Rev. desgleichen nur mit CIVITA ∞. A. TRIE ∽E. — Den Bischof kennt man aus zwei Urkunden, erstens tritt er als Zeuge in einer Urkunde Kaisers Otto IV. auf, in welcher der Kaiser 1209 dem Volchero von Aquileja seine Bestätigung über Friaul ertheilt (*vid. Ughelli.* 5. 79 und *de Rubeis: Monum. Aquilej. p.* 665); dann aber in einer zweiten Urkunde desselben Volchero in einer Streitsache zwischen dem Abt von Mosbach und einem Grafen von Görz vom J. 1211 (bei Coleti V. 578). In der ersten derselben heifst er Geberardo, in der zweiten Gebeardo, wie auch Volchero — Valtero genannt wird. *) — Fontana bemerkt nun richtig, dafs sein Vorgänger diese beiden Münzen (Nr. 2. 3.) zu kennen scheint, dafs er aber nicht bemerkt, ob er die erste derselben (Nr. 2.) auch wirklich gesehen, die 2te (Nr. 3.) aber von Gradenigo in einer Zeichnung erhalten habe; wenn er aber weiter geht und p. 15 die Lesung der von Bonomo gelieferten beiden Münzen, wo Givardus

einmal { *Givardus Episcop. — Civitas Tergestum* } Bonomo
dann { *Givardo Piscop. — Civitas Triese* } Nr. 1. 2.

ohne Weiteres für falsch und genau für die nämliche erklärt, welche er als seine Nr. 2. u. 3. vorlegt; so scheint diese Behauptung wohl zu dreist und zu wenig begründet, dies aber aus folgenden Gründen:

1) giebt Liruti (bei *Argelati II.* 174. *Tav. IV. Nr.* 72. auf der Originaltafel VIII. unter gleicher Numer, die Münze Nr. 1 des Bonomo als in seinem Besitz vorhanden.

2) führt die Beschreibung der Münzen des Gradenigo (*Zanetti II.* 158. Nr. 1. 2. Bonomo citirt die Sammlung) *beide* Münzen auf.

3) liegt die Münze (Bonomo 1.) in einem ganz wohlerhaltenen Exemplar dem Referenten vor;

so dafs jeder von F. erhobene Zweifel über die Lesung Givardus als gehoben zu betrachten ist. Es bleibt also nur stimmfähigen Kennern zu erörtern übrig, ob die Münzen mit Giobar (Font. 2. 3.) und die mit Givardus (Bonomo 1. 2. 3.) einem und demselben Bischofe, dem Geberardo (1209) angehören, oder aber ob die drei des Bonomo sämmtlich mit Givardus dem Givardus Arangone (1234) zuzutheilen sind, welchem Font. p. 20 unter Nr. 6 die eine Münze des Bonomo (Nr. 3) unbedenklich eignet,

*) Ueber diese verschiedene Schreibart derselben Namen s. Bonomo p. 29. 30.

ohne jedoch einen Grund dafür beizubringen. Da die dem Ref. vorliegende Münze mit Givardus die *Mitra bifida* und das nicht bekreuzte Gewand zeigt, überhaupt die dargestellte Figur des Bischofs den Münzen des Font. (Nr. 2. 3.) hinsichts einfacherer und alterthümlicher Form, mehr als den Münzen aller folgenden Bischöfe gleicht, so dürfte sie wohl eher dem Geberardo (1209) als dem Givardus Arangone (1234) gehören, wenn anders bei so geringer Zeitdifferenz diese Vermuthung nicht zu gewagt ist.

Es würde zu weit führen und den vergönnten Raum überschreiten, wollten wir in ähnliche Einzelheiten fernerhin eingehen, es genüge daher ein gedrängter Bericht des ferneren Inhalts, wie Fontana die Reihe der Bischöfe entwickelnd, diese theils durch ihre Münzen vervollständigt, theils wiederum bisher unsicheren Münzen ihre feste Stellung anweist. Seit 1214 erscheint Conrad v. Pertica, von ihm war nur eine Münze bekannt, F. besitzt deren zwei. Ob er aber mit dem Schlufs, es sei aus dem geringeren Metallgehalt der zweiten zu folgern, dafs die Stadt damals in Noth sein müsse, nicht zu weit geht, bleibe dahin gestellt; jedenfalls wäre dieser Umstand für Triest dann der einzige, abgesehen davon, dafs jedes andere Zeugnifs dafür fehlt. Giov. Bonifacio nennt in seiner Geschichte von Treviso unseren Conrad mit Volcher von Aquileja zusammen, als Vermittler eines Vertrages zwischen den Trevisanern und Caminensern, auch nennt ihn de Rubeis in zwei Documenten aus den J. 1214 u. 1217, wie endlich Mainati I. 158 seiner erwähnt. Wenn aber F. p. 18 den Umstand als *neu* hervorhebt, dafs in einer in seinem Besitze vorhandenen handschriftlichen Geschichte von Triest von der Hand des Canonico Vincenzo Scussa aus einem alten Document im Capitulararchiv der Todestag des Conrad auf den 11. Nov. 1230 festgesetzt wird, so mufs dies befremden, denn anspruchlos giebt Mainati I. 171. Note dasselbe in den Worten: *Anno* 1230 *die XI Nov. obiit Rev. DD. Corradus ecclesiae Tergestinae Episcopus, qui ut pater benignus tractavit Canonicos.* Von den Münzen des Givardo Arangone (1234) war bereits die Rede. Von ihm sind aus Mainati zwei Aktenstücke über die Zehentgerechtigkeit der Triestiner Canonici vom 8. Oct. 1234 u. 18. April 1235 bekannt. Dafs aber Mainati diese und andere Belehrung aus dem 2. Thle. der handschriftl. Geschichte von Triest des Padre Ireneo schöpfte, verschweigt er. Es befindet sich dieselbe im Triestiner Archive, auf ihren Umschlag hat Ireneo geschrieben: *„Lascio questi miei scritti al Capitolo della Cattedrale, acciò queste mei povere fatiche non vadino perse, e sono colla speranza che qualcuno de' miei posteri le darà alle stampe".* — Einen Johann IV. (1236) giebt Mainati ihm zum Nachfolger, weifs aber von ihm nur zu melden, dafs er in sehr stürmischer Zeit das Bischofthum übernommen; ihm pflichtet Rapiccio in seiner handschriftlichen Geschichte der Triestiner Bischöfe bei, mit dem Bemerken, dafs von nun an eine merkliche Verminderung in den Reichthümern des Bischofsstuhles eingetreten sei. — Volrico oder Vorlico de' Portis folgt. F. ist so glücklich, drei Münzen von ihm zu besitzen. Sonderbar ist, dafs Mainati aus diesem einen arglos drei Personen macht, einen Volrico, Olderico und Roderlico, die Erlebnisse des einen unter seine drei vertheilt. Das einzige, was ihn dazu veranlafste, sind die Fresken im bischöflichen Pallaste, welche ja die Portraits aller drei Männer darböten; allein diese sind entschieden ganz spät aus der Phantasie eines Manieristen hingepinselte Machwerke. Volrico allein behauptet den Platz. Ihm folgt für wenige Monate (1253) Leonardo oder Leonida, dennoch kennt man eine Münze von ihm, dagegen ist von Gueriero — 1262 nichts bekannt, von Arlongo aber — 1282 besitzt F. acht Stempelverschiedenheiten. Volvino oder Ulvino de' Portis — 1286 ist blofs aus della Torre's Biographie bekannt, Münzen sind weder von ihm, noch von seinem Nachfolger Brissa di Troppo — 1299 beizubringen, obschon Mainati aus einem Instrument vom 10. März 1293. berichtet, dafs er mit Reformen im Münzwesen umging. Johann V. — 1300 u. Heinrich III., beide aus der Familie Rapiccio, sind nicht numismatisch wichtig, Rudolf — 1303 nur einigermafsen. Uebrigens war nun die Zeit des Ungemachs für Triest angebrochen, während zwanzig Jahre hatte die Stadt drei Belagerungen von Seiten Venedigs auszuhalten, deren letzte über zwei Jahre lang dauerte. Muthig leistet Triest Widerstand *„ma (p. 34.) la forza umana non vale contro i decreti dell' alto. Assoggettatasi la nostra Città nell' anno* 1382, *spontaneamente, sotto il potente e magnanimo scettro Austriaco, vi trovò quiete e prosperità durevole"*, so dafs mit dem Anfange des 14. Jahrhdts. Triest als autonome Münzstätte verschwindet.

Schliefslich die Bemerkung, dafs die Triestiner Münzen vor allen anderen italienischen sich dadurch auszeichnen, dafs sie die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch, gehaltreich bleiben und künstlerisch durch eine gewisse Correctheit der Zeichnung beachtenswerth sind. Sehr dankenswerth endlich ist von p. 41—55 die *Biografia di quattro vescovi, che governarono la chiese di Trieste nel XIII. secolo* vom Canonicus *Michele Conte della Torre e Valsassina di Cividale*, welche früherhin nicht gedruckt eine gehaltvolle Bereicherung der kirchlichen Litteratur ist. —

Gottlieb **Friedländer.**

№ 111.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXLVII.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch. Hamburg im Verlag von Fr. Perthes 1833. *CXX u.* 946 *S. gr.* 8.

Ein Versuch, wie der vorliegende, mufste in einer Zeit gemacht werden, wo das kirchliche Leben eine Bestimmtheit sucht, die auf dem Begriff der Sache selbst gegründet ist. Die Vertilgung äufserlicher Autorität in der protestantischen Kirche hat die Autorität nicht vertilgt, welche die Wahrheit sich selbst ist; aufser sich erkennt sie nichts an; aber was sie ist, *mufs* sie in der Gewifsheit, sich darin zu finden, *anerkennen*. Die Kirche hat sowohl die Zeit verlebt, in welcher die äufserliche Bestimmbarkeit, das Zutrauen zu dem geschichtlich Gegebenen herrschte, als auch die, worin die Willkür und Zufälligkeit subjectiver Einsicht den Inhalt des Glaubens nicht minder als die Form seiner Darstellung im Cultus schwankend machte. Wir sind von der Gewalt der Geschichte frei geworden, wir sind aber auch über die glückliche Behaglichkeit hinweg, die mit der sorglosen Ausübung subjectiver Theorieen verbunden war. Indem wir so weder bestimmt werden, noch in unbefangener Naivetait uns selbst bestimmen, der Nothwendigkeit der Bestimmung jedoch nicht entgehen können, sind wir übel daran, denn es bleibt uns nichts weiter übrig, als die *Sache selbst* ausfündig zu machen und sie gewähren zu lassen. Vortrefflich, könnte man freilich sagen, dafs wir dahin gekommen sind, nun müssen ja alle Gefahren schwinden, die mit den früher eingeschlagenen Wegen verknüpft waren; mit der Sache selbst sollen, können, müssen wir uns beruhigen, denn über sie hinaus können wir nichts Anderes, nichts Besseres suchen. Allein man würde ganz vergessen, dafs wir Menschen sind, wenn man meinen wollte, dafs die Sache selbst, d. h. der Begriff derselben, so leicht gefunden wäre. Er gerade ist als die einfache Wahrheit das Schwierigste. So müssen wir denn jede Bemühung mit Dank annehmen, welche zur Erreichung jenes Ziels einen förderlichen Beitrag liefert; als einen solchen haben wir das vorliegende Buch zu rühmen.

In keinem anderen ist so vollständig Alles zusammengestellt, worauf es bei Ausarbeitung eines Gesangbuches ankommt; der Begriff desselben, die innere Organisation der verschiedenen Liederkreise, die Regeln für die Textbehandlung, ein Nachweis über die Hauptschulen des geistlichen Gesanges, über die einzelnen Dichter und über die aus ihnen entnommenen Gesänge, endlich eine sehr umsichtige Erörterung der Bedingungen, unter welchen ein Gesangbuch in den Gemeindegebrauch übergehen kann, das Alles ist hier geleistet. Der Verf. ahnt selbst, dafs seine Arbeit den Forderungen noch nicht genügen werde, die von *allen* Seiten her an ein solches Werk gemacht werden dürfen; er spricht dies bescheiden aus, hat es auch im Titel schon ausgedrückt. Aber dafs an seinen Versuch sich die mannigfachsten Untersuchungen anreihen werden, dafs er dafür die Grundzüge auf längere Zeit geliefert hat, ist unleugbar.

Ein kirchliches Andachtsbuch mufs dasjenige, was die Vergangenheit als eigenthümlichen Ausdruck der Frömmigkeit hervorgebracht hat, mit dem Geist der Gegenwart vereinigen. Die gegenwärtig existirende Kirche soll darin den christlichen Glauben in der ihr gemäfsen Form ausgesprochen sehen; diese Eigenthümlichkeit zu empfinden, zu kennen, dazu gehört ein offener Sinn für die Zeit, eine Gewöhnung, ein Tact. Ueber den dogmatischen Gehalt der Lieder und Gebete entscheiden für die Kirche deren symbolische Bücher und die Bibel; über das Colorit des Ganzen die Sprache der Bibel als die allgemeinste Norm des christlichen Ausdrucks; über die Richtigkeit der Wörter und Verse

Grammatik und Metrik. In allen diesen Beziehungen ist etwas Festes, Objectives vorhanden. Aber die Entscheidung, ob ein Lied der früheren Zeit noch jetzt singbar sei, ob es noch jetzt dem Sinn der gegenwärtigen Bildung entspreche, ist dem wählenden *Subject* überlassen. Es muſs sich so in die Kirche, in ihre verschwundenen wie noch dauernden Zustände eingelebt haben, daſs es sich zutrauen darf, das *Allgemeine*, das an und für sich Lebendige zu erfassen. *Unmittelbar* muſs es vom Wesentlichen angezogen werden, vom Unwesentlichen unberührt bleiben. Ob es nun in seiner Wahl sich geirrt, oder mit ihr das wahrhafte Bedürfniſs der Zeit getroffen habe, kann nicht durch es selbst und nicht durch einzelne Stimmen über dieselbe entschieden werden, sondern wird das Werk des allgemeinen *Interesses*, was unausbleiblich die Erscheinung als aus dem Wesen der Sache hervorgegangen empfindet oder, ist dies nicht der Fall, sie an sich kalt vorübergehen läſst. Dies *allgemeine* Interesse als der Richter über den Werth der Leistung darf daher nicht mit dem Interesse einzelner Personen z. B. der Litteratoren und Historiker, einzelner Parteien in der Kirche z. B. der pietistischen, oder auch einzelner Behörden, wie eines geistlichen Ministeriums u. s. f. verwechselt werden. Hat sich dies Andachtsbuch wirklich auf die Höhe der Zeit gestellt, so wird es, wie alles wahrhaft Vernünftige, eine widerstandlose Macht sein, die — wie eine Ansteckung — unsichtbar sichtbar alle Gemüther für sich gewinnt; kein Widerspruch wird es in seinem Siege aufhalten, wogegen im anderen Fall keine Begünstigung es wird *fixiren* können, weder die der Kritik, noch die einer Behörde oder eines Fürsten. Was die Kritik betrifft, so wird sie sich anzustrengen haben, das allgemeine Interesse wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, aber keine wird sich als eine *letzte* Instanz ansehen dürfen, weil das *objective Urtheil* hier nur durch die *Vermittelung der Objectivität* selbst, der Kirche, allmälig sich hervorbilden kann. Vor nichts dürfte daher in dieser wichtigen und heiligen Angelegenheit mehr gewarnt werden, als vor irgend einer Uebereilung; der Verf. sieht dies auch ein und ist zufolge der Vorrede von dem Miſsverstande, den wir bei schlecht Unterrichteten wohl vernommen haben, frei zu sprechen, als wenn sein Versuch die Geltung eines *definitiv* allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs sich anmaſsen wollte. Wir wünschen mit unserem Urtheil dem Verf. in seinem wackeren Bemühen, so weit wir vermögen, freundlich zu Hülfe zu kommen. Bemerkungen und Zusätze litterarischer Art, die wir geben könnten, lassen wir bei Seite, indem wohl zu hoffen steht, daſs Hoffmann in Breslau, als der durch seine Geschichte des Deutschen Kirchenliedes bis auf Luther und durch seine Darstellung von Ringwalt und Schmolke dazu am meisten Befähigte, diesem Buch eine besondere Aufmerksamkeit widmen werde.

Das Ganze besteht aus einem Gesang- und Gebetbuch. Der Gedanke, ein *Gebetbuch* in der nämlichen cyklischen Organisation auszuarbeiten, wie das Gesangbuch, ist vortrefflich; die häusliche Andacht wird durch solche parallele Stellung mit der kirchlichen immer an das Princip ihres Lebens erinnert; sie kann sich nicht so in's Private fallen lassen, wie es viele der für die häusliche Andacht bestimmten Bücher thun; die Neigung, *ohne den kirchlichen Cultus* mit einer durch sentimentale Poesie und nützliche Reflexion bald dem schlaffen Gefühl bald dem Verstandesegoismus schmeichelnden Lectüre fertig zu werden, kann sich nicht so befestigen; es bleibt eine männlichere Religiosität lebendig. Der Verf. hat in die Reihe der Gebete auch eine Anzahl Lieder aufgenommen, von denen er glaubt, daſs sie mehr dem einsamen Genuſs, der häuslichen Betrachtung als dem gemeinsamen Gottesdienst und dem Gemeindegesang sich eigenen; er nennt sie *Leselieder*, hat ihnen aber eine von den Numern des Gesangbuchs an fortlaufende Zahl gegeben, so daſs sie auch im öffentlichen Cultus angezogen und benutzt werden können, eine Einrichtung, die wir billigen.

Bei der *Anordnung* der Massen eines Andachtsbuches kann der Grund derselben nur im Verlauf des Kirchenjahres gegeben sein, den der Verf. auch befolgt. Allein zweierlei kann ihm hier zum Vorwurf gemacht werden, erstlich, daſs er sich nicht streng genug an die *Idee des Kirchenjahres* gehalten hat, und zweitens, daſs er bei der besonderen Theilung der allgemeinen Liederkreise zu sehr in's Einzelne verfallen ist. Ueber das Erstere ist schon in diesen Blättern die Rede gewesen, doch können wir es nicht Umgang haben, die Sache noch einmal zu berühren. Der Verf. unterscheidet bekanntlich 1) Morgen- und Abendlieder; 2) Fest- und Zeitlieder; 3) Lieder für die Trinitatis- oder Kirchenzeit und 4) Feierlieder oder Lieder bei Abendmahl und Taufe so wie bei den anderen geistlichen Feiern und

Handlungen. — Bedenkt man, wie wichtig die Anordnung der Lieder für die Gemeinde ist, indem sie in deren Folge die Hauptmomente ihres religiösen Bewufstseins abgedrückt finden mufs, so ist jene Theilung von einer bei weitem gröfseren Bedeutung, als derjenige sie nehmen mag, der den organischen Rhythmus des kirchlichen Lebens verkennt und das Gesangbuch als ein Aggregat von Liedern ansieht, die unter gewissen Kategorieen zu einer ungefähren Einheit versammelt sind; kann man das Lied nur finden, auf das Wo kommt es nicht sonderlich an. Der Verf. ist von der hohen Bedeutsamkeit der Anordnung überzeugt; er hat eine Theorie für dieselbe entworfen, allein die *einfachen* Grundbestimmungen des christlichen Glaubens durch ein zu breites Heraussetzen von Nebenbestimmungen verdunkelt. Die drei Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, auf den Vater, Sohn und Geist sich beziehend, müssen am hellsten hervortreten. Es würden sich darnach Adventlieder ergeben, die mit den Weihnachtsliedern schlössen; Lieder von Christo, die mit dem Himmelfahrtsfeste sich beendigten; sodann Pfingstlieder, welche in die Kategorie der allgemeinen Sonntagslieder von selbst übergingen. Aufser diesen Liedern würden wir nur noch eine Abtheilung von Feierliedern bei besonderen Gelegenheiten machen; Trau- und Ordinationslieder würden darin die wichtigsten sein; das Neujahr, das Andenken an die Reformation und an die Todten, so wie Erndte- und Friedensfestlieder würden wir ebenfalls hierher setzen, denn sie machen keine nothwendigen Momente des Kirchenjahrs aus; sie unter dasselbe zu subsumiren, ist eine Verunreinigung seiner Idee mit heterogenen Elementen. Hierher rechnen wir auch das Michaelisfest als das Fest der *Engel*. Dies Fest ist ganz unevangelisch; der Glaube an die Engel ist seit der Reformation immer schwächer geworden; in den Schmalkaldischen Artikeln wurde in dem Paragraphen *de invocatione Sanctorum* die Adoration der Engel als eine Idololatrie verworfen und in der Parenthese zu den Worten: *etsi Angeli in coelo pro nobis orent* (*sicut ipse quoque Christus facit*) der rechte Punct hervorgehoben, auf den es ankommt. Alles, was Engel für uns thun, was sie uns sein können, haben wir in Christo viel besser; Schleiermacher hat in seiner Dogmatik sogar sinnreich gezeigt, wie verderblich der Engelglaube für die Moralität sein könne; es ist also keine subjective Ansicht, die wir hier vortragen, wenn wir behaupten, dafs dieser Glaube, und zwar ohne allen Verlust für den christlichen Glauben, *actu* untergegangen und nur innerhalb der Poesie verblieben ist, wo er als Symbol ein beständiges Recht behaupten wird. Ausdrücke von den Engeln aber, wie in No. 233, wo sie *Helden* genannt werden, finden in dem „zur Allgemeinheit erstarkten Selbstbewufstsein" unserer Zeit und in ihrer Phantasie gar keinen Anklang mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLVIII.

***Ueber die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden unter einander und mit dem Principal. Von Dr. Karl Schildener, Prof. in Greifswald. Greifswald bei C. A. Koch.* 1833. 44 S. 8.**

Vorliegende kleine Abhandlung vereinigt das doppelte Bestreben, durch welches der geehrte Hr. Verf. seit lange den Germanisten bekannt und werth geworden, in sich, die Bemühung, einestheils das Skandinavische Recht, anderntheils das religiöse Element im Rechte uns näher zu bringen. Um so weniger versagen wir es uns, ihren Hauptinhalt und zugleich die Zweifel, die sich dagegen erheben lassen, in Kürze darzulegen.

Die Ergebnisse der hier angestellten neuen Untersuchung über die Natur des Sacramentalen- oder Hülfseides lassen sich auf zwei Sätze zurückführen.

1) Der Eid jener Helfer der schwörenden Hauptparthei ist ein *Gottesurtheil*. Urkunden, welche Dufresne *s. v. judicium* auszieht, nennen ihn *judicium dei*. Und was ist er selbst anders als „eine Entscheidung streitiger Rechtssachen durch den Ausdruck eines gemeinsamen religiösen Bewufstseins mehrerer Individuen. Diese religiöse Gemeinschaft ist wesentlich, sie eben ist es, die diesen Eid zum Gottesurtheile macht; von den Eiden Einzelner wird dieser Ausdruck nicht gebraucht". Er galt nicht „als von individueller Willkür eingegeben, sondern vom Geiste religiöser Gemeinschaft erzeugt und getragen"

Bemerken möchten wir hiegegen, zunächst, dafs der aus äufsern Zeugnissen entnommene Grund ganz hinwegfallen dürfte. Denn wenn die Stellen bei Dufresne das *judicium dei* noch für etwas Anderes als das eigentlich sogenannte Gottesurtheil gebrauchen, so geschieht dies für *Eid* überhaupt, und wohl in dem Sinne, dafs der Schwörende sich dem, den Meineid strafenden Urtheile Gottes unterwirft, nicht aber durch seinen Schwur Gottes Entscheidung ausspricht. So z. B., wenn in einer jener Stellen (*L. Longobard. L. II. t.* 52. §. 15) der Richter: *homines credentes ad judicia dei* schwören läfst, dafs sie Verbrechen, die sie in Erfahrung bringen möchten, nicht verhehlen wollen, kann

nur eine gewöhnliche eidliche Verpflichtung von Beamten gemeint sein. Insbesondre aber ist in allen angeführten Stellen nur vom Eide *Einzelner*, nicht der Consacramentalen die Rede; jedenfalls also wäre durch sie mehr und anderes dargethan, als vom Verf., der das Gottesurtheil aus der Gemeinsamkeit des Schwurs hervorgehn läfst, gewünscht wird.

Und was den innern Grund anbetrifft, so kann man allerdings mit dem Verf sagen: „wie die Alten gemeinsam beteten, opferten, schmausten, kämpften, so schwuren sie auch zusammen als Eidhelfer"; weil als Helfer regelmäfsig Verwandte, Genossen, sonst Nahverbundene auftreten. Aber sollte, da die äufsern Zeugnisse uns gar keinen Anlafs geben, den Hülfseid ein Gottesurtheil zu nennen, ja da sie regelmäfsig *judicium dei* und *sacramentum* einander entgegensetzen, sollte die Bedeutung, die das Beweisverfahren dem Eidhelferschwur beilegte, nicht noch andre und näher liegende Erklärungen dulden, als die, dafs das Gericht in ihm einen Ausspruch der Gottheit erkannt hätte?

Unsere Abhandlung führt 2) aus. Die nordische Formel des Hülfseides: *att hina svuru sant och lagh reen och icke meen*, wörtlich: dafs jener (der Principal) schwur *wahr* und *gesetzlich* rein und nicht mein (falsch), — ist die ursprüngliche, volksthümliche; dagegen die deutsche kürzere Formel: „dafs der Eid jenes sei rein und nicht mein," ist eine spätere, durch Einflufs der Kirche zusammengezogene. Der Gegensatz beider aber, und der Sinn der vorgenommenen Aenderung ist dieser (S. 36.) Der nordische Eid ist ein *juramentum veritatis*, der den vom Principal beschwornen Gegenstand *unmittelbar* bestätigt, so dafs die objektive Wahrheit nicht blofs erst eine *Folge* der religiösgenossenschaftlichen Entscheidung ist. In der deutschen Gestalt ist er *j. credulitatis*; der Mitschwörende bezeugt nur die *subjektive* Wahrhaftigkeit im Eide des Principals, und die Wahrheit des vom Principal beschwornen Objekts ist erst ein weiteres aus jener Abgeleitetes. Die Kirche entfernte nun aus dem Eide theils das „gesetzlich", das sich auf die heidnische *Form* des Eides bezog, theils (was uns hier näher angeht) das „wahr", weil es, die Wahrheit des *Gegenstandes* gradezu bekräftigend, das Seelenheil gefährdete. Sie drang jedoch im Norden nicht durch; die alte Formel und ihre Bedeutung als *juramentum veritatis* erhielt sich in Schweden, bis die Königin Christina im J. 1653 den Eid für *j. credulitatis* erklärte und zugleich dessen Formel änderte.

Auch gegen diese Ansicht erlauben wir uns einige Zweifel. Bekannt ist, dafs man den Eidhelfern eine eigentliche *Wissenschaft* von dem, was der Principal beschwur, nicht zumuthete; war doch der Inhalt des Hauptschwurs regelmäfsig eine Negative, eine „Unschuld". Hätten nun unsre Vorfahren den Hülfseid solcher, der Thatsache oft ganz fern stehender Personen, demungeachtet ganz entschieden auf diese Thatsache unmittelbar bezogen, so vermöchten wir dies allerdings nur durch die Annahme zu erklären, dafs sie in den Eidhelfern Inspirirte, in ihrem Ausspruche ein Urtheil Gottes erblickten. Nach Obigem sind wir zu dieser Annahme nicht berechtigt, und die erste Stütze für des Verfs. Ansicht fällt dadurch hinweg. Eine zweite scheint uns für sich allein nicht sicher und verläfslich genug. Sie besteht darin, dafs die nordische Formel um das Wort *sant* (wahr) reicher ist. Uns dünkt, man könne bei einer unbefangnen Vergleichung dieser Formel mit der gedachten Deutschen, mit der Longobardischen: *juramentum ejus esse verum et non falsum*, mit der Angelsächsischen, dafs der Eid: *is claene and unmaene*, auf jenes *sant* ein so starkes und besondres Gewicht nicht legen, es dürfe vielmehr dieses „wahr" eben so gut als das „rein, unmein, *claen*" u. s. f. auf den *Eid* des Hauptschwörenden bezogen werden.

Dafs nun der Hülfseid, sonach auf die subjektive Wahrhaftigkeit des Hauptschwurs bezogen, doch noch eine doppelte Auffassung als *juramentum veritatis* und *credulitatis* leidet, erhellt ziemlich leicht. Die erste hat Stjernhöök (p. 112), der auch vom Vf. für die altschwedische Ansicht angeführte Zeuge, wenn er, den Hülfseid *juramentum veritatis* nennend, dieses so erklärt: *Sacramentales vero ipsi non directe quidem in factum aut rem controversam jurabant, ita tamen, ut non aliter consecutione necessaria accipi posset.* Der Hülfseid geht hiernach nicht auf die beschworne Thatsache, sondern auf den Schwur; dessen Wahrhaftigkeit aber wird nicht blofs geglaubt, gemeint, sondern gradezu auf den Eid behauptet, versichert; so dafs aus dieser Assertion die Wahrheit der vom Principal beschwornen Thatsache nothwendig gefolgert werden mufs, und wiederum die Falschheit des Haupteides den Meineid der Eidhelfer ohne weiteres nach sich zieht.

Im Gegensatz hiezu ergeben sich von selbst Sinn und Folgen des Eides, wie ihn das kanonische Recht vorschrieb: *purgatores jurent, quod ipsi credunt eum verum jurasse*, oder wie er in Schweden nach der Formel der Königin Christina lautete: *credo ex illa consuetudine, quam habui cum hoc viro ..., ejus juramentum esse purum et non falsum.*

Es mag schliefslich noch bemerkt werden, dafs unsre Formel nicht nur von Eidhelfern gebraucht wird, sondern auch von demjenigen, der seine eigne Behauptung eidlich bekräftigte. Wir können hiefür Zeugnisse von weit auseinander liegenden Zeiten und Gegenden aufführen: 1) *Westgöta Lagen II. Add.* 12. §. 1, welche den Schwörenden noch einmal schwören läfst: dafs er schwur *a rettom endagh med lagha munhaue* (am rechten Termin mit der gesetzlichen Eidesform) *reen oc eig men*; 2) ein Märkisches Erkenntnifs von 1481 (v. Raumer *Cod. diplom. Brandenburg.* Th. 2. S. 104), wonach der Beklagte seine Verneinung des Inhalts der Klage so beschwört: dafs solch neyn reyn und nicht meyn sei.

G. H.

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Fortsetzung.)

(Wir bemerken hier gleich, dafs im Gebetbuch S. 494 das Gebet an die Engel noch anstöfsiger ist; es fängt mit den Worten an: „Herr Jesu, du grofser Engel des Bundes", eine Benennung, der, wie wir glauben, unsere Dogmatik gänzlich widerstreitet; was nun von der Thätigkeit und dem Wesen der Engel gesagt wird, mufs einem evangelisch-christlichen Ohre matt klingen; z. B. „Deine Engel sind heilig und rein; hilf auch mir, dafs ich sei heilig und unsträflich vor dir". Warum nicht lieber an Christi Heiligkeit und Reinheit gedacht? Diese ist doch ein lebendiges Bild für uns; wir wissen von seinem Leben und Wandel, haben eine Brücke von dem unsrigen zu dem seinigen, aber die Engel? Wie unbestimmt und verschieden ist deren Vorstellung! Die Extreme kindlicher Selbstlosigkeit und energischer Thatkraft, ohne doch eigenen Impuls zur That zu haben, springen hier für die Phantasie zur mannigfaltigsten Ausbildung hervor.) — In Hinsicht der Morgen- und Abendlieder schiene es uns zweckmäfsig, sie theils, wo sie allgemeiner gehalten sind, dem Kreise der Trinitatislieder einzureihen, theils, wo die Beziehung auf die Tageszeit eigends hervorgehoben ist, sie der häuslichen Andacht zu überlassen; eine eigentlich kirchliche Bedeutung ist in ihnen eben so wenig als im Neujahrsliede zu finden.

Wir fordern demnach für die allgemeine Eintheilung die höchste Einfachheit und Natürlichkeit; noch mehr Einspruch müssen wir gegen die besonderen Abschnitte einlegen, in welche die Hauptkreise der Lieder zerfallen. Bei Allem, was der Popularität angehört, ist eine *al fresco* Manier nothwendig; eine *zu subtile Ausbildung* allgemeiner und nothwendiger Bestimmungen verwischt dem Volke zu leicht diese selbst. So ist es offenbar eine ganz unnöthige Wiederholung, wenn im zweiten Abschnitt der allgemeinen Sonntagslieder für die Trinitatiszeit *A*) von Gott im Allgemeinen; *B*) von Gott dem Vater, Schöpfer, Erhalter, Regierer und Herzenskündiger; *C*) von Gott dem Erlöser, *D*) von Gott dem Heiligmacher — Lieder zusammengestellt sind, denn vom Vater, Sohn und Geist als „Gegenstand des Glaubens" ist ja schon in allen Festliedern vom Advent an die Rede. Und welche fremdartige Ueberschriften? Von Gott, dem Erlöser, dem Heiligmacher. Warum nicht von Christo, vom heiligen Geist? — Ebenfalls unnöthig ist die Wiederholung der Tauf- und Abendmahllieder, die erst ganz richtig im Kreise der Kirchenzeitlieder bei den Mitteln des Glaubens, dann noch einmal bei den Feierliedern zu besonderen geistlichen Festen vorkommen; wozu das? Eben so, warum in der zweiten Abtheilung *VI, C*, ein besonderes Lied zur Ostercommunion, als wenn das Sacrament an diesem Tage ein anderes wäre? — Ebenfalls unnütz ist es, für die Verbreitung des Christenthums und seiner heiligen Schrift aparte Lieder zu geben, welche den Vf. zu einem Anhang bei den Fest- und Zeitliedern gezwungen haben, denn, was hier 255—60 vorkommt, gehört das nicht zu den Liedern vom göttlichen Wort 365—73? — Ferner, warum sind die Lieder von No. 390—585 nicht, zufolge der Schrift und Dogmatik, nach dem Unterschied der christlichen Tugenden in Glaube, Liebe und Hoffnung eingetheilt? Ist *IV, B*, vom Verlassen des Irdischen und dem Streben nach dem Himmlischen nicht eine recht weitschichtige Kategorie? Ist sie aber ihrem Inhalt nach etwas Anderes, als die Opferlieder darbieten? Diese, 554—85, sind viel zu sehr zerspalten; die Differenzen *A*) der Sehnsucht der gläubigen Seele nach der Vereinigung mit Gott und Christo, *B*) der Hingabe des Herzens an Jesum und *C*) der eigentlichen (?) Opferlieder sind viel zu fein, um besondere Auszeichnung zu ver-

dienen. Nach unserer Meinung würde die Ueberschrift von der christlichen Liebe mehr sagen, und die Lieder von der Hoffnung 481 — 495 würden am besten die Reihe der Kirchenzeitlieder beschliefsen, wogegen es hier auffällt, nach der Besingung des ewigen Lebens, nach den Liedern vom jüngsten Gericht, nach einer ganzen Folge christlicher Tugenden der Gottgelassenheit, Wachsamkeit, Tapferkeit, unter anderem auch der Liebe, noch von Lob-, Dank- und Selbstopfern zu lesen. Der Vf. legt auf diese Lieder ein besonderes Gewicht; auch in Tholucks litterarischem Anzeiger ist dies geschehen, als wenn der Gedanke des Opfers gleichsam untergegangen gewesen wäre und *hier erst* wieder in die Christenheit eingeführt würde; unbegreiflich, wie man dazu kommt. Was ist denn der christliche Glaube, wenn er nicht dem Menschen die Nothwendigkeit zeigt, dafs er, um frei zu sein, von sich selbst und allem Endlichen loslassen müsse? Was ist die Liebe anders als die Verwirklichung dieses Begriffs? Die christliche Liebe ist nicht, wie die der Zöllner und Heiden, um der Gegenliebe willen; sie ist wesentlich Selbstverleugnung; und ist diese nicht ein Opfern seiner selbst, da „seine Grenze wissen sich aufopfern" heifst? Warum also besondere Opferlieder? Der Gedanke des Opfers zieht sich so tief durch alle Momente des christlichen Glaubens hin, dafs er auch in den crafs rationalistischen Gesangbüchern nicht hat verwischt werden können, wenn auch die eigenthümliche Benennung solcher Lieder fehlte. Wir halten daher die Aeufserung in jenem Anzeiger für übertreibend, welche sagt: „Wohl ist der Verf. nicht der Erste und Einzige, der in unserer Zeit die Würde und Bedeutung des evangelischen Gottesdienstes so aufgefafst und in's Licht gestellt hat: aber er hat das Verdienst, der *Erste* und *Einzige* zu sein, der die Einsetzung des öffentlichen Gottesdienstes in seine *wahre* Stellung nicht nur theoretisch gerechtfertigt, sondern auch practisch ausgeführt hat, indem die christlichen Opferlieder und entsprechenden Gebete nicht nur ihren Platz im Buche finden, sondern recht als der Culminationspunct des öffentlichen Gottesdienstes hervortreten."

Für die Anordnung der *einzelnen Lieder* in den besonderen Abtheilungen der grofsen Liederkreise hat der Vf. den interessanten Gedanken gehabt, sie nach der Folge ihrer *chronologischen* Entstehung zu ordnen, indem auf solche Weise von selbst eine naturgemäfse *Steigerung* im Ausdruck des Grundgedankens eines jeden Abschnittes sich ergeben müsse. Wir billigen diese historische Construction, weil durch sie allerdings die Entwicklung des Bewufstseins der evangelischen Kirche in ihren verschiedenen Abstufungen lehrreich vor Augen tritt. Die einfachen dogmatisch strengen Lieder der Böhmischen Brüder; die ebenfalls noch schlichten aber von dem Jubel des Sieges durchströmten Lieder der Reformationszeit; die stille Innigkeit Paul Gerhards, den der Verf. mit Recht als den Mittelpunct des evangelischen Gesanges erhebt; die kunstreiche Reflexion und Mannigfaltigkeit der Schlesischen Schule; die Wehmuth der Halleschen und Zartheit der Herrnhutischen; die anspruchlose Frömmigkeit, Biederherzigkeit und Deutlichkeit der Gellertschen Schule greifen unmittelbar ineinander ein. Der Verf. hat auch einige von den im Mittelalter schon verdeutschten Liedern der Lateinischen Kirche nach späteren Bearbeitungen mitgetheilt, von den *neueren* Dichtern aber, seit Klopstock, nur Weniges in Verhältnifs zu dem, was er der Schlesischen und Halleschen Schule entlehnt hat. Doch ist es immer genügend, um den älteren Gesang mit dem jüngeren zu vergleichen. Der dem Buch gemachte Vorwurf, es sei kein evangelisches, sondern nur ein *pietistisches* Andachtsbuch, ist ungerecht; die Uebersicht der Liederdichter und der von einem jeden entnommenen Lieder legt den speciellen Beweis ab, dafs keiner Richtung unseres geistlichen Gesanges ganz vorbeigegangen ist. Den Wunsch, von den neueren Dichtern seit Gellert und Klopstock eine gröfsere, von der Halleschen und Schlesischen Schule eine geringere Auswahl gemacht zu sehen, können wir freilich nicht unterdrücken, und der Vf. wird nach seinem eigenen Princip uns darin beistimmen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIX.

Handbuch der Französischen Sprache und Litteratur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen Französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler u. H. Nolte. Dritter Theil, enthaltend die Prosaiker der neueren und neuesten Litteratur, bearbeitet von Dr. J. Ideler, herausgegeben von L. Ide-

ler. Berlin, 1833. *Nauck'sche Buchhandlung. gr.* 8.

Die um den litterarischen und sprachlichen Jugendunterricht vielfach verdienten Handbücher von Ideler und Nolte haben unbezweifelt den grofsen Werth, dafs sie, statt die Jugend auf die einseitige und durch den stereotypen Gebrauch für Lehrer und Schüler bis zum Ekel trivial werdende Lectüre eines einzelnen sogenannten Schulbuches zu beschränken, ihr eine mit Erwekkung des litteraturwissenschaftlichen Sinnes zusammengestellte Gallerie einer ganzen Volkslitteratur eröffneten, in welcher sich, neben anregender Abwechselung im Einzelnen, Entwickelung und Umfang einer zusammenhängenden geistigen Welt erkennen und überschauen liefsen. So nur konnten sich bei der Lectüre Intelligenz und Fassungskräfte der Jugend, die man beim Unterricht nie als zu geisteseng voraussetzen sollte, erweitern, während sich sonst Lehrer und Lernende etwa bei ihrem Bélisair von Marmontel, den sie den ganzen Cursus hindurch zusammen interpretirten, ohne je damit fertig zu werden, in all der monotonen Langweiligkeit stumpf lasen. Auf die bequemste und angenehmste Art umfassende Litteraturkenntnisse zu erwerben, dazu war der Gedanke der Ideler-Nolteschen Handbücher ein sehr glücklich einschlagender, und hat sich eine lange Reihe von Jahren hindurch darin bewährt, sodafs wir eine bis auf die neueste Zeit hinausgeführte Fortsetzung des Handbuches der Französischen Sprache, das unter allen am meisten gebräuchlich und nützlich geworden, nicht anders als mit Dank willkommen heifsen. Nachdem wir schon in einem früheren Blatt dieser Jahrbücher das zu ganz ähnlichem Zweck bestimmte Handbuch der Hrn. Büchner und Herrmann angezeigt haben, berichten wir auch über das vorliegende, das von einem Sohne des würdigen Hrn. Prof. Ideler ausgearbeitet ist, aus denselben damals ausgesprochenen Gesichtspuncten. Beide Bücher, welche die nämlichen Zeiträume der neueren Französischen Litteratur seit der Revolution von 1789 durchmessen, können, da sie einmal *beide* da sind, unseres Erachtens sich sehr gut zu einer gegenseitigen litterarischen Ergänzung dienen, und indem kein Zweifel ist, dafs sie beide nebeneinander ihr Bestehen finden werden, möchte man sie am liebsten auf die Weise miteinander in Concurrenz treten sehn, dafs sie, jedes verschiedene Seiten derselben Schriftsteller heraushebend, sich so zu einer allgemeinen Vollständigkeit des Litteraturbildes ausfüllen, und so der jedem einzelnen hinderlichen Schwierigkeit, den vielumfassenden Kreis, den sie sich vorgesteckt, in einem einzigen Buche erschöpfend zu umschreiben, gemeinsam begegnen. Dies hat in der That auch unwillkürlich bei den beiderseitigen Herausgebern Statt gefunden, indem Jeder nach seiner Individualität auswählte und zusammenstellte, und sich daher beide Handbücher auch für jeden gebildeten Leser zu einem belehrenden Panorama der neuesten Französischen Litteratur vereinigen. Diese neuere Litteratur der Franzosen, gegründet auf die geistige Volksumwälzung der ersten Revolution, sodann durch den unter der Restauration hervorgetretenen Romantizismus schon wieder weiter charakterisirt, und durch die Aufregung der neuesten politischen Zustände in einer fortwährenden Lebensbeweglichkeit und Aufnahmefähigkeit erhalten, ist auch eine so vielfarbige und vielgestaltige Welt der mannigfachsten Nationaläufserungen, dafs man behaupten könnte, die ihr vorangegangene altklassische Litteraturperiode der Franzosen lasse sich eher als eine Welt *in nuce* zusammendrängen, denn diese in zwei starken Octavbänden skizziren. Die Litteraturperiode Ludwigs des Vierzehnten ist bei weitem nicht so bedeutsam für eine wahrhaft nationale Abspiegelung des Französischen Volkscharakters gewesen, als es die neuere und gegenwärtige, in allen Farben der Nationalität schillernde Litteratur ist. Das litterarische *ancien régime* war doch nur eine prachtvoll erhabene Versteifung der Französischen Nationalität, und die gute goldene altklassische Zeit brachte Musterschriftsteller für die Bewunderung hervor, aber nichts, was als Ideen-Gemeingut in Herz und Blut des Volkes hätte eindringen können. Daher verdient gerade diese neuere Französische Litteratur eine doppelte Aufmerksamkeit für Jeden, der ein Interesse daran hat, den Französischen Volkscharakter selbst in seiner bewegtesten Mischung zu beobachten, was man z. B. von der Englischen Litteratur der neueren Zeit kaum in ähnlichem Sinne sagen könnte. Wenn dort auch von einzelnen Geistern Bedeutendes geschaffen wurde, so hat doch von Seiten des öffentlichen Lebens der monotóne Wechsel zwischen Whigs und Tory-Verwaltung, der seit lange das einzige Prinzip der Bewegung gewesen, wenigstens keine neue Nationaltypen der Litteratur aufdrücken können.

Wenn wir nun die beiden genannten Handbücher, welche jene reich ergossenen Ströme in ein überschauliches Bassin zu leiten versucht haben, mit einander vergleichen, so finden wir, dafs sie, obwohl keines ganz vollständig, doch in der Fülle des Gegebenen wenig von einander abweichen. Büchner und Herrmann geben eine litterarhistorische Einleitung in den von ihnen behandelten Zeitraum, die sehr zweckmäfsig ist und den Vortheil einer allgemeinen Uebersicht dessen gewährt, was nachher im Einzelnen vorübergeführt wird. Bei Ideler mufs man eine solche Einleitung vermissen, obwohl dafür gesagt werden kann, dafs dieser Herausgeber die Biographieen der einzelnen Schriftsteller ausführlicher bearbeitet, sie unmittelbarer aus den Quellen selbst geschöpft und mit reicheren litterarischen Nachweisungen und kritischen Urtheilen begleitet hat. Auch hat er dem Text häufiger Anmerkungen beigegeben, und dadurch oft sehr gut nicht nur in den Zusammenhang Französischer Zustände und Localitäten eingeführt, sondern auch umsichtig dafür gesorgt, dem Leser mancherlei nützliche Kenntnisse und Winke bei der Lectüre mit auf den Weg zu geben. Es ist indefs auch zu bemerken, dafs Hr. Ideler hier nicht selten des Guten zuviel gethan. In den Anmerkungen zeigen sich manche überflüssige Dinge, die an dieser Stelle zu gewaltsam herbeigezogen erscheinen, und wenn wir auch der Meinung sind, dafs es wohlgethan, dem Lernenden schon immer mehr litterarisches Material in die Hände zu geben, als er selbst für jetzt brauchen kann, so ist doch in einem Buche dieser Art die Rücksicht auf Raum-Ersparnifs noch überwiegender. Auch in der Bearbeitung der Biographieen hat sich Hr. Ideler hin und wieder gar

zu weitschweifig geben lassen; die Biographie Volney's nimmt z. B. allein *sieben* enggedruckte Seiten des grofsen und breiten Formats ein, was nicht nur im Verhältnifs der litterarischen Wichtigkeit dieses Schriftstellers zu viel ist, sondern auch für den vorgesteckten Zweck überhaupt. Die Artikel über die Staël, über Humboldt und viele Andere sind in der zuletzt erwähnten Hinsicht ebenfalls zu ausführlich gerathen. Doch läfst sich nicht läugnen, dafs in dieser ausgeführteren Darstellung, die nur in den Gränzen eines Handbuches nicht angewandt scheint, nicht selten ein lebhafteres und interessanteres Bild der Individualitäten hervorgetreten ist, als in der kürzeren Behandlung bei Büchner und Herrmann. Die Kürze der biographischen Notizen, welche die Hrn. Büchner und Herrmann geben, ist indefs für die Zwecke, um die es sich hier handelt, höchst lobenswerth. Die Büchner-Herrmannschen Biographieen sind klar, gedrängt, übersichtlich, und enthalten doch immer das Nöthige. Nur fällt bei ihnen unangenehm auf, dafs sie oft unter ihren Quellen Bücher, wie das Brockhausische Conversations-Lexicon, als eine Gewähr und Autorität für ihre Angaben aufführen, was man Werken dieser Art, die, unbeschadet ihrer praktischen Nützlichkeit, doch schon an sich ein Verderben in der Litteratur sind, nie bei wissenschaftlichen Arbeiten zugestehen sollte. In der Reichhaltigkeit der Auswahlen war Hr. Ideler durch seinen, wie es scheint, compendioseren Druck bevorzugter, dennoch haben die Hrn. Büchner und Herrmann in ihrem Bande schon prosaische Stücke von Victor Hugo und Alfred de Vigny gebracht, die auch nicht fehlen durften, und welche Hr. Ideler mit Unrecht auf den folgenden Theil seines Buches verspart hat, da er in dem vorliegenden doch bereits der prosaischen Litteratur einen gewissen Abschlufs gegeben zu haben scheint. Dafür bringt Hr. Ideler eine ihm eigenthümlich angehörige Auswahl von dem geistreichen Lerminier, aus dessen *Lettres a un Berlinois*, worin der St. Simonismus, wenn auch nur im Allgemeinen, trefflich charakterisirt wird. Dies Stück ist um so passender hier gewählt, da der St. Simonismus eine zu bedeutende Stelle in der gesellschaftlichen Cultur des heutigen Frankreichs eingenommen hat, als dafs er nicht auch in einem Handbuche der Französischen Litteratur eine Schilderung verdient hätte. Ferner gibt Hr. Ideler mit Recht etwas von dem jüngeren Ampère, der bei Büchner und Herrmann fehlt, aus dessen in mehreren Artikeln der *Revue de Paris* dargestellten Schwedischen Reise, doch ist der vorangeschickte Bericht über diesen Schriftsteller zu dürftig ausgefallen. Auch den luftigen Patron, den man in allen Pariser Journalen so graziös tanzen sieht, den angenehmen Schwätzer Jules Janin findet man bei Hrn. Ideler, mit einem nach seiner Art geistreich geschriebenen Aufsatz über den Verfall der heutigen Kunst und Poesie in Frankreich, und da der Herausgeber hiemit den prosaischen Theil seines Handbuches zweckmäfsig zu beschliefsen glaubte, so mag die Auswahl gerechtfertigt sein, die auch sonst wohl nicht auf Janin gefallen wäre. Endlich gibt Hr. Ideler noch einige kleine Anhänge, die Namen der Marschälle von Frankreich, und eine Notiz über die veränderte Zeitrechnung während der Revolution, enthaltend.

Ueberblicken wir die in dem Idelerschen Handbuche versammelten Autoren in ihrer Gesammtheit, so müssen wir es dem Herausgeber rühmend zugestehn, dafs er mit geschickter Wahl keine bedeutende Seite der Litteratur unberührt gelassen hat. Besonders ist die Geschichtschreibung der Franzosen, wie es sich gebührte, mit einer gewissen Vollständigkeit vertreten; Mignet aus seiner Geschichte der Französischen Revolution, Bignon aus seiner *Histoire de France*, Capefigue aus seiner berühmten Geschichte der Restauration, Daru aus seiner *Histoire de Venise*, Sismondi aus der Geschichte der Italienischen Republiken, der anmuthig naive Barante aus seiner Geschichte der Herzöge von Burgund, Michaud, Thiers, Thierry, Lemontey, haben sehr interessante Stücke hergegeben. Von Dupin (dem Präsidenten der Deputirten-Kammer in den letzten Sessionen) liest man das feinsinnig beredte Plaidoyer für Béranger; von Mirabeau einen *Discours sur le renvoi des troupes qui environnaient Versailles et la capitale au commencement de Juillet* 1789. Die Discours dieses gewaltigen Donnergottes der politischen Beredsamkeit sind allerdings sein Eigenstes, und auch in dem Büchner-Herrmannschen Handbuche ausschliefslich berücksichtigt, doch wäre zu wünschen gewesen, dafs man auch einmal etwas aus Mirabeaus Briefen, welche er an die Marquise Le Monnier geschrieben, (*Lettres originales de Mirabeau*, zuerst Paris 1792.) auszuheben gesucht hätte, in welchen sich sein merkwürdiger Privatcharakter auf eine höchst originelle Weise schildert. Ein anziehender Artikel ist der über den Bischof Grégoire. Von Salvandy bieten sich Abschnitte aus seinem Alonso, von Benjamin Constant eine Charakteristik des Abbé Sieyes, von P. L. Lacretelle (aus dessen *Fragmens littéraires et politiques*) ein lesenswerthes *Portrait de Frédéric II, roi de Prusse*, und ein Portrait Mirabeaus dar. Von Villemain, Guizot, dem Fürsten v. Ligne, Chateaubriand und De Gérando, welcher letztere auch zu den Wahlverwandten Deutschlands in Frankreich gehört, finden sich ebenfalls interessante Stücke. Männer wie Cuvier und Fourier (der Mathematiker und Secretair des *Institut de l'Egypte*) konnten zwar an diesem Orte gerade das ihnen Eigenthümlichste nicht beisteuern, da es der Sache nach von einem Handbuche dieser Art ausgeschlossen bleiben mufste, doch ist es nicht unangemessen, sie hier mit einigen von ihnen gehaltenen akademischen Elogen auftreten zu sehn, den ersteren mit einem *éloge historique de M. Banks*, den anderen mit einer Lobrede auf Herschel. Auch aus dem weltberühmt gewordenen *Livre des Cent-et-un* begegnen uns einige mit Recht ausgehobene Stücke, namentlich von einem noch wenig gekannten Schriftsteller, A. Bazin, dessen humoristisch-allegorischer Nekrolog des Monsieur Mayeux mitgetheilt wird. Was die schöne Litteratur der Prosa betrifft, so ist diese von Hrn. Ideler offenbar zu sehr vernachläfsigt und in den Hintergrund geschoben worden. — Schriftsteller, wie De Pradt, Kératry, Sainte-Beuve, St. Marc-Girardin, die ihrer trefflichen Prosa und geistreichen Gedanken wegen einen Platz verdient hätten, fehlen in beiden der miteinander in Concurrenz getretenen Handbücher.

Theodor Mundt.

№ 113.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
December 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Fortsetzung.)

Denn bei der Einsicht, dafs die *spätere* Gesangschule zugleich auch den fortgeschrittenen Geist der Kirche ausdrücke, wird er zugeben, dafs die unserer *Gegenwart* näherliegenden Lieder auch die unserem dermaligen religiösen Bewufstsein *angemesseneren* sind. Geistlose, undichterische, unkirchliche, dem Wesen des Christenthums entfremdete Lieder sollen immer und überall aus einem classischen Gemeindegesangbuch ausgeschlossen bleiben, ein Kanon, der auch für die älteren vom Verf. vorzugsweise geehrten Schulen gilt und in welchem auch das Princip für die nothwendigen *Aenderungen* im Text der älteren Lieder liegt, ohne die wir sie unserer jetzigen Bildung nicht wohl als *unmittelbar* lebendige Elemente des Gottesdienstes würden aneignen können, denn wir dürfen bei den Gemeinden das *wissenschaftliche Interesse* nicht voraussetzen, das sich durch solche geschichtliche Entfaltung vorzugsweise befriedigt finden mufs; die Gemeinde will etwas haben, das *ohne Rücksicht auf seine Entstehung* ihrem Gefühl, ihrer Anschauung Worte leihe. — Bleiben wir aber innerhalb der zur Vergangenheit mit Vorliebe hingeneigten Ansicht unseres Vfs. stehen, so scheint uns klar, dafs jene oben schon gerügte Zersplitterung der Hauptabtheilungen in Unterabtheilungen seinem eigenen Zweck geschichtlicher Auseinanderlegung geschadet habe. Hätte er drei grofse Kreise von Gott als Vater, Sohn und Geist und aufserdem nur noch einen Anhang besonderer Feierlieder zu Neujahr, Trauung, Ernte u. s. w., so würde er von jeder Epoche des Gesanges auf *Einmal mehr* Lieder zusammenstellen und damit einen entschiedneren Eindruck haben hervorbringen können, statt dafs jetzt in den kleinen Abschnitten die Unterschiede entweder sehr schroff nebeneinanderstehen oder auch gar nicht fühlbar werden. Hätte der Vf. z. B. in der dritten Abtheilung drei Abschnitte gemacht, von der Kirche, von den Mitteln des Glaubens und von den christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, so würde er in der Kategorie von der Tugend des Glaubens die Bufs- und Beichtlieder 282 — 308, die von Gott dem Heiligmacher 355 — 58, von der Rechtfertigung 390 — 96, vom Vertrauen auf Gott und von der Ergebung in seinen Willen 420 — 53 gewifs in einer schöneren und eindringlicheren Folge haben zusammenfassen können, als sie jetzt zerstreut aufsereinanderliegen. Dasselbe müssen wir von den Adventliedern sagen, wo der Vf. *A*) Lieder zur Eröffnung des Kirchenjahrs, *B*) Lieder über Christi Ankunft in's Fleisch, in's Herz und zum Gericht, *C*) besondere Adventlieder, 1) über Christi Ankunft in's Fleisch und Herz, 2) zum Gericht und 3) über Christi Menschwerdung im Fleisch unterschieden hat. Da die Ankunft Christi, die Menschwerdung Gottes, keine andere Beziehung hat, als die Erlösung vom Bösen, die Versöhnung der Menschen mit Gott, so fallen die Lieder der verschiedenen Rubriken doch oft ganz ineinander und heben so durch sich die gemachten Unterschiede auf. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn 67, 71, 78, 91 zusammengestanden hätten; und wiederum die jauchzenden Stimmen 70, 89, 90, 96 und 97! So hätte sich der Anfang dieses Abschnittes zu einem gröfseren Ganzen der Anschauung, die Mitte der anbetenden Betrachtung des Heils und das Ende des Entzückens über die kommende Erlösung zu einer in sich gerundeten Liederreihe abgeschlossen, wogegen jetzt die vielfachen Theilungen die Kraft des Eindrucks verschwächen. Der Verf. kann uns nicht entgegnen, dafs diese Differenzen für den kirchlichen Gebrauch, für das Bedürfnifs des Predigers nothwendig seien, denn bei demselben findet doch eine freie Auswahl der einzelnen Lieder nach den besonderen Stimmungen und Verhältnis-

sen statt, welche durch keine noch so sorgfältige Sonderung zuvor erschöpft werden kann, weshalb wir darauf zurückkommen, die Abtheilungen einfacher zu machen. Die Bibel, Dogmatik, das Gesang- und Gebetbuch einer Kirche müssen in derselben Harmonie zusammenklingen. Die Bibel enthält im A. T. zuerst die Offenbarung Gottes als des Vaters; die Psalmen preisen ihn; die Propheten deuten auf die Zukunft des Messias; im N. T. steht zuerst die Geschichte Christi; ihr folgt die Erzählung vom Beginn der Kirche, die Darstellung von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Paulinischen Briefen und der Hinblick auf die endliche Verklärung der ganzen Geisterwelt durch die versöhnende Macht des Christenthums. Nach diesem Grundtypus hat auch die Dogmatik vom Wesen Gottes, von Christo, dem Sohn Gottes, von der Stiftung, Wirksamkeit und Vollendung der Kirche als der Stätte des heiligen Geistes zu handeln; die geschichtliche Aufeinanderfolge der biblischen Bücher stimmt unmittelbar mit der nothwendigen in sich bestimmten Folge der Momente des Begriffs überein, und nach eben derselben sollte auch das Andachtsbuch der Kirche nur drei grofse Abtheilungen mit nicht zu vielen Subdivisionen haben.

Vielleicht hätte diese stete Rücksicht auf Bibel und Dogmatik den Verf. auch davon abgehalten, so viel Lieder aufzunehmen, in welchen die *Versöhnung einseitig als durch den Tod Christi bewirkt* vorgestellt wird. Wir sind weit entfernt, das Anrecht der Poesie auf eine solche Darstellung zu leugnen, denn es ist nothwendig, dafs die Stimmung, worin die unendliche Liebe, die uns Christus durch seine Aufopferung, durch sein Leiden und seinen Tod bewiesen hat, so recht innig empfunden wird, ihren feierlichen Ausdruck finde; die seelenvolle Anerkennung dieser göttlichen Liebe mag immerhin so sprechen, als wenn durch jenen Tod alle Sünde vernichtet sei. Wir sind noch weiter entfernt, die Wahrheit zu leugnen oder auch nur irgend zu beschränken, dafs ohne den Tod Christi dem Werk der Erlösung das Siegel gefehlt haben und das Christenthum ohne ihn eine blofse Religionslehre gewesen sein würde; erst dieser Tod hat uns das Räthsel unserer Natur enthüllt und den Vorhang aller Mysterien zerrissen. Aber wir billigen es nicht, wenn die Vorstellung zu sehr genährt wird, als wenn das *Factum an sich, das Sterben Christi als solches,* den Menschen bereits von der Sünde und ihrer Schuld befreie; das ist aber mit vielen der hier gegebenen Lieder geschehen; dafs die Wunden des Lammes, das Blutbad Christi uns von Sünden rein waschen, ist in so vielen Liedern und Gebeten ausgesprochen, dafs bei der *überwiegenden Anzahl* derselben sich in das Gesang- und Gebetbuch unwillkürlich, so zu sagen, eine dogmatische Unwahrheit eingeschlichen hat; dafs *wir selbst sterben,* dafs wir den Procefs des Leidens und Sterbens Christi in uns erfahren und ohne diese Wandlung nicht mit ihm auferstehen können, dieser Gedanke der geistigen Wiedergeburt ist zu wenig ausgedrückt; selbst in den Opferliedern, wo dies Thema hauptsächlich vorherrschen sollte, wird diese *Arbeit des Menschen an seiner Eitelkeit* zu oft und zu breit in die Thätigkeit des Gottmenschen hinüberverlegt. Wir wollen keinen Pelagianismus, aber bei genauer Prüfung der Opferlieder wird der geehrte Verf. selbst finden, dafs sie *mehr den Gegenstand des Opfers, als den Act des Opferns,* diese schmerzliche Umkehr unserer Natur, betreffen; sie rufen Jesum an als den heiligenden, kräftigenden Erlöser, erklären, dafs er das Theuerste sei, was die Seele habe und sprechen das Vertrauen aus, dafs er, die Perle, der Bräutigam, die Seelenweide, Himmelsspeise, Lebensquelle, Freudenlicht u. s. w., durch seine Todespein uns ein süfser Jesus sein wolle. Wir führen aus 560 Strophe 4 an, die den Sinn der meisten Opferlieder darlegt:

„Ich fall in deine Gnadenhände,
Und bitte mit dem Glaubenskufs:
Gerechter König! wende, wende
Die Gnade zu der Herzensbufs;
Ich bin gerecht durch deine Wunden,
Es ist nichts Sträflichs mehr an mir;
Bin aber ich versöhnt mit dir,
So bleib ich auch mit dir verbunden."

Die geistliche Poesie unserer Zeit ist freilich oft so verweltlicht, dafs im Kampf mit ihr, im Bemühen, den ächten Ausdruck des Christenthums wiederherzustellen, in der Beschäftigung mit der älteren Hymnologie, eine Vertiefung in die Weise der früheren Kirche entstehen kann, welche das Widersprechende derselben mit unserem gegenwärtigen Standpunct nicht so scharf fühlt. Die *Vorurtheile* unserer Zeit gegen *biblischen und bildlichen Ausdruck* in den Liedern sind verwerflich; wir stimmen in dieser Beziehung vollkommen mit dem überein, was Billroth in seinen Beiträgen zur Kritik der praktischen Theologie und unser Verf. an

vielen Stellen darüber sagen. Das Volk hat mehr Sinn für Poesie und mehr Erinnerungen aus der Bibel, als jene nüchternen, leeren Köpfe, die uns ihre seichte Prosa, ihre dürftige Reflexion gern für das Heiligthum der „Bildung" ausgeben möchten; sie können sich darum in die geistliche Liederpoesie am wenigsten finden; sie sehen nur rohe Ausbrüche einer überspannten Phantasie, Verirrungen einer obsoleten Orthodoxie darin, welche dem „ungebildeten" Volke nur gefährlich sein könnten. Solche Ansichten und Declamationen stammen aber nicht selten aus Mangel an poetischem Gefühl und aus Unbekanntschaft mit der Bibel her. Was nun den Zusammenhang zwischen der Sprache der letzteren und der des Gesangbuches betrifft, so hat der Herausgeber die zweckmäfsige Anordnung gemacht, über jeden Gesang eine ihm entsprechende Bibelstelle zu setzen; dies Motto kann eben sowohl für eine Rechtfertigung des dogmatischen Gehaltes als der Form gelten. In poetischer Hinsicht stimmen wir nun wohl mit den *Grundsätzen* überein, welche Anhang II. mit vieler Umsicht entwickelt, aber mit der *Ausführung* können wir uns nicht immer vertragen. Der *Rhythmus* ist fast durchgängig wohllautend und die Recension der Lieder verdient, in dieser Beziehung, der des neuen Berliner Gesangbuches vorgezogen zu werden, worin oft viele Härten und unnöthige, verschwächende Sinnesänderungen sich tadeln lassen. Merkwürdig ist auch die Identität, welche in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht das neue Gesangbuch der reformirt-evangelischen Gemeinde zu Lübeck, das mit vorliegendem Versuch gleichzeitig ist, mit demselben beweis't; wir sehen in dieser zufälligen Uebereinstimmung eine Bewährung von der Richtigkeit der im zweiten Anhang aufgestellten Regeln. Was wir aber mifsbilligen, ist das Stehenlassen so vieler *undichterischen* Ausdrücke, die, wie wir glauben, ohne alle Wirkung oder aber befremdlich gesungen werden möchten. Wir erlauben uns, an einigen Beispielen unsere Meinung zu erörtern. No. 50, Str. 1 würden wir das Wort „beschmitzet" nach Anhang II, V, 4, verwerfen; beschmitzen heifst mit Koth so besudeln, wie z. B. die Schwalbe dem alten Tobias that, und darum ist das Bild, vom Satan beschmitzet zu werden, unsauber und gemein. — 68, Str. 3 „das lafs bekleiben" ist ein uns entfremdetes Wort; warum nicht: das lafs uns bleiben! — 85 ist scheinbar poetisch durch eine bildvolle Sprache und hüpfende Bewegung (No. 19 hat selbst einen opernhaften, spielenden Rhythmus); allein die Bilder sind ohne Zusammenhang; Thau, Regen, Berge, Sonnenschein sind ohne alle Entwicklung neben einander gesetzt; Str. 4 „benetze unser dürr Gemüth, Verbinde das verrenkte Glied" geht oder springt vielmehr unangenehm von der Dürre zur Wunde ohne Beziehung, abgesehen davon, dafs eine Verrenkung nicht wohl zum Verbinden, sondern zum Wiedereinrichten pafst; Str. 5 ist ganz leer und überflüssig. — 108, Str. 2: „Wie könnt' ich dich, mein Herzelein, Aus meinem Herzen lassen?" ist spielend; eine Gemeinde kann dies unmöglich singen; zur Privatandacht, die sich der Würde des Heiligen in ihrer Vertraulichkeit mehr begeben kann, eignet sich ein solcher Ton eher. —

(Der Beschlufs folgt.)

CL.

***Philosophie.* Eine Rede von Ferdinand Delbrück. Gehalten in Bonn den 17. Mai 1832 bei Eröffnung akademischer Vorträge philosophischen Inhalts. Von dem Verfasser dem Druck übergeben zur gelegentlichen Mittheilung an Gewogene und Ungewogene. Bonn 1832. 8.**

Den Bildungsgang eines edlen Geistes von Stufe zu Stufe zu verfolgen, ist an sich ein hoher Genufs; von höchstem Reiz aber dann, wenn er selbst uns darüber die erwünschten Aufschlüsse giebt. Dieses ist in der vorliegenden kleinen Schrift der Fall. Geistreich, gehaltvoll, blühend, mit scharfem, markirtem Ausdruck sind die Züge des sich Bildenden aufgefafst, in dessen Person zuletzt der Hr. Verf. sich selbst darstellt. Er nimmt zur Philosophie seinen Ausgang von Lessing und durch ihn aufgeregt, der mehr, als irgend einer, im Stande war, einen Geist zu befruchten, macht er die ersten, wiewohl noch erfolglosen Schritte. Es öffnet sich ihm hierauf der Tempel der Homerischen Dichtung, von deren heiligem Feuer entzündet die Liebe des Schönen in ihm entbrennt. Diefs Leben in der Poesie hat sich seitdem auch in sein Philosophiren stark hineingezogen und sich auch nachher nie mehr ganz daraus verloren, was man allerdings, wenn man will, für eine Beeinträchtigung des reinen Gedankens ansehen kann, aber auch als Verschönerung desselben in der Erscheinung ehren mufs. Doch auch das Schöne will philosophisch begriffen sein, und durch diesen Zusammenhang wird er auch in der Philosophie festgehalten. Die Idee des Schönen ist nicht zu fassen ohne die des Wahren und Guten, und so kommt er zur Kantischen Philosophie. Die Jacobi-Mendelssohn'schen Bewegungen sind es ohne Zweifel, die ihn

dann zu Spinoza führen. Von der Grofsheit und Folgerichtigkeit dieses Systems angezogen, lebt er sich mit allen Gedanken in dasselbe hinein. Aber an seinem Gemüth scheitert der Beifall, den er denkend ihm zollen mufs. Er wendet sich den sogenannten exacten Wissenschaften zu, aber sie vermögen ihn vollends nicht zu befriedigen. Die Kunstwelt hatte er auch in den Abgrund des All-Einen hinabstürzen gesehen und das Bewufstsein der Vernichtung sich seiner bemächtigt. Da kommt er wieder zum Leben im Evangelium. Von da kommt in sein Philosophiren der Zug der Christlichkeit, welcher seitdem der edelste, schönste Schmuck seines Geistes ist. „Was die Geweihten zu ihm sprachen über die apostolische Bekennung als des Lebens Gelöbnifs, des Heiles Verschreibung, der Gnade Versiegelung; über das Geheimnifs der hochheiligen Dreieinigkeit; über Offenbarung, Wunder und Weissagungen; über Glauben, Hoffnung, Liebe; über Reinigung, Erleuchtung, Vereinigung der Seele — zog er sich ernstlich zu Gemüthe." S. 13. Man kann nichts Schöneres lesen, als diesen Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Christenthum. Mittelst des Dante, dieses christlichen Homer, steigt die alte Kunstwelt aus der Tiefe seines Innern in verklärter Gestalt hervor. Auch die erstorbene Liebe zur Wissenschaft lebt wieder in ihm auf. Nun war er im Stande, den Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Dicktkunst und Denkart überhaupt zu erforschen. Mit diesem christlichen Auge konnte er auch das Grofse und Herrliche Platos und Ciceros entdecken und beurtheilen, und so im Umgang mit den Weisen Athens und Roms blieb ihm auch nicht fremd, was in der Gegenwart vorging. Aus seinem vorgerückten Alter erzählt der Hr. Verf. zuletzt noch einen sinnigen Traum, der ihm in schwerer Krankheit kam und dessen Inhalt für die Art und Weise seines Philosophirens durchaus charakterisch ist. — An diese Darstellung schliefst sich zuletzt eine rechtfertigende Anmerkung zu einer S. 15. befindlichen Stelle, wo er von seinem mit Schleiermacher angefangenen Streite spricht: denn diesen nennt er als den, den er aufs Korn genommen und auch in jener Stelle vor Augen gehabt habe. Allein die bekannte Zweideutigkeit und Schlüpfrigkeit der Wendungen desselben in seiner Verantwortung auf die Delbrück'schen Angriffe, welche in den „Studien und Kritiken" steht, gab ihm auch die Ausflucht an die Hand: alle diese „auf seine Glaubenslehre gerichteten Angriffe sammt und sonders für nichts als Luftstreiche zu erklären, welche den wirklichen und wahrhaftigen Schl. gar nicht treffen, sondern einen scheinbaren, gespenstischen, welcher als Doppelgänger von jenem umherspukt." Hr. Schl. hat nämlich angefangen, aus dem Versteckenesspielen jetzt aus Noth einen Ernst (wie aus der Wahrheit einen Spafs) zu machen, und das Mittel erfunden, sich bei allen auch den treffendsten Widerlegungen seiner Lehre aufser dem Schufs zu erhalten, indem er sich Doppelgänger hält, welche alle Ladungen der Art auf sich nehmen müssen, indefs er selbst stolz und keck, frank und frei hinter der Culisse herumgeht. „Es laufen, sagt Hr. D., unter ehrwürdigen Namen allerlei Irrdenker umher, pantheistische, sadducäische, gnostische, alexandrinische, cyrenaische, jesuitische, um überall, wohin sie kommen, Verwirrung anzurichten. Er selbst aber ist ein verborgenes Wesen, gehüllt in einen Schleier, den niemand lüften kann" u. s. w. Obgleich er aber keiner seiner Erwählten sei, sagt der Hr. Verf., so dürfe er sich doch rühmen, so viel von seinen Strahlen aufgefangen zu haben, dafs er es als eine theure Pflicht erachte, jene Doppelgänger rüstig zu bekämpfen. Er selbst, Hr. Schl., habe auch erklärt: keine neue Schule oder Kirche stiften zu wollen, wogegen jene doppelgängerischen Wechselbälge allerdings hierauf auszugehen scheinen. Würde diesem gespenstischen Unfuge nicht gesteuert, so würde es dem Meister ergehen, wie weiland Goethe's klassischromantischphantasmagorischer Helena, welche von sich klagt:

> *„Einfach die Welt verwirrt ich, doppelt mehr,*
> *Nun dreifach, vierfach, bring' ich Noth auf Noth."*

In besonderer Beziehung auf den jüngst ausgebrochenen Streit zwischen dem Meister und zwei seiner Breslauischen Jünger bemerkt der Hr. Vf.: „Hierüber denke ich so: Wenn ein Verfasser, der zu den Gelehrten, den Denkern, den Forschkundigen, den Redekünstlern des ersten Ranges gehört, in Mittheilungen über höchste Gegenstände vieljährigen Nachdenkens, seiner eigenen Aussage nach, von schnurstracks entgegengesetzten Seiten aus überall, das heifst doch wohl hier, von Theologen und Nichttheologen, von Rechtgläubigen und Mifsgläubigen, von Philosophen und Unphilosophen, von Freund und Feind, von Anhängern und Gegnern ohne Unterschied, mifsverstanden oder mifsdeutet wird (Vorrede zu Schleiermacher's sechster Predigtsammlung S. IV.): so kann das schwerlich mit rechten Dingen zugehen; es ist alles zu verwetten, dafs auch hier jene kielköpfigen Doppelgänger die Hände im Spiel haben. Um den Koboldeu hinter die Schliche zu kommen, wandete ich mich an ein in hiesigen Bergklüften einsam hausendes Sonntagskind, welches die Gabe besitzt, an hellem, lichten Tage Gespenster zu schauen und gute Geister, welche Gott den Herrn loben, von bösen, welche Gott den Herrn schmähen, zu unterscheiden. Dieses hellseherische Bergmännlein verliefs mir zu Liebe auf einige Stunden seine Trophoniushöhle und bestieg, von mir begleitet, den nahen Gipfel des Gebirgs. Hier beschied er sofort in meiner Gegenwart die Kämpfenden vor sich, um sie in reinem, von Rauch und Dunste ungetrübten Glanze der Mittagssonne zu beäugen und zu belugen, worauf er mir betheuerte: allerdings umgaukelten in jenem Kriegestänzchen den leibhaften Schleiermacher allerlei Truggestalten, aber von so täuschender Aehnlichkeit unter einander und mit dem Urbilde, dafs es in einzelnen Fällen dem Meister selbst schwer fallen möchte, auszumitteln, wer von beiden er selber sei, und wer sein Doppelgänger. Grade so, füge ich hinzu, erging es weiland eben erwähnter klassischromantischphantasmagorischer Helena, zu welcher Phorkyas spricht:

> *„Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild,*
> *In Ilios gesehen und in Aegypten auch"*

worauf sie erwiedert:

> *„Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.*
> *Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weifs es nicht."*

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Schlufs.)

123, Str. 6. „Mit gebücktem Geist den Namen (Jesu) ewiglich anbeten." Man bedenke, *ewig* mit *gebücktem Geist* anbeten; wir glauben nicht, dafs uns Protestanten, die wir vor unserem Gotte nicht *knieen*, sondern als Freie *stehen*, dies Bild der Ehrfurchtsbezeugung im Gesang zusagen würde; warum nicht „mit *entzücktem* Geist?" — No. 158 enthält einen falschen Schimmer von Poesie und ist darum zu verwerfen; z. B. Str. 2. „ich umfange, herz und küsse"; gut, aber was? „Die Zahl der gekränkten Wunden!" Wie grenzenlos prosaisch! Str. 5 heifst es: „man solle die Füfse Jesu halten, so gut man immer könne, und dazu solle er die Falten der Hände freundlich von dem hohen Kreuzesbaum anschauen." Diese Individualisirung, er soll die *Falten* der Hände anschauen, ist total unpoetisch; wenn es noch hiefse, „die *gefaltnen* Hände", wie die *mater dolorosa* sie auf Bildern öfter hält. — 164 ist wohl poetisch, aber zu bluttriefend; im Eifer wird es selbst sinnlos, wie Str. 5: „Liebe, die *mit* so viel *Wunden Gegen* mich als seine Braut Unaufhörlich sich *verbunden*." Warum nicht: Ewig mir als seiner Braut Gnadenströmend sich verbunden; oder ähnlich. — 236 ist als historisches Denkmal merkwürdig, aber sehr prosaisch in der dritten Strophe durch das Bild vom Vogel, der dem Strick entgeht. — 277 ist als spielender Witz zu verwerfen; es ist ein Sonntagslied und schliefst: „die Sonne deiner Gnad Kehr heute bei mir ein, So wird mir dieser Tag Ein rechter Sonntag sein." — In den Bufs- und Beichtliedern hätten wir mehrfach die Vermeidung der Ausdrücke gewünscht, die in der Halleschen und Herrnhutischen Gesangschule vornehmlich sich festsetzten, von der Flucht zu Christi Wunden; wir können darin keine sonderliche Poesie entdecken, z. B. 290, Str. 10:

> *„Herr Jesu Christ, ich flieh allein*
> *Zu deinen tiefen Wunden;*
> *Lafs mich da eingeschlossen sein*
> *Und bleiben alle Stunden."*

No. 369 ist ganz prosaisch: „Gesetz und Evangelium Sind beide Gottes Gaben, Die wir in unserm Christenthum Beständig nöthig haben; doch ihren grofsen Unterschied Allein ein solches Auge sieht" u. s. w. Das ist nicht singbar; es ist eben so unpoetisch, als die kaltmoralischen Lieder neuerer Dichter, die der Verfasser mit Recht von seiner Sammlung ausgeschlossen hat; es ist eine trockene Orthodoxie, die durch die vorgesetzten Bibelworte nicht lebendig wird. — 441 ist in der ersten Strophe die Zeile: „Wie mich zu Zeiten beifst der Rauch" als prosaisch auszumerzen; warum nicht:

> *„Wies Gott gefällt, mirs auch gefällt,*
> *Und lafs mich gar nicht irren,*
> *Ob mich zu Zeiten drängt die Welt" u. s. f.*

483, Str. 4 erscheint die Spielerei mit Christi Wunden in dem Ausdruck: „Verbirg mein Seel aus Gnaden In deine offne Seit" sehr widrig; wir können uns nicht überzeugen, dafs diese Bilder, die einst grofse Geltung hatten, noch gegenwärtig in der Anschauung der protestantischen Kirche Existenz haben, dafs sie noch gefühlt werden; vielmehr glauben wir, dafs sie zu einer Beute des reflectirenden Verstandes werden, besonders wenn sie in der Crafsheit erscheinen, wie 594, Str. 3, wo es heifst:

> *„Wer bin ich, o Blutbräutigam?*
> *Ich steck im tiefsten Sündenschlamm;*
> *Doch kommst du mich zu laden" u. s. f.*

oder spielend, 488, Str. 5.: „Mach mir stets *zuckersüfs* den Himmel" und Aehnliches, namentlich auch das oft vorkommende Bild, dafs uns Gott oder Christus in das *Bündlein* der Lebendigen einbinden solle. Fast möch-

ten wir sagen, es sei nicht anständig, so zu sprechen; das „Häuflein" der Gläubigen ist uns geläufig, denn Viele sind berufen und Wenige auserwählt, aber ein „Bündlein" ist so mager und dünne für die Vorstellung, dafs wir ihm zugesellt zu werden kaum der Mühe werth halten sollten. Wir könnten noch manche solcher Ausstellungen machen, wollen es aber bei diesen bewenden lassen, um nicht zu weitläufig zu werden. Wir können unseren Kanon für die Kritik des Poetischen zum Schlufs etwa so ausdrücken: Jedes Lied, worin *bildlich-typische* Ausdrücke, wie Teufel, Aegypten, Lamm, Perle, Trauerhöhle, Schwermuthshöhle, Schlangenbifs, Wundenthür, Hochzeitkleid, Glaubenskerze, Sündenschlaf, Nachtgeschäfte, Wundenhöhle, Fleischgeschäfte, Schafstall u. s. w., u. s. w. vorkommen, ist einer *strengeren Prüfung* zu unterwerfen, als solche, wo dies nicht der Fall ist. Hier ist Eine Empfindung; die Gedanken sind klar; Ein Flufs der Sprache durchdringt es. Dort verbirgt sich hinter dem Glanz, der solche Bezeichnungen als typische umgibt, zu leicht eine *Armuth des Gemüthes* und es entsteht ein *Aggregat* von Phrasen, das oft sehr täuschend sein kann, jedoch der inneren Fülle der wahrhaften Poesie entbehrt; wir können den Verf. bei aller Sorgfalt, die er für die Scheidung des Dichterischen und Prosaischen gehabt hat, nicht davon frei sprechen, von jenem Schein sich öfter haben berücken zu lassen; im Gesang soll das Wahre auch als *schön* erscheinen, sonst ist es keine Poesie; er hat sich oft nur an das Wahre gehalten und oft auch das Spielende der Form mit ächtpoetischem Ausdruck verwechselt. Um nur Ein Beispiel zu geben, so ist 569 wahrhafte, innigempfundene Dichtung, 568 aber, worin dasselbe Thema behandelt wird, ist todt und spielend; Str. 2:

„Lafs mich in den Armen
Deiner Huld erwarmen;
Lafs mich dich geniefsen
Und in deinem Lichte,
Schönstes Angesichte,
Deine Lippen küssen."

mag für eine Herrnhutische Gemeinde oder für einen Conventikel singbar sein, für eine *evangelische* Gemeinde ist sie es nicht. —

So viel von dem Gesangbuch. Das *Gebetbuch* befolgt im Ganzen die nämliche Organisation, wie jenes, nur dafs es, als für die häusliche Andacht bestimmt, die Bedürfnisse des Privatlebens zu berücksichtigen hat, wie in den Gebeten für Kinder, für Schwangere, Kranke u. s. f. Das Lobenswerthe jener Uebereinstimmung haben wir schon oben bemerkt. Auch aufserdem hätten wir dieselben Ausstellungen zu machen. Es sind zu viel Unterabtheilungen, die in's Kleinliche gehen, wie z. B. IV) vom Leben des Glaubens solche Abschnitte vorkommen, als „Sehnsucht und Heiligkeit im Hinblick auf Jesum, Seligkeit des Wandels vor den Augen Jesu, Christi Leben in uns, Grund unserer Freude, unserer Liebe, unseres Glaubens und unserer Hoffnung, die innere Herrlichkeit der Gläubigen"; No. 719 u. 720 sind sogar Leselieder auf das *Herz* und die *Brust* des leidenden Jesu; gar nicht zu duldende, traurig prosaische Verse z. B.:

„O süfse Brust, thu mir die Gunst
Und fülle mich mit deiner Brunst;
Du bist der Weisheit tiefster Grund,
Dich lobt und singt der Engel Mund;
Aus dir entspringt die edle Frucht,
Die dein Johannes bei dir sucht."

Sodann haben wir die grofse Eintönigkeit zu tadeln, die aus der schon gerügten dogmatischen Ansicht des Vfs. entspringt, den Tod Christi *als solchen* für das Princip der Versöhnung zu nehmen und so Christi stellvertretende Genugthuung zu veräufserlichen. Was in No. 88 gesagt wird: „Ja, mein Heiland, es sei meine Noth so grofs sie wolle, so habe ich keine bessere Arzenei als deine heiligen Wunden. Wenn ich nur dieselbigen erreiche und mich hinein senke, so bin ich genesen. — — Du weifst, dafs ich auf das Verdienst deines Todes allein traue und alle meine Zuflucht darauf setze. Ich habe sonst keinen Werth, ich weifs sonst keine Zuflucht und kein Heil, als dieses dein Verdienst." Das klingt in gar zu vielen Gebeten wieder. Es sind viel treffliche Gebete mitgetheilt, recht im Charakter des Gebetes, doch würde es ein Verdienst gewesen sein, auch solche mitaufzunehmen, in welchen der *Gedanke*, die sinnige *Betrachtung* zur Sprache gelangen, denn da unsere Zeit einmal so ganz von der Reflexion durchdrungen ist, so hätte das Bedürfnifs, diese zu beschäftigen, nicht ganz umgangen werden sollen. Sind die „Stunden der Andacht" durch etwas Anderes so bedeutend geworden, als einzig dadurch, dafs sie den Trieb, zu denken, denkend sich die Widersprüche der Welt aufzulösen, befriedigten? Wird sich das vorliegende Andachtsbuch nicht eben dadurch den Kreis seiner segen-

vollen Wirksamkeit verengen, dafs es diese Richtung der Reflexion zu wenig beachtet hat? —

Möge der Verf. in unseren Bemerkungen nur den ernstlichen Willen wahrnehmen, dem heiligen Werke der Verbesserung unseres Cultus hülfreiche Hand zu leisten. Dafs eine so interessante Erscheinung, wie sein Buch, wozu erfahrene und gelehrte Männer, wie H. Schmieder, R. Rothe, Tholuck und Friedrich v. Tippelskirchen, ihm mit Rath und That beistanden, wirklich aus der Zeit hervorgegangen ist, und deshalb auch in der Zeit Anklang finden werde, dafür bürgen uns folgende Zeichen, die er zum Theil selbst mit in Anschlag bringt: 1) Es ist wahr, dafs seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die *provinciellen* Eigenthümlichkeiten, die Stammesindividualitäten, immer mehr gegen eine *allgemeine* Bildung in Deutschland verschwunden sind, wodurch auch für die Form des Cultus eine gröfsere Allgemeinheit möglich, ja nothwendig geworden ist. 2) In Folge der universelleren Bildung wurde die *Union* constituirt, worin, wenn auch noch nicht überall in der That, doch dem Begriff nach die Auflösung der in der protestantischen Kirche bestehenden Unterschiede zu einer höheren Einheit, der evangelischen, ausgesprochen wurde. 3) Die Preufsische *Agende* regte wenigstens dazu an, den Cultus einer Revision zu unterwerfen und die nothwendigen Elemente desselben so wie die dafür angemessensten Formen zu untersuchen. 4) Im Zusammenhang mit solchen Bestrebungen stand die Umgestaltung der *Gesangbücher*. Wie die Agende den Versuch machte, die liturgischen Formen in einer gröfseren Allgemeinheit zu entwickeln, so arbeiteten einzelne Gemeinden und Synoden an einer Umgestaltung des Gesanges. Seit 1817 sind eine Menge Gesangbücher nicht blos erschienen, sondern die Kritik hat sich auch vielfach mit den Regeln abgegeben, die bei Abfassung derselben zu beobachten wären. Der bedeutendste Versuch, der bis jetzt gelungenste, ist das neue *Berliner* Gesangbuch von 1829. Sein Ursprung fiel mit der Feier der Union 1817 zusammen; Kenntnifs des Vorhandenen, geschickte Umbildung des für die Sprache oder Empfindung Abgestorbenen, und besonders richtiges Ergreifen des gegenwärtigen Standpunctes der Kirche vereinten sich darin zu einer sehr vorzüglichen Leistung. Der vorliegende Versuch wurde gleichzeitig mit dem Berliner Gesangbuch begonnen; aber wenn sein Plan noch universeller, seine historische Reichhaltigkeit gröfser, seine Sprache gleichförmiger und wohllautender genannt werden mufs, überhaupt, wenn es gleichsam als ein Repertorium des evangelischen Kirchengesanges gelten kann, so ist es doch in seinem dogmatischen Standpunct beschränkter. Das Berliner, obwohl mangelhaft in der Feststellung älterer Texte, obwohl auch in der Wahl zuweilen mifsgreifend, trifft, ohne die heilige Ueberlieferung früherer Zeit zu verkennen oder zu verschmähen, mehr unsere *jetzige* Gefühls- und Anschauungsweise; es zieht das Alte in diesen Ton der Gegenwart hinüber. Das vorliegende stellt uns mehr in die Vergangenheit zurück, befreundet uns mit der Weise aller uns vorangegangenen Jahrhunderte bis zur Griechischen Kirche hin. 5) Wenn wir nun am Eingang dieser Anzeige äufserten, dafs wir eine *Entscheidung* auch in dieser Angelegenheit weder von einer geschichtlichen Auctorität, noch von einer subjectiven Meinung, die durch das Gefühl u. s. w. sich bestimmen liefse, erwarteten, sondern darauf vertraueten, dafs in dem Wechselgespräch der Geister aus der Einsicht in die Natur der Sache endlich die wahre Entscheidung resultiren müfste, so erinnern wir noch schliefslich an die Versuche der *Wissenschaft*, es ebenfalls zu einer solchen Einheit und Allgemeinheit zu bringen, wie Schleiermacher und Marheineke, Hase, Hahn u. A., wenn auch auf verschiedenem Wege wollen. Wir wünschen, dafs der Verf. auf diese Ausbildung unserer Dogmatik mehr Acht haben möge, weil er ohne sie das schöne Ziel, das er sich gesteckt hat, niemals mit Sicherheit erreichen dürfte; die Dogmatiken aber sind die untrüglichen Nilmesser vom Stande der Kirche, die Magnetnadeln, in allen Zonen und Richtungen der Zeit sich zu orientiren.

Karl Rosenkranz.

CLI.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie von Ferdinand Wolf, Scriptor an der K. K. Hofbibliothek. Wien

1833. 8. 181. Auch unter dem Titel: *Ueber die alt-französischen Heldengedichte aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise von F. Wolf.*

Wir halten uns zur Anzeige des vorliegenden Werkes um so mehr verpflichtet, als dasselbe neben seinem selbständigen reichen Inhalte, Nachricht über die Leistungen der Franzosen gibt, die, da aus einer sonderbaren Grille derselben die Bücher dieses Faches in nur wenigen Exemplaren abgedruckt werden, dem deutschen Publicum oft entgehen müssen. Nichts destoweniger greift die Epik der verschiedenen Völker des Mittelalters so in einander, dafs die Erforschung der einen ohne eine Bekanntschaft mit der anderen fast unmöglich ist, so dafs wir die Fortschritte in der Kenntnifs der epischen französischen Poesie des Mittelalters getrost, neben ihrem selbständigen Werth, als eben so viele Fortschritte in der Kenntnifs unserer alten Epik betrachten können. Denn der substantielle Inhalt aller jener Sagen gehört selten *einem* Volke ausschliefslich zu, und selbst wo diefs, wie etwa im Arthurkreise der Fall ist, haben die grofsen Völkerbewegungen jener Zeiten so wie die gleichmäfsige Stufenfolge ihrer Entwicklung durch dieselben Potenzen, das dem einen Stamme Eigenthümliche leicht den anderen so mitgetheilt, dafs es bald vollkommen als Eigenthum der letzteren zu betrachten ist. Neben diesem fast gemeinsamen Inhalte, thut sich freilich bald eine Scheidung der Kunstformen nach verschiedenen Stämmen hin kund, das Nationale macht sich in der Sprache so wie im politischen und sittlichen Leben geltend, und diese Besonderheiten führen dann zur Bildung der verschiedenen selbständigen festen Litteraturen hin, die das Eigenthum der verschiedenen Völker werden. Wir haben früher schon für die deutsche Poesie eine Periode des Elementarischen vindicirt; diese, rein dem Inhalte nach zu würdigende, enthält an Volksglauben, Sagen, überlieferter fremdartiger (christlich-lateinischer) Bildung nichts, was nicht auch den anderen dem historischen Auftreten damals genäherten Völkerschaften in gleichem Sinne zukäme, und erst aus diesen Elementen heraus entwickeln sich die verschiedenen dichterischen Gestaltungen der Völker des Mittelalters. Unter den Sagen, die als solche Grundlagen zu betrachten sind, nehmen die, welche sich um Karls Leben und Thaten reihen, nicht die unterste Stelle ein, und ihnen hat der Hr. Verf. in den vorliegenden ursprünglich den Wiener Jahrbüchern angehörigen Blättern zunächst seine Aufmerksamkeit zugewandt. Von 5 verschiedenen Abhandlungen, in die man diese Beiträge bequem theilen kann, knüpfen sich nur zwei an neuerdings von Franzosen herausgegebene Werke; die erste an:

Li Romans de Berte aus grans piés etc. par M. Paulin Paris. — Paris 1832 (nur in 220 Exemplaren abgezogen)

die letzte (p. 160) an die:

Dissertation sur le Roman de Roncevaux par H. Monin;

die drei anderen geben Auszüge und den Inhalt aus Bearbeitungen verwandter Sagen, von denen wir weiter unten sprechen werden. Im Allgemeinen zeigt sich nun in diesen Abhandlungen eine in diesem Fache ungemein schätzenswerthe Gelehrsamkeit verbunden mit einer seltenen Schärfe der Auffassung und, was mehr sagen will, einem feinen Takte, das einem jeden Kreise Angehörige herauszufinden. Es kann nicht unsere Absicht sein in das Specielle einzugehen, unseren Lesern wird es genügen, die Hauptzüge des hier Abgehandelten verfolgen zu können.

Nach einer kurzen Uebersicht des seither für die altfranzösische Epik Geleisteten, in welcher mit Recht die Verdienste des in jeglicher Beziehung wackeren Uhlands hervorgehoben werden, folgt Hr. W. dem französischen Herausgeber des ersten Romans in die einzelnen Theile seiner Einleitung, bald beistimmend, bald berichtigend, erläuternd und belegend. Es werden die charakteristischen Unterschiede der fränkischen und bretonischen Gedichte ihrem inneren Gehalte wie der Form nach behandelt, die Frage über das Absingen der gröfseren Gedichte aufgenommen, und dabei die Untersuchung über das Rolandslied (*Chanson de Roncevaux*) mit Hrn. Paris und Monin untersucht, und gegen diese beiden Herren durch die Annahme eines ursprünglichen Volksliedes erledigt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie von Ferdinand Wolf.

(Schluſs.)

Die einseitigen Vorurtheile zu bekämpfen, welche die meisten Franzosen gegen diese Poesie immer noch hegen, scheint kaum der Mühe werth zu sein, wenigstens sind die von Hrn. Paris referirten Vorwürfe an sich so gehaltlos, daſs er sowohl als Hr. Wolf sie zu widerlegen sich hätten überheben können. Doch sind die hierbei gelegentlich mitgetheilten Bemerkungen nicht ohne Interesse. Der folgende Abschnitt handelt über den Vf. des Romanes *Adenès le Roi* und seine Werke. Roqueforts Ansicht über den Grund jenes Beinamens (*le Roi*) scheint allerdings verwerflich, und von Hrn. Paris recht widerlegt zu sein. Seine Lebensumstände müssen trotz seiner Berühmtheit meist seinen eigenen Werken entnommen werden, nur eine Stelle aus dem Roman *de Witasse-le-Moine* führt Hr. Michel an, in dem unseres Dichters (*le roi Adan*) Erwähnung geschähe. Die einzelnen Werke des Dichters werden nun ihrem historischen Entstehen nach durchgenommen, und hierbei manche verjährte irrige Ansicht berichtigt. Nachdem Hr. Wolf noch kurz über Hrn. Paris kritische Weise sich ausgesprochen, geht er näher an die Entwicklung des Inhaltes des Romanes. Trefflich ist hier von Valentin Schmidt vorgearbeitet, und Hr. Wolf verfolgt eben deſshalb die Sache nur bis zu ihrer Lösung, da dieser Theil des Gedichtes in der altfranzösischen handschriftlichen Paraphrase der Berliner Bibliothek, nach welcher Schmidt arbeitete, nicht durch jene Lücken leidet, die in der ersten Hälfte Schmidts Darlegung oft unvollständig lassen. Da die Sage von Bertha, der Mutter Karls, sehr weit verbreitet und vielfach behandelt ist, so ist es nicht wundersam, daſs vielfache Abweichungen ja substantielle Verschiedenheit sich geltend machen. Des Hrn. Vfs. Absicht ist nun die, den Gang des Gedichtes erzählend zu verfolgen, in den beigesetzten Noten aber die Verschiedenheiten der anderen Bearbeitungen, als *Henrici Wolteri Chronica Bremensis*, der Weihenstephaner Chronik und der Fürterer'schen lat. Paraphrase, der *Reali di Francia*, und der *Noches de Inuierno* zu geben, so daſs zuletzt über Alter und Werth jeder einzelnen Bearbeitung sich dem Leser ein festes Urtheil bilden könne. Die Heimführung Berthas durch Pipin, der Trug durch die Aliste und deren Mutter Margiste, die Irren und das Leid der verstoſsenen Königin, das Unglück ihrer Eltern, endlich Pipins nächtliches Abentheuer mit ihr der Unbekannten, ihre Anerkennung und die Strafe der Verräther sind die allgemeine Grundlage; aber die Durchführung und Anknüpfung, vor allen aber die Darstellung des sittlichen Gehaltes der einzelnen auftretenden Individuen sind so unterschieden, daſs sich hieraus allerdings alle jene Folgerungen machen lassen, welche Hr. W. am Schlusse dieses Abschnittes uns vorlegt, und die wir bis auf einiges Einzelne vollkommen gutheiſsen. Ehe der Verf. zu der zweiten oben angeführten Schrift übergeht, giebt er in drei verschiedenen Abhandlungen das Inhaltsverzeichniſs dreier seither wenig bekannter Werke, dem Sagenkreise Karls angehörig. Das erste ist ein auf der Wiener Bibliothek handschriftlich bewahrtes Gedicht [*Cod. Philolog.* 42. (2795)], seither nur aus Anführungen: „*Museum* für *AD. Litteratur* 1, 576. Graff. Deuliska 3, 349 bekannt, und hat den Titel: *Anonymi poëma de Caroli M. origine et genealogia. Sec. XV.* Die Sage scheint, nach dem Verf., erst später dem Karolingischen Kreise angefügt, wie dies von Hagen von mehreren anderen Gedichten nachgewiesen

ist, und wälschen Ursprungs zu sein. Der Auszug, den der Vf. giebt, ist nicht ohne Interesse. Die Tochter eines Grafen wird von Jugend auf mit dem Sohne eines Vasallen erzogen, die Eltern sterben früh, der zum Mann herangereifte Jüngling sucht das Mädchen durch grofsartige Ritterthaten zu erlangen, er kämpft in der Fremde mit Glück, befreit das Land seiner Herrin von dem Ueberfall des Grafen Wide von Averne (Guy d'Auvergne) und erhält zum Lohne die Hand der Herrin; dies alles — an sich ein gewöhnlicher doch reicher Stoff — bildet eigentlich nur die Grundlage zu der folgenden im ascetischen Geiste des Mittelalters gehaltenen Ausführung, die reich an Verwicklung, selbst in dem uns vorliegenden Auszuge anziehend genug ist. Der Ritter in voller Gunst des Glückes glaubt Gott genügen zu müssen, indem er es aufgiebt; in unsäglichem Elend wandern beide in der Irre, zwei Kinder sind ihr Trost und ihr Unglück; die Noth wächst, da entschliefst er sich, sein Weib zu verkaufen, und wandelt mit dem Blutgelde und den Kindern fort. Aber die Fluth trennt ihn von den letzteren — ein Adler raubt ihm im Schlaf als letztes jenes, (vergl. ähnlich *Nalus. IX*, 16). Der Zufall läfst den Adler den Beutel, in dem das Gold enthalten, vor des Weibes Augen herabwerfen; — neuer Schmerz zu dem alten Jammer, sie wähnt den Gemahl vor Hunger in den Irren umgekommen. Unterdefs lockt ihre Schönheit den Landesherrn, er sucht sie von ihrer Eigenthümerin zu erwerben, sie darf nicht widerstehen, verzweifelnd ihrem Gemahl untreu werden zu müssen; er nimmt sie zur Gattin, kann aber wunderbar von seinen Rechten als Mann nicht Gebrauch machen. Ihm entdeckt sie sich, er behandelt sie gütig und hinterläfst ihr sterbend sein Reich. Bald wirbt Frankreichs König um sie, defs früheres Weib entführt war, in ihrer Noth ermahnt sie eine Stimme Gottes, dem Antrag zu folgen, sie zieht nach Paris, die gefürchtete Nacht naht; doch ihre Angst war umsonst, auch der zweite Scheingatte hat, wiewohl aus andern Gründen, das Schicksal des ersten — nicht Mann sein zu können. Auch thut er ihr den Gefallen, bald zu sterben, und ihr das Reich zu lassen. Die Vasallen dringen in eine neue Verbindung, sie fordert ein Jahr der Wittwenzeit, und forscht vergebens nach dem Gemahl. Da bei der grofsen Trauerfeier erkennt sie ihn in einem Bettler an dem Krummfinger — der ihm in Folge einer Verwundung geblieben. Freude und Wonne, die Vasallen erkennen ihn als König, auch die Kinder finden sich wunderbar gerettet. Jetzt folgt erst der Name des Ritters und der Kinder, jenes Karelmann, dieser Karle und Pippin, offenbar irrig der Genealogie nach. Wir können mit Hrn. Wolf nicht die Aehnlichkeit mit Berta finden; nicht der gottergebene Sinn allein tritt hier als das Bewegende auf, sondern das Wesentliche ist einerseits der ascetische Gedanke der *freiwilligen* Entsagung alles Irdischen, andrerseits aber die hohe reine Keuschheit der ehelichen Treue — die *jeder* Versuchung der *Noth* wie des höchsten *Glückes* kräftiglich und gottgläubig widersteht, und sich so der wunderbaren unmittelbaren Hülfe Gottes und seiner Heiligen erfreut. Diese Treue — das Hauptmoment des Gedichtes — fällt bei Bertha nothwendig fort. Wir dürfen bei einem so vielfach behandelten Stoff den Reichthum und die künstliche Eigenthümlichkeit der Entwicklung nicht übergehen, denn jenes Bewahren der Treue bei zwei Gatten hat nur für uns Auffallendes, im Grunde stützt es sich auf Motive, die im Mittelalter im Glauben des Volkes als unbezweifelt wahr galten. Die dritte Abhandlung theilt den Inhalt eines spanischen prosaischen Romans mit, der den Titel führt:

„*Historia de Enrique, fi de Oliva Rey de Jherusalem, Enperador de Constantinopla. Sevilla* 1498 (nur *ein* Exemplar dieser Ausgabe scheint erhalten auf der k. k. Bibliothek.)

Auch dieser Roman scheint nicht im nothwendigen Zusammenhange mit dem Karolingischen Kreise zu stehen, und der Vf. däucht uns mit Recht zu behaupten, dafs zwei ursprünglich getrennte Elemente in ihm vereint sind, das eine die Geschichte der Oliva umfassend, das andere Heinrichs von Flandern mit Fabeln verwebte Thaten darstellend.

Innerlich verbunden ist hingegen den Karolingischen Sagen der Inhalt der dritten Mittheilung eines Romanes in spanischer Prosa:

Hystoria de la Reyna Sebilla. Sevilla durch *Juan cromberger* 1532.

Der Inhalt des Gedichtes mufs vielfach verbreitet gewesen sein, er findet sich ziemlich genau „als von französischen Sängern" behandelt, in der Chronik des Albericus von Trois-Fontaines (in der Mitte des 13ten Jahrhunderts) aus Leibnitz *Accessiones histor. Tom. II. Pars* 1. *p.* 105—106 im vorliegenden Werk abgedruckt *p.* 156. Alle bekannten Personen treten in ihrem ge-

wöhnlichen Charakter auf, vom Karl herab bis zu dem treulosen Mainzern, auch das komische Element fehlt nicht in Baruquel und dem schlauen Guiomar. Uebrigens bleibt dieses Gedicht und jene Stelle der Chronik auch in sofern merkwürdig, als sie auf die wahre Quelle jener bekannten Hundecomödie führen, die in unserer Zeit Goethen und jedem vernünftigen Menschen das Theater verleiden konnte. Die Vermuthung des Hrn. W. von einem altfranzösischen Gedicht, aus dem unser Roman geflossen, scheint uns sehr gegründet.

Das Werk beschliefst eine Würdigung der oben angeführten Schrift des Hrn. Monin. Dieser letztere hat nur Auszüge aus dem Roman mitgetheilt, doch scheint das Ganze ziemlich den deutschen Bearbeitungen zu entsprechen. Es folgen nun Bemerkungen über Ursprung, Ausbildung und Fortpflanzung der Sage. Volkssagen, nicht die Chronik des Pseudo-Turpin, die selbst erst aus jenen hervorging, sind als Quellen zu betrachten. In dem Streite über die frühere Ausbildung der provençalischen oder nordfranzösischen gröfseren Epik neigt sich Hr. W. wenigstens für den vorliegenden Stoff zur Seite der ersteren, und führt wichtige schlagende Gründe, namentlich aus dem Zustande der das Gedicht enthaltenden zwei Handschriften, an, die eine Redaction anderer (provençalischer) Quellen beurkunden; auch der Mangel des Prologs bleibt, wie die Hrn. Monin und Wolf bemerken, für diese Untersuchung nicht unwichtig. Endlich wird in Beziehung der deutschen Bearbeitungen Konrads uns des Stricker der vorliegende Roman als die Quelle der deutschen Gedichte bezeichnet, obwohl eine völlige Vergleichung bis jetzt kaum möglich ist; um so wichtiger dürfte die Herausgabe dieses Romans, die Hr. Bourdillon versprochen, zur Aufklärung dieser und anderer davon bedingter Fragen, erscheinen. Möge der gelehrte Vf. recht bald, wie er in der Vorrede hoffen läfst, sich zu neuen Beiträgen in diesem schwierigen aber auch interessanten Gebiete entschliefsen.

Agathon Benary.

CLII.

Religionswissenschaftliche Darstellung der Ehe, von Anton Franz Sal. Rost, Priester der Prager Erzdiöces, Doct. der Philosophie. Wien J. P. Sollinger 1834.

Die „Petroapostolische Betonung" seiner Arbeit, die Darstellung der Ehe „nach dem Vortrage seiner Kirche" gilt zwar dem Vf. als zur Beglaubigung des Inhalts seiner Schrift hinlänglich genügend, aber dennoch spricht er in der Vorrede zu wiederholtenmalen aus, dafs er seine Darstellung „angemessen der Zeit" und „wie es die Verhältnisse der Zeit erheischen", einrichten werde. Worin eine solche herablassende Accommodation besteht und wie sie ausgeführt ist, wird eine kurze Schilderung des Werks selbst zeigen.

Indem sich seiner Polemik zunächst die Ansicht von der Ehe als einem Vertrage darbietet, so nimmt der Vf. als *bonne prise* die Urtheile einiger Gelehrten über Kant's Naturrecht auf. Mit adorirender Dankbarkeit aber vindicirt er sich besonders das des Hrn. von Haller, und die ungerechtfertigte Annahme solcher Darlehne begründet er (S. 28) durch den Charakter seiner Arbeit als einer traditionellen und kraft dieses Charakters läfst er die Widerlegung der Ansicht von der Ehe als einem Contrakte durch eine Stelle aus Grotius Werke *de jure belli et pacis* über das Wesen des Vertrags geschehen, zumal jenes Kapitel des Protestantischen Werkes sich der Billigung Hrn. von Haller's zu erfreuen habe.

Selbst näher in die Sache einzugehen, sieht sich der Vf. gezwungen, wenn er die Unauflosbarkeit der Ehe aus ihrem eignen Begriff herzuleiten sucht. „Es ist aber die Ehe, sagt er, im allgemeinsten und auch wohl unwiderleglichsten Verstande ein natürliches Verhältnifs." Als solches beruht sie auf dem Naturgesetz. Je weniger dieses und das von der Natur Gegebene menschlicher Willkür anheimgestellt sei, desto leichter und eher seien bei so natürlichen Verhältnissen die allgemeinsten Regeln und Grundsätze ausfindig zu machen. Die Naturgesetze nun seien an sich einig und haben einen unveränderlichen Bestand. Wie daher nach einem Citat aus Haller der Ehestand durch inwohnende Triebe und freundliche Naturgesetze von selbst gegeben und ein Theil der ewigen unveränderlichen Ordnung Gottes sei, so sei nach demselben Naturgesetze die Ehe unauflöslich.

Zunächst unterscheidet sich eine solche Begründung der Ehe und ihrer Unauflösbarkeit aus dem Naturgesetze nur durch die subjektive Meinung des Vfs. von den Bemühungen derer, die aus demselben Naturgesetze dasselbe deduciren. Er mag die Rede des Herault-Sechelles, Präsidenten des Convents, in der er vor dem versammelten Volk auf dem Marsfelde an dem Orte, wo die Bastille stand, die Natur „Gebieterin des Wilden und der aufgeklärten Nationen" anbetend apostrophirte, diese Rede mag der Vf. mit noch so viel Entrüstung neben seinen andern Citaten citiren, er läfst auf gleiche Weise im Schoofs der Natur und in ihren heiligen Quellen die ewigen Rechte gefunden werden. Denn aufserdem, dafs er zwar zuweilen auf eine „richtige" Erkenntnifs der Natur dringt und von „Absichten" Gottes, die in seinen Werken offenbar sind, redet, aber dennoch immer wieder die Ehe und ihre Unauflösbarkeit auf die Widerspruchslosigkeit, Einheit und ewige Ordnung der Natur basirt, kommt er auch zugleich revolutionären Bewegung, gegen den Staat. Denn, sagt er, da der Endzweck der Ehe bei allen Völkern und zu allen Zeiten derselbe und die Natur als unwandelbare Autorität die höchste Norm für die Ehe ist, der unfehlbare Unterricht über

die Natur aber der Kirche übergeben ist, so ist der weltlichen Gesetzgebung alle Normirung für die Ehe genommen. Das weltliche Gesetz, klagt der Spott gegen den Staat, ist, wie es die Unterthanen einmal von ihrem Oberherrn erhalten haben, nicht nur zu verschiednen Zeiten und unter verschiednen Völkern verschieden, sondern auch bloſs zu äuſsern Zwecken gegeben. Auf der Ruine des Staats erhält dann die Kirche die Vollmacht, über das Eherecht ihre positiven und negativen Bestimmungen festzusetzen.

Seine eigne Strafe spricht der Irrthum über sich aus, indem der Vf. in der Darstellung der Ehe als Sakrament die Kirche auf gleiche Weise wie der Staat auf die Seite treten und der Ironie der Selbstvernichtung sich preisgeben läſst. Denn die Ehe sei ein Sakrament nicht etwa durch die Einsegnung der Kirche, indem die Kirche aus dem Schatz des göttlichen Segens sie beschenkt und heiligt, sondern die gegenseitige Uebergabe des Leibes der Eheleute sei des Sakramentes Materie, die durch die Form der beiderseitig ausgesprochnen Uebereinstimmung rechtlich geworden sei. Die Kirche habe daher die Würde und Autarkie dieses Sacramentes selbst dadurch anerkannt, daſs sie auch heimliche ohne Assistenz eines Priesters geschloſsne Ehen als wahrhafte und gültige ansehe. So weit bis zur totalen Auflösung aller weltlichen und göttlichen Gesetze läſst es die Ansicht von der Ehe, daſs sie aus der Eingebung der Natur hervorgegangen sei und hierin ihre Bestätigung habe, kommen, und hilft selbst die Lehre der katholischen Kirche von der Sakramentlichkeit der Ehe einen solchen Irrthum auf seine höchste Spitze sich steigern und sie selbst zum Lohne dafür wenigstens momentan überflüssig machen.

Anders im Protestantischen Staat, der Protestantischen Kirche und in ihrer Einheit in der Wissenschaft. Hier wird als der Ausgangspunkt der Ehe zwar die Natürlichkeit gewuſst, aber als ein solcher, der in ihr unmittelbar aufgehoben ist. Die Absicht, Weisheit Gottes, die der Vf. so unbestimmt hin und wieder neben dem Naturgebot cursiren läſst, wird hier dahin bestimmt, und so begriffen, daſs in der Ehe als der unmittelbaren Realisirung der Sittlichkeit gerade der erste Sieg gefeiert wird über das freundliche Naturgebot und der objektive Geist in der Innigkeit der Gattenliebe zuerst zur Empfindung seiner selbst gelangt. Weil es sich hier wesentlich um den Geist handelt und zwar zunächst in seiner Existenz als Gefühl und er noch in der Tiefe der Empfindung verborgen ist, so ist es die eigne Forderung dieses geistigen Gehalts, durch den Segen des absoluten Geistes aus dem Partikulären seiner zufälligen Erscheinung, die noch von der eben so zufälligen Neigung ausgegangen ist, in sein eigenes Gebiet und zur offenbaren Sittlichkeit herausgeboren zu werden. In dieser Weihung durch die Kirche ist die Unauflösbarkeit der Ehe ausgesprochen, weil gerade das Natürliche, das in seiner Zufälligkeit beständig der Diremtion und Zersplitterung anheimgegeben ist, als Moment und zwar im Geiste ideell geworden nicht idealisirt gewuſst wird. Da somit die Ehe in das Gebiet der objektiven Sittlichkeit getreten ist, so ist sie zwar nie auch nach ihrer Stiftung nicht von der Kirche losgetrennt, gehort ihr vielmehr im Innern der Gesinnung unablosbar an, aber ist zugleich auch in das Reich des Staats als der bewuſsten Entwicklung der Sittlichkeit eingetreten. Da dieser als das Wissen von sich zum entwickelten Bewuſstsein der Sittlichkeit ausgebildet ist, so gehort ihm die andre Entscheidung über die Ehe an, nämlich wenn es zur Frage kommt, ob sie eine wirkliche Ehe ist. Denn hier handelt es sich nicht mehr um das nur innre Gefühl, sondern um den Begriff. Entspricht die Ehe diesem nicht, so erklärt der Staat nicht, daſs die Ehe getrennt sei und daher die Eheleute geschieden seien, sondern er spricht objektiv aus, was subjektiv vorhanden war, daſs hier in diesem einzelnen Falle keine wirkliche Ehe gewesen sei. Indem daher die Protestantische Lehre nicht von der Natur als dem wahren und wirklichen Prius der Ehe ausgeht, sondern den Geist als das in der Ehe sich Bethätigende weiſs, ist sie eben so auch über die Lehre der katholischen Kirche hinaus, die die Gemeinsamkeit der Ehe zu einem Sakrament macht. Denn nun macht nicht mehr die Kindererzeugung allein, nicht die Treue, das gegenseitige Vertraun, die eheliche Keuschheit das Wesen der Ehe allein aus, sondern dieſs Alles wird als Moment gewuſst des Kreises, in dem der Geist sich seine Objektivität schafft.

In dem nach katholischer Weise einem *„non obstante,"* obgleich folgenden „dennoch" geschieht einem solchen Begriff der Ehe, wie ihn der Vf. nach der Anleitung seiner Kirche und nach seinem eignen Dafürhalten aufgestellt hat, kein geringer Theil seines Rechtes. Denn, schlieſst der Vf. sein Werk, wenn auch „die eheliche Gesellschaft eine ehrwürdige Gesellschaft" ist und mit wiederholter Sünde gegen den Staat, gegen den aus dem Schooſs der Familie zum hellen Licht und zur vollendeten Objektivität des Geistes herausentfalteten Staat, jeder bürgerlichen Ordnung vorzuziehen ist, so ist dennoch wiederum die Enthaltsamkeit von der Ehe dem Gute der Ehe vorzuziehn. Selbst bis zur gräulichsten Verwüstung und Degradirung der Ehe geht der Verf. fort, indem er endlich behauptet, das Institut der Ehelosigkeit sei weit höher zu schätzen, als ein „Haufe Kinder, von denen man nicht weiſs, ob Räuber oder rechtschaffne Bürger aus ihnen werden." Die ewige Ordnung und das freundliche Gebot der Natur hat es also in der Ehe nur zu einem Haufen Kinder gebracht.

Die jede Beschreibung übersteigende Crudität der bisherigen Entwicklung unsers Verfs. wird am Ende in der That scurril, wenn er die abscheulichsten Ausschweifungen, die gottverlobte Jungfrauen und geweihte Priester begingen oder „begehen werden" daher ableitet, daſs sie „als solche oder früher schon" Wieland, Lessing, Schiller, Goethe „u. d. gl." gelesen haben. Wie der Protestantismus in der Tiefe des Glaubens gewurzelt alle Vorstellung eines partikulären Verdienstes überschreitet, so hat er in demselben Glauben, die unendliche siegreiche Macht über alle einzelnen Produktionen des menschlichen Geistes und statt gegen jene Dichter, in denen er den Tribut der Endlichkeit nicht verkennt, zu ergrimmen und sich an ihnen wie unser Verf. von seinen Sünden weiſszubrennen, weiſs er, wie sie aus seinem Prinzip hervorgegangen nicht wenig zur Ausbildung seiner objektiven Welt beigetragen haben und das in ihnen nichtige negirend, kommt er eben durch diese Negation zu einer höhern Stufe seiner Erscheinung. Denn dem Reich des Glaubens muſs Alles durch seine Negation und Affirmation zum Besten dienen. Was aber seine Geistlichen betrifft, so versagt ihnen der Protestantismus auſser dem Kreuz des Begriffs, das er ihnen mit absoluter Nothwendigkeit auflegt, auch das Kreuz der Ehe nicht. Er weiſs, daſs durch den Segen, der ein für allemal ans Kreuz geheftet ist, die Leiden und Schmerzen desselben die Geburtswehen des Geistes sind.

№ III. Tabellarische Uebersicht

der im Königlich Preufsischen Staate befindlichen Schullehrer-Seminarien.

Provinz.	No.	Seminarien.	Confessions-Verhältnifs.	Einkünfte der Seminarien.		Jahr der Stiftung.	Name des Direktors.	Zahl der Lehrer mit Einschlufs des Direktors u. d Hülfslehrer	Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthalts.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
				a. Aus Staatskassen.	b. Aus besondern Fonds.							
I. Preufsen.	1	Waisenhaus und das damit verbundene Seminar zu Königsberg.	evangel.	3316 Thl.	3040 Thl.	1701, reorganisirt 1809.	A. E. Preufs.	5	1	42	2 Jahr	30 bis 38 Freistellen im Waisenhause.
	2	Seminar zu Karalene.	evangel.	5980 Thl.	660 Thl.	1811 als Erziehungs-Anstalt und Schullehrer-Seminar. Nach der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 29 Juni 1830 hat diese Anstalt als Erziehungs-Anstalt aufgehört und die Bestimmung eines Seminars zur Bildung von Schullehrern für d. Provinz Litthauen erhalten	Dir. Preufs.	6	3	60	3 —	Zur Unterstützung d. Seminaristen sind jährlich 2885 Thl. ausgesetzt.
	3	Seminar zu Klein-Dexen.	evangel.	2250 Thl.	596 Thl.	1767 gestiftet vom Kriegsrath B. Fr. Genge. 1816 wurde dies Seminar bis auf 30 Zöglinge erweitert u. das bis dahin in Grofs-Thierbach bestandene mit demselben zusammengezogen.	Pfarrer Riedel	4		32, aufserdem noch 15 bis 20 Hospites.	2 —	32 Seminaristen werden frei beköstigt, wofür jährlich die Summe von 1344 Thl. ausgesetzt ist.
	4	Seminar und Erziehungs-Institut zu Braunsberg.	kathol.	4099 Thl.	124 Thl.	1810.	Dir. Arent.	4	2	36	3 —	23 Freistellen.
	5	Conradi'sches Schul-Institut und Seminar zu Jenkau.	simultan.	1211 Thl.	4282 Thl.	1798 gestiftet von dem Kammerherrn von Conradi.	Dir. Steeger.	3	2	25 Seminaristen und 25 Kinder.	unbestimmt.	50 entweder ganz oder halb freie Koststellen.
	6	Seminar zu Marienburg.	simultan.	147 Thl.	—	Diese Anstalt verdankt ihr Dasein dem jetzigen Director, Prediger Haebler.	Schul-Inspektor u. Prediger Haebler	7	3	44	3 Jahr	1142 Thl. zur jährlichen Unterstützung von 42 Seminaristen.
	7	Seminar zu Graudenz.	kathol.	2050 Thl.	—	1817.	Seminar-Dir. Domherr Dietrich.	4	3	80 und darüber.	3 —	1160 Thl. zur jährlichen Unterstützung von 44 Seminaristen.
	8	Polnisch-deutsches Seminar zu Angerburg	evangel.	1300 Thl.	200 Thl. aus Kirchenkassen.	1829.	Pfarrer Schulz.	3	—	30	—	870 Thl. zur jährlichen Unterstützung der 30 Seminaristen.
	9	Schullehrer-Hülfs-Seminar zu Mühlhausen	evangel.	700 Thl.	—	1811.	Pfarrer Milsch.	2	—	7	2 —	384 Thl. jährlich als Kostgeld für 6 Seminaristen.
	10	Hülfs-Seminar und Präparanden-Anstalt zu Baldenburg, eine Privat-Anstalt.	simultan.	Erhält eine unbestimmte Unterstüzzung aus Staatskassen.	Ohne eigene Einkünfte.	1830.	Vorsteher, Schul-Inspektor Ulrich.	1	—	53	—	

Provinz.	No.	Seminarien.	Confessions-Verhältniss.	Einkünfte der Seminarien. a. Aus Staatskassen.	b. Aus besondern Fonds	Jahr der Stiftung.	Name des Direktors.	Zahl der Lehrer mit Einschluss des Direktors u. d. Hülfslehrer.	Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthalts.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
II. Brandenburg.	1	Seminar und Waisenhaus zu Neuzelle.	evangel.	5509 Thl. für das Seminar, 1436 Thl. für das Waisenhaus.	3618 Thl. f. d. Seminar, 991 Thl f. d. Waisenhaus.	1817 wurden die Seminarien zu Luckau u Züllichau vereinigt nach Neuzelle verlegt	Dir. Crüger.	9	3	90 Seminaristen und 30 Waisenkinder.	3 Jahr	24 ganze und 22 halbe Freistellen.
	2	Seminar zu Potsdam.	evangel.	5430 Thl.	—	1748 als Privatanstalt zu Berlin gestiftet v Ob. Cons.-R. Hecker, 1753 officiell constituirt, 1817 nach Potsdam verlegt.	Dir. Striez.	8	3	81	3 —	10 ganze und 10 halbe Freistellen. Ausserdem sind zu ausserordentlichen Unterstützungen jährlich 500 Thl. ausgesetzt.
	3	Neben-Seminar zu Alt-Doebern, Privat-Anstalt.	evangel.	200 Thl. jährliche Unterstützung.	240 Thl. als jährlicher fixirter Zuschuss.	1819.	Superintendent Kothe, Stifter u. Direktor.	7	2	30—40	2 —	
	4	Neben-Seminar zu Berge bei Nauen, Privat-Anstalt.	evangel.	100—150 Thl. jährl. Unterstützung.	—	1826.	Superintendent Mertz, Stifter.	3	—	15	3 —	
	5	Seminar zur Ausbildung von Zöglingen für Stadtschulen in Berlin.	evangel.	2000 Thl.	Jeder Seminarist zahlt beim Eintritt in die Anstalt ein Lehrgeld von 16 Thl	1830.	Dir. Diesterweg.	2	3	50	3 —	
III. Pommern.	1	Seminar zu Alt-Stettin.	evangel.	3199 Thl.	515 Thl.	1735.	Schulrath Grassmann.	6	2	40	2 Jahr	Jeder Seminarist zahlt bei seinem Eintritt in die Anstalt 18 Thl. u. erhält Kost, Wohnung, Heizung und Unterricht frei.
	2	Seminar zu Coslin.	evangel.	2900 Thl.	654 Thl.	1816.	J. W. M Henning.	4	2	46	2 —	1128 Thl jährlich zur Speisung der Seminaristen ausgesetzt.
	3	Seminar zu Greifswald.	evangel.	300 bis 350 Thl. jährlich. Zuschuss.	266 Thl.	1791.	Superintendent Dr. Ziemssen	3	2	16	2 —	128 Thl. zur jährlichen Unterstützung der Seminaristen.
	4	Das mit dem Otto-Stifte bei Pyritz verbundene Neben-Seminar.	evangel.	119 Thl., ausserdem die Unterhaltungskosten für das Gebäude.	—	Am 15. Juni 1827, als am Gedächtnisstage der Einführung des Christenthums in Pommern und der Gründung des Otto-Stiftes eröffnet.	Rektor u. Prediger Amlong.	3	3	12	3 —	120 Thl. zur jährlichen Unterstützung der Seminaristen.
IV. Schlesien.	1	Seminar zu Breslau.	evangel.	3875 Thl.	668 Thl.	1768.	Lehrer Hientzsch interimistischer Direktor.	6	3	90	3 Jahr.	90 Seminaristen erhalten freie Wohnung; 40 ausserdem noch Beköstigung.

Provinz.	No.	Seminarien.	Confessions-Verhältnis.	Einkünfte der Seminarien. a. Aus Staatskassen.	b. Aus besondern Fonds.	Jahr der Stiftung.	Name des Direktors.	Zahl der Lehrer mit Einschluss des Direktors u. d. Hülfslehrer.	Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthalts.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
IV. Schlesien.	2	Das mit der Erziehungs-Anstalt und dem Waisenhause zu Bunzlau verbundene Seminar.	evangel.	500 Thl. Zuschufs.	3300 Thl. aus dem Sack'schen Stiftungs-Fonds	1744, das Seminar seit 1816.	Dir. Kawerau.	11	3	127	3 Jahr.	20 ganze und 20 halbe Freistellen, wofür 1080 Thl. jährlich ausgesetzt sind.
	3	Seminar zu Breslau.	kathol.	2301 Thl.	1351 Thl.	1765.	Dir. Wenzel.	9	3	131	3 —	90 Seminaristen erhalten freie Wohnung; 37 freie Bekostigung.
	4	Seminar zu Ober-Glogau.	kathol.	500 Thl. Zuschufs.	2300 Thl. aus dem Neuzeller Stiftungs-Fonds.	1801.	Dir. Müller.	4	2	54	2 —	54 Seminaristen erhalten freie Wohnung; zur Verpflegung von 50 Sem. sind 942 Thl. jährlich ausgesetzt.
	5	Seminar zu Schlegel in der Grafschaft Glatz.	kathol.	785 Thl.	200 Thl.	1764.	Dir. Liebich.	2	2	12	2 —	160 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.
V. Posen.	1	Seminar zu Bromberg.	evangel.	2850 Thl.	—	1819.	Grutzmacher.	4	2	25	2 bis 3 Jahr.	685 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.
	2	Seminar zu Posen.	kathol.	4975 Thl.	70 Thl.	1804.	Dir Gruszynsky.	8	3	68	3 —	Zur Unterstützung von 50 Seminaristen sind 1440 Thl., zu außerordentlichen Unterstützungen 135 Thl. jährlich ausgesetzt.
	3	Hülfs-Seminar zu Fraustadt.	evangel.	200 Thl.	—	1826.	Vorsteher, Prediger und Rektor Fechner.	3	—	15	2 bis 3 Jahr.	10 Seminaristen erhalten jährlich 160 Thl.
	4	Hülfs-Seminar zu Fordon.	evangel.	200 Thl.	—	1824.	Vorsteher, Prediger Ewald.	2	—	18	1 bis 2 Jahr	
	5	Hülfs-Seminar zu Trzemeszno.	kathol.	150 bis 200 Thl.	—	1825 zu Lobsens eröffnet; im J. 1829 nach Trzemeszno verlegt, und mit dem dort bereits bestehenden Chorschul-Institut verbunden.	Vorsteher, Rektor Meifsner.	4	—	13	1 bis 2 Jahr.	
VI. Sachsen	1	Seminar zu Magdeburg.	evangel.	650 Thl.	4120 Thl., worunter 2000 Thl. aus dem Kloster Berge'schen Fonds.	1790, reorganisirt 1824.	Dir. Konsistorial- u. Schulrath Zerrenner.	13	2	61	3 Jahr.	Zu Freitischen für 34 Seminaristen sind jährlich 800 Thl. ausgesetzt.
	2	Seminar zu Halberstadt.	evangel.	1060 Thl.	1950 Thl., worunter 1100 Thl. aus dem Kl. Berge'schen Fonds.	1778, reorganisirt 1822.	Dir. Brederlow.	11	2	40	3 —	30 Seminaristen erhalten freie Wohnung; außerdem sind zur Unterstützung von 12 Semin. jährlich 360 Thl. ausgesetzt.

No.	Seminarien.	Confessions-Verhältniſs.	Einkünfte der Seminarien. a. Aus Staatskassen.	b. Aus besondern Fonds.	Jahr der Stiftung.	Name des Direktors.	Zahl der Lehrer mit Einschluſs des Direktors u. d. Hülfslehrer	Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthalts.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
3	Seminar zu Weiſsenfels.	evangel.	1758 Thl.	1857 Thl.	1794, reorganisirt 1822	Dir. Dr. Harnisch	11	2	65	2 Jahr.	672 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.
4	Seminar zu Erfurt.	evangel.	225 Thl.	3510 Thl.	1820.	Dir. Sickel.	13	3	74	3 —	Dies Seminar zahlt an das zu Büren für 14 katholische Schul-Amts-Präparanden aus dem Reg.-Bez. Erfurt jährlich 490 Thl. Für die Seminaristen zu Erfurt sind 300 Thaler zu jährl. Unterst. ausgesetzt.
5	Neben-Seminar zu Gardelegen.	evangel.	—	685 Thl. aus dem Kloster Berge'schen Fonds.	Von 1821 bis 1830 mit der groſsen Stadtschule zu Gardelegen verbunden; seit dem letzten J. für sich bestehend.	Prediger Kraemer.	5	—	24	2 —	Zu 10 Stipendien sind jährlich 200 Thl. ausgesetzt.
6	Neben-Seminar zu Eisleben.	evangel.	300 bis 400 Thl.	—		Dir. Oelsner.	3	—	14	unbestimmt	
1	Seminar zu Soest.	evangel.	3043 Thl.	2272 Thl.	Das Seminar war in Wesel und wurde 1806 nach Soest verlegt.	Dir. Ehrlich.	6	2	70	2 Jahr.	1400 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.
2	Seminar zu Büren.	kathol.	109 Thl.	5943 Thl.	1825.	Dir. Köchling.	5	2	82	2 —	82 Seminaristen erhalten freie Wohnung u. Beköstigung, wofür 3310 Thl. ausgesetzt sind.
3	Neben-Seminar zu Petershagen.	evangel	300 Thl.	—	1831.	Dir. Vormbaum.	3	2	30	2 —	Aus Stipendien-Stiftungen werden jährlich 130 bis 140 Thl vertheilt.
4	Seminar-Vorschule und Neben-Seminar zu Langenhorst.	kathol.	—	400 Thl. durch Bewilligung des Provinziallandtags.	1830.	Vorsteher, Pfarrer Muhren.	3	—	32	—	
1	Seminar zu Meurs.	evangel	3000 Thl.	—	1820, definitiv organisirt 1823.	Dir. Zahn	4	2	30	2 Jahr.	Zur Unterstützung v. 30 Seminaristen sind 750 Thl. jährl. ausgesetzt.
2	Seminar zu Brühl.	kathol.	6599 Thl.	200 Thl.	1823.	Dir. Pauli	5	2	100	2 —	Zu Stipendien für 100 Sem. sind 2200 Thl. u. zu Kurkosten 250 Thl. jährl. ausges.
3	Seminar zu Neuwied.	evangel	3000 Thl.	—	1816, definitiv organisirt 1823.	Dir. Braun.	3	2	38	2 —	650 Thl. sind jährlich zur Unterstützung ausgesetzt.
4	Seminar zu St Mathias in Trier.	kathol.	735 Thl.	—	1810.	Schulrath Dr. Gratz, interimistischer Direktor.	3	2	45	2 —	

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLIII.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch von Carl Jäger. Erster Band. In Commission bei Löflund in Stuttgart u. Claſs in Heilbronn. 1831. Auch unter dem besondern Titel: *Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter u. s. w.* 774 *S. in kl.* 8.

Unter den neueren Schriften über die Geschichte einzelner deutscher Städte haben nächst den classischen Arbeiten Gemeiner's und v. Fichard's unstreitig die dahin gehörigen Werke des Pfarrers Carl Jäger in Bürg bei Heilbronn den meisten Vorzug diplomatischer Gründlichkeit und geistvoller Behandlung. In der Absicht, mit der Zeit einen *Codex diplomaticus* zur schwäbischen Geschichte auszuarbeiten, hatte er sich schon früher mit der Sammlung von Urkunden über das schwäbische Städtewesen beschäftigt, ehe er es wagte, die Geschichte einer dieser Städte zum Gegenstande besonderer Untersuchungen zu machen. Sein erster Versuch dieser Art war die Geschichte der Stadt Heilbronn und ihres Gebiets (Heilbr. 1828); in welchem Werke er bereits zur Genüge zeigte, wie sehr er es verstünde, nicht bloſs die Reihenfolge der äuſsern Ereignisse, sondern auch die innern Bedingungen und Ursachen derselben, nach kritisch geprüften handschriftlichen Quellen, in pragmatischer Weise darzustellen. Darauf wurde er veranlaſst, die Geschichte der Stadt Ulm vorzunehmen, wobei ihm die zahlreiche Handschriften-Sammlung des Prälaten v. Schmid, welche sich gegenwärtig auf der Ulmer Stadtbibliothek befindet, treffliche Dienste leistete. Die übrigen Materialien zu dieser Arbeit wurden theils aus den mit dem K. Würtemberg. Staatsarchiv verbundenen Archiven der Klöster Söflingen und Wiblingen, theils aus auswärtigen Archiven entnommen. Von den Ulmischen Chroniken wurde Weniges, und dies Wenige meist aus Veit Martallers erst nach der Reformation abgefaſsten Chronik benutzt. So entstand vorliegende Musterarbeit einer gründlichen Localgeschichte. Zu verwundern wäre es, daſs dieses für die deutsche Städtegeschichte so wichtige Buch bis dahin noch von keinem unserer kritischen Institute einer Recension unterworfen wurde, wenn wir nicht wüſsten, daſs auch v. Fichard's ähnliche treffliche Arbeit: „Die Entstehung der Reichsstadt Frankf. a. M. und der Verhältnisse ihrer Bewohner" dasselbe Schicksal erfuhr, daſs das Interesse für Localgeschichte und Localverfassung leider noch immer zu wenig verbreitet ist. Aus Gründen, die in der Sache liegen, kann unsre Aufgabe hier zunächst nur sein, den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes im Allgemeinen anzudeuten, und ganz besonders hervorzuheben, wie trefflich Hr. J. seinen Hauptgegenstand, *die Geschichte der Verfassung Ulms*, von Anfang bis zu Ende des Mittelalters durchgeführt hat. Wir haben uns darüber auszugsweise Folgendes bemerkt. Nur beiläufig werden wir uns einige wenige Einwendungen erlauben müssen.

I. Abtheilung. Verfassungsgeschichte. Einleitung. Die Lage von Ulm in einer früherhin den Ueberschwemmungen der von der Iller und Blau angeschwellten Donau ausgesetzten Niederung macht es zweifelhaft, ob gerade diese Stelle schon von den Römern, ja selbst, ob sie überhaupt auch nur unter denselben zu einer Ansiedlung benutzt worden sei. Mühsame Uferbaue und Dammarbeiten hätten jedenfalls vorhergehen müssen; was unwahrscheinlich ist, da man zur Weiterführung der bekannten Römerstraſse auf der linken Donauseite ja nur den vom Strom abgelegnen Höhenzug oberhalb Ulms zu wählen hatte. Und so geschah es auch vermuthlich, da man zunächst um Ulm keine Spur römischer Bauwerke, keine Münzen, Steinschriften, Geräthe und

Waffen findet, wohl aber etwa 4—5 Stunden weiter nördlich bei Urspring. Um so weniger kann hier die an und für sich schon problematische Frage zur Sprache kommen, ob auf die Bildung der späteren Stadtverfassung Ulms Ueberreste römischer Municipalverfassung einen Einflufs geübt, und wie weit?

I. Abschnitt v. J. 854 — 1268. A. *Ulm als Villa und Palatium.* Bald nach der Vereinigung der Alemannen mit dem grofsen Frankenreiche — wo nicht früher — müssen die ersten erfolgreichen Schritte für Ulms Anbau geschehen sein. Der auch durch die Völkerwanderungen nur wenig unterbrochene Handelsverkehr auf der Donau mufs frühe die Aufmerksamkeit gerade auf diese Stelle der grofsen Wasserstrafse geleitet haben, wo diese für die Schifffahrt zugänglich wurde. Dazu kamen politische Rücksichten, welche Ulms Lage auf der Grenze der beiden Nationalherzogthümer von Alemannen und Baiern in den Kämpfen der fränkischen Hausmaler um die Aufhebung derselben nicht minder, als während der Kriege Karls des Grofsen gegen Thassilo in Baiern, gegen die Sachsen und Avaren, eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit gaben. Dies alles mag den fränkisch-deutschen Regenten carolingischen Stammes zur Veranlassung gedient haben, gerade diese Gegend der Donau, welche übrigens höchst wahrscheinlich bereits Besitzthum der seit 749 gestürzten Nationalherzoge gewesen war, zu ihren Hof- und Kammergütern zu ziehen, in Ulm eine Pfalz zu erbauen, und sie nicht nur zum Mittelpunct für die Bewirthschaftung der umliegenden Ländereien und Höfe zu machen, sondern auch daselbst in öffentlichen Gerichtssitzungen Recht zu sprechen und vielfältig die wichtigsten Angelegenheiten des Rechts zu berathen. In dieser Gestalt tritt uns jedoch erst im J. 854 Ulm zum ersten Mal entgegen, abwechselnd unter den Namen *Palatium*, *Placitum*, *villa*, *curtis regia* oder *imperialis*; von jetzo an aber werden die Zeugnisse dafür immer häufiger.

Die Lage und Beschaffenheit des alten carolingischen Palatiums und des dazu gehörigen Gebiets wird S. 19 ff. mit der dem Vf. der *Traditiones Hirsaugenses* eignen diplomatisch-topographischen Gründlichkeit nachgewiesen; nur können wir demselben nicht ganz beipflichten, wenn er S. 19 die in einer Urkunde v. 1342 vorkommende Erwähnung eines „*Burch*grabens" in der Gegend, wo ehemals das Palatium stand, auf eine frühere Ummauerung des letztern bezieht. Burchgraben bedeutet a. a. O. wohl nichts weiter als Stadtgraben, und kann um so weniger auf jene Art gedeutet werden, als alle diese alten Palatien ihrer ersten Bestimmung und Einrichtung nach von der eigentlichen Villa nicht durch Mauern getrennt waren, sondern mit derselben nothwendigerweise ein Ganzes bildeten.

Der zum Palatium von Ulm gezogene und in unmittelbarer Anbauung, Nutzniefsung und Verwaltung der carolingischen Könige übergegangene Landstrich war begrenzt von dem Alpgau, Burgau, Ramgau, Illergau, dem Schwarzgau und dem Blaugau (Pleonungethal). Da nun der letztere Gau sich unstreitig bis zum Einflufs der Blau in die Donau erstreckte, so begriff er somit auch die ganze Umgegend von Ulm, und dessen Gaugraf mag in Ulm seinen Sitz gehabt haben, ehe die carolingische Familie sich hier eine Pfalz erbaute. Von diesem Zeitpunct an behielten die Gaugrafen zwar anfänglich immer noch ihre Gerichtsbarkeit an den öffentlichen Wahlstätten des übrigen Gau- oder Palatialgebiets, wo nach alter Sitte unter freiem Himmel in gebotenen und ungebotenen Dingen in Gegenwart der Gaubewohner Recht gesprochen wurde; aber innerhalb des Palatiums (und bald auch der dazu gehörigen Villa) bildete sich nach dem Immunitäts-Recht des Fiscus ein Palatial- und Hofgericht, bei welchem die Könige oder in ihrer Abwesenheit ein von ihnen eigens gesetzter Vogt mit mehreren Hof- und Staatsbeamten, den sogenannten Dienstmannen des Palastes, zu Gericht safs. An die Stelle des Gaudings tritt allmählig ein Landding (Landgericht); und dadurch, dafs zuletzt alles eximirt wurde, ging am Ende die ganze Gauverfassung in Trümmer.

B. *Ulm als Oppidum.* Erst im J. 1027 ist von Ulm als von einem mit Mauern umgebenen Orte (*oppidum*) die Rede; doch spricht Vieles und vor Allem die Nothwendigkeit einer zuverlässigen Abwehr der verheerenden Einfälle der Ungarn, für die Vermuthung, dafs Ulm schon zu Anfang des 10. Jahrh. in einem ziemlich beträchtlichen Umfang mit Mauern versehen worden war.

S. 50 Anm. 17 citirt der Vf. eine „bisher mit Unrecht vielfach übergangene Stelle" in *Goldasti Constit. Imp. I. p.* 121 zum Beweise, dafs eine solche in weitem Umkreise um eine Häuseranlage gezogene Befestigungsmauer den Zweck gehabt habe, nicht blofs einer regelmäfsigen und gegen die Ungarn eben nicht sehr kleinen Besatzung, sondern auch ganz besonders der

Aufbewahrung von Vorräthen Raum zu geben. Wir würden es indefs nicht wagen, auf jene Stelle ein solches Gewicht zu legen, indem Goldast in dem angeführten Werke bekanntlich manche Actenstücke mittheilt, die er augenscheinlich selbst gemacht, d. h. aus geschichtlichen Nachrichten in Gesetzesform zusammengetragen hat. So sind z. B. die zwei Turnierordnungen, welche er unter Heinrichs I. Namen aufführt, offenbar späteres Machwerk.

Uebrigens wurde bei der bekannten Vorliebe des sächsischen Königsstamms für sein Erbland, während der ganzen Periode, da derselbe in Deutschland regierte, Ulm, gleich den übrigen süddeutschen Reichspfalzen, nur wenig besucht. Ja es wurde sogar eine herzogliche Provincialverwaltung in Schwaben eingerichtet, und so erscheinen seitdem die Herzöge von Schwaben fast in allen Beziehungen als Stellvertreter der Kaiser, wenn wir auch einen Beamten des Königs, unter welchem die Pfalzministerialen der höhern Classe die Einkünfte der Kammer besorgten, wohl annehmen müssen.

C. *Ulm als Civitas.* Unter dem salisch-fränkischen Königsstamme, in jener überaus stürmischen Periode, während deren Schwaben den Mittelpunct in dem langen, jetzt erst beginnenden Kampfe zwischen Kaiser und Pabst, den Welfen und Hohenstaufen bildete, wurde Ulm als Hauptstadt des Herzogthums und Sitz der Verhandlungen angesehen; doch zum Lohn für die Treue, welche es den Hohenstaufen bewies, mufste es von der feindlichen Partei sein Gebiet, seine Vorstädte, ja zuletzt selbst seine eignen Gebäude bis auf die Kirchen, niederbrennen, und viele seiner Bürger erschlagen, gefangennehmen oder zur Flucht genöthigt sehen. Nichts destoweniger erwachte gerade in dieser Periode unter vielen fördernden Umständen das städtische Leben zu kräftiger Selbständigkeit, und legte dadurch den Grund zu seiner künftigen Blüthe und Bedeutung. Eine Menge Königsleute *) siedelten sich, hinter den Mauern Ulms Schutz suchend, hier an, und bildeten nach und nach eine Gemeinde von Grundeigenthümern, die allmählig ihr anfangs nur nutzbares Eigenthum auf dem Palatialgebiet in wirkliches zu verwandeln wufsten, über welches ihnen nunmehr ein freies Verfügungsrecht zustand. Sie bildeten als Bürger (*Cives Ulmenses*) die Gemeinde (*Civitas*), den ersten Keim der freien Bürgerschaft der späteren Zeit, und waren somit die eigentlichen Altbürger. Ihre Geburtsrechte, welche sie das ganze Mittelalter hindurch behaupteten, werden schon jetzt durch die Bezeichnung *Praestantiores* angedeutet.

*) So nannte man bekanntlich die freien Leute, welche hauptsächlich von dieser Zeit an aus dem Land in die königlichen Städte zogen, um unter dem Königsschutze daselbst ansäfsig zu werden. (Kindlinger, Münsterische Beiträge *II.* 131. *Nota e.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

CLIV.

Lehrbuch der Botanik von L. A. Agardh, Professor der Botanik und Oekonomie in Lund. Zweite Abtheilung: Biologie. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. C. H. Creplin. Mit einer Vorrede von C. F. Hornschuch. Greifswald, bei L. A. Koch. VI. u. 479 S. *in* 8.

Des Verfassers *Lärobok i Botanik. Andra Afdelningen: Wext-Biologi, Malmö* 1830—32. oder: *Almän Wext-Biologi af C. A. Agardh*, verdiente eine Verdeutschung, für die Viele Hrn. Creplin Dank wissen werden. Er hat mit Gewandheit und Sachkenntnifs übersetzt, und nur selten stofsen wir auf Stellen, wie S. 105 „deren grüne Kügelchen er u. s. w. sich mit einer zitternden Bewegung zu rühren anfangen sah."

Wir wenden uns nun zu dem Autor selbst, dessen Werk den meisten unserer Leser doch wohl erst durch diese Uebersetzung bekannt geworden sein dürfte.

Was diese Pflanzenphysiologie oder Biologie vorzüglich auszeichnet, ist das durchgreifende Streben nach Einheit, nach Zusammenhang und Zusammenfassung des Mannigfaltigen. Der Verf. trägt eine grofse Masse von Thatsachen kurz und bündig vor, ordnet sie methodisch, schickt der Vorgänger Meinungen voraus und läfst die seinigen über alle Hauptfragen des Pflanzenlebens sich dergestalt anschliefsen, dafs sie wie ein verbindender Faden den Ausgangspunct, — die im Eingang betrachtete pflanzliche Lebenskraft als Quell der Bewegung, — mit dem Endpuncte, — der pflanzlichen Selbstbildung und Zeugung, — verknüpft.

Dafs bei einem solchen Verfahren auf dem gegenwärtigen lückenhaften Standpuncte der Erfahrung über das Pflanzenleben Manches sehr hypothetisch erscheinen müsse, läfst sich leicht denken.

Einzelnes darzustellen, ist hier der Ort nicht; fast nichts würde man aus dem gutgeordneten Ganzen hervorheben können, über das man sich nicht wohlgefällig verbreiten und dadurch die Grenzen unsers Blatts überschreiten würde; fast nichts könnte man anfechten, ohne in der kritischen Behaglichkeit, welche die klare Beleuchtung des Streitpunctes durch den geistreichen Vf. uns einflöfst, das Ziel aus den Augen zu verlieren.

Wir wollen darauf aufmerksam machen, wie einfach Herr Agardh die Longitudinal-Bewegung der Säfte durch den Be-

weis anfacht: dafs die pflanzliche Röhre an einem Ende (dem obern) *nur* verdunste, am andern Ende (dem untern oder Wurzel-Ende) *nur* aufsauge; wie er denn das, was im Ganzen vorgeht, vermöge des Wechsels und Verlusts in der Bildung an jeder Stelle, in jedem Puncte des lebenden Pflanzengewebes nachweist; wie er endlich zum zurückführenden, „dem, als verkürzt, in den Blättern concentrirten arteriellen System" gelangt, und hier die eigentliche *Reproduction* in der Knospe zur Erscheinung bringt.

Für die blofse Lebens*bewegung* und Umwandlung aus Flüssigem in Festes wird bald ein anderer Ausdruck gefunden durch die Reflexion auf das, was hiebei im Conflict mit der Atmosphäre, und im Wechsel des Lichts und der Finsternifs der Substanz angeeignet oder von ihr abgetrennt wird. Die Resultate des Tag- und Nachtlebens der Pflanze werden in den Bildungen mehr desoxydirter oder mehr oxydirter Producte, doch ohne die stets schwebende Wandelbarkeit der organischen Stoffe je aus den Augen zu verlieren, nachgewiesen, und die sogenannten nähern (der Vf. nennt sie *unmittelbare*) Bestandtheile der Pflanzen werden dem gemäfs eingetheilt. Alles recht vollständig und mit vieler Belesenheit, auch mit Rücksicht auf Oekonomie, Medicin, u. s. w. Man fühlt sich überall geneigt, dem Verf. im Allgemeinen beizustimmen, während man im Einzelnen, in der Stellung dieses oder jenes Stoffs unter die Producte des Tag- oder des Nachtlebens Manches rügen und eine gewisse Willkür des Verfahrens erblicken möchte. Für die zweite Klasse der Stoffe, welche die specifischen Säuren und Basen (Alcaloide) in sich begreift, finden wir die Bezeichnung „*unterschiedne*" nicht passend. Im Schwedischen steht zwar: *urskilda ämnen*, dieses aber offenbar mehr im Sinn des *Scheidbaren*, durch Kunst zu Sondernden, als des blofs ideal Unterschiedenen oder gar des Unterschiedenen überhaupt.

Die durch die lebendige Kraft im Stoffbilden beschränkte Bewegung führt zur Idee des *Lebensprozesses*. S. 114. „Der allgemeine Lebensprozefs der Pflanze ist Ein und dasselbe, wie das Keimen, Reifen und Aufgehen des Samenkorns." Die Durchführung dieses Parallelismus in zahlreichen treffenden Beweispuncten ist die brillante Seite des hier zu rühmenden Werks. Durch sie, und um ihrer willen ganz besonders, sei dasselbe denkenden Lesern empfohlen.

Wer sich nicht über die bekannte Streitfrage: ob es in der Metamorphosenlehre Puncte gebe, wo *Bedeutung* und *Wesen* gleichgeltend seien, von vorn herein hinausphilosophirt hat, wer für oder wider Agardhs Schrift *de Metamorphosi Algarum* Parthei genommen, der wird nicht ohne Belehrung von S. 128 an Hrn. Agardh seinen Satz verfechten hören, und nur einige Spuren von allzu zarter Reizbarkeit gegen Hrn. Turpin wegwünschen. Die Ueberschrift dieser Paragraphen lautet: „Bestehen die Organismen aus einfacheren Organismen?" „Bestehen die Pflanzen aus Algen?" Uns dünkt, der Vf. hätte seine Lehre ins beste Licht setzen können, ohne sich darum gegen einige nicht minder haltbare Prinzipien seines Gegners feindseelig zu verstimmen.

Wir wollen noch auf die Durchführung eines andern wichtigen Gesetzes aufmerksam machen: S. 152 „dafs sich die Blumen im Herbste in den Knospen vermöge einer verminderten Lebhaftigkeit des Tagprozesses oder der Sauerstoffgas-Entwicklung bilden," dafs überhaupt (S. 194) Blühen und Fruchtansetzen Nachtprozesse sind, — wobei die Producte dieser beiden Functionen sehr einleuchtend erörtert werden. Das ganze dritte Capitel, von S. 293 an, ist die Exposition dieses Grundsatzes, und man begegnet hier vielen originellen Ansichten.

Ein Vorzug dieses Werks liegt noch in den, nur zuweilen etwas gewagten, Vergleichungen des Thier- und des Pflanzenlebens; man sehe S. 208 die Vergleichung des Kreislaufes bei den Thieren und bei den Pflanzen.

Zum Schlufs will ich noch eine persönliche Beschwerde führen, die mir, da wir in diesen Blättern auf Anonymität Verzicht leisten, vergönnt sein mufs. Warum hat Hr. Agardh mein *Handbuch der Botanik*, das schon im Jahr 1820 erschien, und das er, wie ich glaube, kennt, nirgends citirt, während er doch seine Vorgänger, und zwar nicht blofs ihre Beobachtungen, sondern auch ihre Theorieen, pünktlich anführt? Manches, was seit jener Zeit weiter verfolgt worden, habe ich dort, wie ich glaube zuerst, wissenschaftlich behandelt, und sehe mit besonderer Beruhigung bei Hrn. Agardh eine geistesverwandte Richtung mit reicherem Material einen neuen Bau vollführen. Da wäre es denn wenigstens für mich erfreulich gewesen, der Beziehungspuncte erwähnt zu sehen; ich will, beispielsweise, nur der Idee einer gesetzlich vorschreitenden, den Kohlungs- und Oxydations-Prozefs des Pflanzenlebens, (das Tag- und Nachtleben) in sich ausprägenden Metamorphose der Pflanzsubstanz, der Bedeutung des Schleims für die organische Natur, der automatischen Bewegung der Elementarkeime der tiefsten Wassergewächse, des Verhältnisses der Farben zu dem polaren Lebens- und Stoffbildungsgang der Pflanzen, der Gesetze ihrer Uebergänge und des schon von Aristoteles geahneten Parallelismus zwischen Farben und Gerüchen, (denen man unbedenklich auch noch, wie ich a. a. O. versuchte, die Geschmacksarten zur Seite stellen darf) gedenken. Was die Farben der Pflanzen und das Verhältnifs derselben zum Lebensprozefs anbelangt, so hat sich zwar Herr Agardh mit vollem Rechte an Schüblers, auf eine umfassende Induction gegründete, Arbeiten über diesen Gegenstand gehalten; wohl wäre aber ein Seitenblick auf die grofse Uebereinstimmung dieser Resultate mit jener früheren, auf einige wenige einfache Erfahrungssätze gestützten Theorie erfreulich und an seinem rechten Orte gewesen. Schliefslich verwahre ich mich noch gegen den Verdacht, als wolle ich hiemit dem Verf. den Vorwurf eines schweigenden *Benutzens* meiner geringen Arbeit machen; über einen solchen Verdacht sind wir beide, wie ich hoffe, erhaben. Was ich äufserte, war nur ein freundschaftlicher Vorwurf, gerichtet an den Freund, dessen Beipflichtung ich für sehr ehrenvoll halte.

Nees v. Esenbeck.

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch von Carl Jäger. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Während dessen eigneten sich auch die Ministerialen in Ulm Erblichkeit ihrer Lehen, ja selbst völliges Eigenthum derselben zu, und schmälerten somit den Grund- und Rechtsbesitz des königl. Fiscus. Daher zeigt uns schon die nächste Periode ein völlig ausgebildetes Eigenthumsrecht der Ministerialen, wie der Königsleute. Endlich gewann auch der noch im Stande der Hörigkeit lebende Handwerker an Gewerbthätigkeit und Wohlstand und dadurch, daſs ihm oftmals die Waffen in die Hände gegeben werden muſsten, an Selbstgefühl und Selbstvertrauen. Dies bewirkten besonders die kriegerischen Zeiten Heinrichs IV, in welchen die Zuneigung und Treue der Städte eine eigne Wichtigkeit und Bedeutung erhielt; ebenso sehr aber auch der Handel Ulms, welcher an und für sich schon sehr bedeutend war, und überdies noch, seit sich hier 1096 eine groſse Menge von Kreuzfahrern auf der Donau eingeschifft hatte, eine Richtung erhielt, die, mehrere Jahrhunderte hindurch mit Glück verfolgt, Ulm unermeſslich reich machte.

D. *Ulm unter den Hohenstaufen* 1138—1268. *Erweiterung der Stadt. Ausbildung der Municipalverfassung.* So sehen wir denn unter der Pflege der unterdeſs zum Kaiserthron gelangten Hohenstaufen die Stadt bald herrlicher als je aufblühen; wobei die Vereinigung der Interessen des schwäbischen Herzogshauses mit den kaiserlichen in der Person der Hohenstaufen vor allem günstig einwirkte. Ulm gewann auſser einer ansehnlichen Menge von Privilegien, welche jedoch leider die Geschichte nicht namhaft gemacht hat, viel Grund und Boden, der bisher zum Fiscus gehört hatte. Dieser wurde theils zur Wiedererbauung der Stadt in einem beträchtlich erweiterten Umfange, theils zur Bildung eines Grundeigenthums der Gemeinde verwendet. Das monarchisch-aristocratische Element erhielt bald auf den Trümmern der Palatialverfassung ein entscheidendes Uebergewicht. Die gesammte Stadtbehörde besteht nun aus dem Reichsvogt, in doppelter Eigenschaft, als Vorstand des Stadtgerichts und als Landrichter, einem Untervogt, einem Reichsschultheiſsen, den Ministerialen, 12 Schöffen und einer Anzahl Rathmannen aus der Gemeindebank. Doch schon jetzt kündigt sich die Bildung eines abgesonderten Verwaltungspersonals unter einem Bürgermeister an, und auch der dritte Stand tritt um seine Emancipation in die Schranken.

II. Abschnitt. Vom Interregnum bis 1314. Diesem für die selbständige Entwicklung der deutschen Städte so wichtigen Zeitraum verdankt auch Ulm die Erwerbung der wichtigsten Rechte und die Ausbildung seiner Municipalverfassung. Das Resultat der Untersuchungen unsers Verfs. über diese Periode der Verfassungsgeschichte Ulms ist demnach nach seinen eignen Worten S. 216 folgendes: „An der Spitze der Stadt steht eine aus einer königl. und Municipalbehörde, dem Schultheiſsen, den immer seltner werdenden Dienstmannen, den Schöffen, dem Bürgermeister, den Rathmannen und der Zunftbank zusammengesetzte Obrigkeit. Die Vogtei besteht nur noch dem Namen nach und in der Ueberlassung der Schultheiſsenwahl an die Stadt tritt der Uebergang einer königl. Stadt in eine unmittelbare Stadt des Reichs immer stärker hervor."

Die Bewohner Ulms bestanden fortan nur noch aus den sogenannten Geschlechtern oder den bisherigen Königsleuten, die sich ihrer dinglichen Unfreiheit immer mehr zu entziehen gewuſst hatten, und den Handwerkern, die in dieser Periode die letzten Reste ihrer Hörigkeit, gegenüber vom Vogt, abstreiften, mit allen übrigen Gliedern der Gemeinde einen gleichen Gerichtsstand erhielten und sich mit Recht Mitbürger der Geschlechter nannten. Bei dem Uebergewicht indeſs, das die

Aristocratie während dieses Zeitraums über die sich allerwärts entwickelnden democratischen Elemente immer noch behauptete, war es natürlich, dafs die Geschlechter, und zwar 63 derselben oder der Besseren (*Meliores*) der Stadt, wie sie im Gegensatz der Handwerker von Alters her genannt wurden, sich ausschliefslich die Wahl des Schultheifsen aneigneten. Unerachtet die Zünfte in ihren Ansprüchen sehr weit vorgerückt waren, so konnten sie es doch nicht wagen, auch Stellen im Schöffenstuhl anzusprechen, und sie mufsten sich mit dem Antheil begnügen, den man ihnen an der Stadtverwaltung oder dem Stadtrath zugestand. Hier bildeten sie oder vielmehr nur alle diejenigen unter ihnen, deren Gewerbe auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse berechnet war, die dritte oder die sogenannte Zunftbank, während die 2 ersten Bänke, die der Richter oder Schöffen und die der Gemeinde oder Rathmannen ausschliefslich aus den Geschlechtern genommen wurden. So hätten wir also für diese Periode einen städtischen Rath von 36 Beisitzern gefunden, nämlich 12 Schöffen, 12 Rathmannen aus der Gemeinde und 12 Zunftmeistern (halb aus den Geschlechtern, halb aus den wirklichen Zunftgenossen gewählt). Wie die erste Bank den Schultheifsen, die zweite den Bürgermeister, so hat die dritte den Oberzunftmeister, der zugleich als solcher dem hauptsächlich aus den Zünften organisirten städtischen Heere vorstand, und den Titel „Capitaneus" d. i. Stadthauptmann führte. Diese Verfassung stand indefs je länger je mehr im Widerspruch mit der ganzen Tendenz der Zeit nach einer vollkommneren bürgerlichen Gleichstellung der 2 Hauptbewohner der Stadt, der Geschlechter und Handwerker. (Man vergl. S. 188 die sehr ausführliche und gründliche geschichtliche Entwicklung dieser Zeitverhältnisse, besonders in Beziehung auf die Geschichte der Zünfte.) Es bereiteten sich schwere Kämpfe vor, die sammt ihren Resultaten in die nächste Periode fallen.

III. und letzte Periode (Abschnitt) von 1314 *bis zum Schlufs des Mittelalters.* Die nächste Veranlassung zu einer entschiedenen Verfassungsveränderung gab die zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich schwankende Königswahl, welche die nur äufserlich beruhigten Gemüther in völlige Gährung brachte. Wäre indefs nicht unter den Geschlechtern selbst, wovon die Mehrzahl auf Oestreichs Seite stand, die Minderzahl aber Ludwig anhing, Zwietracht ausgebrochen, so hätte jeder Versuch der Zünfte, sich noch mehr Gerechtsame zu erringen, an dem Widerstande der Geschlechter scheitern müssen. Aber so brachten es die Handwerker dahin, dafs sie mit ihren Zunftmeistern statt 12 nunmehr 17 Stellen in dem Rath besetzten und auch im übrigen eine völlige bürgerliche Gleichstellung erlangten. Zu spät vereinigten sich jetzt die zwiespältigen Geschlechter, und jeder neue Versuch gegen die Zünfte endete mit einem neuen Siege dieser. Und so erreichten endlich die Zünfte in der Niedersetzung eines grofsen Raths, der zum gröfsten Theil aus zünftigen Bürgern bestand, das Ziel, auf welches sie seit zwei Jahrhunderten hingearbeitet hatten: das entschiedene Uebergewicht des democratischen Princips über das aristocratische. Der grofse Rath war als Gemeinderepräsentation aus 10 Geschlechtern und 30 Zünftigen zusammengesetzt; daneben bestand noch als oberste Regierungsbehörde der kleine Rath aus der bisher bestehenden Gemeinde- und Zunftbank aus 15 Geschlechtern und 17 Zunftgenossen. Indefs wurde eine Art von Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, dafs nach der persönlichen Mehrheit der Glieder einer jeden Bürgerclasse, nicht nach der Stimmenmehrheit sämmtlicher Mitglieder des Raths, ohne Unterschied des Standes, beschlossen wurde. Der kleine Rath hatte die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; er war die eigentlich von der Gemeinderepräsentation des grofsen Raths nur controllirte Regierungsbehörde. Die Gesetzgebung ging von dem Gesammtcollegium beider Räthe (zusammen 72 Personen) aus. In gewissen Fällen, die das Gesammtinteresse der Bürgerschaft zu nahe berührten, war auch wohl die Zustimmung der ganzen Gemeinde erforderlich, unter welcher alle nicht im Rathe sitzenden Bürger sowohl von den Geschlechtern als von den Zünften verstanden wurden.

An der Spitze der Regierungsbehörde selbst stand übrigens der immer nur auf ein Jahr gewählte Bürgermeister, der auch jedesmal zugleich Vorstand der Gemeindebank war. Aufserdem safsen immer die 2 zuletzt gewesenen Bürgermeister, welche regelmäfsig nach Verflufs von 2 Jahren noch einmal gewählt wurden, im grofsen Rath, und standen zugleich der Zunftbank vor, an der Stelle des früheren Capitaneus, der nun mit gleichem Recht auf das Kriegswesen beschränkt wurde, wie der Schultheifs auf das Gerichtswesen.

Noch früher, als sich auf die angegebene Weise

der Stadtrath des aristocratischen Elementes entledigt hatte, war auch das monarchische völlig aus demselben verdrängt worden. Der Stadtrath hatte sich zur obersten frei und unabhängig vom Könige sich bewegenden Regierungsbehörde aufgeschwungen. Der Schultheifs war zugleich mit den Schöffen aus demselben entfernt und allein auf das Stadtgericht beschränkt worden. Auch die Vogtei war aufgelöst, und der Bürgermeister belehnte nunmehr den Schultheifsen mit dem Blutbann. Auf gleiche Weise waren fast alle königlichen Hoheitsrechte: die Zölle, der Betrieb der Münze, das Umgeld, die Jüdengefälle, der Wildbann, das Mühlen- und Flofsrecht u. s. w., veräufsert worden. Endlich erhielt die Stadt von Carl IV. 1346 Brief und Siegel darüber, dafs sie sich selbst Gesetze geben dürfe. Und hatte sie das freilich schon seit langer Zeit ohne Verwilligung der Kaiser gethan, indem sie ja die Wahlacte und die ganze Verfassung geändert hatte, so war doch nunmehr die Vollendung der reichsstädtischen Selbständigkeit gesetzmäfsig von dem Reichsoberhaupte selbst ausgesprochen worden. Unaufhaltsam sehen wir nun Ulm, gestützt auf diese seine bürgerliche Verfassung, welche sich bis zum Ende des Mittelalters, ja bis zu dem J. 1548 unverändert erhielt, jenem Gipfel des Glanzes und der Macht zueilen, auf welchem wir diese Reichsstadt wie fast keine ihrer süddeutschen Schwestern zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken.

Wir bedauern, dafs uns der Raum nicht erlaubt, auf gleiche Weise wie die Geschichte der Verfassung, welche die erste Abtheilung vorliegenden Werkes bildet, auch die beiden anderen, ihrem Gegenstande nach in vieler Hinsicht noch weit interessanteren Abtheilungen, das *bürgerliche* und das *commercielle Leben Ulms*, durchgehen zu können. Sie würden uns, in Bezug auf eine deutsche Stadt, den vollständigsten Special-Commentar zu der allgemeinen Darstellung dieser Verhältnisse in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters darbieten, dessen äufsere Eintheilung der Verf. im Wesentlichen auch beibehalten hat. Statt einer genaueren Anzeige genüge daher ein etwas ausführlicheres Inhaltsverzeichnifs, welches letztere leider, sowie ein Register vom Verf. nicht beigegeben ist.

Als Anhang zur Verfassungsgeschichte folgt zunächst:

Finanzwesen. A. *Besteurung.* (Grundzins. Reichssteuer. Allgemeine Steuerverbindlichkeit aller Bewohner Ulms. Heranziehung der Geistlichkeit zur Besteurung. Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse. Umgeld (Eingangssteuer)). B. *Gewerbliche Nutzungen.* (Marktrecht. Gold- und Silberwage. Zölle. (Die Handelsgefälle, eine Hauptquelle, welcher Ulm seinen ungeheuren Reichthum im 14ten und 15ten Jahrhundert zu danken hatte.) Münzrecht. (Palatialmünze. Verpachtung derselben, vermuthlich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Unternehmern, die sogenannten Münzerhausgenossen, welche sämmtlich einem, in verschiedene Zweige getheilten, Familienstamme, und zwar dem angesehensten der damaligen Geschlechter-Familien in Ulm, angehört zu haben scheinen. Verschwinden derselben bereits um das J. 1272. Münzverordnungen. Ulmische Münzen.) Wechselgeschäft (besonders in den Händen der Juden, wiewohl auch die Handelsgesellschaften, in welchen die Ulmer Kaufleute theils unter sich, theils mit Kaufleuten anderer Städte standen, daran Antheil nahmen; Ulm hatte, gleich anderen schwäbischen Städten, wenigstens einen geschwornen Wechsler, wozu gewöhnlich ein Goldschmied genommen wurde.) Wucher. (Kirchliches Verbot der Zinsennahme; die Juden sind bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die allein berechtigten Pfandleiher und Wucherer.) Judenschutzgelder (Zustand der Juden in Ulm überhaupt. Verpfändung der Judensteuer an Private seit 1324. Das grausame Verfolgungsjahr 1348. Der Rath nimmt sie gegen ein Schirmgeld in Schutz. Unter Wenzels Regierung eignet sich die Stadt die bisher an die kaiserliche Kammer entrichteten Judenschutzgelder nebst dem Recht, sie nach Gutdünken besteuern zu dürfen, gesetzlich an. Weniger der Religionshafs, als die Erbitterung über ihren Wucher und ihr unaufhaltsames Eindringen in alle Zweige des gewerblichen Lebens brachte sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts unter Max ganz um ihr Aufenthaltsrecht in Ulm.)

Kriegswesen. (Befestigung und Befestigungsrecht der Stadt. Die Zeiten des Interregnums machen die Anordnungen des gesammten städtischen Kriegswesens besonders nöthig. Verbindlichkeit aller christlichen Stadtbewohner zum Kriegsdienst. Fufsvolk und Reuter. In gewissen Fällen werden auch Söldner in Bestallung genommen. Waffenvorräthe. Marställe. Städtischer Wundarzt. Kriegswerkzeuge und damit beschäftigte Handwerker, als: Armbrustschnitzer, Pfeilschifter, Salwirthe (Panzermacher), Plattner (Haubenschmiede), Schwertfeger; seit

dem 14. Jahrhundert auch Büchsengiefser, Büchsenschmiede, Verfertiger gegossener und steinerner Kugeln, Büchsenmeister. Sorgfalt für die Einübung der städtischen Krieger. Schützengesellschaften mit genossenschaftlichen Einrichtungen. Turniere. Stechen. Pferderennen.

(Der Beschlufs folgt.)

CLV.

Die Xenien aus Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. *Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig, im Verlage der Ewert'schen Buchhandlung,* 1833. 220 *S. in* 12.

Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 hat in der deutschen Litteratur Epoche gemacht, wie kein andrer vorher oder nachher. Die demselben angefügten zahlreichen Epigramme, Xenien genannt, das gemeinsame Erzeugnifs Goethe's und Schillers, brechen wie ein plötzliches Strafgericht in das verwilderte und verschwächte Treiben, welches sich in dem Gebiete der Geistesbildung üppig eingenistet hatte. Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Angst, des Ingrimms und der Gegenwehr erschallte bei diesen Streichen, man rief Himmel und Erde zu Zeugen an, dafs dergleichen Gewalt ganz unerhört sei, man hoffte die Friedensstörer ihren Frevel büfsen und die gefeierten Dichter als beschämte Buben heimkehren zu sehen. Was die Schwäche und Gemeinheit sich angemafst hatte, sollte als richtiger Besitz, ein dünkelhaftes Behagen als unverletzlicher Zustand gelten, und von der Gesammtheit geschützt werden. Aber man hatte vergessen, dafs in der Litteratur das Faustrecht besteht, und kein Besitz und Stand gilt, als der mit den Waffen in der Hand behauptet und jeden Tag erneut wird. Der Erfolg bewährte das gute Recht der aufgetretenen Ritter, die Geschlagenen und Gestraften mufsten weichen, der Raum wurde freier, und manche besudelte Stelle glücklich gereinigt. Die Helden hatten ihre eigne Sache geführt, aber nicht für sich allein, sie überliefsen den gröfsten Theil der Eroberung einem bessern Geschlecht neuer Ansiedler, die jenen Führern in gewissem Sinn folgsam blieben, ohne sich gradezu pflichtig noch allzu dankbar gegen sie zu verhalten. Die Xenien aber haben vollkommen gesiegt, und ihr Feldzug wird in den Jahrbüchern litterarischen Ruhmes ehrenvoll mitgezählt.

Man hat früh das Bedürfnifs empfunden, einem schon zweiten und dritten Geschlecht, das auf die Zeitgenossen dieser denkwürdigen Ereignisse gefolgt ist, den Zusammenhang und das Einzelne der damaligen Kriegsthaten zu überliefern, und die zum Theil dunkle und räthselhafte Haupturkunde verständlich zu machen. Aber es war schwer und mifslich, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Eine von Goethe beabsichtigte Prachtausgabe des Textes, den ein reicher Kommentar begleiten sollte, unterblieb. Ein in Breslau vor mehreren Jahren veranstalteter Privatabdruck gab nur den unerläuterten Text. Erst durch Erscheinung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller ergab sich mit vielen neuen Aufschlüssen die gesteigerte Anregung, dieses wunderbare Gemeingut unsrer beiden grofsen Dichter hellbeleuchtet aufzustellen. Die vorliegende kleine Ausgabe leistet in diesem Betreff die nöthigste Vorarbeit. Wir können aber keineswegs sagen, dafs damit schon alles gethan sei. Die sorgfältige Zusammenstellung der in dem erwähnten Briefwechsel enthaltenen Aufschlüsse, die richtige Entzifferung der abgekürzten oder sonst versteckten Bezeichnungen, die genaue Angabe der persönlichen Bezüge und Umstände, alles dies ist verdienstlich und dankenswerth. Allein wir hätten gewünscht, dafs der Herausgeber, der sich in allem Betracht so kundig erweist, in die geistigen Richtungen dieses höchst wichtigen, mit allen Angelegenheiten unsrer Geistesbildung tief verflochtenen und noch immer nicht ausgekämpften grofsen Kampfes auch geistig mehr einzugehen, und seine wahre Bedeutung zu enthüllen versucht hätte.

Die deutsche Litteratur hat vor den Xenien und auch nachher Kämpfe und Strafgerichte genug gehabt, persönliche und einzelne zu jeder Zeit übervIel, in besondern Richtungen manche bedeutende, ganz allgemeine doch selten. Die Xenien, einen Ritterzug der letztern Art darstellend, werden lange Zeit noch unübertroffen bleiben, sie bilden für alles Nachfolgende gleichsam ein homerisches Zeitalter, in welchem sich das Vorangegangene resumirt, und wohin das Spätere sich nothwendig zurückbezieht. Sie haben auch mit den homerischen Erzeugnissen das nicht leicht wieder zu erneuende Verdienst gemein, mit einer naturkräftigen Ursprünglichkeit auch den vollen Reiz einer gebildeten Form zu vereinigen. Goethe und Schiller sind hier ritterliche Helden, neben der Strenge fein und anmuthig, sie schlagen das feindliche Gesindel aus dem Felde, aber lassen es dann laufen, ohne es zu Schmach und Marter einzufangen, und nach dem Kriege noch erst einem hochnothpeinlichen Halsgericht zu übergeben. In den spätern Zeiten haben wir leider die letztere Erscheinung vorwalten, und in der Litteratur wahre Hinrichtungen und Torquirungen ansehen müssen, statt der Ritter die Scharfrichter in Thätigkeit! Es mag sein, dafs Zeiten und Umstände das Geschäft des Scharfrichters nöthig machen, auch mag dieser wohl nur vollziehen, was wirklich Rechtens ist, und in der Litteratur kann manches Opfer fallen müssen, das in der bürgerlichen Welt jede Achtung verdient, und vielleicht hundertmal besser ist, als seine Richter und Quäler; aber einen Autor, hinter dem doch zuletzt der Mensch in jedem Falle steht, unter kaltberechneten Martern sterben zu lassen, giebt immer einen widerlichen Anblick, und gern wendet man sich von ihm zu der heitern und edlen Jagdfreude der Xenien zurück, in welcher der Geist und die Laune nur zur Milderung der unerläfslichen Geifselhiebe dienen, nicht aber aufgewendet werden, den Schmerz und die Qual zu mehren! —

V. v. E.

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch von Carl Jäger. Erster Band.

(Schlufs.)

II. Abtheilung. Bürgerliches Leben. Cap. 1. *Sicherheit und Ordnung.* (Oberaufsicht der Einunger, einer Art Polizeibehörde, und des Bürgermeisters. Bewaffnete Rathsdiener. Rathsglocke. Ordnungen für den Besuch der Wirthshäuser. Waffentragen. Hüten der Thore. Feuer-Verhütungs- und Löschungsanstalten.) Cap. 2. *Bequemlichkeit und Anstand.* (Verengung und Verdunkelung der Strafsen durch den Vorbau von Erkern, Kellerhälsen und Gängen vor den Häusern. Bauordnungen überhaupt. Pflastern der Strafsen (seit 1397). Brückenbau (seit 1240). Oeffentl. Reinlichkeit.) Cap. 3. *Gesundheit und Verpflegung.* 1) die Aerzte. Grofses Ansehen derselben. Der erste erwähnte Arzt im J. 1409; der erste vom Rath berufene und auf 10 Jahre in Bestallung genommene Arzt im J. 1418. 2) Die Apotheker. Im J. 1327 wird der erste erwähnt. Ihr Verhältnifs zu den Aerzten. Ihre Anzahl. Ihre Verbindlichkeiten. 3—5) Die Scheerer, die Bader und die Hebammen. 6) *Gesetze gegen Weinverfälschungen. Verhalten bei herrschenden Seuchen.* 8) *Die Begräbnisse in den Kirchen* hören leider erst in den Zeiten der Reformation auf. Der *Verpflegungsanstalten* gab es in Ulm mehrere; die vornehmste darunter war das (seit den Zeiten der Kreuzzüge kurz vor 1183 bestehende) Hospital z. h. Geist, bei dessen Entstehung, Geschichte und Einrichtung der Verf. etwas länger verweilt. Seit dem 13. Jahrhundert die Seelhäuser der Beginnen, die auch unter dem Namen der Schwestern in der Sammlung bekannt sind und sich der leiblichen Pflege und geistigen Erweckung der Kranken und Sterbenbenden widmeten. Cap. 4. *Gesetzgebung in Betreff des Luxus, der öffentlichen Sitten und Zucht überhaupt.* (Unmoralität der Welt- und Klostergeistlichen, welche fast das ganze Mittelalter hindurch mit dem schlechten Beispiel vorangingen.) Das Leidigste für die einschreitende obrigkeitliche Behörde war der privilegirte Gerichtsstand des Clerus und das Asylrecht der kirchlichen Gebäude. Es mufste sich daher ein ernstlicher Kampf zwischen der städtischen Obrigkeit und der privilegirten Geistlichkeit um Sitten und Zucht in den Städten erheben, ein Kampf, in welchem zwar erst nach langem mühseligen Streit die Städte als Sieger hervorgingen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts unterliefs man es endlich gänzlich, die früheren Luxusgesetze noch länger vergebens zu erneuern. Dahin gehörten besonders die sogenannten Kleider-, Hochzeit-, Taufen- und Leichenordnungen, über welche der Verf. viele interessante Einzelnheiten anführt. Sehr reichhaltig sind auch seine, stets aus urkundlichen Quellen geschöpften, Bemerkungen über die Gebräuche bei kirchlichen Festen, über die Fastnachtslustbarkeiten, die Narrenfeste, die genossenschaftlichen Gelage und sonstigen Festlichkeiten der Geschlechter und Zünfte, deren Stubengesellschaften, Trinkstuben und Tanzhäuser, besonders im Winter, die Mittelpuncte des geselligen Lebens waren; über die Gelage der kirchlichen Brüderschaften, welche meist ein ernsthafteres Aussehen hatten, über die Spielsucht, über die Frauenhäuser, deren damalige erstaunliche Aufnahme dem Beobachter der innern Lebensgeschichte des deutschen Mittelalters, wie so vieles Andere die Bemerkung aufdringt, dafs in jenen Zeiten das Laster wie die Tugend sich kräftiger und entschiedner geäufsert habe, als in unsern. Cap. 5. *Künste. Schulen. Bibliotheken.* (Unter den Künsten stehen die edle Steinmetz-, Bildhauer-, Holzschnitz- und Malerkunst oben an. In Ulm bestand schon frühe eine Steinmetzenhütte, urkundlich erweislich wenigstens schon zu Ende des 13. Jahrhunderts eine Steinmetzenzunft, eine Hütte und ein Meister der Steinmetzen (*magister*

Lapicidarum), der hier wie auch anderwärts in den früheren Zeiten des Mittelalters eine höhere, auf den Ursprung des Freimaurerordens (?) hindeutende Würde besafs. Die Steinmetzenhütte in Ulm stand in steter Beziehung mit denen in Basel und Strafsburg. — Es folgt nun nach den Bürgerbüchern und Steuerrollen (vom Ende des 14. Jahrhunderts an) ein Verzeichnifs von Künstlernamen, das, obgleich sehr dürftig, doch für die allgemeine deutsche Kunstgeschichte nicht ganz unbedeutend ist. Matthäus Böblinger von Efslingen, Steinmetzel, ist derselbe, welchen der Rath von Frankfurt 1483 von Ulm kommen liefs, um über den schwierigen Weiterbau des Domthurms seinen Rath zu vernehmen. — Die Meistersänger Ulms bestanden meist aus Webern, hielten in der sogenannten Barchentstube ihre Zusammenkünfte, hatten ihre besondern Ordnungen, versuchten sich in ihren Sangschulen an Sonn- und Feiertagen besonders an religiösen Gegenständen. — Schulen gab es in Ulm schon frühe; die älteste war die mit der Pfarrkirche verbundene; die andern befanden sich in den Klöstern. Freisinnigere Einrichtungen der Schulen fanden statt seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts. — Anlegung einer öffentlichen Bibliothek, seit dem J. 1443; bald vermehrt durch noch weitere Vermächtnisse.

III. Abtheilung. Commercielles Leben. A. Obrigkeitliche Beaufsichtigung und Beförderung desselben. (Gewerbliche Gesetzgebung, gröfstentheils in den Händen des Raths, zum Theil aber auch in denen der Zünfte, welche überdiefs bis auf einen gewissen Grad die Gewerbspolizei zu verwalten hatten. S. 602 findet es der Vf. auffallend, „dafs wir vor 1429 keine einzige königl. Urkunde über die Verleihung eines Jahrmarktsrechts finden; er vermuthet daher entweder, dafs die dem Ulmer Marktrecht zu Theil gewordenen Privilegien verloren gegangen sind, oder, was wahrscheinlicher ist, dafs Ulm von den Zeiten der Carolinger ein natürliches Marktrecht hatte." Sollte dem Verf. die für die Handelsgeschichte des Mittelalters so wichtige Bemerkung entgangen sein, dafs die Zoll-, Münz- und Marktgerechtigkeit gewöhnlich zu gleicher Zeit in einem Privilegium ertheilt wurden, weil alle diese Freiheiten mit einander in der engsten Verbindung standen? B. *Benutzung des Bodens.* (Schon in den ältesten Zeiten befinden sich Rinderhöfe (Schweigen) auf dem jenseitigen Uferland der Donau, Kornhöfe (Mansen und Huben) auf dem diesseitigen. In dieser Beschaffenheit übernahm der Fiscus das bis dahin von den Einheimischen und Römern bebaute Land in der Umgegend von Ulm. Die Bewirthschaftung blieb stets dieselbe, auch nachdem unter Mitwirkung verschiedener Umstände das königliche Grundeigenthum in dem Gemeinde- und Privateigenthum allmählig völlig aufgegangen war. Nur wurde für die fleifsigere und umsichtigere Benutzung des Bodens durch diese Vertheilung in kleinere Stücke unendlich gewonnen. Garten-, Hopfen-, Wein-, Safran-, Flachs-, Hanf- und Wiesenbau. Benutzung der Gemeinweide, über welche, sowie über andere den Feldbau betreffende Gegenstände eine Reihe von Verordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert existirt.) C. *Fabrikate. Gewerbsordnungen.* (Unter den Fabrikaten werden zunächst die in Ermangelung des Weins schon von den alten Alemannen bereiteten Getränke, Bier und Meth, genannt, wovon das erstere bis auf den heutigen Tag seinen guten Ruf erhalten hat. Sodann folgen auf das genaueste nach urkundlichen Quellen, hauptsächlich nach den Statuten im sogenannten rothen Buch, erörtert die verschiedenen Gewerbsordnungen.) Die Weber machten die älteste, zahlreichste, reichste und um das gemeine Wesen, den städtischen Reichthum und den blühenden Handel verdienteste Zunft aus, und waren theils Marner oder Loderer d. i. Wollenweber, theils Barchent- und Leinwand- oder Gölschenweber, theils endlich (seit Anfang des 16. Jahrh.) Sammetweber. Die Goldschmiede machten ebenfalls eins der ehrbarsten und am reichsten besetzten Handwerke in Ulm aus, und wurden erst zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Schmiedezunft gezählt. D. *Die Handelsleute.* (Lombarden und Juden trieben lange Zeit allein den innern Handel in den Donaustädten, bis von den letztern 1096 von den Kreuzfahrern blofs an der Donau 120000 erschlagen wurden. — Die Ulmer Handelsleute zerfielen in die Zunft der Kaufleute, der Krämer und der Merzler. Die erste war die ehrbarste und reichste aller Zünfte; daher allen, welche ihr angehörten, der Besuch der Geschlechterstube verstattet war; sie waren jetzt schon und wurden später noch mehr die eigentlichen Grofshändler, durch welche Ulms Handel jenen so aufserordentlichen Schwung erhielt. Vorherrschend wurde unter ihnen, besonders seitdem durch den rheinischen und niederländischen Handel die Gewerbe in Schwaben in Aufnahme kamen, der Hang zu Handelsconsociationen, welche sie theils mit einander, theils und hauptsächlich

mit Kaufleuten aus andern Handelsstädten in der Nähe zum Zweck gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs eingingen. Bald aber erhob über den dadurch entstandenen Handelszwang im 14. u. 15. Jahrh. der übrige Handelsstand Klagen, welchen, so gegründet sie auch waren, der Rath nur halbes oder gar kein Gehör gab, weil die meisten Geschlechter einzelne Familienglieder selbst in solchen Verbindungen stehen hatten. — Die Krämerzunft war ebenfalls sehr zahlreich, da es äufserst schwer war, den Begriff der Krämerei zu bestimmen und sich daher in derselben die verschiedenartigsten Handwerker befanden. Aus demselben Grunde erlaubten sich die Krämer nicht nur vielfache Eingriffe in die Rechte anderer Handwerker, sondern andere Zünfte griffen auch in ihr Zunftrecht. — Die Merzler hatten den Kleinhandel (Merz, Gemerz von *merces*), besonders den Handel mit Lebensmitteln, und gaben durch die Art ihres Gewerbes zu manchen nicht ungerechten Klagen Anlafs; weswegen auch beschränkende Verordnungen nöthig wurden, um das schädliche Aufkaufen derselben, gleichwie in andern Städten, möglichst zu verhüten. — Die Käuflerinnen waren Trödlerinnen.) E. *Handelsgebiet. Ein- und Ausfuhr.* 1) Die ältesten und bedeutendsten Handelswege für Ulm waren die Strafsen nach Basel, von wo es weiter nach der Schweiz, nach Frankreich, ja sogar nach Spanien ging, und die grofsen Land- und Wasserstrafsen der Donau, auf welchen hauptsächlich nach Regensburg, Enns (berühmt wegen seiner Pfingstmesse) und Wien, weniger (unmittelbar) nach Ungarn und der Türkei Handel getrieben wurde. Baiern wurde von den Ulmer Kaufleuten auf 3 verschiedenen Strafsen durchzogen. Mit Augsburg stand Ulm in stetem gegenseitigen Verkehr. Seine Handelsverbindung mit Italien, besonders mit Venedig, Mailand und Genua, war an und für sich schon bedeutend und lebhaft, und gewann dadurch noch mehr an Wichtigkeit, dafs damit der Handel mit Tyrol, Oberschwaben und der Schweiz in natürlicher Verbindung stand. Für den nördlichen Handel Ulms waren zahlreiche Strafsen durch ganz Würtemberg eröffnet. Den lebhaftesten Handelsverkehr unterhielt hier Ulm mit Frankfurt und Nürnberg; auch besuchten seine Kaufleute die Leipziger und Erfurter Messen. Unter allen Messen aber hatte die Nördlinger Reichsmesse die meiste Bedeutung für Ulm, weil es dahin das Geleit hatte. Von den Rheinstädten wurden besonders Strafsburg, Speier, Worms, Mainz und Cölln besucht, und vom Rhein aus verfolgen die Ulmer ihren Handel noch weiter bis nach Holland, die Niederlande und England. — 2) Was den Handelsartikel betrifft, so scheint sich der eigentliche Grofshandel besonders auf die Ein- und Wiederausfuhr von Wein, Salz, Eisen, Leder, Baumwolle und Specerei beschränkt zu haben. Ulm hatte wohl den berühmtesten Weinmarkt im südlichen Deuschland. An einzelnen Markttagen sollen 300 Weinwägen den Weinhof angefüllt haben. Dagegen war aber auch die Ausfuhr des auf eignem Boden Gewonnenen (Barchent, Leinwand und Gölsch; Schmalz, Vieh, Korn, Holz, Mehl u. s. w.) sehr beträchtlich.

Von S. 719—749 folgt das Urkundenbuch, welches 20 verschiedene Stücke und darunter S. 729 f. das Stadtrecht von Ulm 1296 (*ex orig.*) enthält; sodann Einiges zur Geschlechtergeschichte von S. 730—774.

G. Lange.

CLVI.

Grundrids af den danske Retshistorie u. s. w. (d. i. Grundrifs der dänischen Rechtsgeschichte. Zum Gebrauch für Vorlesungen. Zweite ganz umgearbeitete Auflage). Von J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Dr. og Prof. i Lovkyndigheden ved Kjöbenhavns Universitet, extraordinaer Assessor i Hojesteret u. s. w. Kjöbenhavn. Gyldendal. 1832. *Erster Theil,* XVI *u.* 278 *S. Zweiter Theil,* 234 *S.*

Die Abweichungen der gegenwärtigen Ausgabe des interessanten Werks von der früheren, in den Jahren 1822 u. 1823 erschienenen, sind bedeutend genug, um ihnen eine besondre Anzeige zu widmen.

Zu berühren ist zunächst die Umänderung des früheren Titels *Lovhistorie* d. i. eigentlich nur *Gesetzgeschichte,* in den passenderen aber freilich in Dänemark ungebräuchlicheren: *Retshistorie.*

Die zweite und wesentlichere Aenderung betrifft die Anordnung des geschichtlichen Stoffes. Die der *Lovhistorie* war durchaus die synchronistische. In jeder der fünf Perioden kehrten die vier Abschnitte: Rechtsquellen, öffentliches Recht, Privatrecht (mit Prozefs und Criminalrecht) und Zustand der Rechtswissenschaft wieder. Der Vf. gewann nun die Ueberzeugung, dafs es erspriefslicher sei, die einzelnen Institute in ununterbrochener Zeitfolge zu entwickeln, und dabei für das Privatrecht von einer durch alle Lehren durchgehenden Periodisirung abzusehen. So begreift nun das erste Hauptstück in fünf Abschnitten eben so viele Perioden der Geschichte der Quellen, und in einem sech-

sten die Geschichte der Rechtswissenschaft. Das zweite Hauptstück giebt das öffentliche Recht nach eben jenen fünf Perioden. In dem dritten ist das Privatrecht systematisch nach den fünf Abschnitten: Personenrecht (mit Familienrecht), Sachenrecht (mit Erbrecht), Obligationenrecht, Criminalrecht und Prozefs geordnet; so dafs die Geschichte der einzelnen Institute in bestimmte Zeitabschnitte nur dann, wenn der Stoff es erforderte, und nicht strenge nach obigen fünf Perioden gesondert ist. Es findet sich demnach, was über die Eidhelfer, über Diebstahl, Criminalprozefs u. s. w. in der *Lovhistorie* durch die verschiedenen Perioden hin zerstreut lag, nun zur Bequemlichkeit desjenigen, der über die einzelne Materie sich unterrichten will, in die besondern Paragraphen zusammengestellt. Wobei denn freilich jede Lücke in der Geschichte der Institute, welche die gegenwärtige Forschung noch nicht auszufüllen vermag, unverholener als sonst vor Augen tritt.

Dafs diese Anordnung für den mündlichen Vortrag, zu dessen Behuf das Werk zunächst bestimmt ist, den Vorzug habe, kann keinen Zweifel leiden; und selbst im Druck gewährt sie, glauben wir, die gröfsern Vortheile. Denn weder kann der Gang der allgemeinen Geschichte und der Verfassung stets für die Entwickelung des Privatrechts maafsgebend sein, noch mögen für die verschiedenen Institute des letzteren gleichmäfsig entscheidende Zeitmomente gefunden werden. Doch bleibt hiebei der eigenthümliche Werth jener früher befolgten Methode ja nicht ausgeschlossen, welche für eine bestimmte Periode den Zusammenhang der einzelnen Seiten des gesammten Rechtszustandes unter sich und mit dem allgemeinen Charakter dieser Zeit zur Anschauung bringt. Wir wollen hier nur daraus folgern, dafs die zweite Ausgabe den Gebrauch der ersteren nicht ohne weiteres aufhebe, und dafs die Beifügung eines synoptischen Inhaltsverzeichnisses beider Ausgaben, deren Paragraphen nicht nur in der Folge, sondern auch in der Zusammensetzung fast durchaus abweichen, sich manchen Dank gewonnen haben würde.

Uebrigens fragte es sich bei dieser entschiedenern Trennung des öffentlichen und Privatrechts um die Behandlung solcher Materien, welche, wie die Lehre von den Ständen, in beide Theile eingreifen. Der Vf. hat hier auf eine schickliche Weise die Zustände der Freien und Unfreien, wie auch das Verhältnifs der Pachtbauern dem Privatrecht, dagegen die Rechte des Adels, der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes, als Momente der Verfassung, dem öffentlichen Rechte zugewiesen.

Wir geben drittens die *materiellen* Aenderungen an. Seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe haben die dänischen Gelehrten fortwährend für die Geschichte ihres Rechts mit Liebe und Erfolg gearbeitet. Wir nennen nur des Vfs. eigne Ausgaben der alten königl. Verordnungen (1824), der Hof- und Stadtrechte (1827), die ihn zu manchen neuen Ansichten und Aufschlüssen führen mufsten; von andern allgemeinern Arbeiten, Schlegels Schrift über der alten Dänen Rechtsgewohnheiten und Autonomie (1827) und die theilweise dagegen gerichtete bedeutende Abhandlung von Larsen über die alten Dänischen Provinzialrechtsbücher. Auch die neuen Ausgaben der altschwedischen Provinzialrechte, und der Isländischen Grágás konnten, bei den nahen Beziehungen unter den skandinavischen Rechten, nicht ohne Berücksichtigung bleiben.

So haben denn in den Noten die Belagstellen und die litterarischen Angaben (unter denen Wilda's Gildenwesen noch nicht Platz gefunden manche Bereicherung erfahren; so sind im Texte selbst Berichtigungen und Zusätze unentbehrlich geworden; Aenderungen, die freilich bei einem Werke, das doch nur die Resultate der Forschungen giebt, im Verhältnifs zum Ganzen immer nicht beträchtlich sein können. Einige derselben lieferte schon die im J. 1825 von dem Unterzeichneten besorgte deutsche Übersetzung der ersten Ausgabe, nach freundlicher Mittheilung des Vfs.; von den übrigen geben wir die wichtigern an.

In der *Quellengeschichte* sind die Verzeichnisse der speciellen und partikulären Rechte vervollständigt, namentlich das der *Stadtrechte* im §. 30 (Lovh. §. 84). Die Angaben über das so zweifelhafte Alter der vier Provinzialrechte des 12. u. 13. Jahrhunderts lauten anders. So stellt §. 18 (Lovh. §. 31) mehr ins Ungewisse, dafs das Schonische Gesetz vom König Waldemar bestätigt wurden sei; der §. 19 (L. §. 33) spricht bestimmt aus, dafs Waldemars Seeländisches Gesetz jünger als das Jütische sei; Erichs Seeländisches Gesetz wird §. 20 (L. §. 32) mit Wahrscheinlichkeit zwischen die beiden letztgedachten gestellt; für den Erlafs des Jütschen Gesetzes endlich wird §. 21 (L. §. 81) nach Larsen das J. 1241 statt 1240 angenommen, und im §. 42 (L. §. 157) die frühere Meinung, dafs dies Gesetz im 16. Jahrh. allgemeines Ansehn für Dänemark erlangt habe, verworfen. Zugleich hat der Vf., der sonst die dritte Periode mit dem Jütschen Low eröffnete, es nun in die zweite zu den übrigen Provinzialrechten gestellt.

Seltner sind Aenderungen in den Rechtssätzen selbst. Nach §. 51 (L. §. 13) ist der Vf. nunmehr geneigt, Dänemark in den ältesten Zeiten als ein Erbreich, nicht als ein Wahlreich zu betrachten. Der §. 129 (L. §. 54) hält nicht mehr die Einwilligung der Erben bei Veräufserungen auf den Todesfall für nöthig, wenn diese das gesetzliche Maafs nicht überschritten. Der §. 143 (L. §. 61) vermuthet, dafs auch nach dänischem Recht die Satzung ein widerrufliches Eigenthum gab. Die dem Uebersezzer als Berichtigung der ersten Ausgabe (§. 45) mitgetheilte Meinung, dafs legitimirte Kinder neben ächten nur erben konnten, wenn der Vater ihnen zuvor *alles* Gut aufgelassen hatte, ist jetzt (§. 94) wieder zurückgenommen. Manchen Bestimmungen des Jütschen Gesetzes, die früher als allgemein geltend aufgestellt wurden, mufste, bei veränderter Ansicht über das Ansehn dieses Gesetzes, eine nur particuläre Bedeutung beigelegt werden.

Endlich haben auch manche Parthieen eine weitere Ausführung und Zusätze erhalten. So ist namentlich der letzte Abschnitt des §. 93 der 1sten Ausg. über die städtischen Behörden im §. 60 näher entwickelt. Der alte §. 161 hat im §. 76 einen Zusatz über die seit 1660 eingeführte collegialische Behandlung der Regierungsgeschäfte. Die §. 61 über die Gerechtsame, insbesondre die Gerichtsbarkeit der Städte, §. 63 über ihre Abgaben, §. 153 über Gesindemiethe sind ganz neu hinzugekommen.

Vom Unterzeichneten möchten nun noch ein Paar Worte darüber erwartet werden, ob und wie Alles, was diese *Retshistorie* auch noch vor der Deutschen Bearbeitung der *Lovhistorie* voraus hat, Deutschen Lesern zugänglich gemacht werden könne. In einen Anhang wird sich dasselbe schwerlich fassen lassen. Eine neue Ueberarbeitung des Ganzen aber würde wenigstens der Unterzeichnete jetzt nicht unternehmen. Es scheint ihm überhaupt, dafs Kräfte und Kenntnisse von einigem Umfange, die jemand einer Behandlung des Skandinavischen Rechtes zum Frommen des verwandten Deuschen zuwenden wollte, nunmehr einem selbstständigen Weiterschreiten zu widmen wären.

Beschränkung einerseits auf gewisse Hauptmaterien, andrerseits Erweiterung des Standpunkts durch gleichmäfsiges Umfassen aller Zweige des skandinavischen Rechts, und durch unmittelbare Beziehung des Gewonnenen auf die entsprechenden Germanischen und Altdeutschen Institute, würde fruchtbringender sein, als, die treffliche Uebersicht, welche Rosenvinge's Arbeit durch das Dänische Recht, in gewissem Grade für den ganzen Norden gewährt, noch einmal in andrer Form zu wiederholen. Hätten wir dabei die Leistungen nordischer, besonders der Dänischen Gelehrten dankbar zu beautzen, so würde ein eignes Zurückgehn auf die Quellen doch eben so unerläfslich sein, als es in den letzten 10 Jahren um vieles thunlicher durch die oben gedachten neuen Ausgaben dieser Quellen geworden ist.

G. Homeyer.

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLVII.

1) *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis scientiarum Danicae edita. Fasc. I. Hafniae* 1829. 246 S. 4.

2) *Meteorologische Beobachtungen angestellt zu Danzig in den Jahren* 1807—1830 *von Kleefeld und vollständig herausgg. von der naturforsch. Gesellschaft zu Danzig. Halle* 1831.

3) *Ueber den stündlichen Gang des Barometers und Thermometers im Jahr* 1828 *zu Salzuflen im Fürstenthum Lippe-Detmold von R. Brandes und W. Brandes. Lemgo und Heidelberg* 1832. 8.

4) *The Climate of London deduced from Meteorological Observations made in the Metropolis and at various places around it. by Luke Howard, Gent.* 3 *vol.* 8. *London* 1833 *second much enlarged and improved edition.*

In einer Wissenschaft, welche, wie die Meteorologie, ihre Resultate nur aus einer grofsen Anzahl von Beobachtungen abzuleiten hat, ist natürlich die Bekanntmachung der Originalbeobachtungen das Wünschenswertheste. Denn auch die geschickteste Bearbeitung derselben kann nicht alle Seiten gleichmäfsig berücksichtigen, nicht auf alle Gesichtspunkte eingehen, welche hier geltend gemacht werden können. So einleuchtend dies ist, so stehen doch der Realisation grofse Schwierigkeiten entgegen. Denn welcher Buchhändler übernimmt den Druck eines dicken Bandes von Zahlen, ohne für den Erfolg gedeckt zu sein, welchen Absatz darf er hoffen, da sie nur den interessiren, welcher in die Arbeit der Wissenschaft thätig eingreift, dem grofsen Publicum es aber nur um die aus jenen abgeleiteten Resultate zu thun ist. Als die grofsartige Freigebigkeit des Churfürsten Carl Theodor die Manheimer Societät gründete, erhielten die, welche zu fortlaufenden Beobachtungen sich entschlossen, nicht nur vortreffliche Instrumente, sondern es wurden ihnen auch die Mittel an die Hand gegeben, die Ergebnisse ihres mühevollen Fleifses bekannt zu machen, indem die Manheimer Societät ihnen ihre Ephemeriden öffnete. Die umsichtige Redaction derselben, die passenden übersichtlichen Zeichen, welche als Symbole der einzelnen Erscheinungen gewählt wurden, der correcte und elegante Druck werden immer als Muster für ähnliche Unternehmungen gelten. Mit der Auflösung der Gesellschaft und dem Wegfallen aller dieser Hülfsmittel haben sich auch die Hindernisse wieder eingestellt, mit welchen die Meteorologie in ihrem Fortschreiten zu kämpfen hat. Desto mehr ist anzuerkennen, wenn gelehrte Gesellschaften sich der verwaisten Wissenschaft annehmen, wenn sie die Materialien erhalten und zugänglich machen, welche früher oder später zur Befestigung des allmählig aufsteigenden Baues verwendet werden sollen.

In dieser Beziehung haben wir nun zuerst der erfolgreichen Bemühungen der Copenhagener Akademie zu gedenken, welche die schönen Zeiten der Manheimer Societät erneuern zu wollen scheint. Nach den dänischen Colonien in Island, Grönland, Westindien, Guinea und Ostindien sind genaue Instrumente versendet, und so unter den verschiedensten Himmelsstrichen Beobachtungen eingeleitet. Dafs aber das so Gewonnene nicht in der Stille irgend eines Archivs vergessen werde, dafür ist ebenfalls durch die rasche Bekanntmachung derselben Sorge getragen. Der erste Band dieser Sammlung, dem wir recht viele Nachfolger wünschen, erschien im Jahr 1829. Er enthält in gr. 4. sehr schön gedruckt die in Apenrade in Schleswig von dem Doktor Neuber vom 1. Juni 1824 bis 1. Juni 1825 angestellten Beobachtungen unter dem Titel: *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis Scientiarum*

Danicae edita. Fasc. 1 continens observationes D. Neuberi Apenroae institutas. Hafniae 1829. An jedem Tage wurde das Thermometer im Schatten und in der Sonne, das Barometer, das Daniellische Hygrometer, die Windfahne und die Himmelsansicht 10 Mal zu bestimmten Zeiten aufgeschrieben, aufserdem gleichzeitig die relativen Grade des Saussure'schen Hygrometers bemerkt, 3 mal die Höhe und Temperatur des Meeres bestimmt, endlich die Nachtkälte am Thermometrographen. Die Barometerbeobachtungen sind unreducirt und reducirt mitgetheilt. Eine solche Ausdauer, ein solches sich selbst aufopferndes Hingeben an die Wissenschaften kann man nur anstaunen und bewundern.

Was die Art der Bekanntmachung dieser Beobachtungen betrifft, so scheint es uns unpassend, statt der deutschen Windzeichen S. W. N. O. die lateinischen einzuführen; N.N.W. ist ein weit anschaulicheres Zeichen als Sp. Sp. Oc. Besser wäre noch die allgemeine Einführung der englischen Bezeichnung, weil die Engländer, indem sie S. W. N. E. schreiben, die Mifsverständnisse zwischen Deutschen und Franzosen, da jene S. W. N. O., diese S. O. N. E. schreiben, geschickt zu vermeiden wissen. Die Beibehaltung der Howardschen Wolkennamen ist hingegen sehr löblich. Je erfreulicher die allgemeiner werdende Einführung dieser Bezeichnungen ist, desto mehr zu bedauern ist es, dafs die eben so passenden, als natürlichen Zeichen für Schnee, Regen, Hagel, Gewitter u. s. w., deren die Manheimer Societät sich bediente, in späteren meteorologischen Journalen aufgegeben worden sind. Wie sehr wird dem, welcher diese Beobachtungen berechnet, die Arbeit durch sie erleichtert, wie viel Raum im Druck, wie viel Zeit im Aufsuchen gewonnen.

Den Beobachtungen geht eine kurze Einleitung voran, welche eine Beschreibung der angewendeten Instrumente und eine durch deutsche Uebersetzung erläuterte Erklärung der gebräuchten Kunstausdrücke enthält. Hinter den Beobachtungen folgt zuerst eine die täglichen Mittel enthaltende Tafel, von Neuber berechnet, darauf Zusammenstellungen von Hrn. Schouw in Beziehung auf den Einflufs und die Häufigkeit gewisser Erscheinungen. Die hiebei angewendete von den Franzosen eingeführte Vertheilung der Beobachtungen in Decaden scheint uns deswegen zu verwerfen zu sein, weil das Jahr dadurch in ungleiche Abschnitte getheilt wird. Wünscht man kleinere Abschnitte, so ist es am passendsten, fünftägige Mittel zu nehmen, durch welche das Jahr in 73 gleiche Abschnitte getheilt wird, wie Poitevin und besonders Brandes es gethan. Nur auf solche gleiche Abschnitte läfst sich bequem eine Interpolationsformel gründen, welche die Erscheinung als periodische Function der Sonnenlänge darstellt.

Man kann diese nothwendige Rücksicht auf die Benutzung der Beobachtungen den Physikern, welche solche Arbeiten unternehmen, nicht genug empfehlen.

Die Bekanntmachung des zweiten Beobachtungs-Journals verdanken wir der Danziger naturforschenden Gesellschaft. Der 288 grofse, enggedruckte Quartseiten enthaltende Band unter dem Titel: Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu Danzig in den Jahren 1807 bis 1830 vom Regierungsrath Dr. Kleefeld und vollständig herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft, Halle 1831, hat, um erscheinen zu können, ansehnliche Aufopferungen erfordert. Das Bewufstsein, der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben, wird sie dafür entschädigen.

Das Barometer, Thermometer und Hygrometer ist nebst der Windesrichtung und Stärke 3 Mal täglich beobachtet, aufserdem zu denselben Zeiten 6 Uhr Morgens, Mittags 2 Uhr und Abends 10 Uhr die Himmelsansicht angegeben. Wünschenswerth für die Benutzung des Journals wäre es freilich gewesen, wenn den uncorrigirten Barometerständen die corrigirten hinzugefügt wären. Gegen die Zusammenstellung in Decaden ist dieselbe Bemerkung zu machen, wie oben. Papier und Druck sind sehr schön, was bei einem Beobachtungs-Journal nicht genug gelobt werden kann.

Das dritte Werk, welches wir zu erwähnen haben, ist ein besonderer Abdruck aus dem zweiten Bande der Annalen der Pharmacie von R. Brandes, Ph. Geiger und Justus Liebig, und enthält ständliche Barometerbeobachtungen vom 1sten Januar bis 1sten Juli Tag und Nacht angestellt, vom 1sten Juli bis Ende des Jahres aber von Morgens 5 oder 6 bis Abends 10 oder 11 Uhr und nur eine Nacht um die andere, weil die 5 Beobachter R. Brandes, W. Brandes, Ebeling, Schröter und Höcker zuletzt durch die Nachtwachen so erschöpft waren, dafs sie sich diese Ruhe gönnen mufsten. Diese Beobachtungen sind ein würdiges Seitenstück zu der grofsen Arbeit von Chiminello und zu den ebenfalls ein Jahr durch englische Offiziere auf Brewsters Veranlassung im Forth Leith ununterbrochen angestellten Beob-

achtungen. Die Barometerstände sind sämmtlich auf gleiche Temperatur reducirt. Das baldige Erscheinen der gleichzeitigen Thermometer- und Hygrometerstände ist in einem zweiten Theile versprochen. Wir bitten die Herausgeber, dabei anzugeben, welche Beobachtungen in den 90 ausfallenden Nächten interpolirt sind. Denn wenn man eine Berechnung der Beobachtungen unternehmen will, so müssen nothwendig bei der Bestimmung der Constanten einer Interpolationsformel die auf andere Weise interpolirten Werthe ausgeschlossen werden.

Wir wenden uns zu dem 4ten Werk, der neuen Ausgabe des im Jahr 1818 zuerst von Luke Howard erschienenen „Klima von London".

Howards Name ist berühmt geworden durch die Classification und Nomenclatur der Wolken, welche er im Jahr 1803 zuerst der *Askesian Society* vorlegte, die dann durch Tillochs *Philos. Mag. vol.* 16, 17, durch den Artikel Cloud in Rees's Cyclopaedia, und den in Nicholson *Philos. Journ. vol.* 30 eingerückten Aufsatz bekannt geworden ist, und für welche Goethe sich in Deutschland so lebhaft interessirt hat. Wir dürfen daher hier eigenthümliche Untersuchungen mit Recht erwarten.

Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten im Wesentlichen nur durch die Fortsetzung des Beobachtungs-Journals, welches mit dem 10ten Novbr. 1806 begann, und mit dem letzten Juni 1819 schlofs, nun aber bis zu Ende des Jahres 1830 in dem hinzugekommenen dritten Bande fortgesetzt ist. Die Einrichtung desselben ist überhaupt dieselbe geblieben, Untersuchungen der früheren Ausgabe nicht viel weiter fortgeführt. Zur Entschuldigung sagt Howard 1, 173: *I have now (I own it with regret, and with some degree of shame for my country) neither coadjutor nor encouragement. Science is become a mercenary scramble — there is no nobility of purpose left in it, or concern for the common good — every one seeks his own, and (what is worse) to bear down another* und diese Verstimmung unterdrückend fügt er hinzu: *Well! Let posterity make use of the materials we have provided, and build on our foundations. I am not solicitous for further fame on earth; and I have lerned to despise the senseless imputations cast, by too many, on studies of the nature of those in which I have been engaged.*

Fragen wir nun, welche Materialien uns der Vf. liefert, so ist dies vorzugsweise ein 26jähriges ununterbrochenes Beobachtungs-Journal, enthaltend die täglichen Temperatur- und Barometrischen Extreme mit der Aufzeichnung der herrschenden Windesrichtung, aufserdem eine genaue Bestimmung der Verdunstung und Regenmenge. Diesen Zahlenangaben sind Bemerkungen hinzugefügt, welche über Wolkenbildung, überhaupt über alle Modificationen der Himmelsansicht genaue Details geben und aufserdem eine Menge Notizen über gleichzeitige Witterungserscheinungen theils aus Zeitungen, theils aus brieflichen Nachrichten enthalten. Oft auch wird irgend eine Bemerkung mitgetheilt, die der Vf. in einem andern Werk eben gelesen, ein Gedicht aufgenommen, welches sich auf Witterungserscheinungen bezieht: wie etwa folgendes auf drohenden Regen sich beziehende:

The hollow winds begin to blow
The clouds look black, the glass is low
The soot falls down, the spaniels sleep,
And spiders from their cobwebs creep.
Last night the sun went pale to bed,
The moon in halos hid her head,
The boding shepherd heaves a sigh,
For see! a rainbow spans the sky.
Loud quack the ducks the peacocks cry;
The distant hills are looking nigh.
Low o'er the grass the swallow wings:
The cricket too, how loud et sings!

Barometerbeobachtungen durch ein Maximum und Minimum angebendes Instrument können, da sie für Temperatur zu corrigiren unmöglich ist, bei dem jetzigen Standpunkt der Meteorologie nur sehr geringe Ausbeute geben. Dafs die Engländer consequent diese unglückliche Angewöhnung festhalten, ist unbegreiflich. Welches Bedauern mufs uns ergreifen, wenn wir eine solche Fülle von Beobachtungen aus der Hand legen müssen, ohne ein Resultat daraus mit Sicherheit ziehen zu können. Das gilt aber nicht von den Thermometerbeobachtungen, denn grade die Extreme der täglichen Temperatur sind für eine Menge von Untersuchungen von grofser Wichtigkeit. Zur Construction einer thermischen Windrose, zur Bestimmung der Veränderungen, welche der thermische Werth eines Windes in der jährlichen Periode erleidet, zur Ermittelung des Einflusses, welchen der Regen auf die Temperatur in den verschiedenen Epochen des Jahres äufsert, sind sie vorzüglich brauchbar, wovon wir uns durch Berechnung dieses Beobachtungs-Journals überzeugt haben. Zu bedauern ist, dafs nicht immer die Regenquantität an dem Tage, wo er fiel, angegeben ist, sondern öfter das Ergebnifs meh-

rerer Tage in eine Zahl zusammengefafst. Der Einflufs der Windesrichtung auf die Quantität des Niederschlags läfst sich defswegen nur unsicher angeben.

Was aber die Wolkenbildung, die näheren Bedingungen des Regens, die sie begleitenden Veränderungen der Wärme und des Druckes der Luft betrifft, so haben wir in vielen Aeufserungen des Vfs. eine überraschende Uebereinstimmung mit den Ergebnissen eigener Untersuchungen gefunden. Wenn Howard den NO. und SW. *the very monsoons of our country* nennt, so sehen wir in diesem Ausspruch die Anerkennung zweier Ströme, deren Abwechselung miteinander die Witterungsveränderungen in unsern Gegenden erzeugt. Dafs aber durch dieselbe die Niederschläge vorzugsweise bedingt werden, dafs die südlichen Winde die nördlichen von oben herab verdrängen, die nördlichen jene von unten nach oben, wovon wir durch die Berechnung der thermischen, barometrischen und hygrometrischen Veränderungen innerhalb eines bestimmten Zeitraums bei verschiedenen Winden, und durch mehrjährige Beobachtungen uns und vielleicht auch einige andere überzeugt haben, mufs Howard, von ganz andern Gesichtspunkten ausgehend, doch anerkennen, und es möge gnügen in dieser Beziehung mit Weglassung seiner theoretischen Bemerkungen folgende Stelle 1, 127 anzuführen: *When after a suffocating heat with moisture, and the gradual accumulation of Thunder-clouds followed by discharges of Electricity, I observe a kind of Icicles falling from the clouds, then large hail, and finally rain: when after this I perceive a cold Westerly or Northerly Wind prevail, I have a right to infer, that the latter has been acting, as a cold body in mass, in a sudden and decided manner, on the warm air in which I was placed before the storm. Again, when after a cold dry North-East wind I behold the sky clouded, and feel the first drops of rain warm to the sense; and after a copious shower perceive the air below changed to a state of comparative warmth and softness, I may with equal reason conclude, that the Southerly Wind has displaced the Northerly; manifesting itself first in the higher atmosphere, and losing some of its water by refrigeration in the course of the change.*

Unter den Abhandlungen, welche der erste Band enthält, scheint uns die über die Modification der Wolken, ihre Bildung, ihr Schweben und ihr Auflösen die bedeutendste. Die Zusammenstellung der Mittel ist ebenfalls von Interesse, wenn man auch häufig eine andere Art der Zusammenstellung und Berechnung wünschte. Auf die Untersuchungen über den Einflufs des Mondes auf die Witterung werden wir in einer folgenden Anzeige zurückkommen, in welcher wir mehrere meteorologische Schriften auf gleiche Weise zusammenzufassen gedenken, wie wir es hier mit mehreren Beobachtungsjournalen gethan haben.

H. W. Dove.

CLVIII.

Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius, im Bezug auf Geschichte der römischen Litteratur: von Dr. Julius Held. Breslau, bei G. Ph. Aderholz. 1833. 44 S. 8.

Der Vf. meint, dafs die Neuern und Neuesten, welche über die Geschichte der römischen Litteratur geschrieben haben, die Briefe des jüngern Plinius nicht genug benutzt, und sich nicht unerheblicher Auslassungen schuldig gemacht hätten. Gegenwärtige kleine Schrift habe daher zum Zweck, das Mangelnde zu ergänzen, in so weit die Briefe des Plinius es erlaubten.

Von Schriftstellern des Zeitalters, deren Schriften noch vorhanden sind, soll hier nicht die Rede sein. Nur solche wären zu bezeichnen, deren Schriften theils gänzlich, oder bis auf geringe Fragmente verloren wären, theils solche, die als Verf. bestimmter Schriften bekannt wären, aber nicht ob sie publizirt wurden, oder auch solche, von welchen man wisse, dafs sie sich zwar litterarisch beschäftigten, aber nicht, ob sie die Absicht hatten, mit ihren Schriften offentlich aufzutreten.

Der Vf. theilt solche von Plinius berührten Litteratoren in zwei Classen, in solche, die sich mit dichterischen Werken beschäftigten, und in solche, die in Prosa schrieben. Von den erstern werden zehn, und den zweiten neun Namen aufgeführt.

Ferner wird der Charakter des Plinius selbst geschildert, um zu beurtheilen, in wie fern man seinen von ihm gegebenen Nachrichten Zutrauen schenken könne. Hiebei, meint der Verf., durften drei Dinge nicht unbeachtet bleiben: erstlich die Bereitwilligkeit des Plinius im *Loben*, zweitens seine übertriebene Eitelkeit, und drittens der Mangel an republikanischem Sinn. — Aber sollten Lobsprüche in dem Munde eines so urtheilsvollen Mannes wie Plinius sehr täuschen? — Was das Eitelsein betrifft, sollte dieses so verdammlich bei einem so edeln Charakter wie Plinius sein, der im Andenken der Besten seiner Zeit und der Nachkommen zu leben wünscht? — Republicanischen Sinn! — Welcher Verständige konnte im Zeitalter Traians noch an ein Wiederaufleben republicanischer Zustände denken? — gewifs weder der vom Vf. so hoch gepriesene Tacitus, noch sein Freund Plinius. — Was weniger Erfahrne in den Worten des Tacitus als republikanischen Sinn ansehen, ist nichts anders, als ein Bestreben des Historikers das verdorbene Zeitalter mit schwarzen Farben zu mahlen, — nicht aber dadurch eine republicanische Zeit zurückzurufen.

Abgesehen von solchen jugendlichen Ansichten, scheint uns die Schrift mit Einsicht und Fleifs geschrieben zu sein.

A. H.

№ 120.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLIX.

Commentar über den Brief Pauli an die Galater von Leonhard Usteri, Rector und Professor am Gymnasium zu Bern. Nebst einer Beilage in Beziehung auf Hermann's Programm de Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus, und einigen Excursen. Zürich bei Orell, Füfsli und Compagnie. 1833. *XII und* 252 *S.* 8.

Der rühmlich bekannte Verf. dieses Commentars ist uns im September dieses Jahres durch unerwarteten Tod entrissen; zu früh für Wissenschaft und Leben. Im Jahr 1799 geboren, erhielt Usteri seine theologische Bildung zu einer Zeit und unter Lehrern, welche ihn früh über die Einseitigkeit des bisherigen, in sich selbst zerrissenen Standpunkts der theologischen Wissenschaft aufklärten, und ihm sogleich die Richtung zu der tieferen und freieren Behandlungsweise der Theologie gaben, wodurch die neueste Entwicklungsepoche sich auszeichnet. Mit besonderer Vorliebe schlofs er sich an die Schleiermacher'sche Richtung an, und suchte die Principien seines grofsen Lehrers in der kritischen und historisch-dogmatischen Behandlung des N. T. geltend zu machen. Bald hatte er sich einen ehrenvollen Namen in der theologischen Litteratur erworben durch eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen, unter denen, aufser unserm Commentar und kleineren Aufsätzen und Recensionen in verschiedenen Zeitschriften, am bekanntesten sind seine „*Comment. crit. qua evang. Joannis genuinum esse ex comparatis IV. Evv. narrationibus de coena ultima et passione J. Chr. ostenditur etc. Zürich* 1823." und seine vortreffliche „Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des N. T. Zürich 1824." Die letztere Schrift erfreute sich eines so allgemeinen Beifalls, dafs im J. 1832 schon die vierte umgearbeitete Auflage erscheinen konnte. Zugleich beschäftigte sich Usteri, schon von Amtswegen, mit dem Studium der klassischen Philologie, und machte sich auch in dieser Hinsicht durch Bearbeitung einzelner klassischer Werke (Homer, Plutarch) bekannt. Sein Geist war in unbefangener, lebendiger Fortbildung begriffen; rege Thätigkeit, Wahrheitsliebe und ein edler, bescheidener Sinn, der eben sowohl fremdes Verdienst anerkannte, als über die eigene Vollendung freudiges Selbstbewufstsein zeigte, beseelten und leiteten ihn. In seinen letztern Lebensjahren zog ihn besonders die neuere wissenschaftliche Theologie an, welche die Hegel'sche Philosophie zu ihrem Grunde hat. Usteri war auf der einen Seite durch seine frühere Ueberzeugung vorbereitet, auf der andern durch seine Jugend unbefangen und biegsam genug, um diese neue Regung des Geistes nicht gleichgültig bei Seite zu stellen, oder gar ungehört zu verdammen. Zwar konnte er das grofsartige System nicht sogleich in seinem ganzen Umfange durchdringen, wufste aber die theologische Seite desselben so weit in sich aufzunehmen, dafs sein eigener Standpunkt an Tiefe und Unbefangenheit augenscheinlich gewann. Dies zeigte besonders die vierte Auflage seiner Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes. „Was erst dem Ganzen — heifst es dort in der Vorrede p. VI. — die rechte wissenschaftliche Haltung giebt, nämlich die Nachweisung des Allgemeinen im Besondern, des bleibenden Inhaltes in der zeitlichen Form, der Ideen, die den Vorstellungen und Bildern zu Grunde liegen, dies war (in den früheren Auflagen) noch immer zu wenig in's Licht gestellt worden. Die Aufgabe war nämlich nicht die, über die dogmatischen Vorstellungen der Apostel aus dem Standpunkt unserer Vorstellungen Reflexionen anzustellen, und jene etwa einer negativen Kritik durch diese zu unterwerfen, sondern an dem Faden der positiven Einheit der Idee festhaltend, jene subjectiven Formen der

Auffassung als nothwendige Entwicklungsmomente der Idee zu erkennen. Für die biblische Dogmatik, in welcher Exegese und Dogmatik vereint sind, ist dies der einzige wissenschaftliche Standpunkt. Jedem Theile wird dadurch sein Recht gesichert. In der Exegese nämlich haben wir überwiegend die Richtung, die Subjectivität und Individualität der (ursprünglichen) Form zu erkennen, in der Dogmatik suchen wir die Identität und Wahrheit des Inhaltes; die Einheit beider Richtungen mit stetem Bewufstsein ihres Unterschiedes mufs also die leitende Idee in der biblischen Dogmatik sein." Hierin ist zugleich das Verhältnifs ausgesprochen, worin nach der Absicht des Verfs. der gegenwärtige Commentar zur Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes stehen sollte. Mit einer gewissen Vorliebe widmete Usteri den Schriften des Paulus einen grofsen Theil seiner Mufse, um diesen in der Entwicklungsgeschichte des christlichen Geistes so bedeutungsvollen Apostel nach allen Seiten zu erkennen und seinen Geist möglichst vollständig aufzufassen. Am nächsten lag ihm der Brief an die Galater, weil er so zu sagen ein Compendium der Lehre des Apostels enthält, mithin seine Erklärung sich unmittelbar an des Verfs. Paul. Lehrbegriff anschlofs (Comment. p. V. ff.). Für die Auslegung dieses Briefes war schon manches Treffliche geschehen, besonders in Winer's Commentar; indefs fehlte ein Werk, welches tiefer in den Inhalt und Ideenzusammenhang desselben eindrang. Dies letztere machten Usteri, Rückert und Matthies ungefähr gleichzeitig und unabhängig von einander zu ihrer Aufgabe, die beiden erstern in einem vollständigern Commentar, der letztere in einer kürzeren Auslegung, welche hauptsächlich zur Berichtigung des Winer'schen Commentars dienen sollte, wefshalb die Darlegung des exegetischen Materials fehlt. Usteri sah es als Haupterfordernifs eines brauchbaren Commentars über diesen in mancher Hinsicht schwierigen Brief an, „vorzüglichen Fleifs auf die Entwicklung des Zusammenhanges der Gedanken zu verwenden, ihren raschen Schritten und Uebergängen nachzugehen und sie zu beleuchten, und sodann auch die Einheit und Uebereinstimmung des Gedankeninhalts mit der theils im allgemeinen Geiste des Christenthums, theils in der individuellen Subjectivität begründeten Denkweise des Schriftstellers darzuthun" (p. VII.). Als Vorarbeiten benutzte der Verf. die Auslegungen von Chrysostomus, Theodoret, Oecumenius, Matthäi's Scholiasten, Calvin, Beza, Grotius, Clericus, Hammond, Schöttgen, Kypke, Elsner, Chr. Wolf, Wetstein, Klauser, Schmidt, Morus, Rosenmüller, Koppe, Flatt, Vater, Winer, Paulus" (p. X.). An gelehrtem Material ist unser Commentar übertroffen durch Winer's und Rückert's Commentare, namentlich fehlt auch eine Geschichte der Auslegung des Briefes, ein besonderes Verdienst des Winer'schen Commentars; indefs hatte Usteri gerade die bedeutendsten Vorgänger herbeigezogen, und war so im Stande, die wesentlichen Momente der Auslegung historisch darzulegen. Auf die letztern, nicht auf die rohe Masse des exegetischen Stoffes, kommt es ja an, und Usteri gebührt das Lob, dafs er mit Umsicht und richtigem Takt den historisch-exegetischen Stoff auf eine Weise gewählt und eingeführt hat, welche die selbstständige Lösung der hermeneutischen Aufgabe nie in den Hintergrund treten läfst. Aufserdem verdankte der Verf. seinem Freunde und Collegen G. Studer, Professor der griech. Lit. am Berner Gymnasium, die Mittheilung scharfsinniger und trefflicher Bemerkungen, die hie und da in dem Commentar eingeschaltet sind. Auch auf die Kritik des Textes wurde besonderer Fleifs verwandt, namentlich mit Rücksicht auf die Lachmann'sche Textrecension, in welche sich manche Ausleger, welche die historische (diplomatische, recensirende) und die innere (exegetische) Kritik nicht gehörig auseinander halten, immer noch nicht recht finden können. Der Verf. fand Gelegenheit, einige durch Lachmann aufgenommene Lesarten auch durch die innere Kritik zu rechtfertigen; andere dagegen von diesem Standpunkt aus zurückzuweisen. S. z. B. C. 4, 14. 15. C. 5, 14. C. 6, 2. Dagegen C. 3, 1. 23. C. 4, 7. C. 5, 19.

Der Commentar zerfällt in 3 Theile, wozu noch eine Beilage kommt. Der erste Theil (p. 1 – 6) enthält die allgemeine Uebersicht des Inhalts, um dem Leser einen vorläufigen Totaleindruck des Ganzen zu geben, ohne die einzelnen schwierigen oder streitigen Punkte hervorzuheben, worüber der Leser erst urtheilen soll, nachdem die hermeneutische Aufgabe gelöst ist. Der zweite Theil enthält die Auslegung des Briefes selbst p. 7—215; der dritte die Ergebnisse der Auslegung für die historische Kritik, also Untersuchungen über Verfasser, ursprüngliche Leser, Zeit und Ort der Abfassung, Zweck und Veranlassung des Briefes. — Diese Eintheilung des Ganzen stellt den einfachen Verlauf der hermeneuti-

schen Thätigkeit dar, wie sie der Ausleger und jeder Leser beim ersten Studium des Briefes vollbringen mufste; der Leser des Commentars soll nochmals denselben Weg durchmachen. Die Eintheilung entspricht den Principien der Schleiermacher'schen Hermeneutik, und ist überhaupt in der Anlage exegetischer Werke zu wünschen, weil dadurch das Anticipiren von Resultaten, die sich erst in der Auslegung ergeben sollen, wegfällt. — Die Beilage p. 228—52 enthält zuerst eine Würdigung des Programm von *G. Hermann*: *De Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus. Lips.* 1832. 4. Dasselbe war dem Verf. erst zu Händen gekommen, nachdem der gröfsere Theil des Commentars bereits gedruckt war; die Beschäftigung eines so grofsen Philologen mit Neutestamentlicher Exegese machte es dem Verf. indefs zur Pflicht, die wichtigsten Bemerkungen daraus summarisch mitzutheilen und einer bescheidenen, vom theologischen Standpunkte angestellten Kritik zu unterwerfen. Ungeachtet mancher trefflichen Erklärungen Hermann's, besonders der schwierigen Stelle C. 3, 20, war der Vf. dennoch berechtigt den Schlufs zu ziehen, „dafs die Regeln des klassischen Sprachgebrauchs nur mit der gröfsten Behutsamkeit auf das N. T. angewandt werden dürfen, und dafs, während die Philologen zwar allen Dank verdienen, zuerst den Theologen den rechten Weg der Auslegung gezeigt zu haben und noch immerfort zu zeigen, doch ihnen selbst bisweilen im Einzelnen die genauere Kenntnifs des neutestamentlichen Sprachgebrauches sowohl als Ideenkreises, wie natürlich, weniger bekannt sei" p. 231. — Sodann enthält die Beilage Berichtigungen, Zusätze und Excurse. Der Excurs zu C. 3, 19 bezieht sich auf die Engellehre, und der Verf. sucht seinen schon früher aufgestellten Satz zu rechtfertigen: es sei unerweislich, dafs im apostolischen Zeitalter der Glaube geherrscht habe, die Engel seien nicht nur Mittelspersonen, sondern sogar Urheber der mosaischen Gesetzgebung gewesen. Die Polemik des Verfs. ist gerichtet gegen das neuere wunderliche Werk des Dr. Schulthefs: Engelwelt, Engelgesetz und Engeldienst, philol. und liter. erörtert und auf die evangelische Gnade und Wahrheit zurückgeführt. Zürich 1833., welches indefs nicht genannt ist, um alle Persönlichkeiten zu vermeiden.

Wir werfen nun noch einen Blick auf die Auslegung des Briefs und auf die Resultate, welche der Vf. für die historische Kritik daraus zog. Es versteht sich wohl von selbst, dafs Usteri nach den strengern Anforderungen arbeitete, welche der gegenwärtiger Standpunkt der Neutestamentlichen Grammatik an den Exegeten macht. Er theilt in gedrängter Kürze seine eigenen grammatischen Bemerkungen mit, verweist aber noch öfter auf grammatische Werke, besonders auf Winer's Grammatik. Dabei zeigt er eine vorzügliche Kenntnifs des Paulinischen Sprachgebrauchs. Noch mehr Sorgfalt ist auf die Entwicklung des Zusammenhangs und der Vorstellungen des Apostels verwandt. Die letzteren konnten, wegen der beschränkenden Form eines Commentars, nur bis auf einen gewissen Grad und Umfang entwickelt werden; der Verf. verweist dann gewöhnlich auf seine Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffs. Indefs machte die Darlegung des Zusammenhangs dem Verf. auch weitere Erörterungen zur Pflicht, zumal, wenn es sich um Entwicklung der verschiedenen Momente der Auffassung handelte, die von frühern Auslegern einseitig dargestellt waren. Der Commentar bietet in dieser Hinsicht vieles Treffliche dar; z. B. C. 2, 19. C. 3, 14. 26. C. 4, 14. 18. C. 5, 14. C. 6, 1. u. a. In vielen einzelnen Auslegungen stimmt Usteri mit Rückert und Matthies überein, ohne dafs gerade die Erörterungen und Beweise dieselben wären. Man wird in solchen Fällen meistentheils finden, dafs des Verfs. Entwicklung sich durch gröfsere Umsicht, Klarheit und Gediegenheit auszeichnet. So läfst er auch manches unentschieden, was keine Entscheidung zuläfst. So schliefsen z. B. die neuern Ausleger aus dem Ausdruck τὸ πρότερον C. 4, 13, dafs Paulus bei Abfassung des Briefes schon zwei Mal in Galatien gewesen sei; ohne die Sache selbst leugnen zu wollen, zeigt Usteri durch Parallelstellen, dafs jener Schlufs übereilt sei, da die Duplicität, welche in τὸ πρότερον liegt, auch den Gegensatz der frühern Anwesenheit und gegenwärtigen Abwesenheit bezeichnen kann, cf. Ev. Joh. 6, 62. In den meisten Erklärungen müssen wir dem Verf. beipflichten; zu den weniger gelungenen und wahrscheinlich unrichtigen zählen wir C. 2, 2, wo die Annahme eines Fragesatzes unnöthig und gezwungen ist, S. Rückert; C. 3, 17. über die Zahl 430 C. 6, 9. μὴ ἐκλυόμενοι, wo die Erklärung „ohne müde zu werden" wohl geradezu falsch ist; C. 6, 11. über die unförmlichen Buchstaben des Briefs; C. 4, 25 lassen Studer und Usteri das Wort Ἄγαρ aus, welches auch in mehreren Auctoritäten fehlt; die Entscheidung

darüber ist in dieser allegorischen Stelle besonders schwierig, indefs möchten wir mit Rückert die recipirte Auslegung festhalten. Andere Einzelnheiten übergehn wir, und fügen nur noch eine Bemerkung über die Zahl 430 hinzu C. 3, 17. Man fafst sie gewöhnlich als Ungenauigkeit des Apostels, da der Zeitraum zwischen Abrahams Verheifsung und der mosaischen Gesetzgebung 630 Jahre betrug. Vielleicht hat aber der Apostel Rücksicht genommen auf die chronologische Hypothese des des *Samarit. Pentat.*, welcher Exod. 12, 40. statt 430 215 Jahre als Dauer des Aufenthalts in Aegypten setzt, wahrscheinlich um die lückenhaften Genealogieen damit in Uebereinstimmung zu bringen. S. Gesenius *de Pent. Samarit. p.* 49. und Rosenmüller's Scholien z. d. St. Diese 215 Jahre zu den 215 Jahren der patriarchalischen Geschichte gerechnet, geben dann die Zahl 430. — Für die höhere theologische Auslegung hat der Verf. im Commentar im Ganzen weniger geleistet, als man erwarten sollte. Selten werden die Vorstellungen des Apostels auf Begriffe und Ideen zurückgeführt, obgleich der Inhalt des Briefes, besonders der grofsartige Gegensatz von Gesetz und Freiheit hinreichende Gelegenheit dazu darbot. Dieser Mangel erklärt sich indefs aus dem Verhältnifs, welches der Verf. diesem Commentar zu seiner Entwickelung des Paul. Lehrbegriffes anwies. Der Commentar sollte vorzugsweise die ganze individuelle Sphäre der Vorstellungen erörtern, und so nur die Eine Seite bilden, die ihre Ergänzung in dem andern Werke hatte.

Bei den allgemeinen historisch-kritischen Untersuchungen über unsern Brief sind nur einzelne Punkte streitig, die ursprünglichen Leser, und noch mehr der Ort und die Zeit der Abfassung. In der erstern Hinsicht bekämpft der Vf. mit Recht die Hypothese, dafs der Brief nicht an die eigentlichen Galater, sondern an die angeblich neugalatischen Gemeinden von Derbe, Lystra u. s. w. gerichtet gewesen sei. Der zweite Punkt läfst sich nur vermuthungsweise bestimmen. Der Apostel Paulus war zweimal in Galatien Act. 16, 6. u. 18, 23. Frühere Kritiker nahmen zur nähern Bestimmung der Abfassungszeit noch 2 Kriterien zu Hilfe: einmal den Ausdruck τὸ πρότερον Gal. 4, 13, woraus man auf einen zweimaligen Besuch des Apostels bei den Galatern schlofs, und den Brief defshalb nach Act. 18, 23 setzte; und sodann den Umstand, dafs der Apostel bei dem Gal. 2. erzählten Auftritt in Antiochien sich nicht auf das apostolische Dekret Act. 15. berufe, wefshalb der Brief vor Act. 15. fallen müsse. Der Vf. zeigt die Unhaltbarkeit beider Kriterien, und vermuthet nur im allgemeinen, dafs der Brief nach dem zweiten Besuch des Apostels Act. 18. geschrieben sei; so erhalte man einen hinreichenden Zwischenraum zwischen der Stiftung der Gemeinde und der Abfassung des Briefs, um sich die im letztern erwähnten Umstände zu erklären; dazu stimme dann auch, dafs Paulus Gal. 4, 20 ff. nichts davon sage, dafs er sie bald wieder zu besuchen gedenke. Der wahrscheinliche Ort der Afassung ist dann Ephesus, wo der Brief um's J. 58 nach Christo geschrieben sein mag. In diesem Resultat stimmt der Vf. mit Hänlein, Hug, Eichhorn, de Wette, Winer u. A. überein. Zum Schlufs widerlegt der Vf. noch die Hypothese von Schrader (der Apostel Paulus Th. I.) und Köhler (Versuch über die Abfassungszeit der apostolischen Schriften des N. T. und der Apokalypse Leipzig 1830), wonach der Brief erst später in Rom geschrieben sein soll. Das Willkürliche derselben wird befriedigend aufgezeigt.

Usteri hat auch in diesem Commentar ein schönes Denkmal seines Namens gestiftet, und die Wissenschaft mufs seinen Verlust um so schmerzlicher fühlen, da er in der Folge auch andere Paulinische Briefe, sofern ihm Gott Leben und Kräfte schenkte, zu bearbeiten gedachte. Seine Verdienste um die Entwicklung des Paulinischen Geistes werden gewifs in Ehren bleiben! —

Lic. W. Vatke.

Systematischer Index
zum
Jahrgang 1833 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

II. Theologie.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

V. Philologie und Kunstkritik.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

VII. Geographie, Physik und Chemie.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

IX. Physiologie und Medicin.







